Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Deutsche Politik

Jahrgang 1916 • I

BERKELEY
LIBRARY
UNIVERSITY OF
CALIFORNIA

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Deutsche Politik

Wochenschrift für Welt- und Kulturpolitik

✦

Herausgeber:
Ernst Jäckh, Paul Rohrbach, Philipp Stein

✦

Erster Jahrgang
Januar/Juni 1916

Gustav Kiepenheuer Verlag/Weimar

Digitized by Google

Digitized by Google

D1
D45
v.1:1-26

Inhalts-Verzeichnis

I. Hauptartikel

Seite

Arndt, P., Die gegenwärtige finanzielle Lage Frankreichs 720
— Die Grundlagen der finanziellen Kraft Frankreichs 632
Baumgarten, O., Das englische Selbstgefühl 993
Boehm, M. H., Partei und Beruf. Vorfragen der Neuordnung unseres Parteiwesens 1091
Buckeley, A., Die Kaserne als Schulhaus 279
Cahén, R., Vom Staatserlebnis 736
Chatterton-Hill, G., Die Kulturmission Irlands in vergangenen Jahrhunderten 467
— Irland 969
Claßen, W., Zerfall und Wachstum der sittlich-religiösen Ideen in der Industrie-Arbeiterschaft 270
Deißmann, A., Ein Durchbruch der Wahrheit 449
— Geistige Weltpolitik 36
Der Zusammenbruch der französischen Linken 1000
„Deutsche Politik" 1
Dewall, W. v., Das Studium der chinesischen Sprache 559
Die Intellektuellen des Zaren 614
Die russischen Liberalen 797
Die russische Psyche 545
Die vierte Kriegsanleihe 481
Eucken, R., Deutschland und Ungarn 844
Fischer, J., Der Arbeiter und die deutsche Politik 175
— Wenn der Friede kommt . . .! 806
Fleisch, K., Ziele und Aufgaben des neuen Reiches 752
Flüchtlingselend der von Haus und Hof vertriebenen Deutsch-Russen 812
Franke, O., China auf dem Rückwege zur Monarchie 145
Frankfurter, R. O., Ist der U-Bootskrieg völkerrechtswidrig? 342
Göhre, P., Religionspsychologisches aus dem Schützengraben 1126
Götze, W., Die bevorstehende Krisis in Englands Volksmeinung 644
Grautoff, O., Die Erziehung der Franzosen zum Haß 803
Hallström, P., Friedrich der Große und der deutsche Heroismus 508
Haßhagen, J., Idealismus und Imperialismus in England 790
— Über die weltpolitische Bedeutung des deutsch-russischen Krieges 537
Hellpach, W., Politische Gedanken über die deutsche Sprache 371
Herlt, G., Die Einführung der Goldwährung in der Türkei 976
Herre, P., Spanien und Deutschland 584
Hönn, K., Schwedische Stimmen zum Weltkriege 110
Jäckh, E., Das türkische Kriegsziel 865
— Der Friedenswille des Schwiegervaters 193
— Die Kapitulation der „Kapitulationen" 945
— Die schwedisch-türkische Zange 103
— Friedrichs des Großen Orientpolitik 12
— „Mitteleuropa" als Organismus 1065
Jöhlinger, O., Deutschlands Wirtschaftskraft 652
— Die Frachtraumkrisis in England 887

Digitized by Google

Seite

Kahn, R., Aufgaben und Ziele der deutschen Volksbildung im Kriege und nach dem Kriege 912
Kolbe, Fr., Japan und England 608
Lampe, F., Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege 419
— Kriegsbetroffene Lande 169
Li-hung-tschang, Britische Schande 500
Mackay, Freiherr v., Deutschland und China in der Weltkriegskrise 357
Manes, A., Australien, Deutschland und der Weltkrieg 848
Misch, G., Vom Geist und Gang des Krieges 876
Molin, A., Das junge Schweden und der Weltkrieg 412
Morus, Th., Britische Kriegführung 504
Muthesius, H., Der Werkbundgedanke. Seine Grundlagen 459
Niemeyer, Th., Die völkerrechtliche Lage der Alandsinseln 1049
Ostwald, P., Die Bedeutung des russisch-japanischen Staatsvertrages . . . 853
Paquet, A., Brief an einen schwedischen Freund 311
Pohl, H., Englische Prisengerichtsbarkeit 134
Rießer, Deutschlands Wirtschaftslage und Wirtschaftsaussichten 49
Rohrbach, P., Das große Friedenshindernis in England 985
— Das Kriegsziel im Schützengraben 241
— Der Primat der Lüge 433
— Die Sehnsucht nach dem neuen Deutschland. Eine amerikanische Stimme . 530
— Die Wurzel des Konflikts 826
— Drei Fragen an Sir Edward Grey 1034
— Eine englische Ohrfeige für Rußland 577
— Eine russische Stimme über Rußlands Kriegsziel 165
— Englands Amerikapolitik und der U-Bootskrieg 385
— England und Rußland, unsere Gegner 2
— Klarheit im Osten 705
— Kriegspolitische Ausrichtung 665
— Politische Kriegsgedanken 486
— Politische Volksbildung 906
— Rußlands Wille und Weg 625
— Schweden und Rußland 97
— Usque ad mortem — et ultra! 825
— Vor der letzten Höhe 1105
— Waffen und Opfer 289
— Weltvolk — Seevolk 337
Schaefer, C. A., Fuad Paschas politisches Vermächtnis 247
Scherif, S. Die französische Gewaltherrschaft in Tunesien und Algerien . . 207
Schiemann, Th., Die Weltlage vor Weihnachten 15
— Die Weltlage gegen Ende Januar 1916 220
— Streiflichter zur Weltlage Anfang Februar 1916 299
— Streiflichter zur Weltlage II 398, III 492, IV 596, V 670, VI 771, VII 834, VIII 925, IX 1010, X 1080
Schmidt, A., Dardanellen oder Persischer Golf? 681
— Der nächste Krieg 410
— Goremykins Nachfolger 294
— Panrussismus 964
— Warum Finnland russifiziert wurde 258
Schüler, W., Ende des neuen chinesischen Kaisertums? 695
— Englands Werben um Chinas Bundesgenossenschaft 322
— Yuan-shi-kai 1110

Digitized by Google

Seite

Schulze-Gaevernitz, G. v., Stimmen Walloniens 81
Secker, F., Eine russisch-japanische Annäherung 739
— Politischer Auftakt in Ostasien 439
Simon, L., Amerika und England 318
Somary, Die wirtschaftliche Annäherung Mitteleuropas 688
Spectator Galliae, Frankreichs Geständnis 41
Stahl, W., Das Märchen von der französischen Kultur 182
— Frankreichs Kampf gegen die deutsche Idee 264
— Wilsons Persönlichkeit in seinen Schriften 547
Steffen, G. F., Deutsche und französische Sozialdemokratie während des Weltkrieges 950
Stein, Ph., Kriegsernährungsamt und Kriegsgesellschaften 1025
— Krieg und Verwaltung 76
— Schützengraben und Küche 745
Steinuth, H., Zur letzten Unterseeboots-Note Amerikas 313
Strutz, G., Das Vorspiel zur Reichsfinanzreform nach dem Kriege 1117
Tönnies, F., Die Ministerkrise in England 936
— Die Wehrpflicht in England 198
Troeltsch, E., Das katholische Kriegsbuch 785
Warum man in Rußland „1812" spielte 711
Weber, W., Ein angelsächsischer Militarist 442
Wechßler, E., Französische Volksart 1041
Weisbach, W., Expulsons les Barbares 553
— Italien nach dem Fall Montenegros 362
Weiser, Ch. F., Die innere Erneuerung 759
— Quellen deutscher Kraft 87
Wertheimer, Fr., Amerika und die japanische Gefahr 869
Wie sie sich anschwärmen 618
Wygodzinski, Wirtschaftsimperium und Nationalstaat 1071

II. Sachregister

Seite

Afrika 476, 1020
Ägypten 7, 17
Algerien 207
Amerika, Vereinigte Staaten, und Deutschland, s. Deutschland und Vereinigte Staaten
— und England 19, 24, 233, 307, 318, 385, 501, 523, 727, 774
— und Frankreich . . . 427, 568, 727
— Industrie 524, 662
— und Japan . 25, 524, 603, 841, 869
— und Mexiko 502, 603
— Politik, äußere, 19, 286, 623, 676, 839 869 (s. auch Amerika und Weltkrieg)
— und U-Bootfrage 307, 313, 385, 486, 490, 925
— Volkswirtschaft 318
Amerika und Weltkrieg 318, 403, 703 839, 859, 925, 1017
Arbeiter und Politik 175
Australien und Deutschland . . 848
— und England 850, 854
— und Japan 851
— und Weltkrieg 783, 848
Belgien, Kriegsziel 860
— Neutralitätsfrage 447, 455
— Vlämische Frage 477, 900
— Wallonien 81, 84, 86
— und Weltkrieg 1099
China und Deutschland . . 350, 620
— und England 322, 354, 439, 507, 522
— und Japan 152, 161, 326, 351, 439, 843, 873, 1095, 1114
— Revolution . . 145, 153, 696, 1112

Digitized by Google

Seite

China und Rußland 1094
— Sprache 559
— Staatsverfassung 145, 695
Deutschland, Arbeiterfrage 115, 270, 756
— und Australien 848
— und China 350, 620
— Elsaß-Lothringen und Frankreich 127
— und England 2, 48, 59, 68, 123, 125, 284, 401, 445, 627, 666, 741, 745, 795, 816, 896
— Finanzen 53, 63, 71, 481, 570, 652, 1117
— und Frankreich 60, 68, 129, 190, 264, 703, 803, 942
— und Griechenland 821
— Handel . . 56, 330, 355, 522, 570
— Heerwesen 130, 279, 656
— Industrie . . . 56, 270, 568, 817
— und Italien 570, 818, 899
— und Japan 187
— Katholizismus 785
— Kolonien 341, 1142
— Kriegswirtschaft 49, 79, 521, 652, 745, 1026, 1118
— Kriegsziel . 68, 241, 705, 775, 806
— Kunst und Kunstpflege 459, 553, 623, 819, 923
— Politik, äußere, 47, 241, 337, 385, 435, 827, 844, 848, 925, 1034, (s. auch Deutschland und Weltkrieg)
— Politik, innere, 56, 73, 76, 128, 175, 477, 530, 745, 752, 806, 912, 950, 1025 1087, 1091, 1117
— Reichsbuchwoche 982
— Religiöses Leben 270, 763, 785, 1126
— und Rußland 2, 60, 69, 125, 537, 545, 606, 625, 666, 702, 705, 717, 743, 783, 826, 898, 909, 942, 967
— Schule . 419, 701, 820, 905, 1098
— und Schweden . . . 115, 118, 140
— Sozialdemokratie 950
— und Spanien 285, 584
— Sprache 371
— und Türkei 130, 253, 980
— und U-Bootfrage 307, 313, 340, 342, 385, 486, 490, 665, 925, 1036
— und Ungarn 844
— und Vereinigte Staaten 38, 61, 306, 385, 403, 501, 530, 568, 602, 674, 839, 899, 908, 925, 1036
— Volksbildung . . . 279, 905, 912
— Volkswirtschaft 49, 527, 652, 688, 823
— und Weltkrieg 49, 76, 87, 241, 264, 289, 623, 657, 745, 761, 806, 817, 857, 876, 912, 925, 943, 950, 982, 985, 1026 1087, 1106, 1126
— Weltpolitik . . . 36, 241, 289, 337
— Werkbund 459
— Wesen, deutsches, 95, 133, 264, 270, 508, 530, 759, 876, 1126
— Wirtschaftspolitik 58, 358, 652, 688, 1080
England und Ägypten 7
— und Australien 850, 854
— und China s. China und England
— und Deutschland s. Deutschland und England
— Finanzen . . 331, 471, 649, 727
— und Frankreich 381, 523, 672, 703, 727, 731, 895, 942
— Handel . . . 283, 523, 571, 887
— Heerwesen 122, 198, 442, 504, 930, 1085
— Imperialismus 121, 442, 790, 993, 1075
— und Indien 572, 622
— und Irland (irische Frage) 28, 467, 601, 782, 931, 969, 1018, 1054
— und Italien 191, 283, 364, 382, 428, 861, 943, 981, 1022
— und Japan 439, 608, 663, 671, 740, 783, 855, 871
— Kolonien 816
— Kriegsziel 617, 742
— Politik, äußere, 4, 120, 124, 223, 322, 385, 442, 627, 790, 985, 993, 1034 (s. auch England und Weltkrieg)
— Politik, innere, 27, 93, 122, 198, 229, 232, 239, 304, 400, 644, 772, 936
— Religiöses Leben 450
— und Rußland 240, 494, 525, 571, 577, 605, 614, 618, 710, 830, 967
— Schiffahrt 320, 382, 571, 887, 941, 1022
— und Schottland 600
— Schulpflicht 206
— Schutzzollfrage . . . 331, 569, 663
— und Schweden 20, 117
— Seerecht 121, 134
— Sozialist. Partei 782
— und Spanien 589, 837
— und Türkei 251, 741, 979
— und Vereinigte Staaten s. Amerika und England
— und Weltkrieg 3, 17, 93, 134, 222, 292 304, 398, 449, 489, 491, 501, 571, 597 644, 744, 745, 772, 797, 856, 887, 896 930, 939, 941, 985, 1034, 1080, 1106 1109

Digitized by Google

Seite

England, Weſen, engl. 790, 909, 971, 993
— Wirtſchaftskrieg 48, 330, 522, 783 1020, 1139
Erdkunde und Politik 169
Frankreich und Algerien . . . 207
— und Deutſchland ſ. Deutſchland und Frankreich
— und Elſaß-Lothringen . . . 127
— und England ſ. England und Frankreich
— Finanzen . . . 94, 524, 632, 720
— Handel . . 475, 523, 641, 661, 664
— Induſtrie 635, 640, 732
— und Italien 366, 427, 661, 703, 982
— Jungfrankreich 190
— Klerikalismus 1008
— Kriegsziel . . 332, 742, 898, 1012
— Kultur . 182, 267, 633, 803, 1041
— Kunſtpflege 286, 553
— Landwirtſchaft 525, 639
— und Marokko 130
— Politik, äußere . . 41, 126, 207, 264
— — innere 128, 186, 190, 771, 803, 950 1000
— Preſſe 1000
— Radikalismus 1003
— und Rußland . 126, 570, 672, 731
— und Schweden . . . 140, 960
— Sozialdemokratie . . . 950, 1000
— und Tuneſien 207
— und Türkei 252
— und Vereinigte Staaten 427, 568, 727
— Volkswirtſchaft . . 633, 732, 743
— und Weltkrieg 30, 41, 231, 264, 285, 291, 406, 475, 488, 524, 567, 598, 673, 720, 771, 857, 933, 950, 1000, 1012, 1021, 1088
— Weſen franz. 41, 182, 264, 636, 1041
— Wirtſchaftskrieg 475, 568, 662, 703, 817, 942, 1099, 1139
Friedensfrage . . . 819, 859, 1017 (Siehe auch „Kriegsziel" unter den einzelnen Ländern).
Griechenland und Deutſchland . 821
— und Italien 858
— und Weltkrieg . . . 225, 834, 858
Indien 572, 622, 783
Internationalismus . . . 426
Italien und Deutſchland 570, 818, 899
— und England ſ. England und Italien
— und Frankreich ſ. Frankreich und Italien

Seite

Italien und Griechenland . . . 858
— Politik, innere 369
— und Rußland 365, 660
— und Vatikan 367, 661
— Volkswirtſchaft 383
— und Weltkrieg 32, 220, 291, 362, 427 1089, 1099
Japan und Auſtralien 851
— und China ſ. China und Japan
— und Deutſchland 187
— und England ſ. England und Japan
— Handel 660
— und Rußland . . 739, 853, 1094
— und Vereinigte Staaten ſ. Amerika und Japan
— und Weltkrieg 285, 873
Katholizismus und Weltkrieg 785
Kriegsziele ſ. u. den einzelnen Ländern
Mitteleuropa 74, 579, 662, 688, 707 1065, 1142
Montenegro und Serbien . . 193
— und Weltkrieg 193, 226
Niederlande, Kolonien . . . 901
— und Weltkrieg . 329, 784, 835, 897
Norwegen und Rußland . . . 261
— und Schweden 115
Öſterreich-Ungarn, Bosniſche Kriſe 986
— und Rußland 830
— und Türkei 252
— Ungarn und Deutſchland . . 844
— „Vertrag von Konopiſcht" . . 473
— Wirtſchaftspolitik 688
Partei und Beruf 1091
Perſien 16, 681
Politik und Arbeiter 175
— und Erdkunde 169
Religionspſychologie . . . 1126
Rumänien und Rußland . . . 680
— und Weltkrieg 835
Rußland, Alandsinſelfrage . . 1049
— und China 1094
— und Deutſchland ſ. Deutſchland und Rußland
— und England ſ. England und Rußland
— Finanzen 381, 525
— und Finnland (Finnländiſche Frage) 140, 263, 778
— — und Schweden 114
— und Frankreich . 126, 570, 672, 731
— Handel 474, 702
— Imperialismus . 539, 964, 1077

Digitized by Google

Seite

(Siehe auch: Kriegsziel und Politik, äußere).
Rußland, Industrie 744
— und Italien. 365, 660
— und Japan . . . 739, 853, 1094
— Kriegsziel 165, 410, 437, 539, 625, 668, 681, 705, 711, 800, 825, 898, 910, 966, 1058
— Liberalismus . 499, 705, 797, 965
— Militarismus 1097
— und Norwegen. 261
— und Österreich-Ungarn . . . 830
— und Persien 681
— und Polen (Polnische Frage) 94, 777, 856
— Politik, äußere 126, 165, 261, 300, 410, 433, 625, 681, 827, 853, 964, 990, 1097 (Siehe auch Rußland und Weltkrieg)
— —, innere 32, 93, 235, 258, 294, 302, 407, 497, 526, 572, 680, 711, 743, 780, 797, 812, 816, 856, 964, 1013, 1016
— und Rumänien 680
— und Schweden 97, 112, 238, 261, 417, 527, 817, 897, 1049
— und Türkei 8, 166, 254, 681, 706, 801, 832
— Ukrainische Frage . . . 580, 1108
— Volkswirtschaft 94, 381, 474, 498, 526, 527, 784, 897, 981
— und Weltkrieg 16, 32, 93, 234, 291, 303, 407, 433, 486, 494, 497, 539, 606, 625, 660, 705, 711, 780, 797, 812, 897, 935, 981, 990, 1013, 1086, 1115
— Wesen, russisches . . 300, 545, 964
— Wirtschaftskrieg 286
Schweden und Deutschland 116, 118, 140
— und England 20, 117
— und Finnland 114
— und Frankreich 140, 960
— Jung-Schweden . . . 100, 412
— und Norwegen 115

Seite

Schweden, Politik, äußere 97, 106, 110 311, 413, 1049
— —, innere 99
— und Rußland s. Rußland u. Schweden
— und Türkei 103, 107
— und Weltkrieg . 110, 311, 412, 778
Serbien und Montenegro . . 193
Spanien und Deutschland 285, 584
— und England 589, 837
— und Weltkrieg 587, 836
Staatstheorie 736, 1071
Türkei und Deutschland 130, 253, 980
— und England . . . 251, 741, 979
— und Frankreich 252
— und Friedrich der Große . 12, 104
— Fnad Paschas pol. Testament . 247
— Islam 250, 979
— Kapitulationen 945
— Kriegsziel 865
— Münzgesetz 976
— und Österreich-Ungarn . . . 252
— Politik, äußere 247, 868
— —, innere 255, 865, 945
— Reformen . . 247, 865, 945, 976
— und Rußland s. Rußland und Türkei
— und Schweden. . . . 103, 107
— und Weltkrieg 487, 945
Tunesien 207
U-Bootfrage 313, 342, 385 (s. auch unter „Amerika“ und „Deutschland“)
Vatikan 367, 622, 661
Vereinigte Staaten von Nordamerika s. Amerika
Weltkrieg, zur Lage, 15, 220, 299, 398, 492, 596, 670, 771, 834, 925, 1010 1080 (s. auch „Weltkrieg“ unter den einzelnen Ländern)
Weltkunde, politische 905
Weltpolitik, geistige . . . 36, 426
Wirtschaftsimperium und Nationalstaat 1071

III. Personenregister

Seite

Aseff 259
Asquith . . . 493, 616, 644, 937
Bethmann Hollweg . . . 775, 985
Bismarck, O. v. 263, 545
Bois, A. du 82, 84
Branting 960

Seite

Campbell-Bannermann, H. 936
Carlyle 791
Casement, R. 932, 1054
Clémenceau 1005
Cramb 794
Darbyshire 451, 453

Digitized by Google

	Seite
Delaite	83
Destrée	81, 86
Dillon, J. C.	646
Dumont-Wilden	82, 84
Eduard VII	629
Evans, S.	134
Findlay, W. H.	450
Friedrich d. Große 12, 104, 514, 570	
Fuad Pascha	247
Garrett, G.	530, 674
Goltz, v. d., Pascha	825, 941
Goremykin	294
Grey, Ed.	305, 645, 986, 1034
Haude-Rexin	104
Hjärne	100
Hughes	783, 816, 851
Jaurès	260, 957
Jollos	799
Karl XII., König von Schweden, 97, 106	
Lea, H.	442
Maeterlinck	83, 1099
Magnette, F.	83
Menschikow	743, 780
Miljukow	668, 705, 800, 1058, 1061
Molin, A.	412
Montalembert, C. de	553
Naumann, F.	1141
Nikolaus, König von Montenegro	193, 299
Paul, J.	83
Root, E.	677
Sands, B.	580
Scarlett-Synge, E.	285
Seeley	792
Sembat, M.	958
Sfasonow	433, 494, 793
Steffen, G. F.	139
Stürmer	297
Sun Yat-sen	146, 149, 697
Tirpitz	679, 1110
Trubezkoi	411
Weerdt, Colleye de	83
Weston, M.	24
Wiart, C. de	83
Wilson, W. 19, 21, 386, 405, 501, 547	676, 775, 1017
Yuan-shi-kai	146, 695, 1110

IV. Besprochene Schriften

	Seite
Bab, J., Preußen und der deutsche Geist	574
Behrens, C., Das kriegerische Frankreich	265
Biermann, W. Ed., Volkswirtschaftliche Lehren des Weltkrieges	984
Birt, Th., Schiller als Politiker	383
Bratter, C. A., Die preußisch-türkische Bündnispolitik Friedrichs des Großen	12
Chamberlain, H. S., Kriegsaufsätze	95
Cloeter, H., Häuser und Menschen von Wien	479
Der Ling, Erinnerungen einer chinesischen Hofdame	191
Die Kriegsgefangenen in Deutschland. Montanus-Bücher, Bd. 7.	944
Deutsche Feld- und Heimatbücher	488
Fechner H., Kommende Kunst??	528
Fischer, M., Heinrich von Kleist	574
Frank, Das Seekriegsrecht in gemeinverständlichen Verträgen	1101
Friedrich der Große, Werke	575
Frost, L. D., Preußische Prägung	573
Ginsley, F. K., Die Front in Tirol	480
Grabowsky, A., Die polnische Frage	409
Grautoff, O., Kunstverwaltung in Frankreich und Deutschland	287, 556
Haeckel, E., „Ewigkeit", Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre	1142
Hagen, M. v., England und Ägypten	1143
— Geschichte und Bedeutung des Helgolandsvertrages	431
Hallström, P., Der Volksfeind	863
Heimkehr, Kriegszeitschrift des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer	904
Herkner, Die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten	688
Herz, L., Kriegskosten und Deckung	1063
Hesse, A. — Großmann, H., Englands Handelskrieg und die chemische Industrie	862

Digitized by Google

	Seite
Horn K., Die deutsche höhere Schule der Zukunft	903
Jöhlinger, O., Weltwirtschaftliche Ursachen des Krieges	861
Jouve, P. J., Vous êtes des hommes	820
Junge, R., Das Problem der Europäisierung orientalischer Wirtschaft	141
Kertesz, A., Die Textil-Industrie Deutschlands im Welthandel	1100
Kjellén, R., Politische Probleme des Weltkrieges	1014
Köhler, C., Die Privatbeamten-Politik nach dem Kriege	903
— F. Kulturwege und Erkenntnisse	1142
Korodi, L., Die deutsch-magyarische Freundschaft	844
„Kriegsmappe" des SDS.	1064
Lampe, F., Kriegsbetroffene Lande	170
Lamprecht, K., Deutsche Zukunft — Belgien	288
Lea, H., The Day of the Saxon	442
Lienau, Das Märchen von der französischen Kultur	184
Liffschitz, F., Rußland	480
Lohmann, J., Deutsches Wesen in gegensätzlicher Berührung mit dem Ausland	1102
Ludwig, C., Die Fahrten der „Goeben" und der „Breslau"	384
Lüthgen, Belgische Baudenkmäler	287
Mann, Th., Friedrich und die große Koalition	508
Mi-Baschau, A., Der arabische Orient und der Krieg	1023
Michel, R., Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn	704
Molin, A., Schweden und der Weltkrieg	778
Möller van der Bruck, Der preußische Stil	574
Morus, Th., Utopia	504
Mühlestein, H., Der Vorrang der deutschen Staatsidee und ihr Sieg in Europa	624
Mulert, H., Der Christ und das Vaterland	763
Nathusius, C. v., J. G. Nathusius, Ein Pionier deutscher Industrie	144
Norbert, W., Paßionels Tagebuch	1102
— Tommys Tagebuch	1102
Nordische Märchen (E. Diederichs)	143
Norrenberg, J., Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege	419
Nötzel, K. — Barwinskyj, A., Die slawische Volksseele	902
Nowak, K. Fr., Hötzendorfs Lager	528
Pastor, L. v., Die Stadt Rom am Ende der Renaissance	824
Paull, H., Die neue Familie	864
Penck, A., Die österreichische Alpengrenze	428
Pfeilschifter, Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg	785
Planiscig, L., Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten	287
Prigge, E. R., Der Kampf um die Dardanellen	143
Reupke, H., Gefangen in Frankreich — nach Spanien geflüchtet	1104
Révai, M., Das Endziel des Krieges	844
Riezler, W., Die Kulturarbeit des Deutschen Werkbundes	288
Schalek, A., Tirol in Waffen	1064
Scharnhorsts Briefe, ges. v. K. Linnebach	430
Schlözer, C. v., Römische Briefe	479
Schulman, L., Zur türkischen Agrarfrage	1062
Shakespeare, Werke, neue Ausgaben	820
Sophokles, übers. v. W. Amelung	820
Steffen, G. F., Krieg und Kultur	139
— Weltkrieg und Imperialismus	139
Stieve, F., Die deutsche Kaiseridee im Laufe der Jahrhunderte	478
— Schwedische Stimmen zum Weltkrieg	35, 110
Strupp, K., Diplomatische Aktenstücke zur orientalischen Frage	1063
Tesch, A., Fremdwort und Verdeutschung	432
Tilemann, H., Woher das Selbstgefühl der Engländer?	993
Tolstoi, Krieg und Frieden, übers. von H. Röhl	820
Trietsch, D., Juden und Deutsche	429
„Unsere Führer im Weltkriege"	478
„Unsere Krieger"	384
Vollbehr, E., Kriegsbildertagebuch	1103
„Vom jüngsten Tag". Ein Almanach neuer Dichtung	1103

Digitized by Google

	Seite
Wegener, G., Der Wall von Eisen und Feuer	334
Wilson, W., Die neue Freiheit	547
— Nur Literatur	547
Wingen, O., Die Bevölkerungstheorien der letzten Jahre	575
Witkop, Ph., Heidelberg und die deutsche Dichtung	704
— Kriegsbriefe deutscher Studenten	87
Wöhrle, O., Soldatenblut	824
Wolf, G. J., A. von Menzel	575
Zilliacus, K., Revolution und Gegenrevolution in Rußland und Finnland	35, 258
Zweybrück, F., Österreichische Essays	944

Digitized by Google

Digitized by Google

1. Jahrgang * 1. Januar 1916 * Heft 1

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh, Paul Rohrbach und Philipp Stein

„Deutsche Politik"

Das Blatt, das für uns Herausgeber, für die Redaktion und für den uns befreundeten Mitarbeiterstab bisher das „Größere Deutschland" war, das wir ein halbes Jahr vor dem Ausbruch des Weltkrieges gründeten und unter dem Sturm der deutschen Waffen zur Blüte brachten, wird von nun an „Deutsche Politik" heißen. Zwar besteht auch das „Größere Deutschland" noch weiter, aber wir haben nichts mehr mit ihm zu tun. Die Gründe, aus denen die Trennung erfolgte, interessieren die Öffentlichkeit nicht, ausgenommen etwa, daß sie vollkommen außerhalb der Frage nach der gegenwärtigen oder zukünftigen politischen Haltung der Zeitschrift lagen.

Unsere bisherigen Leser werden sich selbst denken können, daß wir den notwendig gewordenen Schritt nicht ohne zwingende Gründe getan haben. Das „Größere Deutschland" nannte sich „Wochenschrift für deutsche Welt- und Kolonialpolitik". An der neuen Stelle begreifen wir die Kolonialpolitik, die nach dem Kriege noch umfassender sein wird, als vorher, mit unter der Weltpolitik und fügen noch ein neues Wort hinzu: Kulturpolitik! Hierunter verstehen wir alles, was zu den inneren, geistigen Grundlagen wahrer deutscher Weltpolitik gehört. Weltpolitik ist nicht nur eine Sache der Waffen, des Kapitals, der Wirtschaft, sondern auch eine Sache der Volksbildung und Volkspflege, des Bewußtseins hoher nationaler Kulturideale und des Strebens nach Verbindung unserer eigenen mit den allgemein menschlichen Geistesgütern.

All das läßt sich aber nur erreichen, wenn wir als Volk zu einer besonnenen und, wo nötig, auch rücksichtslosen, bewaffneten Energie

Digitized by Google

entschlossen sind. Jedes Kulturideal im Sinne des deutschen Weltgedankens bleibt verschwommen und kraftlos, falls man nicht entschlossen ist, es entschieden auf die Grundlage eines räumlich und inhaltlich, diesseits und jenseits des Meeres erweiterten und gefestigten deutschen Machtbereichs zu stellen!

Dadurch, und nur dadurch, wird mit der Freiheit Deutschlands auch die Freiheit der übrigen Welt von der Land- und Seetyrannei unserer Feinde gesichert sein.

Mit dem Gelöbnis, nach allen unseren Kräften und nach unserem besten Wissen die „Deutsche Politik" nach diesen Zielen hin leiten und beraten zu wollen, treten wir — nunmehr zu dreien — vor unsere Leser und bitten sie um dasselbe Vertrauen wie bisher im „Größeren Deutschland".

Ernst Jäckh Paul Rohrbach
Philipp Stein

England und Rußland, unsere Gegner

Von Dr. Paul Rohrbach

Berlin, den 9. Dezember 1915

Verehrter Freund!

Wir haben bei unserer Aussprache über das Thema „England-Rußland" zwar die wichtigsten Argumente in Rede und Gegenrede erörtert. Vielleicht aber, wie das bei persönlichen Unterhaltungen zu gehen pflegt, es ist mir doch nicht an jeder Stelle gelungen, alles, was ich zu sagen und auf Ihre Einwendungen zu antworten hatte, auf genügend durchsichtige und zusammenhängende Art zu gliedern. Aus diesem Grunde mache ich gern von Ihrer Erlaubnis Gebrauch, unseren Gesprächsgegenstand noch einmal Ihnen und zugleich den Lesern dieser Zeitschrift vorzulegen, damit hierdurch an unserem Teil zur Klärung des Allgemeinurteils beigetragen werden möge.

Ich gebe Ihnen zunächst, was England betrifft, ohne weiteres zu, daß England uns angegriffen hat, in der kaltblütigen Absicht, uns mit Hilfe seiner Bundesgenossen niederzuschlagen und zu berauben. Ich gebe Ihnen selbstverständlich auch zu — wie sollte hierüber nur der leiseste Streit der Meinungen sein! — daß die offiziellen englischen Redensarten

Digitized by Google

vom Kampf für Kultur und Freiheit, vom Kampf gegen den preußischen Militarismus, vom Kampf für das Recht Belgiens usw., soweit die politisch verantwortlichen Kreise in England in Frage kommen, nur als bewußte Heuchelei angesehen werden können. Mit den Beweisen hierfür brauchen wir uns nicht aufzuhalten, denn hierfür würde es genügen, die lange Reihe englischer Selbstzeugnisse aus diesem Kriege von Bernard Shaw bis zur „Times" abzudrucken. Der Raum eines Artikels wäre lange überschritten, bevor wir über die Anfänge dieser Reihe von Dokumenten hinauskämen.

Ohne Zweifel ist es richtig, daß die regierenden Leute und die maßgebende Kriegspartei in England nicht imstande sind, den Kriegswillen des englischen Volkes im ganzen auf lange hinaus zu entfesseln und in lebendiger Glut zu erhalten, wenn sie nicht auch denjenigen Teil der englischen öffentlichen Meinung befriedigen, der ein Bedürfnis nach moralischen Kriegsgründen hat. Ich kann aber nicht einmal finden, daß sich die englischen Minister, oder englische Organe, wie die „Times", die „Morning Post" u. a. besonders viel Mühe geben, um das erforderliche Moralinfutter für den Engländer vom durchschnittlichen Anstandsgefühl der Friedens- und Kulturfreunde zu beschaffen. Offenbar sind sie der Meinung, daß in dieser Beziehung ein Minimum genügt, und daß es im Ernste doch nur auf diejenige Partei ankommt, die so denkt wie einstmals George Monck, als er den Krieg mit Holland rechtfertigte, indem er sagte: Wozu nach Gründen suchen, ist es nicht Grund genug, daß wir ein Stück von dem Handel haben wollen, den die Holländer haben? Ebensolch eine Autorität ist auch der Verfasser jenes berühmten Aufsatzes, an dessen Schluß man die Worte las: Wenn Deutschland heute vernichtet würde, so gäbe es morgen keinen Engländer, der nicht um so viel reicher geworden wäre!

Diese Worte sind in den letzten Jahren bei uns ziemlich oft wiederholt worden, aber, wie der tatsächliche Ausbruch des Krieges mit England und die schamlose Methode der englischen Kriegführung gegen uns zeigt, doch noch nicht oft genug. Ich spreche dabei nicht von dem, was auf dem Schlachtfelde geschieht. Ich will auch nicht einmal Dinge als allgemeingültig für das heutige England hinstellen, wie die feige und heimtückische Ermordung einer unserer Unterseebootsmannschaften durch Angehörige

Digitized by Google

der aktiven königlichen Marine Englands. Wohl aber habe ich die unanständige und eines ehrlichen Gegners unwürdige Art und Weise im Sinn, mit der die englischen Behörden überall dort, wo sie die Macht in Händen haben, entgegen Treu und Glauben, mit dem deutschen Kaufmann und dem Besitzer von deutschen Vermögenswerten verfahren. Bei jenen anderen Dingen könnte man sich darauf berufen, daß es Ausschreitungen in der Wut des Kampfes oder einzelne Handlungen häßlicher Charaktere sind; hier aber handelt es sich um eine allgemeine und sozusagen offiziell durchgeführte perfide Handlungsweise.

In allen diesen Dingen stimmen unsere Anschauungen, wie gesagt, vollkommen überein. Darf ich aber (ich weiß nicht genau, wie Sie darüber denken) als meine persönliche Meinung auch noch hinzufügen, daß es vor dem Kriege vielleicht doch eine politische Richtung in England gegeben hat, die dem Gedanken, sich mit Deutschland zu verständigen, nicht ganz so fern stand, wie die Partei des Beutekrieges, die im entscheidenden Augenblick die Oberhand behielt. Wenn man nämlich die verschiedenen Abmachungen, die kurz vor dem Ausbruch des Krieges über gewisse Gebiete und Unternehmungen in Afrika und im Orient zwischen uns und England getroffen waren, mit einiger Aufmerksamkeit betrachtet, so ist man, scheint es mir, genötigt, eine Wahl zwischen zwei verschiedenen Meinungen zu treffen. Entweder waren nämlich diese Abmachungen von vornherein in der hinterlistigsten Weise dazu bestimmt, den Krieg vorzubereiten, indem sie Deutschland täuschten, oder es sollte durch sie tatsächlich der Weg der Nachgiebigkeit gegen die klar vor Augen liegenden Lebensinteressen Deutschlands beschritten werden. Ohne Zweifel wäre es möglich gewesen, bei loyaler Innehaltung und mit fortschreitendem sinngemäßen Ausbau der verabredeten Sätze den deutsch-englischen Krieg zu vermeiden. Dies war auch anscheinend der Wunsch gewisser politischer Kreise in England, und mit Rücksicht darauf, daß englische Persönlichkeiten dieser Denkweise sich verantwortlich an den Abmachungen beteiligten, möchte ich nicht ohne weiteres annehmen, daß an allen denjenigen Stellen in England, wo man um die politischen Geschäfte Bescheid weiß, volle Übereinstimmung in dem Sinne bestand, daß Deutschland hier in eine bloße Falle gelockt werden sollte.

Dagegen gab es wohl Leute, welche die Verhandlungen mit uns nur

Digitized by Google

geschehen ließen, indem sie sich vorbehielten, jederzeit durch den Beitritt zu einer kriegerischen antideutschen Kombination jenen Beginn einer Verständigung wieder zu vernichten. Ja es erscheint unbestreitbar, daß gerade Männer an der Spitze des englischen Kabinetts, der englischen Flotte und der englischen Armee in ihrem Inneren den Gedanken der Verständigung, d. h. der Nachgiebigkeit gegenüber Deutschland auf Kosten der sogenannten überseeischen Suprematie Englands höchst widerwärtig empfanden, und ohne Rücksicht auf die abgemachten Punkte unsere Einkreisung gemeinsam mit den übrigen Feinden Deutschlands weiterbetrieben. Hierüber gibt es jetzt eine Fülle von Beweisen, und was für das Urteil der mißtrauischsten Kritiker Deutschlands noch fehlte, haben die Berichte der belgischen Gesandten über die englisch-französisch-russische Verschwörungspolitik gegen Deutschland ergänzt, so daß es nicht nötig ist, noch ein Wort weiter zu verlieren. Die belgischen Diplomaten haben nichts getan als in London, Paris, Berlin und St. Petersburg aufzuzeichnen, was sie täglich sahen und erfuhren. Sie berichteten nicht zum Nutzen Deutschlands, sondern zum Nutzen Belgiens, und trotzdem könnte niemand, der für ihre Berichte eine gemeinsame Überschrift suchte, eine bessere finden, als diese: Wie das friedliebende Deutschland von seinen Feinden umstellt wurde!

Der Augenblick, wo es sich zeigen mußte, ob gegenüber Deutschland die Partei des Krieges, d. h. des Beutemachens, oder des Friedens stärker war, der kam, als Rußland die allgemeine Mobilisation anordnete. Kein anderer, als der englische Botschafter in St. Petersburg wies damals darauf hin, daß die russische Regierung als Antwort auf diesen Schritt nicht nur die Mobilmachung, sondern die Kriegserklärung Deutschlands gewärtigen müsse — denn Deutschland konnte in der Tat nicht warten, bis Rußland durch seine vollendete Mobilmachung eine erdrückende zahlenmäßige Übermacht über uns herstellte. Wer aber trotzdem die Abmahnung an Rußland, durch die der Frieden hätte erhalten werden können, unterließ, das war England! Die englische Regierung handelte in diesem Moment ebenso bewußt kriegstreibend, wie die französische, die zur Aufpeitschung der dem Kriege abgeneigten Stimmung in Frankreich das gewissenlose Mittel brauchte, die Nachricht von der deutschen Mobilmachung in einer Weise zu verbreiten, die verschwieg, daß Deutschland damit nur auf die Mobilisation Rußlands geantwortet hatte. Statt

Digitized by Google

dessen wählte man in Paris eine Form, die bewußtermaßen dazu bestimmt war, den deutschen Entschluß als eine aggressive Bedrohung des „friedliebenden" Frankreich darzustellen. Auch hierfür können wir uns auf ein gewiß unverdächtiges Zeugnis aus englischem Munde, das des „Manchester Guardian" berufen.

Soweit gehen wir, glaube ich, durchaus einig, und wenn ich auf den guten Willen der englischen Freunde eines Ausgleichs mit Deutschland rückblickend vielleicht etwas mehr Gewicht lege, als Sie tun, so stimme ich doch darin, und das ist ohne Zweifel die Hauptsache, völlig mit Ihnen überein, daß wir uns beim Nachdenken über unser zukünftiges Verhältnis zu England unmöglich von der Rücksicht auf jene sehr ehrenwerte, aber politisch schwächliche und praktisch einflußlose Gruppe leiten lassen können, die sich einmal mit uns vertragen wollte, sondern allein von der Notwendigkeit, mit jener ungleich stärkeren und gewissenloseren Partei abzurechnen, deren Ziel es war, Deutschland auszuplündern, um England reicher und allein mächtig zu machen.

Ich gebe also zu, daß es so ist: England steht uns gegenüber wie der Brigant, der bei seiner Absicht, jemanden niederzuschlagen und zu berauben, keine anderen wichtigen Erwägungen kennt, als die, ob er stark und geschickt genug ist, die Beute zu gewinnen und vor seinen Spießgesellen den Löwenanteil für sich in Sicherheit zu bringen. Es wäre wunderlich, mit so bedenkenlosen Leuten auf Grund von logischen, moralischen oder gefühlsmäßigen Erwägungen zu debattieren. Auf der anderen Seite aber sind Menschen dieser Art, sobald sie einsehen, daß der Kampf mit dem Überfallenen ungünstig für sie zu enden droht, auch bereit, die Rolle zu wechseln und statt des Halsabschneidens ein — möglichst wenig nachteiliges — reelleres Geschäft zu machen. England kann beides. England ist auch als Räuber, wenn ich den englischen Charakter richtig beurteile, nicht sentimental, d. h. nicht mit dem Vorurteil behaftet, eine Sache, die als Raubversuch angefangen hat, müsse um des Prinzips willen durchaus auch in diesem Charakter beendet werden. Sicher ist es nicht ratsam, beim Übergang von der Unterhaltung aus der Raub- in die Geschäftstonart England gegenüber Deckung zu vernachlässigen. Im übrigen glaube ich aber, daß auch auf unserer Seite kein Grund zur Sentimentalität in dem Sinne vorliegt, daß wir in einer Verwechslung der

Digitized by Google

Rollen des menschlichen und des übermenschlichen Richters, den Kampf um des Sühneprinzips willen auch dann noch fortsetzen, wenn wir merken, daß es eine nützliche Gelegenheit gibt, gezwungener besserer Einsicht des Räubers das Ohr zu leihen.

Dieser Augenblick wird vermutlich dann eintreten, wenn die Kriegs- und Beutemacher an der Spitze Englands sehen, daß sie ihr Spiel verloren haben. Damit rechnen sie schon heute, und in der Tat: sie haben es verloren. Die wichtigste Frage, um die es sich in dem gegenwärtigen Stadium des Krieges handelt, ist die, ob es England gelingt oder nicht gelingt, seine Stellung in Ägypten zu sichern. Wie hieß es doch jüngst in einem Artikel der „Daily Mail", der Genossin der „Times" und der „Morning Post"? „Englands Hauptaufgabe im Orient ist, Ägypten zu behaupten . . . Unser Ansehen im ganzen Osten hängt nicht von Erfolgen oder Mißerfolgen an den Dardanellen, von Abenteuern auf dem Balkan oder kleinen Unternehmungen bei Bagdad und in Syrien ab, sondern vor allem von unserer Fähigkeit, den Suezkanal zu behaupten. Wir müssen ihn behaupten, oder wir sind verloren. Die Unfähigkeit, ihn zu halten oder ihn uneinnehmbar zu machen, würde sofort Unruhen in Indien, Bestürzung in Australien und den sofortigen Zusammenbruch unseres Ansehens im fernen Osten hervorrufen."

Sehr richtig gesprochen! Ausgezeichnet gesprochen! England braucht in diesem Kriege nichts weiter zu erleben, als die Herstellung eines großen, leistungsfähigen Schienenweges durch Kleinasien und Syrien bis an die ägyptische Grenze, und außerdem die militärisch-wirtschaftliche Kräftigung der Türkei, die Beseitigung des serbischen Riegels zwischen Mitteleuropa und dem Orient, endlich die Fortdauer des gegenwärtigen Bündnisses zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und den Türken — und das Ergebnis ist, daß fortan eine Politik englischer Nichtachtung unseren Interessen gegenüber zu den Unmöglichkeiten gehört. Angenommen selbst, Ägypten bliebe bis zu einem gewissen Grade in englischer Nutzung, so wäre die Stellung Englands am Suezkanal doch durchaus abhängig davon, ob Deutschland und seine Bundesgenossen in dem Verhalten Englands ihren sonstigen Interessen gegenüber den Ausdruck der Erkenntnis erblicken, daß der mitteleuropäisch-orientalische Staatenverband starke Zwangsmittel zur Verfügung hat.

Digitized by Google

Ich weiß nicht, verehrter Herr und Freund, ob Sie meiner Meinung beipflichten werden, daß von dem Moment an, wo England bereit ist, dies zukünftige Verhältnis zwischen ihm und uns samt unseren Bundesgenossen zu akzeptieren, für uns kaum noch ein Grund vorhanden ist, dem Briganten, der sich um unser Entgegenkommen auf veränderter geschäftlicher Grundlage bemüht, in diese neue Grundlage mit der gebotenen Vorsicht zu folgen. England, das uns einkreisen wollte, um uns so recht von Herzen auszuplündern, hat doch vor dem Kriege für mehr als eine Milliarde Mark jährlich von uns gekauft. Ich finde, wie Sie sehen wieder ganz unsentimental, es wäre wünschenswert, die Engländer verlören zwar die Möglichkeit, uns ein zweites Mal an die Kehle zu springen, aber sie behielten die Fähigkeit und das Bedürfnis, nach der vermutlich notwendigen Abkühlungsfrist wieder bei uns zu kaufen. Für diese Kombination scheint mir gesorgt zu sein, sobald wir die noch erforderlichen, nicht mehr besonders schwierigen Schritte getan haben, um den Druckpunkt, von dem aus wir auf das englische Nervenzentrum wirken können, in der Richtung auf den Suezkanal für uns zu sichern. Ziehen die Engländer es trotz dieser gar nicht mehr unklaren Sachlage vor, weiter auf Tod und Leben mit uns zu fechten, so werde ich der Letzte sein, der Lust bezeigt, sie daran zu hindern, denn unsere Partie steht wahrhaftig gut genug, um weiter zu spielen. Den größeren Schaden werden in diesem Falle, daß nämlich England sich noch weiter ruinieren will, nicht wir besehen, sondern die Engländer.

Nun aber komme ich zu einem Punkt, wo unsere Meinungen stärker auseinandergehen, als in der englischen Frage. Ich meine Rußland — Rußland, demgegenüber es für uns viel schwerer ist, zu einem haltbaren Frieden zu gelangen, als gegenüber England. Der deutsch-englische Friede kann eine ganz solide Sache sein, wenn England weiß, wo der Zügel für seine Politik gegen uns sitzt, und wenn wir damit einverstanden sind, daß unter dieser Voraussetzung weder Englands Armut noch Englands Kleinheit ein faktisches (ich sage ein faktisches, nicht ein sentimentales) Bedürfnis für uns zu sein braucht. Wie aber sollen wir den Schlüssel zum Ausgleich mit Rußland finden? Zwischen uns und Rußland steht die Türkei, stehen die türkischen Meerengen, steht Konstantinopel! Welche Erfahrung unter all denen, die Rußland von Iwan dem Schrecklichen bis auf die Gegenwart gemacht hat, ist denn unzweideutiger für die rus-

Digitized by Google

sische Politik gewesen als die, daß Rußland als Weltmacht — und das wollen die Russen unter allen Umständen sein und bleiben — nicht lebensfähig ist, es sei denn, es gewänne die Herrschaft über den Bosporus und die Dardanellen? Unmittelbar vor dem Kriege schrieb der russische Professor Mitrofanoff in seinem Briefe in den „Preußischen Jahrbüchern" an Professor Hans Delbrück, Rußland wolle und müsse die Meerengen haben, weil 70 % seiner Getreideausfuhr durch die Straße von Konstantinopel gingen. Weil die Meerengen gesperrt sind, darum liegt jetzt der russische Ernteüberschuß zweier Wirtschaftsjahre unverwertet da; die russische Handels- und Zahlungsbilanz ist zusammengestürzt und die russischen Finanzen desgleichen. Ebenso verderblich für Rußland ist die Behinderung der Zufuhr von Kriegsmaterial über das Schwarze Meer. Seit durch die großen Eisenbahnbauten das südrussische Schwarzerdegebiet für die russische Getreideausfuhr entscheidend geworden ist (und die russische Getreideausfuhr für die russische Volkswirtschaft und für die russischen Finanzen), besitzen das Schwarze Meer, der Bosporus und die Dardanellen für Rußland nicht mehr eine bloße machtpolitische Bedeutung, wie früher, sondern sie sind zum lebenswichtigen Erfordernisse für den russischen Organismus in seiner jetzigen Gestalt und seinen jetzigen Entwicklungstendenzen geworden. Rußland wird um dieses Ziel kämpfen, so lange es Kraft und Willen genug behält, sich auch nach einer Niederlage auf sein vielhundertjähriges Daseins- und Wachstumsprinzip zu besinnen. Der Verzicht auf Konstantinopel und Gallipoli bedeutet für Rußland unter seinen heutigen Lebensumständen den Verzicht auf jede, wie auch immer geartete russische Zukunft in großem Stil. Das sollten sich alle diejenigen sagen, und es wohl beherzigen, die da meinen, eine Verständigung zwischen Deutschland und Rußland sei keine allzuschwere Sache. Auch die Erfahrung, daß deutsches Kapital in Rußland gute Dividenden gebracht hat, sollte für Leute, die imstande sind, nicht nur vom Standpunkt des Aufsichtsrats, sondern auch von dem des wirklichen Politikers zu urteilen, kein hinreichendes Argument sein, um darüber vor den grundlegenden staatlichen Problemen unserer Zeit das Auge zu verschließen.

Zum Schlüsselpunkt der Erkenntnis für unser zukünftiges Verhältnis zu Rußland müssen wir die Tatsache der unabänderlichen Feindschaft

Digitized by Google

machen, die Rußland nach diesem Kriege gegen uns hegen wird und hegen muß, solange wie es überhaupt imstande ist, noch großen politischen Zielen nachzustreben. Jeder russische Politiker begreift schon heute, daß durch das verstärkte Gewicht unserer Stellung in Konstantinopel Rußland zukünftig in die Zwangslage der Wahl zwischen weitgehender Abhängigkeit von der Politik der beiden mit einander verbündeten und durch Bulgarien auch räumlich verbundenen Machtfaktoren „Mitteleuropa" und „Orient" — oder Erneuerung des Kampfes um die Befreiung von diesem Druck versetzt wird. Die gegenwärtige politische Bundesgenossenschaft Deutschland-Österreich-Ungarn-Türkei-Bulgarien hält die Schlüssel für die Ein- und Ausfuhr des lebenswichtigsten Teiles der russischen Volkswirtschaft fest in der Hand. Ebenso ist in der Ostsee die deutsche Seemacht stark genug und wird es nach dem Kriege erst recht sein, um Rußland im Konfliktsfalle an der Benutzung der Passage zwischen dem baltischen und dem Weltmeer zu hindern. Daran sind wir weder am Bosporus und den Dardanellen, noch vor dem Südausgang der dänischen Meerengen etwas zu ändern imstande. Selbst wenn wir es wollten, könnten wir es nicht, denn mit jedem Schritt in dieser Richtung, vor allem bei Konstantinopel und Gallipoli, würden wir den türkischen Bundesgenossen preisgeben und uns selber in die größte Gefahr bringen.

Daraus scheint mir zu folgen, daß Rußland noch in einem anderen und gefährlicheren Sinne unser Feind ist, als England. Es kann gar nicht anders, als bis zur letzten Faser politischer und militärischer Kraft gegen uns kämpfen; wenn nicht mehr in diesem Kriege, dann im nächsten, und wenn nicht mehr im nächsten, dann im übernächsten. Das ist eine höchst verhängnisvolle Verkettung der Umstände, aber sie zwingt uns dazu, mögen wir wollen oder nicht, auf jeden Fall das Ziel der möglichsten Schwächung Rußlands zu verfolgen. Politisch rechtfertigen wir das mit dem Zwang der Selbsterhaltung; moralisch mit der Erwägung, daß von Anbeginn der menschlichen Geschichte bis auf den heutigen Tag unter allen großen historischen Nationen die Russen die einzigen gewesen sind, von denen man sagen muß, daß sie keinen spürbaren Beitrag für den Gesamtbestand unserer moralischen und materiellen Kultur geliefert haben. Damit entfällt für sie der Anspruch auf Durchsetzung ihrer Macht-

Digitized by Google

ziele zum Schaden anderer Völker, die ungleich mehr für die Entwicklung des Menschengeschlechts geleistet haben und noch weiter zu leisten imstande sind.

Am Willen und an kaltblütiger Entschlossenheit, Deutschland ausbluten zu lassen, hat es weder auf der russischen noch auf der englischen Seite gefehlt. Soweit also, wie die in solchen Fällen natürliche nächste Gemütsstimmung bei uns in Frage kommt, haben wir gegen beide Teile gleich wenig Grund, liebevoll zu sein. England aber mag unseretwegen ein Weltreich bleiben, wenn wir nur die Hand nahe genug am Sicherheitsschalter gegen alle Gelüste zum Rückfall in altenglische Politik halten. Was aber soll aus unserer Zukunft werden, wenn Rußland eines Tages dorthin gelangt, wohin es mit allen seinen Kräften strebt, wohin es streben muß, so lange ihm überhaupt die Kräfte bleiben — nach Konstantinopel? Fällt Konstantinopel, fällt der Balkan, fällt die Türkei, dann ist es aus mit der politisch-wirtschaftlichen Genossenschaft der Länder und Völker zwischen der Nordsee und dem Persischen Golf. Konstantinopel allein hilft den Russen nichts, wenn sie es nicht auch von allen Seiten durch Beherrschung der Verbindungslinien zu Lande decken können. Wo aber bleibt dann unsere Brücke nach dem Orient? Wo bleibt der Orient selbst? Wo bleibt die Möglichkeit, Ägypten und den Suezkanal als Regulator unseres Verhältnisses zu England zu benutzen? Wo bleibt jenes wichtige Ziel, für die Zukunft unseren Bedarf an Rohstoffen und Lebensmitteln, an Metallen, an Petroleum, an Baumwolle, an Wolle, an Ölfrüchten, an Getreide usw. durch Aufschließung des Orients und Ausnutzung unserer Verbindungen dorthin zu sichern? Gibt es eine andere Verbindung nach dem Orient, die auch für den kritischen Fall sicher funktioniert, außer über Belgrad und Konstantinopel? Nein, die gibt es nicht!

Daraus ziehe ich den Schluß, daß unser Krieg gegen Rußland soweit fortgeführt werden muß, bis Rußland genügend geschwächt ist, um auf lange hinaus keinen Gedanken an Konstantinopel mehr zu fassen. Was im einzelnen dazu gehört, das würde uns sehr schnell auf das verbotene Feld der Erörterung von Kriegszielen führen. Ich bescheide mich daher an dieser Stelle, indem ich annehme, daß unter politisch Wissenden doch wohl ohnehin genügende Vorstellungen über diesen Punkt bestehen und bleibe Ihr aufrichtig und verehrungsvoll ergebener

Paul Rohrbach.

Digitized by Google

Friedrichs des Großen Orientpolitik

Von Dr. Ernst Jäckh

„Ich bin genötigt gewesen, meine Zuflucht zu Treu und Glauben der Türken und zur Menschlichkeit der Mohammedaner zu nehmen, weil solche bei den Christen nicht mehr zu finden ist!" So hat Friedrich der Große im Siebenjährigen Krieg gegen die ihn bedrückende Einkreisung des damaligen Dreiverbandes geklagt und seine preußisch-türkischen Bündnisverhandlungen gerechtfertigt, die er als Gegenstoß und Durchstoß wertete. Dieses Zitat ist geläufig — so sogar, daß es, gewöhnlich in den Mittelpunkt der friderizianischen Orientpolitik gestellt, vielfach darüber hinwegtäuscht, daß Friedrich der Große Konstantinopel vom ersten Jahr seiner Regierungszeit bis in die letzten Tage vor seinem Tod, also volle 46 Jahre lang, berechnet und berücksichtigt hat. Jene Zusammenhänge zu zeigen, das hat auch Sinn für die heutige Entwicklung, die sich gelegentlich auf jene geschichtlichen Unterlagen beruft und sich teilweis auch als eine bewußte Wiederholung gibt. In einer Audienz beim Kaiser konnte ich mich von seinem völligen Vertrautsein mit Friedrichs Gedankengängen überzeugen.

Aus dem kaleidoskopartigen Wirrwarr jener fünf Jahrzehnte will ich versuchen die wirklich bestimmenden Hauptlinien herauszugestalten; die reichen Einzelheiten sind in einem Buch von C. A. Bratter zusammengestellt: „Die preußisch-türkische Bündnispolitik Friedrichs des Großen", Band 7 der „Deutschen Orientbücherei", Verlag Kiepenheuer in Weimar.

Die politische Konstellation Europas zur Zeit der Thronbesteigung Friedrichs des Großen ist bekannt. Dreierlei Kräfte sind maßgebend: der jahrhundertalte Kampf zwischen Frankreich und Österreich um die Vormachtstellung, die wachsende Macht Rußlands (auf Kosten erst Schwedens, dann der Türkei) und die überragende Stellung Englands im Mittelmeer. Für Preußen und die Türkei selbst ist die geographische Tatsache wichtig, daß sie beide Angrenzer an Österreich und Rußland sind, die zwischen ihnen liegen, gegen die also ein gemeinsamer Druck eingesetzt werden kann.

Friedrich übernimmt preußisch-türkische Anfühlungen bereits von seinem Vater und Vorgänger Friedrich Wilhelm I., mit dem 1718, 1720, 1725

Digitized by Google

und 1739 die Pforte Freundschaftsangebote gewechselt hat. Friedrich selbst verwahrt sich zwar anfangs gegen die „contes arabes“: er denke an „keine Liáson noch Correspondance“ mit der Türkei; tritt aber doch alsbald in solche Erwägungen ein.

1740—56 ist die Zeit der Vorbereitung eines förmlichen Vertrages, und zwar, da Preußen noch keine eigene Vertretung in Konstantinopel hat, durch zeitweilig befreundete Vermittler wie Frankreich (das ein gemeinsames Interesse gegen Österreich leitet), oder Schweden (gegen Rußland) oder England (gegen Österreich und gegen Rußland). Freilich, diese Vermittler stellen im entscheidenden Augenblick ihr eigenes Interesse über das Bedürfnis ihres Ratsuchers, und so kommt nichts Greifbares zustande als die Nebenwirkung einer Nachgiebigkeit von Österreich und von Rußland gegenüber türkischen Forderungen, um die Türkei nicht in Preußens Arme zu treiben.

1756—1763 sind eigene Unterhändler des Königs in Konstantinopel, insbesondere der „Geheime Kommerzienrat von Rexin“, ehemals ein Handlungsgehilfe, dann Offizier. Mit dem Erfolg eines „Freundschaftsvertrags“ (1761), der Preußen eine ständige diplomatische Vertretung in Konstantinopel bringt, sowie einen Meistbegünstigungsvertrag und die Möglichkeit, „nötigenfalls“ über eine „Allianz“ zu verhandeln. Das Bestimmende in des Königs Politik war die Notwendigkeit, die Einkreisung des damaligen Dreiverbandes zu durchstoßen. Der österreichische Staatsmann Kaunitz hatte Österreich, Frankreich und Rußland im Kreis gegen Preußen zusammengebracht; dieses sah nur eine „Lösung“: die Verbindung von Berlin und Konstantinopel und so den Schnitt durch die Entente Paris—Petersburg. Die Kaunitzsche Koalition veranlaßt die preußisch-türkische Annäherung — genau wie jetzt die Greysche Einkreisung die deutsch-türkische Zusammenschließung zur Folge hat. In beiden Fällen ist die Linie Berlin—Konstantinopel die geographische Reaktion gegen die Peripherie der feindlichen Koalition (ähnlich wie heute).

1764—1777: ist gekennzeichnet durch den russisch-türkischen Krieg (1769—1774), d. h. durch die Gefahr der russischen Vergrößerung auf Kosten der Türkei. Damals tauft die Zarin ihren Sohn Konstantin, um in diesem Namen die Sehnsucht des Volkes nach Konstantinopel zu lenken. Demgegenüber betreibt König Friedrich den Schutz der Türkei und erstrebt

Digitized by Google

dazu auch österreichische Vermittlung: seine Besprechung mit Kaiser Joseph II. und mit dem Minister Kaunitz überzeugen diese von den Vorteilen der Erhaltung der Türkei und bringen zum erstenmal die Einstellung Berlin—Wien—Konstantinopel fertig (genau wie heute).

1778—1782: ist angedeutet durch den bayrischen Erbfolgekrieg, d. h. den Anspruch Österreichs auf Bayern. Eine solche Vergrößerung Österreichs kann und will Friedrich nicht zugeben: er sucht und findet Rußland und die Türkei in gleichen Gesinnungen; aber sein Plan eines preußisch-russisch-türkischen Dreibundes bleibt auf dem Papier stehen.

1782—1786: bringt die positive Beratung der Türkei durch den preußischen König gegenüber russisch-österreichischen Teilungsplänen. Der österreichische Kaiser schreibt an die russische Zarin: Friedrich wolle „seinen deutschen Fürstenbund bis nach Konstantinopel ausdehnen". Nein: aber er rät u. a. der Türkei, die Krim nicht an Rußland preiszugeben; es sei eine historische Tatsache, daß der Besitz der Krim zur Eroberung der Dardanellen zwinge; das Beispiel der Skythen und Thrakier beweise das schon zur Genüge ... Militärreform und Verwaltungsreform rät der König seinen türkischen Freunden: Offiziersentsendungen, Munitionslieferungen, Schiffsbestellungen (in Emden) werden verhandelt. Und der preußische Gesandte berichtet aus Konstantinopel nach Berlin: „Es gibt kein Land in der Welt, wo man von einer tieferen Ehrfurcht und Verehrung für die Person Euer Majestät durchdrungen sein könnte, als das, wo ich jetzt meinen Wohnsitz habe."

Der König selbst tut einmal einen Ausspruch, der gleichsam die heutige Entwicklung und Enver Pascha trifft: „Der Kaiser von Österreich wird Rußland nie die Eroberung des osmanischen Reiches gestatten ... So schwach auch die osmanische Nation sein möge, so glaube ich doch, daß sie sich bei einer drohenden Gefahr wieder aufraffen und durch die Triebfedern der Religion und der Begeisterung zu Anstrengungen ermannen wird, zu denen sie gewiß sehr befähigt ist, wenn sich nur in ihrer Masse ein einziges einigermaßen mächtiges Genie findet, welches imstande ist, sie zu leiten und in Bewegung zu setzen."

Die „Defensiv- und Offensiv-Allianz" selbst hat Friedrich der Große nicht mehr erlebt: 1790 hat sie sein Neffe und Nachfolger mit der Türkei abgeschlossen.

Digitized by Google

König Friedrich hat die Erhaltung der Türkei im Interesse des europäischen Gleichgewichts für notwendig gehalten und sich für sie immer eingesetzt; er hat ferner die Türkei gegen die gemeinsamen Nachbarn und Feinde Rußland und Österreich von Fall zu Fall ausgespielt; er hat aber auch schließlich, so unabhängig er sich von Österreich machte, so viel Rücksicht auf Rußland nehmen zu müssen geglaubt. Ähnlich wie später Bismarck. Erst die weltwirtschaftliche Entwicklung des größeren Deutschland hat Ranke Recht gegeben: „Die Zukunft der deutschen Volkswirtschaft ist mit dem Schicksal Konstantinopels aufs engste verknüpft." Das ist die Aufgabe und der Inhalt des Wilhelminischen Zeitalters geworden; und deshalb mußte „der Krieg um Konstantinopel" — „der deutsche Krieg" werden.

Die Weltlage vor Weihnachten

Von Professor Dr. Schiemann

Mit großer Genugtuung blicken wir auf die Ergebnisse unserer kriegerischen Tätigkeit in den letzten vier Wochen zurück. Haben wir auch nicht an unseren Fronten in Ost und West unsere Stellungen erheblich weiter auf Feindesboden ausgedehnt, so haben wir sie doch verstärkt und so ausgebaut, daß sie jedem Angriff standhalten können. Gleichzeitig aber haben wir und unsere tapferen Verbündeten die ungeheueren Schwierigkeiten überwunden, die der Übergang über Donau und Save und die wilden Gebirge des Balkan während eines Winterfeldzuges auf fast ungangbaren Wegen, von einem zähen Feinde verteidigt, uns entgegensetzten. Der serbische Krieg ist beendigt, ruhmvoll, mit verhältnismäßig geringen Opfern auf unserer Seite; die österreichischen Truppen warfen Montenegro nieder und werden es vielleicht bald zu einem Friedensschluß gezwungen haben, da König Nikita noch keine Neigung gezeigt hat, sich, wie König Peter, von England als Opferlamm brauchen zu lassen. Die heldenmütig vordringenden Bulgaren haben bereits mit den aus Soloniki vorstoßenden Franzosen und Engländern Fühlung gewonnen und ihnen tüchtige Schläge beigebracht. Jetzt sieht Saloniki einer Belagerung entgegen. Unsere Unterseeboote räumen mit der feindlichen Schiffahrt im östlichen Mittelmeer auf, und in der Adria hält die österreichische Flotte die italienische nicht nur im Schach, sie bringt ihr auch einen empfindlichen Verlust nach dem

Digitized by Google

andern bei, während am Isonzo die italienische Heeresmacht in aussichtslosem Anstürmen sich verblutet. Es läßt sich die Lage um so mehr als überaus günstig auf den Hauptkriegsschauplätzen bezeichnen, als auch auf Gallipoli die Alliierten nur Verluste und nicht den geringsten Erfolg errungen haben. Die Stellungen der Türken konnten durch unsere schweren Geschütze verstärkt werden und zu all dem ist nun die vernichtende Niederlage gekommen, welche die Engländer bei Ktesiphon und danach auf ihrem fluchtartigen Rückzug den Tigris hinab erlitten haben. Sir Edward Grey hat zwar dem Parlament mitgeteilt, daß Verstärkungen nach Mesopotamien schon vor jener Katastrophe unterwegs waren, aber sie treffen gewiß zu spät ein und werden, bei der großen Zuversicht, mit der England seinen Bagdadfeldzug unternahm, aller Wahrscheinlichkeit nach wenig zahlreich sein. England kommt eben überall zu spät: zu spät nach Antwerpen, zu spät nach Gallipoli, zu spät nach Saloniki, und so dürfen wir wohl erwarten, daß es auch zu spät an den Suez-Kanal gelangen wird. Man kann aber schon jetzt behaupten, daß die englische Niederlage bei Ktesiphon und das Scheitern des Unternehmens gegen Bagdad auf den asiatischen Orient einen größeren Eindruck machen wird, als alles, was sonst von den europäischen Kriegsschauplätzen in diese entlegene Welt gedrungen ist. Ernstlich besorgt wegen seiner Stellung in Persien ist vor allem Rußland. Die „Nowoje Wremja" vom 1. Dezember läßt sich aus Teheran telegraphieren, daß die deutsch-persische Truppenmacht (so beliebt sie es zu nennen) einen bedenklichen Umfang genommen habe. Den Kern bilde die persische Gendarmerie mit ihren schwedischen und deutschen Offizieren. Von dieser Truppe hätten sich 3000 Mann bei Hamadan stark befestigt. Außerdem seien 6000 Mudschachiden dort zusammengezogen und aus dem Rest der persischen Gendarmen und einigen tausend Nomaden, sollten, wiederum die Deutschen, eine starke Reiterei unter dem Befehl deutscher Offiziere bei Kum versammelt haben. Die politische und militärische Leitung liege in Händen des Prinzen Reuß. Das sei aber noch nicht alles. Aus Kermanschach und Hamadan seien Streiter der Stämme Sendschab, Kjoligor und Schiraſi in noch unbekannter Zahl erschienen, dazu von der türkischen Grenze 3000 Mann mit 2 Geschützen. Das gebe, die Nomaden nicht mit eingerechnet, 12000 Mann mit Artillerie unter europäischer Führung. Der Schah scheine noch zu schwanken. Zu ihm hielten die persische Kosaken-

Digitized by Google

Brigade, ein Regiment Sarbasen (reguläre Infanterie) und einige hundert Bachtiaren. Aber nur die Kosaken hätten moderne Waffen. Die übrigen Truppen könnten dem Schah gefährlicher werden als den Feinden. Daraus folge, daß der Schah sich ohne Hilfe von außen her nicht werde behaupten können.

Nun fragt sich, da England offenbar nicht in der Lage ist, sie zu leisten, ob Rußland dazu imstande ist, und auch das erscheint uns zweifelhaft. Es gärt im Kaukasus, der zudem an mangelnder Proviantierung leidet, und die Ungunst der Witterung macht sich sowohl dort, wie in Persien fühlbar. Ein wenige Tage früher geschriebener Leitartikel desselben russischen Blattes führt die Überschrift „vor dem Abgrunde" und weist mit großer Sorge darauf hin, daß türkisch-deutsche Agenten in Afghanistan und Indien tätig seien und das Volk zum Kampf gegen Engländer und Russen aufrufen. Wir können die Richtigkeit dieser Nachricht nicht kontrollieren, würden uns aber freuen, wenn sie sich bestätigt, da zu einer Zeit, da ganz Afrika gegen uns ins Feld geführt wird, uns persische, afghanische und indische Bundesgenossen nur lieb sein können. Sie stehen jedenfalls unendlich höher, als das schwarze Volk, das Frankreich uns entgegenwirft, und gewiß nicht tiefer, als die Hilfstruppen der Engländer. Immerhin glauben wir nicht, daß es sich bereits um vollendete Tatsachen handelt. Von einer Erhebung Afghanistans ist keinerlei sichere Kunde eingetroffen, und die englischen Berichte glauben oder stellen sich so, als ob sie des Emir von Afghanistan sicher seien. Wirklich sicher ist dagegen, daß wir uns des Teheraner Arsenals bemächtigen konnten, das die dort aufgehäufte russische Kriegsmunition enthielt.

Über die Lage in Ägypten läßt sich bisher nichts Bestimmtes sagen. Der vom „Temps" mit großer Leidenschaft vertretene Plan, englische Truppen durch Syrien nach Ägypten zu führen, scheint bisher keinen Anklang in London gefunden zu haben. Sir Edward Grey wird sich gesagt haben, daß er damit englische Kräfte französischen Interessen dienstbar macht, was ja gegen alle Grundsätze englischer Politik wäre. Jedenfalls hört man jetzt nur von englischen Truppensendungen nach Alexandria, und von Alexandrette ist weiter keine Rede. Dagegen verdient ein Telegramm der „Tribuna" vom 30. November aus Kairo Beachtung, in dem es heißt, daß Idris el Mahdi die Führer der Senussi berufen habe, um den heiligen Krieg zu

Digitized by Google

verkünden. Der Korrespondent der „Tribuna“ weiß nicht gegen wen dieser heilige Krieg gerichtet sein solle. Es sei jedoch charakteristisch, daß Ahmed el Senussi dem Khedive telegraphiert habe, es biete sich dem Islam eine neue Gelegenheit, ihm seine Treue zu beweisen. Der Korrespondent fügt hinzu, daß Bewegungen mohammedanischer Truppen jenseits des Suez-Kanal gemeldet würden. Diese Truppen würden von Djemal Pascha befehligt.

Richtig scheint zu sein, daß der Plan der Engländer, das arabische Element gegen den Sultan auszuspielen, mißglückt ist, und daß diese Tatsache einen Widerhall in Sudan und in Tripolitanien gehabt hat, wo, wie glaublich berichtet wird, die Senussen bereits Herren der wichtigsten Positionen sind. Die große Frage ist nun, ob die Bewegung nach Tunis und Algier hinüber greifen wird. An sich ist es nicht unwahrscheinlich, aber handgreifliche Beweise liegen dafür noch nicht vor.

Läßt sich soweit wohl sagen, daß wir und unsere Bundesgenossen auf dem gesamten weiten Aktionsfelde (abgesehen vom fernen Osten, auf den wir noch zurückkommen wollen) in entschiedenem Vorteil sind, so hat England dagegen durch die Kontrolle des Handels der vier germanischen Staaten, Holland, Dänemark, Norwegen und Schweden, sich einen großen Vorteil gesichert. Es hält die „smaller nations“ unter dem Druck seiner brutalen Verletzung des Selbstbestimmungsrechts der neutralen Staaten. Aber wenn England sich das Recht anmaßt, diesen Staaten die Ausfuhr bestimmter, nicht den Charakter der Bannware tragenden Produkte nach Deutschland zu verbieten, und diese Staaten sich dem englischen Gebot fügen, so sehen wir nicht ein, was uns verhindern sollte, von diesen Staaten zu verlangen, daß sie uns dieselbe Kontrolle, die England über die nach Deutschland auszuführenden Waren handhabt, für die nach England und Rußland bestimmte Ausfuhr gewähren. Sie hätten dann die Wahl, entweder den Engländern jenes Kontroll-Recht zu kündigen, oder sich die doppelte Kontrolle gefallen zu lassen.

Das erscheint um so notwendiger, als England offenbar im Begriff ist, seine Kontrolle über den neutralen Handel noch zu verschärfen. Ein Artikel der „Times“ vom 7. Dezember beschäftigt sich mit der Frage, daß trotz allem „Kontrebande“ auf dem Wege des Schmuggels aus Holland nach Deutschland dringe. Es sei ein Fehler, daß die Grenzaufsicht hollän-

Digitized by Google

diſchen Soldaten überlaſſen werde, denen die techniſche Bildung fehle, um die Kontrolle ſo auszuüben, wie das engliſche Intereſſe es verlange. So könnten ſie z. B. die verſchiedenen Arten von Kautſchuk nicht unterſcheiden, von dem doch eine beſtimmte Gattung nicht nach Deutſchland gelangen dürfe. Der niederländiſche Überſeetruſt wirke, wie die Exportliſten — die übrigens nicht überſichtlich genug ſeien — ergeben, nicht nach Wunſch. Mais werde zur Fütterung von Schweinen benutzt und komme indirekt verfüttert über die Grenze. Copra ſei über Holland nach Deutſchland gedrungen, ebenſo Butter, Käſe, Fleiſch, Kartoffelmehl, was doch beweiſe, daß Holland über die Höhe des eigenen Konſums importiere. Auch habe Deutſchland die doppelte Zahl von Eiern als voriges Jahr aus Holland bezogen, dazu beträchtliche Maſſen friſcher Früchte, Kaffee und Kakao. Da ſcheint es, falls es England wirklich erreichen ſollte, Holland ſo weit zu demütigen, daß es ihm die Kontrolle über ſeinen geſamten Import nach Deutſchland abnimmt, nur eine Maßregel natürlicher Notwehr, daß wir für eine gleich durchgreifende Aufſicht über den nach England gehenden Handel Hollands Sorge tragen!

Präſident Wilſon hat in ſeiner an England gerichteten Note dieſe Seite der engliſchen Neutralitätsverletzungen nicht berührt, wohl infolge der Erwägung, daß man Niemandem verbieten kann, ſich treten zu laſſen. Er hat ſich begnügt, die von England am 13. März dekretierte „ſogenannte Blockade" für unwirkſam, ungeſetzlich und unhaltbar zu erklären (ineffective, illegal and indefensible), wie der Argonaut in einem Artikel vom 13. November ſehr treffend unter dem Titel „England called to account" (England wird aufgefordert, Rechenſchaft abzulegen) ausführt. Aber in dieſer Note erklärt der Präſident auch, er übernehme ohne Schwanken die Stellung als Vorkämpfer für den vollen Umfang neutraler Rechte, und an anderer Stelle: Amerika werde ſeine eigenen Neutralitätsrechte wie die der anderen Staaten gegen Verletzung durch die Kriegführenden behaupten. Die britiſche Regierung habe Amerikas Gutmütigkeit und Langmut über das Erträgliche hinaus mißbraucht und ſich herausgenommen, die Vorſchriften für Bannwaren umzuarbeiten um dem eigenen augenblicklichen Vorteil zu dienen.

Es gewinnt aber immer mehr den Anſchein, daß dieſe Rechenſchaftsforderung nicht eben ernſt gemeint iſt. Jedenfalls hat England keinerlei

Digitized by Google

Anstalten gemacht, Amerika einen Einfluß auf die Praxis britischer Willkürpolitik zu gestatten. Vielmehr scheint eine neue Vergewaltigung gerade jetzt bevorzustehen. Lord Robert Cecil hat schon am 3. November 1915 im englischen Unterhause die Mitteilung gemacht, daß er eine Anordnung von noch größerer Sicherheit getroffen habe als der Importtrust in Holland sie biete, um den schwedischen Handel zu kontrollieren. Was damit gemeint war, ergibt sich aus den am 27. November veröffentlichten Statuten der Aktiengesellschaft „Transito" („Aftonbladet", im schwedischen Text). Es handelt sich um eine Vereinbarung, die der schwedische Gesandte in Stockholm mit dem Chef der finnischen Dampfer-Aktiengesellschaft Lars Krogius getroffen hat, durch welche, wie behauptet wurde, unter Billigung des schwedischen Auswärtigen Amtes, Munitionslieferungen und anderer militärischer Bedarf durch das neutrale Schweden nach Rußland und andererseits Waren, die England als Bannware für Deutschland erklärt hat, aus Rußland nach England befördert werden sollen. Es ist dabei interessant, daß auf diesem Wege auch Waren aus den Vereinigten Staaten von Amerika, Frankreich, Italien und Südamerika, wie ausdrücklich ausbedungen wird, nach Rußland dringen könnten. Wie Schweden dieses „Transito"-Geschäft mit seiner Stellung als neutrale Macht vereinigen will, bleibt freilich unerfindlich; es wäre daher nur selbstverständlich, wenn der schwedische Minister des Auswärtigen, Herr Wallenberg, Stellung gegen dieses Schweden auf das höchste kompromittierende Geschäft genommen hätte. Das aber scheint nicht mit genügender Schärfe geschehen zu sein!

Was nun die Haltung des offiziellen Amerika betrifft, so scheint die Stimmung, die aus der an England gerichteten Note sprach, bereits verflogen zu sein. Daß Präsident Wilson die Abberufung unserer beiden Militärbevollmächtigten Boy Ed und v. Polten (Marine) verlangt hat, scheint nur ein Auftakt gewesen zu sein. Englische und amerikanische Zeitungen berichten von zahlreichen hervorstehenden Verhaftungen wegen Verschwörung gegen die Republik und wegen anarchistischer Anschläge und lassen dabei deutlich durchblicken, daß diese Verbrechen auf deutsche Anstiftung zurückzuführen seien, einen Verdacht, den wir hiermit nachdrücklich als verleumderisch zurückweisen. Auch könnte man sich damit begnügen, denn was gehen uns diese inneren amerikanischen Dinge

Digitized by Google

an, wenn Präsident Wilson nicht in der Botschaft, die er am 8. Dezember in beiden Häusern des Kongresses verlesen hat, die politische Haltung der Deutsch-Amerikaner verdächtigt und ebenfalls angedeutet hätte, daß ihre deutsch-freundliche Gesinnung in seinen Augen ein Verstoß gegen die Neutralität Amerikas sei. Man weiß wirklich nicht mehr wie sich in seinem Kopfe der Begriff der Neutralität ausgebaut hat. Offenbar darf die Gesinnung eines Amerikaners sich nur nach Schlagworten bilden, die in England oder in den von England bestimmten Blättern ausgegeben werden. Aber wir irren wohl nicht, wenn wir auch in diesem Fall die Hoffnung Mr. Wilsons mit seinem Streben nach Wiederwahl in Zusammenhang bringen. Er will als demokratischer Kandidat hinter den Republikanern nicht in ihrer Wendung gegen Deutschland zurückstehen. Wie aber seine Botschaft in England aufgefaßt wird, zeigt die Überschrift, die der Manchester Guardian einer Korrespondenz aus Washington gibt, die über diese Botschaft berichtet: „A war Message. Changed attitude of Mr. Wilson." Eine Kriegsbotschaft. Veränderte Haltung Wilsons! Die Republikaner verlangen nämlich in einer Reihe von Blättern unter Führung der Tribune, daß im Senat und im Repräsentantenhaus eine Resolution durchgesetzt werde, die den Präsidenten auffordert, alle diplomatischen und sonstigen Beziehungen zu Deutschland abzubrechen, bis das „Lusitania-Verbrechen" von Deutschland desavouiert und die Frage der Schadloshaltung dem Haager Gerichtshof überwiesen sei. Präsident Wilson geht zwar nicht so weit, aber er denunziert dafür seine Mitbürger deutschen Geblüts als nicht unverdächtige Amerikaner zweiter Ordnung. Man darf wohl erwarten, daß dieser Angriff in Amerika selbst eine Antwort finden wird. Im Grunde ist sie schon vor langer Zeit erfolgt. In der Monatsschrift „The International. A Review of two Worlds" hat Aleister Crowley sie gegeben. „Es gibt — schreibt er — von Amerikanern mit dem Bindestrich vornehmlich drei Arten: Irisch-Amerikaner, Deutsch-Amerikaner und Anglo-Amerikaner. Natürlich sind noch viele andere Rassen vertreten, aber sie sind nicht so hervorgetreten oder haben ihre Nationalität erhalten. Die Lebensklugheit und der Mut der Iren haben ihnen eine einzigartige Stellung in Politik und Justiz verschafft; die Wirtschaftlichkeit, Umsicht und der Fleiß der Deutschen hat diesen die Überlegenheit in Handel und Industrie gesichert. Der Anglo-Amerikaner alten Schlages ist

Digitized by Google

kein echtes Beispiel für überlebende Nationalität, denn das echte altenglische Blut ist durchaus nicht vermengt (hyphenated), der Amerikaner alten Schlags, er mag in Boston oder in Richmond leben, und er haßt die Engländer mehr als selbst die Iren tun. Der wahre Amerikaner ist an der Unabhängigkeitserklärung aufgekommen. Nur wenige Engländer haben dies bedeutsame Aktenstück gelesen. Es enthält 29 Artikel, die nur wenig in ihrer Verdammung der Politik Burkes von einander abweichen. Der Rest der Unabhängigkeitserklärung ist nur Einleitung und Fortsetzung dieser wiederholten Verfluchungen. Und wie mit glühendem Eisen ist das alles in das Blut jedes Amerikaners vom alten Schlage buchstäblich eingebrannt. Aber in der flotten Gesellschaft (smart set) überhaupt, und speziell in New York, herrscht eine Anglophobie die darauf zurückgeht, daß diese Leute mit brennender Scham empfinden, von englischen Besuchern nicht als ihresgleichen angesehen zu werden. Die Schulen und Kollegs tun daher alles mögliche um aus ihrem widerhaarigen Schülermaterial das Beimischung verschiedenen, meist portugiesischen Geblüts enthält, „english gentlemen" zu produzieren. Aber das Ergebnis ist sehr befriedigend. Diese braven Leute, die mehr englisch sind als die Engländer, danken ihren verhältnismäßigen Erfolg der Extravaganz ihrer Vornehmtuerei. Unglücklicherweise sind sie als Klasse reich und träge, und die britische Aristokratie — so wie sie von der Presse des Rinnsteins wiedergespiegelt wird — ist ihr stetes Vorbild in allen Dingen. Der Durchschnitts-Yankee ist ein verdammt guter Kerl, von einfachen republikanischen Manieren, man kann ihn achten und lieben, trotz all seiner Verachtung für das altersschwache Europa. Der Gentleman des Südens ist ebenso sehr ein Gentleman von besonderer aber kenntlicher Art, wie der indische, chinesische oder montenegrinische Gentleman. Er ist er selbst und versucht nicht ein anderer zu sein. Aber der Anglo-Amerikaner ist stets in Sorge, dasselbe Halstuch zu tragen wie Lord Flip und dieselbe Marke Champagner zu trinken wie der Earl of Flop.

Er trägt so oft als irgend möglich seinen Frack, und läßt in Broadway das Kücken auf den Hummer folgen. Das ist die lasterhafteste und verdorbenste Bevölkerungsschicht des Landes, aber sie glaubt, wenn sie im Rausch ist, das Salz der Erde zu sein. Wenn diese Leute nüchtern sind, streben sie verzweifelt der Haltung nach, die das Geburtsrecht des ärmsten

Digitized by Google

Landedelmanns in England ist. Von dieser Klasse von Menschen geht aller Lärm aus, und um Zugang zu ihnen zu finden, muß man glauben, daß es schlechter Ton ist, deutsch-freundlich (pro-German) zu sein. Die Haltung des wahren Amerikaners ist sehr einfach. Er hat die Gabe des Epigrams, das oft in beißenderer Derbheit als irgendwo sonst in der Welt zum Ausdruck kommt. So hängt das folgende Plakat in tausenden von Geschäftsräumen in ganz Amerika

Willst du fechten, geh nach Europa,
Willst du über Krieg reden, fahre zur Hölle,
Dieser Platz ist neutral.

Niemals ist eine Geistesverfassung klarer und emphatischer ausgedrückt worden. Je mehr man es überdenkt, um so mehr ärgert man sich über die vollkommene literarische Form. Sie sagt alles und kein überflüssiges Wort.

Diese Leute sind schweigsam, in sich konzentriert gehen sie ihren eigenen Weg in bitterem Ernst und sind doch nicht ohne große menschliche Eigenschaften. Vornehmlich zeigen sie scharfen Menschenverstand und Liebe für Fairplay. Es gibt unter ihnen eine gewisse hysterische Gruppe, die Zeitungen liest und wenigstens unbewußt von ihnen beeinflußt wird, aber die dazu gehören, stehen nicht in verantwortlichen Stellungen. Männer, die sich ihre Stellung in der Welt errungen haben, danken es ihrer Energie und ihrem Mut, aber sie haben fast immer ein großes Gefühl für Aktualität besessen. Armut oder Kampf haben sie gelehrt, Tatsachen zu schätzen. Solche Männer werden nie, auch nicht für einen Augenblick, durch die Lügen der Presse getäuscht. Jeder von ihnen wußte aus eigener Kenntnis, wie die Deutschen sind, er hat 20 von ihnen täglich in seinem Geschäft gesehen. Er kennt sie als beharrlich, nüchtern, wirtschaftlich, ehrlich, zuverlässig und fleißig, unfähig einen Streit zu beginnen, und hat erfahren, daß die Deutschen durch Aufmerksamkeit beim Geschäft fortschreiten und alle häuslichen Tugenden seines alten Geschlechts haben. Der Versuch, sie als trunkene Feinde, als gesetzlos, wild und spitzbübisch darzustellen, war also lächerlich. Als die Lusitania sank, nahm der echte Amerikaner sofort den deutschen Standpunkt an. Er konnte nicht einsehen, weshalb zum Teufel die törichten Narren nicht außerhalb der Kriegszone bleiben wollten. Das hysterische

Digitized by Google

Kreischen von Zeitungen, von denen notorisch war, daß sie für ein Zeilenhonorar logen, flößt ihm nur Verachtung ein. Krieg führen! Gewiß nicht. Er konnte wohl den Alliierten Munition verkaufen, das war business. Die Deutschen mögen die Schiffe versenken, um so besser, das gibt neue Bestellungen. Dieses Gefühl war so allgemein, daß Bryan, nachdem er sich sorgfältig über die Stimmung im Westen und Süden orientiert hatte, es vorteilhaft fand, mit einem „Friedensprogramm" zurückzutreten. Und es wird erzählt, daß Wilson ihn matt setzte, indem er sein Schwert zum Pflug umschmiedete, um so sanft wie eine Taube turtelnd, seine zweite berühmte Note nach Berlin sandte. Wir haben sie mit Erstaunen gelesen; weshalb in aller Welt war Bryan zurückgetreten? Die Note Wilsons war so kategorisch, wie eine Einladung zum Mittagessen. Aber die Fortsetzung dieser Affäre werden wir 1916 lesen. Ich persönlich zweifele nicht daran, daß Wilson die Stimmung des Landes ebenso gut kennt wie Bryan, er hat absichtlich Aufschub auf Aufschub herbeigeführt und Berlin ermutigt, desgleichen zu tun, um dem lärmenden Volk, das nach Revanche für Lusitania kreischte, Zeit zu lassen, sich abzukühlen. Nein damit ist es nichts:

Willst du fechten, geh nach Europa,
Willst du über Krieg reden, fahre zur Hölle,
Dieser Platz ist neutral!

Man wird schwer eine treffendere Charakteristik der Amerikaner finden. Daß man in England ganz genau weiß, auf wie schwachen Füßen im Grunde die angelsächsische Gemeinschaft Großbritanniens mit Amerika ruht, kann ebenfalls als sicher angenommen werden. Aber in London rechnet man auf den Lärm der erkauften Presse und auf die Treue der Freunde von Lord Flip und Earl of Flap. Endlich scheut man sich nicht, sobald diese Gesellschaft versagt, auch mit Drohungen vorzugehen. In Croydon, einer Vorstadt von London, hat am 9. Oktober Dr. Moritz Weston Vorträge über den Krieg gehalten, denen wir aus der „Croydon Times" die folgende charakteristische Stelle entnehmen: „Bevor ich auf Beantwortung der Frage eingehe, wie weit Amerika direkt am Kriege interessiert ist, stelle ich die andere Frage: „Würde Amerika es gern sehen, wenn Europa gleichgültig zuschauen wollte, während Amerika in einen Krieg mit einer asiatischen Macht verwickelt ist? Und doch ist jeder Ameri-

Digitized by Google

kaner überzeugt, daß ein Krieg mit Japan unvermeidlich ist und daß es keineswegs ein leichter Krieg sein wird! Wir würden bald immer neue und dringendere Hilferufe hören, und Amerika würde sich bald erinnern, daß England sein Mutterland ist. Nun ist es vornehmlich England zu danken, daß Amerika nicht angegriffen worden ist. Wünscht Amerika sich zu isolieren, weil es nicht direkt von dem Kriege betroffen wird, so mag es erwägen, ob es in Tagen der Not verlassen werden will. Es gibt mehrere sehr wichtige Probleme, welche die Bürger Amerikas in nicht zu ferner Zeit lösen müssen, und mit denen sie zu rechnen haben, und es hängt davon ab, wie sie gelöst werden, ob Amerika als Nation überhaupt noch fortbestehen soll."

Die Monroe-Doktrin, so führte Weston im weiteren Verlauf seines Vortrages aus, sei nichts als eine Fiktion, ökonomisch hänge Amerika völlig von England ab (and we could smash her to-morrow if we wanted to do). Es gebe vier Probleme, denen Amerika gegenüberstehe, 1. die Abhängigkeit von der Seeherrschaft Englands, 2. Amerikas Bedürfnis sich auszudehnen, 3. die Vormachtsstellung in der westlichen Hemisphäre und endlich 4. als gefährlichstes Problem die japanische Frage. An dieser letzteren trage Amerika selbst schuld, da es die Japaner als untergeordnete Rasse behandele und doch in Japan Gleichberechtigung für die Amerikaner verlange.

Die Rede gipfelte in der Forderung, daß Amerika sich England verbünden müsse, um die Zivilisation lebendig zu erhalten. Die Wahl laute: Demokratie, Freiheit und Fortschritt auf der einen, Militarismus, Despotismus und Tyrannei auf der anderen Seite.

Mit dieser Phrase, die nach der vorausgegangenen Drohung besonders naiv klingt, schloß Dr. Weston unter dem rauschenden Beifall seiner Zuhörer.

Daß die Drohung mit der japanischen Gefahr einen höchst empfindlichen Punkt im staatlichen Leben der Vereinigten Staaten trifft, unterliegt keinem Zweifel. R. L. Orchelle, der talentvolle amerikanische Mitarbeiter der „Continental Times", hat sich das Verdienst erworben, auf ein kürzlich erschienenes von dem „japanischen Verband zu nationaler Verteidigung" verfaßtes Buch eingehend hinzuweisen, das den Titel führt „Der Krieg zwischen Amerika und Japan" und in mehr als einer

Digitized by Google

Million Exemplaren in japanischer Sprache verbreitet worden ist. Präsident dieses japanischen Verbandes ist aber kein geringerer als Graf Okuma, der japanische Ministerpräsident.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß Mr. Wilson dieses Buch gekannt hat, als er Amerika mit dem drohenden japanischen Kriege schreckte. Die Kriegsgründe, die er anführt, sind dieselben, mit denen der japanische Verfasser des Buches operiert: verächtliche und ungerechte Behandlung der Japaner, Verbot der Einwanderung in Kalifornien und die Aussicht von Mexiko „our great and powerfull ally" unterstützt zu werden. Zunächst werde Japan die Philippinen und Honolulu nehmen, um ein für allemal die Herrschaft des Stillen Ozeans zu gewinnen. Den Panama-Kanal zu sprengen sei nicht schwierig, dazu genüge ein mit Pulver beladenes Lastschiff. Bevor die amerikanische Flotte den Weg um das Kap Horn überwunden habe, würden aber bereits die Inseln in japanischen Händen sein. Es schließt sich an dieses Kriegsprogramm eine unendlich hochmütige Betrachtung der amerikanischen Kultur, die der japanischen gegenüber als durchaus minderwertig geschildert wird und die Mitteilung, daß im Lauf des vorigen Jahres im Hibiya Park bei Tokio eine Versammlung von über 100 000 Japanern jeden Standes eine Resolution angenommen habe, welche die japanische Regierung auffordert, den Vereinigten Staaten den Krieg zu erklären. Die amerikanische Armee zu fürchten, liege nicht der geringste Grund vor, sie sei unbedeutend und absolut wertlos. Höchstens könnten die Vereinigten Staaten 400 000 Mann aufbringen, während Japan auf den ersten Ruf 12 Millionen(!) ausgebildete Soldaten ins Feld schicken könne. Endlich, Amerika habe nur einen Gott, den Mammon, wenn Japan ihn niederzwinge, tue es ein wohlgefälliges Werk, das der Menschheit zum Heil gereichen werde. Schon seien die Arsenale Tokios Tag und Nacht tätig. „Unsere große Idee ist — um Kalifornien zu unterwerfen, die Sandwich-Inseln, Samoa und die Philippinen zu nehmen — uns zunächst zu verstärken und zweitens jeden Groschen (sen) zu sparen. Unsere Frauen sollen nicht Seide, sondern Baumwolle anlegen, unsere Reichen an Stelle ihrer Prachtgewänder einfache Tracht tragen. Wir wollen nicht Reiswein oder sonst irgend einen Wein, sondern Wasser trinken und alle persönlichen Ersparnisse der Armee und Flotte zuwenden", so geht es noch lange weiter.

Digitized by Google

Ein zweiter Band schildert den wirklichen Krieg und trägt daher romanhaften Charakter. Aber der Gedanke, der dem ganzen zugrunde liegt, ist gewiß ernst gemeint, und wir halten es keineswegs für unwahrscheinlich, daß die Möglichkeit einer japanischen Gefahr den Teil der Botschaft Mr. Wilsons beeinflußt hat, der die so beträchtliche Verstärkung von Armee und Flotte fordert. Ist das aber der Fall und sollten kriegerische Gedanken trotz seiner Apotheose des amerikanischen Friedens dem Präsidenten durch Kopf und Sinn ziehen, so ist sein Ausfall gegen die Deutsch-Amerikaner völlig unverständlich. Sie sind heute mehr als je der Kern der kriegsfähigen Bevölkerung der Vereinigten Staaten und haben alle Zeit bewiesen, daß sie, wo es not tut, ihren Mann stehen. Es ist in höchstem Grade unklug, ihnen in der Schwüle der jetzigen Zeit ihren amerikanischen Patriotismus zu verdächtigen. Er ist gewiß echter als der Reklame-Patriotismus, der, wie Mr. Ford und seine Genossen übers Meer fährt, um nicht mehr zu erreichen, als daß sein Name in aller Welt Mund kommt. Selbst in England haben diese Friedensapostel keine Kränze zu erwarten. In Christiania aber wird Mr. Ford von dem unaussprechlichen englischen Gesanden Findlay empfangen werden!

Man hat gerade jetzt in England an wichtigere Dinge als an Ford und Findlay zu denken. Am 30. Januar 1915 ist die Zeit des Parlaments abgelaufen. Daß das Parlament nur eine Lebensdauer von 5 statt wie bisher von 7 Jahren haben sollte, wurde 1911 beschlossen. Jetzt geht die Absicht Asquith dahin, aus den 5 Jahren ein indefinitivum zu machen. Am 23. November hat nämlich Sir John Simon den Antrag eingebracht, daß die Dauer des bestehenden Kabinetts über die 5 Jahre hinaus, welche die Parlamentsnote bestimmt, verlängert werde. Er folgt darin dem Beispiel des konservativen Kabinetts, das sich in gleicher Weise während des Burenkrieges im Amt zu behaupten wußte, jetzt aber wünschen die Unionisten die Herrschaft, die sie im heutigen Kabinett nur zur Hälfte besitzen, ganz zu gewinnen und nicht mit Unrecht ist darauf hingewiesen worden, daß während des 20jährigen Krieges, den England bis 1815 gegen Frankreich führte, nicht weniger als 6 Kabinetts einander abgelöst haben. Auch war der Ausgang des Antrages Simon noch nicht abzusehen. Jetzt ist er angenommen, und das regierende Kabinett bleibt noch ein weiteres Jahr am Regiment. Die einen, wie Gibson Bowees, verlangten Neuwahlen, die „Times“ mit

Digitized by Google

ihrem Anhang plädierte für eine Diktatur Carsons, „der einzigen hervorragenden Persönlichkeit im Parlament, die keinen Sitz im Kabinett habe, das jetzt durch die harten Tatsachen des Krieges völlig diskreditiert sei". Dazu kommt, daß die Enthüllungen Ashmead Bartletts in der „Times" vom 24. November über die lange Reihe von Fehlern, die der Dardanellenfeldzug gebracht hat, das allerunbequemste Aufsehen erregt haben. Wenn sie jetzt durch die Mißerfolge in Saloniki überholt worden sind, ist dadurch die Stellung des Kabinetts nicht gestärkt worden. Im Felde sollten erst Kitchener und French es machen und jener Kriegsrat der Verbündeten, der sich fast täglich im Hauptquartier von Joffre zusammenfand. Endlich haben sie sich noch einmal verschworen, nicht anders als gemeinsam und in voller Einmütigkeit Frieden zu schließen — natürlich nachdem sie vorher den deutschen Militarismus vorerst vernichtet haben. Nun sind aber French und Joffre kalt gestellt worden und was die Ersatzmänner vermögen, bleibt abzuwarten. Mit umso größerer Genugtuung verweisen wir unsere Gegner auf die klaren und eindrucksvollen Worte des Reichskanzlers, der die Richtung der deutschen Politik für alle Welt, die Großsprecher in London, Paris und Petersburg mit eingeschlossen, in nicht mißverständlicher Weise dargelegt hat. Das 4 Millionenheer, das Lord Derby durch seine Werbetrommel zu beschaffen versprach, ist noch nicht beisammen, und wenn ein Bruchteil von ihm aufgestellt werden sollte, wollen wir uns erst davon überzeugen, was es zu leisten vermag. Zu alledem ist allmählich noch ein inneres Problem getreten, dessen Schwierigkeiten man in England allmählich zu begreifen beginnt. Wir meinen das irische Problem, das hier nach dem unverdächtigen Zeugnis der „Times" an der Hand einer Korrespondenz aus Dublin vom 4. Dezember dargelegt werden mag.

Veranlassung zu dieser Korrespondenz hat die Antwort gegeben, welche der Hauptstaatssekretär für Irland Mr. Birrel auf die Beschwerde Ginnels gab, daß die irischen Freiwilligen als illegale Organisation behandelt würden. Lawrence Ginnel ist Ire. Birrel seit 1907 erster Sekretär des Lord-Leutnants von Irland. Die Antwort Birrels sagte, daß die irischen Freiwilligen unter Führung ihres Komitees bemüht seien, die Rekrutierung zu obstruieren und Illoyalität in Irland zu verbreiten. Nun führt der Dubliner Korrespondent aus, die Tatsache sei längst bekannt,

Digitized by Google

aber Regierung und Presse hätten sie absichtlich verschwiegen. Es sei allerdings nur eine kleine Minorität, die englisches Regiment mit preußischem vertauschen möchte, um eine unabhängige irische Republik zu begründen. Diese Leute seien ehrliche und gefährliche Fanatiker und stellen eine Linke dar, die Beziehungen zum amerikanischen Clan-Na-Gael aufrecht erhalte. Aber sie hätten einen zahlreichen Anhang von Leuten, die den Standpunkt vertreten, daß, was immer geschehen möge, Irland nicht verpflichtet sei, an diesem Kriege teilzunehmen. Ihr Losungswort, zu dem sich auch der Bischof von Limericks bekannt habe, laute: „This is not Irelands war." Deshalb versuchten sie die Rekrutierungskampagne zu entmutigen. Zahlreiche Flugblätter seien in Umlauf gesetzt worden, und nicht ohne Eindruck auf den irischen Bauer zu machen. Redmond habe, sagen sie, einen ungeheuren taktischen Fehler begangen, als er im September vorigen Jahres unterließ, ein erweitertes Homerule zu verlangen. So seien jetzt 2 Gruppen entstanden, die Redmond getreue National Volunteers und die Irisch Volunteers (Nationale Freiwillige und irische Freiwillige). Die letzteren hätten sich bewaffnet um entweder Homerule zu retten, oder ein besseres Homerule zu erkämpfen. Gering zu schätzen sei die Bewegung nicht. Sie nehme nicht ab, sondern sei im Wachsen. In Dublin seien sie gut bewaffnet und paradierten sonntäglich in ihrer malerischen grünen Uniform. 50—300 Flinten stark. Neuerdings sei ein beträchtlicher Teil der National Volunteers zu den irischen Freiwilligen übergetreten und auch zahlreiche Knaben der Jugendwehr (Fianna) gehörten dazu. Die Aufforderungen, sich der Rekrutierung zu entziehen, würden in Dublin öffentlich vertrieben: jeder Ire, der sich der Armee anschließt, sei ein Verräter an Irland. Führe man die allgemeine Wehrpflicht ein, so werde es zu offenem Widerstand kommen. Der Schluß der Korrespondenz warnt vor untätigem „laisser faire" der Regierung. Aber heroische Maßregeln seien zur Zeit nicht ratsam, man möge sich darauf beschränken, die Führer unschädlich zu machen.

Offenbar ist der Gedanke, den jener Korrespondent der Regierung eingeben will, vorsichtig zu sein, nicht mit Geld zu sparen, an wenigen notorischen Feinden Englands ein Beispiel zu statuieren und die Abrechnung mit der irischen Bewegung der Zeit nach Beendigung des Krieges vorzubehalten. Das mag allerdings praktisch sein — vorausgefolgt, daß die

Digitized by Google

Iren sich auch weiterhin von Redmond nasführen lassen, der unzweifelhaft in englischem Solde steht. Wir können nur wünschen, daß es nicht geschieht und daß die Iren sich nicht zum zweiten Male die Waffen aus der Hand ringen lassen. Ihr Erfolg kann als sicher gelten, wenn sie fest bleiben, da es bei der jetzigen Lage Englands als ausgeschlossen gelten muß, daß es, um Irland zur Wehrpflicht zu zwingen, 200000 bis 300000 Mann in der grünen Insel konzentriert. Mit einer geringeren Truppenmacht aber ist die Unterjochung Irlands gewiß nicht zu erreichen.

In Frankreich hat die Übertragung des Kommandos an der Ostgrenze auf den General Haig und die Ernennung Joffres zum Oberkommandierenden auf allen Kriegsschauplätzen — was eine der Stellung Kitcheners korrespondierende Verwendung bedeutet, oder auch eine Beförderung ist, die ihn tatsächlich kalt stellt — außerordentliches Aufsehen erregt und in der französischen Kammer am 9. Dezember zu einer Debatte geführt, die zwar mit einem Vertrauensvotum für das Kabinett schloß, aber den Ministerpräsidenten Briand doch in eine außerordentlich peinliche Lage versetzte. Herr Emil Constant, Mitglied der radikalen Linken, hatte nämlich folgende Interpellation eingebracht: „Welche Erwägungen haben die Regierung veranlaßt, das Dekret vom 2. Dezember zu beschließen, das das Oberkommando betrifft, und weches ist die Tragweite dieses Beschlusses?"

Obgleich Briand es sofort ablehnte, eine Verhandlung darüber zuzulassen, mußte er schließlich nachgeben und es fand nun eine höchst erregte Debatte statt, die keinen Zweifel darüber ließ, daß die Mißstimmung im Parlament, namentlich in den Reihen der Sozialisten, Radikal-Sozialisten und Radikal-Republikaner, aber — wie der offizielle Bericht sagt — auch auf anderen Bänken überaus verbereitet war. Unter „anderen Bänken" sind offenbar die „Katholiken" zu verstehen, die ja bekanntlich auch während des Krieges als französische Bürger zweiten Ranges behandelt werden. Als besonders charakteristisch sei die folgende Äußerung von Constant hervorgehoben: „Ich will daran erinnern, daß vor einigen Wochen Herr Painlevé die Regierung über den Rücktritt Herrn Delcassés interpellierte. Er hatte vielleicht Unrecht, seine Fragen nicht nachdrücklicher weiter auszudehnen aber es geschah, daß dieser Rednerbühne mit Nachdruck Behauptungen vorgebracht wurden, die später von den Tat-

Digitized by Google

sachen widerlegt worden sind. Das berechtigt mich, euch — meine Herren von der Regierung — zu sagen: „Eure Handlungen geben mir keine ausreichende Bürgschaft dafür, daß ihr so sichere Lotsen seid, daß man euch ins Dunkele und ins Geheimnisvolle hinein Gefolgschaft leisten könnte.“ “ Schließlich erhielt die Regierung trotz allem ein Vertrauensvotum auf das Versprechen hin, daß sie so bald es möglich sein werde, die gewünschte Aufklärung geben wolle. Es ist eine Art Gnadenfrist, die sie damit erhalten hat, denn die Abgeordneten haben das lebhafteste Interesse daran, der öffentlichen Meinung des Landes gegenüber den Beweis zu erbringen, daß sie in der Tat eine wirksame Kontrolle über die Regierung ausüben. In einem Vortrage, den kürzlich Herr Joseph Reinach über den „Alkoholismus vor der Kammer“ hielt, beschwor er seine ehemaligen Kollegen, sich dessen zu errinnern, daß das parlamentarische Regiment im Lande verrufen sei. Er, Reinach, sei zwar wie Royer-Collard überzeugt, „daß die schlimmste Kammer dem denkbar besten Vorzimmer vorzuziehen ist“ aber wie alle Verteidiger der politischen Freiheit, mache ihm die gefährliche Unzufriedenheit Sorge, die in der Masse des Volkes gegen die Vertreter der Nation vorherrsche und die ganz unbestreitbar sei.

Wie sollte es auch anders sein? Seit 16 Monaten haben die Franzosen, wenn wir von der Marneschlacht absehen, die ein befohlener nicht ein erzwungener deutscher Rückzug war, trotz ungeheurer Opfer, welche die Volkskraft auf lange Jahre gelähmt haben, nur Niederlagen erlebt. Teilerfolge haben uns nicht veranlaßt auch nur ein Stück eroberten Gebietes aufzugeben und unsere Front steht nach wie vor unerschütterlich fest. Die Siege der Franzosen sind nur Rhetorik wie jene „Anleihe des Sieges“ und die Kraft der Nation erschöpft sich in würdelosem Schimpfen. Das Äußerste in dieser Hinsicht hat der „Temps“ vom 14. Dezember in einem Artikel geleistet, der die Überschrift führt: „Le Maudit“, der Verfluchte. Es ist eine Beschimpfung Kaiser Franz Josephs und so gemein, daß wir uns in der Seele der Franzosen schämen, die noch einen Rest von natürlichem Anstand sich aus diesen Tagen französischen Niedergangs gerettet haben. Wäre nicht die Tapferkeit, die der Rasse geblieben ist, das Gesamtbild wäre zum Ekel kläglich. Was aber den von Constant ausgegrabenen Ausspruch Royer Collards betrifft, so ist auch er nichts als hohle Rhetorik. Historisch liegen die Dinge so, daß Frankreich nie glücklicher gewesen ist, als wenn die

Digitized by Google

antichambre herrschte. Die Tage des roi soleil oder des großen Tyrannen Bonaparte waren ihre Glanzzeit und was sie „Gloire" nennen, ist die Erinnerung an die Taten, die in den Tagen jener beiden Tyrannen vollbracht worden sind. Und dabei ist noch daran zu erinnern, daß niemand die Franzosen so verachtet hat, als der Korse Bonaparte. Sie mögen im Taine nachschlagen, um die Belege dafür zu finden. Die republikanische Freiheit der Franzosen ist eitel Lüge. In Wirklichkeit ist es heute eine Minorität von Finanzleuten, Advokaten und Journalisten bei der sie antichambrieren und gewiß waren die Vorzimmer Ludwigs XIV. und Napoleons weniger unwürdig und vor allem weniger käuflich als die jener Leute.

Man kann zweifelhaft sein, ob es in Italien besser aussieht. Politisch und militärisch ist die Lage fast die gleiche. Nur steht das Ministerium Salandra auf noch weniger festen Füßen, als die Kombination Briand. Cadorna ist nicht glücklicher als Joffre oder Sarrail, das Volk gleich tapfer und gleich unzufrieden. Über die Unfähigkeit ihrer Diplomaten und Politiker aber sind beide Nationen gleicher Ansicht, und alles spricht dafür, daß nach der ungeheuren Enttäuschung, die sie erwartet, beide sich rächen werden an denjenigen, die sie auf den Weg zum Verderben geführt haben.

Man kann mit großer Bestimmtheit dasselbe Prognostikon der Entwickelung Rußlands stellen. Die Männer, welche die Leitung des Staates in Händen haben, genießen keinerlei Vertrauen. Man glaubt in Rußland weder an die Weisheit des Zaren, der so unberechenbaren Einflüssen unterliegt, wie sie von jenem Rasputin ausgehen, der schon vor Kriegsausbruch die Fabel der Welt war und heute wie ein Prophet dem Zaren zur Seite steht, noch glaubt man an die Einsicht der Goremykin, Chwostow, Poliwanow, Naumow und wie sie sonst alle heißen, die an dem großen Zerstörungswerk arbeiten, das man in Rußland die Befreiung vom Deutschtum nennt. Jetzt sind diese Herren gerade beschäftigt, ein Gesuch zu beraten, das 205 Mitglieder der vertagten Duma um völlige Aufhebung der Privilegien der baltischen Ritterschaften an den Ministerrat gerichtet haben. Ministerpräsident und Justizminister haben sich bereits höchst beifällig und anerkennend über diese patriotische Anregung ausgesprochen und es ist sicher, daß die Aufhebung dieser „mittelalterlichen

Digitized by Google

Vorrechte" nicht lange auf sich warten lassen wird. Die Privilegien des russischen Adels sind freilich weit jüngeren Datums. Erst Peter III. hat im Jahre 1762 dekretiert, daß der russische Adel nicht mehr der Prügelstrafe verfallen darf, und das mag mancherlei Erscheinungen erklären, vor denen der Westeuropäer als vor etwas Unbegreiflichem in der Natur der Russen steht.

Seit Chwostow am Ruder steht, schreitet die reaktionäre Richtung immer ungestörter vor. Die Bitte des Präsidenten der Duma, Rodzianko, und des Präsidenten des Reichsrats Kulomsin um Einberufung der Duma ist abschlägig beschieden worden, nachdem der Zar zweimal feste Termine für ihren Zusammentritt angesetzt hatte. Der letzte Bescheid beschränkt sich darauf, zu erklären, daß die Zeitläufte die Einberufung der Volksvertretung nicht gestatten, zumal die Finanzkommission ihre Arbeiten noch nicht beendet habe. Das letztere ist sehr begreiflich, da die Finanzlage überaus schwierig ist und durch unliebsame Überraschungen immer aufs neue erschwert und verwickelt wird. In Sibirien galt das Gouvernement Tomsk als die reichste Kornkammer Rußlands. Noch 1914 hatte die Ernte 263 Millionen Pud betragen. Die diesjährige Ernte hat nur 7 Millionen Pud eingebracht, so daß zur Ernährung der Bevölkerung des Gouvernements ein Zuschuß von 70 Millionen Pud erforderlich ist, das Saatkorn für das nächste Jahr nicht mit eingerechnet. Wie dieser Not abgeholfen werden soll, ist völlig unerfindlich, da die Unzuverlässigkeit und Lüderlichkeit des russischen Beamtentums gerade jetzt in geradezu grotesker Form zutage tritt. Als Beispiel dafür mag der folgende in einer der letzteingetroffenen Nummern der „Nowoje Wremja" veröffentlichte Artikel dienen: „Die Gußeisenfabrik in Tula hatte, um ihre Werke zu erweitern, große Massen von Koks in Südrußland aufzukaufen begonnen. Da die Arbeit drängte, wurde angeordnet, daß die Sendung ausnahmsweise außerhalb der Reihenfolge der Züge befördert werden sollte. Anfänglich kamen die Eisenbahnwagen zwar verspätet an, aber sie trafen doch ein. Dann gingen von den Zügen einige Waggons verloren. Schließlich aber geschah etwas ganz Unerhörtes. Es wurde angeordnet, daß ein Zug von 28 Waggons mit 28000 Pud Koks von der Station Almasnaja der Jekaterinenbahn nach Tula geschafft werden solle. Die Ladung und die Abfertigung des Zuges von der Station Almasnaja erfolgte am

Digitized by Google

15. September. Von da ab war jedoch von diesem Eisenbahnzuge nichts mehr zu hören. Die Verwaltung der Kohlengruben schickte nach einem Monat, aufs höchste beunruhigt, einen Vertreter nach Almasnaja, der feststellen konnte, daß der Zug allerdings vor einem Monat nach Tula abgegangen war, aber das weitere Ergebnis der Untersuchung war höchst traurig. Es ergab sich, daß der Zug völlig verloren gegangen war, daß sich keine Spur von ihm auffinden ließ."

Die „Nowoje Wremja" knüpft keinerlei Betrachtungen an diese erstaunliche Tatsache. Der Zug ist eben verloren gegangen und da er nicht von Almasnaja direkt auf den nächsten Planeten losgefahren sein kann, wird sich wohl ein geriebener Unternehmer gefunden haben, der bei der herrschenden Not an Feuerungsmaterial die 28000 Pud Koks nebst den zugehörigen Waggons gestohlen und vorteilhaft verkauft haben wird. Aber es bleibe die schwierige Frage, was er aus den Eisenbahnbeamten gemacht hat, die den Zug führten und begleiteten. Die können doch nicht ebenfalls verkauft worden sein! Es ist eben eine rätselhafte Geschichte, über die man sich in Rußland nicht einmal ernstlich zu beunruhigen und zu wundern scheint.

Für uns aber wirft es Licht darauf, wie es hinter der russischen Front aussieht. Der Verband der echt russischen Leute, der unter Allerhöchster Protektion steht, wettert in seinen Sitzungen mit wahrer Wut gegen alle, die nicht zu ihm gehören: Gemäßigte Linke, Radikale, Sozialisten, Deutsche, Tataren, Kleinrussen, Muselmänner, Juden und Protestanten. Sie alle stellen ihm einen Mißton vor in der schönen Einheit, von der er träumt: Ein Zar, eine Kirche, eine Nationalität, und diese Trias erscheint den echt russischen Männern von so überwiegender Wichtigkeit, daß ihnen davor alles andere zurücktritt und als höchst gefährliche revolutionäre Gesinnung erscheint. Mit dem Gespenst der kommenden Revolution wird in diesen Kreisen tagtäglich gedroht, um die Reaktion zu rechtfertigen, auf die sie hinarbeiten.

Es könnte aber geschehen, daß über kurz oder lang die Gefahr, die sie beseitigen wollen, Wirklichkeit wird und dann wird auch mit ihnen abgerechnet werden. Sogar die „Nowoje Wremja" entrüstet sich über die Organe dieser Reaktionäre. Herr Menschikow der gegen dieses Treiben protestierte, wurde dafür in der Presse der „äußersten Rechten" so be-

Digitized by Google

schimpft, daß er sich zu der folgenden Entgegnung veranlaßt sah: „Meine Antwort ist in den Organen dieser Presse mit ähnlichem Geheul und Gebell begrüßt worden, wie ein Mann, der sich im tropischen Walde verirrt hat und von den dort laufenden Affen begrüßt wird. Ich habe mit diesem Vergleich die Affen nicht beleidigen wollen, die ja nicht verantwortlich sind, während das Schimpfen und Verleumden der Blätter jener äußersten Rechten einen verbrecherischen Charakter trägt, für den die Artikel des Kriminalgesetzes gelten. Im tropischen Walde und in der reaktionären Presse gibt es natürlich keine literarische Polemik, sondern dort gelten andere Manieren, die zu bekannt sind, als daß es nötig wäre, sie näher zu bezeichnen."

Zum Beschluß seien hier noch zwei Bücher empfohlen: „Schwedische Stimmen zum Weltkrieg. Übersetzt und mit einem Vorwort versehen von Friedrich Stiere." Bei Teubner, Berlin 1916. Es ist ein ganz ausgezeichnetes Buch, das in Schweden nicht weniger als 6 Auflagen erlebt hat und uns als Beweis dafür dienen kann, daß die Sympathien für Deutschland in Schweden tiefer gegründete Wurzeln haben, als wir glaubten. Soll es vornehmlich auf Schweden wirken, so ist es doch auch für uns lehrreich, denn wir sind noch lange nicht genug über schwedische Verhältnisse und die schwedische Gedankenwelt, soweit sie politische Bahnen berührt, unterrichtet.

Das zweite Buch ist: Konny Zelliacus: „Revolution und Gegenrevolution in Rußland und Finnland." Autorisierte Übersetzung von dem Manuskript von Carl Moldenhauer. München bei Georg Müller 1912. Es ist erstaunlich, daß dieses Buch, das für die Beurteilung des heutigen Rußland von fundamentaler Bedeutung ist, in Deutschland nicht mehr bekannt geworden ist. Für die Geschichte der sogenannten „Ochrana" wird uns hier eine Quellendarstellung ersten Ranges geboten.

Wenn diese Zeilen im Druck erscheinen, wird das Kaleidoskop der politischen und militärischen Lage sich wiederum verändert haben. Wir werden dann sowohl in der Salonikifrage wie in der Frage der Absichten der Ententemächte klarer sehen als heute. Wir werden auch wissen, wohin die Pläne unserer Heeresleitung sich richten. Davon aber sind wir fest überzeugt, daß nicht die Entente, sondern wir der weiteren Entwickelung des Weltkrieges die Gesetze vorschreiben werden.

Digitized by Google

Geistige Weltpolitik

Von Professor D. Adolf Deißmann, Universität Berlin

Winckelmannsfest der Berliner Archäologischen Gesellschaft, das fünfundsiebzigste, am 11. Dezember 1915. Während Hans Dragendorff der herben Kriegsverluste der Gesellschaft und des dahingeschiedenen Vorsitzenden Georg Loeschcke pietätsvoll gedenkt und Walter Amelung dann im Anschluß an einen kretischen Marmor den vatikanischen „Sardanapal"-Dionysos als Wiederholung einer Praxiteles-Schöpfung wahrscheinlich macht, geht mir immerfort das Losungswort durch den Kopf, über das unmittelbar vorher Paul Rohrbach meine Meinung erbeten hatte: „Geistige Weltpolitik".

Geistige Weltpolitik: ist nicht Winckelmann selbst eine Antwort auf diese Frage? Fast alle Großfragen unserer geistigen Welt begreifen wir besser, wenn wir, statt über ihre Beantwortungen zu grübeln, ihre Beantworter betrachten. So ist Winckelmanns Persönlichkeit ein strahlender Typus der Weltwirkung des deutschen Geistes. Als es noch kein für politisches Weltschaffen reifes Deutschland gab, verlieh dieser Deutsche durch die wundervolle Leistung seines Forscherlebens dem deutschen Namen in der Republik der Wissenschaft vom Altertum ein Weltgewicht und hat, ohne wahrscheinlich selbst zu ahnen, was Weltpolitik ist, weltpolitisch gewirkt und wirkt weltpolitisch bis auf den heutigen Tag.

Ein Energiemittelpunkt geistiger Weltpolitik ist bis heute auch Winckelmanns Wissenschaft geblieben, die deutsche Archäologie. Ja, wir können dieses Urteil ruhig auf die deutsche Altertumswissenschaft überhaupt ausdehnen, und ich schließe darin ausdrücklich auch das Forschungsgebiet, in dem ich heimisch zu sein glaube, ein. Die Archäologie im engeren Sinne freilich, die Wissenschaft von den antiken Originalmonumenten und -Dokumenten, zeigt die Weltstellung des deutschen Namens besonders deutlich, und nicht nur deshalb, weil sie Legationen unterhält in Rom, Athen und Ägypten. In der Herausbildung kritischer Deutungs- und Entzifferungsmethoden, wie in der Organisation großer, selbst monumentaler Korpusausgaben der Denkmäler führend, hat sie weit über die Grenzen der Gelehrtenstuben hinaus Deutschlands geistige Weltstellung befestigen helfen. Die Bucharbeit unserer großen Heimforscher ist dabei nicht einmal

Digitized by Google

immer so erfolgreich gewesen, wie die erst von Intuition und frommem Wagemut getragene, dann in Technik und wissenschaftlichem Ethos immer tüchtiger und fruchtbarer gewordene Freilicht- und Freiluftforschung unserer Reisenden und Ausgrabungsleiter.

Kein Deutscher unterschätzt, was Franzosen, Engländer, Amerikaner, Griechen, Italiener, die nordischen Forscher auf diesem Gebiete Großes und Dauerndes geleistet haben, und was Österreich erschlossen hat, ist uns wie eine uns selbst offene nachbarliche Schatzkammer; der Theologe gedenkt da mit besonderer Dankbarkeit der österreichischen Spatenarbeit in Ephesus und der Erforschung der kleinasiatischen griechischen Inschriften. Aber auch kein Fremder, wenn ihn nicht wie den armen auch im Frieden schon farbenblinden Sayce der Kriegskoller vollends geblendet hat, kann sich von dem tiefen seelischen Eindruck befreien, den die deutschen Leistungen der Lepsius, Schliemann, Dörpfeld, Humann und der anderen bis Puchstein und Wiegand auf die internationale Wissenschaft gemacht haben.

Gerade jetzt, in denselben Tagen, als bei Ktesiphon der auf Bagdad sich heranwälzenden britischen Armee der begehrliche Blick auf die Minaretts der Kalifenstadt endgültig verwehrt wurde, hat die Deutsche Orientgesellschaft, deren Forscher bis zuletzt auf ihren mesopotamischen Arbeitsfeldern ausgeharrt hatten, die erste Mitteilung von einer neuen erstaunlichen Forschergroßtat gemacht. Der Genialität eines deutschen und eines österreichischen Forschers wird sie verdankt, und im internationalen Geistesleben wird sie weltpolitisch ebenso wirken, wie ein deutsch-österreichischer Sieg innerhalb der internationalen Machtverteilung. Der Wiener Semitist Friedrich Hrozný hat mit Hilfe der von dem 1913 verstorbenen Berliner Semitisten Hugo Winckler aufgespürten Tafeln der Archive der althethitischen Königsburg in Boghazkôi das seither allen Deutungsversuchen spottende Problem der hethitischen Sprache seiner Lösung zugeführt. Im April 1914 hatte er in Konstantinopel begonnen, die etwa 20000 Winckler-Fragmente von Boghazkôi zu sichten, um in den Bau der hethitischen Sprache einzudringen, und während des tobenden Weltkrieges ist ihm dann der große Griff gelungen, der eine neue indogermanische Kultursprache und Kulturwelt erschließt. Als eine Sensation ersten Ranges würde diese Leistung von der Gelehrten-Polis der Völker schon jetzt begrüßt

Digitized by Google

werden, wenn nicht durch den Krieg ihre Gemüter zerklüftet wären; aber eine Triebkraft geistiger Weltpolitik ist diese Großtat schon jetzt, und in die Weite wird sie wirken, wenn die Geschütze verstummt sein werden.

Am meisten wird diese deutsch-österreichische, auf türkischem Boden begonnene und von der türkischen Regierung einsichtig geförderte Kulturtat in dem Gemeinwesen des Geistes wirken, weltpolitisch wirken, weil sie gar nichts gewollt Politisches an sich hat. Unpolitisch wie sie ist, dient sie der Weltpolitik des Geistes aufs stärkste. Wir haben auch politische Weltpolitik des Geistes zu machen versucht. Ich rechne hierzu das Unternehmen des deutsch-amerikanischen Professoren-Austausches.

Die Bitterkeit unserer Empfindungen gegen die neutralitätswidrige Politik, die Munitionslieferungen und das uns so widerwärtige hartgesotten pharisäische Moralprotzentum Amerikas hält mich nicht ab, die Pflege der geistigen Beziehungen zwischen uns und Nordamerika, in dessen angelsächsischer Bildungsschicht es auch heute an gerechten Persönlichkeiten von gutem Willen durchaus nicht fehlt, nach wie vor für eine große Aufgabe unseres Zeitalters zu halten. Ich erkenne auch gewisse gute Wirkungen des Professoren-Austauschs hüben und drüben durchaus an. Aber im ganzen ist dieses Experiment geistiger Weltpolitik wohl nicht gelungen. Der Theologe könnte hier sagen: es war zu pelagianisch. Um eintauschen zu können, ist im Austausch viel zu viel „gemacht" worden; hauptsächlich Worte. Die in einen reellen Lehr- und Lernerfolg sich umsetzenden Leistungen entsprachen dann im ganzen wohl nicht dem gemachten Aufwand. Max Reinhardts skandinavisches Gastspiel jetzt im Kriege war gewiß ein verhältnismäßig viel größerer Erfolg auf dem Gebiete der geistigen Beziehungen zwischen uns und dem Auslande.

Geistige Weltpolitik, das lernen wir aus dem Gesagten, wird um so wirksamer sein, je weniger politisch und je mehr geistig sie ist. Große Heimleistungen in Wissenschaft, Kunst und Literatur setzen sich von selbst durch in der Welt und wirken für den deutschen Namen und Einfluß mit sieghafter Notwendigkeit. In der Heimat sind darum die Hauptgebote der geistigen Weltpolitik zu erfüllen: wir sollen mehr noch als seither geistige Qualitätsarbeit leisten, wir sollen die in unserem Volke in unerschöpflicher Fülle vorhandenen geistigen Kräfte mehr noch als seither entbinden und bilden, wir sollen insbesondere mehr noch als seither allen

Digitized by Google

selbständig emporstoßenden Talenten Luft und Licht geben zur freisten Entfaltung. An dem ganz außerordentlichen Hugo Winckler, dessen geistige Kraft dem noch längst nicht erreichten Höhepunkt ihrer Wirkung zustrebt, nachdem sein verärgertes Extraordinariendasein längst abgerissen ist, haben wir alle gesündigt, weil wir um seiner Arabesken willen die großen Linien seines Wesens verkannten. Nicht nur unserer Innenkultur wegen, auch vom Standpunkte geistiger Überseepolitik gilt es also: Bahn frei in der Heimat für die schöpferischen Kräfte der Nation!

Doppelt ernst, tragisch ernst erklingt diese Mahnung heute, da wir auf allen Gebieten des geistigen Lebens unsagbar harte Verluste an reifer Kraft und junger Hoffnung beklagen müssen. Die Engigkeit, mit der in der verbrauchten Luft der Schulen und Parteien oftmals über originelle, aber unbequeme, weil in eine vorhandene Schablone nicht passende Finder und Schaffer geurteilt worden ist, die sklavische Abhängigkeit auch wissenschaftlich ernst zu nehmender Geistesarbeiter von den lauten Päpsten oder Gegenpäpsten rechts und links, das pedantische Nurspezialistentum der Sesselhocker und Konjekturendrucker, — alle diese vor dem Kriege noch nicht völlig richtig eingeschätzten Erscheinungen sind, wie sie das innere Geistesleben Deutschlands schwächen, Hemmungen unserer geistigen Weltpolitik. Wir werden in Ost und West eine um so stärkere seelische Wirkung haben, jemehr in üppigem Quellen der heimischen Energien die deutsche Seele ihr bestes Selbst freiatmend ausgestalten kann.

Besondere Hilfsmethoden geistiger Weltpolitik sind deshalb nicht ausgeschlossen. Auch meine Meinung ist es, daß wir die Wirkung des deutschen Geisteslebens auf die Umwelt nicht nur seiner eigenen, ihm eingeborenen Triebkraft überlassen sollen, daß wir vielmehr überall da, wohin der deutsche Geist sich nicht selbst auf Fittigen durch den Äther schwingt, ihm Wege zu bahnen haben über Berge und durch Wüsten und über das Wasser.

Unendlich viel wirksamer als jene kurzen geistespolitischen Sabbatrollen der Austauschprofessoren sind dauernde deutsche Schulorganisationen mit langfristigem Einsatz deutscher Kräfte von Rang und Wert. Der Vorsprung, den da z. B. im nahen Orient Frankreich, England, Italien, Amerika vor uns seither hatten, kann eingeholt werden. Und er wird einge-

Digitized by Google

holt werden, wenn wir zwei Klippen vermeiden: die allzu schmiegsame Anpassung an die fremde Umgebung und, wieder, die allzu „politische" Auffassung der Aufgabe. Die beste geistige Weltpolitik ist hier die, daß man ohne Rücksicht auf den berechenbaren Effekt dem fremden Volke sein Bestes zu geben bereit ist: wir sollen erziehen wollen, nicht um zu erzielen, Konzessionen, Aufträge für uns zu erzielen, sondern um Menschen zu erziehen.

Ungemein segensreich werden, ganz besonders im nahen und fernen Osten, auch alle diejenigen charitativen Unternehmungen christlicher Körperschaften sein, die, ohne täppisches Drängen auf vorzeitigen Übertritt dem fremden Volke in werktätiger Selbstlosigkeit zu dienen bereit sind. Namentlich die ärztliche Mission ist hier, wie die Erfahrungen der Station Urfa unserer Deutschen Orient-Mission lehren, ein Werk, das eine große Verheißung hat.

Wichtiger noch, als das jetzt während des Krieges geschaffene Unternehmen geistiger publizistischer Auslandsarbeit wäre schließlich eine große Friedensorganisation dieses ganzen Gebietes. Wie viel ist da vor 1914 versäumt worden! Außerhalb der Drecklinie der feindlichen Lüge stehend und ohne die Hemmungen durch die Gebote des Kriegstages werden wir im Frieden freie Bahn haben das Versäumte gutzumachen. Keiner, der die Fähigkeit zu dieser weltpolitischen Propaganda hat, er sei Politiker, Gelehrter oder Künstler, soll sich für zu gut halten, mitzutun. Deutsches Selbstbewußtsein, das nicht laut, aber würdevoll ist und sich paart mit vornehmster Humanität, soll den Grundton geben in dieser Arbeit, die überall da anknüpfen sollte, wo wir draußen bereits oder noch Vertrauen haben von Mensch zu Mensch.

In dem fünfundsiebzigsten Winckelmanns-Programm der Berliner Archäologischen Gesellschaft, das an jenem Abend uns vorgelegt wurde, deutet Alfred Brückner eine während des Krieges in Athen von den Deutschen ausgegrabene Maske aus pentelischem Marmor so: „von der einen Seite kann die Miene als die eines übermütigen Angreifers verstanden werden, von der anderen als die eines zur Verteidigung Gezwungenen und in Zorn Versetzten".

Diese Maske werden wir in unserer geistigen Weltpolitik nicht vornehmen, denn sie ist Sklaven-Maske. In solcher Maske hat uns die Propaganda

Digitized by Google

der Fremden der Welt seither gern gezeigt. Fort mit diesem Gaukelwerk geistiger Weltvergiftung! Gönnen wir der Welt unser wirkliches Gesicht, ohne Maske! Zeigen wir ihr das Antlitz eines Freien!

Frankreichs Geständnis

Von Spectator Galliae

Zwingen Gewissensqualen die Franzosen, sich von Heuchelei und Ironie zu befreien? Bricht in Frankreich die Erkenntnis durch, daß verbrecherische Demagogen in Frankreich eine Hauptschuld an diesem Kriege tragen, in dem so viel französisches Blut vergebens vergossen wurde?

Es will fast so scheinen. Eine in aller Welt verbreitete Zeitschrift, der gemäßigte nationalistische „Mercure de France", zu dessen Hauptmitarbeitern Henri Albert und Maurice Muret gehören, die beide seit 10 Jahren gleichzeitig in dem offiziösen „Journal des Débats" die politischen Fragen Deutschlands stets in gehässiger Weise bearbeiteten, veröffentlicht in seiner Dezembernummer einen Aufsehen erregenden Artikel, der endlich — frei von Heuchelei und Ironie — ein unzweideutiges Eingeständnis der Schuld Frankreichs am Weltkriege darstellt und gleichzeitig die demütigende Behandlung, die Frankreich von Rußland zuteil wurde, kennzeichnet.

Der Verfasser dieses ersten aufrichtigen Artikels, den die französische Presse seit Kriegsbeginn veröffentlicht hat, beginnt mit der Schilderung der militaristischen Bewegung in Frankreich vor dem Kriege, wie sie von einigen Chauvinisten erst unterirdisch begonnen, dann von der Kolonialpartei und von den Nationalisten immer intensiver betrieben wurde, bis sie das ganze Volk vergiftet hatte und Frankreich einem Angriffskrieg entgegentrieb.

„Marokko, dieses Laboratorium des Krieges," schreibt der „Mercure de France", „in dem die schwersten kriegerischen Versuche ausgeprobt wurden, hat Frankreich im Laufe weniger Jahre einer neuen kriegerischen Mission entgegengeführt." „Man muß gestehen, daß seit ungefähr zwei Jahren unser Land von der Erschütterung der Waffen widerhallte und daß dieses Waffengeklirr uns von neuem lieb geworden ist. Jede Friedensarbeit und alle Versuche zu einer internationalen Verständigung wurden dadurch gehemmt, gestört, fast niedergehalten."

Digitized by Google

„Für den Frieden arbeiten, heißt hiernach geradezu in die öffentliche Ordnung eingreifen," fährt der Verfasser fort. „Die Arbeit der Verteidiger des Militarismus bestand einerseits darin, im Innern unaufhörlich die Bemühungen der Friedensfreunde, die dem Empfinden des französischen Volkes entsprachen, zu paralysieren, um ihnen gleichzeitig vorzuwerfen, daß sie den Krieg nicht voraussähen, den sie nicht verhindern durften: andererseits gab man den Friedensfreunden im Ausland jeden Tag Waffen in die Hand, die ihnen die Möglichkeit gaben, ihren Völkern Frankreich als angriffslustig zu schildern."

„Daher", führt der Verfasser aus, „schrieb der französische Botschafter am 30. Juli 1913 an die französische Regierung, die öffentliche Meinung in Deutschland hält Frankreich für kriegerisch." Der Verfasser erwähnt die Unterredung des Kaisers und des Generalstabs-Chefs von Moltke mit dem König von Belgien und die Äußerung des Kaisers, daß ihm ein Krieg mit Frankreich unvermeidlich erscheine. Ferner die Entgegnung des Königs von Belgien, man dürfe die Äußerungen einiger nationalistischer Politiker gewisser chauvinistischer Zeitungen nicht für den Ausdruck des französischen Volksempfindens halten.

Der Verfasser behauptet dann mit einer für Frankreich seltenen Aufrichtigkeit „die französische Demokratie wollte den Krieg nicht, wie auch das deutsche Volk ihn nicht suchte".

Aber wie es in Deutschland eine Kriegspartei gab, so gab es in Frankreich jene Hetzereien der Chauvinisten. Daß diese Manifestationen bestanden und in einem gewissen Teil des öffentlichen Frankreichs Widerhall gefunden haben, sei nach Cambons Eingeständnis nicht mehr zu bezweifeln. Die Schuldfrage der französischen Demokratie an dem Wachsen dieser Bewegung will der Verfasser begreiflicherweise in diesem Augenblick nicht untersuchen. Er darf aus naheliegenden Gründen diesen französischen Kriegstreibereien nicht auf den Grund gehen und will und kann auch die Namen der französischen Demagogen nicht nennen, geschweige denn ihre persönliche Schuld aufdecken. Der Verfasser stellt nur im allgemeinen fest, daß der Militarismus in Frankreich von der Proportional-Vertretung allmählich zum Dreijahrs-Gesetz wuchs und alle konservativen Männer nach und nach in seinen Bann zog.

„Ohne Zweifel wünschten alle diese Militaristen keinen Krieg und ver-

Digitized by Google

suchten auch weit weniger, ihn im Stillen vorzubereiten, als sich vielmehr selber irgendwelche Heldenrolle zuzuweisen und in Friedenszeiten als Maul- und Scheinsoldaten aufzutreten."

Der Verfasser schildert dann weiter die schwere Verantwortlichkeit der großen Presse in diesen Treibereien und erinnert daran, wie Millerand die Militärmusik neu organisierte, glänzende Paraden abhielt und die Zapfenstreiche wieder einführte.

Wenn nun auch die Demokratie in Frankreich selbst über alle diese Dinge leicht die Achseln zuckte und sie nur für kindliche Spielereien hielt, so hebt der Verfasser in dankenswerter Aufrichtigkeit hervor, daß diese Kindereien gewissen mörderischen Machenschaften Vorschub leisteten.

„Aber," fragt der Verfasser dann, „mache ich mich selbst nicht einer Übertretung schuldig? Hatte der Militarismus preußischer Art in Frankreich wirklich Anhänger und Nacheiferer?"

Nachdem er darauf aufmerksam gemacht hat, daß stets der preußische Militarismus den Franzosen als Vorbild gegolten hat, kommt er auf die Ereignisse von Zabern im Jahre 1913 zu sprechen und erläutert an den Kommentaren, die diese Ereignisse in der französischen Presse gefunden haben, wie ganz sich die Auffassung der französischen Militaristen mit der deutschen Auffassung deckte.

Die „Action Française", die Zeitung des integralen Nationalismus, schrieb im Jahre 1914, wie der „Mercure de France" hervorhebt, gelegentlich der Ereignisse in Zabern folgendes: „Wir dürfen nicht erstaunt sein, daß Kaiser Wilhelm II. verlangt, daß keinem seiner Offiziere, keinem der Männer, die des Königs Rock tragen, die mindeste Kränkung zuteil wird, daß alle sich geschützt fühlen."

Am selben Tage schrieb Graf de Mun im „Echo de Paris", das seinem mächtigen Einfluß unterstand:

„Die Ereignisse von Zabern bringen uns etwas anderes als Grund zur Empörung. Sie sind auch eine Lehre, die uns Deutschland gibt. Wir müssen sie verstehen. Was jenseits des Rheins siegt, ist nicht nur der Kaporalismus, welcher die Zivilbehörde samt Parlament im Schach hält, es ist auch der Patriotismus eines Volkes, welches in solcher Lage seine traditionelle Disziplin zu bewahren weiß und seine Armee, auch wenn sie unrecht hat, achtet. Anstatt eines zornbebenden Widerspruchs, den

Digitized by Google

alle europäischen Demokratien erhoben hätten und der vielleicht einen militärischen Organismus durch und durch erschüttern könnte, bevorzugte Deutschland bisher, Verzicht zu leisten, ruhmvoll sich zu ergeben, so wie es ihm vor 30 Jahren von dem General von Bernhardi als eine Hauptbedingung des Sieges gepredigt wurde. Mag das meinetwegen als tatenlose, geistlose Tugend gelten! Wie sehr ist sie dennoch gewissen allzu tatendurstigen Fehlern und einigen allzu geistreichen Lastern vorzuziehn!"

„Welch ein Herrschertraum der Zukunft," fährt der „Mercure de France" fort, „offenbarte sich in diesen Kommentaren der militaristischen französischen Zeitungen. Aber sie gingen noch weiter. Als in Afrika oder Marokko, sei es in der Fremdenlegion, in den Strafkompanien oder auch in den Kolonialkorps, Ereignisse bekannt wurden, die unbestreitbar von Ungerechtigkeit, Mißhandlungen, Greuel- oder Barbarentum zeugten, wie sie überall, wo die Soldateska entfesselt ist, vorkommen, da entfesselten die Militaristen gegenüber dem Tadel und den trauererfüllten Fehden der Demokraten lautes Hurrageschrei und kränzten die Schuldigen mit Blumen."

„Sie waren an den Methoden der Vergangenheit haften geblieben. Sie schwören ihr Credo auf jenes Sonett des Vicomte de Borelli, Hauptmann der Fremdenlegion, das er 1885 dem Frédéric Masson widmete und das unter dem Titel „Parole" auf ein Ereignis des Kolonialkrieges anspielte. „Das ganze Dorf war lustig, lebensvoll, gesegnet — Ich habe niedergebrannt!" In Wirklichkeit war diese „Parole" die Parole der französischen Militaristen von 1914. Sie gingen weiter und immer weiter, und in einer Art militärischer Raserei waren sie unbesonnen genug, während der Verhandlungen der Dreijahrgesetze durch ihre Kommentare und ihre Hetzereien eine neue Waffe in die Hände der Kriegspartei Deutschlands zu legen. Schließlich gingen sie so weit, die französische Demokratie mit dem Tode zu bedrohen. Eine Sitzung der Abgeordnetenkammer wird in der Geschichte bleiben, weil sie fürchterlich prophetisch wurde. Es ist die zweite Sitzung des 4. Juli 1913. Jaurès stand auf der Tribüne. Gegen die Rechte gebeugt, brandmarkte er die kaltblütigen und berechnenden Ausfälle der chauvinistischen Presse: „Unter denen, „die sie stützen," schrie Jaurès, „sind Leute, die

Digitized by Google

fortgesetzt den Mord gegen uns predigen. Nach ganzen Spalten von Verleumdungen fügen ihre Zeitungen. sobald sie von mir, von uns, von unseren Freunden sprechen, hinzu: Dieser Hinrichtung wird sich am Tage der Mobilisation eine andere vollständigere Hinrichtung anreihen."

„Vor einigen Tagen schrieb ein Schriftsteller, alle diejenigen, die gegen dieses Gesetz kämpfen, verbünden sich mit dem Feind! Paul Adam fügte dem hinzu, daß alle diese Männer am ersten Tage der Kriegserklärung durch den gerechten Zorn der „Septembriseurs" fallen werden, weil sie sich zu Helfern der Invasion gemacht haben!"

„So war der Ton des französischen Militarismus 1913. Man begreift, wie dieser Ton die Alldeutschen beglücken mußte und ihnen half, das deutsche Volk zu täuschen. Dieser Ton war derart, daß jedes Wort, jede Tat, jede Bewegung Frankreichs so gerechtfertigt, so billig sie auch sein mochten, durch das Medium des französischen Militarismus als eine Herausforderung erscheinen mußten. Wie hätte die Demokratie die Gefahr einer solchen Haltung nicht erkennen sollen! Sie erkannten sie so gut, daß nach den allgemeinen Wahlen von 1914 eine viel gleichartigere demokratische Majorität in die Kammer gelangte. Es war aber zu spät. Das Unglück war da. Die militärische Kamarilla, die Kriegspartei in Deutschland, hatte sich schon die politischen Inkonsequenzen, die übertriebenen Reden, diese „Äußerungen von exaltierten Geistern und gewissenlosen Ränkeschmiedern", von denen König Albert dem Kaiser gesprochen hatte, zunutze gemacht.

Findet man nun auf Seiten der Alliierten jene vollständige Aufrichtigkeit, die wir uns immer so stolz zuschreiben? Hat Frankreich in seinen Verbündeten die ganze Vorsicht und Unterstützung für das Friedenswerk, das es erstrebte, gefunden?"

Zum Schluß kommt der Verfasser auf die Vorgänge zu sprechen, die dem Kriegsbeginn unmittelbar vorausgingen und entwickelt die erniedrigende Behandlung, die die französische Regierung sich in unverantwortlicher Weise von der russischen Regierung gefallen ließ.

„Wenn ich der in der Nacht vom 31. Juli von Viviani an Paléologue, den französischen Botschafter in Petersburg, gerichteten Depesche trauen darf," schreibt der „Mercure de France", „dann wußte Viviani am

Digitized by Google

31. 7. um 7 Uhr abends noch nicht das geringste von dem Befehl der allgemeinen Mobilisation, den unsere Verbündeten im Laufe desselben Tages bekannt gegeben hatten. Indem Herr von Schön mir diese Entscheidung um 7 Uhr abends mit dem Bemerken meldete, daß die Regierung gleichzeitig von Rußland die Demobilisation gefordert habe, telegraphiert Viviani: „ich habe dem deutschen Botschafter geantwortet, daß ich von einer angeblichen Mobilisierung des Heeres und der Flotte Rußlands, auf welche die deutsche Regierung als Grund für die neuen, heute getroffenen militärischen Maßnahmen anspielt, in keiner Weise unterrichtet sei. Ich bitte Sie, dieses sofort Herrn Sfassonoff zur Kenntnis zu bringen. Wie ich Ihnen schon mitgeteilt habe, zweifle ich nicht, daß die kaiserliche Regierung ihrerseits im höheren Interesse des Friedens alles vermeiden wird, was die Krise unvermeidlich machen oder beschleunigen könnte." Paléologues Antwort ließ nicht auf sich warten, aber sie gab keine Aufklärung. Sie erschien als eine offizielle Note der russischen Regierung, gleichsam wie die Bestellung eines Herrn an seinen Diener."

„Das war der Krieg. Warum wurde die französische Regierung nicht unterrrichtet, ehe eine so entscheidende Maßnahme seines Verbündeten getroffen wurde? Warum hat man Viviani gestattet, in der sonderbarsten und demütigendsten Haltung dem deutschen Botschafter gegenüberzutreten?"

Diese Tatsachen aus den letzten Stunden vor dem Beginn des Krieges sind zum erstenmal in der Kriegsgeschichte des „Manchester Guardian", Band 12 (3. März) beleuchtet worden und werden hiermit nun endlich auch von einer führenden französischen Zeitschrift, der man Dentschfreundlichkeit wahrhaftig nicht nachsagen kann, bestätigt. Diese von einer weitverbreiteten nationalistischen Zeitschrift Frankreichs erhobene Anklage gegen Frankreich ist ein hervorragendes Dokument zur Rechtfertigung des deutschen Standpunktes und von außerordentlicher Bedeutung für die spätere Kriegsgeschichte.

Digitized by Google

Notizen

Ein schwedisches Urteil über J'accuse. In Göteborgs „Handels och Sjöfartstidende" erschien jüngst folgende Betrachtung:

J'accuse analysiert eingehend die diplomatischen Verhandlungen vor dem Kriegsausbruch, scharf und klar, und die Schlußfolgerungen unterstreichend, die die Schuld der einen Partei und die Unschuld der anderen beweisen, ist also wohl dazu geeignet, auf diejenigen Eindruck zu machen, die die Einseitigkeit nicht sehen oder nicht sehen wollen, mit der die deutschen und österreichischen Gesichtspunkte ausgeschlossen sind.

Aber es ist ja hysterisch, die eine Seite ganz weiß zu waschen und die andere Seite ganz schwarz zu machen. Wenn Deutschland und Österreich auch keine Engel in ihrer auswärtigen Politik sind, so kann man doch auch wahrhaftig nicht behaupten, daß die anderen Großmächte als solche aufgetreten sind. Auf welcher Seite die Sympathien in dem großen Kriege auch liegen, jedem muß es ja klar sein, daß unerhörte Gegensätze dahinter stehen, und daß man hier gar nicht von kleinen Ursachen — großen Wirkungen sprechen kann.

Das Urteil der Geschichte über die Ursachen des großen europäischen Krieges kann nicht fertig sein, bis klar zutage tritt, *wie* gefährlich die groß-serbische Agitation für Österreich war, die gesteigert war durch die größere Machtstellung und Waffenehre Serbiens seit dem Balkankriege und die ihre feste Rückenstütze in Rußland besaß. An dieser Gefahr hatte Österreichs mangelnder innerer Zusammenhalt ebenso wie eine kurzsichtige und reizbare Politik Serbien gegenüber ihren Anteil. Aber diese Gefahr *war* doch unzweifelhaft da. Und für Deutschlands Stellung in der Welt ist ja Österreich-Ungarns Bestand von entscheidender Bedeutung. In den Schriften, die man über die Ursachen des Krieges hier zu lesen bekommt und die für die Entente Partei ergreifen, geht man an diesem Punkte hartnäckig vorbei. Aber man kann nicht an diesem Punkte vorbeigehen, wenn man sich ein gerechtes Urteil bilden und Sonne und Wind gleichmäßig verteilen will.

Ein Ausdruck unnatürlicher Einseitigkeit bei einem Deutschen ist auch seine Veröffentlichung roher Kriegsschilderungen aus der deutschen Presse, zu denen es in der englischen und französischen Presse angeblich kein Gegenstück gebe. Solche wären doch aber für ihn nicht schwer zu finden.

Preußen ist für den Verfasser von J'accuse das rückständigste Land vor allen anderen, mit „der am meisten reaktionären Verfassung, die in irgendeinem Lande der Welt existiert". Er hat kein Wort zu sagen über Deutschlands großartige Arbeiterversicherungen und Arbeiterschutzgesetze, Gesetze, die von Preußen ausgegangen und ein Vorbild für die ganze Welt sind. Nach dem Kriege erwartet er „eine Militär- und Junkerreaktion, deren Gegenstück die jetzt lebende Generation noch nicht gesehen hat. So lange Deutschland unter der Leitung Preußens an der Spitze geht, ist es nach seiner Meinung nicht zu hoffen, daß ein dauernder Friede mit verminderten Rüstungslasten und gutem Einverständnis zwischen den Völkern herrschen werde.

Andere haben sicherlich eine günstigere Auffassung von Deutschlands Anteil an

Digitized by Google

der Neuschöpfung der Verhältnisse nach dem Kriege als dieser Deutsche, oder was er ist. Darf man urteilen nach den Zukunftsgedanken, den man in der deutschen Presse findet, dann ist die Zeit reif für etwas ganz anderes als für eine Militär- und Junkerreaktion." Das Zusammenleben im Feld und die gemeinsamen Gefahren haben nach einmütigem Urteil das Verhältnis zwischen den Offizieren und den Untergebenen demokratisiert. Die opferwillige Teilnahme der Sozialdemokraten am Kriege und die außerordentlich bedeutende Arbeit der Fachvereine zur Aufrechterhaltung der Verteidigungskraft und zur Linderung der Kriegsnot zu Hause haben sie in den Augen der übrigen Gesellschaftsklassen und der Regierenden zu einer ebenbürtigen Mitarbeiterin der anderen politischen Parteien gemacht. Daß die preußische Rückständigkeit in Form von Widerstand gegen die Stimmrechtsreform usw. sich dann nicht länger halten wird, scheint doch in der Natur der Sache zu liegen. Und was die innerpolitischen Verhältnisse sowie die Verhältnisse der Völker unter sich betrifft, so hat der deutsche Reichskanzler erklärt, daß „eine neue Zeit bevorsteht". Es kann wohl geschehen, daß Deutschland in dieser Hinsicht die Welt überraschen wird.

Die deutsch-englischen Handelsbeziehungen nach dem Kriege. Durch die englische Presse der letzten Woche gehen wieder Auslassungen darüber, was die Regierung schon während des Krieges zu tun habe, um den deutschen Handel auch nach dem Kriege möglichst zu unterbinden.

So fordert „Daily Telegraf" vom 9., alle Handelskammern von Großbritannien sollten in einer Versammlung in London bestimmte Vorschläge ausarbeiten, die der Regierung unterbreitet werden und die Grundlage bilden sollten für ein Handels-Schutz- und Trutzbündnis gegen Deutschland. Im einzelnen gehen die Vorschläge dahin: das Schiffahrtsgesetz müsse so geändert werden, daß kein Schiff einer feindlichen Nation Passagiere in britischen Häfen oder in denen der Verbündeten landen oder Handelsverkehr zwischen den Häfen treiben dürfe. Für das Anlaufen der Schiffe sollte eine Abgabe von 10 S per Tonne gezahlt werden. Deutsch-österreichische Firmen sollten sich in den Ländern der Verbündeten nicht mehr niederlassen dürfen.

Demgegenüber stehen vereinzelte Äußerungen der Art, wie sie „Manch. Guard." vom 10. gebracht hat: es sei töricht anzunehmen, daß vaterländische Gefühle Aufträge an die Deutschen für längere Zeit nach dem Frieden verhinderten. Es werde vielmehr auch nach dem Frieden so bleiben wie es vordem gewesen sei, daß der vorteilhafteste Verkäufer das Geschäft mache.

Charles Dickens und Deutschland. „Ich kann ohne jede Schmeichelei sagen, daß nächst der Gunst und guten Meinung meiner eigenen Landsleute ich die Achtung des deutschen Volkes über alle Maßen hochschätze. Ich verehre und bewundere es mehr, als ich ausdrücken kann. Ich weiß, daß es mit seinen großen geistigen Fähigkeiten und der Höhe seiner Kultur das auserwählte Volk der Erde ist; und niemals war ich stolzer und glücklicher, als da ich zum ersten Male hörte, daß meine Werke vor seinen Augen Gnade gefunden hatten. Nichts, was die englische Literatur mit Deutschland verbindet, kann mir gleichgültig sein (in einem Briefe aus dem Jahre 1841)."

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Prof. Dr. Karl Hönn, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 30a. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 7. Januar 1916 * Heft 2

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh, Paul Rohrbach und Philipp Stein

Deutschlands Wirtschaftslage und Wirtschaftsaussichten[1]

Vom Geheimen Justizrat Professor Dr. Rießer, Präsident des Hansa-Bundes und des Zentralverbands des Deutschen Bank- und Bankier-Gewerbes.

I. Die Wirtschaftslage

Der Krieg, in dem wir stehen, ist ein Krieg nicht nur mit nationalen, sondern auch mit weltgeschichtlichen und weltwirtschaftlichen Ursachen, Kampfmitteln und Zielen. Demgemäß hatten wir mit gewaltigen Störungen der Produktion, des Absatzes und des Arbeitsmarktes, neben Zahlungsmittel- und Kreditkrisis, mit Sondererscheinungen weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Charakters zu rechnen, mit dem Raub unserer Kolonien, mit der Blockade unserer Küsten zum Zweck unserer Aushungerung, mit der Vernichtung unseres Überseehandels, mit den feindlichen Handels- und Zahlungsverboten, den Sequestrierungen und Schließungen privater Unternehmungen, mit dem Diebstahl unserer Patente und Warenzeichen und dem Piratenkrieg auf dem Meere.

Mit Blitzeseile wußte man in Deutschland aus den Aushungerungsversuchen und der Absperrung unseres überseeischen Außenhandels die nötigen Folgerungen zu ziehen. Die auf sich selbst gestellte Wirtschaft wurde, wenn auch in engeren Grenzen, aufrechterhalten. Unternehmer, Angestellte und Arbeiter, Staat und Kommu-

[1] Vortrag auf Aufforderung der Leitung der Vaterländischen Vereine zu Mannheim gehalten am 2. Dezember 1915.

Digitized by Google

nen, öffentliche und private Körperschaften, Gewerkschaften und Bauernvereine arbeiteten in gleichem Schritt und Tritt zu gleichen Zielen.

Kreditbeängstigungen wurde durch sofortige Schaffung von ungemein zahlreichen Darlehnskassen und Kreditbanken, deren bloße Existenz beruhigend und vorbeugend wirkte und die daher relativ sehr wenig in Anspruch genommen wurden, erfreulicherweise also schlechte Geschäfte machten[1], und durch Vorkehrungen zur Stütze des Realkredits vorgebeugt. An die Stelle des Weltverkehrs trat ein beschränkter Außenverkehr nach neutralen Ländern. Im übrigen war die Industrie im ganzen, mit Ausnahme gewisser Industriezweige, wie z. B. der Luxusindustrien, durch den auch im Kriege gewaltigen inneren Markt, also durch den laufenden Bedarf einer 70 Millionen-Bevölkerung, und besonders durch den immer mehr anschwellenden, heute täglich rund 70 Millionen erfordernden Kriegsbedarf[2], den der Staat als alleiniger Besteller gegen Barzahlung in Auftrag gab, teils gut, teils ausreichend, mitunter sogar glänzend beschäftigt.

Damit war der erste Akt unserer wirtschaftlichen Selbstverteidigung beendet: die notgedrungene Rückbildung der Friedenswirtschaft eines industriell-agrarischen, aber vorwiegend industriellen Weltwirtschaftsstaats in die Kriegswirtschaft eines fast isolierten (geschlossenen) Agrar- und Industriestaats. Dank gerade der Blockade, die uns hier, vom Gegner ungewollt, zu direktem Segen diente, blieb in diesem Abschnitt der Arbeitsmarkt, der infolge der Einberufungen bei Fortdauer des Überseehandels weit empfindlicher hätte leiden müssen, von dauernder Zerrüttung frei, wurden gewaltige Kräfte, Kredite und Kapitalien, die sonst dem Überseehandel oder landwirtschaftlichen Zwecken zur Verfügung gestellt worden wären, für den inneren Markt, für den Kriegsbedarf und für die Kriegsanleihen frei, die auch eine Fülle von Kapitalien, die sonst überhaupt nicht zu produktiver Verwendung gekommen wären, flüssig machten. So blieb, was die Na-

[1] Bis zum 7. November 1915 hatten die bestehenden 37 Kriegskreditbanken Kredite bei der Reichsbank nur in der Gesamthöhe von 14,1 Millionen Mark in Anspruch genommen.

[2] In England betragen die reinen Kriegskosten heute mehr als 100 Millionen täglich; was England bis zum 1. April 1916 daneben an seine Verbündeten gezahlt haben wird, schätzen amtliche englische Stellen auf den Betrag von 18 Milliarden Mark.

Digitized by Google

tion produzierte und ausgab, als Faktor eines Binnenumlaufs der Güter und Kapitalien im wesentlichen im Lande selbst. Wir waren auch in der glücklichen Lage, unseren ganzen Heeresbedarf im Lande zu decken[1]. England dagegen erwuchs durch Auslandsbestellungen des Kriegsbedarfs eine immer wachsende und immer bedenklichere Verschuldung an das Ausland und Abhängigkeit vom Auslande, die, wie sie im Kriege das Sinken des englischen Sterling-Wechselkurses in New York unter die Gold-Parität bewirkt hat, auch nach dem Kriege die schwersten Mißstände hervorrufen wird. An der Aufgabe der Deckung des Heeresbedarfs konnten sich überdies fast alle unsere industriellen Kreise beteiligen, womit zugleich vielfach Betriebsstockungen und Betriebseinstellungen, die sonst in großem Umfange nötig gewesen wären, glücklich vermieden wurden. Bei alledem kam uns unsere Organisations-, Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit sehr zustatten. So fabrizierten im Kriege plötzlich elektrotechnische, chemische und Nähmaschinen-Fabrikanten Schrapnells und Granaten; die Crefelder Seidenindustrie Verbandstoffe; die Gubener Hutindustrie, statt Filzhüte, messingbeschlagene Filzhelme; Blumenfederfabriken, Uhrenfabriken und Handwerker Konservenbüchsen, Seitengewehre, Zeltstangen und Tornister; Lokomotivfabriken die sogenannten Gulaschkanonen und Korsettfabriken allerlei Ausrüstungsgegenstände für das Sanitätspersonal.

Die bei diesem Anlaß und bei der vollständigen Umstellung unseres gesamten Wirtschaftssystems bewiesene, die Bewunderung selbst der Gegner hervorrufende, organisatorische Befähigung war uns wohl nicht so sehr angeboren, als in großem Umfange in langsamer Friedensarbeit anerzogen. Es war dies vor allem dadurch erreicht worden, daß schon vor dem Krieg unsere landwirtschaftlichen, industriellen und kaufmännischen Kreise sich gewöhnt hatten, ihre gemeinsamen Interessen, unter Zurückdrängung von Sonderinteressen, in freien Verbänden, Syndikaten, Gewerkschaften, Berufsgenossenschaften, Kreditgenossenschaften usw. und Kar-

[1] Daraus ergibt sich u. A. auch nachstehende, in England selbst gezogene Folgerung: Erhielten die amerikanischen Bethlehem Steel Works von England einen Auftrag auf Granaten im Werte von £ 100000, so war dies gleichbedeutend mit einem Verlust von £ 100000 englischen Volksvermögens; erhält Krupp den gleichen Auftrag vom preußischen Kriegsminister, so bleibt der ganze Zwischengewinn hier im Lande.

Digitized by Google

stellen zu vertreten, die deshalb auch sofort die höheren Aufgaben der staatlich geordneten Rohstoff-Versorgung, also die Sammlung, Verteilung und Kontingentierung der verfügbaren Rohmaterialen, unter gesetzlich festgestellten Bedingungen und unter staatlicher Aufsicht, in die Hand nahmen[1] und die Arbeiten oder Vorarbeiten der Ausfuhrgenehmigungen übernahmen. Die so erzogenen weiten Volksschichten waren dann auch gewillt und befähigt, die im Kriege notwendig gewordenen starken staatssozialistischen Anforderungen in bezug auf die Regelung der Produktion, des Verbrauchs und der Preise, ferner in bezug auf die Betriebs-, Eigentums- und Bedarfs-Einschränkungen, die Requisitionen und Beschlagnahmen, die Sperrungs- und Veräußerungs-Verbote und die Ausfuhr-Genehmigungs-Arbeiten mit allen Anmelde- und Anzeige-Verpflichtungen ohne Murren zu ertragen[2].

Zugleich feierte die in England geradezu gering geschätzte, in Deutschland seit langer Zeit sorgsam gepflegte enge Verbindung zwischen Industrie, Technik und Wissenschaft Triumphe in einem selbst bei uns ungeahnten Umfange. Der beängstigend drohenden Rohstoff-Not

[1] So namentlich die am 2. September 1914 begründete Kriegsmetall-Aktien-Gesellschaft (im wesentlichen für Kupfer, Nickel, Feinzink und Aluminium), die Kriegswollbedarf-Aktien-Gesellschaft, die Kriegschemikalien-Aktien-Gesellschaft (Salpeter, Salpetersäure, Nitrate), die Baumwoll-Aktien-Gesellschaft, die deutsche Rohhaut-Aktien-Gesellschaft, die Kriegsleder-Aktiengesellschaft, die Kriegskammwoll-Aktien-Gesellschaft, die Gerste-Verwertungs-Gesellschaft m. b. H., die Preisprüfungsstelle für das Reich und die Abrechnungsstellen für Jute, Leder, Weißblech, Flachs- und Leinengarne, Wolle und Strickgarne, Rohbaumwolle, Kautschuk und Roßhaare und die Vereinigung des Wollhandels in Leipzig. — Hier besonders ist die Initiative hervorragender Industrieller nicht zu vergessen.

[2] Alles dies wäre undenkbar gewesen ohne den Geist unbedingter Unterordnung unter die Staatsnotwendigkeiten, ohne jenen Geist der Ordnung, der Disziplin und des Pflichtgefühls, den wir vielleicht in erster Linie der militärischen Erziehung unseres Volkes verdanken und der die höchste Kultur, wie unsere Geschichte erweist, nicht ausschließt, sondern voraussetzt. Jene „nüchterne Genialität", die Treitschke an dem führenden Staate Preußen rühmt, mag im Verkehr hie und da weniger sympathisch sein und häufig einen starken Zusatz entgegenkommender Liebenswürdigkeit wünschenswert machen, aber sie hat mehr als einmal den Kraft seiner Lage allen feindlichen Angriffen ausgesetzten Staat in schweren Zeiten gerettet.

Digitized by Google

wurde auf lange Zeit durch Verwertung von Abfällen des Industrieprozesses und dadurch vorgebeugt, daß man künstliche Stoffe an Stelle ausländischer natürlicher Rohstoffe setzte, z. B. aus dem aus der Luft gewonnenen Stickstoff schwefelsauren Ammoniak und hieraus Salpetersäure zum Ersatz von Chili-Salpeter oder synthetischen Kampfer anstelle des natürlichen (für die Sprengstoffabrikation) herstellte, oder daß man Rohstoffe, die im Altmaterial oder durch Verarbeitung oder Legierung als solche verschwunden waren, auf chemischem, hüttenmäßigem oder elektrotechnischem Wege wieder freimachte, z. B. Kupfer aus der Legierung von Kupfer, Zinn und Nickel. Endlich haben wir unsere Rohstoffvorräte durch Verwendung von Ersatzstoffen (Surrogaten) erhöht, z. B. Kupferdrähte durch Eisen- oder Zinkdrähte, Baumwolle durch heimische Zellstoffe (für die Pulverfabrikation) u. a. m., ersetzen können. Es ergab sich übrigens auch, daß wir noch aus der Einfuhr der letzten 10 Jahre einen unerwartet großen, noch unverbrauchten Vorrat an Rohstoffen im Lande besaßen.

Aus allem obigen wird zugleich die Tatsache verständlich, daß die Zeichnungen auf die Kriegsanleihen in einem einzigen Jahre 25½ Milliarden Mark erbrachten, wovon nicht weniger als durchschnittlich etwa 62 %[1] auf Banken und Bankiers, die ja im wesentlichen eine industrielle und kaufmännische Klientel haben, entfielen, so daß die Zeichnungen in diesem großen Prozentsatze aus den durch unsere Absperrung verfügbar gewordenen industriellen und kommerziellen Betriebskapitalien der Nation herrührten. Es erklärt sich daraus ferner die Überwindung der Arbeitslosigkeit, die sich in manchen Industrien nach und nach in einen Arbeitermangel verwandelte, und endlich die Tatsache, daß schon im Juli 1915 die Güterverkehrseinnahmen der preußischen Staatseisenbahnen diejenigen des Juli 1914, der noch in die Friedenszeit fiel, um fast 3 % (2,80 %), überschritten[2].

Zu vergessen ist dabei aber auch nicht die sorgfältige und glänzende Vorbereitung unserer finanziellen Kriegsbereitschaft, die, eingeleitet durch unseren energischen und weitblickenden Reichsbankpräsidenten Dr. Haven-

[1] Bei der ersten Kriegsanleihe 64,9 %, bei der zweiten 61,4 %, bei der dritten 61,07 % der gesamten Zeichnungen.

[2] Die darin mit enthaltenen Einnahmen aus Militärtransporten betrugen nur 7,39 % der gesamten Güterverkehrseinnahmen.

Digitized by Google

stein, gefördert durch die Verhandlungen der Bankenquête-Kommission und des Münchener Bankiertages vom September 1912, in erster Linie die Liquidität unserer Gesamtwirtschaft sowie der Bilanzen unserer Kreditbanken, Kreditgenossenschaften und Sparkassen verbessert und gestärkt und sie damit in den Stand gesetzt hat, mit ganz vorübergehenden und geringen Ausnahmen, den gewaltigen Anforderungen der Kriegspanik gerecht zu werden, allen Ansprüchen auf Rückzahlung von übrigens bald wieder eingezahlten Einlagen (Depositen) zu entsprechen und generelle Kreditentziehungen zu vermeiden[1].

Unsere finanzielle Vorbereitung, die uns nicht nur im Kriege, sondern auch in sonstigen Krisen schützen sollte, hat ferner schrittweise den Goldbestand der Reichsbank vermehrt, der sofort nach Kriegsausbruch durch Suspendierung der Pflicht der Goldeinlösung unserer Banknoten, also durch den sogenannten Zwangskurs, vor unfreiwilligen Abflüssen ins Ausland geschützt wurde. Dieser Goldbestand ist dann während des Krieges durch erfolgreichen Appell an die Bevölkerung bisher von rund $1\frac{1}{2}$ auf rund $2\frac{1}{2}$ Milliarden, rund also um 1 Milliarde Mark, erhöht worden.

Wir dürfen aber auch nicht außer Augen lassen die starken Reserven, die wir in mehr als 40jährigem Frieden hatten ansammeln können. Zu ihnen gehört namentlich unser Volksvermögen, das mit etwa 300 Milliarden Mark dem Englands (nicht dem des ganzen britischen Weltreichs) gleichsteht oder es sogar übertreffen dürfte, während das deutsche Volkseinkommen vor dem Kriege auf etwa 40 Milliarden und den daraus gemachten Ersparnissen auf 8—10 Milliarden Mark geschätzt worden waren[2]. Sie bestehen ferner in den seit 1884 den deutschen Aktiengesellschaften zwecks Deckung außerordentlicher Verluste zur Pflicht gemachten obligatorischen Rückstellungen aus dem Reingewinn (den sogenannten gesetzlichen Reserven), die schon 1911 fast 23 % der

[1] Die Vereinigung von Berliner Banken und Bankiers (Stempelvereinigung) hat sogar am 27. Juli 1914 folgenden generellen Beschluß veröffentlicht: „Um das Privatpublikum vor dem Verschleudern seines Effektenbesitzes zu bewahren, wird bis auf weiteres von der Einforderung von Zuschüssen der Kundschaft gegenüber so lange abgesehen, als der Kurswert der bevorschußten Wertpapiere die dagegen bewilligten Vorschüsse nicht überschreitet."

[2] Vergl. insbes. Karl Helfferich, Deutschlands Volkswohlstand 1888—1913 (Berlin, Georg Stilke 1913).

Digitized by Google

Aktienkapitalien aller deutscher Aktien-Gesellschaften erreicht hatten und die bei vielen, vielleicht bei den meisten größeren Aktien-Gesellschaften, glücklicherweise auch bei unseren Seeschiffahrtsgesellschaften, durch freiwillige Rücklagen, oft in sehr erheblichem Umfange, ergänzt worden sind. Es kam aber auch weiter in Betracht der bei Kriegsbeginn vorhanden gewesene Einlagenbestand unserer Sparkassen in Höhe von 20 Milliarden Mark, der heute, ungeachtet der Einzahlungen auf die Kriegsanleihen, nicht kleiner, sondern größer geworden ist, was glücklicherweise auch von den Depositen bei unseren Banken gesagt werden kann.

Zu alledem trat eine Tatsache, die auch eine Tat bedeutete, weil sie eine bewußte und überaus segensreiche Unterlassung gewesen ist. Ich meine damit die Unterlassung des sofort nach Kriegsbeginn von weiten Kreisen leidenschaftlich geforderten, von anderen dagegen, so auch von mir[1], ebenso leidenschaftlich abgelehnten Moratoriums, von dem man immer nur weiß, wann es beginnt, aber nie, wann es aufhört, dessen Abbau weit schwieriger ist, als dessen Aufbau, dessen Einführung ferner auch den Zahlungsfähigen leicht verleitet, den nur für die Schwachen und Nichtzahlungsfähigen berechneten Zahlungsaufschub auch für sich in Anspruch zu nehmen und so die Krisis immer weiter zu tragen, und das endlich in unser ganzes, allein durch das Vertrauen auf rechtzeitige und unverkürzte Erfüllung aller Zahlungsverpflichtungen gehaltene, komplizierte Wirtschaftssystem Unruhe und Verwirrung hineinträgt.

An die Stelle des Moratoriums, das allmählich, insbesondere mit dem Fortschreiten unserer militärischen Erfolge, schließlich niemand mehr wünschte, trat eine Kriegsnotstandsverordnung des Bundesrats, die gleich anderen derartigen, gleich bei Kriegsbeginn seitens des Bundesrats auf Grund einer allgemeinen Ermächtigung mit Gesetzeskraft erlassenen Verordnungen ungemein beruhigend und segensreich gewirkt hat, weil sie den Richter ermächtigte, in einzelnen, auch bei Berücksichtigung der Gläubigerinteressen ihm geeignet erscheinenden Fällen Zahlungsaufschub zu bewilligen. An die Stelle des Moratoriums trat aber auch die nach und nach durch amtlichen und privaten Appell an

[1] Vergl. meine Abhandlung im Bank-Archiv vom 1. September 1914, S. 382 ff., Krieg, Moratorium und Kriegskreditbank.

Digitized by Google

die Einsicht des Volkes erreichte Überzeugung, daß angesichts der Not der Zeit der Kreislauf des Wirtschaftsorganismus nur bei gegenseitiger Rücksichtnahme aller Beteiligten, der Gläubiger wie der Schuldner, der Arbeitgeber wie der Angestellten und Arbeiter, erhalten werden kann; ich hoffe zuversichtlich, daß der damit während des Krieges durchgeführte Grundsatz: „Jeder denke auch an des anderen Not“ [1] auch in Friedenszeiten zur Grundlage unserer Wirtschaftspolitik und unseres wirtschaftlichen und geschäftlichen Handelns gemacht werde.

So verbleiben im wesentlichen als dunkelste Schatten in dem Bilde die Schwierigkeiten in der ausreichenden Beschaffung gewisser industrieller Rohstoffe und tierischer Futtermittel und des Rückgangs unserer Valuta im Ausland, welcher letztere aber in unserer Abschneidung vom Überseehandel seinen natürlichen Grund hat und mit ihr nach und nach verschwinden wird, vor allem die Sorgen um die Entwicklung der Preise unserer Lebensmittel. Auch diese dürften jedoch mit dem Freiwerden der Verbindung mit dem Balkan, Konstantinopel und Kleinasien, und mit der Überwindung gewisser Hemmungen in den Lieferungen aus neutralen Staaten allmählich geringer werden, was sowohl aus wirtschaftlichen, wie sozialen und politischen Gründen dringend wünschenswert wäre. Zusammenfassend kann man sagen, daß alle finanziellen und wirtschaftlichen Voraussetzungen vorliegen, die uns ein Durchhalten bis zu einem uns voll und dauernd sichernden Frieden ermöglichen.

II. Die Wirtschaftsaussichten

Wende ich mich nun zu den wirtschaftlichen Aussichten nach dem Kriege, so werde ich mich dabei vor allem vor Prophezeiungen zu hüten haben, die bei der leider noch unbestimmten Dauer des Krieges unter Umständen allzu langfristig und schon deshalb wertlos wären, während kurzfristige noch viel bedenklicher für — den Propheten [2] sind und auch

[1] Worte meines Aufrufs „An die zu Hause“ vom 30. August 1914.

[2] Hierfür nur zwei Beispiele aus dem Lager unserer Gegner. Die englischen Kosten des Burenkrieges wurden acht Tage nach Kriegsbeginn (11. Oktober 1899) amtlich auf 10 Mill. £, die Kriegsdauer auf sechs Monate (bis 31. März 1900) geschätzt; die Kosten betrugen aber in Wahrheit 211 Mill. £ und der Krieg ging erst am 31. Mai 1902 zu Ende. — Im August 1914 erklärte der damalige Finanzminister Lloyd George

Digitized by Google

deshalb besser vermieden werden. Dies vorausgeschickt, läßt sich aber, selbst bei aller gebotenen Vorsicht und mit den durch das mögliche Eintreten unerwarteter Zwischenfälle erforderlichen Vorbehalten, folgendes sagen:

Wenn unsere heutige wirtschaftliche Lage im großen und ganzen, trotz des Krieges, als eine teils absolut, teils relativ günstige bezeichnet werden konnte, so folgt daraus, daß sie an sich und im allgemeinen, trotz der zweifellos sofort in großer Zahl auftauchenden neuen wirtschaftlichen Aufgaben und Schwierigkeiten, mit dem Frieden nicht schlechter, wie manche meinen, sondern besser werden müßte. Wenn unsere staatlichen und gewerblichen Kreise im Kriege die Zeit und die Ruhe gefunden haben, über die kompliziertesten Fragen und Schwierigkeiten durch alle möglichen, oben angedeuteten Mittel und Wege hinwegzukommen, so wird ihnen dies wohl im Frieden, also bei freierem Kopf, bei Wiedereröffnung des Seeverkehrs, bei allmählicher Ausscheidung der besonders schwierigen Ernährungsfragen für Menschen und Tiere und angesichts der auch dann notwendigen vorläufigen, wenn auch beschränkteren, Fortdauer der staatlichen Kriegsbedarfsaufträge, mit viel größerer Aussicht auf Erfolg möglich sein.

Trotz aller dieser Binsenwahrheiten wird aber von vielen überaus sachverständigen Kreisen, besonders von den Beteiligten selbst, auf Schattenseiten hingewiesen, die gerade erst mit dem Frieden eintreten und jeden, mindestens jeden raschen wirtschaftlichen Fortschritt, vielleicht sogar die bloße Wiedererringung unserer heutigen wirtschaftlichen Stellung, ausschließen oder mindestens auf unbestimmte Zeit hemmen würden. Der Haß, den unsere Gegner und sogar neutrale Staaten schon in dem während des Krieges mit allen Mitteln geführten gleichzeitigen Wirtschaftskriege an den Tag gelegt hätten, werde im Frieden, und zwar vielleicht in einer durch die militärischen Niederlagen verschärften Weise, in der Form eines hartnäckigen Wirtschaftskrieges fortdauern. Er werde schon die Wiedereröffnung unseres bisherigen, zweifellos für unsere Gesamtwirtschaft in erster Linie notwendigen Außenhandels-, und noch mehr die Steigerung unserer Handelsbeziehungen mit den heutigen

im Unterhause, der Krieg koste England jetzt 15 Mill. Mark täglich, diese Summe werde aber höchstwahrscheinlich im Verlaufe des Krieges abnehmen, sie beläuft sich aber heute auf über 100 Mill. Mark täglich.

Digitized by Google

Gegnern und den von ihnen abhängigen oder abhängig werdenden weiteren Ländern verhindern.

Dagegen ist zunächst einzuwenden, daß schon bisher, und zwar etwa seit dem Jahr 1882, unsere industrielle, im wesentlichen aus Fabrikaten bestehende Ausfuhr einen im ganzen immer mehr abnehmenden Teil unserer Gesamtproduktion gebildet hatte, daß sich also seit ungefähr 1882 die Aufnahmefähigkeit unserer nunmehr wohl etwa 70 Millionen betragenden Bevölkerung, also der sogenannte innere Markt, erheblich rascher und kräftiger entwickelt hat, als der äußere. Es ist auch kein Zweifel, daß wir gerade diesen Markt, der vielleicht durch eine Reihe anderer, heute nur politisch mit uns verbündeten Länder, in bedeutsamer Weise erweitert werden wird und werden muß, nach dem Frieden noch weit kräftiger und in erster Linie werden bearbeiten müssen. Wir werden dies aber auch können, weil schon die geschilderten zahlreichen und bedeutenden Reserven unserer Volkswirtschaft, welche durch den Krieg bisher wenig gelitten haben, die jedenfalls bis jetzt fast ungeschwächte Aufnahmefähigkeit unserer Bevölkerung erwiesen haben. Es ist, selbst bei Berücksichtigung der zu erwartenden neuen schweren Steuerlasten, nach meiner Überzeugung nicht anzunehmen, daß diese Aufnahmefähigkeit unserer Bevölkerung nach dem Kriege etwa zum größten Teile geschwunden sein könnte.

Es stehen uns aber nach dem Frieden selbstverständlich, abgesehen von den nicht nur fortbestehenden, sondern zu vermehrenden Beziehungen mit Österreich-Ungarn, der Türkei[1] und Bulgarien, auch diejenigen mit den tatsächlich oder dem Namen nach neutral gebliebenen Staaten offen, mit denen wir schon während des Krieges auf dem Lande Verbindungen unterhalten haben, so die mit den skandinavischen Staaten, Schweden, Norwegen und Dänemark, ferner mit der Schweiz und mit Holland, Spanien, Griechenland und Rumänien, deren Vorräte dann erschöpft sein werden und die ihre etwaigen von England mit Drohungen und Gewalt zur Abschneidung einer Durchfuhr nach Deutschland erzwungenen Einfuhr-Trusts nach dem Frieden weder werden aufrechterhalten wollen, noch können. Es darf auch nicht vergessen wer-

[1] Im Jahre 1913 betrug unsere Ausfuhr nach der Türkei nur rund 98 Mill. Mark und die türkische Einfuhr nach Deutschland nur rund 74 Mill. Mark.

Digitized by Google

den, daß im letzten Friedensjahr (1913) unsere Ausfuhr überhaupt nur mit 24 % nach überseeischen und mit rund 76 % nach europäischen Ländern ging, während allerdings die Einfuhr (die im wesentlichen nur aus Rohstoffen besteht) nur noch mit rund 54 % aus europäischen Ländern kam[1], so daß wir, was unbedingt verbessert werden muß[2], für die Einfuhr in sehr bedenklichem Umfange auf das Ausland, und speziell auf das überseeische Ausland, angewiesen sind.

Endlich aber dürfte auch die Wiedereröffnung der vor dem Kriege überaus bedeutend gewesenen Handelsbeziehungen mit den heutigen kriegführenden Staaten[3] nach und nach, zum mindesten zunächst in beschränkterem, allmählich aber auszudehnendem Umfange, außer allem Zweifel stehen, zumal alle Staaten, da sie, England voran, im Kriege die schwersten finanziellen und wirtschaftlichen Einbußen erlitten haben, nach dem Kriege mehr denn je in ihren internationalen Beziehungen auf gegenseitige Rücksichtnahme angewiesen sein werden.

Mit England wird diese Wiederanknüpfung sogar in erster Linie erfolgen können und erfolgen[4]. Denn England dürfte im eigensten Interesse auf gute Beziehungen mit uns nach dem Kriege besonderen Wert legen und ist in seiner Textilindustrie auf unsere Farbstoffe und nach sehr vielen anderen Richtungen auf den Bezug unserer Fabrikate angewiesen. England wird sich allen diesen Erwägungen künftig um so weniger verschließen, als es sich gerade uns gegenüber bei dem Versuche und bei

---

[1] Vgl. Bernhard Harms, Zur Wiederanknüpfung und Pflege der weltwirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands (Kiel 1915), S. 9/10.

[2] Wir werden diesen Gesichtspunkt insbesondere auch bei der Frage der Rückforderung und Neugewinnung von Kolonien berücksichtigen müssen, die wir überdies in der Folge auch nur insoweit erstreben sollten, als wir sie im Kriege militärisch halten können.

[3] Vor dem Kriege betrug die Einfuhr Deutschlands und Österreich-Ungarns zusammen aus Rußland, England (und dessen Kolonien), Frankreich, Belgien und Italien 5602 Millionen Mark, die Ausfuhr dahin 4165 Millionen Mark.

[4] Ungeachtet der auch kulturell denkwürdigen Worte, welche der englische Handelsminister Runciman inzwischen (am 23. Dez. 1915) im Unterhause sich gestattet hat: „Es ist Pflicht der britischen Nation, zu verhüten, daß Deutschland nach dem Frieden wieder in die Höhe kommt!"

Digitized by Google

der Durchführung politischer und wirtschaftlicher Kampfmittel, vor und in diesem Kriege, den es heute sicherlich nicht nochmals beginnen würde, überaus häufig und gründlich verrechnet hat. Die Politik verdirbt offenbar nicht nur den Charakter, sondern auch die kalkulatorischen Fähigkeiten. England, das aus diesem Kriege vielleicht, bei Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, mit doppeltem „Militarismus" und doppelten Militärlasten hervorgehen dürfte, wird sich noch darüber klar werden, daß es infolge seiner bei Kriegsbeginn geradezu chaotischen finanziellen Zustände (näheres bei Rießer, England und wir, 2. Aufl. S. Hirzel, Leipzig 1915, S. 46 bis 58) und durch deren spätere Verschärfung infolge des scharfen Rückgangs seiner Valuta in New York und des Kurses seiner $2\frac{1}{2}$ %igen Konsols, ferner durch seine wirtschaftliche Desorganisation während des Krieges sowie durch seine rechtswidrigen Handlungen auch auf rein privatrechtlichem Gebiete (Verbot der Zahlungen an Angehörige feindlicher Staaten und des Handels mit ihnen, Sequestrierungen, Auflösung und Beschlagnahme von privaten Unternehmungen und Werten usw.), seine Stellung als Welt-Bankier und Welt-Vermittler aufs schwerste und voraussichtlich dauernd erschüttert hat[1]. Es wird nicht glauben können, auf dem Wege wirtschaftlicher Isolierung oder eines auch England selbst gefährdenden Wirtschaftskrieges auch nur einen Teil dieser Stellung wiederzuerringen.

In Rußland hat bereits der Finanzminister (nach der „Frankfurter Zeitung" vom 11. August 1915) offiziös erklären lassen, kein Land, vor allem aber nicht Rußland, werde Deutschland als Lieferanten völlig ersetzen können, und es sei unmöglich, die Deutschen etwa durch besondere Tarife zugunsten der heutigen Verbündeten Rußlands vom russischen Markte abdrängen zu wollen; auch die „echt russischen Leute" werden daran nichts ändern können.

Frankreich, das aus diesem Kriege, wie immer er ausgehen mag, wirtschaftlich, finanziell und politisch als eine Macht zweiten Ranges her-

[1] Die Worte, welche nach dem Parlamentsbericht der „Times" vom 19. Nov. d. J. ein Mitglied des englischen Kabinetts, Bonar Law, im Unterhause gesprochen hat: „Man muß den Staatsbankerott und alles übrige riskieren, um diesen Krieg zu einem erfolgreichen Ende zu führen", sind am wenigsten geeignet, das gesunkene Vertrauen auf England gerade als Welt-Bankier wieder zu beleben.

Digitized by Google

vorgehen dürfte, wird sich jenen vernünftigen Erwägungen wohl am längsten verschließen, wird aber schließlich doch einsehen, daß es nicht mehr stark genug ist, um auf die Dauer den Haß an die Stelle wirtschaftlicher Erwägungen zu setzen. Es wird zunächst diejenigen Waren von uns beziehen, die es in diesem Kriege — ebenso wie die Engländer, mit denen die Franzosen allmählich immer schlimmere Erfahrungen machen werden, und ebenso wie die Russen und gewisse neutrale Staaten — schmerzlich vermißt hat. Andere Bestellungen werden dann folgen, und es wird schließlich auch schon aus finanziellen Gründen sehr erfreut sein, seinen Überschuß an Rohstoffen oder an solchen Fabrikaten, die wir nicht herstellen, an uns verkaufen zu können.

Zwischen uns und den Vereinigten Staaten (die vielleicht in nicht allzuferner Zeit um die erste Stelle im Welthandel an Stelle von England, welchem dann die zweite, vielleicht sogar die dritte, zufallen wird, ringen werden) dürfte der Außenhandel voraussichtlich alsbald nach dem Kriege, trotz ihrer in diesem Kriege uns gegenüber ausreichend an den Tag gelegten Feindschaft und Gehässigkeit[1], wieder in vollen Gang kommen. Dasselbe gilt von dem Außenhandel mit den mittel- und südamerikanischen Staaten, von denen die Vereinigten Staaten uns und die anderen europäischen Staaten allerdings schon vor dem Kriege mit allen möglichen Mitteln, wozu u. a. der Panamakanal und die panamerikanischen Kon-

[1] Diese beschränkte sich nicht etwa auf die riesigen Waffen-, Munitions- und Lebensmittel-Lieferungen an unsere Feinde; auf die unerhörtesten Schmähungen und Lügen amerikanischer Zeitungen; auf die zum großen Teil auch in der Form gehässigen Noten der amerikanischen Regierung in der Unterseebootfrage und auf das nur für den deutschen und österreichisch-ungarischen, aber nicht für den englischen, Botschafter, geltende Verbot chiffrierter Mitteilungen an ihre eigenen Regierungen und die Zensur auch nicht chiffrierter Mitteilungen. Vielmehr kommt noch manches hinzu, was nicht so bald vergessen werden dürfte. Dazu gehören die Worte, welche der jetzige Präsident der Vereinigten Staaten, Wilson, in seiner Note an die englische Regierung vom 18. Dezember 1914 glaubte niederschreiben zu dürfen: „daß die Regierung Seiner Majestät (des Königs von England) herkömmlich der Vorkämpfer der Freiheit der Meere und der Rechte des Handels (!) ist," mit den Worten, die sein berühmter Vorgänger Jefferson, im Jahre 1813 an Frau v. Staël schrieb: „daß England grundsätzlich der Feind aller seefahrenden Nationen ist" und mit den in diesem Kriege wieder, insbesondere gegenüber den kleinen neutralen Staaten, eingehaltenen Verfahren Englands.

Digitized by Google

ferenzen[1] gehörten, abzuschneiden versucht hatten, ein Geschäft, das sie während des Krieges mit aller Energie und Zähigkeit fortgesetzt haben, und das sie sich, wenn sie irgend könnten, durch Aufstellung einer Art wirtschaftlicher Monroe-Doktrin und durch Vereinbarung von Vorzugszöllen erleichtern würden. Alle diese Schwierigkeiten würden wir ja aber im wesentlichen auch ohne diesen Krieg auf unserem Wege gefunden haben und finden.

Im großen und ganzen wird bei unseren heutigen Feinden Neigung bestehen, die nach der praktischen Erfahrung in der Regel kurzatmigen Boykottierungs-, Schikanierungs- und Kunden-Abtreibungs-Versuche[2] auch nach dem Kriege fortzusetzen. Aber wir werden im allgemeinen davon ausgehen dürfen, daß man uns auch später Waren abkaufen wird, wenn sie billiger und besser sind als die der anderen — wir werden deshalb mehr denn je auf Herstellung von Qualitätswaren und auf die Steigerung unserer Leistungsfähigkeit bedacht sein müssen — und wenn ferner die Besteller diese Waren nötig haben und sie anderwärts überhaupt nicht oder nicht in dieser Aufmachung und Qualität oder nicht mit der gleichen Schnelligkeit oder endlich nicht mit gleich günstigen Zahlungsbedingungen erhalten können.

Selbstverständlich werden wir nach dem Kriege zunächst eine recht unangenehme und schwierige Zwischenzeit durchzumachen haben, die infolge wahrscheinlicher Fortsetzung auch der wirtschaftlichen Einkreisungsversuche gewiß nicht behaglich werden und nicht nur die bisherige, sondern drei- und vierfache Anstrengung und Arbeit verlangen wird, aber doch schließlich, nach Erledigung der Ernährungsfragen und der Absperrung vom überseeischen Ausfuhrhandel, mit dem, was wir im Kriege durchgemacht haben, nicht zu vergleichen sein dürfte.

Sicherlich werden auch bei der Beschaffung von Rohstoffen Schwie-

[1] Die letzte panamerikanische Konferenz fand vom 24.—29. Mai 1915 statt; die erste am 2. Oktober 1889 hatte die Errichtung eines „Internationalen Bureaus der panamerikanischen Republiken" in Washington (mit einem Generaldirektor an der Spitze) beschlossen.

[2] Sie sind u. a. dargestellt bei Joh. März: „Die Zukunft des deutschen Außenhandels" (Reichsverlag, Berlin 1915), S. 23—60, während die Ausnahmegesetze in der Denkschrift des Auswärtigen Amts: „Ausnahmegesetze gegen deutsche Privatrechte in England Frankreich und Rußland" mitgeteilt sind.

Digitized by Google

rigkeiten entstehen, die von vielen, je nach dem Temperament, schon im voraus sehr tragisch genommen werden. Es ist darauf hingewiesen worden, daß wir zunächst die Rohstofflieferungen des Auslands nicht mit Fabrikaten zu bezahlen in der Lage sein würden, also eine weitere Verschlechterung unserer Valuta, in Verbindung mit ohnehin zu erwartenden großen Preis- und Lohnsteigerungen, befürchten müßten, Schwierigkeiten, die vermehrt werden würden durch zunächst zu erwartende große Störungen des Arbeitsmarkts. Es ist nun aber kein Zweifel, daß gerade die letzteren Störungen stark vermindert werden könnten, wenn die Entlassung der Feldtruppen unter Berücksichtigung wirtschaftlicher Gesichtspunkte, was entschieden notwendig ist, durchgeführt würde, wenn also z. B. Stellungslose länger bei der Fahne behalten werden, als etwa Bergarbeiter, die ihre alte oder eine neue Stellung haben u. a. m.

Es scheint mir aber auch bei diesen Bedenken eine Reihe günstiger Momente nicht oder nicht genügend berücksichtigt zu sein, namentlich die Tatsache, daß unsere Industrie gerade im Kriege manches auch im Frieden dauernd Verwertbare gelernt hat, daß ferner manche Industrien, z. B. die Montanindustrie, voraussichtlich auch nach dem Kriegsabschluß starke Rohstoffmengen besitzen werden oder daß sie dieselben, wie die Textilindustrie die ihr nötige Baumwolle und Wolle, aus okkupierten Gebieten oder auf dem Wege Berlin—Bagdad noch erwarten können. Im übrigen aber werden die beteiligten Industrien — ebenso, wie man dies offensichtlich in England bereits in großem Umfang getan hat — rechtzeitig, also schon vor dem Frieden, für Rohstofflieferungen[1], und vor allem für Rohstofftransporte, Vorsorge treffen müssen, und zwar wohl am besten unter Vereinigung mit anderen großen Abnehmern, damit eine Bevorzugung oder Zurücksetzung einzelner möglichst vermieden werde; durch solche Vereinigungen aber ließen sich zugleich sowohl in bezug auf die Höhe der Frachten wie in bezug auf die Lieferungsbedingungen günstigere Ergebnisse erzielen, als sie der einzelne erreichen könnte.

Es wird nun weiter befürchtet, daß uns auch Barmittel in genügendem Umfange zur Zahlung der gewaltigen Rohstoffbedürfnisse nicht zur

[1] Die Leistung großer Zahlungen ist dabei aber im Interesse unserer Valuta möglichst zu vermeiden.

Digitized by Google

Verfügung stehen würden. Aber dieser Einwand ist, jedenfalls in dieser Allgemeinheit, nicht begründet, selbst wenn uns nicht, was aber häufig geschehen wird, große Kredite eingeräumt werden sollten. Denn es wird uns nicht nur der liquide Teil der bereits erwähnten Reserven, sondern auch eine große, im Kriege uneintreibbar gewesene Summe von Ausständen im Auslande zu Gebote stehen, von denen doch ein erheblicher Prozentsatz schon seitens derjenigen Schuldner gezahlt werden wird, die mit uns in Geschäftsverbindung bleiben wollen. Außerdem besitzen wir nicht unbeträchtliche Mengen auswärtiger Wertpapiere, die bei Friedensschluß mindestens zum Teil werden veräußert werden können, ganz abgesehen von den heimischen Papieren, insbesondere den Kriegsanleihen, die allerdings nur sehr allmählich zur Beschaffung der gewerblichen und landwirtschaftlichen Anlage- und Betriebskapitalien und zur Einlösung verpfändeter Waren und Wertpapiere dienen können und dürfen[1]. Wir werden deshalb bei Aufträgen auf Rohstoff- oder Warenlieferungen und bei der Veräußerung von Wertpapieren, insbesondere der heimischen, die größte Vorsicht zu beachten haben, damit nicht infolge zu plötzlichen und zu stürmischen Vorgehens eine erhebliche Störung der Geld-, Wertpapier- und Warenmärkte, insbesondere ein allzustarker Druck auf die Kurse niedriger verzinslicher Staats- und Kommunalpapiere und Pfandbriefe, also eine Art von Friedenspanik, eintrete. Künstliche Maßregeln, wie etwa die Durchführung des schon gemachten Vorschlags, eine gewisse Zeitlang die Einfuhr ausländischer Waren zur Vermeidung der Überflutung unseres Marktes auf bestimmte Mengen zu beschränken oder durch besondere Zollerhöhungen eine Zeitlang zu verhüten, sollte man, schon zur Verhinderung von Vergeltungsmaßregeln, nur im äußersten Notfall treffen.

Wielange diese Zwischenzeit dauern wird, in der sich die Überleitung des

[1] Es wird auch im Interesse der Beschaffung der nach dem Kriege vor allem erforderlichen Emissionen zur Beschaffung öffentlicher, insbesondere kommunaler Kredite, zu erwägen sein, ob nicht in geeigneter Weise diesen für die erste Zeit nach dem Frieden ein gewisses Vorrecht, zum mindesten vor etwaigen Auslands-Emissionen, einzuräumen wäre, wobei allerdings auf notwendige Emissionen unserer Verbündeten gleichfalls Rücksicht zu nehmen sein würde. Darüber hinaus wird sogar für die erste Friedenszeit eine Kontingentierung aller Emissionen durch eine Zentralstelle angeregt („Frankfurter Zeitung" vom 24. Dezember 1915, Abendblatt).

Digitized by Google

Kriegszustandes in den Friedenszustand vollziehen muß, und deren Schwierigkeiten auch durch hohe Zinssätze und den entsprechenden Rückgang 3-, $3\frac{1}{2}$- und 4prozentiger öffentlicher Wertpapiere und Pfandbriefe sowie durch Störungen auf dem Gebiet des Pfandbrief- und Hypothekenmarktes vermehrt werden könnten, läßt sich heute naturgemäß nicht voraussagen. Doch wird auch hier die den Tatsachen vorauseilende Spekulation — auch die Valuta-Spekulation kann in Frage kommen — die Dauer dieser Zwischenzeit vermindern und den Aufschwung rascher herbeiführen, als er sonst vielleicht eingetreten wäre, und zwar, so befremdlich es klingen mag, auch die rein börsenmäßige Wertpapier-Spekulation. Es hat sich in der Praxis häufig erwiesen, daß tatsächlich Käufer aus ihrer bisherigen Zurückhaltung heraustraten, sobald sie infolge der Steigerung von Aktien, z. B. der sie angehenden Zweige der Montan-Industrie, annahmen, daß bereits Aufträge vorhanden sein müßten, daß sie also bei längerem Zögern höhere Preise würden zahlen müssen. Das ist eine Erscheinung, die in Budapest Veranlassung gab, in einer nach Wien gerichteten Depesche die Macht der Spekulation sogar auf die Herbeiführung von Naturereignissen mit den Worten auszudehnen: „Infolge dortiger hoher Weizenpreise, hier warmer Regen."

Nach Überwindung der Schwierigkeiten dieser Übergangszeit dürfte infolge zu erwartender überaus starker Nachfrage auf allen Gebieten und des Wiederbeginns der Bau- und Export-Tätigkeit ein großer Aufschwung, zunächst vielleicht in der Montan-, elektrischen und chemischen Industrie, dem Maschinenbau, der Schiffahrt und dem Schiffbau, zum mindesten nicht unwahrscheinlich sein, der durch gegnerische Wirtschaftsblocks, durch etwa nötig werdende Umgestaltungen unseres Wirtschaftssystems oder durch allzugroße Steuerbelastungen kaum völlig verhindert werden kann. Man wird jedoch jenen Schwierigkeiten sowohl durch geeignete vorbeugende Maßregeln im Friedensvertrage wie durch andere Maßnahmen zur Stärkung der Grundlagen und der Widerstandskraft unserer Volkswirtschaft Rechnung tragen müssen. Insbesondere wird dies vielleicht seitens der Verkehrskreise selbst geschehen in der Form einer Vermehrung der schon vorhanden gewesenen Tendenz zu Konzentrationen, in erster Linie zu Fusionen

Digitized by Google

und zu Auffaugungen schwächerer Unternehmungen, sowie in der Form des Zusammenschlusses oder der Erweiterung bestehender und der Begründung neuer Syndikate und Kartelle. Dabei wird man sich aber auch gegenwärtig halten müssen, daß unter Umständen nach dem Kriege die Syndikate auch als solche ein beliebtes Steuerobjekt werden und überdies zwecks Stärkung künftiger Kriegsbereitschaft zur Haltung und Sicherstellung von Vorräten in Lebensmitteln und Rohstoffen angehalten werden könnten.

Man wird aber wünschen müssen, daß sich auch der Großhandel mehr als dies bisher geschah, wirtschaftlich zusammenschließt, einerseits, um sich rechtzeitig Schiffsräume für die Zeit nach dem Frieden zu sichern, und andererseits, um sich durch Angliederung industrieller Ergänzungs-Unternehmungen mehr von der Gunst oder Ungunst der Industrie und der vielfach den Handel zurückdrängenden Syndikate unabhäng'ger zu machen, also z. B. so, daß sich Vereinigungen von Getreidehändlern Mühlen, Vereinigungen von Fellhändlern Lederfabriken usw. angliedern.

Freilich wird man aber auch gleichzeitig nicht versäumen dürfen, der im Kriege — teils aus selbstverständlichen Gründen, teils aber auch weit über die Notwendigkeit hinaus — erfolgten Ausschaltung des Handels schon jetzt entgegen zu treten. Im Anfang des Krieges war der Staat, dem es vor allem auf rasche Beschaffung alles Erforderlichen ankommen mußte und dem es vielfach zunächst naturgemäß an der nötigen Sachkenntnis fehlte, mitunter auch mit Elementen in Verbindung gekommen, die zwar zu den Leuten, aber nicht zu den Kaufleuten gehörten und den guten Namen des „ehrbaren Kaufmanns" aufs schwerste gefährdeten. Und so ist leider im Kriege vielfach auch in amtlichen Kreisen eine gewisse, im Frieden wirtschaftlich meist sehr bedenkliche und unrichtige Voreingenommenheit gegen den Handel als solchen entstanden, die schon jetzt mit aller Energie bekämpft werden muß, damit sie nicht auch auf die Zeit nach dem Frieden übergreife.

Die von mir geschilderten Schwierigkeiten können aber auch von der bewährten Umsicht und Vorsicht der industriellen und kaufmännischen Kreise allein nicht völlig überwunden werden, wenn nicht gewisse staatliche Maßnahmen hinzutreten, die zum Teil die Schwierigkeiten der Über-

Digitized by Google

gangszeit, zum Teil aber auch die zukünftige wirtschaftliche Bewegungsfreiheit erleichtern und durch die Forderung voller Entschädigung für im Kriege begangene Rechtswidrigkeiten auf wirtschaftlichem Gebiet auch für die Zukunft vorbeugend wirken würden. Diese Maßregeln müssen, als Teile eines organischen wirtschaftlichen Abrüstungsplanes, schon jetzt sorgfältig erwogen und vorbereitet werden.

Zunächst steht außer Zweifel, daß eine Reihe von Kriegs-Notverordnungen nicht mit dem Kriegsabschluß außer Kraft treten darf, und, wenn dies etwa nach ihrem Wortlaut erforderlich sein sollte, ausdrücklich für eine gewisse Zeit nach dem Frieden verlängert werden müssen, u. a. die allgemeine Ermächtigung des Bundesrats zu wirtschaftlichen Maßnahmen auf Grund des § 3 des Gesetzes vom 4. August 1914[1] das Gesetz über die Geschäftsaufsicht und die richterliche Gewährung von Zahlungsaufschub. Letzteres wird namentlich gegenüber der sonst leicht möglichen rücksichtslosen Einklagung von im feindlichen Ausland befindlichen Wechselverpflichtungen unseres Außenhandels nötig werden, falls hier nicht noch in weitergehendem Umfange geholfen werden muß.

Ferner würde — eintretendenfalls unter entsprechender Änderung und Erweiterung der Satzungen — für eine gewisse Übergangszeit nach dem Frieden der Fortbestand der Darlehnskassen und Kriegskreditbanken, die insbesondere unseren Exporthandel und die schwere Lage unseres gewerblichen Mittelstandes erleichtern müßten, sowie, event. unter Hinzutritt finanzieller kommunaler Hilfe, der Fortbestand und die Erweiterung der Einrichtungen zur Förderung und Unterstützung des Realkredits sicherzustellen und die Wiedereinführung der Goldeinlösungspflicht hinsichtlich unserer Banknoten aufzuschieben sein.

Auch müßte der vorläufige Fortbestand gewisser Hilfsgesellschaften auf dem Gebiete der Rohstoff-Produktion, der Rohstoff-Verteilung und des Rohstoff-Verbrauchs und dazu gehöriger Verordnungen und der Erlaß gewisser neuer Verordnungen auf diesem Gebiete in Aussicht genommen werden.

Endlich wird seitens der Reichsregierung ernstlich zu prüfen sein, ob sie

[1] Diese Ermächtigung muß sich aber nunmehr nicht nur auf Abhilfe-, sondern auch auf Vorbeugungs-Maßregeln erstrecken.

Digitized by Google

nicht, trotz aller Bedenken, den von manchen Seiten gemachten und kürzlich von Kommerzienrat Leonhardt (Dresden) ausführlich begründeten Vorschlag annehmen sollte, die im feindlichen Ausland ausstehenden Forderungen unserer Reichsangehörigen, nach Abtretung und Vorprüfung durch die Handelskammern, in den Friedensverträgen direkt bei den feindlichen Regierungen zur sofortigen Bezahlung bei Unterzeichnung des Friedensvertrages zu liquidieren[1], damit in Deutschland bei Wiedereröffnung des Welthandels die erforderlichen Barsummen nicht fehlen und damit der einzelne, beim Ausbleiben der Zahlungen seitens der Schuldner, nicht auf den zeitraubenden, kostspieligen und manchen ausländischen Gerichten gegenüber auch bedenklichen Weg der Einklagung im Auslande angewiesen ist. Ergibt sich dann, daß einzelne der bezahlten Forderungen trotz der Vorprüfung nicht oder nicht völlig begründet sind, so steht der feindlichen Regierung die Einklagung des Zuvielgezahlten bei unseren Gerichten frei, deren völlige Unparteilichkeit auch den Feinden gegenüber sich gerade während des Krieges, im Gegensatz zu der Haltung vieler englischer, französischer und russischer Gerichte, glänzend erwiesen hat.

Man wird aber seitens der Regierung im Friedensvertrage auch eine Reihe anderer rein privatwirtschaftlicher Forderungen zur Sicherung für die Zukunft[2] durchzusetzen versuchen müssen, so

England gegenüber, u. a. die dauernde Beseitigung der made in Germany-Vorschrift (Merchandise Marks Act) sowie der Bestimmung, daß Patente in England selbst ausgeführt werden müssen.

Frankreich gegenüber, u. a. die künftige Verhütung der trotz der vertragsmäßigen Meistbegünstigung eingeführten Zollerhöhungen durch Tarif-Verträge; die Aufhebung der sogenannten Tara-Bestimmungen, der schikanösen Deklarationspflicht und die Sicherung gegen künftige Zollschikanen, unter Aufhebung der Be-

[1] Auch die Beleihung dieser Forderungen nach englischem Muster durch die Regierung oder durch eine unter deren Beteiligung zu bildende Exportkreditbank ist, soweit hierzu die Kriegskreditbanken nicht ausreichen, schon seit dem Kriegsbeginn lebhaft gewünscht worden und ist nach dem Frieden fast noch mehr der Erwägung wert.

[2] Die Forderungen auf staats- und völkerrechtlichem Gebiet können hier aus bekannten Gründen keine Erörterung finden.

Digitized by Google

teiligung der Zollbeamten an den Erträgnissen der Zollstrafen, endlich die Aufhebung des bisher vorgeschriebenen Import-Vermerks[1].

Rußland gegenüber u. a. die Wiederherstellnng der Art. I und II des deutsch-russischen Handelsvertrages vom 10. Februar 1894 mit den gebotenen Verbesserungen und Ergänzungen, insbesondere mit dem Verbot der Aufrechterhaltung und Einführung besonderer Ausnahme-Vorschriften für einzelne Klassen von Reisenden und die Pflicht zu angemessener Sicherstellung von Kapital und Zinsen der in deutschem Besitz befindlichen russischen Staatspapiere oder vom russischen Staat garantierten Eisenbahnpapiere; eine solche Sicherstellung würde event. durch den Ertrag russischer Monopole erfolgen können.

Allen feindlichen Staaten gegenüber:

die Wiederherstellung aller privaten Rechte, welche während des Kriegs durch staatliche oder behördliche Verfügung aufgehoben, geändert oder verletzt worden sind, unter Beseitigung der auf Grund solcher Verfügungen erfolgten oder durch sie ermöglichten Eingriffe oder Verfügungen dritter Personen, insbesondere die Wiederherstellung aller Konzessionen, Patente, Warenzeichen, Urheber- und Verlagsrechte usw. in den ursprünglichen Zustand;

die Anerkennung der Schadensersatzpflicht desjenigen Staates, der durch solche während dieses Krieges (nicht lediglich als Gegenmaßregeln) erfolgte oder in Zukunft erfolgenden staatlichen Eingriffe in das Privateigentum unserer Staatsangehörigen oder die dadurch ermöglichten Eingriffe und Verfügungen Dritter oder durch Boykottiernngen von Waren, Personen oder Unternehmungen entstanden ist oder später entstehen wird. Darin eingeschlossen ist die staatliche, auch den entgangenen Gewinn umfassende Schadensersatzpflicht für die während des Kriegs erfolgten oder später erfolgenden staatlichen oder behördlichen Verbote der Zahlungen an deut-

[1] Vergl. u. a. den Verhandlungsbericht des deutsch-französischen Wirtschaftsvereins über die Mitglieder-Versammlung in Berlin vom 6. März 1915 (Referat von Direktor Fischer in Jena) S. 30—37.

Digitized by Google

sche Staatsangehörige oder des Handels mit solchen und für die Sequestrierung, Zwangsverwaltung, Liquidation oder Löschung deutscher Unternehmungen; für die Vernichtung oder den Verlust von Abrechnungen, auch Abrechnungen des Verwalters oder Liquidators, für dessen sämtliche Handlungen der feindliche Staat verantwortlich sein muß, und für die Vernichtung oder den Verlust von Büchern, Dokumenten, Briefen, Rechnungen und sonstigen Belegen.

Endlich ist von allen feindlichen Staaten das Zugeständnis schiedsrichterlicher Erledigung aller Zollstreitigkeiten und die Anerkennung zu verlangen, daß, falls sie den Angehörigen irgendeines anderen Staats irgendwelche Zoll- oder Einfuhr-Erleichterungen, insbesondere Erleichterungen von Zoll-Formalitäten, gewährt haben oder in der Folge gewähren sollten oder, falls sie zur Vereinfachung der Zollzahlungen der Angehörigen eines anderen Staates die Errichtung von Zollämtern oder ähnlichen Stellen im Gebiete dieses Staates zugestanden haben oder in Zukunft zugestehen sollten, diese Erleichterungen ohne weiteres auch für deutsche Staatsangehörige in Kraft treten. Dasselbe muß gelten für alle den Angehörigen eines anderen Staates bereits gewährten oder in der Folge zu gewährenden Erleichterungen und Vorteilen in bezug auf den Geschäfts- und Gewerbebetrieb, das Recht zur Niederlassung und das Recht zum Erwerb, zur Veräußerung und Verpfändung von Immobilien[1].

Alle Gesetze, Verordnungen oder Verfügungen öffentlicher Gewalten eines feindlichen Staates, durch welche deutschen Staatsangehörigen oder deutschen Unternehmungen oder Niederlassungen, Filialen oder Agenturen von solchen Vorschriften gemacht oder Lasten oder Verpflichtungen auferlegt werden, welchen nicht die Angehörigen aller übrigen Staaten unterliegen, wie z. B. die Made in Germany-Vorschrift in England und die Verordnung, daß die Kriegs-

[1] Von mancher Seite wird allerdings, besonders gewisser Staaten gegenüber, nicht gewünscht, daß für deutsche Staatsangehörige das Recht zum Erwerb usw. von Immobilien sichergestellt werde, da man dieses Recht auch den Angehörigen jener Staaten von deutscher Seite nicht einräumen sollte.

Digitized by Google

gegner während des Kriegs in Großbritannien und Rußland nicht klagen dürfen, aber verklagt werden können u. a. m., sind, unter vollem Schadenersatz für das Geschehene, aufzuheben und dürfen, bei Meidung voller Schadensersatzpflicht des betreffenden Staates, nicht wieder eingeführt werden[1].

Es steht außer Frage, daß in meinen bisherigen Ausführungen, bei aller Vorsicht in der Aufstellung der einzelnen Behauptungen, das zuversichtliche Vertrauen auf die zukünftige deutsche Wirtschaftsentwicklung stets die erkennbare Grundlage gewesen ist. Wer das tadelt, wird aber doch wohl etwas vorsichtiger werden, wenn er sich klar darüber wird, daß er selbst wohl vor dem Kriege einem jeden, der etwa damals vermessen genug gewesen wäre, vorauszusagen, daß das deutsche Volk innerhalb eines einzigen Jahres dem Staate Kriegsanleihen zur Deckung der Kriegskosten in Höhe von 25 ½ Milliarden Mark aus seinen Mitteln zur Verfügung stellen werde, durch handfeste Wärter in eine Gummizelle hätte befördern lassen. Und ich verzeichne mit besonders behaglicher Genugtuung die Tatsache, daß, als ich in der ersten Auflage meines Buches über „Finanzielle Kriegsbereitschaft und Kriegführung" eine Reihe optimistischer Ansichten in bezug auf unsere finanzielle Kriegsbereitschaft entwickelt hatte, die sich fast durchweg in diesem Kriege bewahrheitet haben, ein Finanzkritiker dem Sinne nach erwiderte: Wenn man ein so uferloser Optimist sei, tue man besser, überhaupt nicht zu schreiben.

Tatsache ist, daß sogar die Einzahlungen auf die drei Kriegsanleihen, die zusammen 25 ½ Milliarden Mark ergaben, fast durchweg viel früher geleistet wurden, als sie fällig waren und daß bei der dritten Kriegsanleihe die Zeichnungen der kleinen Zeichner von M. 100 bis M. 2000 nicht weniger als 2165 Millionen, also mehr als zwei Milliarden Mark, ergeben haben. Ich kann aber zudem die erfreuliche Tatsache mitteilen, daß bei den Großbanken, soweit ich unterrichtet bin, die zum Zwecke der

[1] Natürlich wird zu prüfen sein, ob und inwieweit auch wir in allen obigen Fällen den feindlichen Staaten in den Friedensverträgen Gegenseitigkeit zugestehen können, welche allerdings in sämtlichen Fällen ausgeschlossen wäre, wenn die bei uns erlassenen oder in der Folge zu erlassenden Gesetze, Verordnungen und Verfügungen lediglich Gegenmaßregeln gegen die in feindlichen Staaten erlassenen waren oder sein werden.

Digitized by Google

Einzahlungen auf die erste und zweite Kriegsanleihe, meist gegen Verpfändung von Wertpapieren entnommenen Vorschüsse mit ganz verschwindenden Ausnahmen, bereits jetzt seitens der Kundschaft zurückbezahlt sind, ein angesichts der großen Geldflüssigkeit erklärlicher, aber doch für den Stand und die zukünftigen Aussichten unserer finanziellen Entwicklung sehr erfreulicher Umstand.

Ich möchte mir also meinen auf festen Grundlagen, nicht auf bloßer Stimmung oder auf dem Temperament beruhenden Optimismus und meinen festen Glauben an eine glückliche und große Zukunft des Vaterlandes, nicht verekeln und nicht rauben lassen. Ich möchte mir ihn auch durch die Ängstlichkeit nicht nehmen lassen, die manche wegen etwa zu erwartender Monopole und wegen des zu befürchtenden Umsichgreifens weiterer staatssozialistischer Strömungen an den Tag legen. Es ist besser, beide Fragen zu trennen.

Monopole werden vielleicht aus rein steuerlichen Gesichtspunkten, so bedauerlich dies auch meist aus rein prinzipiellen Gründen erscheinen mag, namentlich dann nicht ganz zu vermeiden sein, wenn es uns wider Erwarten nicht gelingen sollte, ausreichende Kriegskostenentschädigungen zu erhalten, die wir ja wohl, neben den in erster Linie in Betracht kommenden Barbeträgen, zum Teil auch in anderen Werten, z. B. in Wertpapieren, Domänen, Monopol-Erträgen, Konzessionen, Bergwerken, Eisenbahnen und Schiffen, nehmen würden.

Daß man aber bei uns in absehbarer Zeit so verblendet sein sollte, über die steuerlichen Notwendigkeiten hinaus, die wichtigsten Erwerbszweige aus allgemeinen staatssozialistischen Anschauungen heraus zu verstaatlichen, glaube ich vorläufig nicht. Die Initiative sowohl wie der notwendige Wagemut der Leiter privater Unternehmungen, deren Wert man gerade in diesem Kriege ausreichend hat schätzen lernen und die wie bei den späteren schweren wirtschaftlichen Wettbewerbskämpfen besonders nötig haben werden, können sich nun einmal bei den Leitern solcher staatlichen Unternehmungen, die einen anderen als einen im wesentlichen automatisch abzuwickelnden Geschäftsbetrieb haben, nicht ausreichend entwickeln, da diese Leiter stets die Aufhebung ihrer Verfügungen durch die Vorgesetzten und überdies die Aufsicht durch den Oberrechnungshof zu

Digitized by Google

fürchten haben. Abgesehen hiervon wird man sich doch allmählich klar darüber geworden sein, daß ohne jenen Wagemut gerade die größten Erfindungen und Entdeckungen, wie die der Eisenbahnen und Dampfschiffe, der Telephonie und Telegraphie, der Elektrizität als Licht- und Kraft-Quelle und der lenkbaren Luftschiffe, wohl kaum zur praktischen Durchführung gelangt wären. Der Staat hat sich ihrer in der Regel immer erst dann angenommen, nachdem die Privatunternehmungen die gewaltigen Kosten der unvermeidlichen Kinderkrankheiten getragen hatten.

Was die Befürchtung eines Fortbestehens oder sogar einer Verschärfung der staatssozialistischen Richtung betrifft, die im Kriege notwendig war und sich hier auch meist bewährt hat, so läßt sich nicht bestreiten, daß eine gewisse Berechtigung zu einer solchen Befürchtung vorliegt, da jene Richtung in Deutschland und in anderen Ländern schon lange vor dem Kriege in erheblicher Stärke vorhanden gewesen ist. Aber es ist doch auf der anderen Seite die rein individualistische Richtung, die in früheren Zeiten auch in Deutschland die herrschende gewesen ist, hier gleichfalls schon lange vor dem Kriege durch einen ganz anderen Begriff vom Staate, den man sich längst nicht mehr lediglich als Diener, Vertreter und Vollstrecker der Einzelinteressen vorstellt, und durch die Überzeugung zurückgedrängt worden, daß das Interesse des einzelnen dem der Gesamtheit, also dem Gemeinwohl, zu weichen habe.

Daß wir aber gerade in Deutschland auf die Dauer einen isolierten und geschlossenen Handelsstaat erstreben oder gar behalten werden, der nur unter dem Kriegszwang denkbar und erträglich war, ist ausgeschlossen. Gerade in diesem Kriege haben alle Schichten des Volkes, insbesondere die Unternehmer und die Arbeiter, eingesehen, daß die Erhaltung und Förderung sowohl unserer Landwirtschaft, wie unseres Exports ein gemeinsames Lebensbedürfnis aller Bevölkerungsklassen ist und daß wir unmöglich selbst die Art an die Grundlagen unsere weltwirtschaftlichen Stellung legen dürfen, die gerade unseren Feinden den wesentlichsten Anlaß zu diesem Kriege gegeben hat.

Einige Schlußbemerkungen seien noch gestattet.

Wenn der Krieg von 1870 zweifellos ein neuer Abschnitt in Deutschlands nationaler (politischer und wirtschaftlicher) Geschichte war, so

Digitized by Google

wird der 1914 begonnene Krieg, dessen Ende wir noch nicht absehen und den wir nur mit einem voll befriedigenden Frieden abschließen können, ein neuer weltgeschichtlicher Abschnitt sein, der zwar nicht „unbegrenzte Möglichkeiten" eröffnet, die es nie und nirgends gab und geben wird, aber uns gewaltige neue weltgeschichtliche Aufgaben stellen und umfassende weltwirtschaftliche Aussichten eröffnen wird. Wenn jetzt unsere tapferen Landwehrleute aus Preußen, Baden, Sachsen, Bayern und Württemberg, die vielleicht unter normalen Verhältnissen kaum je im Leben über den Heimatsbezirk hinausgekommen wären, sich mit Bulgaren zusammen in Serbien schlagen, wenn „dahinten in der Türkei" deutsche Kanonen donnern, um die Dardanellen vor russischer und englischer Herrschaft zu bewahren, dann merkt auch der Blödeste den Flügelschlag einer neuen Zeit, die unter dem Zeichen Berlin—Konstantinopel—Bagdad und damit des Wegs nach Indien vielleicht ebenso große oder noch größere Umwälzungen im Gefolge haben wird, als einst die Entdeckung des Seewegs nach Ostindien. Damit treten aber auch, neben einer überwältigenden Fülle allgemeiner Aufgaben[1], wichtige Fragen, die bisher dilatorisch behandelt werden konnten, mit einem Schlage in den Vordergrund, wie u. a. die des wirtschaftlichen Zusammenschlusses Mittel-Europas oder zunächst Österreich-Ungarns und Deutschlands. Dieser letztere Zusammenschluß, welcher übrigens unsere Betätigung auf dem Meere weder beschränken darf, noch beschränken wird, dürfte, trotz aller Schwierigkeiten und Bedenken, auch vielen heute noch Widerstrebenden als ein Verteidigungsmittel gegenüber wirtschaftlichen Zusammenschlüssen unserer heutigen Gegner in der Folge wünschenswert oder sogar notwendig erscheinen.

Erst spätere Generationen werden die Ergebnisse dieses Krieges ganz übersehen und die Früchte ernten können, welche der unvergleichliche Heldenmut unserer Truppen und die Tüchtigkeit und Voraussicht ihrer Führer gezeitigt hat.

[1] Ich erinnere u. a. an die nötigen Verbesserungen unseres internationalen Nachrichtendienstes und der internationalen Presse-Beziehungen sowie der wirtschaftlichen, praktischen und politischen Vorbildung der Anwärter auf den diplomatischen und konsularen Dienst, zu dem die weitesten bürgerlichen Schichten, unter Verbesserung der Besoldung der unteren Stellen, zuzulassen sind, ferner an die Fragen der Bevölkerungspolitik und an die Vereinheitlichung der Eisenbahnen und Wasserstraßen im Deutschen Reiche.

Digitized by Google

Das aber läßt sich heute schon sagen: Dieser Krieg hat während seiner Dauer eine Umwandlung fast unseres ganzen Wirtschaftssystems gezeitigt, hat alle Werte umgewertet und unser ganzes staatliches, wirtschaftliches und politisches Denken völlig umgestaltet. Von dem Gedankeninhalt und der Gedankenumwälzung dieser schweren, aber gewaltigen Epoche wird und darf nichts unberührt bleiben, nicht die Gesamtrichtung der Zeit, der Bevölkerung und der Regierung, vermutlich auch nicht die Programme sämtlicher politischen Parteien mit ihrem oft wie eine ewige Krankheit sich fortschleppenden eisernen Bestand an Forderungen und Wünschen. Es ist nicht unmöglich, daß auch völlig neue Parteien mit neuer Kraft und anders gerichteten Zielen erstehen werden, welche dann die Erbschaft der alten nicht oder nur mit Beschränkungen und Bedingungen antreten würden. Und es ist nicht ausgeschlossen, daß darunter sich dereinst, unter Verschmelzung heutiger Parteien, auch jene überaus wünschenswerte einheitliche liberale Bürgerpartei befinden wird, die von dem Schwergewicht der Überlieferungen unbelastet sein wird. Die Aufgabe dieser neuen oder umzugestaltenden alten Parteien und der von den Lehren dieses Krieges gleichfalls unmöglich unberührt bleibenden wirtschaftlichen Verbände wird es sein, die kommende Zeit zu einer wirklich „neuen Zeit" zu gestalten, mit einem neuen, auf gegenseitigem Vertrauem beruhenden Verhältnis zwischen Regierung und Volk und zwischen Unternehmern und Arbeitern; mit der praktischen Durchführung des Grundsatzes, daß alle Staatsstellen ausschließlich nach der Fähigkeit und Tüchtigkeit des Bewerbers vergeben werden dürfen; mit einer starken nationalen Gesinnung und einem berechtigten und notwendigen nationalen Stolz, aber unter Abwehr aller nationalistischen und chauvinistischen Bestrebungen mit allen ihren niedrigen und niederziehenden Begleiterscheinungen.

Diese Zeit, an der Männer und Frauen, und zwar auch die letzteren in schlichter Größe und aufopferndem Heldenmut, mitgearbeitet und mitgebaut haben, ist größer und herrlicher, wie je eine in Deutschlands Geschichte, weil sie uns unsere Kraft gezeigt, unser Selbstvertrauen gehoben, unsere Vaterlandsliebe und unsere Freude am Vaterlande gestärkt, jeden einzelnen über sich selbst hinwegge-

Digitized by Google

hoben, die Schlacken aus seiner Seele hinweggefegt und alle Schichten des Volks endlich geeint, versöhnt und zu einem Ziele verbunden hat. Nur in einer solchen Zeit war es möglich, daß Eltern den Heldentod ihrer Söhne mit den Schlußworten anzeigten: „In Stolz und Trauer", und daß die Witwe des unvergeßlichen Admirals Grafen v. Spee, zugleich die Mutter der mit ihm gefallenen Söhne, zu schreiben vermochte, daß sie sich nichts herrlicheres denken könne für einen Vater, als daß er seine beiden Söhne zuerst zum Siege und dann zum Tode fürs Vaterland führen durfte. Eine solche schwere, aber auch herzerhebende, Zeit verlangt ein Umlernen, fordert ein Echo in unseren Seelen und in unseren Herzen und setzt voraus, bei Regierungen und beim Volke, daß sie dieser großen Zeit nicht klein gegenüberstehen. Wer selbst aus dieser Zeit nicht als ein völlig Anderer hervorgeht, wer selbst jetzt nichts gelernt und nicht vergessen hat, der ist fürwahr ein hohler Kopf und ein kläglicher Geselle. —

Meine vierjährige Enkelin hat, als sie mit Eltern und Geschwistern zur Nagelung des „eisernen Hindenburg" ging, auf die Frage des Vaters: „Was macht denn eigentlich Hindenburg?", erwidert: „Er siegt!" — Möge, wenn dereinst vor dem Richterstuhl der Geschichte, bei Abwägung der geistigen, wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Leistungen und Errungenschaften der Nationen, gefragt wird: „Was macht Deutschland?" allezeit die Antwort lauten:

„Es siegt!"

Krieg und Verwaltung

Von Professor Dr. Philipp Stein, Frankfurt a. M.

Einige Jahre vor dem Kriege wurde von dem König von Preußen eine Immediatkommission zur Erörterung und Vorbereitung von Reformen der inneren Verwaltung berufen. Soweit sie ihre Arbeiten beendet hat, ist sie nicht über kleine, nebensächliche Verbesserungen hinausgekommen, eine Reform an Haupt und Gliedern bleibt noch zu tun.

Der Krieg unterwirft unsere gesamte staatliche und gesellschaftliche Organisation einer Belastungsprobe. Er entscheidet nicht bloß über ihre Kriegsverwendungsfähigkeit, zugleich auch über ihre Friedenstüchtigkeit. Kriegsarbeit, soll sie sicher und wirksam sein, ist nichts anderes als er-

Digitized by Google

höhte, gesteigerte Friedenstätigkeit. Heer, Eisenbahnverwaltung und Reichsbank waren, weil sie im Frieden auf die höchste Intensität und Elastizität ihrer Verwaltung eingestellt waren, im Frieden bereits auf den Krieg gerüstet.

Unsere innere Verwaltung wurde von dem Krieg völlig überrascht, sie mußte sich fast in allem und jedem umstellen, d. h. in manchem völlig umstülpen.

Wenn vor dem Kriege der König von Preußen eine Immediatkommission zur Reform der inneren Verwaltung eingesetzt hatte, so müßte jetzt von Reichswegen das gleiche getan werden. Eine bessere Gelegenheit zum Studium bietet sich ihr nie mehr. Zur Vorbereitung auf den Frieden gehörte es, jetzt in alle Behörden „Zensoren" einzusetzen, nicht auf daß sie als Nörgler und Allesbesserwisser hinter den Ereignissen ihre Klugheit ins rechte Licht setzen, sondern daß sie mit kühlem Freimut und sachlicher Rücksichtslosigkeit den Mängeln und Fehlern unserer Verwaltungsorganisation nachgehen, damit wir im Frieden besser arbeiten und ein künftiger Krieg auch unsere Verwaltung besser gerüstet finde wie bisher.

Die Fragen der inneren Verwaltung entziehen sich ebenso der allgemeinen Kenntnis, wie dem allgemeinen Interesse. Über Wahlrechte weiß auch der politisch Durchschnittsgebildete einigermaßen Bescheid und erhitzt sich für den Kampf der Systeme. Wer aber weiß etwas von den Formen unserer Gemeindeverwaltung oder wer dringt gar in den Irrgarten der Geheimnisse der staatlichen Verwaltung ein? Und doch kommen wir alle mit unserer Verwaltung Tag für Tag, Jahr aus Jahr ein in Berührung. Vom Parlament lesen und hören wir, die Verwaltung spüren wir am eigenen Leibe, teils angenehm, teils unangenehm, freilich ohne daß es in unser politisches Bewußtsein tritt. Für Hinz und Kunz im Volk hängt für ihr Alltagsleben mehr ab, was für ein Mann der Polizist ihres Viertels oder der Bürgermeister ihrer Gemeinde ist, als wer sie im Reichstag oder Landtag vertritt. Aber über das Alltagsleben von Hinz und Kunz hinaus, für die politische und wirtschaftliche Leistungsfähigkeit und Schlagfertigkeit der politischen Großunternehmung: „Staat" ist die Betriebsorganisation: das ist die Verwaltung, von ausschlaggebender Bedeutung. Ein Weltstaat muß in seiner Verwaltung großbetrieblich organisiert sein. Wie für eine Industrieaktiengesellschaft die Zusammensetzung

Digitized by Google

der Generalversammlung, die Machtverteilung des Stimmrechts, gewißlich nicht unwichtig ist, so ist aber nicht minder wichtig für den Geschäftserfolg, für die Entwicklung und das Gedeihen der Unternehmung die zweckmäßige, dem Geschäftsumfang angepaßte Betriebsorganisation, in ihrem sachlichen Aufbau wie in ihrer persönlichen Zusammensetzung, die darin gipfelt, den rechten Mann auf den rechten Platz zu stellen, vom Generaldirektor bis zum letzten Pförtner.

Der Krieg ist allezeit, aber erst recht der moderne Krieg, der Krieg von 1914, die charakteristische großbetriebliche Unternehmung seiner Zeit. Technisch und organisatorisch haben sich daher in ihm die Verwaltungen bewährt, die am klarsten die großbetrieblichen Züge ausgebildet haben: Heer und Marine, Eisenbahn und Reichsbank — und in unserm gesellschaftlichen Bezirk die Industrie. Sie sind unsere stärksten Träger des Erfolgs. Daß wir in diesen vier unsern Gegnern überlegen gewesen sind — und zwar nicht erst seit heute und gestern, sondern in jahrzehntelanger methodischer Friedensarbeit, daß sie technisch wie organisatorisch ebenso schlagbereit vom ersten Tag an wie elastisch und entwicklungsfähig im Verlauf des Krieges gewesen sind, hat uns heute dahin gebracht, wo wir stehen.

Wie wir sie im Frieden niedergerungen hatten, haben wir sie im Kriege geschlagen: England, das Land der traditionellen Organisation und Technik, Frankreich, das Land der genialen Improvisation und des nachherigen Schlendrians und das technisch wie organisatorisch noch unfertige Rußland.

Gilt das gleiche von unserer übrigen Verwaltung? Ich glaube, niemand wird darauf mit Ja antworten. Daß der Krieg unsere Verwaltung, die für den Frieden und nicht für den Krieg zu sorgen hat, überrascht hat, daß er räumlich und zeitlich, daß er in allen seinen Maßen so gewaltig über alles Denkbare, Vorherbedachte hinausgewachsen ist, gibt keine hinreichende Erklärung. Unter dem gleichen überraschenden Erleben stand und stehen Heer und Eisenbahn und Reichsbank. Keiner ihrer Leiter hat die Leistungen, die jetzt als selbstverständliche gemacht werden müssen, geahnt oder in Rechnung stellen können. An diese strategischen Operationen, an diese Aufstellungen immer neuer Heere im Krieg, an diese Truppenbewegungen nach der Mobilmachung, an die Neuorganisierung des Eisenbahndienstes im eroberten und besetzten Gebiet, an diese Regelung unserer Kriegs-

Digitized by Google

finanzwirtschaft, an diese Umgestaltung unserer Industrie zur Kriegsmanufaktur, die wir erlebt haben und Tag für Tag neu erleben, hat niemand gedacht, niemand denken können, und man ist dennoch all dieser Schwierigkeiten Herr geworden, und — was das Entscheidende ist — aus eigner innerer Umbildung heraus.

Zwei Tatsachenreihen will ich gegenüberstellen. Unser Heer erlebte Tannenberg, vollführte die große einheitliche Ostoffensive, die am 1. Mai in Galizien begann und im September hinter Wilna und Pinsk endete, und zauberte im Serbenfeldzug ein Kabinettstück überlegter und überlegener militärischer Verwaltung und Strategie (absichtlich setze ich Verwaltung vor Strategie). Unsere innere Verwaltung erlebte auch ein Tannenberg: die Regelung der Getreideversorgung. Das übrige ist Stückwerk und führte von Schweinemord und der Regelung der Kartoffelversorgung im Frühjahr zu der Kartoffel- und Butterversorgung im Herbst und Winter 1915 durch ein Vielerlei von Verordnungen und Maßnahmen, von tastenden Versuchen, langem Hin- und Herwägen, Gehen- und Geschehenlassen, dem dann ein rasches, allzu rasches Handeln folgte, das nicht selten bald einen halben oder ganzen Rückzug nötig machte. Und zu den vielen Verordnungen treten die zahlreichen neuen Zentralen als Kriegsmerkzeichen unserer inneren Verwaltung, die nicht aus ihr herausgewachsen, sondern als Fremdkörper ihr angesetzt sind und die statt ihrer die Kriegsverwaltung führen. Sie steigern nicht immer ihre Leistungsfähigkeit, sondern entziehen ihr Blut. Die deutsche Volkswirtschaft im Krieg leidet weniger durch ein zu Wenig an Lebensmitteln, als an einem zu viel an Verordnungen und Organisationen, die immer und immer wieder den Markt, Publikum, Handel und Produzenten vor neue Tatsachen und in Unruhe versetzen. Die öffentliche Meinung, die sich so gern in der Suche nach einem „Schuldigen" beruhigt, schlägt auf den „Wucher" und bedenkt nicht die alte volkswirtschaftliche Erfahrung, daß Wucher nicht Ursache, sondern Symptom ist, ein Anzeichen zugleich dafür, daß irgendetwas nicht in der volkswirtschaftlichen Organisation stimmt, so daß der Wucher, wenn auch schlecht, eine volkswirtschaftliche Funktion erfüllt.

Ruhig und offen können und sollen wir auch im Krieg, umgeben von den Spähern unserer Feinde, über diese Dinge uns aussprechen, in der sicheren Zuversicht, daß wir darüber hinauskommen durch die Solidität

Digitized by Google

und Strapazierfähigkeit unserer Verwaltungsmaschine, wie durch die wundervolle „Regierungsfähigkeit" des deutscheu Volkes. Um bismarkisch zu sprechen, nicht bloß der deutsche Musketier, auch der deutsche Staatsbürger ist zum Küssen.

Nicht nach Schuld suche ich, vielmehr nach einer Erklärung, und ich sehe sie vornehmlich darin: Während wir politisch und wirtschaftlich eine Weltmacht geworden sind, ist unsere Verwaltung allzusehr in den Grenzen und Methoden des Kleinstaates stehen geblieben, in ihrer Organisation, in ihren Arbeitsmethoden wie in der Auswahl und der Ausbildung ihres Menschenmaterials. Unsere Verwaltungsmaschine ist aus ausgezeichnetem Material, aber nicht genug und fein durchkonstruiert. Schon im Frieden hat die von Bismarck zusammengekuppelte Maschine Reich und Einzelstaat mit vielerlei Kräfte verzehrenden Reibungen und Hemmungen schwerfällig gearbeitet. Im Krieg hat uns das Nebeneinander von Reich und Staat viel Geld und viel Zeit gekostet. An der bundesstaatlichen Verfassung und Verwaltung des Deutschen Reichs darf nichts im Grunde geändert werden, denn daran hängt Deutschlands Schwungkraft und sein Menschen- und Formenreichtum. Das außerberlinische Deutschland darf und soll beileibe nicht — auch im Krieg nicht — Provinz werden, aber im Krieg muß eine letzthin entscheidende Zentralgewalt vorhanden sein. Ein innerer Hindenburg ist vielfach gefordert worden, aber Mann und Amt müssen eins sein. Bei der gegenwärtigen Verteilung der inneren Gewalten hätte auch ein „Hindenburg" im Innern keinen russischen Feldzug an die Schlacht von Tannenberg gereiht.

Reich und Staat stehen verwaltungsmäßig nebeneinander, statt sich ineinander einzufügen, und zum andern ist zwischen den Zentralstellen im Reich und im Staat und den unmittelbar regierenden örtlichen Verwaltungsstellen die Entfernung zu groß. Es fehlt an dem inneren organischen Aufbau unserer gesamten inneren Verwaltung von der Gemeinde bis zum Reichskanzleramt.

Am meisten haben sich im Krieg die untersten Verwaltungsorgane, Gemeinde und Kreis, bewährt. Sie haben vieles falsch gemacht, vieles unterlassen, aber die erfreulichsten Taten frischen Wagemutes und unbekümmerter Entschlossenheit, raschen Zufassens fallen auf ihr Konto. Zwischen ihnen

Digitized by Google

und den obersten Zentralstellen gebricht es, das zeigt die Kriegserfahrung, den Regierungen und den Oberpräsidien an dem starken, selbständigen Eigenleben und Amtsinhalt, der die Voraussetzung einer nach oben wie nach unten wirkenden schöpferischen Tätigkeit bildet. Die Regierungsbezirke sind in der Regel räumlich zu klein, stellen nur eine Verwaltungseinheit, keine geschichtliche und gesellschaftliche Einheit dar. Anders steht es mit der Mehrzahl unserer Provinzen, nur fehlt ihnen der volle Verwaltungsinhalt, die Gelegenheit zu „regieren". Der Oberpräsident repräsentiert im Frieden, aber regiert nicht, und deshalb hat er im Krieg im Gebiet der inneren Verwaltung das Regiment mehr als es not und gut war an den kommandierenden General abtreten müssen. Weil es an den Zwischengliedern und ihrer Macht und ihrem Einfluß nach oben wie nach unten gefehlt hat, haben unsere zivilen Zentralstellen zu viel Befehle und Verordnungen erlassen, zu viel sich um einzelnes, örtliches kümmern müssen, statt sich auf das Ausgeben von „Direktiven" zu beschränken, innerhalb deren Rahmens die Unterführer selbständig handeln.

Der Krieg weist der Verwaltungsreform die drei Aufgaben: Stärkung der zentralen Reichsgewalt, Stärkung der provinziellen Verwaltung und Stärkung der Selbständigkeit der untersten Verwaltungsorgane: Kreis und Gemeinde.

Stimmen Walloniens

Von Prof. Dr. G. v. Schulze-Gaevernitz, Mitglied des Reichstags

Da wir durch die Geschicke des Weltkrieges gezwungen sind, das belgische Problem nach allen Seiten hin durchzudenken, so werden wir gut tun, die Grundtatsache vor allem uns klar zu machen, daß „Belgien" als Name und Sache ein künstliches Gebilde der europäischen Diplomatie ist und zwei Völker zusammenbindet, welche auseinander streben. Wir bringen heute einige Stimmen Walloniens, denen wir gelegentlich Stimmen Flanderns folgen lassen werden.

„Belgier" sind lediglich die Beamten, die vom belgischen Staate leben, und Herr „Beulemans", der verwelschte Brüsseler, dessen französische Sprache und Manieren den Spott der Pariser herausfordern.

Stimmen Walloniens vor dem Kriege:

1. Der wallonische Sozialist und Abgeordnete Destrée in seinem „Lettre au Roi", Brüssel 1912:

Digitized by Google

„Es gibt keine Belgier. Damit will ich sagen, daß Belgien ein ziemlich künstlich zusammengesetztes, politisches Gebilde ist, aber keine Nation. Es entstand im Jahre 1830, was wirklich wenig bedeutet.

Die Verschmelzung der Vlamen und Wallonen ist nicht zu wünschen; und wünschte man sie dennoch, so bliebe es ein frommer Wunsch.

Beide, der Vlame und Wallone, haben zum König, Sire; aber eine politische Lebensgemeinschaft genügt noch lange nicht, um sie einander näher zu bringen.

Die Sprachgrenze ist unverändert geblieben, ein Beweis für den trotzigen Willen der beiden Völker, sich gegen eine Verschmelzung zu wahren.

Die Großbürger Flanderns konnten mit einiger Geringschätzung das Vlämische im Gottesdienst beseitigen oder es dem Gezänk des Volkes auf der Straße überlassen; aber dieses Volk, einmal mit dem Wahlrecht ausgestattet, wollte durch seine Sprache geehrt sein und zwang seine Herren, sich demütig zu unterwerfen.

Ein vlamischer Bauer und ein wallonischer Arbeiter hegen Abneigungen und Zuneigungen, die sich gegenseitig abstoßen. Die ausgedehnte Wahlpropaganda bereitet zwei feindliche Völker auf den Bürgerkrieg vor."

2. Albert du Bois in „Belges ou Français":

„Man muß es sagen, es schreien, es laut verkünden, mit der Sprache und aus ganzer Seele: Wallonien ist französisch, Volk und Boden ein Teil Frankreichs. Hoffentlich wird man bald mit dieser grotesken Legende aufräumen, die von dem ‚belgischen Volke' erzählt, es sei ängstlich auf die Behauptung seiner ‚Unabhängigkeit' bedacht. Frankreich hat das Recht, ja die Pflicht, die französischen Völkerschaften Walloniens als den Rest der französischen Nation zu beanspruchen."

3. Der Wallone ist nur so lange gegen die Trennung von Flandern, als Flandern der Verwelschung und Unterdrückung offen steht. So auf dem Kongreß „des Amitiés françaises" zu Mons 1911 Dumont Wilden: „Es scheint mir von weit größerem Interesse zu sein, den Gegner zu bekämpfen, als die Grenze zu befestigen. Tatsächlich ist die französische Kultur in Wallonien nicht ernstlich bedroht, dagegen wird sie in Flandern bloßgestellt; in Flandern muß sie daher verteidigt werden. Es wäre sinnlos, die seit Jahrhunderten dort besetzten Stellungen aufzugeben; vielmehr ist es unsere Aufgabe, ein Werk wie die ‚vlamische Vereinigung zur Verbreitung der französischen Sprache' zu unterstützen."

Digitized by Google

4. Dagegen schon auf dem wallonischen Kongreß 1905 Präsident Delaite: „Würden wir unglücklicherweise vor die Wahl gestellt, so würden wir nicht zögern es laut zu rufen: Tausendmal lieber Franzose als Deutscher." (Beifall.)

5. Für die Trennung von Flandern ist Paul Magnette aus Lüttich (Marches de l'Est 1912/15, S. 313): „Ein sehr wichtiger Grund läßt uns die Trennung verlangen. Niemand hat noch auf seine Bedeutung hingewiesen, und ich halte ihn doch für so wesentlich. Die Trennung ist notwendig und ist unverzüglich durchzuführen, um Wallonien vor der preußischen Kralle zu schützen."

6. Ivan Paul in „La Lutte Wallone" kurz vor dem Kriege 1914: „Wir Wallonen wissen wohl, daß wir solange es Grenzen geben wird, das Schicksal unseres geliebten Frankreichs nicht ganz teilen können.

Aber wir fahren fort es zu lieben, und niemand kann uns verbieten, uns durch die Pflege alles französischen Wesens, das es in Belgien gibt, als ein Stück Frankreichs zu fühlen.

In Wirklichkeit suchen und lieben wir immer noch in dem wallonischen Stück Belgiens Frankreich. Ein Verhängnis zwingt uns, wie der Heros von Bruges-la-Morte, unsere Liebe auf eine untergeschobene Person zu übertragen.

Wir werden Belgien lieben, solange wir in ihm ein Bild Frankreichs finden. Aber es muß auch jeden Frevel gegen das, was Frankreich zukommt, vermeiden. An ein gemeinsames Schicksalsband darf Belgien nicht Hand anlegen: die französische Sprache. Vergreift es sich daran, dann könnte Belgien diese Verwegenheit mit seiner Erdrosselung büßen."

Stimmen während des Krieges:

7. Maeterlinck, vlamischer Renegat: „Nach dem Kriege wird es keine vlamische Bewegung, keine vlamische Sprache mehr in Belgien geben."

8. Colleye de Weerdt in der Augustnummer des „Nineteenth Century": „Das Belgien von morgen wird lateinisch sein oder es wird nicht mehr sein."

9. Carton de Wiart, belgischer Justizminister im Havre, verlangt in einer Rede Mai 1915: Aufhebnng der belgischen Neutralität welche die

Digitized by Google

militärische Leistungskraft Belgiens hintangehalten habe, und militärische wie wirtschaftliche Eingliederung des künftigen Belgiens in das System der englisch-französischen Entente.

10. Ähnlich Dumont-Wilden nach der Mitteilung des „XX. Siècle": „Das Interesse der Entente muß die Bundesgenossen (Belgiens) antreiben, in ihrem Schoß ein kleines Land aufzunehmen, in dem der doppelte Einfluß Frankreichs und Englands sich naturgemäß entfalten wird. Geschichte, Natur, ökonomische Verhältnisse, alles wirkt zusammen, um Belgien zu einem prächtigen Vermittlungsgebiete für das Zusammenhalten der beiden Völker zu machen. Und befreit vom deutschen Einfluß ist das kleine Land, das abgesondert, für sich nicht leben kann, durchaus bereit, sich in die Rolle eines ehrlichen Maklers hineinzufinden, deren Vorteile es sehr gut begreift."

11. Flugblatt, neuerdings verteilt:

„Vertraulich! Darf nur aufrichtig um die Zukunft unserer Rasse besorgten Wallonen mitgeteilt werden!"

„Aufruf an die Wallonen! — „Wallonen! Raymond Colleye, dieser wahre Wallone, den ihr alle als Sekretär des ‚Comité national de défense wallone' und als Präsident der ‚Fédération des Jeunes Gardes Wallones de Belgique' gekannt habt, schrieb am 20. Juli 1914 folgende beredte Worte in der ‚Wallonie', dem Organ der sich ihrer wahren Nationalität bewußten Wallonen, die die Vereinigung Walloniens mit unserem Mutterland Frankreich herbeisehnen:

‚Durch seine Seele, sein Blut, seine Sprache ist der Wallone ein Sohn Frankreichs. Der Wallone von Hainaut, Lüttich und Luxemburg ist Franzose, wie der Wallone von Maubeuge, Arras und Avesnes ein Franzose ist. Nur die Phantasie der europäischen Diplomatie hat dem wallonischen Lande eine brutale Grenze vorgeschrieben. Für die Franzosen, die diese Grenze künstlich in zwei Teile trennt, bleibt sie stets nur eine Scheinwand ... Drei Millionen Menschen erwarten, daß sich Frankreich ihr erinnert; daß es vor allem weiß, daß die Franzosen Walloniens immer Franzosen sind."

Graf Albert du Bois, dieser andere aufrichtige Wallone, steckte zur selben Zeit, ebenfalls in der ‚Wallonie', die Pflichten des wahren wallonischen Patriotismus ab: ‚Patriot zu sein, das heißt nicht von sich sagen:

Digitized by Google

Ich bin Bürger irgendeines Staates. Nun verteilt dieser Staat Ehren und Geld. Also beeile ich mich, diesem Staate meine Verehrung zu bezeigen, und es müßte sonderbar zugehen, wenn es mir nicht schließlich gelänge, wie der Rest der ausgehungerten Meute, mich an dem Haufen von Ehren und Geld zu sättigen. Nein, Patriot sein, heißt von sich sagen: ‚Ich bin Mitglied einer Nation. Diese Nation ist eine Gruppe von Menschen, welche die gleiche Sprache, den gleichen Glauben, die gleichen Hoffnungen, die gleichen Götter haben. Die gleichen moralischen Interessen, die gleichen geistigen Genüsse führen zwischen mir und allen diesen Menschen — meinen nationalen Brüdern — zu einer großen, unzerstörbaren Solidarität. Diese Solidarität fühle und bejahe ich; ich will sie rühmen und ihr dienen.‘ Mit anderen Worten: die Interessen der Nation, des Werkes Gottes, gehen vor den Interessen des Staates, des Werkes der Menschen, eines schlechten Werkes, sobald es dem Werke Gottes, dem Werke der Natur Abbruch tut. Es gibt keine belgische Nation, sondern es gibt nur, dank dem Willen der Diplomaten von 1830, einen belgischen Staat, ein künstliches, abscheuliches Gebilde. Frankreich muß sich endlich daran erinnern, daß Wallonien in einem Stück französischen Bodens herangereift ist, dank unserer Maas, die das wallonische Land mit Frankreich verknüpft wie die Nabelschnur das Kind mit der Mutter.

Wallonen! Zwischen Wallonen und Vlamen herrscht seit Jahrhunderten ein Rassenhaß, der vielleicht zu beklagen, aber niemals auszulöschen ist, ein Haß, so unvermeidlich wie der zwischen Feuer und Wasser. Ihre verschiedene Abstammung, ihre entgegengesetzten Interessen, ihre einander feindlichen Kulturen, ihre sich widersprechenden nationalen Gefühle spalten sie in zwei feindliche Lager. Die Geschichte der Wallonen ist der verkörperte Gegensatz der Geschichte ihrer vlamischen Verbündeten: Diese, Frankreich einverleibt, ringen um ihre Befreiung, jene, von Frankreich losgetrennt, arbeiten auf die Vereinigung hin. Unsere Verbindung mit Flandern hat nur gehalten, weil die allgemeine politische Lage Europas unsere Trennung nicht erlaubte. Endlich schlägt jetzt die Stunde der Trennung. Frankreich als Siegerin wird daran denken, daß Wallonien eine französische Provinz ist, die reichste und treueste seiner Provinzen. Sollte das siegreiche Frankreich nicht auf die verzweifelten Hilferufe seiner wallo-

Digitized by Google

niſchen Söhne hören, ſo übernimmt es eine ſchwere Verantwortung vor der lateiniſchen Welt.

Es lebe die Vereinigung Walloniens mit Frankreich!
Es lebe Frankreich!"

* * *

Wir fügen Stimme 1 und 11 im franzöſiſchen Originaltext an, weil ſeine Ausdrucksweiſe charakteriſtiſch iſt:

1. Der walloniſche Sozialiſt Deſtrée in ſeinem „Lettre au Roi", Brüſſel 1912.

Il n'y a pas de Belges. J'entends par là que la Belgique est un Etat politique, assez artificiellement composé, mais qu'elle n'est pas une nationalité. Elle date de 1830, ce qui est vraiment peu. La fusion des Flamands et des Wallons n'est pas souhaitable; et la désirât-on, qu'il faut constater encore qu'elle n'est pas possible.

L'un et l'autre Vous ont pour Roi, Sire: mais une communauté d'existence politique ne suffit point à les rendre semblables.

La frontière linguisique est restée immuable, attestant la volonté têtue des deux peuples de ne point se confondre.

Les bourgeois des Flandres avaient pu, avec quelque dédain, reléguer le flamand à l'office ou le laisser aux disputes du peuple dans la rue, ce peuple, une fois investie du droit électoral, voulut être honoré dans sa langue et contraignit se maîtres à une humiliante soumission.

Un paysan de la campine et un ouvrier wallon ont chacun des sympathies et des admirations qui feraient horreur à l'autre. La propagande électorale ainsi étendue prépare à la guerre civile deux peuples ennemis et ne pouvant se comprendre.

11. Flugblatt neuerdings verteilt.

Confidentiel!!! Ne peut être communiqué qu'aux Wallons sincèrement soucieux de l'avenir de notre race.

Appell aux Wallons!!! — Wallons! Raymond Colleye, ce vrai wallon que vous avez tous connu comme Secrétaire du Comité national de défense wallone et Président de la Fédération des Jeunes Gardes Wallones de Belgique écrivait le 20 jullet 1914 ees lignes éloquentes dans la „Wallonie", organe des Wallons conscients de leur vraie nationalité qui appellent de tous leurs voeux l'annexion de la Wallonie à notre mère Patrie la France:

„Par l'âme, par le sang, par la langue, le wallon est fils de la France. Et le Wallon du Hainaut, de Liége et du Luxembourg est un Français comme le wallon de Maubeuge, d'Arras et d'Avesnes est un Français. Seules les fantaisies de la diplomatie européenne ont jeté sur la terre wallonne une frontière brutale. Pour les Français, qu'elle sépara fictivement á gauche comme à droite, cette frontière ne sera jamais qu'une illusoire barrière .... Trois millions d'hommes attendent que la France se souvienne. Qu'elle sache surtout que les Français de Wallonie sont toujours des Français."

Digitized by Google

Le Comte Albert du Bois, cet autre vrai wallon traçait à la même heure, également dans „WALLONIE“ les devoirs du vrai patriotisme wallon: „Etre patriote, écrivait-il, cela ne consiste pas à se dire: „Je suis citoyen de tel ETAT. Or tel état distribue des honneurs et de l'argent. Je vais donc affirmer mon amour à cet état et j'aurai bien du malheur si je ne finis point par pouvoir comme le reste de la meute affamée, donner mon coup de gueule dans les tas d'honneurs et d'argent. Non, être patriote cela consiste à se dire: Je suis membre de telle Nation. Cette Nation est une groupe d'hommes qui ont la même langue, les mêmes croyances, les mêmes espoirs, les mêmes Dieux. Les mêmes intérêts moraux, les mêmes joies intellectuelles, font qu'il existe entre moi et tous ces hommes — mes frères en nationalité — une grande, une indestructible solidarité. Cette solidarité, je la sens, je l'affirme, je veux l'exalter et la servir. En d'autres termes les intérêts de la NATION, oeuvre de Dieu, priment les intérêts de l'ETAT, oeuvre des hommes, oeuvre mauvaise lors qu'elle porte atteinte à l'oeuvre de Dieu, à l'oeuvre de la nature. Il n'existe pas de NATION BELGE, mais il y a par la volonté des diplomates de 1830 un ETAT BELGE, création artificielle détestable. Il faut que la France se souvienne enfin que la Wallonie a muri dans un rayon de soleil français, grâce à notre Meuse qui rattache le pays wallon à la France comme le cordon ombilical relie l'Enfant à la Mère.“

Wallons! Entre Wallons et Flamands gronde depuis des siècles une haine de race déplorable peut-être, mais jamais éteinte et fatale comme la haine du feu et de l'eau. Les fatalités de leurs origines différentes, de leurs intérêts opposés, de leurs cultures ennemies, de leurs sentiments nationaux contradictoires, les mettent dans des camps opposés. L'histoire des wallons est la contradiction de l'histoire de leurs associés flamands: ces derniers incorporés à la France s'efforcent de s'en affranchir, tandis que les Wallons séparés de la France travaillent à s'y réunir. Les évènements bien plus que leurs volontés ont obligé Flamands et Wallons à vivre en commun. Notre association avec la Flandre n'a tenu que parce que l'état général de l'Europe ne nous permettait pas de la dissoudre. L'heure de la séparation va enfin sonner. La France victorieuse se souviendra que la Wallonie est une province française, la plus riche, la plus fidèle des provinces françaises. Si la France victorieuse n'écoutait pas les appels désespérés de ses fils Wallons, grande serait sa responsabilité devan la Latinité.

Vive l'Annexion de la Wallonie á la France! — Vive la France!

Quellen deutſcher Kraft

Von Dr. Chriſtian F. Weiſer

Wir hören ſie näher rauſchen, ſehen ſie klarer blinken, dieſe Quellen, wenn wir ein ſoeben erſchienenes Buch zur Hand nehmen, in dem Kriegsbriefe deutſcher Studenten geſammelt ſtehen.[1] Es ſcheint als

[1] Kriegsbriefe deutſcher Studenten. Herausgegeben von Prof. Dr. Philipp Witkop. Verlag Friedrich Andreas Perthes A.-G., Gotha 1916.

Digitized by Google

gelangte die deutsche Seele hier zu einem Bewußtsein ihrer selbst inmitten des ungeheuern Geschehens, zu einem Bewußtsein ihres Grundes und Zieles, zu einem Erfassen des Weltsinnes, so wie er sich nun einmal dem deutschen Gemüt darstellt. Aus all der Verworrenheit sehen wir eine Klarheit emporsteigen, die tausend Einzeldinge, die sich beim ersten Anblick im unsagbar Schrecklichen zu verlieren scheinen, schließen sich zusammen zu einem Bilde, in dem das schwermütig blickende Auge einen letzten Sinn erkennt, die Tragik des Lebens und die Pflicht.

Die Briefe mögen uns als Testamente letzten Willens, letzter Gesinnung gelten, als Vermächtnisse deutscher Sehnsucht; denn viele derer, die hier reden, sind verstummt. Manche wohl die Stunde oder den Tag darauf. Sie lösten das gegebene Wort, erfüllten das Versprechen. In Frankreich, in Flandern und in Polen.

Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke;
Eurer Taten Verdienst meldet der rührende Stein:
Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
Uns liegen gesehen, wie das Gesetz es befahl.

Das Gesetz? — Ja, hier ist es eben, wo das Licht hervorbricht, in dem wir uns selber erkennen, nach unserer innersten Wesensart, das Licht, das unser eigentümlich Ziel in der Verklärung zeigt. Es war nicht das Gesetz und doch ein Gesetz.

Das Wort „Verinnerlichung" geht ausgesprochen und unausgesprochen als ein Leitmotiv durch diese Briefe. Es ist der deutsche Weg zum Verständnis der Welt. Ein Verstehen und ein Nichtverstehen zugleich. Der Verstand irrt wohl in die Weite und Breite und sucht vergeblich nach Sinn. Er stößt allerorten auf Widersinn, auf den Widerspruch von Wert und Wirklichkeit; er kann sich das Chaos nicht gestalten, und so erhebt sich die zweite Frage, ob uns diese Welt mit ihrer Wirrnis überhaupt zu einem Verstehen gegeben, ob es nicht vielmehr das Wichtigere sei, den Ort des Handelns, den Ort der Pflicht zu finden. Es ist nicht anders. — Aber wenn die Pflicht das Opfer des Lebens, des süßen jungen Lebens verlangt? Wunderbar! Lesen wir die Briefe an Mutter und Freund, deren Schreiber nicht ahnten, daß die Welt um die Geheimnisse ihres Empfindens, um ihre Geständnisse erfahren werde, da bricht es oft inmitten aus Gedanken des Todes wie ein Jauchzen, in dem die kaum erhobene Klage verklingt.

Digitized by Google

Der Tod ist verschlungen in dem Sieg; Tod, wo ist dein Stachel, Hölle wo ist dein Sieg! — Stirb und werde! — Leben und Tod verändern ihren Sinn. Sollte der Tod den Sinn des Lebens, das Ziel des Gesetzes enthüllen?

Es ist der wahre Sinn von Tod und Leben, den unsere Helden fanden auf dem Wege der Verinnerlichung, da sie Aug in Auge vor der Wirklichkeit standen und Gesetz und Pflicht ihrer Mienen verwandelten. Es brach wohl in der Tiefe der Seele eine Quelle aus dem Weltgrund, der Quell einer wundersamen Liebe, und der sich in ihm badet, steigt als ein Wiedergeborener hervor. Ein anderer Mensch, eine andere Welt. Der Sinn der Natur, das Geheimnis der Welt erschließt sich ihm als das ewige Werden. Mag nicht Gott selbst als dies ewige Werden verstanden werden, als der in die Ewigkeiten schreitende Geist? Und so wird die Liebe zu Gott, das Wesen der Religion erkannt als heilige Opferbereitschaft. — Niemand hat größere Liebe, denn daß er sein Leben lässet für seine Brüder. Und eben durch diesen Opferwillen vollzieht sich das Mysterium der großen Verwandlung. Das Gesetz wird zur Freiheit, der Tod zum Leben, der trübe Gast zum fröhlichen Kämpfer für das Große, das Heilige.

Frömmigkeit ist Ehrfurcht, Ehrfurcht vor diesem Großen, Heiligen, Hingabe an das Ewige, das mächtig über den einzelnen steht. Und indem die nachdenklichen Krieger das Vaterland als das Ewige erfahren, als das „Ganze", das bleibt, wenn wir längst schon dahin sind, werden ihnen Religion und Vaterlandsliebe eines. Es mengen sich wohl in diesen Bekenntnissen Gedanken von Diesseits und Jenseits, Himmel und Erde werden umfaßt in der großen Spannung der Seele; es muß jedoch als eine bedeutsame Bekundung angesehen werden, daß das religiöse Gefühl der jugendlichen Kämpfer in dem Erhabenen des Diesseits sich befestigt, in den Größen und Gestalten der Nation. „Luther, Bismarck, Dürer, Goethe — ein ganzer Sternenhimmel leuchtet in uns." — „Ich bin stolz, kämpfen zu dürfen fürs liebe Vaterland, für alles, was mir bisher das Höchste war. Für Dichtung, Kunst, Philosophie, Kultur geht ja der Kampf." So schreibt ein anderer, der in diesem Kampfe fiel. — Wo die Vaterlandsliebe zur Religion geworden, hat der Begriff des Vaterlandes sich abgelöst von allem Äußerlichen. Das „Vaterland" wird als eine Geistesmacht verstanden, die in Glaube, Liebe und Hoffnung, die in der schöpferischen

Digitized by Google

Sehnsucht des Volkes ihr Wesen offenbart. Und zugleich erscheint die Religion in einer verinnerlichten Gestalt. Sie ist nicht mehr lediglich Talisman und Nothelfer, sondern eine Kraft der Tiefe, die sich die Freiheit erringt, indem sie mannhaft freudig das verordnete Schicksal erfüllt. Kunst und Philosophie wiesen schon lange diese Wege, in den Schauern des Krieges aber enthüllte sich mit einem den tiefer Blickenden der tragische Grund des Lebens, erleuchtete sich die innere Einheit des Seins, die innere Einheit der Religion mit dem Tiefsten in Kunst und Philosophie, der Weltgrund des Gesetzes, der Pflicht. „So gibt uns das Erleben des Krieges eine Befreiung von endlichen Schranken. — Nicht das ist das Größte, daß wir für andere, für die Volksgenossen, für die Heimat sterben: größer ist, daß wir für uns selber, für unser künftiges Leben sterben, daß die reinigende Kraft des Todes uns dem Leben, dem inneren, geläuterten, von Ewigkeitswerten erfüllten Leben wiedergibt. Im Blick auf das Unendliche löst sich alles Unwesentliche leichthin ab, da werden die ewigen Gedanken geboren, ewige Werte geschaffen, Sterne unserem künftigen Dasein. Im Uferlosen klammert sich unser Anker in den festesten Boden, in den der Religion. Und aus dem Boden der Religion, der erhöhten Menschlichkeit, wächst das höhere Kunstwerk. So wird das mystische Erleben des opfervollen Kriegstodes die heilig reine Quelle, in der sich Dinge beider Welten gleich labevoll spiegeln: Berge der Erde und Wolken und Vögel des Himmels."

Unser ganzer Bildungsgrund zeigt sich verwandelt in der Stimmung dieser jungen Helden. Und doch ist es nicht ein Neues, sondern mehr nur ein Zusichselberkommen unseres Volkes. Daß die Religion zu einer Macht geworden, die in dem Diesseits sich erbaut, wenn sie sich auch die Ausblicke nach dem Jenseits nicht verschließt, ist das eine; das andere, das damit innerlich sich verbindet, ist ein Idealismus, der das Vaterland in sich aufgenommen hat. Der unpolitische Humanismus, der den Staat nicht kannte nicht kennen wollte, hat nunmehr endgültig seine Macht unter uns verloren. Was wir Deutsche unter Kultur verstehen, ruht nicht auf den schwanken Brückenbogen von Volk zu Volk. Alle echte Bildung hat ihre Lebenswurzeln in dem Boden des Vaterlandes, wie weit auch die einzelnen Fasern nahrungsuchend in das fremde Erdreich ranken und wie weit wohl der erwachsene Baum die fruchtbeschwerten Äste hinausbreiten mag über

Digitized by Google

die Grenzen des Volkstums. „In der Nation allein kann der Mensch sich wirklich erleben und die ganze Welt erleben. Die Nation ist die Grenze, wo das Individuum mit dem All zusammenstößt." Eine überquellende Begeisterung! Wendet sich aber der neue, krieggeborene Idealismus dem Staate zu, so geschieht es nicht in dem Sinne der Ideologen von ehedem, es ist vielmehr lediglich aufs neue die Überzeugung unter uns lebendig geworden, daß die Ideen die mächtigste Realität besitzen, und sodann haben wir erkannt, daß eine Innenkultur nicht gesichert bestehen könne ohne einen starken Staat, und zwar wird der Staat selbst zunehmend als ein vornehmstes Erzeugnis der Kultur begriffen.

Unsere jungen Idealisten, unsere Akademiker fühlen es, daß eine Macht von ihnen ausgeht im Heer, eine spornende Kraft der Begeisterung, die in Not und Tod das Beste hergibt für das Vaterland. „Wenn Ihr nur wüßtet, eine wie große Rolle in diesem Kriege der akademisch Gebildete spielt! Idealismus, Pflichteifer, Heldenmut, Begeisterung: sie gehen besonders von unserer geistigen Jungmannschaft aus. Nicht nur der Militarismus, sondern gerade unsere tiefe geistige Kultur sind die Träger unseres Erfolges." — In München wurden zwei Kompanien gebildet, die nur aus Akademikern bestanden, darunter vierzehn Doktoren. In dem kritischen Augenblick einer Schlacht wurden diese Kompanien vorgeschickt. Sie geraten in ein vernichtendes Feuer, das die Reihen der Stürmenden lichtet. „Da entstand ein minutenlanges Schweigen; jeder bleich wie der Tod. Doch ein Held fand sich unter uns, der die Geistesgegenwart behielt. Er zog seinen Säbel mit dem Rufe: „Eure akademische Ehre!" und stürzte voraus. Und alles, alles eilte mit ihm. Allerdings mußte der Tapfere seine Heldentat sofort mit dem Leben bezahlen." Nun erst verstehen wir völlig den Begriff, der „akademischen Ehre", und es will uns bedünken, als enthielte dies Momentbild aus einer unserer Schlachten einen Appell an die Kleinmütigen zu Hause.

Das Große dieser Tage aber ist die Offenbarung, daß der deutsche Idealismus zu einem Gemeingut unter uns geworden ist, daß sich seine Gedanken tief im Volke als eine Lebensmacht erweisen. Wäre es anders, so könnten wir nicht der stolzen Zuversicht sein, daß der deutsche Geist in diesem Riesenkampfe als eine weltüberwindende Kraft sieghaft sich behaupten werde. Als Deutsche fühlen wir uns im Innersten ergriffen von

Digitized by Google

den Strophen des Keſſelſchmiedes Heinrich Lerſch, in dem das Weſenhafte deutſcher Philoſophie lebendig geworden iſt, ohne daß er auch je von Kant und Fichte etwas vernommen hätte:

— — — — — — — — — — — —

„Wir ſind frei, Vater, wir ſind frei!
Tief im Herzen brennt das heiße Leben,
Frei wären wir nicht, könnten wir's nicht geben.
Wir ſind frei, Vater, wir ſind frei!
Selber riefſt du einſt in Kugelgüſſen:
Deutſchland muß leben, und wenn wir ſterben müſſen!

— — — — — — — — — — — —

Nun lebt wohl, ihr Menſchen, lebet wohl!
Und wenn wir für euch und unſre Zukunft fallen,
Soll als letzter Gruß zu euch hinüberhallen:
Nun lebt wohl, ihr Menſchen, lebet wohl!
Ein freier Deutſcher kennt kein kaltes Müſſen:
Deutſchland muß leben, und wenn wir ſterben müſſen." [1]

Und doch hat auch die Klage ihr Recht, die wehmütige Klage um die Erſchlagenen unſeres Volkes, und auch des Mannes Auge mag mit Tränen ſich füllen in der Erinnerung all der ſtolzen Kraft, die im Kampfe zerbrach; bei dem Gedächtnis der Schönheit, der Liebe und Hoffnung, die im Sande zerrann. Zugleich aber erfahren es die Krieger, die zwiſchen den Gefallenen dahingehen, daß der Tod in ihnen den Drang eines wunderbaren Lebens weckte, die Sehnſucht nach der vollkommenen Tat. Sie fühlen das große Sterben für ſich zu einem einzigen Anſporn werden, das Höchſte und Letzte einzuſetzen für das bedrängte, das beraubte Vaterland, die doppelte Kraft, die doppelte Liebe, jetzt im Kampf und im Frieden darnach.

Einer unſerer Tapferen, der im Streite fiel, ſah Engel Gottes über das Schlachtfeld gehen, Beauftragte des Vaters im Himmel, daß ſie den Sterbenden des Todes Not verſüßen. — — Es geht ein Engel Gottes durch Frankreich, durch Flandern und durch Polen und ſammelt in reiner Schale die vergoſſene Liebe. Es geht ein anderer Engel durch die deutſchen

[1] Aus dem Gedicht „Soldatenabſchied". In: „Der heilige Krieg", Eugen Diederichs, Jena, S. 47 f.

Digitized by Google

Gaue, Städt' und Dörfer, und sammelt die vergossenen Tränen. Und sie tragen die Gefäße in das unsichtbare Heiligtum in der Mitte unseres Volkes zu seiner Erbauung und ewigem Gedächtnis in der Reihe der Geschlechter.

Notizen

Zur Entstehungsgeschichte des Krieges bringen die „Grenzboten" (Nr. 52) einen beachtenswerten Beitrag vor allem zu den Gründen, die England und Rußland zum Krieg treiben ließen:

„Die Unmöglichkeit, die Ulster-Krise anders als durch einen Bürgerkrieg zu enden, war ein wichtiger Grund, der sowohl das am Ruder befindliche Kabinett als die Führer der Opposition die Möglichkeit, ja die Erwünschtheit des Krieges leichter ins Auge fassen ließ, als sie es getan hätten, wenn in England alles in Ordnung gewesen wäre."

Gedankengängen des russischen Sozialisten Martow folgend, legt der Verfasser sodann für Rußland dar, daß die russische Regierung im Kampf mit dem Volke ein Ventil öffnen mußte, das es von den brennenden inneren Fragen durch Fesselung an andere große Probleme wegorientierte. Stolypin tat dies, indem er an die Stelle der Revolution die Evolution setzte und die Bauern durch eine Agrarreform den revolutionären Bestrebungen entfremdete. Die Intelligenz wurde von dem Gedanken an eine zweite Revolution weggeführt durch Ausgabe der Losung eines größeren Rußland und durch Inauguration der nationalistischen Politik im Innern. Die imperialistische Politik machte dabei eine ganz bewußte Abkehr von den Problemen des fernen Ostens zu denen des Westens durch. „Die panslavistische Idee zusammen mit dem Popanz von der deutschen Reaktion war das vorgehaltene rote Tuch, das den freien Blick blendete." Um die Duma totzukriegen, war es gleichgültig, Millionen von Leben zu opfern. „Die großen Maximen und Ziele der inneren Politik zuerst, alles andere ist sekundär."

Wie die „Times" die Reichskanzlerrede wiedergeben. Die „Times" vom 11. Dezember bringen die Reichskanzlerrede mit zahlreichen bewußten Entstellungen. Welche Tendenz die „Times" damit verfolgen, erhellt aus den Streichungen, die sie in der Rede vorgenommen haben. Die „Times" ließen u. a. aus die Sätze:

„Zuerst wurde Serbien aufgeputscht, unter keinen Umständen den Weg der Verständigung zu suchen, sondern sich dem Kriegswillen der Entente zu fügen und zu opfern."

„Grey versäumte, Rußland vor dem Krieg zu warnen."

„. . . Arbeiterfürsorge, wie sie bei uns seit Jahrzehnten besteht und nach deutscher Auffassung in keinem Lande fehlen darf."

„. . . Polen, das unter russischer Herrschaft keine Selbstverwaltung kannte . . ."

Bei Erwähnung der Gründung der Warschauer Universität wird die Bemerkung des Kanzlers weggelassen, daß die Universität „auf nationaler Grundlage" aufgebaut ist.

Alles, was der Kanzler über die Ernährung sagt, wird ebenfalls fortgelassen.

Digitized by Google

„Wenn unsere Feinde für alle Zukunft eine Kluft zwischen Deutschland und der übrigen Welt aufrichten wollen, dann sollen sie sich nicht wundern, daß auch wir unsere Zukunft danach einrichten."

„Ebenso ist es bekannt, daß England und Frankreich Belgien als ihr Aufmarschgebiet gegen uns betrachteten."

Autonomie Polens unter russischer Oberhoheit. Das Organ der italienischen Sozialdemokratie, „Avanti", v. 12. Dezbr. schreibt: „In Anbetracht der Willkür, die Rußland der finnischen Autonomie gegenüber ausübt, kann man sich nicht wundern, daß die Polen die ihnen gemachten Versprechungen mit größtem Mißtrauen geprüft und die Überzeugung gewonnen haben, daß eine lebenskräftige Autonomie unter russischer Oberhoheit für sie unmöglich ist. Die jammervollen Eindrücke von den Vergewaltigungen in Galizien, von den systematischen Verwüstungen aller Gebiete durch die russischen Heere, haben zu dieser Überzeugung, von der heute ein jeder durchdrungen ist, viel beigetragen. Es wäre unnütz und sogar gefährlich, den Verbündeten diese Wahrheit zu verbergen, da diese davon unterrichtet sein müssen, daß auch die letzten Parteigänger des russisch-polnischen Vertrages ihre Enttäuschung öffentlich bekennen."

Die wirtschaftliche Not in Rußland. „Le progrès de Lyon" vom 13. Dezember gesteht über die Not Rußlands wie seiner Verbündeten: „Der Krieg hat die Lebensmittelpreise nicht mehr berührt. Natürlich haben unter Berücksichtigung der enormen Bedürfnisse für die Armee, der großen Zahl von Gefangenen, der Mengen von Flüchtlingen Fleisch, Fett, Butter, Käse, Gemüse eine ganz leichte Preiserhöhung sich gefallen lassen müssen, die nur einige Kopeken pro Pfund bzw. Kilo betragen. Lebensmittel sind immer im Überfluß vorhanden und frisch, das Brot immer weiß, die Milch unverdünnt. In einigen Städten herrscht Zuckermangel, aber der Grund hierfür liegt lediglich in den Transportschwierigkeiten. Indessen, wir wollen nicht übertreiben, man leidet auch in Rußland, wie in Frankreich, England und Italien, man leidet durch den Geschäftsstillstand, durch die Unmöglichkeit Handel zu treiben, durch das Brachliegen der Industrie, durch die unabgewickelten Geschäfte. Man leidet durch das Elend der Flüchtlinge, durch die verwüsteten Ländereien, durch die zerstörten Städte, die niedergebrannten Wälder."

Frankreich und die Kriegsentschädigung. Die „Revue politique et parlementaire" schlug jüngst in weiser Vorbereitung der kommenden Dinge vor, daß Frankreich einstweilen sich darauf einrichte, daß auf eine Kriegsentschädigung nicht in der Höhe zu rechnen sei, daß eine wesentliche Vermehrung der Steuern unterbleiben könnte. Sie regt zunächst eine Erbschaftssteuer an, die in folgender Weise zu staffeln wäre:

Bei direkter Erbschaft vom Vater auf den Sohn beträgt:

	Anteil des Staates
bei 1 Kind	55%
„ 2 Kindern . . .	45%
„ 3 „ . . .	35%
„ 4 „ . . .	25%
„ 5 „ . . .	15%
„ 6 „ . . .	10%
„ 7 „ . . .	5%
„ 8 „ und mehr	nichts.

Für kinderlose Ehen und Junggesellen wird der Anteil des Staates auf 55 bis 75% festgesetzt. So werden die „Witwen

Digitized by Google

und Kriegsbeschädigten die Erben der Junggesellen und Kinderlosen sein".

Die Kriegskosten in italienischer Berechnung. „Av. d'Italia" berechnet als Kriegskosten bis zum 31. Dezember für:

Frankreich	28 Milliarden
Belgien, einschließlich des zerstörten Eigentums .	13½ „
England	30 „
Rußland	24½ „
Deutschland	34 „
Österreich-Ungarn . . .	28 „
Italien	8 „

Als indirekte Kriegskosten werden für England veranschlagt:

Produktionsverminderung eines Jahres	7 Milliarden
Gewinnentgang durch verminderten Außenhandel	1½ „
Volkswirtschaftlicher Verlust durch Ausscheidung von 375 000 vollständig arbeitsunfähig gewordenen Menschen, Toten und Verwundeten zu 20 000 Lire pro Kopf .	7½ „

im ganzen zirka 20 Milliarden pro Jahr.

H. S. Chamberlain über deutsches Wesen. Aus Chamberlains schriftstellerischer Arbeit der letzten Jahre sammelt ein schmaler, bei Bruckmann in München erschienener Band eine Reihe von Aufsätzen, die das Wesen des Deutschen in seinen reinsten Ausprägungen, großen deutschen Männern (Luther, Kant, Schiller, Goethe, Wagner, Kaiser Wilhelm II.) darstellen. Einige besonders hervorstechende Sätze allgemeiner Art seien daraus hervorgehoben.

„Nie war der Kehrreim:

Mein Vaterland muß größer sein!

für die Deutschen zeitgemäßer als heute. Zweihundert und fünfzig Jahre trennen uns vom Großen Kurfürsten; daß Deutschland nicht zu irgendeiner Art „Oesterreich", sondern zu einer festgeschlossenen Nation wurde, verdankt die Welt in erster Reihe dem „gewaltigen Seherblick" dieses Mannes, sodann seiner Tatkraft und der seiner Nachfolger. Wenn aber das neue Deutsche Reich innerhalb der nun folgenden zweihundertundfünfzig Jahre nicht zu einer weitausgedehnten Weltmacht heranwächst, — und dies hängt nur und allein von seinem Willen ab — so schwindet es, infolge der relativen Abnahme, aus der Reihe der Großmächte, und sein Überschuß an Bevölkerung sowie der größte Teil seiner unvergleichlichen geistigen und moralischen Leistungsfähigkeit dient der Größe anderer Völker."

„Keine Überzeugung hege ich fester und heiliger als die, daß die höhere Kultur der Menschheit an die Verbreitung der deutschen Sprache geknüpft ist. Ich sage das als Engländer, der seine Muttersprache innig liebt, und der sich von einem Jakob Grimm über die Unvergleichheit mancher ihrer Eigenschaften hat belehren lassen. Die englische Sprache ist aber eine Sprache der Extreme: Extase oder Geschäft; sie ist nicht die Sprache der Wissenschaft und nicht die Sprache der Philosophie; in ihr führt jetzt kein Weg weiter zu neuer Kenntnis und neuer Erkenntnis."

Das Buch im Jahre 1915. Der deutsche Buchhandel bringt auch in dem zweiten Kriegsjahr pünktlich seine Jahresverzeichnisse.

Was an ihnen diesmal auffällt, ist nicht der hier und dort verringerte Umfang, vielmehr der Umstand, daß der Krieg auch dem Buchhandel ein neues Gepräge gegeben hat. Man spricht viel davon, wie schnell und geschickt die deutsche Industrie sich in

Digitized by Google

die geänderten Verhältnisse gefunden habe. Hier kann man sehen, wie die deutsche Fähigkeit sich anzupassen auch dieses bedeutsamste Gebiet des Kulturlebens mit der Lage der Dinge in Einklang gebracht hat. Der Weltkrieg in der Chronik, in der Geschichte seines Verlaufs, in seinen Ursachen; die Zeugnisse des Krieges in Tagebüchern, Briefen, Dichtungen; Versuche, die noch wenig gekannten befreundeten Länder wie die Türkei und zuletzt Bulgarien, dazu die okkupierten Gebiete wie Polen, Belgien und die baltischen Provinzen dem Verständnis nahe zu bringen, sind der gemeinsame Ausdruck eines unerhört starken Willens, die gewaltige Erscheinung des Krieges auch geistig und seelisch zu bezwingen.

Es ist kein Zufall, daß im Gegensatz etwa zu der französischen Kriegsliteratur Bücher und Schriften über Annexionen, Schmähschriften gegen die Feinde Deutschlands in diesen Bücherverzeichnissen sich nicht finden — (von den an sich harmlosen und in den Rahmen dieser ernsthaften Auseinandersetzungen denn auch unangenehm auffallenden Büchern „Karlchens" abgesehen). Es entspricht vielmehr dem aus all diesen Büchern deutlich vernehmbaren Ernste, den Wurzeln des Krieges und den ihn bedingenden eigenen Kräften wie denen des Gegners gerecht zu werden, wenn die rein sachlichen Auseinandersetzungen das Feld beherrschen.

Es ist ein Zeichen desselben Ernstes, daß einen breiten Raum in dieser Literatur die Bücher einnehmen, die den Krieg in Zusammenhang mit der Kultur bringen, die ihn ethisch, religiös, entwicklungsgeschichtlich zu begreifen und zu verstehen suchen.

Derselbe Kulturwille hat denn auch die wissenschaftliche Literatur, in engeren Grenzen als in Friedenszeiten, aber doch immerhin so pflegen lassen, daß dieses uneigennützigste Gebiet literarischen Schaffens auch nach dem Kriege ohne nachhaltige Störung weiter gepflegt werden kann.

Man wird es darum auch nicht nur als eine Sache weniger Liebhaber, sondern ebenfalls als Äußerung des Willens ansehen, die Kulturgüter aus dem Kriege in den Frieden zu übertragen, wenn selbst das Herstellen von schönen Büchern durch den Krieg keine Unterbrechung erlitten hat.

Und was kann schließlich ein Volk besseres tun, um sich gegen den Vorwurf des Barbarentums zu schützen, als darauf hinzuweisen, daß ihm während des Krieges als billige Volksausgaben die Werke Rankes (Dunker & Humblot) und die Fontanes (S. Fischer) vorgelegt worden sind, daß es seiner Bestimmung getreu auch im Kriege nicht versäumt hat, geistige Kultur fremder Nationen seiner eigenen Literatur nutzbar zu machen, wie z. B. der neue Almanach des Inselverlags mitten in seine Szenen aus dem gegenwärtigen und aus vergangenen Kriegen die edle Lithographie Daumiers setzt, die die Klage um die Opfer des Jahres 1870—71 symbolisiert?

Zur gefl. Beachtung: Auf den beiliegenden Prospekt über die „Deutsche Politik" sei an dieser Stelle noch besonders aufmerksam gemacht. Derselbe steht Interessenten in jeder Anzahl kostenlos zur Verfügung. Bei Bestellungen von Prospekten, Probenummern und Heft-Fortsetzungen wolle man sich der anhängenden Bestellkarte bedienen.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Prof. Dr. Karl Hönn, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 30a. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 14. Januar 1916 * Heft 3

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh, Paul Rohrbach und Philipp Stein

Schweden und Rußland

Von Dr. Paul Rohrbach

Mit einer gewissen Verkürzung der geschichtlichen Perspektive kann man sagen, daß der letzte europäische Politiker und Feldherr, der die Natur des russisch-europäischen Problems bis in ihre Tiefe hinein erkannt hat, der König Karl XII. von Schweden war. Zwar mißglückte Karls Zug nach der Ukraine wegen überwältigender Naturereignisse und wegen der Schwäche der Kräfte, die Maseppa ihm zuführte, aber im Prinzip war es richtig gedacht, die russische Macht, die erst durch die Vereinigung des wertvolleren Teils der Ukraine mit Moskowien gefährlich geworden war, dadurch wieder zu zertrümmern, daß die Ukraine wieder selbständig gemacht würde. Zur Zeit der Schlacht von Poltawa war die moskowitisch-ukrainische Union erst ein halbes Jahrhundert alt, und die Hoffnung erschien begründet, Moskau dieser entscheidenden Verstärkung, auf der sich die materielle Möglichkeit der Politik Peters des Großen erst aufbaute, wieder zu berauben. Aus diesem Grunde schloß Karl XII. den Vertrag mit dem Hetman Maseppa, in dem dieser die moskowitische mit der schwedischen Oberhoheit zu tauschen sich bereit erklärte.

Die schwedische Politik und das schwedische Volk haben historisch einen eigentümlichen Charakter. Sie schwanken zwischen hochgesteigerten Wirkungen und tatenlosen Ruhepausen. Zur normannischen Zeit gingen von Schweden die gewaltigsten Einflüsse aus. Das russische Reich ist eine schwedische Gründung. Der erste russische Fürst Rurik, nordisch Hrorekr, was der deutschen Namensform Roderich entspricht, war ein Schwede. Er eroberte die slawische Handelsstadt Groß-Nowgorod am Ausfluß des

Digitized by Google

Wolchow aus dem Ilmensee und gründete dort an dem sogenannten „großen Wasserweg" längs der west- und südrussischen Flüsse nach Byzanz ein auf Sklavenjagden und Handelsmacht beruhendes Fürstentum. Von der Mitte des 9. bis ins 12. Jahrhundert sind die russischen Fürstentümer Normannenherrschaften unter den unterjochten ostslawischen Stämmen, und im Grunde war es weniger die weite Entfernung von dem übrigen germanisch-abendländischen Europa, als die Kirchentrennung, durch die der Zusammenhang zwischen Rußland und dem Norden verloren ging. Hätte der Normannenfürst Wladimir von Kijew, der als Heide noch mit Hilfe eines großen aus der Heimat geholten schwedischen Heeres sein Fürstentum eroberte, im Jahre 988 an Stelle des griechischen das römische Christentum angenommen, so wäre vermutlich die Verbindung des östlichen mit dem nördlichen und mittleren Europa nicht entfernt in der Weise unterbrochen worden, wie es nachher geschah.

Nach dieser ersten großen Zeit Schwedens kommt eine Pause von Jahrhunderten, bis mit dem Auftreten der Dynastie der Wasakönige wieder ein großes Zeitalter politischer Aktivität anhebt. Erich und Johann, die Söhne Gustav Wasas, griffen in den Eroberungskrieg ein, den Iwan der Schreckliche von Moskau um Livland führte und zwangen im Bunde mit Polen den Moskowiter, von dem ersehnten Zugang zur Ostsee wieder abzulassen. Nicht lange danach erwarb die katholische Linie der Wasas sogar die Krone von Polen. Gustav Adolf II. eroberte den größten Teil des alten livländischen Ordensstaats, stellte durch den Besitz von Livland, Ingermannland und Finnland ein festes Bollwerk gegen Moskau her und wirkte durch die Beteiligung am Dreißigjährigen Kriege mächtig auf die Weltpolitik ein. Schweden war damals die eigentliche Vormacht Europas gegen Rußland. Vergeblich lag Zar Alexei, der Vater Peters des Großen, vor der schwedischen Festung Riga. Die schwedische Schutzwehr zwischen Moskowien und der Ostsee, dem Mittelländischen Meer des Nordens, hielt stand. Diese große schwedische Politik erkennen wir noch im nordischen Kriege. Zar Peter von Moskau eröffnete ihn mit dem ursprünglichen Ziel, die Newamündung, das „Fenster nach Europa" zu gewinnen. Karl aber faßte, wie wir sahen, die Aufgabe des Kampfes mit dem Moskowiter in großartiger Weise an, indem er den Stoß in das

Digitized by Google

Herz des Feindes zu führen versuchte. Das lag schon damals nicht in Moskau, sondern in der Ukraine.

Mit dem Ausgang Karls XII. ist auch die zweite große Periode Schwedens, die es wiederum in nachhaltige Berührung mit Rußland gebracht hatte, zu Ende. Hundert Jahre nach der Schlacht von Poltawa geht Finnland ohne ernsthafte schwedische Gegenwehr aus dem Besitz Schwedens in den Rußlands über. Schweden wird Kleinstaat, nicht nur nach seiner tatsächlichen politischen Bedeutung, sondern auch nach dem eigenen Bewußtsein des schwedischen Volkes. Allerdings bezieht sich das mehr auf das politische Gebiet. Kulturell haben sich Schweden und das schwedische Selbstgefühl, ähnlich wie Dänemark und bis zu einem gewissen Grade auch Norwegen, etwa seit dem letzten Drittel des 19. Jahrhunderts in eigentümlicher Weise entwickelt. Die Schweden haben nicht ganz Unrecht, wenn sie behaupten, ein über den mitteleuropäischen Durchschnitt hinaus verfeinertes ästhetisches Kulturempfinden und entsprechende Lebensformen zu besitzen, in denen sie z. B. uns Deutsche übertreffen. Diese Entwicklung kam auch nicht zufällig, sondern sie hing damit zusammen, daß die drei großen natürlichen Reichtümer Schwedens, die Wasserkräfte, die Eisenerze und die Wälder, während der letzten Jahrzehnte zu großartiger Nutzung gelangten und eine zunehmende gewerbliche Wohlhabenheit entstand.

Politisch gesprochen sind die heutigen schwedischen Konservativen ihrem Ursprunge nach die Vertreter dieser industriell-kapitalistischen Weltanschauung, in Verbindung mit einer gewissen betonten Anhänglichkeit an das Königtum und die alten schwedischen Staatseinrichtungen. Demgegenüber wird, das, was man in Schweden Liberalismus nennt, durch keine Abgründe der Weltanschauung auf einen grundsätzlich andern Platz verwiesen. Die schwedischen Liberalen führen mit besonderem Nachdruck „moderne" politische Gedanken im Munde, Volksrechte bis zum Republikanismus, wie z. B. der verstorbene liberale Führer Staaff in seinem Herzen entschiedener Königsfeind und Republikaner war; Kulturpolitik und sogenannte geistige Entwicklungsfreiheit bis zum äußersten. Englische, französische, amerikanische Einflüsse literarisch-politischer und persönlicher Natur wirken stark mit. Gegenwärtig aber sind die schwedischen Liberalen, deren innerer Hauptfehler es ist, daß sie in einem Lande, in

Digitized by Google

dem das politische Denken so aufgebaut ist wie in Schweden, eigentlich überflüssig sind, zwischen den Konservativen und den neuerdings emporgekommenen Sozialdemokraten stark in die Enge gedrückt.

Der besondere Charakter des gegenwärtigen politischen Zeitalters in Schweden ist nun dadurch gegeben, daß seit ein oder zwei Jahrzehnten eine junge geistige Schule heranwächst, die sich wieder an die großen Zeiten der schwedischen Geschichte zu erinnern beginnt und die es für möglich, ja für geboten hält, durch diese geschichtlichen Erinnerungen auch die praktische schwedische Politik zu befruchten. Hierbei kommt vor allem wieder das schwedisch-russische Problem in Frage. Der geistige Vater und Erzieher des jungen Schwedens ist der Professor der Geschichte in Upsala Hjärne, ein Mann von außerordentlichem Einfluß auf die akademischen Generationen, deren Lehrer er bereits gewesen ist. Hjärne ist ein Historiker von Weltruf, eine lebendige Verkörperung des historischen Bewußtseins der schwedischen Nation gegenüber ihren großen Zeiten. Besonders in der Belebung des Wissens um die normannisch-russische Periode und um eine gerechte Würdigung der Person und Politik Karls XII. hat Hjärne sich verdient gemacht. Doch eine solche Erscheinung ist nur möglich, wo die allgemeine Erhöhung der äußeren Lebensgrundlagen in Schweden ohnehin eine stärkere Fülle von Saft durch die Adern des nationalen Organismus treibt. Wie stark aber dabei der Einfluß der wissenschaftlichen Erziehungsarbeit dieses einen Mannes ist, das erkennt man daraus, daß seine Schüler und Anhänger sich von der Sozialdemokratie bis zur äußersten Rechten durch die ganze gebildete junge Generation hindurch finden. Keine wirkliche schwedische Intelligenz von heute ist unberührt von Hjärne.

Dies geschichtlich gebildete, zu einem erhöhten national-schwedischen Selbstgefühl zurückgekehrte „junge Schweden" ist der Hauptträger des Gedankens, daß es für Schweden jetzt an der Zeit ist, innerhalb der großen Abrechnung zwischen Rußland und Mitteleuropa auf die Seite der mitteleuropäischen Genossenschaft und der europäischen Kultur im ganzen zu treten. Dabei spielt eine doppelte Gedankenreihe mit. Auf der einen Seite ist es die naheliegende Einsicht, daß Rußland, falls es seine Hoffnungen auf Konstantinopel aufgeben muß, unter allen Umständen versuchen wird, sich durch das nördliche Schweden und Norwegen hin-

Digitized by Google

durch einen Zugang an den eisfreien Atlantischen Ozean zu öffnen. Auf der andern Seite, und dies Motiv ist vielleicht noch stärker, sagt sich der schwedische Aktivismus, daß es ein entscheidender Schritt zur Wiedergewinnung wirklicher nationaler Größe wäre, mit Bewußtsein und mit einem deutlichen, zugleich der Zukunft Schwedens und der Zukunft der allgemeinen Kultur dienenden Ziel in den Weltkrieg einzutreten. Es ist ja in der Tat so, daß für die kleineren Völker Europas eine ähnliche Lage wie heute, in der sie als wirkliche weltgeschichtliche Faktoren auftreten können, menschlicher Voraussicht nach kaum je wieder kommen wird. Welch eine große Rolle spielt Bulgarien und welch eine großartige könnte Schweden spielen, wenn das schwedische Heer auf Petersburg marschierte! Bei dem annähernden Gleichgewicht der Kräfte zwischen den beiden großen miteinander ringenden Bundesgenossenschaften können einige hunderttausend brauchbare Truppen in der Tat schwerwiegende Entscheidungen herbeiführen.

Natürlich ist auch richtig, was die minder idealistischen politischen Praktiker in Schweden sagen — und derer die es denken, sind noch mehr, als derer die es sagen — daß Deutschland vielleicht aus seinem eigenen Interesse russischen Durchbruchsversuchen an dem nördlichen Ozean entgegentreten wird. Darauf aber erwidern die schwedischen Aktivisten: Mag sein, daß Deutschland das tun würde, aber wir wollen ja gerade nicht dieses tatenlose Dasein im Schatten des politischen Handelns der Großen beibehalten, wo sich jetzt die Gelegenheit findet, die schwedische Hand wieder einmal selber an die Speichen des Rades der Weltgeschichte zu legen! Wir wollen ja gerade die Gelegenheit benutzen, noch einmal das erhebende und reinigende Gefühl einer bewußten, auf ein großartiges Ziel gelenkten nationalen Kraftwirkung durch unser Volk strömen zu lassen! Schweden nach einer solchen aktiven Teilnahme am Weltkriege gegen Rußland wird etwas anderes, etwas innerlich Größeres und Edleres geworden sein als vorher. Gesetzt den Fall, das Ergebnis des Weltkrieges an dieser Stelle wäre die Errichtung eines vierten selbständigen nordischen Staates in Finnland als sichernde Zwischenmacht zwischen Skandinavien und der russischen Gefahr — wie ganz anders stände das schwedische Volk da, wenn schwedische Waffen mit das ihre getan haben, um ein so hohes Gut für Schweden selbst und für das von altersher kulturverwandte Finnland zu schaffen!

Digitized by Google

Man sieht, das ist eine vollkommen idealistische politische Denkart — eine so idealistische, daß es nicht als Wunder erscheint, wenn sich hauptsächlich die jüngere, von einem erneuerten historisch-schwedischen Bewußtsein getragene Generation zu ihr bekennt. Es gehen aber doch auch gewisse Fäden von den Aktivisten dieses Schlages zu der alten schwedisch-konservativen Partei. Bei den Konservativen ist ohne Zweifel im ganzen genommen die stärkere politische Intelligenz und das entwickeltere politische Gewissen im Vergleich zum Liberalismus und zur Sozialdemokratie vorhanden. Bei den Konservativen ist vor allen Dingen die grundlegende Einsicht da, und sie betätigte sich schon in dem bekannten Militärkonflikt vor einigen Jahren, der zu dem Bauernzug auf dem Hofe des Stockholmer Schlosses führte, daß ohne Stärkung der schwedischen Wehrmacht die gegenwärtige und zukünftige politische Rolle Schwedens überhaupt nicht anders als kläglich sein kann. Nur fürchten manche, die erst vor kurzem begonnene Militärreform würde für den Ernstfall gegen Rußland noch nicht genügende Ergebnisse gezeitigt haben. Gerade hierüber herrscht aber im schwedischen Offizierkorps die entgegengesetzte Ansicht.

Der gegenwärtige leitende Minister des Auswärtigen in Schweden, Bankier von Beruf, ist ein Mann von geschäftspolitischem Scharfblick, aber unzugänglich für den nationalpolitischen Idealismus der jungen Schule. Das sind geistige Motive und Größen, mit denen seine Denkart überhaupt nicht rechnet. Man urteilt in Schweden so über ihn, daß er es als seine Aufgabe betrachte, die schwedische Neutralität zu erhalten und die größtmöglichen finanziellen und allgemein wirtschaftlichen Vorteile für Schweden aus seiner Lage zwischen den kriegführenden Mächten herauszuholen. Vielleicht gehe sein Ehrgeiz sogar weiter, und zwar dahin, Schweden auch für die Zukunft eine hervorragend wichtige Stellung in der Versorgung des russischen Marktes zu sichern. Mit dieser Haltung des leitenden Staatsmanns vereinigt sich praktisch der phantastisch-komische Aberglaube des sozialdemokratischen Führers Branting, eines Deutschenfeindes und Verehrers der Engländer und Franzosen, aus dem Kriege werde ein liberales Rußland hervorgehen und mit diesem liberalen Rußland würden alle westlichen Kulturvölker besser leben können, als mit dem reaktionären, militaristischen und für die Menschheitskultur gefährlichen Deutschland! Unter diesen Verhältnissen ist es unmöglich, eine wirk-

Digitized by Google

liche Prognose in betreff der Haltung Schwedens gegen Rußland zu stellen, zumal im Hinblick auf verschiedene noch mögliche Überraschungen während des Krieges.

Die schwedisch-türkische Zange

Von Prof. Dr. Ernst Jäckh

Ein Blick auf die geographische Lage Rußlands zeigt, wie die mitteleuropäische Mauer Deutschlands und Österreich-Ungarns im Norden und Süden in einen skandinavisch-schwedischen und einen balkanisch-türkischen Flügel sich umbiegt. Beides — das nördliche Schweden wie die südliche Türkei — stehen, so fern sie einander zu liegen scheinen, in einer nahen Wechselbeziehung zu einander. Wer in den Sommertagen des vorigen Jahres, als die russische Hoffnung auf die Dardanellenöffnung durch die englische Kraftanstrengung gerechtfertigt schien, in Stockholm war, der konnte in manchen schwedischen Kreisen eine Art froher Erleichterung hören: „Hoffentlich fallen die Dardanellen! Dann hat Rußland den Ausweg, den es andernfalls auch einmal über den schwedischen Körper zu suchen wieder drohen kann." Daran ist nur die Gleichsetzung des russischen Druckes richtig: nordwestwärts gegen Schweden und südwestwärts gegen die Türkei. Die Geschichte Rußlands wie seines schwedischen und türkischen Nachbarn ist eine Wiederholung des einen wie des anderen Versuches: eine russische Machterweiterung bald auf Kosten der nördlichen Vorlagerung in Schweden, bald auf Kosten des südlichen Vorgebietes in der Türkei, Stück für Stück, Ruck um Ruck, vorwärts, vorgeschoben, zur Ostsee hin oder zum Mittelmeer hin, oben oder unten den eisfreien Hafen suchend . . .

Die Frage legt sich nahe, ob ein solcher schwedischer Halbkreis sich nicht geradezu als eine Zange fühlen und betätigen kann: als gleichgerichtete Gemeinschaft, des gemeinsamen Feindes bewußt und zu gleichzeitigem Gegenstoß gewillt, mit doppelten Kräften also und fähig, mit verdoppelter Sicherheit die Gefahr des vereinzelten Stoßes zu vermeiden. Der Versuch ist schon gemacht worden: von Berlin aus wie von Konstantinopel und von Stockholm aus, vom Preußenkönig Friedrich II. wie vom Schwedenkönig Karl XII.

Digitized by Google

Daß und wie Friedrich der Große ein türkisches Bündnis gegen Rußland (wie gegen Österreich) anstrebte, ist schon im 1. Januarheft der „Deutschen Politik" dargestellt worden, ebenso daß er im ersten Jahrzehnt seiner preußisch-türkischen Bemühungen sich der schwedischen Vermittlung in Konstantinopel bedient hat, so lange Preußen selbst in der Türkei noch nicht akkreditiert war. Der erste Vertreter, den Friedrich nach Konstantinopel schickte, war ein angeblicher Geheimer Kommerzienrat Karl Adolf von Rexin: von Haus aus ein schlesischer Handlungsgehilfe namens Haude, später österreichischer Kavallerist in einem Türkenkrieg, und dann preußischer Leutnant und Flügeladjutant des Königs. Dieser Haude-Rexin ging 1755 nach Konstantinopel, angeblich um als „Kommerzienrat" kommerzielle Zwecke zu erreichen, in Wirklichkeit um als Diplomat ein Freundschaftsbündnis Preußens mit der Türkei zustande zu bringen — durch Vermittlung des schwedischen Gesandten Celsing. Aber selbst vor Celsing sollte der eigentliche Zweck der Reise Rexins verborgen bleiben[1]. Rexin wurde beauftragt, ihm zu sagen, daß König Friedrich in der Türkei ein neues Absatzgebiet für die schlesische Leinwand, deren Einfuhr nach Österreich Maria Theresia durch hohe Zölle verhindere, zu gewinnen und hoffe auch einen Handelsvertrag mit der Pforte anzubahnen versuche. Der König selbst richtete an Celsing ein Schreiben, in dem er ihn von der bevorstehenden Ankunft Rexins verständigte und zugleich ersuchte, den Herrn von Rexin, der „ganz neu" nach Konstantinopel komme, in seinen Bemühungen, einen Handelsvertrag mit der Pforte zustande zu bringen, zu unterstützen. Die Pforte erhielt von Rexin zwei Entwürfe, den eines Handels- und eines Freundschafts-Vertrages: „points d'un traité de commerce" und „points principaux pour faire un traité d'amitié et d'alliance défensive": Er sollte diese Entwürfe mitnehmen, „damit er instruiert sei, auf was vor Conditiones Se. königl. Majestät entweder einen Freundschafts- oder Defensive-Alliance-Tractat oder aber einen Commercientractat mit der Ottomanischen Pforte zu schließen verlangen".

Der zweite Entwurf (der eines Defensivbündnisses) enthält in seinen beiden ersten Artikeln die üblichen Freundschaftsformeln und betont den

[1] Vgl. E. A. Bratter: „Die türkische Bündnispolitik Friedrichs des Großen". Band 7 der „Deutschen Orientbücherei".

Digitized by Google

lediglich defensiven Zweck des Bündnisses. Sollte aber der Fall eintreten, daß „eine der der Pforte und zugleich auch Preußen benachbarten Mächte" (also Rußland oder Österreich) den Frieden bricht, indem sie die gegenwärtig im Besitze eines der beiden Vertragschließenden befindlichen Länder angreift oder anderweitig auf welche Weise immer die Ruhe stört, so verpflichten sich die beiden in Allianz tretenden Mächte, falls die gemeinsam vorgebrachten Gegenvorstellungen (Friedensvermittlungen) erfolglos bleiben, sich gegenseitig „mit allen ihren Kräften" beizustehen. (Art. 3 und 4.) Der Beitritt anderer christlicher Staaten zu dieser Allianz wird nach beiderseitiger Übereinstimmung der vertragschließenden Mächte gestattet. (Art. 7.) Der schwedische Gesandte in Konstantinopel nahm sich Rexins wärmstens an: er war der Überzeugung, damit nicht nur dem mit Schweden verbündeten Preußen, sondern auch der schwedischen Regierung selbst einen erheblichen Dienst zu erweisen. Seine Bereitwilligkeit ist um so höher anzuschlagen, als er augenscheinlich von Rexins diplomatischen Fähigkeiten keine allzu hohe Meinung hatte; wenigstens beklagte er sich in einem Bericht nach Stockholm über „Rexins obändiga sinne och ohöfsade väsende" (unbändigen Sinn und unhöfliches Wesen). Celsin erreichte es, daß Rexin schon kurz nach seiner Ankunft dem Sultan und dem Großwesir seine Kreditive überreichen konnte. Die Verhandlungen zogen sich hin. Die Vertreter Englands, Rußlands und Österreichs schöpften Verdacht und waren gemeinsam bemüht, den Abschluß des beabsichtigten Bündnisses mit Preußen zu hintertreiben. Die Pforte selbst erklärte, sie werde Friedrich durch den schwedischen Gesandten verständigen lassen, wenn der Zeitpunkt zum Abschlusse des Vertrages gekommen sein werde. Allein die Stockholmer Regierung hatte es mit großem Unwillen aufgenommen, daß sie von der Entsendung Rexins nach Konstantinopel erst in Kenntnis gesetzt worden war, nachdem dieser schon in Stambul eingetroffen war, und mit noch größerem Unwillen, daß der König von Preußen sich über ihren Kopf hinweg der Vermittlung des schwedischen Gesandten bediente, ohne dies nach Stockholm zu melden. Der schwedische Kanzleipräsident vermutete außerdem ganz richtig, daß die Mission Rexins andere als die vorgeschützten wirtschaftlichen Zwecke verfolge: er erriet die Bündnisabsichten des Königs von Preußen und befürchtete, daß Schweden in einen Krieg hineingezogen werden könnte.

Digitized by Google

Außerdem hegte er die Besorgnis, Rußland möchte die schwedisch-preußischen Bemühungen in Konstantinopel, das Zusammenarbeiten Celsings und Rexins als eine gegen Petersburg gerichtete Intrige auffassen und dies zum Vorwand nehmen, die feindlichen Pläne gegen Schweden wieder hervorzuholen. So entschloß man sich in Stockholm zu drastischen Maßregeln: Celsing erhielt einen scharfen Verweis, und der Kanzleipräsident gab der russischen Regierung die Versicherung, daß Schweden mit der Mission Rexins nichts zu tun habe. König Friedrich war über diese Preisgabe des Geheimnisses sehr ungehalten, so daß die erfolglose Sendung dazu noch zu einer ernsten Verstimmung zwischen Preußen und Schweden führte. So endigte dieser Versuch des Preußenkönigs Friedrichs II.

Ein halbes Jahrhundert vorher hatte der Schwedenkönig Karl XII., nach Gustav Adolf der beste Kopf Skandinaviens und der große Politiker Europas, der „Eisenkopf", wie ihn die Türken nannten, einen andern Versuch gemacht. Man erinnert sich: Schweden stand damals dem 1698 geschlossenem Dreibund zwischen Rußland, Polen und Dänemark gegenüber, den Peter der Große führte: er wollte, wie im Schwarzen Meer, so in der Ostsee seine Herrschaft ausdehnen; dazu brauchte er die damals unter schwedischer Oberhoheit stehenden Länder: Ingermannland, Karelien, Estland, Livland. Die Westmächte waren durch den spanischen Erbfolgekrieg in Anspruch genommen und abgelenkt. König in Polen war August II. von Sachsen: Peter zahlte ihm, der eine tolle Mißwirtschaft trieb, Subsidien und stellte ihm die Vereinigung Livlands und Estlands mit Polen in Aussicht. König in Dänemark war Friedrich IV.: dieser lehnte sich gegen die Vorherrschaft Schwedens auf und glaubte es an der verwundbarsten Stelle zu treffen, wenn er in das Land des mit Schweden verbundenen Herzogs Friedrich von Holstein-Gottorp (des Schwagers des Schwedenkönigs) einfiele. Der Kampf beginnt 1700. Die Dänen dringen nach Schleswig vor, die Sachsen nach Riga. Karl XII. aber zwingt durch einen kühnen Vorstoß auf Seeland Dänemark zum Frieden, entsetzt dann Riga und zwingt den polnisch-sächsischen König zum Rückzug nach Polen. Nun setzt Peter ein, wird aber noch 1700 bei Narwa von dem blitzschnell ansetzenden und vordringenden Karl vollständig geschlagen. Anstatt nun in Rußland vorzudringen, verfolgt und erreicht

Digitized by Google

Karl als sein Hauptziel die Entthronung seines ihm besonders verhaßten polnisch-sächsischen Vetters August, sowie die Ernennung und Krönung von Stanislaus Leszinski als König von Polen, mit dem er ein Bündnis abschließt. Unterdessen rüstet Peter: er hat bereits mehrmals die Schweden besiegt, solange König Karl fernab in Polen weilt; er hat Karelien und Ingermannland erobert und den Grundstein zu St. Petersburg gelegt. Karl ruht zunächst in jugendlichem Leichtsinne ein Jahr auf seinen Lorbeeren aus und bricht erst 1707 gegen Peter auf, aus Sachsen nach Polen: er will nach Moskau und entscheidet sich für den Weg durch die Ukraine, weil er für seine erschöpften Truppen (sie hatten im Winter Grodno genommen) ein fruchtbares Land braucht; er verbindet sich mit dem Kosakenhetman Mazeppa, welcher Fürst der Ukraine werden will. 1708 erzwingt Karl den Übergang über die Beresina und rückt bis nahe Smolensk vor. Peter lockt ihn immer tiefer ins Land: von Smolensk nach Süden in die Ukraine. Aber Mazeppa ist nicht imstande, für Unterhalt zu sorgen, da die anderen Kosakenführer alle für Peter sind. Das Heer ist am Verhungern und Karl muß darauf bedacht sein, Plätze zu erobern, die reiche Magazine haben; doch ohne Erfolg. Karl wird vor Pultawa (1709) von Peter aufs Haupt geschlagen: er hat, schwer verwundet, auf einer Tragbahre der Schlacht beigewohnt und entflieht mit 500 Mann nach der Türkei.

Schon zur Zeit seines höchsten Waffenruhmes (um 1704) war Karl mit der Türkei in Verbindung getreten. Die Pforte soll zuerst die Hand geboten haben, in der Berechnung: gegen die Expansion Peters am Schwarzen Meer in Karl, dem Inhaber des Ostsee-Zuganges und Todfeind Peters, einen Bundesgenossen zu finden. Die Pforte hatte damals einen geheimen Agenten zu ihm gesandt zur Sondierung über ein Bündnis. Karl war damals ziemlich verwundert darüber, war auch nicht abgeneigt, verlangte aber Sicherheit für seine Schiffe und Untertanen im türkischen Reiche und wollte sogleich wissen, ob die Türkei ihm gegen Rußland helfen wollte. Die Anerkennung Leszynskis durch die Pforte und die Entsendung eines osmanischen Hilfskorps machte er zur Bedingung des Vertrages. Die Pforte zögert dann, da sie vorerst Frieden mit Rußland haben wollte; jedoch machte ihm der Großwesir, *ohne* Ermächtigung des Sultans, die eitle Hoffnung, daß ihm der Tartarenkhan mit Truppen zu Hilfe kommen

Digitized by Google

werde. Darauf scheint Karl bei seinem Zuge nach der Ukraine gerechnet zu haben: bis Pultawa aber war noch nichts geschehen. Trotzdem nahm ihn jetzt die Pforte als Flüchtling mit großen Ehren in Bender am Dnjestr auf: er bietet nun sofort der Türkei ein Bündnis an. In Bender (am Dnjestr) entstand eine besondere, kleine Zeltstadt „Carlopolis"; sie wurde 1711 vom Flusse weggeschwemmt; Karl rettete sich schwimmend ans Ufer. Er verlegte dann seinen Wohnsitz etwas höher hinauf nach Warnitza. Karl genoß bei den Türken die größte Achtung: er zeichnete sich durch spartanische Einfachheit aus, las viel seinen Lieblingsschriftsteller Quintus Curtius und entwarf Schlachtpläne. Peter läßt der Pforte erklären, er könne den Aufenthalt Karls in der Türkei nicht dulden. Zugleich setzt er August in Polen wieder ein und erneuert 1709 die Bundesgemeinschaft zwischen Rußland, Polen und Dännemark, der auch Friedrich I. von Preußen beitritt (1709 wird auch der Friedensvertrag zwischen der Türkei und Rußland erneuert). Karl ist über diese Treulosigkeit der Pforte empört: er läßt eine Denkschrift ausarbeiten, in der er die Absetzung des von Rußland gekauften Großwesirs verlangt; diese Denkschrift wird dem Sultan beim Selamik in die Hände gespielt: der Großwesir wird verbannt (1710). Aber auch der Nachfolger kann sich nicht zum Kriege entschließen; erst dessen Nachfolger führt den Krieg mit Rußland herbei (1710). Peter versucht 1711 noch, die Türkei zur Umkehr, zum Frieden zu bewegen, da er erst seine Macht im Norden noch weiter ausdehnen will; doch vergebens. Der Krieg kommt: Peter erringt bei Husch (am Pruth) einen Pyrrhussieg (1711) über die Türken. (Karl war nicht zugegen; er wollte nicht „Volontär" im Heere des Großwesirs sein.) Peter kapituliert entmutigt am Pruth nach Bestechung des Großwesirs und darf mit seinem Heere abziehen. Karl ist höchst aufgebracht, eilt zum Großwesir und will mit 30000 Mann Peter nacheilen und ihn gefangen nehmen. Wäre der Großwesir darauf eingegangen, so wäre dies für Rußland wohl der schwerste Schlag für lange gewesen. Karl verlangt die Absetzung des Großwesirs und tritt höchst energisch gegen die Türken auf, was seine Wirkung nicht verfehlt: ein zweiter Krieg gegen Rußland beginnt. Frankreich unterstützt Karl bei der Pforte; England und Holland sind dagegen. Daher kommt der Krieg nicht zur Durchführung, zumal Peter die Friedensbedingungen von 1711 zu erfüllen scheint. Die Erneuerung des Friedens 1712 bringt Karl die

Digitized by Google

Zusicherung eines freien Geleits nach Schweden, was jedoch von Peter später nicht eingehalten wurde. Da Peter auch sonst die Friedensbedingungen nicht einhält, folgt eine dritte Kriegserklärung 1713. Die Pforte will aber trotzdem Karl los werden und drängt ihn zur Abreise nach Schweden. Karl weigert sich: er hatte kein Geld und verlangte vom Sultan wiederholt große Summen, weshalb dieser in Zorn geriet und Gewaltmaßregeln gegen Karl erließ. Karl — „der Eisenkopf", wie er in türkischen Lesebüchern genannt wird — versetzt sich in Verteidigungszustand, obwohl seine Offiziere für den Abmarsch waren: Die Janitscharen erobern Warnitza. Karl zieht sich mit 42 Mann auf seine Burgfeste zurück: sie wird mit Brandpfeilen in Brand geschossen; als die Glut nicht mehr zu ertragen ist, stürmen seine Leute hinaus; er selbst wird gefangen genommen. Trotzdem erklärt er, er werde nicht eher die Türkei verlassen, als bis sie ihm 100000 Türken stellt. Karl wird nach Adrianopel gebracht. Nunmehr tritt jedoch eine Reaktion zugunsten Karls ein: 1713 wird der Freund des Königs, Ibrahim, Großwesir; doch wird er bald wieder abgesetzt. Die Türkei glaubt dem Gerücht, daß Karl sich mit dem Plan trage, sich mit Peter gegen die Türkei zu verbinden. Um die gleiche Zeit (1714) trifft eine Mission aus Schweden bei Karl ein: er möchte sofort zurückkehren, da in Schweden alles drunter und drüber ginge. Karl entschließt sich zur Rückkehr durch die kaiserlichen Staaten. Er fordert nochmals von der Pforte Geld; diese aber erklärt, der Koran verbiete es, Christen Geld zu leihen. Da hilft ihm der Bankier Cook von der englischen Levantekompagnie aus. So war Karl fünf Jahre in der Türkei gewesen. Auch dieser Versuch des Schwedenkönigs war erfolglos geblieben.

Diese beiden geschichtlichen Beispiele, die gerade jetzt besonderes Interesse beanspruchen können, müssen Beispiele des Versagens sein, weil der Versuch immer nur einseitig war: einmal von Preußen ohne die Türkei und ohne Schweden, das andere Mal vom Schedenkönig und mit der Türkei ohne Schweden und ohne Preußen. Heute ist eine gleich gerichtete Gemeinschaft von der Ostsee bis zum Schwarzen Meer erreicht: das ganze Mitteleuropa (wie gesagt) samt dem balkanisch-türkischen Zangenglied — es fehlt nur noch die Einkreisung durch einen schwedischen Zangendruck. Es hat in diesem Kriege eine Zeit gegeben, wo Schweden und Rumänien sich über die Möglichkeit gemeinsamer Entschließungen anfühlten und

Digitized by Google

aushorchten — bisher ohne ein Ergebnis. Ein schwedisches Kriegsziel könnte dem türkischen Willen ähneln: keine Eroberung fremder Gebiete, aber endgültige Sicherung des eigenen Landes gegen russischen Druck und der kräftigende Gewinn einer Vormachtstellung so im skandinavischen, wie dort im muhamedanischen Reich.

Schwedische Stimmen zum Weltkrieg

Von Professor Dr. Karl Hönn

Die militärische Neutralität der Schweden während unseres Krieges war vollkommen. Politische Neutralität zu halten haben sie versucht. Die geistige blieb ihnen versagt.

Der Mißerfolg der geistigen Neutralität ist mit dem problematischen Stand der politischen verkettet, deren Voraussetzung sie ist.

Den Grund dieses Mißerfolgs bezeichnet einer der anonymen Verfasser des in Schweden viel gelesenen Buches „Schwedische Stimmen im Krieg", das jetzt in deutscher Übersetzung bei B. G. Teubner (Leipzig) herausgekommen ist: „Der Schwede glaubt, er sei in der Lage, abgetrennt von allen europäischen Völkern, das große Schauspiel als Zuschauer im Parkett zu beurteilen, indem er die Personen des Dramas leidenschaftlich diskutiert und von jedem anderen Standpunkt aus Partei ergreift, außer von dem eigenen ... Merkt er denn nicht, daß er in Wirklichkeit auf der Bühne sitzt und jeden Augenblick gezwungen werden kann, am Spiele teilzunehmen?"

„Die Bedingung für eine aufrichtige Neutralität, von der wir immer große Worte machen und die wir uns und anderen einbilden wollen, ist, daß man wirklich am Ausgange des gegenwärtigen Kampfes gar kein Interesse hat, da man dabei weder etwas gewinnen noch etwas verlieren kann. Ist das der Fall mit Schweden? Kann uns der Ausgang gleichgültig sein? Antwortet man darauf mit Ja — dann ist die Neutralitätspolitik, die wir treiben, natürlich und richtig und jede weitere Diskussion fruchtlos. Aber es besteht ja kein Zweifel, daß jeder Schwede, der die Lage seines Landes nur irgendwie versteht, mit Nein antworten muß."

Man ist im ersten Augenblick versucht, diese Untätigkeit auf das her-

Digitized by Google

kömmlich gewordene Verhältnis Schwedens zu außerpolitischen Fragen zurückzuführen.

Seit einem Jahrhundert hat Schweden (wie Norwegen) keinen Anlaß mehr genommen, in einem europäischen Konflikt Partei zu ergreifen. Seine auswärtige Politik war sekundär, d. h. sie war abhängig von der Gestaltung der Politik der Großmächte.

„Die seestrategische Lage eines Landes und die maritime Überlegenheit einer Macht innerhalb eines gewissen Fahrwassers wird zur Friedenszeit von vielen Bürgern als eine Angelegenheit betrachtet, die zwar in den Lehrplan der militärischen Unterrichtsanstalten gehört, die sich aber an politischer Bedeutung unmöglich z. B. mit einer Reichstagswahl oder einem Ministerwechsel messen kann," sagt eine der schwedischen Stimmen des Buchs. Und an anderer Stelle werden als Leitsätze für Schwedens auswärtige Politik zitiert: „Unsere auswärtige Politik muß allein darin bestehen, daß wir keine äußere Politik haben." „Passivität ist die Losung für Schwedens auswärtige Politik."

In der Tat ist Schwedens politische Haltung zu den großen weltpolitischen Fragen verschränkt in sein geistiges Verhältnis zu ihren Trägern.

Das Buch weist unter den politischen Vertretern des Volkes folgende Gegensätze nach:

„Die Männer der Rechten sind im großen Ganzen deutschfreundlich gesinnt, weil ihre Voraussetzungen und ihr klarer, durch den Streit um die Verteidigung des Landes geschärfter Blick für unsere nach Osten hin exponierte Lage sie dazu bestimmen, aber sie scheinen doch vor den außerpolitischen Konsequenzen ihrer Auffassung zurückzuschrecken. Es gilt für sie jetzt, die gefährliche Beschuldigung zu widerlegen, die die Agitation der Linken während der letzten Wahlbewegung des Jahres 1914 mit dem Ruf „Die Rechte will Krieg!" gegen sie erhob. Die Parteien der Linken lassen sich dagegen, mit wenigen persönlichen Ausnahmen, durch ihre warmen Gefühle für das Frankreich „der Freiheit und Gleichheit" und für das England des Parlamentarismus und durch ihren Widerwillen gegen das „Preußentum und den Militarismus Deutschlands" ins Lager der Entente hinüberziehen, und sie zeigen sich dabei gegenüber den Interessen ihres Landes ebenso kühl und kurzsichtig jetzt, da es Schwedens politische Sicherheit gilt, wie sie es damals getan, da es sich um seine militärische Sicherheit handelte."

Digitized by Google

„So ist es ganz natürlicherweise dazu gekommen, daß die schwedische Nation bisher nur in einem einzigen Punkte eine relative Einigkeit erlangen konnte: nämlich in dem rein negativen, nichts zu unternehmen. Dies nennt man unerschütterliche Neutralität. Letzten Grundes bedeutet es, daß das schwedische Volk nicht weiß, was es will, und deshalb will es nichts anderes als — Frieden. Diese Neutralität hat man auf ein Piedestal erhoben und mit allen Emblemen der politischen Klugheit und internationalen Rechtfertigkeit umgeben. Und zugleich feiert man sie als Erlöserin von aller Verantwortung, eine außerpolitische Stellung einzunehmen, wie man hofft, auch von dem Ernst und den Lasten des Krieges."

Die Neutralität ist also Ziel der auswärtigen Politik Schwedens, obwohl sie nur ein Mittel sein sollte, um die Lebensinteressen eines Landes zu schützen.

*

Von diesem Gesichtspunkt aus betrachten die Mitarbeiter des Werkes die Neutralität ihrer Heimat. Denn sie deckt sich ihnen nicht mit den Forderungen ihrer Interessen.

Zunächst aus einem allgemeinen Grunde:

„Es bringt Gefahren für uns, wenn ein allgemeiner Friedensschluß zustande kommt, bei dem gewöhnlich die Außenstehenden den Preis zu bezahlen haben. Unsere Neutralitätspolitik hat jenes Risiko, das seit Ausbruch der Krisis über uns schwebt und darin besteht, daß wir mit in den Kriegswirbel hineingezogen werden können, keineswegs, wie man allgemein annimmt, verringert; sie verschlechtert vielmehr nur unsere Chancen bei der Schlußabrechnung. Es besteht allerdings die Meinung, daß wir mobilisieren sollen, wenn die Friedensabmachungen in Sicht kommen, um dann einen gewissen Druck geltend zu machen. Aber wenn es so weit gekommen ist, kann der günstige Augenblick schon vorüber sein."

Sodann aus mehreren besonderen, vornehmlich dem der russischen Gefahr:

Dostojewskis Satz: „Ein großes Schiff braucht ein tiefes Fahrwasser" ist Leitmotiv fast aller dieser Stimmen, Rußlands Verlangen nach dem Meer, die Furcht, die sie erzittern läßt vor Unruhe, in gespannter Erwartung, aus Angst und Sorge.

Denn zu diesem Verlangen nach dem Meer gehört wie der Drang nach

Digitized by Google

Konstantinopel, nach Persien und an die japanische See das atlantische Programm, das seit mehr als einem Jahrhundert einen Hauptbestandteil in der traditionellen russischen Politik bedeutet und dieser Hauptpunkt geblieben ist, trotzdem Rußland 1907 durch die Beteiligung an dem Integritätstraktat Norwegens und dann an dem Ostseetraktat seinen Verzicht kundzutun schien. Entscheidet doch noch immer die Stärke, mit der ein Staat auf dem Atlantischen Ozean aufzutreten vermag, über seine Bedeutung auf dem Meer, so daß der Torweg des Öresund für Rußland nicht weniger wichtig ist wie der der Dardanellen. Und es sind nur Zipfel von konstruierten Linien, die das nördlichste Stück der Peripherie Rußlands nach Norwegen bilden, nur ein Fluß, der die Grenze nach Schweden hin bezeichnet.

„Man will uns vorgaukeln, daß Rußland jetzt auf dem besten Wege sei, sein Jahrhunderte altes Ziel in Konstantinopel zu erreichen, und dann brauche es nichts mehr — als ob die Dardanellen den großen offenen und freien Atlantischen Ozean ganz zu ersetzen vermöchten!"

„Da England nun einmal den Zutritt des europäischen Rußland zum Meer zugegeben hat, wie vermag sich dann das Inselreich dem Vordringen der Russen über Skandinavien zu widersetzen, wenn der Weg über Konstantinopel verschlossen bleibt? Während des Krieges hat es sich ja gezeigt, daß es auch ein großer Vorteil für England wäre, wenn Rußland Narvik besäße, denn dadurch hätte der jetzt so beschwerliche Transport von Waffen und Lebensmitteln zwischen England und Rußland in hohem Grade erleichtert werden können. Englands allgemeines strategisches Interesse, dem Emporkommen eines russischen Narvik entgegenzuarbeiten, gerät also in Widerstreit mit den Wünschen und Zielen, die unter den abnormen Verhältnissen des Krieges vorherrschen.

Die gegenwärtige Situation macht also England schon aus politischen Gründen gegenüber einer Forcierung der russischen Ansprüche in Nord-Skandinavien machtlos, und zwar sowohl jetzt, so lange der Krieg noch in hellen Flammen steht, wie auch nachher während der Friedensverhandlungen."

Rußlands Weg an den Atlantischen Ozean geht über Finnland. So lange Rußland Finnland das 1809 versprochene konstitutionelle Dasein führen ließ, war der Druck nach dem Atlantischen Ozean auch in Schweden nicht

Digitized by Google

fühlbar. Doch das änderte sich seit den russischen Anschlägen auf Finnland, die nicht zufällig mit der Zurückwerfung Rußlands durch Japan und dem Erwachen des russischen Nationalbewußtseins zusammenfielen, dem Finnland wie Schweden durch die zentrifugale Tendenz und die Feindseligkeit gegen den „russischen Gedanken" lästig war. Aus dem Pufferstaat Finnland begann die strategische Basis für den weiteren Vormarsch Rußlands über Nord-Skandinavien zum Atlantischen Ozean zu werden.

Die staatsrechtlichen Neuerungen durch die Reichstagsgesetzgebung des Jahres 1910 und das Gesetz der Gleichstellung des Jahres 1912 sowie durch die während des Weltkrieges erlassenen Proklamationen, durch die Finnland mehr und mehr aus der Stellung eines Staates zu der eines Gouvernements herabgedrückt wurde; die Verkehrspolitik, die dahin geführt hat, daß das finnische Eisenbahnnetz strahlenförmig wie ausgestreckte Finger nach der Bottnischen Bucht und dem nördlichen Skandinavien hin sich ausdehnt; die Entwaffnung des finnischen Volkes — alle diese Maßnahmen zur Russifizierung Finnlands sind zugleich die ersten Schritte gegen Schweden, das Rußland die Aussicht auf den Atlantischen Ozean verdeckt.

„Die während des Weltkrieges forcierte Russifizierung hat auch denen die Augen geöffnet, die sich so lange wie möglich davor bewahren wollten, die nackte Wahrheit in ihrer ganzen Härte zu sehen. Das Volk Finnlands steht heute trotz aller Parteispaltungen und Rassengegensätze, praktisch genommen, einig gegen Osten gerichtet da. Und ebenso einig appelliert es an das schwedische Volk — an dessen Ritterlichkeit, daß es die Sache der Unterdrückten zu seiner eigenen machen soll, an dessen Verantwortungsgefühl gegenüber der echtschwedischen westlichen Kultur.

Soll dieser Appell ungehört verklingen?

Das darf nicht sein. Die Sache Finnlands ist die Sache Schwedens. So lange Finnland als eine neutrale Zone zwischen uns und dem Osten lag, konnten wir in Sicherheit unsere Äcker bestellen, unsern Handel betreiben, unsere Wehrfrage vernachlässigen und uns außerpolitisch von der Welt abschließen. Mit der Russifizierung Finnlands aber rückte uns die Gefahr nahe auf den Leib. Sie kann dadurch abgewehrt und weggeschoben werden, daß Finnland abermals ein Bollwerk zwischen Ruß-

Digitized by Google

land und uns wird. So befiehlt uns schon der Selbsterhaltungstrieb, uns der Sache Finnlands anzunehmen."

„Ist es uns gelungen, unsere dringendste politische Aufgabe zu lösen, ist es uns gelungen, unsere Stellung im Norden und die schwedische Kultur in Finnland zu sichern — dann können wir gerne mit unseren skandinavischen Nachbarvölkern über politisches Zusammenarbeiten sprechen. Vorher ist aller Skandinavismus nur eine Frühgeburt ohne Lebenskraft."

So stimmen die Kriegsziele gegen Rußland, deren Notwendigkeit dieses Buch beweist, überein mit denen, die bei uns in Deutschland schon des öfteren (besonders von Paul Rohrbach) präzisiert wurden.

„Wenn der Krieg aus dem europäischen Staatensystem wegorganisiert werden soll, dann muß System in die Friedensabmachungen gebracht werden, und vor allem muß der Moskowiter, der Großtürke der Gegenwart, dessen Horden auch diesmal den Vorposten des Abendlandes gegen Osten hin: die Kaiserstadt an der Donau, bedroht haben, auf seine Kulturaufgaben im Osten hingewiesen werden. Als Schutzwall Europas gegen Osten müssen dann ein freies Finnland, das Balten des Schwertritterordens, Johann Sobiéskis Polen und die Ukraine Iwan Mazeppas wieder aufgerichtet werden. Ein solcher Friede könnte den Grund zu einem unerhörten Aufschwung des östlichen und nördlichen Europa legen. Und zugleich würden Moskau und die Großrussen dadurch in der slawischen Völkerwelt wieder die Stellung erlangen, die ihnen Ethnographie und Geographie zuweisen."

Daraus ergibt sich die Erkenntnis der Interessengemeinschaft Schwedens mit Norwegen, das als „Vasall Englands" und politisch ungeschult die Gefahren mißachte, die auch ihm von Rußland drohten:

„Norwegen ist ja durch seine finnmärkischen Gebiete noch mehr gefährdet als Schweden: Norwegens Häfen sind Rußlands Ziel, der Weg dahin geht über Schweden. Hier besteht also eine unbedingte und tiefgehende politische Interessengemeinschaft. Nur scheint man sich leider in Norwegen dessen wenig bewußt zu sein. Man hat dort nicht im geringsten dasselbe unmittelbare Gefühl des Druckes von Osten her wie bei uns, man hat noch weniger als bei uns seine bitteren geschichtlichen Erfahrungen über den Vormarsch des Moskowiterreiches gegen die alten Kulturländer des Westens gemacht. Man besitzt schließlich womöglich noch weniger als bei

Digitized by Google

uns die Fähigkeit, außerpolitisch zu denken, denn Norwegen ist ein Land, das niemals eine selbständige Politik besessen hat, außer in den letzten Jahren, wo dann die erste Frucht dieser Politik der bekannte, auch in Norwegen lebhaft umstrittene Integritätstraktat des Jahres 1907 wurde. Aber vor allem kann man bezweifeln — und darin liegt das Entscheidende —, ob diese neue norwegische Politik überhaupt selbständig genannt werden darf. Man kann vielmehr, wie schon früher angedeutet wurde, mit Fug und Recht annehmen, daß Norwegen politisch, aber vor allem wirtschaftlich so abhängig von England ist, daß es im Augenblick der Not gar keine selbständige Stellung gegen Englands zufällige Interessen einnehmen kann, selbst wenn es Norwegens eigene Lebensinteressen gilt."

So wenig wie auf Englands haben Schweden und Norwegen auf französisches Interesse zu rechnen.

„Seit lange hat Frankreich kein unmittelbares wirtschaftliches Interesse an Skandinavien mehr, und seine Handels- und Finanzinteressen werden durch ein Vordringen Rußlands zum Golfstrom hin zum mindesten nicht ungünstig berührt."

„Die nordischen Bewunderer der französischen Kultur dürfen bei den Franzosen nicht auf entsprechende Gefühle rechnen. Während unsere moderne schwedische Literatur in Deutschland ein zweites Vaterland gefunden hat, ist sie mit wenigen Ausnahmen, die die Regel nur bestätigen, in Frankreich kaum irgendwelchem Verständnis begegnet."

Umsomehr unterstreicht das Buch, weniger aus ethischen denn aus politischen Gründen, um der Gemeinsamkeit der Interessen gegen Rußland und um der Erfassung des Krieges als eines Rassenkampfes willen, die Volksverwandtschaft zu Deutschland:

„Besondere Umstände fesseln unser Schicksal an das Deutschlands. Deutschland besitzt wie wir Ufer an der Ostsee, und Deutschland ist gleich uns mit Rußland zusammengewachsen. Deutschland untersteht also demselben Druck von Osten her wie wir, und Deutschland hat das gleiche Interesse wie wir an der Freiheit der Ostsee — wenn es auch in seiner besonderen Lage ebenso wie wir andere Interessen haben muß. Deutschland muß also um seiner selbst willen an unserem Schicksal interessiert sein. Denn ein Rußland, das beide Küsten der Ostsee beherrscht, würde Deutschland auf

Digitized by Google

einer neuen Front bedrohen und in eine unerträgliche Lage versetzen. Nicht nur Blutsverwandtschaft, sondern rein selbstsüchtige Interessen legen somit für Deutschland und Schweden die Grundlage zu einer ganz natürlichen Verbrüderung."

„Zwischen uns und Rußland liegt die Kluft, die die Germanen von den tieferstehenden Russen trennt. Wir gehören dem germanischen Stamme an, wir sind der höchsten Kultur der Menschheit teilhaftig. Hat Schweden überhaupt einen Zweck im System der Staaten, so besteht er darin, daß wir diesen Stamm und diese Kultur auf der bedrohten Front im Nordosten bewachen müssen. Von einem höheren Standpunkt aus gibt es hier keine Wahl. Wir haben gar kein Recht, vor der herandrängenden Halbkultur zurückzuweichen, auch wenn Mutlosigkeit uns einflüstern würde, daß dies der einzig mögliche Ausweg sei. Wir dürfen und wollen nicht auf dem Weg nachfolgen, den Finnland uns notgedrungen vorangehen mußte."

„Wenn und falls Schweden die Skandinavier zu lebenskräftiger gemeinsamer Arbeit zusammenrufen soll, so muß der Zusammenschluß seinen Grund in politischen Aufgaben haben, die alle gemeinsamen Kulturwerte zu schützen beabsichtigen. Diese aber sind wiederum eng mit der germanischen Kultur im ganzen verknüpft. Verfolgt man also die Zukunftslinie des Skandinavismus, so stößt man zuletzt auf den bevorstehenden Kampf der skandinavischen Stämme gegen unterlegene Rassen, die auf sie hereindringen. Und wir fangen damit zugleich einen Strahl von Schwedens zukünftiger Aufgabe als Führer der Nordgermanen auf, seiner Aufgabe in jenem Kampf, dessen Vorspiel die Sorgen und Gefahren unseres Heute bilden."

Daß dabei auf Englands Mithilfe kein Verlaß ist, sehen diese schwedischen Politiker wohl: „Der Preis, oder vielleicht bloß einer der Preise, den sich Rußland jetzt für seine andauernde Hilfe bei der Niederwerfung Deutschlands ausbedungen hat, ist augenfällig der, daß England zugibt und mithilft, daß das europäische Rußland ans offene Meer kommt. Kurz nachdem die leitenden Männer Englands diesen neuen politischen Standpunkt Englands zu erkennen gaben, begannen auch die Schiffskanonen der Westmächte ihr Spiel gegen die Dardanellen."

„England kann es jederzeit für notwendig erachten, seinen großen Part-

Digitized by Google

ner zu beruhigen und dessen Aufmerksamkeit durch anderweitige Kompensationen und Tauschgeschäfte abzulenken. Heute Persien, morgen Skandinavien!

Es gibt einen Umstand in der schwedischen Geschichte, der sich seit zwei Jahrhunderten immer wiederholt hat. In Zeiten der höchsten Gefahr für das Reich taucht England auf und bietet seine Hilfe an, und Schweden glaubt dann zu seinem Unheil an diese Hilfe. So war es 1719; die Folge war, daß wir die Ostseeprovinzen verloren. So war es zum zweitenmal im Jahre 1809; damals verloren wir Finnland durch einen Handstreich. Jetzt ist abermals ein Jahrhundert vergangen; wieder ist das Reich in Gefahr, und wieder gibt es Leute, die die wahre Stütze des Reiches bei England suchen. Wir gehen einer Prüfung auf Leben und Tod entgegen, wir gehen ihr in schwächerer Stellung als je zuvor entgegen, denn durch Englands diplomatische Unterstützung riß sich 1905 Norwegen von der Union mit uns los. So oft wir also an England glaubten, haben wir ein Stück unsres Reiches an Rußland abgeben müssen. Jetzt halten England und Rußland noch dazu zusammen, was sie niemals vorher getan haben; aber trotzdem will man uns glauben machen, daß alle russischen Absichten, sobald sie nur auftauchen, an England scheitern werden. Haben wir noch nichts gelernt? Soll die Geschichte später berichten, daß die Schweden im Jahre 1915 zum drittenmal an England glaubten, und daß es ihnen diesmal Nordland kostete?"

Darum verlangen sie den Anschluß an die Zentralmächte.

„Schweden könnte durch einen Anschluß an die Zentralmächte in der einen oder anderen Form den Ausgang des Weltkrieges in entscheidender Weise beeinflussen. Denn wenn die Zentralmächte noch weiter verstärkt werden, kann der Friede nicht nur schneller zustande kommen, sondern auch größere Sicherheiten bringen. Oder glaubt man wirklich, daß die Art, wie z. B. Kleinasien im Einklang mit dem Siegesprogramm der Entente verteilt wird, so daß jeder Teilnehmer seinen sicherlich reichlich bemessenen Anteil bekommen soll, eine Garantie für einen langen Frieden in sich trägt? Oder daß ein siegreiches Rußland seinen Hunger nach neuen Eroberungen stillen wird?"

„Wenn wir jetzt unsere Politik dem Lager der Zentralmächte zuwenden, so riskieren wir bei weitem weniger als Gustav Adolf mit seinem Aben-

Digitized by Google

teuer, und doch steht vielleicht jetzt mehr für Schweden auf dem Spiel. Die Fäden zwischen den vergangenen Geschlechtern und uns jetzt lebenden Schweden, die zerrissen sind, müssen neu geknüpft werden. Auch wir haben in dieser Zeit der Heimsuchung unseren Einsatz zu machen. Politischer Weitblick und historische Überlieferung laden uns ein, unseren Platz an Deutschlands Seite zu suchen, um jenen Strömungen eine willkommene Verstärkung zu bringen, die in der Niederwerfung des Zarenreiches das Hauptziel aller germanischen Politik, soweit diese sich ihrer Verantwortung bewußt ist, erkennen.

Damit ist noch nicht gesagt, daß wir unbedingt mit dem Schwert in der Hand dazu mithelfen müssen, einen Damm gegen das Vorwärtsdringen des Slawentums aufzurichten. Die bloße Drohung allein und gewisse Vorbereitungen reichen vielleicht schon hin, um die außerpolitische Lage Schwedens zu unserem Vorteil zu entscheiden oder zu verändern. Auf jeden Fall ist eine bedeutende diplomatische Vorarbeit nötig, denn wir haben nicht nur Verpflichtungen gegen jenes Deutschland, das jetzt auch für die Zukunft des Nordens blutet, wir sind auch in der Lage, gewisse Forderungen sowohl in Hinsicht auf Finnlands Geschick, wie auch auf die Dänen in Nordschleswig aufzustellen, die in diesem Kriege treu und tapfer in Deutschlands Heeren mitkämpfen, ohne sich das Geringste von ihrem harten Los anmerken zu lassen. Dasselbe Deutschland, das Österreichs Angebote an Italien vermittelt hat, kann es Schweden nicht verdenken, wenn es für Finnland und Dänemark ein Wort einlegt, und kann auch nicht vernünftige Forderungen von unserer Seite abschlagen, wenn sie mit dem Anerbieten von Gegenleistungen aufgestellt werden.

Hier eröffnen sich also reiche Möglichkeiten für eine schwedische Staatskunst großen Stiles. Sollen aus diesen Möglichkeiten ebensoviele versäumte Gelegenheiten werden?"

„Tua res agitur. Es gilt letzten Grundes, den Besitz unsres gegenwärtigen Ländergebietes, unsre Unabhängigkeit und unser volles politisches und wirtschaftliches Recht der Selbstbestimmung zu sichern."

Die Betonung solchen Standpunktes in einem Werke, dessen sich die deutsche politische Literatur mitten in einer Zeit annimmt, in der sie sich ihrer nationalen Verantwortung doppelt bewußt ist, erweist, wie wenig für Deutschland der Satz zutrifft, den jüngst die „Internationale Rundschau" ausgesprochen hat:

Digitized by Google

„Wenn man im allgemeinen sagen kann, daß die Neutralen für das mehr oder weniger pathologische Verhalten der Kriegsmächte in seinem transitorischen Charakter wohlwollendes Verständnis haben, so muß dagegen festgestellt werden, daß es den Kriegsmächten an Verständnis für die Neutralen recht sehr gebricht; es besteht gegenwärtig in den Kriegsstaaten nicht das geringste Bedürfnis nach Gerechtigkeit."

Immerhin sei nicht versäumt zu bemerken, daß die „Schwedischen Stimmen im Krieg" die Berechtigung ihrer Ansprüche durch die Gerechtigkeit sich verdienen, mit der sie Fragen und Problemen gegenübertreten, die uns selbst angehen. Man ersehe es aus einigen Proben:

I. England

Englands Politik. „Mit Unrecht zeihen die Deutschen die Engländer oft eines kleinlichen Krämergeistes. Die Engländer verstehen es wohl, ihre Interessen mit der nötigen Rücksichtslosigkeit wahrzunehmen, aber kleinlich ist ihre Politik selten gewesen — sie trägt eher den Zug des großen Bankiers als den des Krämers. Es lag in ihrer Macht, ihr Reich und damit die halbe Erdkugel durch Zölle gegen den deutschen Außenhandel, der die Quelle für Deutschlands wirtschaftliche Stärke ist, abzuschließen; aber sie haben es nicht getan, weil sie sich bewußt waren, daß der Freihandel ihnen Vorteile brachte, die schwerer wogen als die Unbequemlichkeiten, die die deutsche Konkurrenz verursachte. Außerdem sahen sie, daß der Handel selbst nicht mehr die größten Vorteile für ihr Weltreich einbrachte. Längst ist die Kolonialmüdigkeit des Manchesterliberalismus verschwunden, der da glaubte, daß die Kolonien nach dem Beispiel Amerikas sich doch einmal vom Mutterland trennen würden, wie reife Früchte vom Baum."

„Der streitbare Imperialismus, der auf den Grundlagen der soliden wirtschaftlichen Interessen emporgewachsen ist, hat schon seit langem das antimilitaristische und pazifistische Programm für die auswärtige Politik, das Cobden und Bright aufstellten, überwunden. Es ist einer jener bemerkenswerten Zufälle der Geschichte, daß es die Biographen von Cobden und Bright, Lord Morley und Trevelyan, waren, die beim Ausbruch des Krieges aus der englischen Regierung ausschieden. Der alte Liberalismus hat mit diesem Kriege nichts gemeinsam."

Digitized by Google

Englands Imperialismus. „The expansion of England, die Ausbreitung der englischen Rasse über die ganze Welt, die Vermehrung von Englands Macht, Reichtum und Länderbesitz, das ist die lebendige Triebfeder in Englands Geschichte. Alles andere sind nur zufällige Formen, in die man Englands Interessen kleiden zu können glaubt, die aber unbedenklich wieder aufgegeben werden, sobald sie ihrem Zweck nicht länger dienen. Alles Gerede von der Achtung für fremde Nationalitäten und von der Sorge für das internationale Recht als Grundprinzipien für Englands auswärtige Politik ist, wie jeder Blick auf Englands Geschichte zeigt, reiner Unsinn. „Wir sind der Ansicht, daß das internationale Recht einer jener Faktoren ist, der zu unserer Sicherheit beiträgt, indem er die Operationen des Feindes beschränkt." Das Verteidigungswesen des Landes sollte eigentlich, so äußerte Lord Esher, einer seiner ersten Vertreter, „das Angriffswesen des Landes", „Imperial Offence", heißen. The british people are warlike and aggressive. Es ist schwer, ein einziges Jahr in Englands Geschichte zu finden, in dem es keinen Krieg geführt hat, und wenn es auch kein andrer war, als einer der kleinen „Sportskriege", von denen Bismarck sprach."

Englands Kriegführung. „Englands Methoden der Kriegführung unterscheiden sich nicht sehr bemerkenswert von Seeräuberei. Die Grundlage für seine Seekriege war die Antastbarkeit des privaten Eigentums. Dadurch erreichte man am wirkungsvollsten, was man wollte: die Zerstörung des fremden Handels. Das Kapern war daher eine allzu verlockende Erwerbsquelle für den englischen Seemann. Jeder Versuch, das private Eigentum vom Seekrieg auszunehmen, ist bis auf den heutigen Tag auf den eigensinnigen Widerstand der Engländer gestoßen."

Englands Parlamentarismus. Die „Lusitania". „Tag für Tag wurden die Befehle berichtigt, die bei Kriegsausbruch zu allen Fahrzeugen hinausgehen sollten. Nach diesem Plan glaubte man in 24 Stunden das Meer von der deutschen Flagge säubern zu können. Dabei spielte die Ausrüstung der großen Passagierschiffe vom Typ der „Lusitania" zu Hilfskreuzern auf offener See natürlich eine besonders wichtige Rolle. Hinter solchen patriotischen Aufgaben tauchten gewaltige Gewinstmöglichkeiten für die Kommandos und Besatzungen der englischen Fahrzeuge auf, da diese nach alter Regel noch heute das Recht besitzen, den Wert einer guten

Digitized by Google

Prise unter sich zu teilen ... Nein, der britische Löwe ist noch nicht so friedliebend, wie die Reden seiner Minister es glauben machen wollen. Für ihn ist ein Weltfrieden nur als eine pax britannica denkbar."

Englands Parlamentarismus. „Die englische Staatsverfassung sollte man rechtshalber nicht mehr Parlamentarismus, sondern Ministergewalt nennen. Die Staatsgewalt hat nicht mehr das vom Volk erwählte Parlament, sondern der leitende Ausschuß der Majoritätspartei inne. Das Herabsinken des intellektuellen Niveaus im Unterhaus, über das seit Einführung von Diäten für die Mitglieder allgemein geklagt wird, hilft natürlich auch dazu, die Entwicklung in dieser Richtung zu beschleunigen.

Die Machtvollkommenheit dieses Kabinetts gegenüber dem Parlament gilt vor allem für die auswärtige Politik. Eine der am meisten berechtigten Anklagen, die von seiten der Demokraten und Friedensfreunde gegen das Staatssystem des bewaffneten Friedens — und des Weltkrieges — geschleudert wird, richtet sich gegen die heimliche Diplomatie. Von seiten der Linken ist man besonders eifrig daran, Deutschland und Österreich dieser Schwachheit zu zeihen, und Kaiser Wilhelm figuriert in der vulgären Anschauung zum mindesten als einer der dynastischen Politiker des 18. Jahrhunderts, der in seiner Machtvollkommenheit sein Volk in kriegerische Abenteuer hineinlockt. Nichts ist unrichtiger. Die öffentliche parlamentarische Kontrolle über die auswärtige Politik ist in Deutschland weit eingehender als in England.

Und dies kommt in erster Linie einfach daher, daß der Deutsche Reichstag für solche Fragen viel mehr Zeit hat als das englische Parlament. Die Allmacht des englischen Parlaments ist in Wirklichkeit zu dessen Ohnmacht geworden. Nicht genug damit, daß die eigentlichen Gesetze und das ganze Budget das Parlament passieren müssen; auch eine Unzahl anderer Geschäfte, die in anderen Ländern zur Verwaltung gehören, unterstehen seiner Prüfung. Die Folge hiervon ist, daß seine Zeit und Aufmerksamkeit nicht für die großen Fragen ausreichen, die das Reich als Ganzes berühren."

Englands Militarismus. „Man verkennt England unerhört, wenn man glaubt, daß es von jenem Militarismus frei ist, der in den Augen der Engländer Deutschlands Erbsünde darstellt. Der Druck der Ausgaben

Digitized by Google

für die Verteidigung wurde oben schon erwähnt. Das englische Heer beruht allerdings nicht auf der allgemeinen Wehrpflicht und fordert daher nicht die persönlichen Opfer, die die Staaten des Kontinents fordern müssen. Aber bedeutet die Werbung ein moralischeres und demokratischeres Prinzip als die allgemeine Wehrpflicht? Es ist wohl doch mehr, für sein Land aus Pflichtgefühl zu sterben als um Geld. Der Engländer, der unter politischer Freiheit vor allem versteht, daß er persönlich seine Ruhe vor der Einmischung des Staates hat, besitzt eigentümlicherweise kein Wort, das der allgemeinen Wehrpflicht vollkommen entspricht, und übersetzt diese statt dessen mit conscription, Aushebung. Und daß diese Pflicht bei einem Volke von einem rein rechtlichen Zwange zu einer moralischen Pflicht erhoben werden kann — das scheint er nicht begreifen zu können. Lloyd George sprach voll Mitleid und Verachtung von den zwei Millionen Deutschen, die den belgischen Krieg ‚gezwungen, ausgehoben, fast mit Gewalt getrieben' führten."

England und Deutschland. „Der Gegensatz zwischen England und Deutschland wurzelte in einem jener tiefen Konflikte, die schon früher in der Weltgeschichte verheerende Katastrophen hervorgerufen haben. Das Problem konnte nicht anders gelöst werden, als daß entweder England von seiner Weltmachtstellung herabstieg, oder daß Deutschland, wie Bismarck kurz vor seinem Tode zu Stanley Whitman sagte: „einen Kapzaun auf seine ganze wirtschaftliche Entwicklung legte". Aber dazu war Deutschland nicht imstande, denn es mußte seine rasch wachsende Bevölkerung ernähren (1875: 42 Millionen, 1895: 52 Millionen und 1914: 68 Millionen Einwohner). „Wir müssen Menschen oder Waren ausführen", hat schon Caprivi gesagt. Deutschland vermochte auch die unerhörte Kraftprobe zu bestehen, daß es seine Auswanderung, die in den achtziger Jahren jährlich durchschnittlich 136000 Mann betrug, in den letzten Jahren zu einem Durchschnitt von 20000 herabdrückte, also zu einer Auswanderungsziffer, die nur wenig höher als die Schwedens ist. Um diese Bevölkerung innerhalb seines Reiches zu unterhalten, mußte das deutsche Ernährungsleben seine Produkte im Auslande verkaufen und zugleich Rohwaren und Lebensmittel einführen. Deutschland konnte sich auf die Dauer gar nicht mehr darein finden, daß England mit seiner überlegenen Flotte imstande war, es von den Weltmeeren abzusperren, wenn es ihm nur paßte."

Digitized by Google

England und die neutralen Staaten. „Der traditionelle Grundsatz für Englands europäische Politik ist „the balance of power" — das Gleichgewicht der Mächte —, das England die ausschlaggebende Stellung sichert. Daher das natürliche Interesse für die kleinen Nationen, die England immer als Bollwerk gegen gefährliche Widersacher zu benutzen versuchte: Holland und Belgien gegen Frankreich und dann gegen Deutschland, Skandinavien gegen Rußland. Je gefährlicher der Feind, desto größer das Interesse für den Brückenkopf."

„Die kleinen Staaten sind in der Regel brauchbare und willkommene Faktoren in Englands politischem System. Belgien war Englands Augenstern, wenn es nur dem Rate des englischen Militärattachés, des Oberst Barnadiston, folgen wollte und sich ordentlich darauf vorbereitete, die englischen Landungstruppen zu empfangen und — das beachte man wohl — einen ausgiebigen Spionagedienst in den deutschen Rheinprovinzen zu organisieren. Für Holland hatte man weniger Interesse. — Nur ein Amateurpolitiker vom Schlage G. W. Wells glaubt heute noch, dieses Land zu einem Angriffskrieg gegen Deutschland aufhetzen zu können. Ganz im Gegenteil, Holland darf militärisch nicht zu stark werden; gegen die Pläne einer Befestigung Vlissingens protestierte England auf das heftigste, weil diese Befestigungen die Neutralitätsverletzung verhindern konnten, die notwendig war, um Truppen nach Belgien zu schicken. Ähnliche Gesichtspunkte haben, wie oben gezeigt wurde, Englands Verhältnis zu den skandinavischen Ländern bestimmt. Diese Länder sind Steine im Spiel gegen Rußland oder Deutschland. Zu stark dürfen sie nicht werden. Oder erinnert man sich nicht mehr an Englands unzureichende und lahme Unterstützung in den früheren Kriegen Schwedens gegen Rußland und an seine wohlwollende Haltung gegen Norwegen zur Zeit der Auflösung der Union? Portugal ist seit Beginn des 18. Jahrhunderts auch einer von den kleinen Schützlingen Englands; hier ist die Freundschaft so weit gegangen, daß England mit Deutschland eine Abmachung über die zukünftige Teilung von Portugals Kolonien getroffen hat. Man kann Steine in die Augen bekommen, wenn man zusammen mit großen Leuten Kirschen ißt.

Nein, in der Tat, es durchzieht die englische Geschichte keine sentimentale Vorliebe für die kleinen Nationen, die ‚Gott zu seinem Gefäß auserkoren hat' (Lloyd George)."

Digitized by Google

„Diese Unbeständigkeit Englands ist es, die das alte Mißtrauen der Kontinentalmächte gegen das „perfide Albion" erklärt. In Wirklichkeit liegt keine besondere Treulosigkeit von Englands Seite vor — seine Handlungsweise ist bloß ein getreuer Ausdruck für seine wechselnden Interessen, die wiederum durch seine eigenartige geographische Lage bedingt sind. Wenn es aber beansprucht, als der uneigennützige Beschützer der kleinen Nationen aufzutreten, so kann man ihm das nicht zugestehen."

„Jetzt, da uns Belgiens Schicksal vor Augen steht, können wir uns wohl schwerlich weitere Illusionen machen. Denn was die Engländer ausrichteten, um die so gut wie vollständige Okkupation dieses Landes zu verhindern, darüber sprechen sie selbst nicht mehr gerne, weil sie das unbehagliche Bewußtsein haben, reichlich gelobt und dürftig gehalten zu haben. Albions Ruhm in Hinsicht auf seine Vertragstreue gegen die Schwachen und auf sein Vermögen, diese zu stützen, ist sicher auf solche Weise nicht erhöht worden."

II. Rußland

Die Austreibung deutschen Kapitals englische Angelegenheit.

„Die Begierde des englischen Großkapitals nach den guten Verzinsungsmöglichkeiten in Rußland ist eine der wichtigsten Kräfte bei der englisch-russischen Annäherung gewesen; am klarsten kam dieser Umstand in der langjährigen Propaganda zum Ausdruck, die das Hauptorgan der englischen auswärtigen Politik „The Times" in seinen Russian Supplements getrieben hat. Seit dem Ausbruch des Krieges bemüht man sich nicht länger, seine Absichten hinter Umschreibungen zu verbergen; Deutschland soll wirtschaftlich aus Rußland verdrängt und dieses statt dessen in ein Wirkungsgebiet für englisches Kapital und englischen Handel und Industrie verwandelt werden. Wieder begegnen wir hier dem stärksten Leitmotiv des modernen Imperialismus: dem Hunger des Großkapitals nach größeren Zinsen und Gewinnen, als sie der übersättigte Markt des Heimatlandes bieten kann. Mit Hinsicht hierauf steht es auch in Englands eigenstem Interesse, daß Rußland eine gute und direkte Verbindung mit dem Weltmeer erreicht, und die ferne Gefahr einer russischen Seemacht wiegt federleicht im Vergleich zu der Aussicht, wesentliche wirt-

Digitized by Google

schaftliche Vorteile auf Kosten Deutschlands, des gefährlichsten Rivalen, zu gewinnen."

Rußland und die Balkanstaaten. „Die Episode der Konvention von Reichstadt verdient nicht nur zur Kennzeichnung der treulosen russischen Politik erwähnt zu werden, sondern sie mag auch die großserbischen Chauvinisten, die über Österreich-Ungarns ‚schändliches Verfahren' gegen die serbischen Länder, Bosnien und Herzegowina, lamentieren und einen Weltbrand anzünden wollten, um die Traktate des Berliner Kongresses zu verbrennen, daran erinnern, daß es Rußland, die große slawische Mutter gewesen ist, die diese Teile aus dem Sterbehause des kranken Mannes an Österreich verschacherte, während es selbst das Andreaskreuz in Zargrad aufzupflanzen hoffte, wobei Rumänien und Bulgarien ergebene Vasallenstaaten werden sollten."

III. Frankreich

Frankreich und Rußland. Die Rheinlinie soll gewonnen werden, um auf diese Weise einen strategischen Druck auf Deutschlands reichste und verwundbarste Provinzen ausüben zu können und dadurch Frankreich von einer peripherischen Westmacht zu einer zentraleuropäischen Großmacht zu erheben. Deutschlands historische Aufgabe, die Wahlstatt für Frankreichs und Rußlands Machtpolitik abzugeben, soll ins Unendliche verlängert werden; daher auch das edle Verlangen, das barbarische Preußen aus Deutschland herauszuwerfen. Die Allianz mit Rußland ist das überlieferte Mittel für diese Politik, und zwar seit dem Kampfe Friedrichs des Großen für das Bestehen des jungen Preußen, dann weiter über Tilsit, wo wir Finnland verloren, Rußland ein Stück von Ostpreußen erhielt und Frankreichs Hegemonie in Westdeutschland sich befestigte, ferner über die russische Entente Napoleons III., die seinen italienischen Eroberungskrieg ermöglichte, bis zu den Schlachtfeldern des Jahres 1914 an der Aisne und am San. Schon diese Namen jedoch bezeichnen die neue Stellung: Bismarcks Politik hat es möglich gemacht, daß die Fronten vom deutschen Boden bis ins Feindesland hinausgeschoben wurden."

Frankreichs Imperialismus. „Ein aggressiver Imperialismus mit den modernsten Zielen und Mitteln des Finanzkapitalismus, gestützt auf einen weit drückenderen Militarismus, als der Deutschlands ist —

Digitized by Google

das ist Frankreichs auswärtige Politik! Diese Politik hat mit dem Vorkampf für „Demokratie und Freiheit", dem unsere Radikalen den Sieg im Weltkrieg wünschen, nicht mehr als nur die Phrase gemein."

Frankreichs Revanchegedanken. „Was bedeutet der Revanchegedanke, dessen Berechtigung man über allen Zweifel erhaben glaubt, im Grunde anderes als ein Programm für einen reinen Eroberungskrieg? Man gebraucht nicht gerne so klare Worte, aber der Sinn ist ebensogut. „Die Wiederherstellung der territorialen Einheit Frankreichs", oder irgendeine andere ähnliche Phrase bemäntelt das chauvinistische Verlangen, und es ist auffallend, wie treuherzig die gallische Beredsamkeit von den Linksparteien der neutralen Länder aufgenommen worden ist. Während man es nicht versäumt, seine Entrüstung über jede deutsche Rede über die Einverleibung Belgiens in das Deutsche Reich auszugießen, unterbleiben alle Proteste, wenn die französische Regierung, die Sozialdemokraten mit eingeschlossen, offen die Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen als ihr Kriegsziel proklamiert. Man könnte vielleicht glauben, daß Hjalmar Branting, dem seine deutschen Parteifreunde so viele Sorgen machen, weil sie deutlich genug zeigen, daß sie nicht zu einer Demütigung der deutschen „Kaiserpolitik" beitragen wollen, hier Gelegenheit zu einer stillen Mahnung finden könne, aber offenbar ist man der Meinung, daß Frankreich zu „den edleren Teilen Europas" gehöre, die sich ungefähr alles erlauben dürfen."

Frankreich und Elsaß-Lothringen. „Elsaß-Lothringen, das allerdings vor 1871 zweihundert Jahre lang zu Frankreich gehört hat, ist trotzdem ein uraltes deutsches Land, mit einer überwiegend deutschen Bevölkerung, von der nur 10% französisch sprechen. Für jeden, der die politische Karte auf das Recht der Nationalitäten gründen will, dürfte es also ein aufregender Gedanke sein, daß um der zehn Prozent willen die neunzig anderen unter Frankreich kommen sollen. Das Reichsland hat in vieler Hinsicht französische Kultur und Sympathien für französisches Wesen beibehalten, aber in einem Punkt waren sich alle einig: Keine Trennung von Deutschland! Die Proteststimmungen der ersten Jahrzehnte haben längst einer im ganzen guten Zusammenarbeit mit dem großen Reich, von dem das Reichsland ein Teil ist, Platz gemacht. Und warum sollte man auch nach Frankreich zurückwollen? Dann wäre Elsaß-Lothringen nur ein Landesteil ohne Selbstverwaltung, der nach der Art des französischen bureau-

Digitized by Google

kratischen Schlendrians von Paris aus regiert würde. In Deutschland aber genießt es in Übereinstimmung mit den germanischen Verwaltungsbegriffen volle Autonomie. Die kleinlichen Polizeiplackereien, durch die die barsche deutsche „Grenzmarkpolitik" die französische Bevölkerung gereizt hat, bedeuten im Vergleich zu dem wirtschaftlichen Band und den politischen Rechten, die das Land an Deutschland knüpfen, nicht viel. Schon 1874 erhielt Elsaß-Lothringen das Recht, Vertreter für den Deutschen Reichstag zu wählen und einen beratenden Landtag einzusetzen, dem 1877 zugestanden wurde, in Fragen der Gesetzgebung, die sich auf das Reichsland beziehen, mitzubestimmen. Diese Autonomie wurde 1911 durch eine wirkliche, unter der parlamentarischen Mitwirkung der Sozialdemokratie zustande gekommene Verfassung weiter ausgebaut, die sich auf allgemeines Stimmrecht gründete uud im allgemeinen genau so demokratisch war, wie die irgendeines anderen süddeutschen Staates. Praktisch gesehen ist Elsaß-Lothringen jetzt ein selbständiger Staat innerhalb des Deutschen Reiches. Dieser unterdrückte Landesteil, der jetzt von der deutschen Barbarei „befreit" werden soll, besaß schon sechs Jahre nach der deutschen Eroberung eine Autonomie, wie sie England Irland noch nicht gegeben hat und wie sie eine französische Provinz niemals erreichen kann ...

Nein, Frankreich besitzt keinerlei Irredenta in Elsaß-Lothringen, und die national-moralischen Gesichtspunkte, mit denen die Revanche begründet wird, beruhen auf haltlosen Konstruktionen. Hinter ihnen verbirgt sich nur ein leidenschaftlicher Chauvinismus, dessen Ziel es ist, „das europäische Gleichgewicht" wieder herzustellen, wie „Le Temps" vor dem Krieg die Sache ausdrückte.

Die Demokratie in Deutschland und Frankreich. „Das französische Staatsgebäude ist noch heutigentags im wesentlichen das gleiche, wie jenes, das der autokratische Herrscherwille Napoleons konstruierte. Alles trägt den Stempel der strengsten Zentralisation: von den kleinsten Gemeinden laufen die Fäden über die Departementsbehörden, die Präfekten, in den Ministerien von Paris zusammen. Hier herrscht nur das eine Prinzip der Subordination, hier gibt es nicht wie in Schweden Reichsämter, die mit der nützlichen Selbständigkeit der Fachkenntnisse gegenüber einer politisch festgelegten Regierung ausgestattet sind, hier gibt

Digitized by Google

es auch keine lokale Selbstverwaltung, die sich gegenüber der zentralen Staatsmacht geltend machen kann. Der französische Staatskörper hat wenig von dem organischen Wesen an sich, das das Deutsche Reich auszeichnet, in dem jeder historisch gewordene, lokal oder national gefärbte Teil des Ganzen, von den einfachen Kommunen und besonders den Städten an, über die höheren kommunalen Einheiten, die Kreise und Provinzen, bis hinauf zu den einzelnen Staaten des Deutschen Reiches eine weitgehende Selbständigkeit genießt und im Rahmen des großen Vaterlandes sein eigenes Leben für sich lebt. In der einförmigen Einheitlichkeit, die alles Leben auf den einen Punkt Paris zusammenführt, erstickt jede lokale und provinzielle Selbsttätigkeit. Man findet daher in Frankreich nicht viele Spuren jener Vielseitigkeit, reichen Initiative und Lebendigkeit, die die deutsche Verwaltung auszeichnen. Die Behauptung, welche von der Linken oft gegen Deutschland gerichtet wird, daß dessen überlegene Organisationskraft alle selbständigen Meinungsäußerungen in seinem bureaukratischen „Schema F" erdrücke, trifft in Wirklichkeit Deutschland nur wenig — aber in desto höherem Grade Frankreich."

Frankreich und Deutschland. „Die chinesische Mauer, über die Björnson klagte, ist am höchsten gegen Deutschland aufgerichtet worden. Mit außerordentlicher Energie hat die französische Allgemeinheit an einem durch Haß und Unkenntnis karikierten Bild des modernen Deutschland festgehalten und sich im großen und ganzen durch die Versuche zu einem besseren Verständnis, die hier und da gemacht wurden, nicht beeinflussen lassen. Dieses französische, man kann jetzt ebensogut sagen entente-chauvinistische Zerrbild von Deutschland hat auffällig genug bei den schwedischen Radikalen viel Anklang gefunden — wieder ein Beispiel für die suggestive Kraft, die französischen politischen Vorstellungen, ja schon die französische Sprache in diesen Kreisen besitzen."

„Die wahrhaft chinesische Unkenntnis in bezug auf das große Nachbarland, die sich in den obenstehenden Zeilen widerspiegelt, ist für den französischen Chauvinismus charakteristisch, und es ist belustigend, zu sehen, wie die Grundzüge zu diesem Bild des politischen Deutschland ohne weiteres von den die Deutschen hassenden Linksparteien in den neutralen Ländern übernommen wurden."

Digitized by Google

Marokko. „Man könnte darüber streiten, mit welchem Recht die Westmächte auf eigene Hand Marokkos Schicksal entscheiden zu können glaubten. Ja, vom liberalen und pazifistischen Standpunkte aus dürfte man Deutschlands Einschreiten zugunsten der Integrität Marokkos und der Politik der offenen Tür wenigstens im Prinzip als berechtigt angesehen haben. Und doch verwendete man nicht einen Bruchteil der Entrüstung, die man für den belgischen Neutralitätsbruch zur Hand hatte, auf die französische Marokkopolitik."

IV. Deutschland

Deutschlands Interesse an der Türkei (v. Bülow in einer fiktiven Rede). „Ein russischer Einmarsch in Armenien würde uns ebenso vital berühren, wie eine kombinierte russisch-balkanslawistische Aktion gegen Österreich-Ungarn. Wir müssen dann bereit sein, alle unsere pommerschen Grenadiere einzusetzen, um die unerschütterte Machtstellung der Donaumonarchie und zugleich die deutschen Zukunftswerte, die wir während der letzten Zeit in der Welt des Islams investiert haben, um die Bagdadbahn sowie Goltz Paschas militärische und Marschalls diplomatische Arbeit zu verteidigen. Rußland weiß sehr wohl, daß Deutschland friedlich gesinnt ist, daß wir kein Hühnchen mit Rußland zu pflücken haben, daß wir angesichts des Schicksals unserer Stammesbrüder in den Ostseeprovinzen resignieren und uns taub gegen die Deutschenhetze stellen, die in gewissen russischen Presseorganen betrieben wird, seitdem Bismarck zum Sündenbock für Rußlands Fiasko auf dem Berliner Kongreß gemacht worden ist, jene Deutschenhetze, die allmählich den Nationalhaß gegen alles Deutsche in Rußland aufreizt. Aber Rußland weiß auch, daß es Deutschland begegnen wird, wenn es den Pfad des Eroberers einschlägt. Es verzweifelt daran, uns allein überwältigen zu können. Deshalb wird es Bundesgenossen suchen, und es wird sie finden. Dann schlägt unsere Schicksalsstunde. Es ist der gleiche Alpdruck — „le cauchemar des coalitions", — der Friedrich den Großen ängstigte, als er sah, wie Fürst Kaunitz seine Netze um das kleine Preußen spann, und der Bismarck, wie er selbst bekannte, viele schlaflose Nächte verursachte; der gleiche Alpdruck quält jetzt die deutschen Staatsmänner."

Militarismus. „Ein Hauptpunkt in der Anklage der Entente gegen

Digitized by Google

das „barbarische" Deutschland ist der Militarismus, eine Anklage, die wohl nur dann einen Sinn haben kann, wenn man sich selbst von diesem Gebrechen frei glaubt. In Wirklichkeit hat der moderne Militarismus seinen Ursprung im Frankreich der Revolution, das wahrlich auch nicht vergaß, ihn weiter auszubilden. Eine Serie ständiger Kolonialkriege hat die kriegerische Spannkraft der Armee aufrechterhalten, genau wie die Engländer nach einem Wort Bismarcks zu Lord Dufferin, dem späteren Vizekönig von Indien, im ganzen ein friedliches Volk sind, obwohl sie natürlich gern in den verschiedenen Weltteilen ein paar Sportskriege haben, „one or two little sporting wars". Die militärischen Ausgaben erreichten nach den Angaben der schwedischen Militärkommission in England 27,60, in Frankreich 26,15, im militaristischen Deutschland land dagegen nur 19 Kronen pro Kopf. Und die Dienstzeit! In Frankreich betrug sie vor dem Kriege zusammen drei Jahre, in Deutschland in der Regel zwei, für Gebildete nur ein Jahr. Während in Deutschland nur die Hälfte der Dienstpflichtigen, nur die körperlich kräftigen wirklich zum Militärdienst ausgehoben wurden, ist man in Frankreich bei der Musterung so nachsichtig wie möglich gewesen und erreichte dadurch, daß Frankreich mit seinen 40 Millionen Einwohnern ein größeres stehendes Heer als Deutschland hatte, dessen Bevölkerungszahl auf 68 Millionen gestiegen war. Und nicht genug damit, daß man sich bis zum letzten Mann die Soldatenquellen des eigenen Landes zunutze zieht, gehört es schon seit lange zu den militärischen Plänen Frankreichs, daß Frankreich seine farbigen Untertanen einexerziert, damit sie auf den europäischen Schlachtfeldern für die Tochter der Revolution gegen die deutsche Barbarei kämpfen können. Nach den Kämpfen auf der Westfront zu schließen, scheint man in dieser Hinsicht gute Resultate erzielt zu haben. Schon in Friedenszeiten hatte Frankreich 70000 farbige Soldaten aufzuweisen, zu denen im Kriege noch weitere 80000 hinzukommen. Das sind Ziffern, die wohl die Größe des farbigen Heeres erreichen, das sich England zur Verteidigung seines ganzen indischen Reiches hält. Der Militärbetrieb ist also in Frankreich an Umfang größer als in irgendeinem anderen Lande.

Und glaubt man vielleicht, daß der Zwang zu militärischer Disziplin und absolutem Gehorsam in Frankreich geringer ist als anderswo? Die Rekruten der Fremdenlegion können von dem Geiste im französischen Heere,

Digitized by Google

der alles andere als gemütvoll ist, ein beredtes Zeugnis ablegen. Oder glauben unsere Radikalen, die die Franzosen bewundern, daß es in Frankreich geglückt ist, jenen fatalen Korpsgeist auszurotten, der überall ein so schweres Hindernis für die vollständige Durchführung der Demokratie gewesen ist? Schon allein der Dreyfus-Prozeß ist ein hinreichendes Beispiel für die außerordentliche Kraft dieses Geistes in der französischen Armee, und sogar während des Krieges hat man gehört, wie „père Joffre" mit großer Barschheit die allzu eindringlichen „Inspektionen" der Herren Deputierten abgewiesen hat. Man zitiert oft mit dem nötigen Entsetzen eine Äußerung Kaiser Wilhelms, daß der Rekrut, wenn man es von ihm verlangt, bereit sein muß, auf Vater und Mutter zu schießen, aber man vergißt, daß diese Eventualität in Deutschland nie eingetroffen ist, während in Frankreich das Militär mehr als einmal gegen streikende Arbeiter aufgeboten wurde. Die blutigen Streikkrawalle, die Zola im „Germinal" schildert, sind Bilder aus der Wirklichkeit. Der große Radikale Clémenceau scheute sich zur Erbitterung der Sozialisten nicht, Militär gegen Streiker anzuwenden. Ebensowenig unterließ es übrigens auch die liberale englische Regierung, im Laufe dieses Jahres Truppen gegen die streikenden Transportarbeiter aufzubieten. Die regierende plutokratische Bourgeoisie in der demokratischen Republik versteht in sozialen Fragen keinen Spaß und wendet ohne Zaudern militärische Machtmittel gegen die an, die sich gegen die bestehende wirtschaftliche Ordnung empören.

Man irrt sich endlich ganz und gar, wenn man sich einbildet, daß der militärische Glanz in Frankreich geringer sei als in Deutschland. Etwas so Pomphaftes wie eine große Parade in Longchamp am 14. Juli kann man kaum im preußischen Militärstaat sehen. Der romanische Volkscharakter hat während der dritten Republik nichts vom Staate des Kaiserreiches verfallen lassen. „Le panache" ist bei den Franzosen immer in hohem Kurs gestanden, auf jedem Fall in viel höherem als die égalité. Die Regeln des öffentlichen Zeremoniells, der Rangordnung usw. bei festlichen Gelegenheiten und beim Empfang hochstehender Persönlichkeiten werden noch immer einem berühmten Dekret Napoleons aus dem Jahre 1804 entnommen, und man kann versichert sein, daß die Würdenträger der Republik sich keinerlei kaiserliche Ehrenbezeigungen versagen. Der Besuch eines ephemeren Ministers in einer Provinzstadt, dessen Dienstzeit

Digitized by Google

vielleicht einige Wochen oder Monate dauert, und der kommt, um irgendeine Eisenbahn einzuweihen oder um bei einer landwirtschaftlichen Ausstellung eine Rede zu halten, ist von fast ebenso großem militärischem Pomp und Staat begleitet, wie die Reisen des deutschen Kaisers. Und welch glänzende Militärpracht wird nicht beim Empfange fremder Monarchen oder Gesandten entfaltet! In dieser theatralischen Kunst sind die Franzosen Meister."

Der Geist Deutschlands. „Über das ganze gegenwärtige Deutschland breitet sich ein ausgeprägt männlicher Geist aus. Deutschlands starkes Militärwesen, seine Großindustrie mit Eisen, Kohle, Elektrizität und chemischer Industrie als ihren Großpfeilern, sein junger Welthandel und die überseeische Schiffahrt, der ganze harte Kampf ums Dasein, den die nahezu 70 Millionen Deutschen für ihr Brot kämpfen müssen, und der bittere Klassengegensatz, der hieraus entspringt — mit einem Wort, alle die technischen, militärischen und bureaukratisch-disziplinären Züge, die das neue Deutschland auszeichnen, sind Kraftausstrahlungen des männlichen Pols, und es ist ein sehr bezeichnender Zug, daß z. B. in den niederen Dienstgraden bei der deutschen Post nicht wie bei uns teilweise Frauen angestellt werden, sondern statt dessen ausgediente Unteroffiziere, die mit demselben Lohn wie unsere unverheirateten Postfräuleins eine Familie gründen und versorgen. Auf diese Weise sorgt der deutsche Staat nicht nur für die Zivilanstellung, sondern zugleich auch für die Vermehrung des Volkes."

„Die gefühlvollen Deklamationen über „Weimar" und „Potsdam" muß man mit einem gewissen Lächeln anhören. Diese beiden Dinge waren allerdings einmal voneinander getrennt. Das war im 18. Jahrhundert unter der ersten Glanzzeit Preußens; Friedrich der Große interessierte sich nicht für den germanischen Klassizismus. Aber im Lande Hegels verläuft die geschichtliche Entwicklung dialektisch. These und Antithesis gehen in der höheren Einheit der Synthesis auf. Fichte vereinigte während der Befreiungskriege Weimar und Potsdam in einer Person, und diese Vereinigung ist seitdem das unveräußerliche Erbteil des deutschen Geistes geworden. In ganz ähnlicher Weise erfüllte ein erbitterter Streit zwischen der preußischen Staatsmacht und der preußischen Demokratie das letzte halbe Jahrhundert der deutschen Geschichte. Der 4. August 1914 baute hier die erste Brücke der Versöhnung. An diesem Tage hätten Bismarck und Bebel einander die Hand reichen können."

Digitized by Google

Englische Prisengerichtsbarkeit

Von Prof. Dr. Heinrich Pohl (Greifswald)

Dem Londoner Prisenrichter Sir Samuel Evans ist von seinen Landsleuten wiederholt das Zeugnis ausgestellt worden, daß er es verstehe, die Wirksamkeit der britischen Seegewalt aufrechtzuerhalten und zu stärkrn. Als er unter Abweichung von den Regeln der Londoner Deklaration die Nahrungsmittel-Ladungen mehrerer nach dem neutralen Kopenhagen bestimmter neutraler Ladungen größtenteils für verfallen erklärt hatte, da feierte die „Morning Post" in einem Leitartikel mit Begeisterung diese „Rückkehr zu der gesünderen und geschäftsmäßigeren Anschauung der Vorväter und des Völkerrechts". Es gibt bekanntlich Engländer, denen die Londoner Deklaration und die Haager Abmachungen über Seekriegsrecht nichts als Plunder (rubbish) und eine Verleugnung großer Traditionen sind. In neutralen Blättern findet man weniger Verständnis für die Erzeugnisse Evansscher Rechtsprechungskunst. Sie sind derart überwältigend, daß die Logik und die herzhafte Gesinnungstüchtigkeit dieses Richters es wirklich verdienen, von einem Shakespeare unsterblich gemacht zu werden („Vossische Zeitung" Nr. 5 vom 2. Oktober 1915). Es wird eine wichtige Aufgabe der deutschen Völkerrechtswissenschaft sein, baldigst die Prisenurteile des eifrigen und verständnisvollen Dieners und Vollstreckungsgehilfen britischer Seekriegsrechts-Politik kritisch zu beleuchten und die sich ergebenden Lehren für unsere deutsche Politik in Fragen des Seekriegsrechtes England gegenüber klarzustellen. Nichts dürfte besser geeignet sein, vor einer falschen Wertung seekriegsrechtlicher Vereinbarungen mit England zu bewahren, als die Kenntnis der Leistungen britischer Prisengerichte. Was nicht durch Orders in council oder durch die Praxis der Kriegsschiffskommandanten zum Plunder geworfen wird, das weiß ein echter englischer Prisenrichter mit seinen „gesunden" Anschauungen unschädlich zu machen.

Als besonders bezeichnend für die Art und Weise, wie Sir Samuel Evans „die Wirksamkeit der britischen Seegewalt aufrecht erhält und stärkt", sei hier nur über zwei Prisengerichtsverhandlungen kurz berichtet, in denen er das Haager Abkommen über die Behandlung der feindlichen Kauffahrteischiffe beim Ausbruche der Feindseligkeiten vom 18. Oktober 1907

Digitized by Google

„ausgelegt" und — nicht angewendet hat. Artikel 1 dieses Abkommens sagt: „Befindet sich ein Kauffahrteischiff einer der kriegführenden Mächte beim Ausbruche der Feindseligkeiten in einem feindlichen Hafen, so ist es erwünscht, daß ihm gestattet wird, unverzüglich oder binnen einer ihm zu vergönnenden ausreichenden Frist frei auszulaufen und, mit einem Passierschein versehen, unmittelbar seinen Bestimmungshafen oder einen sonstigen, ihm bezeichneten Hafen aufzusuchen. Das gleiche gilt für ein Schiff, das seinen letzten Abfahrtshafen vor dem Beginne des Krieges verlassen hat und ohne Kenntnis der Feindseligkeiten einen feindlichen Hafen anläuft." Und Artikel 2 bestimmt: „Ein Kauffahrteischiff, das infolge höherer Gewalt den feindlichen Hafen nicht binnen der im vorstehenden Artikel erwähnten Frist hat verlassen können oder dem das Auslaufen nicht gestattet worden ist, darf nicht eingezogen werden. Der Kriegführende darf es nur entweder unter der Verpflichtung, es nach dem Kriege ohne Entschädigung zurückzugeben, mit Beschlag belegen oder gegen Entschädigung für sich anfordern."

Wie „The Times" vom 29. Oktober 1915 berichten, hat Sir Samuel Evans auf Antrag der Krone die Herrn Dr. Krupp von Bohlen und Halbach gehörige Rennjacht „Germania" als gute Prise erklärt. Sie war im Juli 1914 zur Teilnahme an den Regatten in Cowes nach England gekommen und nach Kriegsausbruch am 6. August 1914 beschlagnahmt worden. Evans stellte es als „klar" hin, daß das Haager Abkommen auf eine Rennjacht keine Anwendung finden könne. Denn nach den Eingangsworten sei es lediglich Handelsschiffe zu schützen bestimmt. Der Vertreter des Eigentümers hatte geltend gemacht: da seit 1854 den Kauffahrteischiffen der Kriegführenden eine Auslaufefrist gewährt werde, so hätte a fortiori einem wertvollen Spielzeug wie der „Germania", die doch als Gast zu den Regatten gekommen sei, die Abfahrt gestattet werden müssen. Dieses Vorbringen machte auf Sir Samuel Evans keinen Eindruck: er erklärte die Rennjacht nach allgemeinem Seebeuterecht als gute Prise; er stellte sich, wie Oberlandesgerichtsrat Dr. Nöldeke (Hamburg) in der „Vossischen Zeitung" Nr. 591 vom 19. November 1915 treffend sagte, auf einen rein formalen Standpunkt und beraubte die auf englische Einladung erschienenen Sportfreunde ihres Eigentums. „Gegenüber einem derartigen Vorgehen fehlen jedem anständig denkenden Menschen

Digitized by Google

fast die Worte." Diesem scharfen Urteil Nöldekes über die allen Anstand beiseite setzende britische Raubgier stimme ich durchaus bei. Aber er hätte außerdem darauf hinweisen sollen, daß auch eine Rennjacht ein „Kauffahrteischiff" im Sinne des Prisenrechtes ist. Die von Evans beliebte enge Fassung des Begriffs „Kauffahrteischiff" entspricht nicht nur nicht der völkerrechtlichen Entwicklung — das betont auch Nöldeke —, sie ist vielmehr von den Großmächten während der Londoner Seekriegsrechtskonferenz ausdrücklich abgelehnt worden. Diese Konferenz, welche die seekriegsrechtlichen Arbeiten der zweiten Haager Konferenz fortsetzte, hat sich einstimmig dahin ausgesprochen, daß die Bezeichnung „Kauffahrteischiffe" alle Schiffe mit Ausnahme der Staatsschiffe umfasse. Renault hatte in seinem Generalbericht zur Londoner Deklaration das Wort „Kauffahrteischiffe" gebraucht. Der amerikanische Delegierte Wilson gab darauf der Befürchtung Ausdruck, daß die gewählte Bezeichnung zu verschiedenen Auslegungen Anlaß geben könnte. Es seien zwei Kategorien von Schiffen zu unterscheiden: Staatsschiffe und Privatschiffe. Unter Privatschiffen sei jede Art dieser Schiffe zu verstehen (Handelsschiffe, Privatjachten usw.). Die amerikanische Delegation ersuchte die Konferenz um eine Interpretation des Ausdrucks „Kauffahrteischiffe", und die Konferenz gab sie, wie bereits gesagt, ganz im Sinne der Ausführungen Wilsons. Auch die englische Delegation stimmte ihnen zu. Kennt Sir Samuel Evans diese aus dem Protokoll der Sitzung vom 25. Februar 1909 ersichtliche Tatsache nicht? Er hätte sich mit ihr auseinandersetzen müssen, hat es aber vorgezogen, darüber zu schweigen. Freilich wird man vielleicht zu seiner Rechtfertigung sagen, die Londoner Deklaration sei nicht ratifiziert und die Londoner Konferenz habe mit ihrer Stellungnahme keine Auslegung des VI. Abkommens der Haager Konferenz geben wollen. Doch dieser Einwand ist nicht stichhaltig. Unbestreitbar haben die in London vertretenen Mächte und ihre Bevollmächtigten den unter allseitiger Zustimmung und Billigung zu Protokoll gegebenen Erklärungen eine erhebliche Bedeutung beigemessen, und deshalb kann man mit Recht erwarten, daß solchen Erklärungen in weitestem Maße Rechnung getragen wird. Andernfalls wäre nicht ersichtlich, weshalb die einzelnen Mächte auf die Abgabe solcher Erklärungen so großes Gewicht gelegt haben. Ferner ist zu beachten, daß die sämtlichen Londoner Konferenzstaaten auch auf der Haager Konferenz

Digitized by Google

vertreten waren, und es muß als ausgeschlossen gelten, daß sie einen anderen Begriff „Kauffahrteischiff" für das Seekriegsrecht der Londoner Deklaration als für das Seekriegsrecht der Haager Konventionen aufstellen wollten. Mithin ist auch der formale Standpunkt, von dem aus Sir Samuel Evans zu seinem Spruche kam, unhaltbar.

Seine herzhafte Gesinnungstüchtigkeit bewies der englische Prisenrichter auch in der Verhandlung über das deutsche Schiff „Kronprinzessin Cecilie". Wie der Vertreter der Krone laut „Morning Post" vom 7. Dezember 1915 berichtete, war dieses der Hamburg-Amerika-Linie gehörige Schiff am 25. Juli 1914 von New York abgefahren; am 3. August erfuhr es auf hoher See von dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich, worauf es am 4. August in aller Frühe in den damals noch neutralen Hafen Falmouth einlief. Vormittags kam ein britischer Zollbeamter an Bord und verbot gemäß der ihm vom Festungskommandanten erteilten Weisung dem Kapitän das Wiederverlassen des Hafens. Dieses Verbot wurde im Laufe des Nachmittags angeblich bedingungslos zurückgenommen. Doch traf der Kapitän keine Anstalten, auszulaufen. Abends um 11 Uhr brach der Krieg zwischen dem Deutschen Reiche und England aus, am 5. August vormittags wurde das Schiff beschlagnahmt. Mit der Begründung, daß die „Kronprinzessin Cecilie" offenbar unter die Bestimmungen des VI. Haager Abkommens falle (the „Kronprinzessin Cecilie" apparently came within Article 1 of the Sixth Hague Convention of 1907), beantragte der Vertreter der Krone den Erlaß eines auf Festhaltung, nicht eines auf Einziehung lautenden Spruches. Dieser Antrag ging Sir Samuel Evans nicht weit genug. Er äußerte Zweifel, ob sich „unter den Umständen dieses Krieges ein Deutscher überhaupt auf das Haager Abkommen berufen könne". Und er legte dem Vertreter der Krone nahe, die Einziehung des Schiffes zu beantragen. Denn es sei nicht zu Handelszwecken in den Hafen eingelaufen (in pursuance of her commercial transactions), sondern um der Wegnahme durch französische Kreuzer zu entgehen. Das Haager Abkommen sei aber nicht bestimmt, ein solches Schiff vor der Einziehung zu bewahren. Sir Samuel Evans stützte sich auch hier anscheinend wieder auf die Eingangsworte des VI. Haager Abkommens: „von dem Wunsche erfüllt, den internationalen Handel gegen die Überraschungen des Krieges zu sichern

Digitized by Google

und gewillt, der neueren Übung gemäß soweit wie möglich Handelsunternehmen zu schützen, die vor dem Ausbruche der Feindseligkeiten in gutem Glauben eingegangen und in der Ausführung begriffen sind ..." Der Vertreter der Krone sträubte sich gegen die Stellung eines Antrags auf Einziehung des Schiffes mit dieser Begründung, da doch Deutschland und England noch nicht im Kriege miteinander gewesen seien und gesagt werden könne, daß das Schiff damals durchaus berechtigt gewesen sei, einen neutralen Hafen aufzusuchen. Wenn jetzt eine order for detention ergehe, sei die Krone frei, die Anregung des Prisenrichters in Erwägung zu ziehen und später eine andere für nötig erachtete order zu beantragen. Die Verhandlung wurde schließlich auf Antrag des Vertreters der Eigentümerin des Schiffes vertagt. Somit bleibt abzuwarten, ob es tatsächlich zu einer Einziehung des Schiffes kommen wird. Die von Sir Samuel Evans für diesen Fall zurechtgelegte Begründung ist ganz unhaltbar. Es ist auf der Haager Konferenz bei der Beratung der VI. Konvention sicherlich keinem Bevollmächtigten in den Sinn gekommen, ihre Anwendbarkeit von der Feststellung im einzelnen Fall abhängig zu machen, daß das Schiff ein Handelsschiff ist und zu Handelszwecken den Hafen angelaufen hat. Die vom Kriegsausbruch überraschte Privatschiffahrt soll in Häfen, die plötzlich zu feindlichen Häfen werden, sicher sein; das Abkommen will hier, einer seit dem Krimkriege eingeführten Übung entsprechend, dem Seebeuterecht gewisse Schranken ziehen. Den Eingangsworten der Haager Konvention, die übrigens keinen Rechtssatzcharakter beanspruchen können, wird kein die geschichtliche Entwicklung und den Wortlaut der Artikel des Abkommens unparteiisch prüfender Mensch die von Sir Samuel Evans gewollte Bedeutung beilegen. Wer sich allerdings zur Aufgabe gemacht hat, die volle Ausnutzung der englischen Seegewalt unter allen Umständen sicherzustellen, dem heiligt der Zweck die Mittel. Ein solcher nationaler „heiliger Egoismus", der die Formen des gerichtlichen Verfahrens mißbraucht, bietet ein Schauspiel widerlicher Heuchelei.

Digitized by Google

Notizen

Gustav F. Steffen über den Weltkrieg. Gustav F. Steffen, der bekannte schwedische Soziolog, hat durch zwei bei E. Diederichs in Jena in deutschen Ausgaben erschienene Bücher „Krieg und Kultur" und „Weltkrieg und Imperialismus" (Bände XII und XIII der anregenden und aufklärenden Politischen Bibliothek dieses Verlags) die Erkenntnis der Motive und der treibenden Kräfte gefördert, die zu dem Kriege geführt haben. Er erklärt den Weltkrieg „als Folge des imperialistischen Gedankens". „Imperialismus" ist ihm „ein rein psychisches Faktum". In diesem Weltkriege, der aus Stürmen und Wettern ein neues Weltbild prägt, ist die Verteilung der ringenden Kräfte so ungleich, daß der psychologische Faktor in schärfster Weise vor die sogenannten Realitäten der sich messenden Kräfte tritt. Die Gruppe der Entente weist 68 031 000 Quadratkilometer Landgebiet mit 770 060 000 Einwohnern, also 46% der ganzen trockenen Erdoberfläche und 47% der ganzen Menschheit auf. Auf seiten der Zentralmächte dagegen finden wir nur 5 921 000 Quadratkilometer und 150 199 000 Einwohner, also nur 4% der trockenen Erdoberfläche und 9,1% der ganzen Bevölkerung der Erde. Der Streit der Ententemächte gegen unsere Gruppe ist also, was die sogenannten realen Tatsachen der Staatskräfte betrifft, namentlich die Größen der Landoberfläche und der Kopfmenge, der ungleichste Kampf, den man sich überhaupt als ernsten Kampf noch denken kann." „Die qualitativen, intellektuellen und moralischen Imponderabilien müssen wunderbar ungleich zwischen den beiden Staatengruppen verteilt sein nnd sie müssen in ebenso staunenerregendem Reichtum auf der einen Seite vorhanden sein, wie sie auf der anderen fehlen. Sonst wäre es unfaßbar, daß der Krieg bis heute einen Verlauf nahm, der allen französischen, englischen und russischen Hoffnungen auf baldigen Sieg Hohn gesprochen hat." „Das Studium des modernen Imperialismus und des bisher gewaltigsten kriegerischen Konflikts der Weltgeschichte muß sich auf die psychischen Faktoren, die geistigen Kräfte des Imperialismus und des Krieges konzentrieren, denn sichtlich haben wir hier und nicht auf dem Gebiete der materiellen Massen die im Verlauf des Ringens entscheidenden Tatsachen zu suchen." Die psychologischen Unterschiede in dieser — allen Staaten gemeinsamen — imperialistischen Tendenzen also sind Steffen die Grundlage und die treibenden Kräfte des modernen Staates. Gegenüber Frankreich, das starke afrikanische Interessen mit afrikanischen Kräften verteidige, gegenüber Rußland, das seiner ganzen Artung nach ein asiatischer Staat sei, und gegenüber England, das die Quellen seiner Kraft in Afrika und Asien habe, sei das Deutsche Reich ein wesentlich europäischer Staat, Österreich-Ungarn mit allen seinen Interessen an das europäische Festland geknüpft. Das Deutsche Reich und Österreich-Ungarn erschienen also als die wirklichen Repräsentanten der europäischen Staatsinteressen, und das Motiv, das sie in diesen Krieg führte, sei die Freiheit, der europäischen Völker, der europäischen Wirtschaft, der europäischen Kultur gegenüber Herrschaftstendenzen, die sich im wesentlichen auf asiatische und afrikanische

Digitized by Google

Interessen bezögen, afrikanische und asiatische Kräfte ausnützten und deshalb die wirklichen Interessen des europäischen Kontinents nicht berücksichtigten. „Die Frage der gemeinsamen politischen Angelegenheiten Europas und Asiens muß, meiner Ansicht nach, gegenwärtig vor allem als eine Frage der Errichtung dieser Grenze zwischen dem politischen Asien und dem politischen Europa anzusehen sein. Jedenfalls ist die Frage des Verhältnisses zum moskowitischen Imperium als eine gemeinsame europäische Lebensfrage aufzufassen. Deshalb ist Frankreichs und Englands Bündnis mit Rußland gegen Deutschland und Österreich-Ungarn nicht nur ein Bündnis gegen Deutschland und Österreich-Ungarn, sondern gegen die in unzertrennlicher Weise gemeinsamen Lebensinteressen ganz Europas. Das englisch-französische Zusammengehen mit Rußland in dem Weltkriege 1914/15 ist ein Stück Partikularismus gefährlichster Art für das ganze eigentliche Europa. Die kolonial- und handelsimperialistische Rivalität gegen Deutschland hat bei England und Frankreich die erste Rolle spielen dürfen — vor dem gemeinsamen Interesse, das Europa oder „Westeuropa" daran hat, ein Imperium, dessen geographischer und geistiger Schwerpunkt draußen auf dem endlosen, Europa und Asien gemeinsamen Ebenenlande zwischen Moskau und Irkutsk, zwischen Moskau und Irkutsk, zwischen Moskau und Taschkent liegt, an der weiteren Machterweiterung in das Innere Europas hinein zu verhindern."

Ein Schwede über die Zustände in Deutschland. Ein Mitglied der schwedischen Studienkommission, die von französischer Seite eingeladen war, die Front zu besuchen, Redakteur Niels Christiernsson, hat sich auf seiner Reise auch in Berlin aufgehalten und stellt im „Aftenbladet" vom 26. Dezember v. J. fest, daß alles in Deutschland noch ist, wie es vor einem Jahr war: das Leben, die Stimmung, die Kaufkraft der Bevölkerung und der Wille durchzuhalten bis zum Endsieg. Von einem Mangel an Lebensmitteln könne keine Rede sein. „Die Preise sind zwar hoch, aber keineswegs höher als im neutralen Ausland auch. Was man dagegen nicht mehr findet, sind jene Haßgesänge und verletzenden Ansichtskarten, die einen Neutralen zu Anfang des Krieges wohl einmal verstimmen konnten. Sie sind nicht etwa verboten worden, sondern sind verschwunden, weil das Publikum nicht nach ihnen verlangt. Wie anders dagegen in Frankreich, wo man die schwedische Sprache „abominable" fand, nur weil sie mit der deutschen das Wörtchen „ja" gemeinsam hat."

Wie die Franzosen über die schwedischen Publizisten urteilen. „La Revue hebd." vom 25. 12. befaßt sich mit den Büchern von Hildebrandt, Kjellen, Steffen, Jerte und Larssen sowie mit den ententefeindlichen Zeitungen in Schweden. Die „Revue" kommt zu dem Schluß: „Tendenziöse Machwerke, lügnerische Pamphlete, feindliche Zeitungen bringen es schließlich fertig, die Meinungen in den Ländern, in denen sie erscheinen, zu bearbeiten und gegen die Länder, die sie angreifen, aufzuwiegeln. Deshalb muß man in Frankreich die germanophile Tätigkeit in Schweden nicht mit Verachtung strafen, sondern ihr erhöhte Aufmerksamkeit widmen."

Russische Gewaltherrschaft in Finnland. Unter diesem Titel brachte der „Avanti" jüngst einen Aufsatz, dem wir folgende Einzelheiten entnehmen:

Digitized by Google

„Da Rußland es überdrüssig wurde, dem als Insel der Freiheit mitten im kaiserlichen Despotismus liegenden Finnland seine bewilligten Rechte fernerhin anzuerkennen, griff es, um diesem abnormen Zustande ein Ende zu machen, zu dem bekannten „panrussischen" System. Der Krieg war für die russischen Reaktionäre eine ausgezeichnete Gelegenheit, Ausnahmegesetze in Kraft treten zu lassen. General Steyn, der Gouverneur von Finnland, hat sich dieser Gesetze bedient, um im Lande jede Spur von Freiheit zu vernichten. Kurz nach Kriegsbeginn hat der Zar zu einem Programm, das in Petersburg ausgearbeitet wurde, seine Sanktion gegeben. Die Kommission, die mit der Ausarbeitung desselben betraut wurde, bestand aus den erbittertsten Feinden Finnlands. Wir wollen hier nur einige Paragraphen anführen, deren das Programm 45 enthält. Finnland steht unter russischer Gesetzgebung, erhält eine Gendarmerie und Polizei nach russischem Muster, die Vereins- und Preßfreiheit wird beschränkt, die Schulen treten unter Aufsicht des russischen Unterrichts-Ministeriums. General Steyn, der mit großer Energie als Russifikator auftrat, hat in kurzer Zeit zehn Zeitungen unterdrückt, darunter fünf sozialistische. Andere 24 sind zu Geldstrafen verurteilt, einige Journalisten ins Gefängnis geworfen, zwei — sozialistische — nach Sibirien deportiert worden. Die russische Regierung nimmt keine Rücksicht auf den finnischen Landtag, ändert durch einfache Verfügungen die Verfassung und legt dem Lande neue Steuern auf."

Autonomie Polens unter russischer Oberhoheit. „Avanti" vom 12. schreibt: „In Anbetracht der Willkür, die Rußland der finnländischen Autonomie gegenüber ausübt, kann man sich nicht wundern, daß die Polen die ihnen gemachten Versprechungen mit größtem Mißtrauen geprüft und die Überzeugung gewonnen haben, daß eine lebenskräftige Autonomie unter russischer Oberhoheit für sie unmöglich ist. Die jammervollen Eindrücke von den Vergewaltigungen in Galizien, von den systematischen Verwüstungen aller Gebiete durch die russischen Heere haben zu dieser Überzeugung, von der heute ein jeder durchdrungen ist, viel beigetragen. Es wäre unnütz und sogar gefährlich, den Verbündeten diese Wahrheit zu verbergen, da diese davon unterrichtet sein müssen, daß auch die letzten Parteigänger des russisch-polnischen Vertrages ihre Enttäuschung öffentlich bekennen."

Literatur

Das Problem der Europäisierung orientalischer Wirtschaft. Dargestellt an den Verhältnissen der Sozialwirtschaft von Russisch-Turkestan. Von Reinhard Junge. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. 516 Seiten. Preis brosch. M. 8.—, geb. M. 10.—. Zugleich 1. außerordentliche Veröffentlichung des Archivs für Wirtschaftsforschung im näheren Orient.

Dieses soeben erschienene grundlegende Werk von R. Junge, des Schülers des Bonner Nationalökonomen Prof. Schumacher, das er nach fast fünfjährigem Studium der Öffentlichkeit übergibt, verdient außerordentliche Beachtung; nicht nur weil hier zum ersten Male die wirtschaftlichen Verhältnisse eines in Deutschland so wenig beachteten Landes wie Russisch-

Digitized by Google

Turkestan in erschöpfender, systematischer Weise auf Grund von eigenen Forschungen an Ort und Stelle dargestellt werden, sondern insbesondere deshalb, weil der Verfasser sich zugleich damit die wichtige Aufgabe stellt, einen sozialwirtschaftlichen Typus herauszumeißeln, in dem sich alle Fragen des Zusammenstoßes zweier so entgegengesetzter Wirtschaftsarten, wie der europäischen und orientalischen, praktisch vereinigen; ein Typus, der ein klassisches Musterbeispiel für den Kaufmann, Nationalökonomen und Politiker bildet, die sich künftig mit den jetzt zeitgemäß werdenden Problemen der Modernisierung der sozialwirtschaftlichen Verhältnisse des vorderen Orients zu beschäftigen haben. Ein Musterbeispiel namentlich negativer Natur dafür, wie es der Europäer, insbesondere der Deutsche, im Gegensatz zum Russen und Engländer, im Orient nicht tun soll; daß er nicht einfach europäische Wirtschaftsformen orientalischen Zuständen rücksichtslos aufpfropft und damit nicht nur dem vergewaltigten Land, sondern auf die Dauer sich selbst schadet.

Grundlegend für diese neue Auffassungsweise ist folgender Satz in dem Werke Junges (S. 159): „Die Tatsache, daß im Orient alle Anwendung des schärfsten Verstandes ohne gleichzeitig eine gewisse gefühlsmäßige Beeinflussung nichts nützt, daß man nicht gewohnte europäische Formen einfach übertragen kann, daß *man unter zeitweiligem Selbstverzicht erst das fremde Volk zur interessierten Mitarbeit erziehen muß*, um nicht schließlicher Verständnislosigkeit, Widerständen und alles vernichtender Falschanwendung des Neuen durch die Eingeborenen sich auszusetzen, erfordert für die europäische Wirtschaft ein schwieriges, völliges *Umdenken*."

Was Junge also von der kommenden europäisch-, insbesondere deutsch-orientalischen Wirtschaftspolitik fordert, das ist die Erhaltung der Selbständigkeit und Eigenart des orientalischen Kultur- und Wirtschaftslebens, selbst auf die Möglichkeit hin, daß dadurch gewisse deutsche Wirtschaftskreise in ihrer wirtschaftlichen Betätigung im Orient eingeschränkt werden sollten. Diese Wirtschaftspolitik deckt sich gleichzeitig mit den Zielen der auswärtigen Politik Deutschlands, die nicht einen Imperialismus im Sinne Englands zum Ziele hat, sondern eine Politik der Bundesgenossenschaft, die das Wort Helfferichs zum Leitsatz hat: „Selbständigkeit ist das erste Unterpfand wahrer Freundschaft." Deshalb gibt auch Junge seinem Buche die Widmung auf den Weg: „Den Männern, die orientalische Wirtschaft und Kultur nicht vernichten, sondern neu beleben werden."

So kommt Junge auf Grund turkestanischer Erfahrungen zu folgendem Endergebnis für die theoretisch beste Form der Europäisierung orientalischer Wirtschaft (S. 458 ff.): keine lediglich händlerische Ausbeutung des Orients durch die fremde Wirtschaft, sondern leitendes und belehrendes Eingreifen in alle Einzelpunkte des Wirtschaftslebens. Die europäische Wirtschaft „darf sich im Orient in keinem Zeitpunkte auf das Äußerste beschränken, was ein Augenblicksinteresse gerade erfordert, sondern muß die orientalische Wirtschaft von vornherein sogleich so behandeln wie ein Stück ihrer selbst. Allerdings unter genauester Berücksichtigung der besonderartigen Wirtschaftsbedingungen und organischer, nicht an den großen seitherigen Grundlagen, welche allein das seelische Fundament des Volkes abgeben können, unnötig rüttelnder Weiterentwicklung. Sie

Digitized by Google

muß herabsteigen zu der anderen Wirtschaft." Auf Grund dieses Grundgedankens kommt dann der Verfasser zu Leitsätzen für die einzuschlagende Kredit-, Verkehrs-, Agrar- und Handelspolitik im Innern des Landes wie im Verkehr mit den fremden Staaten.

Ein besonderer Vorzug des Buches ist auch die reiche und gründliche Literaturangabe zu den einzelnen Kapiteln, die in der von Junge demnächst herausgegebenen Vierteljahrszeitschrift „Archiv für Wirtschaftsforschung im Näheren Orient" (Verlag Kiepenheuer, Weimar), die eine Sammelstelle für alle orientalische Wirtschaftsfragen darstellen soll, durch eine fortlaufende Bibliographie in erschöpfender und systematischer Weise ergänzt und ausgebaut werden wird.

Dr. rer. pol. Carl Anton Schaefer

Major E. R. Prigge, Adjutant des Marschalls Liman von Sanders, Der Kampf um die Dardanellen. Mit einem Vorwort von E. Jäckh. Nebst Karten und Bildern. (Deutsche Orientbücherei. Bd. 13.) G. Kiepenheuer, Weimar. Geb. M. 3.—.

Wir wissen längst, daß nicht mangelnde Angriffslust oder strategische Unfähigkeit, sondern nur empfindliche, erst allmählich ausfüllbare Lücken in der materiellen Kriegsrüstung die tapferen osmanischen Truppen bisher in die Verteidigungsstellung gedrängt haben. Seit der Öffnung des Weges nach Konstantinopel sind alle Befürchtungen, welche die artilleristische Überlegenheit der englisch-französischen Flotte zeitweilig erregt hat, gegenstandslos geworden. Großes, heute kaum Abschätzbares hat der Dardanellenschutz im ersten Kriegsjahre geleistet, und der ungeschmälerte Zoll unseres Dankes und unserer Bewunderung gebührt den türkischen Soldaten, die, allen äußeren Hemmungen zum Trotz, an den Meerengen treue Wacht gehalten und jeden Ansturm eines vorzüglich gerüsteten, kampfgewohnten Gegners siegreich abgeschlagen haben.

Hell leuchtet für alle Zeiten der Name des genialen Dardanellenverteidigers, des Marschalls Liman von Sanders, den wir mit gerechtem Stolze zu den Unsern zählen dürfen. Von der Tätigkeit dieses ausgezeichneten Feldherrn und seiner erprobten Unterführer gibt einprägsamen Bericht das eben erschienene, hübsch illustrierte Kriegstagebuch des Majors Prigge, des einzigen Offiziers, der in der Umgebung des Marschalls die Kämpfe von Anfang an bis heute mitgemacht hat. Nach einer topographischen Schilderung des Kriegsgebietes werden zunächst die Ereignisse von der Feindseligkeiten bis zur Übernahme des Dardanellenkommandos durch den Marschall (25. März 1915) und sodann eingehend die verschiedenen Landungen der englisch-französischen Truppen und die heldenmütige Abwehr ihres weiteren Vordringens durch die V. türkische Armee bis zum Ende des ersten Kriegsjahres behandelt. Die streng sachliche, von billigem Phrasenschmuck freie Vorstellung besitzt hervorragenden dokumentarischen Wert und wird jedem, der sich über den bisherigen Verlauf der Dardanellenkämpfe im Zusammenhang unterrichten will, die besten Dienste leisten. Möge das neue Jahr uns von Marschall Liman und seinen Tapferen viel neue gute Kunde bringen.

Dr. W. St.

Nordische Märchen. Man kennt die Seele eines Volkes, zumal eines germanischen, nicht ohne seine Märchen, in deren anspruchsloser Natürlichkeit seine Art so treulich spiegelt wie nur noch im Volks-

Digitized by Google

lied. Als der Verleger E. Diederichs in Jena nach großem, umfassenden Plan die Märchen der Weltliteratur zu sammeln anfing, schuf er wie ein menschlich so auch politisch wertvolles Werk. Das wurde jetzt wieder an den beiden letzten Bänden der Sammlung deutlich, in denen die Märchen von Dänemark, Schweden und Norwegen beisammenstehen. In ihnen leben noch ungebrochen das alte Heidentum, das aus dem Glauben an die alten Götter und Geister und aus dem heimischen Boden seine Nahrung zieht, die Sehnsucht nach dem Meer und der Weite; der Trotz und der Tatendrang der alten Wikinger. Zwei Brüder z. B. ziehen einmal aus, um sich in der Welt umzutun. Den Jüngsten aber wollten sie nicht mithaben, weil er immer hinter dem Ofen sitzt und Kienspäne schnitzt. Ehrlichkeit und Gewissenhaftigkeit sind die Grundzüge des Handelns, durch die die Helden dieser Märchen Unheil von sich abwehren und ihr Glück finden. Aber auch jene Verhängtheit findet sich in dem Buche, die nordischem Wesen und nordischer Dichtung eigentümlich geblieben ist, so in dem Märchen von jener Prinzessin, die ihren ausziehenden Vater bittet, ihr „Sorge und Leid" mitzubringen, oder die Farbigkeit eines Wunschlandes, das reich und gütig spendet, was dem eigenen Boden schwer kärglich sich abringen läßt. Dr. K. A.

Johann Gottlob Nathusius, Ein Pionier deutscher Industrie. Von Elsbeth von Nathusius (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, geh. M. 5.—, geb. M. 6.50.

Die stille, zähe, von Energie erfüllte Art deutschen Schaffens, die Sehnsucht des Deutschen nach geistigem Wachsen, auch wo er praktische Ziele als Lebensaufgabe verfolgt, erhellt am deutlichsten aus typischen Vertretern des Deutschtums: aus dem Leben und Schaffen von Dichtern und Denkern, aber auch aus dem stillen Wirken von Männern der Tat, von Technikern und Ingenieuren, Industriellen und Kaufleuten, die zu ihrem Teil mithalfen, deutschem Namen und Können Achtung in der Welt zu verschaffen. Das Lebenswerk Krupps hat für das Deutschland des 19. Jahrhunderts nicht weniger typische Geltung als das eines der Träger des Geistes dieser Zeit, an dessen Gestaltung ja auch er, der Mann der praktischen Arbeit, Anteil hat. In bescheidenerem, aber nicht geringere Achtung gebietendem Ausmaß gilt das auch für das Lebenswerk eines Mannes, in dessen bescheidener, inhaltsreicher Lebensgeschichte die Wende vom 18. ins 19. Jahrhundert mit ihrer Befangenheit in der Idealität, aber auch der bureaukratischen Enge des 18. und dem in die Welt strebenden, alte Fesseln sprengenden Tatendrang des 19. Jahrhunderts sich spiegelt, der Lebensgeschichte des J. G. Nathusius, die eine seiner Nachkommen aus alten Papieren der Familie sich und dem Haus zur Erinnerung, der Jugend zur Nachahmung, dem Deutschtum zur Ehre, unaufdringlich und bescheiden geschildert hat. N. beginnt als Laufbursche in einem Kaufmannshause und endet nach einem Schaffen unter den ungünstigsten Verhältnissen auf zwei Gütern, in deren landwirtschaftlichem Betriebe er Brauereien und Fabriken aller Art einbaute, in einem Leben, in dessen Betriebsamkeit die Bekanntschaft mit Gelehrten und ein ruhiges reines Familienleben als geistige Mittelpunkte stehen.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Prof. Dr. Karl Hönn, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 30a. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Diersch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 21. Januar 1916 * Heft 4

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh, Paul Rohrbach und Philipp Stein

China auf dem Rückwege zur Monarchie

Von O. Franke

Nach einem Bestehen von weniger als vier Jahren erscheint die chinesische Republik zum Abgange reif zu sein und die altüberkommene monarchische Staatsform wieder ihren Platz einzunehmen. Der Vorgang hat nichts Überraschendes für jemand, der das chinesische Kultur-System und die Geschichte des danach geformten Staatswesens überdenkt. Ein Gewächs fremder Herkunft, in einen Boden und ein Klima verpflanzt, die ihm nicht zuträglich waren, konnte die Republik keine neuen Wurzeltriebe hervorbringen: sie siechte dahin fast von dem Tage an, da sie begründet ward, verdorrte und führte während des letzten Jahres nur noch das Scheindasein einer abgestorbenen Pflanze. Überblicken wir noch einmal ihre kurze Geschichte.

Im Oktober 1911 brach nach langer Gärung im Yangtse-Gebiet der Aufstand aus, der, von mittel- und südchinesischem Geiste getragen, sich zunächst nur gegen die nordische Dynastie der Mandschus, nicht gegen die monarchische Staatsform überhaupt richtete. Erst nachträglich gewannen in der Bewegung die Elemente die Oberhand, die dem eigenen Volkstum fremd, lediglich die Ergebnisse ausländischer, vornehmlich amerikanischer Beeinflussung waren, und die in der Republik, wie im politischen Radikalismus die am höchsten entwickelte Kulturform sahen. Es waren meist jugendlich unreife Persönlichkeiten, die als „Studenten" in Amerika und England oder in anglo-amerikanischen Schulen Chinas ihre „moderne Bildung" erhalten, in gewissen politisierenden Kreisen Japans aber ihren fanatischen Haß gegen die „fremden Unterdrücker"

Digitized by Google

des „geknechteten chinesischen Volkes" aufgenommen hatten. Der bekannteste Vertreter dieses völlig unchinesischen, amerikanisierten Radikalismus war der aus Honolulu stammende Süd-Chinese Sun Yi-sien (kantonesisch Sun Yat-sen). Je mehr der Anhang dieses Mannes die Führung an sich brachte, um so zügelloser wurde die Bewegung, bis sie schließlich zum wilden Umsturz des gesamten Staatswesens ausartete. Der verängstigte, in sich uneinige Hof in Peking wußte in seiner Hilflosigkeit keinen anderen Rat, als den Mann herbeizurufen, von dem allein er noch Rettung erhoffte, den in Ungnade entlassenen ehemaligen Günstling Li Hungtschangs und der Kaiserin-Regentin, Yuan Schi-k'ai. Am 14. Oktober wurde er zum Oberbefehlshaber der gesamten Truppenmacht ernannt, und von diesem Augenblicke an gruppiert sich die ganze Geschichte Chinas um diesen Mann als Mittelpunkt. Es wäre Yuan Schi-k'ai ein leichtes gewesen, selbst ohne die erbetene finanzielle Unterstützung des Auslandes durch eine Anleihe, die von den fremden Banken in einer bei ihnen nicht mehr überraschenden Verkennung der politischen Lage verweigert wurde, den Aufstand ganz und für immer niederzuschlagen, wenn er gewollt hätte. Aber der herbeigerufene Schützer des Thrones verzichtete von vornherein auf jedes gewaltsame Mittel, statt dessen fing er an, mit den Aufrührern zu verhandeln und sich mehr und mehr als Vermittler zwischen zwei streitenden Parteien zu betätigen. Ob dieses Verfahren seinen Grund in einer falschen Einschätzung der inneren Kraft des Aufstandes hatte, oder in einer gewissen sentimentalen Entschlußlosigkeit, wie man sie bei Chinesen oft beobachten kann, oder aber ob es nur der erste Teil eines groß angelegten politischen Planes war, das mit Sicherheit zu entscheiden, sind wir heute kaum schon in der Lage; für gewisse Vermutungen sind allerdings jetzt, nach Verlauf von über 4 Jahren, doch einige Grundlagen vorhanden. Die Beantwortung der Frage ist entscheidend für die Beurteilung nicht nur der Persönlichkeit Yuan Schi-k'ais, sondern der ganzen weiteren Entwicklung bis auf diesen Tag.

Die Schwäche der Regierung, die sich wie ein schutzloses Weib dem einen Manne anvertraut hatte, und das tatenlose Zaudern dieses Mannes bewirkten, daß der Aufstand lawinenartig anschwoll; ganze Provinzen und Provinzgruppen fielen der neuen Heilslehre zu, und die Forderungen ihrer Verkünder wurden immer herrischer, immer radikaler, immer über-

Digitized by Google

spannter. Am 28. Dezember war die Dynastie so weit, daß sie in einem Edikt das Fortbestehen ihrer selbst und der kaiserlichen Souveränität abhängig machte von dem Beschlusse einer einzuberufenden Nationalversammlung. Aber selbst die Bewilligung dieser Gnadenfrist wurde alsbald wieder zurückgezogen, und schon am 12. Februar 1912 erschien das förmliche Abdankungs-Edikt der seit 1644 regierenden mandschurischen Dynastie. Dieses Schriftstück stellt nicht bloß für das abendländische politische Denken, sondern auch im Rahmen der an ungewöhnlichem so reichen chinesischen Geschichte eine Ungeheuerlichkeit ohne Vorgang dar. Der Kaiser zieht sich danach von den Staatsgeschäften zurück, weil „der größere Teil des Volkes nach einer Republik verlangt", und Yuan Schi-kai wird beauftragt, die republikanische Regierung einzurichten. Das Edikt trägt ganz den Stempel des berufsmäßigen Vermittlers: es ist der von Yuan Schi-kai zurecht gebraute Ausgleich zwischen den Empfindungen der kaiserlichen Familie und den Forderungen der revolutionären Führer. Ob dabei auch die Absicht mitgewirkt hat, in den breiten Schichten des Volkes, das wesentlich anders empfand als jene Führer, die Gewissensbedenken zu beseitigen und der neuen Regierungsform den Schein der Gesetzmäßigkeit zu verleihen, wird der spätere Geschichtschreiber zu untersuchen haben. Jedenfalls ist mit dem Ausdruck „Volk" und „Volkswillen" kaum jemals so viel Unfug getrieben worden, wie während dieser Vorgänge in China, und wenn dem Edikt vom 28. Dezember 1911 zufolge ein Mann wie Wu T'ing-fang, ein in Hongkong aufgewachsener, in England und Amerika erzogener Süd-Chinese, der die englische Sprache weit besser beherrscht als die chinesische, sich anmaßt, „als Vertreter des Volkes" zu erklären, daß „der Wille des Volkes ausschließlich auf ein republikanisches Regierungs-System gerichtet sei", so mag das amerikanischen Gewohnheiten entsprechen, aber mit der Wahrheit hat es so wenig zu tun wie mit chinesischen Kulturbegriffen. In der Tat verfügte die chinesische Sprache nicht einmal über ein Wort für „Republik", und nachdem ein früher zur Bezeichnung ausländischer Republiken künstlich geschaffener Ausdruck wieder fallen gelassen war, griff man in die gelehrte Geschichte der Tschou-Dynastie, entnahm ihr eine dem 9. Jahrh. v. Chr. angehörende Bezeichnung für die in Abwesenheit des Kaisers von den Ministern geführte Regierung und benannte danach das neue kaiser-

Digitized by Google

lose Gebilde. Aber der Begriff selbst wurde damit dem Volke um nichts verständlicher: das gesamte Kulturleben in China ruht heute genau so, wie vor zweitausend Jahren auf dem konfuzianischen System, und in diesem bildet das Verhältnis von Fürst und Untertan, die Stellung des vom Himmel gewollten und ihm verantwortlichen Fürsten als Leiter und Führer des Volkes das Mittelstück, das keine Spitzfindigkeit „modern geschulter" Chinesen, keine Verwässerung anglo-amerikanischer Ausleger hinweg erklären kann. Es war daher nur folgerichtig, wenn die südchinesische republikanische Regierung in Nanking kurz entschlossen den ganzen Konfuzianismus als mit der neuen „Volks-Souveränität" unvereinbar aus dem Staatswesen entfernen und als altertümliches Erinnerungsstück in die Museen und Akademien verweisen wollte. Der Erfolg dieser mit Blindheit geschlagenen Staatskunst war freilich, daß der Unmut über solchen Frevel wie ein Sturm durch das Land ging, und Alt- wie Neugesinnte sich zum Schutze der eigenen Kultur zusammenschlossen. Heute steht der Konfuzianismus so fest wie je zuvor.

So war also der Boden beschaffen, auf dem die Republik amerikanischer Herkunft entstand, oder vielmehr von einer Schar irregeleiteter Theoretiker unter Benutzung einer weit verbreiteten Unzufriedenheit mit den Mißständen im Lande gewaltsam errichtet wurde. Daß dieses fremde Gebilde nicht von Dauer sein, sondern nur als eine Episode, und zwar als eine völlig abwegige Episode, in der organischen Umbildung oder Weiterbildung des stehengebliebenen chinesischen Staatswesens angesehen werden konnte, das ist nicht bloß von allen einheimischen Beurteilern sofort erkannt worden, soweit sie eigene Erfahrung in Politik und Verwaltung besaßen, sich den Blick nicht durch doktrinäre fremde Gedankengänge und Schlagworte hatten trüben lassen und nicht persönlichen Ehrgeiz oder schlimmeres auf Kosten besserer Einsicht befriedigen wollten, sondern auch die meisten ausländischen ernst zu nehmenden Kenner chinesischer Geschichte und chinesischen Volkstums haben darüber niemals einen Zweifel gehabt. Ist es unter solchen Umständen möglich, daß ein Mann wie Yuan Schi-kai, der zwar der literarischen Bildung ermangelt, der aber seit mehr als zwanzig Jahren im höheren Staatsdienst tätig gewesen war, als Diplomat und Verwaltungsbeamter auf schwierigen Posten tüchtiges geleistet und mehr als einmal gezeigt hatte, — man braucht

Digitized by Google

nur an die Rolle zu erinnern, die er bei dem Staatsstreich von 1898 und dann während der „Boxer"-Unruhen in Schantung gespielt hat — daß er politische Kräfteverteilungen richtig einzuschätzen verstand, ein Mann, der bei seinen Landsleuten den Ruf genießt, ein vorzüglicher Menschenkenner zu sein, und der überreiche Gelegenheit gehabt hat, die Empfindungen und Auffassungen der breiten gebildeten Schichten seines Volkes zu beobachten: sollte es möglich sein, daß dieser Mann sich über die Aussichten und das schließliche Schicksal einer Republik auf chinesischem Boden hätte Täuschungen hingeben können? Eine solche Annahme ist schlechterdings ausgeschlossen, und auch diese Tatsache wird man bei der Beurteilung von Yuan Schi-kais Politik in Betracht zu ziehen haben.

Die Schwierigkeiten, die sich vor dem durch kaiserlichen Befehl ernannten „Organisator der Republik" am 12. Februar 1912 auftürmten, hätten einen klarblickenden Staatsmann wohl hoffnungslos stimmen können, aber sie waren gerade von der Art, daß sie Yuan Schi-kais ausgesprochenem Talente zum vermitteln, überreden, ausgleichen ein unermeßliches Tätigkeitsfeld darboten. Schon seit Dezember 1911 hatte sich in Nanking eine neue Regierung gebildet, die am 5. Januar 1912 durch ein feierliches Manifest die Republik mit Sun Yi-sien als Präsidenten ausgerufen hatte. Mit diesem Erzeugnis des südchinesischen Radikalismus hatte Yuan sich abzufinden. Dabei aber drohte die große Gefahr, daß der uralte Gegensatz zwischen dem Norden und dem ihm wesensfremden Süden, der vielleicht das bedeutungschwerste Moment in der chinesischen Geschichte darstellt, und der während des letzten Zeitraumes nur durch die zusammenschließende Kraft des konfuzianischen Dogmas notdürftig verdeckt worden war, nunmehr wieder wirksam werden und eine Zerreißung des Reiches herbeiführen könnte. Dann würden, wie so oft schon in der Vergangenheit bis zum 13. Jahrhundert, wieder mehrere Staaten auf chinesischem Boden entstehen, und die Folgen davon kann man ahnen, wenn man einen Blick auf die Politik der fremden Mächte in Ostasien wirft. Auch das Edikt vom 12. Februar wies auf diese Gefahr hin und begründete mit ihr in erster Linie den Beschluß des Rücktritts der Dynastie. Sun Yi-sien und sein Anhang lehnten den kaiserlichen Gefolgsmann und „Organisator" Yuan Schi-k'ai zunächst rundweg ab; sie woll-

Digitized by Google

ten, daß Nanking die Hauptstadt des Reiches würde, und entboten den nordischen Staatsmann zu weiteren Verhandlungen dorthin. Yuan erwies durch eine Reihe geschickter Manöver sehr bald seine Überlegenheit über die von Machthunger und Größenwahn verblendeten kantonesischen Bilderstürmer. Ohne Gewalttätigkeiten gegen sie selbst wußte er ihnen die Macht zu entwinden: Sun Yi-sien, offenbar in den Glauben gewiegt, daß er als einflußreiche, aber unverantwortliche Persönlichkeit in dem neuen Staate ein angenehmeres und einträglicheres Leben führen würde, als wenn ihn die Bürde der Präsidentschaft mit ihren ungeheuren Schwierigkeiten drückte, trat von seinem Amte zurück, der „Staatsrat" von Nanking wählte Yuan Schi-k'ai zum Präsidenten der Republik, und am 10. März wurde ihm in Peking feierlich das neue Staatssiegel überreicht. Yuan hielt den Machttitel unbestritten in der Hand, die Einheit des Reiches war gerettet, alles weitere mußte die Zeit lösen.

Alles, was nunmehr während der folgenden Zeit zum Umbau und zur Festigung des kaiserlosen Staates geschah, war im Grunde nichts anderes als ein ständiges Verhandeln, Abfinden, Ringen mit der südchinesischen Kamarilla um Sun Yi-sien und seine Genossen. Man mag über Yuan Schi-k'ais staatsmännische Fähigkeiten denken, wie man will, in diesem jahrelangen zähen Kampfe um die Macht, der erst mit den zarten Mitteln der Schmeichelei, dann, als die Lage sicherer wurde, mit kluger Festigkeit und schließlich mit eiserner Faust geführt werden mußte, hat der „Präsident" sich als meisterhafter Stratege gezeigt. Schritt für Schritt, vorsichtig tastend zuerst, dann immer zuversichtlicher auftretend, ist er seinen Weg gegangen seinem Ziele entgegen, das nur er allein kannte, und das auch wir heute nur nach persönlichen Eindrücken vermuten können. Yuans Aufgabe war, die südchinesische Revolutions-Partei, die den Umsturz bewirkt hatte und nun die führende Stellung beanspruchte, allmählich matt zu setzen, einen Riß aber zwischen Norden und Süden zu verhindern, die Stimmung im Reiche für sich zu gewinnen, die nötigen Machtmittel zu schaffen, um mit dem republikanischen Unfug aufzuräumen, von dessen Unhaltbarkeit er, wie schon erwähnt wurde, unzweifelhaft von Anfang an überzeugt gewesen sein muß, und so die Stellung des Staatsoberhauptes immer fester, seine Befugnisse immer umfassender zu gestalten. Zu statten kam ihm dabei außer dem vorhin

Digitized by Google

bezeichneten Kultur-Fundamente die immer deutlicher werdende Tatsache, daß sich unter seinen Widersachern und Mitbewerbern nicht einer befand, dessen politisches Verständnis über den kümmerlichsten Durchschnitt hinausgeragt hätte, von praktischer Erfahrung ganz zu schweigen. Getrieben von Eitelkeit und Selbstüberschätzung, berauscht von ihren augenblicklichen Erfolgen, maßlos in ihren Zielen, aber verworren in ihren Bestrebungen, hatten diese zum Teil noch im Jünglingsalter stehenden Amateur-Befreier wohl verstanden, den Fanatismus der seit langem gequälten Bevölkerung aufzuwühlen, aber eine Besserung ihrer Lage herbeizuführen vermochten sie nicht; zerstört hatten sie gründlich, aber zum Aufbauen waren sie unfähig, die reichen Einkünfte lockten mehr als die ernste Arbeit. Das gilt in besonders hohem Maße von ihrem Oberhaupte Sun Yi-sien. Man könnte diesen Menschen als einen politischen Narren bezeichnen, wenn dabei nicht seine sittliche Minderwertigkeit außer Betracht gelassen würde. Er hat mehr als einmal den Beweis geliefert, daß er für jeden, auch den gefährlichsten Feind seines Vaterlandes käuflich war, sobald ihm ein entsprechender Preis geboten wurde, und es ist bezeichnend für die immer noch betrübend geringe Kenntnis ostasiatischer Dinge in Europa, daß man diesen Mann hier nicht bloß ernst genommen, sondern sogar laut gepriesen hat. Der Einfluß, den Sun Yi-sien und sein Anhang in der chinesischen Bevölkerung hatten, schwand rasch dahin, und man hätte es getrost der Zeit überlassen können, die völlige Bedeutungslosigkeit dieser Persönlichkeiten herbeizuführen, wenn nicht, wie immer seit den ersten Umtrieben der Reformatoren nach dem Kriege von 1894/95, so auch jetzt wieder Japan den revolutionären Wühlereien einen Rückhalt geboten hätte. Ob und inwieweit die japanische Regierung selbst diesen Rückhalt verstärkt hat, läßt sich bei der Verschleierung aller dortigen Vorgänge schwer entscheiden: gewußt hat die Regierung um die Anschläge des kantonesischen Radikalismus und entgegengetreten ist sie ihnen nie. Hier war eine Hauptquelle der Gefahren für Yuan Schi-kai, und die Gegnerschaft des amtlichen wie nichtamtlichen Japan gegen seine Wirksamkeit hat ihn vielleicht mehr als alles andere gehemmt, bis schließlich durch ihre Überspannung das Gegenteil des gewollten Zweckes, eine rasche Förderung seiner Macht, herbeigeführt worden ist.

Es ist nicht unsere Aufgabe, im einzelnen zu schildern, wie Yuan Schi-

Digitized by Google

Kai sich allmählich mit den Schwierigkeiten und Gefahren abgefunden hat, die in der südchinesischen Herkunft der Republik begründet waren, ohne die Einheit des Reiches aufs Spiel zu setzen, so kennzeichnend für chinesische politische Methoden eine solche Schilderung auch sein würde. Wir können hier nur die einzelnen Stufen angeben, auf denen er mit unermüdlicher Geduld emporstieg zu dem Ziele, das er erreichen mußte, wenn die politische Selbständigkeit des Chinesentums überhaupt gerettet werden sollte. Das erste, was geschehen mußte, war, dem neuen Staate nach dem chaotischen Durcheinander durch eine arbeitsfähige Regierung eine Daseinsmöglichkeit zu verschaffen, und diese Aufgabe gelang erst nach monatelangen Bemühungen in notdürftiger Weise, indem ein lückenhaftes Ministerium aus Beamten der Monarchie gebildet, und den zornigen Schreiern in Nanking wenigstens vorläufiges Schweigen abgekauft wurde. Die am 15. März 1912 veröffentlichte, noch in Nanking entworfene „vorläufige Verfassung" ist in der Folgezeit papierne Theorie geblieben; bis zur Endgültigkeit hat sie sich trotz mehrfacher starker Einschränkungen niemals entwickelt. Im Januar 1913 sollte das als die Quelle aller staatlichen Glückseligkeit gepriesene Parlament gewählt werden: die Wahlen, von deren Bedeutung selbst in dem „aufgeklärten" Kanton kaum eine dunkle Vorstellung zu entdecken war, bildeten — den leitenden Männern in Peking sicherlich nicht zur Überraschung — eine derartige Komödie, daß die Aufführung vielenorts, sofern sie überhaupt stattfinden konnte, vorzeitig abgebrochen werden mußte. Das so zustande gekommene „Parlament" entwickelte sich als eine in Reden und Theorien schwelgende Versammlung, deren einziger Wert darin bestand, dem Lande den Beweis zu liefern, daß dieses Ausrüstungstück der Republik in China jedenfalls noch nicht in brauchbarer Form zu beschaffen war. Inzwischen war in Kanton die zwar immer kleiner, aber immer lauter werdende Schar um Sun Yi-sien zu neuen lärmenden Kundgebungen gegen die diktatorischen Neigungen Yuans übergegangen, und in den Provinzen Kiangsi und Kiangsu mit Nanking als Mittelpunkt gelang es ihnen, offenbar mit japanischer Hilfe, auch die Truppen gegen die Regierung in Peking aufzubringen, wenigstens haben japanische Offiziere dort teilweise die Führung gehabt. Eine Proklamation verkündete dem Volke, daß Yuan Schi-kai kein verfassungsmäßiger Präsident, sondern ein Diktator sei und offen-

Digitized by Google

sichtlich eine neue monarchische Dynastie gründen wolle. Sun Yi-sien selbst richtete ein Schreiben an den Präsidenten, in dem er ihn zu sofortigem Rücktritt aufforderte. Am 17. Juli 1913 brach die zweite Revolution am Yangtse aus. Aber der erwartete Zustrom aus den Provinzen versagte diesmal völlig. Die Bevölkerung aller Schichten hatte weit stärkeres Verlangen nach Ordnung und Ruhe, als nach einer Erprobung der politischen Weisheit Sun Yi-siens, und dieser Umstand, sowie die Anhänglichkeit der meisten Provinzial-Truppen an Yuan Schi-k'ai, der von je her seinen Einfluß auf gut bezahlte und gut gehaltene Truppen gestützt hatte, führten ein sehr rasches Ende der Bewegung herbei. Am 27. August besetzten Yuans Regimenter Nanking, damit war die Revolution endgültig niedergeschlagen. Sun Yi-sien und seine Getreuen entflohen nach Japan, von wo sie ihre Ränke, so gut oder so schlecht wie es ging, weiter zu spinnen versuchten.

Die Revolution hatte die Lage für Yuan unzweifelhaft erleichtert. Das ständige Feilschen mit dem Süden hatte nunmehr ein Ende, die Stimmung im Reiche bis nach Kuangtung hinunter war zum größten Teile für ihn, in allen großen Provinzialstädten konnte sich seine Macht auf ihm ergebene Truppen stützen, die Gouverneure waren seine Anhänger oder wurden es mehr und mehr. In einer Proklamation hatte er sich als Verteidiger des verfassungsmäßigen republikanischen Staates gegenüber dem Umsturz bezeichnet, in einer späteren kündigte er die Notwendigkeit einer strafferen Regierung an. Das neue Kabinett, das nach der Revolution gebildet wurde, bestand zum größten Teile aus Männern der alten Schule, auf der anderen Seite aber gehörte ihm auch im Interesse des Ausgleichs mit dem vernünftigen Fortschritt der seit 1898 berühmt gewordene, bis 1911 verfehmt gewesene Reformator Liang Ki-tsch'ao an. Es besagt sehr viel für Yuans oft gerühmte Überredungskunst, daß es ihm gelang, diesen ihm seit dem „Verrat" von 1898 tödlich verfeindeten Mann wenigstens äußerlich zu versöhnen. Die Tage des „Parlaments" waren gezählt; bevor es aber verschwand, mußte es noch als Werkzeug zur Festigung der gesetzlichen Stellung des Präsidenten dienen. Nach sachgemäßer Vorbereitung und Überwindung nicht unbedenklicher Widerstände, schließlich mit Hilfe eines sanften Druckes durch reichliche militärische „Parlaments-Wachen" wurde die „National-Versammlung" am 6. Oktober 1913 veran-

Digitized by Google

laßt, den seit dem 10. März 1912 noch immer „vorläufigen" Präsidenten zum endgiltigen zu „wählen", und zwar zunächst für einen Zeitraum von fünf Jahren. Der nicht ganz unberechtigte Hinweis darauf, daß man doch zunächst erst eine endgültige Verfassung haben müsse, wurde rasch zum Schweigen gebracht. Unmittelbar danach, noch an demselben Tage, erfolgte die formelle Anerkennung der Republik durch die fremden Mächte, nachdem Amerika, Mexiko, Peru und Kuba die ihrige bereits im Mai 1913 ausgesprochen hatten. Bei den nun folgenden Verhandlungen über die Verfassung ließ Yuan keinen Zweifel darüber, daß er für den Präsidenten die sämtlichen Befugnisse eines zwar konstitutionellen, aber an keine parlamentarische Mehrheit gebundenen Monarchen in Anspruch nahm: unbeschränktes Recht der Minister-Ernennung, der internationalen Vertragschließung, der Kriegs-Erklärung usw. Da eine beträchtliche Zahl der Abgeordneten, wenn nicht gar die absolute Majorität, aus Anhängern der Republik in südchinesischer Aufmachung bestand, so würde der Widerstand gegen eine solche Verfassung unüberwindlich gewesen sein, hätte die Revolution für Yuan Schi-kai nicht die Hände frei zum Handeln gemacht. Wegen ihrer „Verbindung mit den Rebellen," sowie wegen ihrer Bestrebungen, einen süd- und einen nordchinesischen Staat zu bilden, wurden durch Edikt vom 4. November die Mitglieder der Kuo ming tang, d. h. eben jener südchinesischen Partei, ihrer Mandate für verlustig erklärt. Durch den Ausschluß dieser Abgeordneten verlor das Parlament seine Beschlußfähigkeit und wurde deshalb kurze Zeit danach auf dringendes Verlangen der Generale in den Provinzen aufgelöst. Die Republik war tot, noch ehe sie angefangen hatte zu leben, der Präsident war zum Diktator geworden. An die Stelle des Parlamentes trat eine Art Staatsrat, das jetzt oft genannte Ts'an tschêng yuan („Beratungshof der Regierung"), der aus etwa siebzig vom Präsidenten ernannten Mitgliedern besteht und vor allem die neue Verfassung ausarbeiten soll. (Wegen dieser Aufgabe führt er auch den Namen seines wichtigsten Ausschusses, Li fa yuan, d. h. „Ausschuß zur Schaffung der Gesetze".)

Wie die Dinge sich von nun ab weiter entwickelten, konnte der Schluß nicht mehr überraschen. An Versuchen der Südchinesen, den natürlichen Gang der Entwicklung aufzuhalten, hat es nicht gefehlt, insbesondere hat Sun Yi-sien sowohl die japanische, wie auch anscheinend sogar die fran-

Digitized by Google

zösische Regierung von Indo-China zu veranlassen gesucht, in China zugunsten eines unabhängigen Süd-China einzugreifen, aber in China selbst haben diese hochverräterischen Bestrebungen jeden Boden verloren, und schon i. J. 1913 wußten Zeitungsmeldungen aus Kuangtung von starken monarchischen Neigungen in der Bevölkerung zu berichten. Im Mai 1914 machten sich noch einmal im Süden Anzeichen einer revolutionären Bewegung bemerkbar, aber das Ganze brach im Keime zusammen, die Brandstifter fanden keinen Brennstoff mehr. Im übrigen hat sich unter Yuan Schi-kais kluger und fester Herrschaft die Lage in China friedlich geebnet und sie würde sich auch zur Zufriedenheit weiter entwickelt haben, wenn nicht, wie schon so oft, wieder fremde Hände störend dazwischen gegriffen hätten. Wohin der Lauf der Dinge drängte, konnte kaum noch zweifelhaft sein, und schon im Mai 1914 schrieb die streng republikanische Zeitung Asia ji pao, daß China anscheinend jetzt auf dem Wege zur Monarchie sei; das sei nicht zu verwundern, weil das chinesische Volk zu lange unter monarchischem Regiment gelebt habe, und die tatsächliche Macht in China immer nur bei wenigen gewesen sei. „Aber", so fügt das Blatt voll amerikanischer Weisheit hinzu, „der ‚Zeitgeist' ist dem entgegen, das 20. Jahrhundert hat keinen Raum mehr für den Schatten eines Monarchen." Am 28. September vollzog Yuan im Tempel des Konfuzius in Peking ein feierliches Amtsopfer, vielleicht um anzudeuten, auf welchem Kulturboden sein neuer Staat stehen sollte, und am 23. Dezember, am Tage der Wintersonnenwende, verrichtete er sogar, ohne auf besonderen Widerspruch zu stoßen, im Tempel des Himmels die größte aller Opfer-Zeremonien des Staatskultus, die seit dem hohen Altertum ein Vorrecht des Kaisers gewesen war: er opferte dem Himmel und dem „Herrscher in der Höhe", der wieder eng verbunden war mit den kaiserlichen Ahnen, und nur der „Sohn des Himmels", sein berufener Vertreter, der Enkel aller Ahnen war dazu ermächtigt [1]. Jetzt war kein Zweifel mehr möglich über die Auslegung, die der „Präsident" seinem Amte gab.

Kurz vorher, Mitte November, waren Gerüchte von der Aufdeckung einer Verschwörung in Peking zur Wiedereinsetzung der Tsʻing-Dynastie (d. h. der Mandschus) umgegangen, die von einigen Literaten angestiftet sein und

[1] Eine Beschreibung dieser Kultushandlung Yuans findet sich im „Ostasiatischen Lloyd" vom 31. Dezember 1914.

Digitized by Google

sämtliche Prinzen der mandschurischen Kaiserfamilie als Mitglieder zählen sollte. Diesen Gerüchten war in den Zeitungen sogleich die Meldung gefolgt, daß die kaiserliche Familie jede Beteiligung ihrerseits an der Bewegung entschieden in Abrede stellte, und die oft für Kundgebungen der Regierung benutzte Peking Gazette vom 20. November schrieb: „Wenn in Zukunft wieder ein Kaiser über das Reich herrschen sollte, muß er Chinese sein, kein Mandschu." Alle weiteren Nachrichten verklangen im Lärm des europäischen Krieges, jedenfalls kamen sie nicht bis zu europäischen Ohren. Im Januar 1915 unternahm Japan den bekannten Gewaltstreich gegen China und erpreßte von dem wehrlosen Lande eine Reihe von Zugeständnissen, die dessen Hoheitsrechte auf das schwerste bedrohten. Die Folge dieser auch vom japanischen Standpunkte aus verkehrten Politik war, daß das ohnehin vorhandene Mißtrauen in China zu einem erbitterten Hasse gegen den heimtückischen Peiniger aufflammte, und daß sich unter dem Drucke der gemeinsamen Gefahr der Süden mit dem Norden so fest zusammenschloß, wie es vorher kaum möglich erschienen war. Außerdem aber brach, wie aus dem folgenden hervorgehen wird, die Erkenntnis durch, daß neben dem unbedingten Zusammenstehen eine feste Zusammenziehung der Staatsgewalt unerläßlich sei, wenn man die Selbständigkeit durch diese katastrophale Zeit hindurch retten wollte. Der Boden für die neue Monarchie war geschaffen, es handelte sich nur noch um die Technik des Überganges.

Diese Technik wurde mit großem Geschick bereitet. Im August kam plötzlich aus Peking die Meldung, daß sich dort unter dem Namen Tsch'ou ngan hui, d. h. „Gesellschaft zur Förderung des Friedens", ein Verein von einflußreichen Persönlichkeiten, hohen Beamten, Notabeln und Kaufleuten gebildet habe zu dem ausgesprochenen Zwecke, die Monarchie wieder einzuführen und für die Thronbesteigung Yuan Schi-k'ais zu wirken. Die Hauptführer waren zwei der nämlichen Literaten, die bereits bei der „Verschwörung" im November 1914 die leitende Rolle gespielt hatten, namens Sun Yü-yün und Yang Tu. In einigen Zeitungen wurden zwar heftige Gegenstimmen laut, aber das hinderte nicht, daß die Gesellschaft sich mit Windeseile über das ganze Reich verbreitete. Mit 50 Mitgliedern gegründet, zählte sie nach drei Wochen etwa 7000, darunter die besten Männer und klügsten Köpfe des Landes, allen voran die Yuan Schi-k'ai

Digitized by Google

blindlings ergebenen Generale der Provinzen. Die Regierung trat der Bewegung in keiner Weise entgegen, obwohl die Teilnahme des Beamtentums staatsrechtlich nicht einwandfrei war, was auch von republikanischen Kritikern, so z. B. von dem klugen Liang Ki'-tsch'ao, scharf gerügt wurde. Eine Ironie des Schicksals war es, daß der Amerikaner Professor Goodnow, der staatswissenschaftliche Berater des Präsidenten, in einem öffentlichen Gutachten erklärte, daß die republikanische Staatsform — dieses Kind amerikanischen Geistes — sich als ungeeignet für China erwiesen habe, und daß die altüberkommene Monarchie das natürliche sei. Die Tsch'ou ngan hui wandte sich alsbald mit einer Denkschrift an den „Beratungshof" (Ts'an tschêng yuan), in der sie unter Beifügung von 83 Eingaben aus allen Provinzen, auch aus der Mongolei, Turkistan und Tibet, und aus allen Schichten der Bevölkerung die monarchische Verfassung für das Reich forderte. Der Verfassungsausschuß des „Beratungshofes" (Li fa yuan) machte den Antrag zu seinem eigenen und der Präsident lehnte ihn in seinem Bescheide — es war das erste Mal, daß er amtlich und öffentlich das Wort in der Frage nahm — weder ab, noch stimmte er ihm zu, erklärte vielmehr, daß „allein das Volk, das ihm die Präsidentenwürde verliehen, auch das Recht habe, zu entscheiden, ob diese oder jene Richtung einzuschlagen sei." Eine sehr kluge Antwort, ganz den konfuzianischen Gedankengängen angepaßt. Es handelte sich jetzt nur darum, das „Volk" in richtiger Weise zum Sprechen zu bringen. Da Yuan Schi-k'ai Wert darauf legen mußte, daß seine Politik im Auslande keinen Mißdeutungen ausgesetzt würde, ließ er diesen Bescheid durch die chinesischen amtlichen Vertreter den fremden Regierungen und auch der Presse des Auslandes zugehen[1].

Zwei Wege boten sich, die Entscheidung des Volkes herbeizuführen: entweder die Wahl eines neuen Parlamentes abzuwarten, oder eine Art Volksabstimmung vorzunehmen. Da das erstere zu lange dauern würde, so beantragte der „Beratungshof" das zweite, und zwar in der Weise, daß alle früher bereits festgestellten Urwähler in jeder Provinz stimmen sollten. Dem Berichte war gleich ein entsprechender Gesetzentwurf, fertig zum Vollziehen, beigegeben. Durch Erlaß vom 8. Oktober wurde der Ent-

[1] Eine Übersetzung des Schriftstückes findet sich in zahlreichen deutschen Zeitungen vom 11. u. 12. September 1915, z. B. im Berliner „Tag" vom 11. September.

Digitized by Google

wurf genehmigt, am 1. November sollte die Abstimmung beginnen. In dem sehr langen Erlaß ist auch der Bericht des „Beratungshofes" wiedergegeben[1], und die folgende Stelle ist so kennzeichnend, daß ihre Übersetzung sich lohnt. „China hat seit über 2000 Jahren die monarchische Staatsform gehabt, und die Gedankenwelt des Volkes hat sich alle diese Zeit hindurch um den einen Mittelpunkt seiner Ehrfurcht bewegt. Von 1911 ab hat man dann die republikanische Staatsform eingeführt, aber zu der allgemeinen Empfindung des Volkes stimmte dies nicht. So kam es, daß die Bevölkerung keine feste Gedankenrichtung mehr hatte, und der Staat keinen Frieden mehr genoß. Denn das Oberhaupt eines republikanischen Staates wechselt in regelmäßigen Zeitabständen, daher kann die Regierung nicht gleichmäßig eine bestimmte Richtschnur behalten, und das Volk hat keinen unverrückbaren Punkt, nach dem es beständig hinsieht. Ferner streben hier die Menschen nach Dingen, die außerhalb ihres Tätigkeitskreises liegen, und Unheil brütet allenthalben. Entweder alle paar Jahre oder alle paar Jahrzehnte kommt es zu Unruhen, jedenfalls nehmen die Maßnahmen zu ihrer Unterdrückung kein Ende, und wie soll da noch Hoffnung auf staatliche Ordnung bestehen? Hier liegt der Grund, warum die zehn und mehr Staaten in Süd- und Mittel-Amerika ständig von Revolutionen geplagt sind, so daß kaum ein Jahr ruhig verläuft, und Mexiko übertrifft sie darin noch." Dieser letztere Gedanke findet sich noch mehrfach in den Eingaben der Provinzial-Generale; in der des Generals von Schansi wird noch hinzugefügt, daß China die monarchische Staatsform nach dem Vorbilde Deutschlands oder Japans annehmen müsse, sonst drohe ihm das gleiche Schicksal wie Portugal oder Mexiko.

Daß die ganze jetzt in raschen Fluß gekommene Entwicklung eine sehr lebhafte Erörterung in den Zeitungen hervorrief, ist selbstverständlich, ebenso, daß vielfach scharfer Widerspruch dagegen erhoben wurde. Insbesondere warnte der von seinem Ministerposten wieder zurückgetretene Liang K'i-tsch'ao in einer im September veröffentlichten Schrift[2] davor, für alles Unheil im Lande immer die Staatsform verantwortlich zu

[1] Er ist veröffentlicht in dem Regierungs-Anzeiger Tschêng fu kung pao vom 9. Oktober 1915.

[2] Sie ist wieder abgedruckt in der Zeitung Hie ho pao. Leider ist aber bisher erst der erste Teil — in der Nummer vom 30. Oktober — nach Deutschland gelangt.

Digitized by Google

machen. Das wesentliche, meint er, sei die wirkliche konstitutionelle Verfassung, nicht die Staatsform. „Ist die Regierungsform (tschêng t'i) wirklich so, daß die Sicherheit der Verfassung gewährleistet ist, dann ist die monarchische Staatsform (kuo t'i) ebenso angängig wie die republikanische; ruht aber die Regierungsform auf keiner konstitutionellen Verfassung, dann ist weder die monarchische, noch die republikanische Staatsform angängig." „Früher hat man gesagt, die Monarchie kann eine konstitutionelle Verfassung nicht erfüllen, sondern nur die Republik; jetzt heißt es, die Republik kann die Verfassung nicht erfüllen, sondern nur die Monarchie." China habe jetzt viele andere dringende Aufgaben, es solle lieber diese erst erfüllen, vor allem aber seine Verfassung erst sichern und ausbauen, bevor es an eine Änderung der Staatsform herantrete. Diese spitzfindigen und nicht ganz logischen Darlegungen Liangs, der selbst von jeher ein Verteidiger der konstitutionellen Monarchie und ein heftiger Mandschu-Gegner gewesen ist, dürften in erster Linie der alten Abneigung des Verfassers gegen die Person Yuan Schi-k'ais entquollen sein. Ernst gemeinter Widerspruch scheint aber, soweit die Dinge von hier aus jetzt zu übersehen sind, in der Tat nirgends im Reiche, auch im Süden nicht, hervorgetreten zu sein oder sich vorbereitet zu haben. Mag man auch die im „Regierungs-Anzeiger" vom 20. Oktober veröffentlichten glänzenden Berichte der Provinzial-Regierungen, die in Beantwortung einer Anfrage der Zentrale in Peking über die Stimmung in der Bevölkerung erstattet wurden, für bestellte Arbeit ansehen, die Schilderungen der fremden Zeitungen aus dem Innern stimmen durchweg damit überein. Es wäre auch unmöglich gewesen, daß die Werbungen der Tsch'ou ngan hui einen derartig raschen Erfolg hätten erzielen können, wenn ihnen nicht die Stimmung und die Einsicht sehr weiter Kreise entgegengekommen wären. Das Land verlangte jetzt mehr als je nach Ruhe, Ordnung und Festigung, der kaiserlose Zustand wurde als unnatürlich empfunden, und vor allem waren die militärischen Machtmittel überall fest in Yuan Schi-k'ais Hand. Bedenken mögen freilich dem konfuzianisch geschulten Empfinden kommen hinsichtlich der sittlichen Bewertung einer Thronbesteigung durch den Minister einer physisch noch vorhandenen Dynastie. Ein solcher Vorgang ist keineswegs ohne Beispiel in der chinesischen Geschichte, aber die „rechtmäßigen" Chronisten

Digitized by Google

sind einstimmig in ihrem Urteil darüber, und nach konfuzianischen Grundsätzen dürfen ihnen auch keine Zweifel kommen[1]. Es ist selbstverständlich, daß auch Yuan Schi-kai und seine Berater diese Frage überdacht und einen Weg gesucht haben, sich mit ihr abzufinden. Die mandschurische Kaiserfamilie war, dem Abkommen mit der republikanischen Regierung entsprechend, im Palaste zu Peking wohnen geblieben, und Yuan war seit Anfang 1913 ebenfalls dorthin übergesiedelt. In welcher Weise der Ausgleich mit ihr, d. h. ihre endgiltige Abfindung, namentlich die des jetzt neunjährigen Kaisers Süan-t'ung und die Regelung ihrer künftigen Stellung, vollzogen worden ist, entzieht sich mangels zuverlässiger Nachrichten unserer Kenntnis. Nach einer Meldung aus Peking vom 27. Oktober im „Ostasiatischen Lloyd" vom 29. Oktober 1915 soll die Familie beschlossen haben, die neue Monarchie anzuerkennen; auch scheint ihre endgiltige Übersiedlung nach dem Sommerpalast Ho yuan bereits vor längerer

[1] Drei wohlbekannte Persönlichkeiten der chinesischen Geschichte drängen sich hier zum Vergleich auf. 1. Wang Mang, ein Würdenträger am Hofe der Han-Dynastie um den Beginn der christlichen Zeitrechnung. Nach dem Tode des Kaisers Ai ti i. J. 1 n. Chr. übernahm er unter der Regierung des neunjährigen Nachfolgers P'ing ti alle kaiserlichen Befugnisse (der Chronist der Han berichtet mit Schaudern, daß er „i. J. 4 das Opfer an den Himmel und an die Ahnen der Dynastie in Verbindung mit dem Herrscher in der Höhe vollzogen habe"), verheiratete seine Tochter an den Kaiser und setzte nach dessen Tode i. J. 6 (angeblich soll er ihn vergiftet haben) ein zweijähriges Kind auf den Thron, um dann drei Jahre später selbst dessen Stelle einzunehmen. 2. Ts'ao Ts'ao, ein Minister unter dem Kaiser Hien ti von der späteren Han-Dynastie im Anfang des 3. Jahrh. n. Chr. Bei der gänzlichen Unfähigkeit des Herrschers führte er statt seiner die Regierung, i. J. 215 zwang er den Kaiser, seine Tochter zu heiraten, und war wohl eben im Begriff, selbst den Thron zu besteigen, als er, i. J. 220, starb. Doch wurde der Kaiser unmittelbar danach von den Heerführern Ts'ao Ts'aos gezwungen, dem Sohne des letzteren den Thron anzubieten. Nach dreimaliger Ablehnung nahm dieser ihn an. Auf die Ähnlichkeit dieser Vorgänge mit denen der Gegenwart hat bereits i. J. 1914 Dr. Franz Kuhn in seiner Abhandlung „Das Dschong lun des Tsui Schi" hingewiesen. 3. Yang Kien, Minister unter dem Kaiser Süan ti von der nördlichen Tschou-Dynastie in der zweiten Hälfte des 6. Jahrh. n. Chr. Er hatte dem sittlich völlig verwahrlosten Kaiser seine Tochter zur Gemahlin gegeben und veranlaßte dann i. J. 581 deren jugendlichen Sohn, dessen Palast er bezogen hatte, dem Throne zu seinen Gunsten zu entsagen. — Mag aber die Ähnlichkeit der äußeren Geschehnisse hier auch zum Vergleich herausfordern, die Zeiten sind andere geworden, und Yuan Schi-kai wird hoffentlich von der Analogie nur insoweit betroffen werden, als das Wohlergehen des Staates in Betracht kommt: alle drei Minister waren fähiger als ihre Herrscher.

Digitized by Google

Zeit erfolgt zu sein. Derselben deutschen Zeitung vom 22. Oktober zufolge sollte das Zeremoniell der Thronbesteigung in der folgenden, sehr wahrscheinlich klingenden Weise geregelt sein: Yuan Schi-kai soll unter Bezugnahme auf das Rücktritts-Edikt vom 12. Februar 1912 (s. oben S. 147), dessen vorausschauende Fassung dadurch noch eine besondere Bedeutung erhält, den Thron, nachdem nunmehr die Republik vom Volke aufgegeben ist, dem Kaiser Süan-t'ung wieder anbieten; dieser wird durch einen Prinzen als seinem Vertreter das Anerbieten in bestimmtester Weise ablehnen; darauf wird Yuan von den verantwortlichen Würdenträgern unter Hinweis auf den kundgegebenen Willen des Volkes gebeten werden, den Thron zu besteigen; nach mehrfacher Ablehnung wird er dem wiederholten Verlangen nachgeben und erklären, daß er als konstitutioneller Monarch regieren würde. Inzwischen ist telegraphisch gemeldet worden, daß bei der mit dem 1. November beginnenden Abstimmung in den Provinzen bereits dreizehn, nach anderen fünfzehn Provinzen (von 21 ohne Turkistan und die Mongolei) für die Monarchie gestimmt hätten. Des weiteren soll Yuan seine Tochter mit dem Kaiser Süan-t'ung verlobt haben, ein Plan, über den schon im Oktober Gerüchte in China umliefen. Nähere Nachrichten über diese Dinge fehlen aber noch.

So schien sich das Ganze friedlich und infolge der geschickten und gründlichen Vorbereitungen auch ohne Reibungen vollziehen zu sollen, als plötzlich, in zwölfter Stunde, wiederum von der Seite ein Eingriff erfolgte, von der für China stets die schlimmsten Überraschungen zu kommen pflegen, von Japan. Am 28. Oktober erschienen auf dem Ministerium des Auswärtigen in Peking der japanische Geschäftsträger und in seinem Gefolge die Gesandten Englands und Rußlands (der französische Gesandte war angeblich wegen des Kabinettswechsels in Paris noch ohne Weisungen, trat aber später den Maßnahmen bei), um eine Erklärung abzugeben, in der die chinesische Regierung den Rat erhielt, die Wiedereinführung der Monarchie zu vertagen, weil nach den der japanischen Regierung zugegangenen Nachrichten der Ausbruch von Unruhen zu befürchten sei und dadurch „die Interessen Japans und der in China interessierten Mächte bedroht würden". Selbstverständlich fehlte die übliche Phrase nicht, daß „die kaiserliche Regierung lediglich durch den Wunsch, den Frieden des Ostens durch rechtzeitige Vorsicht zu wahren, zu dem

Digitized by Google

Schritte veranlaßt würde". Der Wortlaut der Erklärung wurde noch an demselben Tage in Tokyo amtlich bekannt gegeben und gelangte durch den in Schanghai erscheinden North China Herald vom 6. November nach Deutschland. Chinas Antwort erfolgte am 1. November. Sie betont, daß die Umwandluug der Staatsform eine innerchinesische Angelegenheit sei, daß aber „der in freundschaftlichem Sinne gegebene Rat in voller Achtung gewürdigt würde". Indessen komme dieser zu spät, und die Bewegung könne jetzt nicht mehr aufgehalten werden. Unruhen seien nirgends im Lande zu befürchten, jedenfalls übernehme die Regierung die ganze Verantwortung hinsichtlich des Schutzes von Leben und Eigentum der Fremden. „Allerdings befänden sich chinesische Aufrührer im Auslande und seien dort für das chinesische Gesetz nicht erreichbar, doch hätten sie in China jeglichen Einfluß verloren." (Worauf diese sehr berechtigte Bemerkung zielt, geht aus dem Vorhergehenden zur Genüge hervor.) Am 4. November erschien der japanische Geschäftsträger abermals, diesmal allein, auf dem Ministerium und verlangte eine weitere Erklärung zu dieser Antwort. Weitere Nachrichten fehlen darüber, doch verzeichnet ein Gerücht, daß die Thronbesteigung, die zum 1. Januar d. J. geplant gewesen sei, einen Aufschub erfahren habe.

Was Japan zu seinem plötzlichen Hervortreten veranlaßt hat, ist um so schwerer zu verstehen, als noch im September und Oktober der Ministerpräsident Okuma, der Gesandte in Peking, Hioki, und der frühere Minister Kato sich öffentlich in zustimmendem Sinne zu der geplanten Umformung geäußert hatten. Daß die Regierung in Tokyo sich von ihrem Schützlinge Sun Yi-sien und seinen Genossen noch im letzten Augenblick die Möglichkeit größerer Unruhen in Süd-China wirklich hätte aufreden lassen sollen, ist nicht ausgeschlossen, aber wenig wahrscheinlich. Die Vermutung wird sich eher nach anderen Richtungen wenden: entweder ist es ein Grundsatz der gegenwärtigen hinterhältigen Politik Japans, China unter keinen Umständen zur Ruhe kommen zu lassen — dann würde man bald durch die südchinesischen Kreaturen unter geeignetem Nachhelfen Unruhen oder wenigstens den Anschein solcher im Süden hervorrufen und unter Berufung auf den erteilten „Rat" mit bewaffneter Hand „im Interesse des Friedens" eingreifen —, oder China soll gezwungen werden, die Einwilligung Japans durch neue Zugeständnisse zu erkaufen — dann

Digitized by Google

würden wahrscheinlich die im letzten Frühjahr von China abgelehnten und zurückgestellten Forderungen aufs neue Gegenstand der Erörterung werden. Mitteilungen aus China wollen wissen, daß der Beitritt Japans zum Londoner Vertrage der Vierverbandsmächte von England durch Preisgabe Chinas erkauft sei. Beide Vermutungen würden das für sich haben, daß sie den so späten und völlig überraschenden Entschluß Japans erklären: nur dann konnte der „Rat" politisch fruchtbar gemacht werden, wenn seine Befolgung nicht mehr möglich war. Indessen läßt sich ein sicheres Urteil von hier aus jetzt nicht gewinnen. Die Reuter-Meldungen über „Unabhängigkeits-Erklärungen" in den französisch-indochinesischen Grenzgebieten von Yünnan und Kuangsi, sowie über die revolutionäre Komödie in Schanghai deuten auf nichts Gutes; wie diese „Unruhen" sachlich zu bewerten sind, ergibt sich aus unseren Darlegungen. Ein helles Licht fällt auf die politische Gesamtlage in Ostasien durch das Auftreten des jugendlichen japanischen Geschäftsträgers als des Sprechers und Führers mit den bejahrten Gesandten Englands und Rußlands als seinen Trabanten! Japan ist zum Mandatar der „in China interessierten Mächte", d. h. des Vierverbandes, ernannt und mit der „Aufrechterhaltung des Friedens im Osten" betraut — in Wahrheit ist es ihr Zuchtmeister! —

Wir haben bei unseren Darlegungen weit zurückgreifen müssen, aber es schien dies der einzige Weg zu sein, um zu einer richtigen Würdigung der neuen monarchischen Umformung in China und ihrer Aussichten zu gelangen, indem das Ganze in den geschichtlichen Zusammenhang gestellt wurde. Daß jene Aussichten ohne dunkle Schatten wären, wird sicherlich niemand zu behaupten wagen, und an Schwierigkeiten und Krisen wird es nicht fehlen. Aber sie werden dann am leichtesten überwunden werden, wenn China endlich einmal von fremden „Ratschlägen" und Drangsalierungen verschont bleibt. Daß Yuan Schi-k'ai die Republik von ihrer Entstehung an für unmöglich gehalten hat, wie dies bei jedem Kenner des Chinesentums der Fall war, ergibt sich aus unseren Ausführungen, ebenso, daß seine Politik von Anbeginn an auf die Wiedereinführung der Monarchie mit verändertem staatsrechtlichem Ausbau gerichtet war und gerichtet sein mußte. Ob er dabei zuerst die Wiedereinsetzung der Mandschus im Auge gehabt hat oder seine eigene Thronbe-

Digitized by Google

steigung, mögen andere beurteilen. Das erstere würde auf große Schwierigkeiten gestoßen sein und vielleicht die gefürchtete Trennung zwischen Norden und Süden herbeigeführt haben; es blieb also, da die Republik unhaltbar war, nur der zweite Weg übrig, und ihn hätte niemand in China mit mehr Geschick und Erfolg gehen können als Yuan. Die ethischen Bedenken der Konfuzianer brauchen uns nicht zu berühren, das deutsche Interesse verlangt für China wie für jeden asiatischen Kulturstaat kraftvolle Unabhängigkeit, Ordnung, Sicherheit, Festigkeit; niemand in China ist heute besser imstande, dies zu verbürgen, als Yuan Schi-k'ai auf dem Kaiserthrone. Die weitgehende Zuneigung zu Deutschland, die sich in China jetzt kundgibt, findet keinen Gegner in ihm, und wenn englische Zeitungen sich heute in ohnmächtigem Gekeife über die „allmächtige pro-German military party" erbosen, so kann uns das recht sein.

*

Nach Beendigung dieser Arbeit geht mir die Mitteilung zu, daß am 1. Januar in China amtlich eine Veränderung des Kalenders verkündet ist insofern, als das neue Jahr nicht „das fünfte der Republik" heißt, sondern „das erste der Regierungs-Devise Hung-hien". Solche Devisen, nach denen die Jahre gerechnet werden, führen rechtmäßiger Weise nur die Kaiser; die Devise Süan-t'ung, die der letzte mandschurische Kaiser von 1909—1911 führte, würde damit endgültig erloschen sein, indessen steht dem nichts im Wege, daß ein Kaiser während seiner Regierung die Devise ändert, ein Vorgang, der in der chinesischen Geschichte sogar sehr häufig ist, eine Thronbesteigung Yuan Schi-k'ais ist daher hiermit noch nicht ausgesprochen, so lange man nicht weiß, auf welche physische Person sich die Devise bezieht. Jedenfalls ist aber damit ein weiterer wichtiger Schritt auf dem Rückwege zur Monarchie geschehen; der letzte, die Thronbesteigung, scheint in der Tat durch das japanische Eingreifen und die damit zusammenhängenden „Unruhen" im Südwesten verschoben zu sein.

Digitized by Google

Eine russische Stimme über Rußlands Kriegsziel

Von Dr. Paul Rohrbach

Eine private Mitteilung aus einem neutralen Lande gewährt mir die Möglichkeit, auf den nachstehenden Seiten russische Gedanken von hervorragender Stelle über den Kriegsgrund und das Kriegsziel wiederzugeben, so wie sich diese in der letzten entscheidenden Zeit vor dem Kriegsausbruch vom russischen Standpunkt aus darstellten.

Einen Gegenstand starken Mißvergnügens bildete in St. Petersburg die anscheinende Verständigung zwischen Deutschland und England in der Bagdadbahnfrage. Man erinnert sich, daß ganz kurz vor der Katastrophe vom Sommer 1914 ein Abkommen zwischen der deutschen und der englischen Politik erzielt war, wonach England seinen Widerspruch gegen die Beendigung der Bahn unter deutscher Leitung aufgab; darauf verzichtete, daß der Endpunkt auf englischem Gebiet in Kuweit am persischen Golf festgesetzt wurde — statt dessen wurde Basra bestimmt, mit der Maßgabe, daß in der Gesellschaft für den Bau des Hafens in Basra das deutsche und türkische Kapital die Mehrheit gegenüber dem englischen haben solle — und außerdem einwilligte, deutsche Kapitalsbeteiligung für die Petroleumfelder in Mesopotamien aufzunehmen.

Davon, daß ein Ausgleich des deutsch-englischen Standpunktes in der Bagdadbahnfrage auf diese Weise bevorstand, war die russische Regierung schon einige Zeit bevor er wirklich zustande kam, unterrichtet. Man nahm auch die englische Absicht oder Bereitwilligkeit, sich mit Deutschland in der Türkei zu vertragen, als sicher an. Es war bekannt, daß eine starke Strömung in der englischen Politik und im englischen Kabinett dem Bagdadbahnabkommen nicht freundlich gegenüberstand und es als einen Verzicht auf wirkliche englische Lebensinteressen ansah, aber es war immerhin eine gültige Abrede zwischen Regierung und Regierung. Blieb es dabei, so waren aber nach russischer Auffassung schwere Schädigungen der russischen Ziele in Konstantinopel zu erwarten.

Die russische Politik war durch den von England angestifteten Krieg Japans gegen Rußland aus dem fernen Osten wieder nach dem vorderen Orient zurückdirigiert worden. Das sogenannte persische Abkommen zwi-

Digitized by Google

schen England und Rußland bedeutete in Wirklichkeit eine Verständigung darüber, daß Rußlands Jahrhunderte alte Wünsche in der Türkei der Erfüllung mit englischer Hilfe näher gebracht werden sollten. Rußlands Ziel war und blieb Konstantinopel. Das weiß man und wußte man stets; überdies ist ja auch zu einer Zeit, als den russischen Waffen der Erfolg zu winken schien, die Gewinnung von Konstantinopel durch den leitenden Minister und durch die Duma selbst als russisches Kriegsziel proklamiert worden. In Rußland hat man nie begriffen, daß die deutsche Politik durch starke innere Notwendigkeiten gezwungen wurde, von dem Standpunkt Bismarcks abzugehen: „Wollen die Russen Konstantinopel nehmen, so sollte Deutschland sie daran nicht hindern"! Die Stellen in Bismarcks Gedanken und Erinnerungen, wo hiervon die Rede ist, sind in Rußland bis zuletzt als eine maßgebende Auslegung der wirklichen deutschen Interessen betrachtet worden. Daß Deutschland ein festes Verhältnis mit der Türkei erstrebte und im Zusammenhang hiermit die türkische Stellung in Konstantinopel selbstverständlich deckte, hat die politische öffentliche Meinung in Rußand von Anfang an nur als Ausfluß machtlüsternen deutschen Ehrgeizes und als rücksichtslose Brüskierung russischer Wünsche und Lebensnotwendigkeiten betrachtet.

Ohne daß es im Auslande zu richtiger Beobachtung und Auffassung gelangt wäre, hatte sich das Produktionsgebiet für die russische Getreideausfuhr im Laufe der letzten Jahrzehnte immer entschiedener in den Verkehrsbereich der Häfen des Schwarzen Meeres geschoben. Wenn Mitrofanow in seinem Briefe an Delbrück im Maiheft der Preußischen Jahrbücher von 1914, also wenige Monate vor dem Ausbruch des Krieges, schrieb, 70% des russischen Getreideexportes müßten den Bosporus und die Dardanellen passieren, so war das ein der russischen Betrachtungsweise des Meerengenproblems seit langem geläufiger, und nicht nur geläufiger, *sondern als durchschlagender Grund für die Beanspruchung der Bosporus-Kontrolle geltender Satz.*

Nachdem Sicherheit zu bestehen schien, daß die Bagdadbahn unter deutscher Führung wirklich zustandekommen und damit die deutschen Interessen in der Türkei einen großen Schritt vorwärts machen würden, sahen die russischen Regierungskreise vor Augen, daß dann Deutschland aus Konstantinopel vielleicht überhaupt nicht mehr zu entfernen sein

Digitized by Google

würde. Die Wiederaufnahme der türkischen Armeereform mit deutscher Hilfe nach den Niederlagen des Balkankrieges verstimmte in St. Petersburg bereits ganz außerordentlich. Der Balkankrieg hatte, trotz des Zusammenbruchs der russischen Politik durch den Bruderkrieg der Verbündeten, im Sinne Rußlands wenigstens das eine erfreuliche Ergebnis gezeitigt, daß die türkische Wehrkraft nicht sonderlich hoch einzuschätzen zu sein schien. Das war für Rußland ein Trost, wenn es sich einmal darum handelte, bei einer sonst wieder günstigen Gelegenheit den entscheidenden Griff nach Konstantinopel zu tun. Man war, zunächst wenigstens, der Auffassung, daß der türkische militärische Mißerfolg auch eine starke moralische Niederlage Deutschlands bedeutete und Deutschland vorläufig nicht mehr als besonders gefährlich in Konstantinopel einzuschätzen sei. Mit dem Augenblick aber, wo die deutsch-englischen Unterhandlungen über die Bagdadbahn zu einem Ergebnis führten, das die Stellung Deutschlands nicht nur in Anatolien und Mesopotamien, sondern naturgemäß auch am Bosporus im Sinne eines festen Dauerinteresses entwickeln mußte, entstand in der russischen Regierung eine außerordentliche Unruhe.

Gerade die Tatsache, daß die Getreideausfuhr zu mehr als zwei Dritteln auf den Bosporusweg angewiesen war, und daß auf der Getreideausfuhr die Zahlungs- und Handelsbilanz, das Wirtschaftsleben, der auswärtige Kredit, d. h. die ökonomischen Unterlagen der russischen Großmachtspolitik beruhten, beunruhigte die russische Regierung 1914 über die voraussichtlichen Folgen der dauernden politischen Einnistung Deutschlands in Konstantinopel viel mehr, als das, den Gedanken an sich als denkbar genommen, zwanzig oder dreißig Jahre früher der Fall gewesen wäre! Damals waren die Häfen des Schwarzen Meeres für den Getreideexport und die Zahlungsbilanz noch nicht entfernt so wichtig, wie sie es zur Zeit vor dem Kriege geworden war. Was man fürchtete, war die Gefahr, eines Tages durch eine deutsch-türkische Verständigung plötzlich und wirksam vom Weltmarkt abgeschnitten zu sein. Vom Standpunkt der Entschließungsfreiheit der russischen Politik aus gesehen, erschien diese Gefahr so unerträglich, daß der Entschluß, ihr unmittelbar zu begegnen, fast schon mit ihrer Erkenntnis gegeben war.

Daß Deutschland aus Konstantinopel fort müsse, daß Konstantinopel zu nehmen sei, daß die Gefahr der ukrainischen Propaganda in Süd-

Digitized by Google

rußland von Galizien her nur durch die Zerschlagung Österreichs beseitigt werden könne — das alles, und damit die Notwendigkeit des Krieges mit Deutschland und Österreich-Ungarn an sich, stand für das politische Bewußtsein der leitenden Kreise in Rußland auch ohne das deutsch-englische Abkommen über die Bagdadbahn fest. Insofern war der Krieg als solcher beschlossene Sache. Die unerwartete Wendung der zwischen Deutschland und England gepflogenen Verhandlungen über Bagdad und Basra und ihre unmittelbare Rückwirkung auf Konstantinopel ließen aber die russische Besorgnis einen plötzlichen, akuten und kritischen Charakter annehmen.

Die Stimmung in Petersburg war diese: England muß für einen solchen unverantwortlichen Seitensprung sofort und in entscheidender Weise herangeholt werden. Man erwog, daß England überhaupt nur die Wahl haben werde, den Krieg entweder ganz zu verhindern, oder als Bundesgenosse Rußlands gegen Deutschland vorzugehen. Der Fall einer englischen Neutralität, der in Berlin als sehr wohl möglich, ja als natürlich und erwartbar betrachtet wurde, galt in St. Petersburg von vornherein als ganz unwahrscheinlich, wenn nur Rußland an seiner Entschlossenheit, den Krieg zu beginnen, keinen Zweifel ließ. Wie sollten es denn die Engländer riskieren, nachher einem möglicherweise stark siegreichen Deutschland so entscheidend in den Arm zu fallen, daß ihre Interessen keinerlei Schädigung durch den deutschen Sieg erlitten!

Es ist bekannt, daß der englische Botschafter in St. Petersburg, nachdem die russische Mobilmachung angeordnet war, die russische Regierung darauf aufmerksam machte, daß Deutschland vermutlich hierauf nicht nur mit seiner Mobilmachung, sondern mit der Kriegserklärung antworten werde. Natürlich, denn wie hätte Deutschland sich der Gefahr aussetzen sollen, daß Rußland, indem es beliebig viel Zeit gewann, von vornherein dazu gelangte, seine große zahlenmäßige Überlegenheit voll einzusetzen! Der englische Botschafter erhob zwar die Vorstellung, die uns zeigt, wie klar er die Lage übersah, aber es geschah nichts weiter. Rußland mobilisierte ohne Rücksicht auf das erhobene Bedenken fort, und die Folge war, wie der Botschafter vorausgesehen hatte, daß Deutschland den Krieg erklärte, um freie Hand auch für die äußersten Maßnahmen zu haben.

Nach dieser russischen Darstellung ist es also die unerwartete Wendung

Digitized by Google

Englands zu einem Orientabkommen mit Deutschland gewesen, wodurch die Beschleunigung des russischen Kriegsentschlusses herbeigeführt wurde. Man kann jetzt mit ziemlicher Sicherheit feststellen, daß dieser Entschluß in Rußland etwa im April 1914 gefaßt war. Dieser Zeitpunkt fällt wahrscheinlich zusammen mit der ersten sicheren Kenntnis, die die russische Politik darüber erhielt, daß sie mit einem erweiterten und auf die Dauer gegründeten deutschen Interesse an Konstantinopel, d. h. an der unbedingten Erhaltung der türkischen Herrschaft in Konstantinopel, würde rechnen müssen. Ist diese Auffassung des Zusammenhangs richtig, so wird damit die Meinung derer bestätigt, die zwar nicht bei der prinzipiellen Anlage der Einkreisungspolitik, wohl aber bei der Verwirklichung des Kriegsgedankens im Sommer 1914, England nicht als den führenden, ja als den geführten, man könnte sogar sagen als den gestoßenen Teil erblicken. Dasselbe gilt bekanntlich auch von der Einwirkung Rußlands auf die französische Politik im entscheidenden Augenblick. Die öffentliche Meinung in Frankreich, die gemäß den Demonstrationen in Paris und in der Provinz noch unmittelbar vor dem Ausbruch der Krisis überwiegend kriegsfeindlich war, mußte durch die irreführende Nachricht in patriotische Aufregung versetzt werden: Deutschland macht mobil! Der amtliche französische Telegraph verschwieg den Franzosen aber im Einverständnis mit Rußland, daß der deutschen Mobilmachung die russische Mobilmachung vorangegangen und daß diese sogar von einer englischen Warnung vor den Folgen begleitet gewesen war. Rußland wollte in dem Augenblick den Krieg haben und zwang den leitenden Männern in Paris und London seinen Willen auf — wie es scheint aus Besorgnis vor den Folgen, mit denen der Bagdadbahnvertrag Rußlands Ziele in Konstantinopel bedrohte.

Kriegbetroffene Lande

Von Prof. Dr. F. Lampe

Es kennzeichnet deutsche Art, daß von Kriegsausbruch an bei uns ein ehrliches Streben nach Klarheit über all das beispiellos große Geschehen herrschte, das wie über Nacht gekommen war. Die Leidenschaft, die anderwärts auf der Gasse, in der Presse, selbst bei den Staatsleitungen

Digitized by Google

aufflammte und der Dinge sich bemächtigte, verstummte bei uns; denn nach außen hin galt es, ruhigen Blick zu bewahren, nach innen hinein aber erhoffte man von vornherein Läuterung von alten Schlacken, gedachte zu lernen, geistige und sittliche Kräfte zu vervielfachen. Deshalb erhoben alsbald Geistliche und Philosophen, Staatsrechtslehrer und Geschichtsforscher ihre Stimme, um in vielbesuchten Vorträgen und in einer zahllosen Fülle von Schriften die Ereignisse, ihre Veranlassungen und Gründe, ihre mutmaßlichen Wirkungen und Folgen auszudeuten. Aber nicht nur die Völker mit ihren inneren Anlagen und die Staatsverträge mit ihren äußerlichen Stützen kommen in Betracht, wenn es sich um ein Verständnis für die Zeitverhältnisse handelt, sondern die Länder selbst mit ihrer Raumgröße, ihrer Lage, mit dem was sie hervorbringen und wessen sie durch Eigenart von Witterung und Boden entbehren, sind wichtige Größen. Ist doch der Staat nicht das in eine gewisse Ordnung gefaßte Volk allein, sondern auch der Landraum, den es bewohnt und aus dem oder auf dem es Werte schafft. Deshalb ist Einblick in das Getriebe der Kräfte, die mit verzehrender Gewalt jetzt aufeinander prallen, nicht möglich ohne länderkundliche Kenntnis. Freilich ist es eine traurige Gewißheit, daß es mit ihr in unserem Volk meist dürftig bestellt ist. Eine dreihundertjährige binnenländische Geschichte, die zur Weisheit gelangte „Bleib im Lande und nähre dich redlich" und zur Demut „Mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land", ließ sich durch eine dreißigjährige Entwicklung von Auslandhandel, Überseebesitz und beginnender Weltgeltung nichtvöllig beseitigen. Der deutsche Gesichtskreis ist raumeng noch in den weitesten Schichten der Bevölkerung, und nicht einmal die Schulbildung versucht, dagegen anzukämpfen. Erdkunde spielt hier noch immer die Rolle eines oft langweiligen Nebenfaches. Nun aber wandern unsere Feldgrauen nach Flandern, nach Kurland, nach Wolhynien, nach Serbien, und daheim folgen ihren Schritten sehnende Augen und hoffende Herzen. Der Krieg hat die Gesichtsfelder geweitet. Nun heißt es, mit Bewußtsein sehen. Und dazu möchte das im Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses in Halle a. S. erschienene Buch „Kriegbetroffene Lande" von Prof. Lampe verhelfen.

Zwei Absichten dient es. Einmal gilt es, schlechthin anschaulich zu machen, wie es denn in Großbritannien und in Rußland, in Belgien und in Gali-

Digitized by Google

zien, in Frankreich, Italien, den Balkanstaaten, der Türkei eigentlich aussieht, wie das Land beschaffen ist und wie die Völker leben, wie die Staaten dort ihre Länder und Völker zu gesammelter Kraft zusammenfassen oder in Schwäche verkommen lassen, so daß es hier zu einer Harmonie zwischen dem Land und seinen Leute kommt, dort zu trüben Mißklängen. Zu zweit gilt es, diese länderkundliche Erkenntnis nun für das Verständnis des gewaltigen Krieges fruchtbar zu machen, für seine Entstehung und für seine Ziele; kurz, es wird angewandte Geographie getrieben. Nicht unmittelbar zu politisieren ist Aufgabe des Geographen; wohl aber soll er der Bildung derer, die politisieren möchten oder müssen, das sichere Tatsachenwissen zuführen und ihre Fähigkeit schulen, geographisch anzuschauen und zu urteilen. Der Deutsche theoretisiert gern. Er gewinnt sich auf deduktivem Weg abstrakte Wahrheiten, starke Grundsätze; sie sollen ihm Leitlinien sein, an denen er sich durch die verwirrende Fülle der einzelnen Wechselfälle, in die ihn das Leben mit immer neuen Formen hineinstößt, mit Sicherheit hinausfindet, ohne sich selbst zu verlieren. Doch allzuleicht wird er dann Sklave eben der Lehrmeinungen, deren er sich als Helferinnen zu bedienen vermaß; der blaßgraue Theoretiker macht sich deshalb im Getriebe der deutschen Parteien ebenso breit wie in der Beamtenschaft des Reiches und der Einzelstaaten. Die Dinge selbst zu schauen, ihr Wesen induktiv durch Vergleich zu ergründen, von Fall zu Fall sich an die Tatsachen beim Urteil anzupassen, das ist Arbeitsweise des Geographen, ebenso auch des Staatsmannes, der Realpolitiker ist. Nicht neugeartete fachgeographische Wahrheiten zu ergründen ist das Buch von den kriegbetroffenen Landen geschrieben, sondern in einer jedem Laien in der erkundlichen Wissenschaft verständlichen gefälligen Form deckt es die Zusammenhänge auf, die zwischen dem Boden, dem Inhalte der Länder einerseits und der Weise der Völker, der Besonderheit der Staatengebilde anderseits besteht. Die politischen Entwicklungen erhalten bei solcher Betrachtung etwas Naturgebundenes, die geschichtlichen Ereignisse etwas Naturgezwungenes. Abseits bleibt die Frage von Schuld und Verdienst einzelner Persönlichkeiten; aber vieles bedeutet die Klarheit, mit der ein Volk Gunst und Gefahren erkennt, die im Wesen seines Wohnraumes schlummern, und mit der es die Vorteile auszunutzen, die Nachteile wettzumachen, auch gute und böse Einflüsse auszukaufen ver-

Digitized by Google

steht, die von den Nachbarstaaten herkommen, entsprechend den Vorzügen oder Mängeln, die den Grenzländern anhaften. Nicht ohne Gemütsteilnahme, doch leidenschaftslos schaut der Geograph über das Treiben der Völker und Staaten.

Einige Beispiele aus dem Reichtum der Gesichtskreise, die eine solche geographische Betrachtung der kriegbetroffenen Lande zu eröffnen vermag, werden deutlicher noch als diese allgemeine Kennzeichnung klarlegen, welcherlei Gedankengänge es sind, durch die das Buch die Leser führt, um sie von länderkundlichem Standpunkt aus verständnisvoll die Zeitereignisse anschauen zu lehren.

Rußland ist ein ungemein raumweites Land voller Eigenschaften, die hier einen Riesenstaat erwachsen lassen konnten: Keine Zersplitterung des Gebietes durch Gebirgsschranken, wohl aber Einigung durch Riesenströme, die von der Mitte her wie Strahlen auseinander ziehen; eine Angewiesenheit der kalten Nord-, der trockenen Südstrecken und der ackerbäuerlichen Reichsmitte durch ihre Erzeugung von Holz, Vieh, Feldfrucht schließt die Räume aneinander, und die Umlagerung mit fast überall schwachen Nachbaren oder mit siedelungsleeren Ländern bewahrt den Staat vor Abbröckelung von Grenzteilen Entgegen diesen Tatsachen, die von Natur aus hier ein Mammutreich begünstigten, eins, das zugleich der starken Zentralgewalt bedarf, weil es zu raumweit ist, um vielerlei Sondergewalten zu vertragen, steht die Erfüllung der russischen Länder durch sehr verschiedene Völkerschaften. Die Aufrollung der Nationalitätenfrage wird die Ukrainer und Finnen nicht minder wie die Polen und die baltischen Deutschen, die Kaukasusvölker und andere gegen die Zentralgewalt in Bewegung bringen, sobald sie alle die Furcht vor ihr verlernt haben. So war es ein gewagtes Spiel russischer Kreise, mit Hilfe der Nationalitäten-Werbetrommel des Panslawismus die Serben aufzubieten und Galizien zu beanspruchen, wo doch gerade Nationalitäten-Vergewaltigung durch das Moskowitertum den russischen Staat kennzeichnet. Über den Zwiespalt zwischen der natürlichen Landeseinheit und der Völkerzerrissenheit hilft nur das straffe Zarentum, daneben auch bis zu gewissem Grade die griechische Kirche hinweg und die Verdummung, in der die Völker gehalten werden. Derlei Gedanken spinnt nun das Buch weiter aus, um die Eigenheiten russischer Staatsgebahrung kennen zu lehren.

Digitized by Google

Polen ist ein Land des Überganges von Mittel- zu Osteuropa, in der Art des Geländes wie der Witterung, der Landeserzeugnisse wie des Volkes. Die Polen sind osteuropäische Slawen; aber ihre Kirche, ihre Schrift ist ebenso wie ihr gesellschaftliches Leben und die Kunst von Italien, Deutschland, Frankreich her aufs stärkste beeinflußt oder übernommen. Ohne sichere Grenzen nach Osten und Westen, ohne bodenständig Eigenes in ihrem Durchgangsland vermochte sich ihr Staat zwischen den Nachbaren im Osten und Westen nicht selbständig zu erhalten. Er vermochte nicht zu leben, und doch starb das Volk als solches nicht, und darin lag und liegt das Trauerspiel Polens. Zeitweilig war Polen Vorposten des Westens gegen den Osten, dann des Ostens wider den Westen. Sein Gewerbe ist auf Absatz nach Rußland angewiesen; seine überquellende Menschenzahl auf Beschäftigung in Deutschland, und ebendorthin könnte seine Landwirtschaft, wenn sie ausgiebiger gepflegt würde, Überschuß verkaufen. Abermals muß nun die Staatskunst entscheiden, wohin Polen zu blicken hat.

Serbien ist ein Land des Durchganges von der Donau zum Ägäischen Meer, ebenso von der Donau über die Maritza zum Bosporus. Deshalb wünschte es Rußland auf seiner Seite zu haben; deshalb konnte Österreich es sich nicht als Sperrblock im Wege dulden. Inmitten solcher großen Gegensätze hätte es kluger Vorsicht bedurft, den Staat durch die Szylla und Charybdis zu steuern; aber das Schlagwort des Panslawismus verdunkelte den Blick für die nüchternen Tatsachen. Statt ein Glied in der wichtigen Kette Berlin—Bagdad zu werden, wagte sich der Kleinstaat zwischen den Hammer und Ambos mitten hinein. Wie der Gebirgsbau, die Entwässerung, die Witterung des Landes Wesen kennzeichnen, wie demnach der Staatsmann des Staates Schiff hätte lenken müssen, das alles erfaßt der ruhige Beurteiler der Landesnatur sicherer als der vom Rausch des Nationalitäten-Schlagworts erfaßte Schwärmer.

Wie in Deutschlands Osten das Grenz- und Mischgebiet von Germanen und Slawen zu immer neuen Formen der Grenz- und Staatengebilde Anlaß gab, so in Deutschlands Westen der Bezirk der Berührungen von Germanen und Romanen. Hier liegen zwar rheinisches Schiefergebirge und Wasgenwald als trennende Blöcke im Wege, sind auch diesmal von den Kriegswogen entweder umspült worden oder haben sich als Scheide-

Digitized by Google

wand bewährt; aber über Belgien im Norden, die lothringische Pforte von Metz—Diedenhofen in der Mitte und durch das Belforter Loch im Süden spülten von je die Völkerwellen und auch diesmal die Angriffsstöße. Das Gelände begünstigt hier die Berührungen der Stämme. Sonst fallen die Schichten des Bodens nach Frankreich hinein, so daß von dort ein Übergriff nach Deutschland leicht ausführbar ist, die Verteidigung gegen deutschen Vormarsch aber auch begünstigt wird; denn nach Osten hin brechen diese Bodenschichten mit Steilhängen schroff ab, natürliche Wände des Bodens wider einen Angriff von dorther. Doch die Flüsse kehren sich nur zum Teil an den geologischen Aufbau: Mosel wie Maas durchbrechen die Steilstufen und wenden sich aus diesen Übergangsgebieten dem Rhein zu, so daß ihre Täler den Deutschen Wege nach Frankreich hin öffneten. Man denke an den Vormarsch Lüttich—Namur—Givet im Spätsommer 1914! Wie Geologie und Hydrographie hier einander widersprechen, so widerstritten sich von je deutsche und französische Grenzverschiebungen oder die immer wieder scheiternden Versuche von Zwischenstaaten-Bildungen. Über Belgien, auch eins dieser Puffergebilde, urteilt das Buch von den kriegbetroffenen Landen: „Das Land ist durch die Jahrhunderte hindurch erstens Ringplatz zwischen germanischen und keltisch-romanischen Stämmen gewesen, zweitens Stätte der Kämpfe zwischen der britischen Macht und festländischen Staaten. Im Gegenwartskrieg ist Belgien beides zugleich geworden und darüber zugrunde gegangen."

So wird in dem Buche, von dem hier die Rede ist, über eine Geographie der Kriegsgründe und eine Geographie des Kriegsverlaufes gesprochen, sodann von allen den Gebieten, die vom Kriegsfeuer ergriffen wurden oder doch für die Zeitereignisse so wichtig wurden wie etwa die Vereinigten Staaten von Amerika, zuletzt vom deutschen Vaterlande. Es ist klar, daß nur sichere Kenntnis der Tatsachen vor der nahe liegenden Gefahr schützt, daß aus bewußten oder selbst unbewußten Hoffnungen und Wünschen heraus eher in die Dinge etwas hineingesehen als aus ihnen heraus gefolgert werde. Schon mehr als einmal hat in der Geschichte der erdkundlichen Wissenschaft Grübelei vornehmlich teleologischer Art dem wahren Verständnis der Wirklichkeit mehr geschadet als genützt. Wird die Gefahr der unvorsichtigen Verallgemeinerungen von Teil-

Digitized by Google

erkenntnissen und der zu rascherer Urteilsbildung auf Grund von Einzelwahrnehmungen aber vorsichtig vermieden, dann bewahrt nüchterne geographische Anschauung der Tatsachen vor Parteileidenschaften und Schlagwörtern. „Schlechte geographische Kenntnisse können nicht mit staatsbürgerlich tüchtiger und klarer Gesinnung sich vergesellschaften, und ein Volk, das ein starkes Staatshaus sich erbauen will, muß auf dem Erdboden zu Hause sein", heißt es im Buch von den kriegbetroffenen Landen.

Die Arbeiter und die deutsche Politik

Von Landtagsabgeordneten Johannes Fischer-Heilbronn

Die Absonderung der Minderheit in der sozialdemokratischen Reichstagsfraktion hat den inneren Gegensatz wieder stärker hervortreten lassen, der in der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung vorhanden ist in der Beurteilung des eigenen Verhältnisses zu Volk und Staat und damit auch in der Stellungnahme zu den Aufgaben, die den Inhalt der deutschen Politik ausmachen. Es ist aber zu beachten und für die Wertung des ganzen Vorganges nicht gleichgültig, daß die Minderheit in der Hauptsache nicht als Arbeitervertretung in dem Sinn anzusprechen ist, als sei ihre Stellungnahme nun wirklich das Resultat einer als Arbeiter geleisteten Lebens- und Gedankenarbeit. Darum sind auch alle Schlußfolgerungen aus diesem Vorgang verfehlt, die darauf schon wieder feste Urteile über die künftige Stellung und Stimmung der Arbeiterschaft aufbauen wollen.

Wenn man aber wirklich Nutzen aus diesem bedauerlichen Vorgang ziehen will, dann besinne man sich, welch unermeßlicher Schaden entstanden wäre, wenn die Haltung der Minderheit in Wirklichkeit der Ausdruck der Gedanken- und Willensrichtung der deutschen Arbeiter während dem und nach diesem Kriege wäre. Man erlebt, wie die Feinde sich seit Kriegsbeginn daran klammern, welche Hoffnungen sie immer wieder nähren und kann ermessen, was aus einem grundsätzlichen Gegensatz zwischen der deutschen Politik — im Krieg und im Frieden — und den Arbeitern Deutschlands für Unheil entstehen würde.

Die Politiker, die heute schon wieder bei der Hand sind, harte Urteile über die deutschen Arbeiter auf dem genannten Vorgang aufzubauen,

Digitized by Google

knüpfen lediglich an dem an, was die 44 Jahre der zurückliegenden Friedenszeit füllte an Spannung und Kampf zwischen den Arbeitern und der deutschen Politik. Sie holen hervor, was damals die Versammlungen, Zeitungen und Zeitschriften der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung füllte, und was oft an tiefer Gegensätzlichkeit zu Volksmehrheit, Staats- und Wirtschaftsgestaltung zum Ausdruck kam. Sie übersehen aber zumeist, welche Ursachen diesen unguten Zustand schufen und darum auch, welcher gewaltige Unterschied zwischen der hinter uns liegenden Periode und der kommenden Friedenszeit vorhanden ist. Es wäre ja ein Jammer, wenn wir alles zurückliegende umsonst getragen, gekämpft, geleistet hätten. Darum darf wohl in einer Zeitschrift, die der deutschen Politik der kommenden Zeit dienen will, gerade dieser Unterschied vom Standpunkt des Arbeitererlebens aus deutlich unterstrichen werden.

Man mache sich doch einmal den Weg klar, den der einzelne deutsche Arbeiter, wie seine organisierte Standesarbeit, sowohl auf dem Boden der Selbsthilfe, wie von der staatlichen Macht her, zurückzulegen hatte, welche ungeheuren Hemmungen zu überwinden waren. In den höheren Ständen, die durch Schule und Literatur in weit höherem Maße in der Lage waren, den Ertrag zurückliegender Perioden für ihre eigene politische und staatliche Urteilsbildung zu Hilfe zu nehmen, wird leicht übersehen, daß die Masse des Volkes, jedenfalls vor etwa 20 und 30 Jahren noch, fast ausschließlich auf das angewiesen war, was sie erlebte. „Das Erleben der Jugend ist maßgebend für die Willensbilduug des Erwachsenen" so ungefähr — wenigstens dem Sinne nach — hat August Bebel geurteilt und so tritt es einem aus vielen Arbeiterbiographien entgegen, ist bei mir selbst weitgehend auch das Resultat eigenen Erlebens. Darum stand man auch den gewaltigen Umwälzungen der letzten 4 Jahrzehnte im staatlichen, wirtschaftlichen und sozialen Leben so völlig unvorbereitet gegenüber.

Die Gründung des Reiches und die Ausweitung der politischen Aufgaben über Länder und Meere hin, die Umwälzung der Arbeitsmethode vom Handwerk zur Industrie, von der Handarbeit zur Maschine, das Hineingestelltsein zwischen so unheimliche — weil in ihren Entwicklungen unabsehbaren Gewalten: Technik und Kapital und was damit an Wohnungs-, Familien-, Nahrungs-, Gesundheitsnöten, wie von Sorgen innerer, seelischer Art verbunden war, das war in seiner Häufung eine so gewal-

Digitized by Google

tige Aufgabe, daß viele ihr gegenüber unterlagen. Wie oft habe ich mich geärgert, wenn irgendein gedankenlos wohlwollender Bürger aus der Bildungsschrift mir damit eine Freundlichkeit sagen wollte, daß er meinte: „Wenn er Arbeiter gewesen wäre, wäre er auch ganz radikal", denn damit war mir gar nichts geholfen und an der Schwierigkeit durchaus nichts geändert. Was aber notwendig gewesen wäre, das ist ein besseres psychologisches Verständnis für diese Nöte der Zeit und daraus erwachsend, eine gerechtere Beurteilung und mehr helfende Mitarbeit.

Wer, der es nicht erlebt hat, kann das stolze Gefühl recht beurteilen, das der Arbeiter empfand, als ihm die Kraft der organisierten Selbsthilfe in Gewerk- und Genossenschaften zum erstenmal zum Bewußtsein kam. Gewiß, die Hoffnungen waren zu geschwellt, die Pläne zu phantastisch, das Machtgefühl zu überspannt; aber aus den ganzen Umständen heraus war das sieggewisse Wort: „Alle Räder stehen still, wenn dein starker Arm es will" durchaus verständlich und es war ein grober Fehler, es den Arbeitern so übel zu nehmen und dieser Stimmung — auch wenn sie entartet war — so sehr nur als Staatsanwalt, so wenig als Freund und Berater gegenüber zu treten.

Wir haben es heute leicht, in rückschauender Betrachtung herauszuschälen, daß damals, als in Deutschland die Industrie ernstlich einsetzte, gewaltige internationale Hemmungen und noch ganz andere Konkurrenzschwierigkeiten zu überwinden waren, die eine Arbeiterpolitik von Art der heutigen beim besten Willen nicht zuließen, wollte man nicht von Anfang an auf einen Erfolg gegenüber den älteren, reicheren und geographisch bevorzugten Industrieländern verzichten. Daß eine Generation deutscher Arbeiterbevölkerung um kümmerlichen Lohn, in harter, langer Arbeit, in schlechten Räumen, unter rechtlich unguten Verhältnissen arbeiten mußte, um den Boden für den Aufstieg von heute zu bereiten, verstehen wir heute in seiner herben Notwendigkeit. Diejenigen aber, die es tragen mußten, konnten nicht historisch betrachten, sondern litten unter der drückenden Last und auch unter der ganzen inneren Verkümmerung, die damit verbunden war. Und so bildete sich ihr Urteil und gestaltete sich ihr Verhältnis über und zu Einrichtungen und Entwicklungen, die ihnen so übel mitspielten. Das will beachtet sein, wenn man in der Beurteilung

Digitized by Google

von Gesinnung und Handlung der Arbeiter damaliger Zeiten nicht ungerecht werden und sich zu falschen Handlungen verleiten lassen will.

Diesen ganzen Stimmungshintergrund sich klar zu machen ist schon notwendig, um die leidenschaftliche Begeisterung für den Sozialismus, vor allem auch in seiner utopischen Ausprägung zu begreifen und diesen Vorgang dann in seiner zeitgeschichtlichen Bedingtheit zu werten. Es ist gar nicht zu verlangen, daß Menschen mit der inneren Ausstattung der Arbeiter vor 40 und 30 und auch noch 20 Jahren so schwere äußere Verhältnisse ganz unterkriegen und den weiten Blick volkswirtschaftlicher Beurteilung haben, der solche Zwangslagen als Vorstufen kommender besserer Zeiten bewertet und trägt. Darum waren auch alle moralischen Entrüstungen unangebracht und es rächte sich innerpolitisch bitter, daß man für die Tragik jener Periode der deutschen Arbeiterbewegung bei den maßgebenden Kreisen der Regierung und des Volkes so wenig Verständnis zeigte.

Nun haben sich die Dinge ja alle ganz gewaltig weiterentwickelt. Die Gewerkschaftsbewegung hat ihren Siegeszug angetreten und ist — so viel auch aus den beteiligten Kreisen selbst dagegen gesagt wird — dem Wesen nach durchaus organisch mit dem Wirtschaftsleben der Gegenwart verbunden. Dasselbe gilt von der Genossenschaftsbewegung, die letzten Endes nichts anderes bedeutet, als dem Baum des Wirtschaftslebens einen neuen Zweig aufzupfropfen, das soziale Prinzip mit dem individuellen in eine neue, eigenartige Verbindung zu bringen. Die staatssozialen Maßnahmen gehen ihren Weg und tun ihre Wirkung und die staatsbürgerliche und gesellschaftliche Stellung des Arbeiters als Mensch und seines Standes als Wirtschaftsgruppe ist wesentlich besser geworden. Es gibt keine Zufälligkeiten mehr, ist kein unbekanntes Neuland mehr, wenn man Arbeiter wird, sondern man tritt sicheren Fußes in traditionell gewordene Bahnen ein, deren Ziel und Art, deren Steigung und Reize man kennt. Man hat seine Methode zur Arbeit und weiß abzuschätzen, welcher Erfolg ungefähr zu erwarten ist. Das bedeutet eine gewisse Ernüchterung, aber auch eine wesentliche innere Ausgleichung der Meinung. Arbeiter zu sein ist nicht mehr nur herbes, ungewolltes Schicksal, das mit dem Odium des Minderwertigen oder Untergeordneten belastet ist, sondern ist eine Sache von konstruktivem Wert für Wirt-

Digitized by Google

schaft und Staat, wie jeder andere Beruf auch; ist nicht Zwischenstufe sondern Lebensleistung und als solche vollbürtig im eigenen Bewußtsein und auch in der Beurteilung weiter Kreise in anderen Erwerbsständen.

Das ist der reiche Ertrag all der wirtschaftlichen und sozialen Spannung und Anspannung der zurückliegenden 44 Friedensjahre. Und wenn die Stimmungsäußerung politischer und sozialer Beziehung bei den Arbeitern diesen Umschwung nicht so deutlich zum Ausdruck bringt oder auch nicht so empfunden wird, so hängt das großenteils damit zusammen, daß alles nur langsam wuchs und daß die allmähliche Gewöhnung verhinderte, den Wandel der Dinge so voll und tief zu empfinden, wie er in Wirklichkeit ist. Das gilt für die Arbeiter und für die Gegenseite. Sicher ist, daß objektiv betrachtet der Lebensinhalt der Arbeiter in jedem Betracht günstiger wurde und daß ein innerer Zusammenhang besteht zwischen der Wirtschafts- und Staatsgestaltung des deutschen Volkes und dem Aufstieg der Arbeitermassen.

Langsam ist das auch diesen selbst zum Bewußtsein gekommen. Das volkswirtschaftliche Denken der Arbeiter begreift den Wert der Technik, des Kapitals, des Handels schon großenteils mit ein und der Krieg ist in dieser Beziehung noch ein gewaltiger Lehrmeister geworden. Dasselbe gilt vom Staat, seinen Leistungen und Notwendigkeiten. Was ohne das Kriegserleben nur verhältnismäßig wenige verstandesmäßig klar erfaßt hätten, das ist nun im Wirtschaftsgefängnis dieses Krieges, in der Kraftanspannung des deutschen Volkes plötzlich allen, die guten Willens sind, klar geworden. Die Zusammenhänge sind in deutlich markierten Linien hervorgetreten und jeder ist sich seiner eigenen Abhängigkeiten und seiner Bedeutung — ob groß oder klein — bewußt geworden. Und mehr als das, man hat in diesem Krieg Zeit und Gelegenheit, Vergleiche anzustellen, sowohl rückwärts in der Linie der eigenen Entwicklung, als seitwärts, den Völkern gegenüber, neben denen wir heranwuchsen. So sieht man den Erfolg in anderer Beleuchtung und als abgeschlossenes Ergebnis einer zurückliegenden Periode. Das gibt allem Geschehen der Vergangenheit den rechten inneren Sinn, setzt alle Einzelleistungen in erkennbare Beziehung zu dem sozialen, wirtschaftlichen und staatlichen Leben und bringt dem einzelnen Volksgenossen seinen Anteil an allem zu lebendigem Bewußtsein. Dieses gesteigerte Erleben hat auch bei Millionen deut-

Digitized by Google

scher Arbeiter die rückhaltlose Hingabe an die Kriegsaufgabe bewirkt und so den Staat, um den sie streiten, das Vaterland, dem sie dienen, in einem nie gekannten Maße zur persönlichen Angelegenheit gemacht. Was das für den Arbeiter bedeutet, kann auch wieder nur der recht begreifen, der das Suchen der Arbeiter nach vollem Verstehen seiner Zeit und die Mißstimmung kannte, die so viele beherrschte, weil ihnen der Schlüssel dazu in so vieler Hinsicht fehlte. Darum verstehen auch die doktrinären Köpfe der sozialdemokratischen Minderheit den Stimmungsumschwung der sozialdemokratischen Arbeitermassen nicht, der bei Ausbruch dieses Krieges zu beobachten war und in der Hauptsache durchgehalten hat bis zum heutigen Augenblick. Die Arbeiter sind jetzt in vollem Umfang zur Gestaltung und Erhaltung der Zukunft Deutschlands herangezogen worden, und der Krieg hat ihnen ihren Anteil daran deutlich gemacht. Das ist der Boden, auf dem sie ihre ganze Kraft rückhaltlos einsetzen im Krieg, auf diesen muß man sie stellen, wenn man auch im Frieden eine Förderung der deutschen Politik von den Arbeitern haben will.

Das Bürgertum hat in der zurückliegenden Friedenszeit oft neidisch auf das gesteigerte politische Interesse der Arbeiter gesehen, ohne den Kern dieses Vorganges sich ganz klar zu machen. Je enger die eigene Welt, der Rahmen eigenen Gestaltens ist, um so mehr hat der denkende und geistig geweckte Arbeiter das Bedürfnis, darüber hinaus an einer großen Sache aktiv gestaltend beteiligt zu sein. Ihm bedeutet Wahlrecht und Mitarbeit an großen Aufgaben von Volk und Staat eine Erweiterung und Steigerung seines Lebensinhaltes und damit eine Bereicherung seines persönlichen Lebens. Was das heißt, weiß man, wenn man den Weg von der Volksschule und der kleinen Wirtschaftswelt kleinbürgerlicher Verhältnisse bis hin zum Hafen von Hamburg und zu all den Handels- und Wirtschaftszahlen des heutigen deutschen Wirtschaftsvolkes durchlaufen hat. Wille und Bedürfnis zur Mitarbeit ist vorhanden und im Kampf mit den Hemmungen steigert sich die Energie. Ist es ein Wunder, wenn oft falsche Ziele angestrebt, falsche Wege eingeschlagen wurden, wo von allen Gebieten erst die Wege gesucht werden mußten, die den Arbeiter in die wirtschaftliche, kulturelle und staatliche Gemeinschaft unseres Volkes hineinführten? Ja, wo man noch überhaupt nicht wußte, wie man den Problemen des Arbeiterlebens gegenüber sich verhalten soll? Kein Zweifel,

Digitized by Google

unser Leben, von der Zeit, da wir zum erstenmal mit gewerkschaftlichen und politischen Fragen uns beschäftigten, bis zu dem Augenblick, wo wir unser Stück eigenes geistiges Land unter den Füßen hatten in politischer, geistiger und sozialer Beziehung, ist außerordentlich reich, wenn wir es rückschauend betrachten. Da gab es Entscheidungen und Kämpfe, Entbehrungen und Enttäuschungen, aber noch viel mehr erhebendes Erleben und Verstehen neuer großer Aufgaben und Dinge. Wir alle, ob wir zur deutschen Politik — will sagen, zu den Notwendigkeiten des deutschen Volkes und seines Staates — unser positives Verhältnis schon vor dem Kriege hatten oder erst unter den harten Kriegslehren fanden, hatten es als Arbeiter nicht leicht, und wir litten darunter, solange wir es nicht hatten. Das Schlagwort der Verneinung war häufig nur deshalb so laut, weil es eine innere Unbefriedigtheit beschwichtigen sollte. Nun aber ist es da, und das neue Deutschland ist das Deutschland der Volksleistung im besonderen Maße. Es ist von den Arbeitern durch Blut und Entbehrung mit geschaffen, wie sollte es nicht im Frieden erst recht durch ihre Mitarbeit gefördert und weiter entwickelt werden, wenn man ihnen nur hilft, die Ziele zu sehen und dafür sorgt, daß sie selbst Teil haben am Geschehen und Ertrag der Zeit und dessen, was in ihr gestaltet wird. Wir haben oft das Bild gebraucht, daß man für die Beteiligung der Arbeiter am Leben und Gestalten des Volkes Dolmetscher brauche, die die schwerere Sprache der großen Vorgänge im Leben der Völker in Sprache und Gedanken der Arbeiter übertragen, daß man Führer brauche, die den Arbeitern die Wege weisen. Darum muß man bemüht bleiben, immer solche Leute bereit zu haben, die aus dem Tal hinaufstiegen, aber noch Herz und Verständnis haben für die drunten, noch ihre Sprache sprechen und ihre Hemmungen kennen. Das hat in der Periode gefehlt, die dann der Arbeiterbewegung der hinter uns liegenden Friedenszeit die entscheidende Richtung gab, und wir alle wissen, was das für die deutsche Politik nach innen und außen bedeutete. Wir sollen dafür Sorge tragen, daß es jetzt nicht wieder fehlt, wo zwar im großen eine Verständigung erzielt ist gegenüber der abgeschlossenen Entwicklungsperiode, wo aber neue Aufgaben vor uns stehen, die man erst verstehen und innerlich meistern muß, ehe man sein Verhältnis zu ihnen festlegen kann. Gerade auf deutschem Boden, wo kein Stand und am wenigsten der Arbeiterstand von bloßen Nützlichkeits-

Digitized by Google

erwägungen ausgeht bei seiner Stellungnahme, spielt Kenntnis und Erkenntnis und darum Schulung und Erziehung eine besondere Rolle. Man muß dafür nur die rechten Wege und Mittel wählen, wenn sie Erfolg haben sollen. Um sie zu finden, ist es notwendig, die Fehler und ihre Wirkungen aus der zurückliegenden Zeit genau zu beachten und aus ihnen zu lernen. Und dann den Krieg nicht vergessen und sich merken, daß es ein deutscher Arbeiter war, von dem das Kriegslied stammt:

Deutschland muß leben und wenn wir sterben müssen.

Wer weiß in Krieg und Frieden eine bessere deutsche Politik, als solchen Willen zu selbstloser Arbeit im und am Volk, so zwar, daß aus solcher Arbeit dann auch allen Ständen eine Befruchtung des eigenen Schaffens erwächst. Dazu werden die Arbeiter bereit sein trotz der sozialdemokratischen Minderheit, wenn nicht anderseits alte Fehler in neuer Auflage wiederholt werden.

Das Märchen von der französischen Kultur

Von Dr. Wilhelm Stahl

Die Neigung der menschlichen Sprache zum gewohnheitsmäßigen Gebrauch buntschillernder Gattungsbegriffe ist zweifellos für die unüberbrückbaren Gegensätze und abgrundtiefen Widersprüche in den Werturteilen des einzelnen wie ganzer Völker mit verantwortlich zu machen. Tagtäglich sprechen wir beispielsweise von dem Europäer, dem Deutschen, dem Pariser mit so selbstgewisser Sicherheit, als ob es sich dabei um völlig eindeutig bestimmte und bestimmbare Größen handelte, und übersehen zumeist gänzlich, daß diese faltenreichen inhaltsschweren Worte lediglich dem nie restlos gelingenden Versuche, die Fülle der realen Erscheinungen übersichtlich zu ordnen und zu gliedern, ihr Dasein verdanken. Ja wir übertragen unbedenklich derartig fließende Begriffe unverändert aus der Gegenwart in die Vergangenheit und gewinnen so mit Leichtigkeit bedeutsame weltgeschichtliche Zusammenhänge, die im Grunde nur auf der Einheit des bindenden Wortes beruhen. Gewisse augenfällige Wesenszüge, die für ein Volk auf irgendeiner Stufe seiner Entwicklung bezeichnend waren, haben auf diese Weise die Geltung unabänderlicher, gleichsam angeborener Kennzeichen erlangt und dadurch die Wertschätzung

Digitized by Google

des Volkes sowohl von seiner eigenen als von fremder Seite maßgebend bestimmt und dauernd beeinflußt. Was diesem einmal als zutreffend anerkannten Charakterbilde widerspricht, bleibt unberücksichtigt oder wird als störend und ungehörig empfunden. Und so groß ist die Lebenskraft dieser geschickt geprägten Begriffe, daß sie zumeist noch in unvermindertem Ansehen stehen, wenn sie ihre sachliche Berechtigung längst eingebüßt haben. Wie erstaunlich klang es uns Deutschen, als wir zu Beginn des Weltkrieges von „wohlmeinenden" Franzosen zu hören bekamen, der preußische Militarismus sei mit unserem wahren Wesen unvereinbar und wir täten gut, uns auf das Goethesche Ideal als der unserer eigentlichen Bestimmung gemäßen Lebensform wieder zu besinnen. Solche wirklichkeitsfremde Anschauungen konnten sich nur bilden, weil man ein starres, von der natürlichen Entwicklung längst überholtes Schema zum Maßstab für das moderne Deutschland wählte. Es wäre unangebrachtes Eigenlob, wollte man behaupten, daß wir selbst in der Beurteilung fremder Völker nicht ähnliche Fehler begangen haben und allen bitteren Erfahrungen zum Trotz noch ständig begehen. Die Macht tief eingewurzelter Vorurteile, mag nun parteiischer Haß oder blinde Liebe ihre Quelle sein, ist unendlich groß und widerstandsfähig, und es bedarf eines nicht geringen Grades geistiger Beweglichkeit und Redlichkeit, um derartige liebgewordene Vorstellungen preiszugeben und sich zu neuen, besser begründeten Ansichten durchzuarbeiten.

Ein solches Schlagwort, das wir vor dem Kriege gläubig verehrt haben, ist das Dogma von der Überlegenheit der französischen Kultur über unserer eigenen. Mit Menschen- und Engelszungen haben französische Schriftsteller diese Tatsache aller Welt verkündet, und wir waren bescheiden und zuvorkommend genug, in den lauten Beifall mit einzustimmen und in scheuer Bewunderung auf die Lichtstadt hinüberzublicken, deren Kulturhöhe unserem plumpen „Barbarentum" ein unerreichbares Ideal dünkte. Wohl wußten nüchterne Beobachter uns von manchen trüben Erfahrungen zu berichten, die seltsame Vorstellungen von den kulturellen Verhältnissen des gelobten Landes erweckten; aber wir sahen darin nur geringfügige Flecken, über die wir gern den Mantel verzeihender Liebe deckten. Da kam der Weltkrieg und in seinem Gefolge befremdliche Mitteilungen unserer Feldgrauen über französische Zustände, jede einzelne ein trauriges

Digitized by Google

Zeugnis einer ungeahnten, allen Forderungen der modernen Zeit hohnsprechenden kulturellen Verwahrlosung. Gern hätten wir auch jetzt noch diese Erlebnisse als bedauerliche Sonderfälle entschuldigt, wären die Beweise für ihre Allgemeingültigkeit nicht in geradezu erdrückender Fülle uns zugeströmt. Jeden Zweifel an der Richtigkeit des so gewonnenen düsteren Kulturbildes aber zerstört jetzt A. Lien in ihrem kenntnisreichen Buch „Das Märchen von der französischen Kultur" (übers. von F. Oppenheimer, Berlin, Karl Curtius), das als eine wertvolle Bereicherung unserer zeitgemäßen Literatur mit lebhaftem Dank begrüßt werden muß.

Französin nach Geburt und Erziehung und mit dem französischen Land- und Stadtleben wohl vertraut, Deutsche seit ihrer Verheiratung und voll warmen Verständnisses für deutsche Art (ohne ihre Schwächen zu übersehen), war die durch scharfe Beobachtungsgabe und gesunden Tatsachensinn ausgezeichnete, auf geschichtlichem und volkswirtschaftlichem Gebiete vorzüglich bewanderte Verfasserin in hervorragendem Maße befähigt, das wahre Wesen der legendären französischen Kultur ohne Phrasenputz und Gehässigkeit in ungeschminkter Naturechtheit zu enthüllen und so an die Stelle eines glänzenden Phantasiegemäldes die nüchterne, reizlose, aber wahrheitstreue Wirklichkeit zu setzen. Selbstverständlich liegt es ihr durchaus fern, die gewaltigen, segensreichen Wirkungen des französischen Geistes auf die europäischen Kulturvölker in den vergangenen Jahrhunderten zu leugnen; auch anerkennt sie gern, daß kostbare Überreste dieser einstigen Vollkultur noch heute in Frankreich anzutreffen sind. Leider sind sie ausschließlich das Vorrecht einer winzigen Minderheit hochgebildeter Geister, die auf die Allgemeinheit keinerlei Einfluß ausüben. Gewiß hat Frankreich in Vergangenheit und Gegenwart auf allen Gebieten der Künste und Wissenschaften hervorragende Männer aufzuweisen, aber ihr Wirkungsbereich beschränkt sich auf eine dünne Oberschicht; lebendiger Volksbesitz, wie unsere Größten, ist noch keiner geworden. Will man das wahre Frankreich kennen lernen, muß man mit dem Grundirrtum brechen, daß in dem weltstädtischen, auf die Bedürfnisse eines internationalen Gesellschaftslebens berechneten Paris französisches Wesen am reinsten in die Erscheinung trete. Wohl vermag diese Kulturzentrale dem empfänglichen Fremden die erlesensten Genüsse zu spenden und ihn mit ihren zauberischen Reizen darüber hinwegzutäuschen, daß hinter ihrer

Digitized by Google

glitzernden heiteren Oberfläche das einförmige Grau und die gähnende Leere eines ganzen Landes sich birgt. Vergegenwärtigt man sich noch die beispiellose Weltstellung der Pariser Presse und Literatur, die ausschließlich den Anschauungen und Wünschen gewisser Cliquen Ausdruck geben und mit Verachtung auf alles was „Provinz" heißt (wozu auch ein Teil der Hauptstadt selbst gehört), hinabsehen, so wird man sich nicht wundern, daß die Gleichung Paris = Frankreich so zäh ihre Geltung zu bewahren weiß und die Vorzüge des Pariser Lebens noch immer ohne Bedenken als Eigenschaften von ganz Frankreich betrachtet werden. Wie sehr aber durch solche unberechtigte Verallgemeinerung der eigentliche Charakter der französischen Kultur verschleiert und die Wirklichkeit zugunsten eines herkömmlichen Trugbildes verfälscht wird, weist A. Lien überzeugend nach, indem sie die sozial wichtigsten Stände und Berufe (Bauern, Kleinstädter, Arbeiter, Angestellte, Gewerbtreibende, Beamte) auf ihre Besonderheiten, ihre Leistungen und Ziele hin kritisch prüft und ihren Anteil am kulturellen Leben zu ermitteln sucht. Weitere Abschnitte handeln von der Frau, der Ehe, der Mode (ein Kapitel, das besonders deshalb lesenswert ist, weil es die vielgerühmte Eleganz der Französin in die rechte Beleuchtung rückt), dem Bildungswesen, dem Theater, dem Neu-Katholizismus.

Das Gesamtergebnis dieser Untersuchungen ist geradezu niederschmetternd. Allenthalben begegnet unter dem leichten Firnis einer äußerlichen Zivilisation eine kaum vorstellbare kulturelle Rückständigkeit, ein „vollkommener Mangel an Initiative, die sklavische Hingebung an Bräuche und Gesetze, die ihren eigentlichen Sinn längst verloren haben und sich dennoch unerschütterlich erhalten".

Für die Lebenskraft und die Kulturhöhe des einzelnen wie der Völker ist es ein untrügliches Kennzeichen, wie sie ihr Verhältnis zum Problem der Arbeit zu regeln wissen. Für den Durchschnittsfranzosen ist sie eine Last, die er als Naturnotwendigkeit mit stumpfer Gelassenheit trägt, bis seine Vermögenslage es ihm gestattet, sie abzuwerfen. Sein Ideal ist das Drohnendasein des mit wenig Witz und viel Behagen im engen Zirkeltanz sich drehenden Rentners. Diesem Ziel zuliebe verzichtet er willig Jahre hindurch auf die Annehmlichkeiten einer besseren Lebensführung, beschränkt er die Kinderzahl, um, falls er selbst jenen Gipfel

Digitized by Google

irdischer Glückseligkeit nicht mehr erklimmen sollte, seinen Nachkommen den sozialen Aufstieg nach Möglichkeit zu erleichtern. Sein Handeln wird völlig durch materielle Gesichtspunkte bestimmt. Die Freude des Deutschen am Schaffen um des Schaffens willen ist ihm fremd und unverständlich. Er haßt den Fortschritt, weil er eine Erhöhung der Tätigkeit, eine Umgestaltung der einmal festgesetzten Lebensordnung, ein Aufgeben liebgewordener Gewohnheiten erheischt. Begreiflicherweise steht dieser engherzige Egoismus dem sozialen Gedanken durchaus ablehnend gegenüber. „Leute, die ganz schüchtern gewisse Forderungen stellen, wie z. B. nach einer Sozialversicherung, nach Krankheitsurlaub, nach anständigen Arbeitshäusern usw., werden als „Anarchisten" gebrandmarkt". Sogar die Sonntagsruhe hat sich nur zögernd und keineswegs allgemein durchgesetzt. So ergibt sich die seltsame Tatsache, daß das fruchtbare, von einer intelligenten, künstlerisch veranlagten Bevölkerung bewohnte Frankreich auf allen Gebieten Zustände aufzuweisen hat, die bei uns „Barbaren" längst der Vergangenheit angehören. Es handelt sich dabei gar nicht um gewisse äußere Einrichtungen, wie öffentliche Gesundheitspflege, Post und Eisenbahnwesen, in denen sich der Franzose uns unfaßbare Mißstände und Beschränkungen gefallen läßt; nein, das gesamte geistige Leben auf dem Lande und in den Städten zeigt, von verschwindenden Ausnahmen abgesehen, eine klägliche Enge und erschreckende Inhaltslosigkeit. Der gesellschaftliche Verkehr ist wenig entwickelt und reine Formsache. „Gastfreundschaft im Sinne des Deutschen oder Engländers ist eine Blume, die auf Frankreichs Boden nicht gedeihen will." Um die Bildung selbst der besseren Kreise ist es schlimm bestellt, was nicht weiter befremdet, wenn man erfährt, welche Staatsaktion das Bücherkaufen in Frankreich bedeuten kann. Die hauptstädtischen Zeitungen und Zeitschriften sind in der Provinz beinahe unbekannt. Caféhaus, Frauen, Spiel — in diesem einförmigen Kreis bewegt sich das Interesse des erholungsuchenden Bürgers und Beamten.

Daß diese Dürftigkeit dem oberflächlichen Beobachter nicht sogleich zum Bewußtsein kommt, verdankt der Franzose der angestammten Anmut und Sicherheit seines Auftretens und der erstaunlichen Herrschaft über den sprachlichen Ausdruck, auf dessen Pflege die französische Volksschule das größte Gewicht legt. So sympathisch diese Eigenschaften auch berüh-

Digitized by Google

ren, kulturell wertvoll werden sie doch nur, wenn sie die Ausdrucksform einer allseitig entwickelten, sittlich reifen Persönlichkeit bilden. Gerade Frankreich bietet das abschreckende Beispiel, in welche Wahnvorstellungen die suggestive, durch Selbstzucht nicht gebändigte Freude an der blendenden Phrase ein reichbegabtes, zu nachdenklichem Skeptizismus neigendes Volk hineintreiben kann. Daß sein Land das freieste höchstkultivierte der Welt, Spenderin und Hüterin der heiligsten Güter der Menschheit ist, gilt dem Franzosen als unumstößlicher Glaubenssatz, von dessen Wahrheit er so felsenfest überzeugt ist, daß keine noch so offentsichtlich damit im Widerspruch stehende Tatsache ihn irremachen kann. Wer das Instrument dieser nationalen Phraseologie geschickt zu spielen versteht, wie die gegenwärtigen Machthaber, dem jubelt er in blinder Begeisterung zu und bringt ihm willig die schwersten Opfer, ohne in seiner naiven Wortgläubigkeit auch nur zu ahnen, daß er die Beute gewissenloser, selbstsüchtiger Parteipolitiker werden könnte.

„Verderbtheit bei den Regierenden, Schlendrian der Gewohnheit bei den Regierten" — an diesen beiden Krebsschäden krankt der französische Staat. Nur eine sittliche Wiedergeburt des ganzen Volkes, eine Erneuerung an Haupt und Gliedern vermag dem drohenden Verderben Einhalt zu tun. Wird die furchtbare Heimsuchung dieses Krieges Genesung bringen oder die Übel unheilbar machen? An der Antwort hängt Frankreichs Schicksal.

Notizen

Japan und Deutschland

Wie die Japaner jetzt über Deutschland denken, erhellt aus Äußerungen der Presse wie der folgenden: „In Europa tobt ein Krieg wie noch nie in der Welt. Fast alle Großmächte der Erde sind daran beteiligt. Trotzdem er schon über ein Jahr dauert, ist noch keine Entscheidung erfolgt. Von dem Sieg oder Unterliegen der einen oder andern Partei hängt die wichtigste politische und wirtschaftliche Umwälzung ab. Asquith sagt, daß England bis zum letzten Mann und letzten Sen kämpfen werde. Wie es aber jetzt aussieht, ist Deutschland sicher nicht der Verlierer. Trotzdem es gegen Rußland, England, Frankreich, Italien, Belgien und alle die Andern zu kämpfen hat, ist es kaum zu überwinden, höchstens wird der Krieg unentschieden enden. Ob nach dem Krieg die Mächte ungeheuerlich weiter rüsten und wieder Bündnisse und Gegenbündnisse schließen werden, kann man noch nicht wissen. Weil auch Japan für die eine Seite eingetreten ist und am Krieg teilgenom-

Digitized by Google

men hat, sind wir auch selbst am Ausgang mit interessiert. Deshalb müssen wir, um die ganze Sachlage klar zu erschauen, zu verstehen suchen, worin die wahren Gründe für Deutschlands Kraft liegen. Deutschland kämpft fast ganz allein fast gegen die ganze Welt und ist dennoch bisher nicht unterlegen. Vielleicht liegt gerade darin der Hauptgrund seiner Stärke. Es ist noch nicht so lange her, daß Deutschland noch ein reiner Agrarstaat war, der erst vor kurzem seine Einheit erlangt hat. Man kann seine Gesinnung und seine Gefühle gar nicht hoch genug in Rechnung stellen, wenn man bedenkt, daß ein so junger Staat gegen die ältesten Großmächte der Erde kämpft. Ferner ist sehr hoch anzuschlagen, daß es niemanden hat, auf den es sich verlassen kann, als sich ganz allein. Aber der kriegerische Geist seiner Bewohner, auf den allein es sich verlassen muß, ist ungeheuer groß. Hoch und niedrig arbeiten einmütig zusammen, die Quellen für Wohlstand und Macht des Landes wie die wissenschaftliche Erkenntnis zu vermehren. Deutschlands Klima ist stürmisch und ungünstiger als die aller andern Länder Europas. Die Natur hat es stiefmütterlich bedacht, und dazu haben zahlreiche Kriege seit Napoleons Welteroberungsplänen den Wohlstand des Landes mitgenommen. Aber in kaum einem halben Jahrhundert hat es sich von seiner früheren Kümmerlichkeit zu seinem jetzigen Glanz erhoben und hat es seinen Aufschwung erlebt, wie er unter allen Völkern niemals seinesgleichen gehabt hat. Das ist einzig und allein die Frucht des einmütigen Zusammenarbeitens des ganzen Volkes. Wollen wir die Grundlagen von Deutschlands wahrer Kraft erkennen, so müssen wir folgendes bedenken: Sein Handel beträgt mehr als 10 Milliarden Yen, es hat schon den Handel Frankreichs und Rußlands überholt und ist im Begriff, auch den des früher gewaltigen England zu überholen. Es steht jetzt an zweiter Stelle in der Welt. Die Ersparnisse des einzelnen machten vor kaum 50—60 Jahren noch nicht 20 Yen auf den Kopf aus, heute betragen sie mehr als 100 Yen. Damit stehen die Deutschen am höchsten unter allen Völkern der Welt. Die Zahl seiner Schiffe beträgt heute über 3 Millionen Tonnen, die höchste Tonnenzahl nach der englischen. Der Umfang seines Eisenbahnnetzes, die Ausbeute an Mineralen und anderen Erzeugnissen stehen etwa den englischen gleich. Steinmann-Bach, der die wirtschaftlichen Verhältnisse aller Völker verglichen hat, schätzt das deutsche Volksvermögen heute auf 188 Milliarden Yen, das englische auf 150, das französische auf 112, so daß also die Deutschen weitaus an erster Stelle stehen. Palmerston, der nach den napoleonischen Kriegen Berlin besuchte, nennt Deutschland ein unentwickeltes, nur von der Landwirtschaft lebendes Volk, dessen Industrie und Handel keiner Erwähnung wert seien. Und in kaum 60 Jahren hat es die obigen staunenswerten Fortschritte gemacht. Was würde Palmerston wohl sagen, wenn er wieder auf die Erde kehrte und die heutigen Zustände sähe? Aber nicht nur Palmerston, sondern alle Völker der Erde müssen über diese ungeheuer raschen Fortschritte erstaunen. Und das gleiche gilt von der Volksvermehrung.

Digitized by Google

Noch 1870 zählte das ganze deutsche Volk nicht mehr als 40 Millionen, heute nach 40 Jahren schon über 80 Millionen, es hat sich also um 50 % vermehrt. In derselben Zeit hat sich die englische Bevölkerung von 31 auf 43 Millionen, also um 30 %, vermehrt. Dagegen ist sich die französische Volkszahl in dieser Zeit fast gleich geblieben. Die deutsche Vermehrung ist aber gerade in der letzten Zeit besonders rasch fortgeschritten. Von 1820—1885 betrug die jährliche Vermehrung durchschnittlich 8900 Menschen, von 1890 bis 1895 15 000, auf eine Million, das heißt in den letzten Jahren vermehrt sich das Volk jährlich um 900 000, das englische höchstens um 500 000. Das ist aber nicht alles; denn außer den 60 Millionen in Deutschland leben in der Welt noch weitere 30 Millionen Deutsche, im übrigen Europa 17, in Nordamerika 11, in Mittel- und Südamerika 600 000, in Asien, Afrika und Australien 400 000, zusammen also 90 Millionen. Somit ist der Einfluß der deutschen Rasse in der Welt ungeheuer groß.

Wenn der heutige Krieg so fortgeht und endet, wie es bis jetzt gegangen ist, dann muß Deutschlands Zukunft wirklich etwas zu Fürchtendes werden.

Unter diesen Umständen hat unser Volk allen Anlaß, die große sich anbahnende Umwälzung in der Welt mit weit offenen Augen zu beachten, ob sie nun Regierung oder Regierte sind, oder welcher politischen Partei sie auch angehören mögen. Wir alle, Staatsmänner oder Krieger, Gewerbetreibende oder Gelehrte, haben so gründlich wie nur möglich die deutschen Zustände zu studieren und dann gleich den Deutschen nach vollem einmütigen Zusammenarbeiten des ganzen Volkes zu streben.

Wie soll sich zu dem Deutschland, das dem 20. Jahrhundert die Bahnen weist, Japan stellen? Muß es ein solches Land nicht freudig begrüßen? Schwerlich allerdings wird die herkömmliche auswärtige Politik, die nur immer von der Hand in den Mund lebt, es freudig begrüßen. Aber vom Standpunkt einer modernen auswärtigen Politik, die auf den Wettkampf mit dem Starken angelegt ist, müssen wir Deutschland eine freundliche Feindeshand entgegenstrekken und als unlieben lieben Gast willkommen heißen. Die meisten Minister des Äußeren in der Welt glauben allerdings, es dürfe kein anderes Land stärker sein als das eigene, immer müsse man dem Nachbar als der Überlegene, mit der Macht des Stärkeren gegenübertreten. Das war insbesondere die Anschauung der englischen Politik. Aber wenn ich mit einem starken Feind ringe, werde ich selbst stark; wetteifere ich dagegen mit einem schwachen Rivalen, so werde ich selbst schwach. Das gilt wie für den Einzelmenschen so auch für die Politik der Staaten. — Die Helden in der Welt sind dazu da, damit wieder Helden geboren werden; die starken überlegenen Völker dazu, daß wieder andere starke Völker geboren werden. Für Japan sind Rußland, England, Frankreich, Italien schwach geworden, weil Deutschland so stark ist. Und weil Deutschland so stark ist, muß es der Wettbewerber werden, mit dem Japan ringen muß, und damit hat Japan zum erstenmal die Gelegenheit, selbst stark zu werden.

Digitized by Google

Frankreich und Wir

Aus dem Kriegsfieber von 1906 reifte die französische Jugend heran, die den heutigen Krieg trägt. Die Wurzeln ihres Tatendrangs waren der laut verkündete Ruhm jüngster Kolonialkriege und der Stolz auf die Kunst des hommes-oiseau, die damals noch als französische Kunst par excellence galt. Bindung und Anschluß erstrebte sie in der Gemeinschaft des Staates und der festen Organisation der Kirche; ihre Kraft zog sie aus der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, der Zeit des großen Ludwig, Bossuets und Pascals, Racines und Boileaus. Die Grundzüge dieser Entwicklung hat Eduard Wechßler in zwei Vorträgen gezogen, die, zu einem kleinen Bändchen vereinigt, bei Diederichs (Jena) erschienen. „Diese katholisch und königstreu gesinnte Jugend war im Volksganzen nur eine kleine Minderheit; aber voll Entschlossenheit und Selbstvertrauen, noch durch keine Erfahrung enttäuscht; geleitet von leidenschaftlichen Parteiführern, angriffslustig und demnach der kriegerischen Zeitlage gewachsen. Und sie hatte für sich die kleine, aber in der Provinz mächtige Partei der Royalisten und überdies die kampfgeübte klerikale Geistlichkeit. Zahlenmäßig hatten die Anhänger der Republik und des Friedens, die arbeitenden Bürger und Bauern, zweifellos die Mehrheit. Aber ihre Vorkämpfer waren unter sich uneins und entbehrten des festen Glaubens an sich und ihre Sache, die mit allen Sünden der dritten Republik und ihrer Ausbeuter belastet war. Eines nur scheint noch ungeklärt: wie der Verband der Gewerkschaften, die allmächtige Confédération générale du travail, sich in diese Bewegung hat hineinreißen lassen. Dieser Verband war ja sozialistisch, international und ausgesprochen pazifistisch gesinnt. Ehrgeizige Führer wurden ins Ministerium aufgenommen: So war Millerand wiederholt Kriegsminister zwischen Januar 1912 und heute. Doch aufrecht blieb trotz allem nur Jean Jaurès: er mußte seine Überzeugungstreue mit dem Tode büßen. Schließlich wurde jeder zur Teilnahme gedrängt. Auf der einen Seite standen, die sich Patrioten oder Nationalisten nannten: die Militaristen, Klerikalen und Royalisten; auf der anderen die Kosmopoliten, Pazifisten, Sozialisten und echten Republikaner. Dieser Kampf war bald entschieden. Leidenschaft siegte über Lauheit, romantisch verklärte Ideale über eine abgewirtschaftete und im Grunde von allen verachte Regierungsform. Unter dem Drucke der Zeitlage und einer englisch-französischen Presse, die ihr möglichstes tat, konnte die Entscheidung nicht zweifelhaft sein. Wie weggeblasen waren Pazifismus, Antimilitarismus und andere weltbürgerliche Bestrebungen, die über die Landesgrenzen hinweg einen friedlichen Verband aller gesitteten Völker anbahnen wollten. So jäh hat das geistige Frankreich die Farbe gewechselt."

„Und die Schneide dieser neugeschärften Staatsgesinnung wendet sich gegen Deutschland. Das Deutsche Reich Wilhelms II. soll die Kraft des neuen Geistes an sich erfahren. In einer Tat will das durch seine Jugend erneuerte Frankreich sich bewähren und mit zwei Provinzen den alten Vorrang zurückgewinnen. Um die Zeit der Marokkofrage löste man in Frankreich auch die Bande gemeinsamer wissenschaftlicher Beziehungen und Ar-

Digitized by Google

beiten, die uns Deutsche mit ihm verknüpften. Damals vollzog sich eine Abschließung auch gegen das geistige Deutschland, ein Schutzzollsystem des französischen Denkens, das in feindlicher Abwehr nur auf sich selbst gegründet sein wollte." „Von unserem rastlosen Schaffen und geistigen Wachsen wußte Frankreich nichts und will seine Tageszeitung nichts wissen." „Denn eines fehlt uns und wird uns immer fehlen: Die Kunst, unsere Arbeit mit zündenden Schlagworten zu preisen. Die wuchtige Tat steht uns Deutschen allezeit vor dem beschwingten Wort."

Mißstimmung in Italien gegen England

Für die Mißstimmung in Italien gegen England charakteristisch ist eine Äußerung des Neapler „Mattino" vom 4. Januar zur Wehrpflichtfrage: „Die englische Krise, die zu einer Tatsache geworden, ist beklagenswert. Wir haben zu wenig Verbindung mit den englischen Kreisen, um uns eine deutliche Vorstellung machen zu können von dem, was in der Seele des englischen Volkes vor sich geht, die von allen unseren Verbündeten uns am fremdesten ist. Aber zu sehen, daß nach 16 Kriegsmonaten das Land, welches die anderen zu dem europäischen Kreuzzug gegen die Zentralmächte aufgerufen hat und das in diesem Augenblick den größten Gefahren entgegengeht, sich noch nicht in den Ernst der Lage finden und zu einem konkreten Plan gelangen kann, ist ein seltsames und beunruhigendes Schauspiel. Der Leichtsinn, mit dem sich England in das Kriegsabenteuer gestürzt hat, ist noch nicht überwunden. England hat Geld und Schiffe, es könnte auch Truppen haben, wenn es nicht an wirklichen Staatsmännern fehlte. Je länger die augenblicklich im englischen Kabinett herrschenden Zustände dauern werden, um so mehr wird man zu der Überzeugung gelangen, daß schließlich die Entente zwar siegen, das englische Prestige aber für immer verloren sein wird." Bei solcher Lage der Dinge nimmt es nicht wunder, daß Guglielmo Ferrero (der Verfasser einer Geschichte Altroms), laut „Secolo" vom 3. es für notwendig erachtet, daß in dem Vierverband fortan Frankreich führend sein solle, das der gemeinsamen Sache unzählige Opfer gebracht und die verbündeten Mächte vor einem unheilbaren Schaden bewahrt habe.

Literatur

Erinnerungen einer chinesischen Hofdame. Die Geschichte der chinesischen Revolution, die jetzt durch die Wiederaufrichtung des Kaisertums eine neue, freilich keineswegs überraschende Wendung genommen hat, wird sich zweifellos, wenn einmal eine wahrheitstreue Darstellung vorliegt, als ein bedeutendes Kapitel im Befreiungskampfe des menschlichen Geistes erweisen. Für uns Miterlebende ist es leider fast unmöglich, aus den spärlichen widerspruchsvollen Nachrichten den wirklichen Stand der Dinge zu erkennen, die eigentlich treibenden Ideen zu verstehen und über die Charaktere und

Digitized by Google

Ziele der leitenden Persönlichkeiten ein einigermaßen unparteiisches Urteil zu gewinnen. Auch die Vorgeschichte dieser Reformbewegung ist für uns noch reichlich dunkel. Schemenhaft tauchen aus phantastischem Hintergrunde die tragischen Gestalten der letzten Selbstherrscher des uralten Mandschureiches auf, deren unfruchtbarer Konservativismus die zerstörenden Geister des Umsturzes entfesselt hat. Wohl besitzen wir über ihr Wesen und Leben manch farbigen, aus Dichtung und Wahrheit wunderlich gemischten Bericht; aber sein wahres Gesicht hat der chinesische Hof, dieses geheimnisvolle Allerheiligste eines geheimnisvollen Landes, vor den neugierigen Blicken der Fremden wie der eigenen Untertanen allezeit ängstlich verhüllt. Nur der engste Kreis der Vertrauten durfte hinter die pomphaften Kulissen dieses steifen Puppentheaters treten und unter der starren Maske des gottgleichen Herrschers das freud- und leidvolle Menschenantlitz schauen. Zu diesen Bevorzugten gehörte Prinzessin Der Ling, die in den Jahren 1903 bis 1905 die erste Hofdamenstelle bei der regierenden Kaiserinwitwe Tsi-hi bekleidet hat. Ihre kürzlich unter dem Titel „Zwei Jahre am Hofe von Peking" erschienenen Erinnerungen (Dresden, H. Minden) geben ein höchst anschauliches, mit fraulicher Sorgfalt und Anhänglichkeit ausgemaltes Bild von den seltsamen Einrichtungen und Gebräuchen des Pekinger Kaiserhofes und lassen zugleich den Charakter jener willensstarken Fürstin in neuem günstigerem Licht erscheinen. Freilich vermag auch die Verfasserin, die als Tochter eines der fortschrittlichsten Mandarinen seiner Zeit eine abgeschlossene europäische Erziehung genossen hatte und den modernen Ideen zuneigte, den unüberwindlichen Abscheu der Kaiserin vor allen fremdländischen Neuerungen und ihr unbeugsames Festhalten an der altchinesischen Tradition nicht in Abrede zu stellen. „Ich bewundere die Ausländer in mancher Hinsicht", bekannte eines Tages Tsi-hi, „z. B. ihre Flotten, Armeen und Maschinen, aber was die Zivilisation anbetrifft, finde ich, daß China ohne Frage das erste Land der Welt ist." Der kühne Gedanke Der Lings, auf die Gebieterin im Sinn der Reformer einwirken zu können, erwies sich gar bald als ein schöner Traum. Das Unfehlbarkeitsbewußtsein der Autokratin duldete nur schweigenden Gehorsam. „Oft denke ich, daß ich die klügste Frau bin, die jemals gelebt hat. Andere können sich mit mir nicht vergleichen. Ich habe viel von der Königin Victoria gehört, aber ich finde, daß ihre Regierung nicht halb so vielseitig und ereignisreich wie die meinige gewesen ist." Immerhin weiß die Verfasserin von der lebensklugen Herrscherin, deren erklärter Liebling sie war, manch verständiges Wort, manch schönen Zug zu berichten und Teilnahme für die in all ihrer Machtfülle und Krösuspracht einsame und sorgengequälte Frau zu wecken. Mit höchster Verehrung spricht sie von dem reformfreundlichen Schattenkaiser Guang-sü. Von besonderer Bedeutung sind die Mitteilungen über den Boxeraufstand, dessen Ausschreitungen die Kaiserin tief bedauert hat. Auch über chinesisches Wesen im allgemeinen hat das Buch viel Beachtenswertes zu sagen.

Dr. W. St.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Prof. Dr. Karl Hönn, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 30a. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 28. Januar 1916 • Heft 5

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh, Paul Rohrbach und Philipp Stein

Der Friedenswille des Schwiegervaters

Von Prof. Dr. Ernst Jäckh

Der Krieg, in dem wir stehen, ist Umwerter alter Werte, auch in der Stellung der kleinen Staaten zu den großen Koalitionen, nicht nur für die Entscheidungen des Kampfes, sondern auch für die Gestaltung des Friedens. Das sehen wir diesmal an dem König von Montenegro, dem Schwiegervater des serbischen Königs, des italienischen Königs, des russischen Kriegs-Großfürsten — und der deutschen Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz. Der vielverschwägerte und vielverwandte König Nikolaus betätigt einen entschlossenen, klugen Friedenswillen; mit welcher Berechnung zunächst für sich, das mag eine Betrachtung sagen, die ich vor mehr als drei Jahren veröffentlicht habe (im Balkankrieg, als der erfolgreiche Montenegriner das albanische Skutari gegen den Willen der Großmächte gewonnen hatte) — eine Betrachtung, deren Kern jetzt zur Erfüllung zu reifen scheint:

*

König Nikolaus von Montenegro und König Peter von Serbien sind fast gleich alte Männer — der erste ist 72jährig, der andere 69jährig; aber diese drei Jahre Unterschied haben es nicht gehindert, daß der Serbe der Schwiegersohn des Montenegriners geworden ist. Nikita war noch keine 20 Jahre, als er schon die Herrschaft übernahm und Hochzeit machte; Peter war schon fast 40 Jahre, als er die Tochter des damals noch fernen Blutsverwandten heiratete. Damals war Serbien und Montenegro durch die dazwischenliegende Türkei getrennt; nach dem Balkankrieg werden diese beiden jungen serbischen Königreiche aneinander grenzen und an-

Digitized by Google

einander stoßen — und vielleicht auch einmal gegeneinander stoßen. Das Ziel eines „Großserbien" schwebt beiden Teilen vor: dem Schwiegervater an der Adria mit seinen bisher 2½ hunderttausend Montenegrinern und dem Schwiegersohn an der Donau mit seinen 2½ Millionen Serben. Daß beide Völker der gleichen Rasse, der gleichen Sprache und der gleichen Kirche angehören, ist bekannt; nur die Dynastien sind verschieden und bilden ein Hindernis trotz — oder gerade wegen — ihrer Verschwägerung. Der Einmarsch der Serben in der alten serbischen Zarenstadt Üsküb hat den serbischen Schwiegersohn großserbischen Zielen und Plänen nähergebracht; der Einzug der Montenegriner im albanischen Skutari soll dem montenegrinischen Schwiegervater die Zukunft sichern. Serbische Politiker machen kein Hehl daraus, daß — so oder so — ein einziger Königsthron für Großserbien genüge und daß der Tag komme, an dem zwei Throne sich als zu viel erweisen. Die österreichische Politik setzt eine solche Möglichkeit gleichfalls in ihre Rechnung ein und hat bereits die Maßregeln beschlossen, die sie im österreichischen Interesse für notwendig hält, falls Serbien über Montenegro weg an das Adriatische Meer vorrücken sollte. Einer solchen österreichischen Intervention wollen andererseits Serbien und Montenegro wiederum begegnen durch den Versuch einer serbisch-montenegrinischen Union, die aber auch in serbischen Kreisen nur als die Vorbereitung zu einer serbischen Alleinherrschaft beurteilt wird. Aber die heimischen Bauern Montenegros träumen ihrerseits von einem serbischen Großmontenegro, das sich bis nach Albanien hinein und bis nach Serbien hinüber weiten müsse. „Die Zarin des Balkans" — so hat der montenegrinische König eines seiner Epen betitelt: diese „Zarin des Balkans" soll seine Familie und sein Volk werden — beides bleibt ja identisch in der montenegrinischen Sippe, in der sich König und Bauer duzen, in der auch die Frauen in den Kampf ziehen als Train und Tragtier. Das montenegrinische Selbstbewußtsein veranschaulicht jene Anekdote, die in den Schwarzen Bergen durch die Hütten der Hirten stolziert: als Bismarck einmal von einem Diplomaten gefragt wurde, wann es Krieg gebe, habe er geantwortet: „Fragen Sie den Fürsten von Montenegro!" Der Beginn des Balkankrieges, den tatsächlich der Montenegriner erzwungen und eingeleitet hat, scheint diesen Scherz zur Bedeutung des Ernstes zu erheben. Einst hat ein einziges großserbisches

Digitized by Google

Zartentum auf dem Balkan bestanden, und das Gebiet, das wir heute Montenegro nennen, war als Fürstentum Zeta von diesem slawischen Großserbien abhängig. Dann ist jenes Serbien durch den türkischen Ansturm zerbrochen und zertreten worden, und die Schwarzen Berge Montenegros drüben boten flüchtigen Serben und vorbereitenden Gedanken Zuflucht. Über die montenegrinischen Häuptlinge erhob sich der Stamm, dessen jetzt 700jähriges Wachstum in diesem König Nikolaus von Montenegro die Blüte einer starken und klugen, zähen und zielklaren Persönlichkeit erreicht hat. Ein halbes Jahrhundert hat er drangesetzt: Verwandtschaft mit dem deutschen Haus Mecklenburg-Strelitz, mit einem russischen Großfürsten, mit einem italienischen König hat er erreicht, und ein Besuch beim deutschen Kaiser und der Reihe nach Freundschaftsgelder vom österreichischen Kaiser, vom russischen Zaren und vom türkischen Sultan und schließlich eine Flottendemonstration sämtlicher sechs Großmächte, und nun auch noch die gewaltigen Truppenbewegungen in Österreich. Väterchen „Nikita" scheint sich zu einem „Nikolaus" dem Großen ausgewachsen zu haben ... Drüben in Belgrad verschwindet der kränkliche, kleinliche König Peter, der Herrscher von Soldatengnaden ... Der montenegrinische Schwiegervater hat sich einen serbischen Schwiegersohn herangezogen: wem mag einmal das großserbische Erbteil verbleiben oder zufallen? Diese Frage wird jetzt auch in Skutari gestellt und ihre Entscheidung wird auch die künftige Entwicklung beeinflussen.

*

Diese dreijährige Frage, wem ein großserbisches Erbteil verbleiben oder zufallen soll, mag jetzt den montenegrinischen Schwiegervater des serbischen Schwiegersohnes zum Friedenswillen bestimmt haben — mit der Hoffnung aus montenegrinischen Resten, serbischen Trümmern und albanischen Zutaten ein neues Montenegro sich zu sichern: kleiner als das vorher geträumte Groß-Serbien, aber doch größer als das bisher beherrschte Klein-Montenegro. Ein größeres Montenegro dem Inhalt nach, aber doch ein anderes Montenegro dem Wesen nach: ohne den beherrschenden Berg Lowcen und ohne den öffnenden Hafen Antivari, ohne seine bisherigen politischen Sicherungen und strategischen Stärkungen, also kraftlos und gefahrlos; und mit serbischem Gepäck beladen und mit albanischer Last beschenkt. Aber doch ein größeres Montenegro — mag der

Digitized by Google

König rechnen: und das einzige, übrige Serbien! Zwischen dem siegreichen Österreich-Ungarn, dem siegreichen Groß-Bulgarien (das den Zentralmächten verbündet ist) und einem erfolgreichen Groß-Griechenland (das dermaleinst an Österreich-Ungarn grenzen kann, und je länger, je mehr den Zentralmächten zuneigen muß). Also auf einem Balkan im Sinne von „Mitteleuropa": aus dem das geographisch ferne Rußland auch politisch endgültig ausscheidet und in dem das überseeische Italien schließlich verloren hat; auf einem Balkan, der den selbständig gewordenen Balkanvölkern von Groß-Bulgarien und von Groß-Griechenland gehört, die durch ihre politischen und wirtschaftlichen Interessen in die Linie des deutsch-österreichisch-ungarisch-türkischen Zusammenhangs gewiesen werden müssen. Also auch das neue, andere, größere Montenegro — so mag der rechnende König schließen: der groß-serbische Schwiegersohn ist gefallen mit dem Vierverband; es lebe der groß-montenegrinische Schwiegervater mit dem Vierbund! So hat er kapituliert und so verhandelt er für sich und seine Dynastie.

75 Jahre alt ist dieser König Nikita. Der Kronprinz Danilo ist mit einer deutschen Prinzessin verheiratet: der Schwester des regierenden Großherzogs von Mecklenburg-Strelitz; aber ohne Kinder. Der zweite Prinz, Mirko, hat eine Frau aus einem serbischen Woiwodenhaus und drei gesunde Söhne, von denen der älteste zehn Jahre zählt. Vielleicht, daß der im Grund deutschfreundliche Danilo einen Mirkosprossen adoptiert....

Auf dem Bauernschloß in Cetinje horstet jetzt der österreichisch-ungarische Doppeladler — zum ersten Male ein siegreicher Feind und Fremdling, seit Cetinje auf und zwischen den Bergen liegt; und in Podgoritza nistet noch der flügellahme Falke Montenegros: der König hat die Unterhändler Österreich-Ungarns erbeten und erwartet sie; Deutschland, das mit Montenegro sich nicht im Kriegszustand befindet, hat auch an den Friedensverhandlungen keine Beteiligung... In Rom und in Petersburg herrscht begreifliche Bestürzung über den Entschluß des gemeinsamen Schwiegervaters von Viktor Emanuel und von Nikolai Nikolajewitsch: mit ihm ist der letzte Brückenkopf der italienisch-russischen Balkankonstruktion — und damit dieser selbst — gestürzt. Wiederum veranschaulichen Bahnprojekte auch politische Tendenzen: die russisch-italienische Verbindungslinie Nisch—Adria sollte als serbisch-montenegrinischer Quer-

Digitized by Google

riegel und Sperrbalken die deutsch-österreichisch-ungarischen Zusammenhänge durchschneiden und zertrennen. Heute ist Nisch bulgarisch und Antivari österreichisch; heute ist Serbien vernichtet und Montenegro abgefallen — und mittendurch braust sicher und siegreich durch vier verbündete Völker der Balkanzug Berlin—Nisch—Konstantinopel... Der kontinentale Zusammenhalt der inneren Linie siegt über die organische Trennung der äußeren Einkreisung.

Der Friedenswille des kleinen Königs macht den aller Welt greifbaren Eindruck — als das erste offene Bekenntnis eines Ententeverbündeten zur Niederlage des Vierverbandes und zum Siege des Vierbundes. So wirkt dieser Sonderfriedenswille in Griechenland wie in Rumänien, und so wird er auch sonst in der neutralen Welt gewertet, und so auch bei den Schwiegersöhnen über See in Italien und über Land in Rußland. Der montenegrinische Schwiegervater hat den Kriegswillen seiner Schwiegersöhne wiederholt in den Balkan hineingetragen, so gegen die Türkei, als er immer wieder den albanischen Aufruhr, wie später den balkanischen Krieg, entzündete: er löste als stärkster Willen von seiner fernen, bequemen Bergecke aus den ersten kleinen Stein, der schließlich als gewaltiger Steinschlag über den Balkan herniederdonnerte, lawinenartig wachsend, im albanischen Krieg, der den Balkankrieg herbeibrachte, der wiederum den Weltkrieg herbeiführte. Mag sein, daß der erste Kriegskönig auch zum ersten Friedensfürsten wird: gewiß — eine Schwalbe macht noch keinen Sommer; aber ein Zaunkönig mag das Loch der Lösung finden — und auch weisen für Nachfolger. Vielleicht erfüllt sich dann doch noch die Variation des montenegrinischen Bismarck-Wortes: „Fragen Sie Montenegro!"

*

Der Friedenswille des Königs von Montenegro war der Gegenstand dieser Betrachtung und bleibt das wesentliche Moment auch für die politische Beurteilung und Wirkung weiterhin — — wenn er selbst auch nachträglich der Durchführung seines Willens sich entziehen sollte oder vielmehr entzogen wird — durch den italienischen Schwiegersohn in die französische Schutzhaft! Das Schicksal Montenegros wird das gleiche bleiben — und die Wirkung der wirklichen Kapitulation und des vor der Welt bekannten Willens zur Unterwerfung desgleichen...

Digitized by Google

Die Wehrpflicht in England

Von Ferdinand Tönieß

Der (militärische) Verfasser des Artikels über „Conscription“ in der elften Ausgabe der Enyclopaedia Britannica (1910) schildert die großen wirtschaftlichen Erfolge des Deutschen Reiches als Folgen der allgemeinen Wehrpflicht. Es sei nicht mehr das technische Geschick des einzelnen Arbeiters, worauf es für die Industrie ankomme — denn mehr und mehr wird es durch Maschinen überflüssig gemacht —, sondern die Kraft organisierter Gesamtheiten zu dauernder gemeinsamer Anstrengung und für die Einheiten solcher Gesamtheiten sei nichts so notwendig, wie physische Gesundheit und die Kraft geistiger Konzentration. „Das sind aber gerade die beiden einheitlichen Faktoren, die durch die neuere Methode soldatischer Ausbildung entwickelt werden, und diese Methoden wiederum sind auf natürliche Art hervorgegangen aus den Bedingungen des Kriegsrechtes, die das System der Wehrpflicht geschaffen hatte.“ Die treibenden Kräfte, die dazu gehörten, das System dauernd zu sichern, seien vollauf wirksam geblieben, auch nachdem es sich in den großen Kriegen bewährt hatte. Zu diesen Kräften gehöre das Vorhandensein eines Adels, der zahlreich genug war für die Offiziersstellen und nicht reich genug, sich den Anforderungen solches Dienstes zu entziehen; es gehöre ferner dazu die Erinnerung an die wahre Tragweite eines Krieges; aber auch als diese schwächer geworden war, genügte als Stachel für die Jugend das Bewußtsein, daß die Nation, daß insonderheit auch ihr weiblicher Teil die Opfer vollauf zu würdigen wüßte, die von allen Ständen und Schichten gebracht werden mußten.

„Bei anderen Nationen haben diese treibenden Kräfte gefehlt. So war z. B. der russische Adel numerisch und intellektuell den Anforderungen, die durch allgemeine Wehrpflicht an ihn gerichtet wurden, nicht gewachsen; überhaupt hat Erfolg und Mißerfolg des Systems in genauem Verhältnis zu dem Grade, worin diese treibenden Kräfte verfügbar waren, gestanden.“ Der einsichtige Verfasser zieht die Folgerungen für England. „Der Mißerfolg“ — schließt er — „der Wehrpflicht, wenn sie auf die britischen Inseln angewendet würde, müßte aus der Tatsache sich ergeben, daß die Hauptbedingung (the principal factor) ihres Erfolges — nämlich das Bewußtsein davon, was ein Krieg mit sich bringen muß und

Digitized by Google

die Gefahr einer unmittelbaren Invasion — in das Volk nicht hineingebracht werden kann, so lange, als die britische Flotte ihre Vorherrschaft behält. Wenn die Flotte in der Lage ist, Invasionen zu verhindern, dann ist das Zwangssystem unnötig, wenn nicht, dann ist der einzige gangbare Weg, den Wählern durch einen Kursus particller militärischer Ausbildung die Folgen zum Bewußtsein zu bringen, die sich ergeben müssen, wenn sie fortfahren, solche Ausbildung zu vernachlässigen." — Wie sich der Verfasser das letzte gedacht hat, bleibe dahingestellt. Nicht gedacht hat er an die Möglichkeit einer Lage, wie sie sich wirklich gestaltet und die Gesetzesvorlage eines wenn auch unvollständigen Wehrzwanges durch den liberalen Ministerpräsidenten veranlaßt hat. An den Erwägungen, die dazu führten, hat die Sorge, daß die Flotte nicht stark genug sei, eine Invasion zu verhindern, vermutlich nur einen geringen Anteil; welcher Beweggrund hat den Ausschlag gegeben?

Im allgemeinen ist es offenbar genug ein Gefühl der Not und Notwendigkeit, und jene ein gemischtes Gefühl. Den unmittelbaren Erfordernissen des Krieges würde man sicherlich glauben, nach dem alten System, wie es neuerdings gehandhabt wird, genügen zu können, denn mit allen Mitteln der Werbung, die nicht solche des gesetzlichen und physischen Zwanges sind, ist beinahe von Anfang an, in verstärktem Maße dann durch die Methode des Lord Derby, gearbeitet worden und zwar mit stattlichen Erfolgen. Wenn gleichwohl eine Regierung, deren Häupter grundsätzliche Gegner der „Conscription" und des Militarismus sind und ihre Volksbeliebtheit dieser Gegnerschaft mit verdanken, einen so schweren Entschluß faßt, so läßt die Tatsache zunächst darauf schließen, daß sie von einem mächtigen Strom der öffentlichen Meinung gedrängt wird; und was bewegt also die öffentliche Meinung, daß sie „gêrt wider ihre gêr", daß sie dem Drucke nachgibt, den freilich schon seit Jahren der mächtige Preßklüngel ausgeübt hat, der auf den Krieg gegen das Deutsche Reich planmäßig vorbereitete und die Rettung der britischen Volksherrschaft davon erwartete? —

Für die große Menge leichtgebildeter Zeitungsleser und Teetrinker, aus denen die öffentliche Meinung Englands hervorgeht, dürfte nur eine lebhafte und mit starken materiellen Interessen verknüpfte Furcht diese Umstimmung bewirkt haben, die zugleich eine Demütigung des nationalen

Digitized by Google

Stolzes bedeutet. Welcher Gedanke ist furchtbar genug für den Briten, der „in einem freien Lande lebt"? Der Gedanke an den Verlust Ägyptens und der böſere Gedanke an den Verlust Indiens! Daß dieſe Gedanken wie Geſpenſter umgehen, wird niemand bezweifeln, der weiß, wie oft wenigſtens Indien auch in ruhigen Zeiten die Jubiläumsſtimmungen, wie ſie im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts vorherrſchten, getrübt hat; und Ägypten iſt um Indiens willen erobert worden.

Daß auch dem Herrn Asquith und ſeinen Genoſſen, die ſich zum „Nationaldienſt" immer ſchon gewöhnt, anſtatt des häßlichen Wortes „Zwangsdienſt" zu ſagen, von dieſer Furcht ſich etwas mitgeteilt hat, darf für ſicher gelten.

Aber dieſe Herren glaubten an die Bewährung des Freiwilligkeits-Syſtems, in Verbindung mit der finanziellen Unterſtützung militäriſcher Großmächte. Dadurch hatte man ja auf dem Kontinent von jeher geſiegt; ja, bei dem ungeheuren Anſehn des „Präzedenzfalles" im engliſchen Bewußtſein, genügt der einzige Fall „Napoleon", um ſein Selbſtvertrauen hoch zu halten. Schon im Kriege gegen die Republik hatte man Werber in Dienſt genommen, denen alle Mittel der „Überredung" zu Gebote ſtanden; der Alkohol war das wirkſamſte und das crimping-Syſtem war berüchtigt. Wenn ſolche Mittel auch jetzt nicht verſchmäht werden, ſo iſt doch als zeitgemäßer und edler zugleich die ſchreiende Reklame anerkannt worden; mit ihr zuſammen hat der Appell an ſittliche Entrüſtung und ritterliche Gefühle auf diejenigen Elemente gewirkt, die ſolchen Beweggründen zugänglich ſind. Man irrt, wenn man wähnt, daß die britiſche Jugend des „Idealismus" unfähig ſei. Man kam freilich nicht damit aus; aber auch das Derby-Syſtem genügte ja noch der heilig gehaltenen Freiwilligkeit.

Und es wäre wohl gelungen, mit deſſen Ergebniſſen, wenn ſie in recht helles Licht geſetzt würden, die heimiſche Meinung zu beruhigen. Warum doch jener verhängnisvolle Sprung in den tauſendfach bekreuzigten Militarismus?

Den Bundesgenoſſen galt es zu beſchwichtigen, den ungeſtümen, leidenſchaftlich erregten, und doch unerbitterlich ſcharfſichtigen Freund jenſeits des Kanales, der fürwahr nicht ſeinem alten Gönner England zu Gefallen den Krieg erſtrebt hatte, ſondern um ſeiner ſelbſt willen, aber

Digitized by Google

in dem sicheren Vertrauen, daß der so oft treulos gescholtene Albion in wohlverstandenem eigenem Interesse diejenige Aktion für die wichtigste, ja für die allein wichtige halten werde, die angreifend die verlorenen Provinzen wiedergewinnen und der preußisch-deutschen Kriegsmacht auf Generationen hin der Garaus machen soll!

Frankreich weiß, bei aller Siegeszuversicht, daß ihm die Sache nicht leichter geworden ist, seit den Anfängen, da es wenigstens sein 1871 verstümmeltes Gebiet noch heil und ganz besaß. Trotz dieser Verschlechterung seiner Lage ist Frankreich (bis jetzt noch) völlig außerstande, seine Aufgabe als die der großen Verteidigung und Abwehr aufzufassen; es hieß ja die große Stimmung der heutigen Einigkeit preisgeben, denn diese ist nicht auf Lille und Laon, sondern auf Metz und Straßburg („qui bientôt redecicedra française", so las man in einem Artikel des „Figaro", der vor einigen Monaten den Jahrestag des 30. September 1681 feierte) gerichtet. Wie sollte die ehemals große Nation Ludwigs des Großen und Bonapartes sich für die Verteidigung des englischen Weltreiches interessieren? Nein, teurer alter Feind, „so haben wir nicht gewettet". „Munition brauchen wir, Geld brauchen wir, vor allem aber Soldaten, denn sie werden uns rar, und wir brauchen sie dringend für die endliche, die vierte, die große, die allergrößte, die entscheidende — Offensive! — Wir tun, was wir können, und euch wird es so sehr nützen, wie uns. Euch liegt es ob, auch zu tun, was ihr könnt, um uns zu nützen; nur durch die Wehrpflicht könnt ihr eurer Ehrpflicht genügen."

Herr Asquith, den man für einen Ehrenmann halten darf, wird sich dem Ehrengrunde nicht verschließen. Aber als Staatsmann wird er auch wissen, daß dringende Gründe vorhanden sind, die Stimmung des reizbaren Alliierten nicht noch mehr zu verderben als sie schon verdorben ist. Überdies hat er dem Lord Derby sein Wort gegeben, daß die verheirateten Männer nicht einberufen werden sollen, so lange noch eine nennenswerte Zahl von unverheirateten sich nicht zur Verfügung gestellt habe.

Gestritten wird nun, ob dem so sei, wie Derby, selbst ein eifriger Anhänger des Zwanges, behauptet hat. Sein Bericht, auf dem die Vorlage gegründet ist, wurde mit Spannung erwartet. „Die Bekanntgabe dieses Berichtes", sagt eine angesehene Wochenschrift („Der Neue Staatsmann" vom 8. Januar) „hat die Sache des Zwangsdienstes vollständig zugrunde

Digitized by Google

gerichtet." Der Verfasser des Artikels beruft sich darauf, es sei dem Lande versprochen worden, wenn nur eine verschwindende Minderheit brauchbarer lediger Männer noch bleibe, so solle vom Einschreiten der Gesetzgebung keine Rede sein. Er will beweisen, daß dieser Tatbestand vorliege. In dem Bericht sei die Zahl 650000 genannt (unbesternte, d. h. nicht zweifellos unbrauchbare ledige Männer). Aber in dieser Jahl sei eine große Menge „Unabkömmlicher, Toter, Krüppel, Idioten, Geistlicher und Ausgewirkter" enthalten, ferner alle die während der ersten 12 Monate sich gemeldet hatten und nicht genommen wurden; denn es sei äußerst unwahrscheinlich, daß diese sich, nachdem Lord Derby Rekrutierungsdirektor geworden sei, aufs neue gemeldet hätten. Deren Zahl schätzt der Artikel auf insgesamt 900000, und die Ledigen weiter auf 600000. Lord Derby hatte es abgesehen auf über 5 Millionen Männer in kriegsfähigem Alter; hierunter seien also 4,1 Millionen gewesen, die noch keiner ärztlichen Untersuchung sich gestellt hatten. Von diesen, so dürfe man als gewiß annehmen, seien 30% = 1230000 körperlich untauglich befunden worden, und davon würden 470000 ledig sein. Daraus nun, daß der Bericht die Zahl von 207000 angibt als die der schon untauglich befundenen Ledigen, wozu aber durch die noch aufgeschobenen Untersuchungen, nach Derbys eigener Schätzung, noch 104000 ebensolcher hinzukommen würden, schließt der Artikel, daß die früher Abgelehnten, mit verschwindenden Ausnahmen, nicht von neuem sich gestellt haben; denn man müsse die Zahl der untauglichen Ledigen auf mindestens 1070000 anschlagen. Daraus sei ferner zu schließen, daß unter jenen 650000 ungefähr 480000 Untaugliche seien; in dem Rest seien aber Lahme, Blinde, Geistliche usw. (wie oben) enthalten. Es dürften — meint dieser Schriftsteller — 50000 übrig bleiben, die unter das Zwangsgesetz fallen würden — das sei in der Tat eine verschwindende Minderheit gegen die $6\frac{1}{2}$ Millionen, die dem Rufe, sich zu stellen, gefolgt seien. Er schließt mit dem Ausdruck der Hoffnung, daß der Krieg zu Ende gehen werde, ohne daß ein einziger Brite zum Heeresdienst gezwungen würde. Dies sei nicht nur eine Sache des Stolzes, sondern der nationalen Einigkeit. „Wenn dieser Gesetzentwurf durchgeht, so wird sie nicht bestehen bleiben. Es wird so gut wie keinen gewaltsamen Widerstand geben — denn es wird jetzt keiner übrig bleiben, Widerstand zu leisten — aber die Millionen, deren

Digitized by Google

tiefste politische Überzeugungen man durch die Einführung des Zwangsdienstes aufs schwerste kränkt, werden, vielleicht unmerklich, aber sicher, zur Opposition übergehen. Sie werden aufhören zu fühlen oder zu glauben, daß es sich um einen „liberalen" Krieg handelt, und ihr Abfall, wenn er auch nur allmählich und in der Stille erfolgt, wird sich fühlbar machen. Für jeden Rekruten, um den dies Gesetz die Heeresstärke vermehren wird, wird es 10 zur Stärke der Partei stehen lassen, die „Frieden um jeden Preis will". — Schon am 16. November vorigen Jahres hat Hr. Bonar Law, der schutzzöllnerische Führer der unionistischen (konservativen) Partei (jetzt im Ministerium), vorausgesagt, jeder Gesetzentwurf, der Wehrpflicht einführen wolle, werde nicht nur auf Feindseligkeit stoßen, sondern den Anstoß für eine Propaganda gegen den Krieg geben. Darf man daraus folgern, daß diese Propaganda eben nur des Anstoßes bedarf? Daß sie auf den Anstoß wartet? Daß insbesondere die Hemmung der Scham, die sonst unentwegte Kriegsbegeisterung gebietet, fallen wird, wenn es (scheinbar) gilt, für die „Freiheit jedes Britenmenschen" zu protestieren? Oder ist sogar die Erwartung begründet, daß schon der individuelle Zwang, die moralische Nötigung, die bisher im Sinne des Freiwilligensystems genügt haben, Rekruten zu gewinnen, zugleich eine innere Abkehr des Volkes von einem Kriege, der seinem Verständnis nur noch ferner rücken kann, bedingen werden?

Daß es sich um eine Armee handeln wird, die aus dem Boden gestampft jedes Haltes an der Überlieferung entbehrt, die durch innere Widerwärtigkeit gelähmt wird, auch ohne daß buchstäblich Gezwungene dazwischen sind, verhehlen sich auch diejenigen nicht, für die sonst notwendige und finanzielle Bedenken obenan stehen. Im „Economist" vom 8. Januar wurden aus dem Werke von Bloch über den Krieg die Worte als unmittelbar anwendbar auf die gegenwärtige Lage der Dinge in England angeführt:

„Es ist einfach fürchterlich, das Schauspiel zu sehen an Millionen Menschen, von denen die Hälfte eilig zusammengerafft ist vom Acker, aus der Werkstatt oder dem Bergwerk, und das Ganze unter den Befehl von Offizieren gestellt, von denen nicht 1 von 100 im Feuer gewesen ist, und von denen die Hälfte in einer mehr oder minder veralteten Schule der Taktik ausgebildet wurde."

Die Besorgnis wird auch geltend gemacht, daß das bisherige Freiwilligenheer verwässert werde durch die widerwilligen Konskribierten. Hiergegen

Digitized by Google

scheint den Kritikern nicht in den Sinn zu kommen, daß schon der Nachschub der von Lord Derby Geworbenen zum guten Teil aus Minderwilligen, und also aus „Wasser" bestehen dürfte; die Erfahrung wird es vielleicht lehren, daß die wirkliche Freiwilligkeit, die aus Überzeugung oder aus kriegerischer Gesinnung oder — aus Not sich meldete, zum größten Teile schon während des ersten Kriegsjahres sich erschöpft hat.

Viel näher als die Wirkung auf das Heer selber, liegt der kommerziellen Nation die Wirkung auf die Industrie. Ein führender Unternehmer hat berechnet: die Arbeitsleistung eines Webers ist 700 £ im Jahre wert, al Soldat kostet er etwa 300 £ jährlich — Summa 1000 £, die dem Lande zur Last fallen. Ein anderer klagt: „Wir haben die Quellen von arbeitsfähigen Individuen schon nahezu trocken gelegt; und wenn ihr die geringeren Leute wegnehmt, so wird man den alten Stamm von Arbeitern entlassen müssen." Ein anderer berechnet die Kosten der neuen Armee, allein in den 6 Monaten, die sie zur Ausbildung brauchen werde, auf 200 Millionen Pfund, und meint, man könnte diese Summe besser anwenden.

Bekannt ist, daß auch der gegenwärtige Handels- und der gegenwärtige Finanzminister sich dahin ausgesprochen haben, die Zahl der einheimischen Soldaten müsse vielmehr eingeschränkt als vermehrt werden.

Im übrigen werden die Minister am heftigsten angegriffen aus den Kreisen, an denen sie ihre Hauptstütze gehabt haben, die stolz darauf waren, durch die liberale Mehrheit des Hauses der Gemeinen den Freihandel für England zu retten. Besonders heftig macht sich der Unwille gegen Lloyd George geltend, der bei seinen wütenden konservativen Feinden so beliebt geworden ist. Im „Economist" werden dem Gesamtministerium seine Mißerfolge vor die Füße geworfen. Es wird ihm zur Last gelegt, daß er die Schuld auf die Nation abzuwälzen versuche. Bald sei es die Trunkfälligkeit der Arbeiter, bald die angebliche Drückebergerei, bald der Mangel an Sparsamkeit im Privatleben, bald die Dreistigkeit öffentlicher Kritik — auf alles schieben die Herren die Schuld, nur nicht auf sich selber. Es wird offen ausgesprochen, (im gleichen Artikel des „Economist") eine auswärtige Politik und Diplomatie, wie Sir Edward Grey sie betrieb, hätte gleichzeitig außerordentliche Kriegsrüstungen erfordert, insbesondere Beschaffung ausreichender Artillerie, große Vorräte von Gewehren und die Ausbildung einer sehr großen Zahl von Offizieren

Digitized by Google

wäre unerläßlich gewesen! (Sicherlich ein bemerkenswertes Zeugnis für die richtige Bewertung jener Diplomatie und Einkreisungspolitik!) In der Meinung, dadurch die schwersten Fehler wieder gut zu machen, schicke man nun sich an, „die Grundstruktur unserer Gesellschaft" zu verändern, und was Sir John Simon ein vitales Prinzip des nationalen Lebens genannt habe, zu zerstören.

So wird denn auch die Halbheit und — in der englischen Gesetzgebung freilich herkömmliche — Zaghaftigkeit der Maßregel verpöhnt. Kein anderes System — und man habe doch schon die gewaltsame Aushebung — besonders für die Flotte — durch Werbetruppen (the pren gorg), man habe das Kremper-System (s. ob.), die Milizauslosung (bis 1908 gab es immer noch das liegende Heer, das in die Spezial-Reform verwandelt wurde) gehabt — kannte die Unterscheidung lediger und verheirateter Leute, die auch in vielen Fällen höchst unbillig wirke. Sie begünstige den jungen Mann, der vorzeitig und leichtsinnig in die Ehe getreten sei; benachteilige den Vernünftigen und Strebsamen. Überdies werde in der Masse der Eindruck sich nicht verwischen lassen, daß es sich nicht bloß um ein Mittel handele, Leute an die Front und ins Feuer zu bringen, sondern auch um ein Mittel, — mehr als ein Minister hatte darauf hingedeutet — Zwangsarbeit für Munitionsfabriken zu erhalten, und zwar für solche, die nicht dem Staate gehören, sondern für privaten Nutzen von privaten Kapitalisten betrieben werden. Über diesen Punkt sind die parlamentarischen Arbeiterführer inzwischen einigermaßen beruhigt worden; ob auch die große Menge der Arbeiter selbst, steht dahin.

Gewiß ist, daß eine Armee sich noch eher aus der Erde stampfen läßt, als eine nationale Institution, zumal wenn sie so fremdartig und unbeliebt ist, wie die Wehrpflicht in England. England — noch mehr das Vereinigte Königreich — hat immer nur zögernd und unvollständig sich in die Anforderungen gefügt, die das heutige Leben an das Verhältnis des Staatsbürgers zum Staate durch das Staatsgesetz richtet. England ist, wie der mehrfach angezogene Artikel des „Economist" treffend sagt, ein „altmodisches und konservatives Land". Noch heute hat es kein einheitliches Recht im Vereinigten Königreich, nicht einmal ein Strafgesetzbuch in irgendeinem der Teile, geschweige denn ein bürgerliches Gesetzbuch. Die Schulpflicht — das eigentliche Kompliment der Wehrpflicht — ist

Digitized by Google

erst vor 40 Jahren (nicht schon 1870, denn damals war nur ein schwaches Kompromiß, worin die Freiwilligkeit noch überwog, geschaffen) ins Leben gerufen, und bis heute mangelhaft durchgeführt: keine 89 von hundert Kindern unterliegen ihr in England und in Schottland, während in Irland das Verhältnis von 75 kaum erreicht wird. Nur ein kleiner Teil besucht die Schule auch in England und Wales über das vollendete zwölfte Jahr hinaus; denn noch immer ist das Kind schon mit 13 fabrikreif; und, besonders auf dem Lande, geschehen Dispensierungen sogar der 11jährigen in großer Menge; von den über 12jährigen besuchen tatsächlich nicht viel mehr als die Hälfte eine Schule; dagegen wird eine beträchtliche Zahl schon unter 5jährig eingeschult, schwerlich zum Heile der körperlichen und geistigen Entwicklung.

Gesetzliche Regelung des höheren Schulwesens gibt es überhaupt nicht. Mit der Errichtung höherer Elementarschulen ist in England und Wales und in Schottland erst 1900 ein schwacher Anfang gemacht worden. Inhalt und Umfang des Unterrichts dürften in diesen etwas gehoben sein, während beide in den eigentlichen Volksschulen, wie Carl Peters mit Recht sagt, (England und die Engländer, S. 171) sehr tief stehen.

Immerhin ist der Widerstand gegen das Prinzip des Schulzwanges längst gebrochen. Auch dieser Widerstand ist nicht gering gewesen. Noch um die Zeit der Reformbill (1832) waren die Staatsmänner, auch die Liberalen, durchweg dagegen. Lord Melbourne stellte den Nutzen des Volksunterrichts in Frage, sofern er ein Mittel sein sollte, Wissen in der Welt zu fördern, denn die Leute kämen ja ohne solches Wissen gut voran. Der Bischof von Durham glaubte nicht, daß die Bildung sich einen Weg unter den Armen bahnen könne, und der Bischof von Exeter meinte, wenn er als „Rektor" (Hauptzensor) eine Schule in seinem Kirchspiel hätte gründen wollen, so würde der Gutsbesitzer (Squin) ihm ins Gesicht gelacht haben. (Nach Escott, England, S. 275.)

Auch heute noch liegt die Stärke Englands nicht in seiner Volksbildung. Seine Stärke liegt in Elementen, deren Wert im 18. Jahrhundert noch überwältigend war, im 19. allmählich abgenommen hat, und im 20. zum Untergange bestimmt ist. Diese Elemente sind das trotzige Selbstvertrauen des gemeinen Mannes, der weder in die Disziplin der Fabrik noch in die des Soldatentums sich zu schicken geneigt ist, und die Herr-

Digitized by Google

schaft einer äußerlich nicht geschlossenen, innerlich um so fester zusammenhängenden und um so scharfer vom Volke sich abhebenden Aristokratie — eine Herrschaft, die von der großen Menge als naturnotwendig, durch Überlieferung der Religion geheiligt, um so williger ertragen wird, je besser diese Aristokratie es versteht, das Instrument der Freiheit zu spielen, deren Hochschätzung sie mit der Masse verbindet. Aber die unerbittliche Staatsraison hat immer mehr Zwang notwendig gemacht, dem auch die herrschende Klasse selber sich nicht zu entziehen vermag. Diese hat den Glauben an sich selber darum nicht verloren; aber die Masse hat den Glauben an sie zum guten Teile schon verloren. Der Wehrzwang drückt dieser Entwickelung das Siegel auf. In jedem Lande wäre er unter gegenwärtigen sozialen Verhältnissen schwerer ein- und durchzuführen, als es vor 100 Jahren der Fall gewesen ist. In keinem Lande wäre er so im Widerspruch mit dem Geiste der Nation, wie es in Großbritannien der Fall ist.

Die französische Gewaltherrschaft in Tunesien und Algerien[1]

Von Scheich Saleh Scherif

Das Ländergebiet Tunesien und Algerien wird im Osten und Norden von dem Mittelländischen Meer, im Westen von Marokko und im Süden von der Sahara und Tripolitanien begrenzt. Es hat eine Oberfläche von 790000 qkm und eine Bevölkerungszahl von sieben

[1] Nach einem Vortrag in Berlin. Der Scheich Saleh Scherif stammt aus der Familie der Nachkommen des Propheten Mohammed, er ist gelehrter Priester und Prinz und der Vertraute von Enver Pascha. Er kennt Tunis aus jahrelanger Tätigkeit, die der französischen Herrschaft sehr unbequem wurde, und ebenso Tripolis, das er gemeinsam mit Enver gegen Italien verteidigte. In Konstantinopel hat er dann mit Enver weiter zusammengearbeitet; während des Weltkrieges ist er nach Berlin gekommen,

Seine großen Eindrücke von Deutschland hat er dann durch die ganze Türkei bis Bagdad hinunter verkündigt und verwertet, um jetzt nochmals nach Berlin zu kommen und mit uns gemeinsame Kriegsarbeit zu leisten.

Digitized by Google

Millionen Mohammedanern und einer halben Million Nichtmohammedanern.

Dieses Gebiet haben die Araber unter dem dritten Kalifen Othman im Jahre 651 n. Chr. dem Islam unterworfen. Seine Verwaltung und die Leitung der öffentlichen Angelegenheiten ist von jeher in den Händen der eingeborenen Bevölkerung gewesen, die, unter ständiger Wahrung des Anschlusses an den Kalifen der Gläubigen, in vollständiger Unabhängigkeit lebte. Im Jahre 1574 n. Chr. wurde Tunesien zusammen mit Algerien eine türkische Provinz unter Beibehaltung der inneren Autonomie. Im Jahre 1830 griff Frankreich Algerien, nach dessen Besitz es strebte, unter einem ganz hinfälligen Vorwande an: Frankreich war verurteilt worden, an Algerien 7 Millionen Franks zu zahlen als Kaufpreis für Getreide, den es schon seit 20 Jahren schuldig geblieben war. Ein Teil der Summe wurde richtig bezahlt, die Zahlung des Restes von 2½ Millionen verweigerte Frankreich mit der Begründung, französische Kaufleute in Marseille hätten gegen algerische Kaufleute eine Forderung in gleicher Höhe. Frankreich verwies die Angelegenheit an die Handelskammer in Paris. Hussein Pascha aber bestand auf Zahlung der Summe, zu der Frankreich verurteilt worden war, indem er anführte, die französischen Kaufleute müßten sich an den Gerichtshof in Algier wenden, der nach den Handelsverträgen zwischen Algerien und den fremden Mächten allein zuständig war. Aber was für einen Zweck hatte es, von Recht zu sprechen? Frankreich wollte den Krieg, und der Krieg kam.

Nachdem Frankreich Algerien unter den schweren Opfern erobert hatte, deren Gedächtnis die Geschichte bewahrt, lenkte es seinen Blick auf Tunesien. Aber die harte Lehre, die ihm Algerien erteilt hatte, veranlaßte es zu einer Änderung der Taktik: Es nahm seine Zuflucht zur Bestechung. Es ging zunächst darauf aus, die Herrscher Tunesiens von der türkischen Autorität loszulösen. Im Jahre 1881 benutzte es die Schwächung der Türkei nach dem türkisch-russischen Kriege, um mit Waffengewalt vorzugehen; Unruhen an der algerischen Grenze bildeten den Vorwand. Der von Frankreich bestochene Bei mobilisierte zwar sein Heer, aber nicht gegen Frankreich, sondern um sein Volk zu hindern, die Waffen gegen die Eroberer zu ergreifen und um dem Feinde freies Spiel zu lassen. Dieser eroberte Tunesien, die französischen Truppen erreichten trotz des Wider-

Digitized by Google

standes der Krieger von Khemir, vom Kaf, von Sfax usw., die sich bis zum letzten Augenblicke schlugen, Kassar Said und umzingelten den Palast des Beis. Der französische General übergab Sadik Bei den berüchtigten Bardo-Vertrag mit der Aufforderung zu unterzeichnen. Trotz der Warnung seines Rates drückte der Herrscher in Schwäche und Verrat ohne Wissen des Volkes und ohne Zustimmung seiner Ratgeber sein Siegel auf die Urkunde.

Unter der Souveränität des Kalifen hatte das Volk immer frei und unabhängig gelebt und seine inneren Angelegenheiten selbst gelenkt. Die Bildung war sehr verbreitet, die Seituna-Universität, die so viele Gelehrte, Philosophen und Rechtslehrer hervorgebracht hat, erstrahlte in vollem Glanze. Jahrelang kämpften die Algerier gegen die Eroberer bis zu dem Tage, da es dem Feinde durch Bestechung gelang, sie zu spalten. Sechzig Jahre hat Frankreich gebraucht, um dieses kleine Volk von 5 Millionen zu unterwerfen. Ganze Stämme hat es in dieser Zeit vernichtet, viele Gelehrte und militärische Führer hingemordet. Nie aber haben die Algerier die Hoffnung verloren, ihre Unabhängigkeit wieder zu erhalten. Im Jahre 1871 hätten sie ihr Ziel erreichen können, wenn Frankreich nicht noch rechtzeitig Frieden mit Deutschland geschlossen hätte und wenn die Algerier tatsächliche Unterstützung gefunden hätten. Auch in Tunesien erhoben die Leute von Khemir, Kaf, Sfax, Gabis, Ifrikia usw. trotz des Verrates des Beis die Waffen gegen den Feind. Aber Frankreich griff die nicht über genügend Waffen verfügende Bevölkerung mit starken Kräften an und strafte die Aufrührer mit einzig dastehender Grausamkeit.

*

Der Vertrag von Kassar Said von 1881 setzte das Protektorat Frankreichs über Tunesien ein. Durch diesen Vertrag bedingte sich Frankreich besonders das Recht aus:

a) die Punkte militärisch zu besetzen, die es für die Aufrechterhaltung der Ruhe für angemessen erachten würde bis zu dem Augenblick, in dem die beiden Militärgewalten, die französische und tunesische, übereinkämen, daß die örtliche Verwaltung imstande sei, die öffentliche Ruhe aufrechtzuerhalten;
b) den Bei vor jeder Gefahr zu schützen, die seine Person oder sein Recht bedrohte;
c) die Verträge zu überwachen, die zwischen dem Bei und den fremden Mächten beständen;

Digitized by Google

d) die tunesischen Interessen im Auslande durch die diplomatischen Vertreter Frankreichs zu schützen;
e) den Teilen der Bevölkerung, die die Waffen gegen Frankreich erhoben hätten, eine Buße aufzuerlegen;
f) zur Regelung der öffentlichen Schulden die Grundlagen einer Finanzorganisation zu schaffen;
g) den Bei zu verpflichten, daß er die Einführung von Waffen und Munition in tunesisches Gebiet verhindere.

Dieser Vertrag, der einen juristischen Unsinn darstellt, beweist, wie die Brutalität der Gewalt die Lebensrechte eines kleinen Volkes, das nur bei sich in Frieden zu leben verlangte, mit Füßen tritt. Frankreich maßte sich das Recht an, die bewaffnete Macht des Landes an sich zu reißen, das Volk von dem Besitze von Waffen auszuschließen, die Hand auf die Finanzen des Landes zu legen und den Bei zu schützen, wenn der Kalif, der wahre Souverän des Landes, Rechenschaft forderte. Den Gipfel der Brutalität enthalten die Maßnahmen,

1. die vertragliche Abmachung des Rechtes, dem Lande Kriegsentschädigungen aufzuerlegen, das für die Verteidigung der Heimat gegen den Eroberer zu den Waffen gegriffen hat;
2. die Abmachung, daß die Besatzung erst aufgehoben würde, wenn die französische Militärgewalt anerkennt, daß die Ortsverwaltung fähig geworden ist, die öffentliche Ruhe aufrechtzuerhalten!

Nun, das tunesische Volk hat diese Ruhe während dreizehn Jahrhunderten in Freiheit und Unabhängigkeit ständig aufrechterhalten. Die Ruhe ist nur durch den schroffen, ungerechten und plötzlichen Angriff Frankreichs gestört worden.

Nach Kenntnisnahme dieser Vorgänge hat die Hohe Pforte eine Protestnote an die fremden Regierungen gerichtet, in der sie nachweist, daß die Regentschaft zur türkischen Herrschaft gehört. Aber Frankreich ging darüber hinweg, da es wußte, daß die Türkei ihm nach dem Ende des türkisch-russischen Krieges nicht den Krieg erklären konnte.

Aber der Vertrag von 1881 genügte den Franzosen noch nicht. Bei Ausführung ihrer weiteren Pläne fanden sie den Widerstand einiger Minister, es gelang ihnen aber durch Bestechungen und Drohungen 1883 den

Digitized by Google

Vertrag von Marsa durchzusetzen, der die französische Regierung ermächtigte, in der Regentschaft, in Übereinstimmung mit der Regierung des Bei, die politischen, administrativen, finanziellen und Justiz-Reformen einzuführen, die es für angebracht erachtete. So war es also mit der tunesischen Freiheit tatsächlich aus. Aber trotz alledem mußte Tunesien, wenn man sich an die Bestimmungen dieser Verträge hielt, seine vollständige Unabhängigkeit und seine eigene Verwaltung dem Anscheine nach bewahren, da die französische Regierung nur das Recht hatte, die tunesischen Behörden zu beraten.

Hat die französische Regierung die geschlossenen Abmachungen geachtet? Nein! Infolge einer Reihe von Mißbräuchen hat das Protektorat immer mehr den Charakter einer unmittelbaren französischen Verwaltung angenommen. Die französische Verwaltung hat die tunesische Verwaltung abgelöst, die französischen Beamten haben die tunesischen Beamten ersetzt. Die Tunesier haben überhaupt keinen Teil an der Verwaltung ihres Landes. Die Franzosen haben sich des gesamten Gebietes bemächtigt, ferner der politischen, militärischen, administrativen, finanziellen und Justiz-Angelegenheiten. Anstatt das mohammedanische Element anzuleiten und aufzuklären, schiebt man es beiseite, schaltet es aus, unterdrückt es, richtet es zugrunde. Allmählich entsteht eine Herrschaft der Willkür, der Ungerechtigkeit und des Schreckens, die bei allen Mohammedanern Tunesiens und Algeriens Erbitterung und Haß gegen ihre Unterdrücker wachruft. In Tunesien gibt es einen Souverän und mohammedanische Minister. Aber in Wirklichkeit haben sie keine Macht, keine Gewalt, keine Initiative. Sie dienen dazu, die Mißbräuche und Willkür der Franzosen zu decken, der Bei, indem er sein Siegel auf Akte setzt, die den Interessen des Volkes zuwiderlaufen, die Minister, indem sie ihre Zustimmung dazu geben. Wir werden im folgenden bei der gedrängten Übersicht unserer Beschwerden sehen, wie verhaßt diese mißbräuchliche und gewalttätige Herrschaft allen geworden ist.

Die meisten Steuern werden von den Eingeborenen entrichtet, die Franzosen zahlen fast gar nichts. Dagegen verfügen sie allein und nach ihrem Belieben über das Budget, von dem neun Zehntel von den Eingeborenen geliefert werden. Diese Ungleichheit ist offenkundig, empörend und willkürlich.

Digitized by Google

a) Ungleichheit der Lasten. In Algerien ist das einheimische Grundeigentum dem Zehnten auf Ernte und Vieh unterworfen. Das europäische und jüdische Eigentum zahlt nichts. Im Jahre 1908, dem letzten, dessen Landwirtschaftsstatistik wir besitzen, haben die 2519785 von Eingeborenen bestellten Hektar dem Staatsschatz Millionen eingebracht, während die 994150 von Europäern und Juden bestellten Hektar ihm nicht einen Centime gebracht haben. Die algerischen Eingeborenen sind außerdem Fronen aller Art unterworfen, von denen die Europäer und Juden frei sind: für die Bewachung der Wälder, zum Schutze gegen die Heuschrecken, für die amtlichen Transporte, Polizei für den Sicherheitsdienst der Städte. In Tunesien sind die Europäer ebenfalls durch eine Reihe sinnreicher Maßnahmen den direkten Steuern entzogen worden. Sie zahlen weder persönliche Steuern noch Gewerbesteuer, noch sonstige Abgaben; sie zahlen nichts auf ihre Weinpflanzungen noch auf ihre Haferfelder, und sie sind nur einem Zehntel der Abgabe auf Weizen und Gerste unterworfen. Zurzeit gibt es in Tunesien eine Million Hektar Land (ein Drittel der anbaufähigen Ländereien der Regentschaft), das steuerfrei ist, weil es Franzosen gehört.

b) Ungleichheit der Vorteile. Obwohl die Eingeborenen neun Zehntel der Steuern zahlen, ziehen sie keinen Vorteil aus den Ausgaben. Alles geschieht für die Franzosen. Eisenbahnen und Wege werden entsprechend den Interessen der Franzosen angelegt. Wie viele unnütze Ausgaben, wie viele Skandale! Da wird z. B. ein Weg um mehrere Kilometer verlängert, nur um einem Franzosen zu dienen, zum Schaden einer großen einheimischen Gemeinde.

Wir haben oben gesagt, daß die Franzosen allein und nach ihrem Belieben über das Budget verfügen, von dem $^9/_{10}$ von den Eingeborenen aufgebracht werden. In der Tat haben in Tunesien und Algerien nur die Franzosen selbstgewählte Vertreter, die über die öffentlichen Gelder bestimmen. Um diese zu offenbare Ungerechtigkeit zu bemänteln, hat man seit kurzem einen Ausweg gefunden, die Eingeborenen durch unwissende und beeinflußbare Personen vertreten zu lassen, die von der Regierung gewählt und ernannt werden, eine Scheinvertretung, die niemanden hat täuschen können und dazu dient, die Mißbräuche der Franzosen zu verschleiern. Erwähnen wir noch, daß die Zahl dieser Vertreter eine Minder-

Digitized by Google

heit darstellt, die in der französischen Vertretung verschwindet. So findet man z. B. in der beratenden Körperschaft (conférence consultative) von Tunis 38 Mitglieder, die auf 20000 Franzosen gewählt sind, gegen 15 Mitglieder, die von der Regierung auf 2 Millionen Eingeborene ernannt sind. Ferner haben in Algerien die Franzosen allein Vertreter im französischen Parlament.

Der fortschreitenden Durchdringung des Landes folgte die Beschlagnahme der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten. Das Getriebe der Ortsverwaltung wurde vergewaltigt, um den Interessen des Eroberers zu dienen. Man glaubt vielleicht, daß der Bei und seine Minister in Tunesien hier etwas zu sagen haben. Dem ist nicht so. Sie können weder einen ehrlichen Beamten ernennen noch einen unehrlichen Beamten absetzen. Der Resident und hauptsächlich der Secrétaire général der Regierung sind es, die jene Leute aussuchen, die sich dazu hergeben, ihre gegen die tunesische Regierung gerichteten Pläne auszuführen. Ungebildete Kaids, die aus den niedrigen Klassen der Bevölkerung gewählt werden, und die französischen Beamten in Algerien, die Kadis und die Aufsichtsbeamten in Tunesien, alles bestechliche, aber unbestraft bleibende Beamte, beugen das Volk unter ein eisernes Joch, erniedrigen es in seiner Würde, plündern es aus und richten es zugrunde. Der Mohammedaner seufzt unter der Last der Justizverweigerung und der härtesten Willkür. Er hat keine Hilfe, keinen Schutz gegen seinen Tyrannen. Mißfällt ein Mohammedaner einem Franzosen, einem Verwaltungs- oder Aufsichtsbeamten, so braucht es nicht lange Zeit: nach einigen Tagen, bisweilen nach einigen Stunden, wird er zum Gefängnis, zur Haft, Verbannung oder zum Ruin verurteilt, ohne verhört zu werden, ohne sein Wissen, im geheimen, durch einen Federstrich in irgendeinem Bureau. Wie viele Abgaben entrichtet der Mohammedaner, die in keinem Gesetze stehen und die die unehrlichen Beamten bereichern, die die Verwaltung niemals bestraft! Wie viele Entschädigungen zahlt er den Ansiedlern ohne Urteil, auf Befehl eines Beamten! Wieviel Bestechungsgelder, um nicht ins Gefängnis geworfen zu werden, um seine Familie vor der Schande zu bewahren! Dieses Unterdrückungs- und Ausbeutungssystem hat das ersehnte Ergebnis gezeitigt: die allgemeine Verarmung der Bevölkerung.

Erwähnen wir weiter, daß die Verwaltung nichts für Krankenhäuser

Digitized by Google

und öffentliche Armenpflege getan hat. Während sie überall Krankenhäuser und Wohltätigkeitsvereine für Franzosen gründet, hat sie die Ansprüche der Mohammedaner vollständig vernachlässigt. Bis in die letzten Jahre war die Gründung von mohammedanischen Wohltätigkeitsvereinen verboten. Das Krankenhaus Sadiki in Tunis, das von den Einkünften der frommen Stiftungen unterhalten wird, hat einen Franzosen als Direktor, der die einheimischen Mohammedaner oft zurückweist, um denen Betten zu reservieren, die ihm seine Operationen bezahlen. Kurz, überall Korruption.

Die Franzosen haben ihre Gerichte und werden durch die französischen Gesetze geschützt. Diese Einrichtung, die unter dem Einfluß der Verwaltung steht, zeigt sich von einer empörenden Parteilichkeit gegenüber den Eingeborenen. Der eines Verbrechens oder Vergehens schuldige Franzose wird oft freigesprochen oder, wenn er verurteilt wird, nur zu einer leichten Strafe mit der Möglichkeit des Strafaufschubs. Der des kleinsten Vergehens schuldige Mohammedaner wird stets zu den schwersten Strafen verurteilt.

Neben den französischen Gerichten gibt es für die Mohammedaner eine besondere Gerichtsbarkeit, die von Beamten ausgeübt wird (Vergeltungsgerichte [tribunaux répressifs], Verwaltungsgerichtsbarkeit, Staatsabteilung [section d'État] usw.). Diese Gerichtsbarkeit ist erniedrigend und entwürdigend, ohne Gesetze, ohne Verfahren, ohne Berufung, ohne Sicherheit; oft wird das Urteil ohne Wissen des Verurteilten gefällt, ohne daß dieser, entgegen dem mohammedanischen Landesrecht, überhaupt verhört worden wäre. Das Indigenat stellt das Volk in Algerien auf eine niedrigere Stufe als das Tier. Sind doch Mohammedaner verurteilt worden, weil sie den Herrn Verwalter nicht auf der Straße gegrüßt haben! Und haben doch Franzosen straflos mohammedanische Beamte (Kadis) schlagen dürfen! Wie oft ist die Ehre des Hauses angegriffen worden und stets ungesühnt geblieben!

Die tunesische Gerichtsbarkeit befindet sich in einem kläglichen Zustande, weil sich die Verwaltung ihrer als eines Mittels zur Unterdrückung bedient. Die Auswahl der richterlichen Beamten ist mangelhaft. Die Einmischung der Verwaltungsbeamten ist empörend; der Druck, den sie auf die richterlichen Beamten ausüben, wird der Bevölkerung zum Fluch.

Digitized by Google

Dieser Druck wird sogar auf das Schra ausgeübt, das der religiöse Gerichtshof in Sachen des Personalstatuts ist.

Die Schulen, die allen übrigen Elementen zugänglich sind, sind den Mohammedanern verschlossen, das Studium der arabischen Sprache, der mohammedanischen Religion, Geschichte und des Rechts wird verfolgt. In Algerien hat man es dahin gebracht, diesen Unterricht zu töten. In Tunesien ist es noch nicht so weit, aber die Franzosen wenden alle Mittel an, um ihr Ziel zu erreichen. Die einheimischen Bildungsstätten werden in ihrer Tätigkeit vergewaltigt. Das Niveau der Studien ist in dem „Collège Sadiki" und in der berühmten Seituna-Universität, dem Stolz der Mohammedaner, in einer beklagenswerten Weise herabgesetzt worden.

Die Ackerbauschulen sind den Mohammedanern verschlossen. Eine von den Mohammedanern Tunesiens gegründete praktische Ackerbauschule ist von der Verwaltung geschlossen worden.

Die wenigen Schüler, die nach Überwindung zahlreicher Hindernisse die Handwerkerschulen (7 in Tunesien) besuchen, werden von den Handwerkszweigen ausgeschlossen, die den Europäern Konkurrenz machen könnten.

Der höhere Unterricht ist fast gleich Null, und alle möglichen Schwierigkeiten werden gemacht, um ihn zu verhindern. Die sei es in Europa oder auf der Seituna-Universität gebildete Jugend ist der Verwaltung verdächtig, die ihr mißtraut: man verjagt sie.

Die Religion wird ebensowenig geachtet. Wie oft hat die Verwaltung die Pilgerfahrt verboten und die Mohammedaner, die sie ohne Erlaubnisschein gemacht hatten, zu Gefängnis verurteilen lassen!

Die französische Regierung hat unsere Gesetze abgeschafft, um sie durch Gesetze zu ersetzen, die unserer Religion, unseren Sitten, unseren Überlieferungen und unseren Interessen zuwiderlaufen. Sie verpflichtet den Kadi (religiösen Richter) in Algerien, sein Urteil „im Namen der Republik und des französischen Volkes" abzugeben, während die Kadis nach unseren Gesetzen „im Namen Gottes und nach seinem Gesetz" urteilen müssen. Erwähnen wir noch, wie viele Moscheen in Kirchen und Kasernen umgewandelt worden sind.

Im Algerien hat die französische Verwaltung seit dem Beginn der Besetzung die besten Grundstücke der Mohammedaner beschlagnahmt und

Digitized by Google

enteignet und alle Habusgrundstücke[1] sequestriert. Dieses Ausbeutesystem hat das vollständige Verschwinden des Mittelstandes herbeigeführt, der den Rückhalt eines Landes bildet.

In Tunesien weisen alle Akte der Verwaltung nach demselben Ziele.

Alle öffentlichen Habusgrundstücke sind von der Verwaltung mittels Austausch zu einem lächerlichen Preise angekauft worden, um an die Franzosen verteilt zu werden, und dieses Austauschverfahren hat zu einer empörenden und schamlosen Spekulation geführt. Niemals ist das mohammedanische Gesetz und der Wille des Habusstifters geachtet worden. Im Gegenteil, ein System neuer Gesetze liefert der französischen Kolonisation die Privathabus aus, die von ihren Nießbrauchern bewohnt sind. Dies ist ein vollkommenes Ergänzungssystem der Ausbeutung und Tyrannisierung der Eingeborenen. Wie viele Klagen und Tränen verursachte das in allen Teilen des Landes! Anderseits hat die Regierung vor kurzem einen Fonds von 5 Millionen bestimmt, die für den Ankauf von Ländereien zwecks ausschließlicher Verteilung an die Franzosen zu verwenden sind. Die Leitung des Ackerbauwesens, die nebenbei ein Vermittlungsbureau ist, verpflichtet die Mohammedaner mit allen Mitteln, ihr Eigentum zu verkaufen. Diese Verwaltung tut alles für die Ansiedler. Den Mohammedanern erweist sie nicht nur nichts Gutes, sondern opfert sie sogar den Franzosen.

Erwähnen wir noch, daß die Brutalität und die Ausbeutung der meisten Ansiedler, die die vollkommenste Straflosigkeit genießen, jedermann empören. Manche Ansiedler treiben keinen Ackerbau, sie stellen Wächter auf ihren Grundstücken an und bereichern sich an den willkürlichen und ungeheuren Bußen, die sie den Mohammedanern auferlegen. Die Ausbeutung und Tyrannisierung der Eingeborenen während der ersten dreißig Jahre des Protektorats haben ein Drittel der anbaufähigen Ländereien der Regentschaft (1 Million auf 3 Millionen Hektar) aus den Händen der Eingeborenen in die einiger Franzosen, kaum zweitausendfünfhundert, übergehen lassen.

Eine andere Art der Ausbeutung besteht darin, daß die Verwaltung das Eigentum von Mohammedanern für Wald erklärt, indem es das Vorhandensein eines Gesträuches auf dem Grundstücke zum Vorwand nimmt,

[1] Habus = fromme Stiftungen.

Digitized by Google

sich dann des gesamten Grundstücks bemächtigt und die Besitzer mit Waffengewalt davon verjagt. Des weiteren ist zu bemerken, daß die Forstverwaltung durch entsprechende Gesetze in einer methodischen und empörenden Weise zur Verarmung der Bevölkerung beiträgt.

Grundsätzlich werden die allgemein nützlichen Arbeiten im Interesse der Franzosen gemacht. Die Interessen der Eingeborenen werden bei der Anlegung von Straßen und Eisenbahnen vollständig beiseitegelassen. Anderseits hat die Ausführung zu ungeheuren Verschwendungen geführt, und Verwaltungsskandale haben gezeigt, daß Diebstahl der öffentlichen Gelder und Bestechung hier in weitem Umfange geübt werden.

Die Franzosen haben die Leitung der Verwaltung in ihre Hände genommen, dann haben sie allmählich die Eingeborenen, soweit sie es gekonnt haben, von den Ämtern ausgeschlossen und sie durch ihre Landsleute ersetzt. Ferner ist die Ungleichheit der Besoldung empörend: für dasselbe Amt bezieht ein Eingeborener, der im allgemeinen zweimal soviel wie ein Franzose arbeitet, ein Drittel des Gehaltes seines französischen Kollegen, ohne die Vorteile und Sicherheiten zu rechnen, die dieser genießt. In gewissen Verwaltungen gründet man Pfründen für die Franzosen, die man für Nichtstun bisweilen geradezu skandalös großartig bezahlt. Bestimmte Verwaltungen, wie Post- und Telegraphenwesen, öffentliche Arbeiten und Ackerbau sind ausschließlich den Franzosen vorbehalten; die Eingeborenen können sich da um die Stelle eines Bureaudieners bewerben!

In Algerien bestand kein Militärdienst. Frankreich bildete Regimenter mittels eines Freiwilligenwerbesystems. Aber das genügte ihm nicht. Vor einigen Jahren führte es trotz des Einspruches der Algerier die Wehrpflicht ein. Vergebens fordern die Algerier als Entgelt dafür die Abschaffung des Indigenates, der Ausnahmegerichte und der Verwaltungshaft; vergebens fordern sie die Gewährung der politischen Rechte. Frankreich bewilligt ihnen nichts, da es glaubt, daß es das Recht habe, die Blutsteuer eines Volkes zu fordern, welches es knechtet und jedes Menschenrechtes beraubt. In Tunesien hingegen bestand die Wehrpflicht schon vor dem Protektorat, und Frankreich hat in diesem Lande eine vollkommene militärische Organisation vorgefunden, auf die es die Hand legte und aus der es Nutzen zu ziehen verstand!

Digitized by Google

Entgegen allen Gesetzen ließ Frankreich die Marokkaner durch ihre nordafrikanischen mohammedanischen Brüder bekämpfen.

Heute läßt es auf den Schlachtfeldern Europas die Truppen Tunesiens und Algeriens hinmorden, wo es sogar die Kinder von 17—18 Jahren und Männer bis zu 50 Jahren ausgehoben hat, die niemals eine militärische Übung gemacht haben, die es immer in die vordersten Feuerlinien schickt und die entsetzliche Verluste erleiden.

Wenn das Volk ehemals darin eingewilligt hat, seine Söhne unter die Waffen zu schicken, so hat es dies nur zur Verteidigung des heimatlichen Bodens getan. Mit welchem Recht bedient sich Frankreich ihrer als Kanonenfutter? Doch nur mit dem Rechte der Willkür! Welche Lügen hat man im Anfang des Krieges angewandt: man machte der Bevölkerung weis, daß man die mohammedanischen Soldaten als Garnisontruppen in die Städte schickte.

Während die Franzosen alle Rechte, alle Freiheiten genießen, eine Presse haben, deren einzige Beschäftigung darin zu bestehen scheint, die Eingeboren zu beschimpfen und anzuschwärzen, können diese nicht die Stimmen erheben und ihre Klagen nicht vorbringen. Die paar Zeitungen, die sie hatten, waren eine Beute der Verwaltungswillkür. Seit einigen Jahren hat die Verwaltung alle einheimischen Zeitungen verboten: ein Knebelungssystem, das alle Mißbräuche ermutigt.

Die Mohammedaner sind ebenso des Vereinrechts beraubt. Kein Verein, eine Gesellschaften sind erlaubt. Im Jahre 1908 hat man sogar den Studenten der Scituna-Universität die Genehmigung der Gründung einer Verbindung verweigert! Die paar Wohltätigkeitsvereine, die nach zahlreichen Schwierigkeiten seit kurzem genehmigt worden sind, werden verdächtigt, und ihr Mitglieder sind der Gegenstand erniedrigenden Argwohns.

Keine Achtung der Kultur, keine Achtung der Person, keine Achtung des Eigentums, das ist das System der französischen Herrschaft in Tunesien und Algerien, Erniedrigung, Ungerechtigkeit und Ausbeutung für die Mohammedaner. Hat Frankreich durch solches Vorgehen die Eingeborenen für sich gewinnen können? Nein, alle, vom Kleinsten bis zum Größten, vom niedrigsten Landmann bis zum Bei haben genug von dieser verhaßten Herrschaft. Alle Loyalitätserklärungen, die Frankreich veröffentlichen läßt, sind Märchen, auch die Behauptung, daß der mohammedanische Soldat

Digitized by Google

an die französische Grenze eilt, um sein Adoptivvaterland, die Freiheit, das Recht und die Gerechtigkeit zu schirmen—Worte, die in der Tat abgeschmackt im Munde derer klingen, die ihn der Freiheit berauben, seine Rechte mißachten und ihn mit entwürdigender Ungerechtigkeit behandeln! Frankreich wird nach der Kenntnisnahme unseres Aufrufes nicht versäumen, Loyalitätserklärungen veröffentlichen zu lassen, die zynisch versichern, daß die Bevölkerung mit ihrem Lose zufrieden ist und daß sie an der Tyrannei ihres Unterdrückers festhält! Es wird durch Drohungen (wie es immer und auch im Anfang des Krieges getan hat) Notabeln zwingen, in diesem Sinne Erklärungen zu schreiben und zu unterzeichnen. Aber man wird daran glauben.

*

Wir haben gesagt, daß Tunesien und Algerien seit der arabischen Eroberung ein unabhängiges Reich bildeten, das seine inneren Angelegenheiten durch seine eigenen Mittel unter der Suzeränität des Kalifen verwaltete. Das Volk selbst forderte, mit dem Kalifen vereint zu werden, als die Türkei ihm half, sich von den Spaniern zu befreien. Seitdem bildete das Land eine autonome Provinz des Kalifen.

Wir haben gesehen, wie Frankreich das Land angriff, wie das Volk seine Freiheit und seine Unabhängigkeit mit allen in seiner Macht stehenden Mitteln während langer Jahre verteidigte, bis es dem mächtigen Eroberer erlag. Tunesier und Algerier haben sich gegenseitig unterstützt. Zahlreiche Algerier fanden Zuflucht in Tunesien; zahlreich sind die tunesischen Stämme, die zusammen mit ihren algerischen Brüdern gekämpft haben.

Wir haben auch gesehen, wie sich Frankreich durch eine Herrschaft von Willkür und Ausbeutung an der Bevölkerung vergangen hat: an ihrer Bildung, ihren Einrichtungen, ihrer Kultur und ihrem Eigentum; wie es ihm geglückt ist, die Bevölkerung aller Rechte zu berauben, sie durch Ausnahmegesetze zu demütigen, sie zum Nutzen seiner Angehörigen zugrunde zu richten und auf unmenschliche Weise zu tyrannisieren.

Niemals hat das Volk auf seine Freiheit, seine Unabhängigkeit und seine Verbindung mit dem Kalifen verzichtet, dessen Liebe und Verehrung tief in seinem Herzen wurzeln. Im geheimen arbeiteten die Vaterlandsfreunde an der Befreiung ihres Landes. Mehrere wanderten aus, um ihr Ziel bei der ersten Gelegenheit zu erreichen; mehrere Kundgebungen der Lebenskraft des

Digitized by Google

Volkes, die nicht versiegte, sind mit unerhörter Grausamkeit bestraft worden.

Heute ist für das Volk der Augenblick gekommen, Gerechtigkeit gegen seine Zwingherren zu fordern, sein Recht auf Leben, Freiheit und Unabhängigkeit zu beanspruchen.

Infolgedessen haben die Vertreter der mohammedanischen Eingeborenen Tunesiens und Algeriens, die in einer Versammlung vereinigt sind, beschlossen, sich an Seine Majestät den Sultan der Türkei, den Kalifen der Mohammedaner, an Seine Majestät den Deutschen Kaiser, an Seine Majestät den Kaiser von Österreich-Ungarn, an alle Völker der Türkei, Deutschlands, Österreichs und Ungarns und an alle Völker, die über die Menschenrechte wachen, mit der Bitte um Unterstützung zu wenden.

Die Tunesier und Algerier, die niemals die Tyrannei, der sie unterworfen sind, willig angenommen haben und die bei der ersten Gelegenheit bereit sind, ihre Sache zu verteidigen, fordern ihre Unabhängigkeit.

Die Weltlage gegen Ende Januar 1916

Von Professor Dr. Schiemann

Die Sorge, welche die Ententemächte heute zumeist plagt, ist, daß sie nicht zu erkennen vermögen, welches der Hauptkriegsschauplatz ist, auf dem sie ihre Kräfte zu konzentrieren haben. Bisher haben sie immer falsch gesucht trotz aller Beratungen der Kabinette und der Generalstäbe, trotz der Verhandlungen der Parlamente in öffentlichen und geheimen Sitzungen, und obgleich heute in London und morgen in Paris die leitenden Feldherrn ihre Weisheit austauschen, auch die Koryphäen unter ihren Generälen Inspektionen an den verschiedenen Fronten der zahlreichen Kriegsschauplätze vornehmen, haben sie noch immer nicht feststellen können, wo der wichtigste Punkt der militärischen Operationen zu finden ist. Nur darüber sind sie einig, daß die Isonzofront, und wo sonst die Italiener in majorem Angliae gloriam sterben, es nicht ist. Italien wird von den älteren Ententemächte als ein ziemlich unbequemer Sukkurs betrachtet und wir sind keineswegs sicher, ob England und Frankreich es nicht lieber gesehen hätten, wenn Italien statt einer Offensive, im Nordosten eine defensive Haltung eingenommen und den Überschuß seiner

Digitized by Google

Mannschaft den weit wichtigeren politischen Zielen Englands und Frankreichs zur Verfügung gestellt hätte. Für seine bisherige Kriegstätigkeit hat Italien keinesfalls Dank zu erwarten, nicht einmal von Rußland, wo man darüber klagt, daß von einer Schwächung der österreichisch-ungarischen Stoßkraft bisher nichts zu spüren sei. Jetzt vollends, da der Lowcen und Cetinje in österreichischer Gewalt liegen, hagelt es von allen Seiten Vorwürfe, weil Italien auf den Hauptkriegsschauplätzen nicht eingegriffen hat. Hätten wir nicht sehr triftige Gründe den Italienern zu zürnen, sie könnten uns beinahe leid tun. Denn wie sollen gerade sie dahinter kommen, wo der Hauptkriegsschauplatz zu finden ist, da die Antwort darauf nur von einer Stelle, dem Hauptquartier der Zentralmächte, erteilt werden kann. Er ist, kurz gesagt, immer da, wohin wir ihn verlegen. Er war im Osten, als es galt, die Russen aus Galizien, Polen und Kurland hinauszuschlagen, im Westen, sobald dort Engländer und Franzosen alles zusammenrafften, was sie im eigenen Lande und in ihren farbigen Untertanenstaaten an Streitkräften aufbringen konnten, um einen Durchbruch durch die eherne Front unserer Linien zu versuchen; er war in Serbien, als die drei Hauptverschworenen sich von den empfangenen Hieben zu verschnaufen dachten, und in Montenegro, als sie einen Angriff auf Saloniki erwarteten. Jetzt richtet sich ihr Augenmerk auf Vorderasien und sie diskutieren die Frage, ob im nahen Orient Mesopotamien oder Ägypten der Hauptkriegsschauplatz werden solle. Vielleicht hat die Konferenz der englischen und französischen Parlamentarier, die jüngst in Paris zusammentrat, um des Rätsels Lösung zu finden, von der aber behauptet wird, daß die Engländer nicht französisch und die Franzosen nicht englisch verstanden, durch Intuition erkannt, wohin der rechte Weg geht, aber wahrscheinlich ist selbst das nicht, obgleich die Kritik, die in diesen Kreisen retrospektiv geübt wird, außer Zweifel stellt, daß sie alles besser gemacht hätten, als ihre offiziellen Führer in Regierung und Heer. Aber der Wirkung nach außen wegen wird schließlich aus der Summe der Mißerfolge ein großer Erfolg konstruiert, und die Jahresübersichten, die am Neujahrstage in England und Frankreich veröffentlicht worden sind, gipfeln in dem Nachweis, daß das Jahr 1915 für uns eine Zeit großer Mißerfolge und dauernder Schwächung ergeben habe. Der Unterschied zwischen der englischen und französischen Darstellung liegt aber

Digitized by Google

darin, daß die ersteren dabei den einzelnen Tatsachen gerecht zu werden suchen, während in Frankreich alles auf eine bombastische Selbstverherrlichung hinausläuft und aus der langen Reihe gescheiterter Anläufe gegen unsere Westfront die taktische, strategische und moralische Überlegenheit der Franzosen konstruiert wird. Da fragt man wohl, wer getäuscht werden soll? Für die englische Manier ist die Darstellung der militärischen Lage in Mesopotamien charakteristisch. Der „Manchester Guardian", der immer noch verhältnismäßig die anständigste Tendenz vertritt, geht davon aus, daß der englische Angriffsplan, der ursprünglich wohl nur wenig umfassend gedacht war, nach den ersten Erfolgen erweitert ward, während die Ereignisse bewiesen, daß die militärische Stärke der Expedition nicht entsprechend zunahm. „Noch als die Türkei in den Krieg eingriff, schien die Eroberung wenigstens eines Teils von Mesopotamien sehr wohl in der Macht der indischen Armee zu liegen, auch hatte die Expedition fast ganz Chaldäa erobert, und vor zwei Monaten schien Bagdad ihr zufallen zu müssen. Was die Organisatoren der Expedition nicht in Rechnung gestellt hatten, war aber die Geschicklichkeit, mit der die Türken ihre Armee verstärkten. Die Russen drücken nicht mehr vom Kaukasus her. Die von den Deutschen in Persien entzündeten Unruhen haben einen Teil ihrer Energie abgelenkt, und es ist außerdem zu erwärten, daß unser Rückzug aus Gallipoli starke türkische Massen frei macht, wenn auch anzunehmen ist, daß sie Zeit brauchen werden, um dorthin zu gelangen. Es liegt jedoch in unserer Hand, Mesopotamien zum Hauptschauplatz der Campagne gegen die Türkei zu machen. Sie ist bereits am Kaukasus stark in Anspruch genommen und wird wahrschelnlich wählen müssen, ob sie den anderen, weitabliegenden Feldzug, in Mesopotamien oder in Ägypten führt. Jetzt sieht es aus, als habe sie sich für Mesopotamien entschieden, was uns auch besser passen würde; nicht, als ob Ägypten irgendwelche Gefahr drohte, falls es angegriffen werden sollte, sondern im Hinblick auf unsere Beherrschung der See und weil unsere großen militärischen Reserven in Indien Mesopotamien näher liegen, als Konstantinopel. Es ist möglich, den Suezkanal und Ägypten in Mesopotamien zu verteidigen. Die Lehre aber, die am deutlichsten sich aus der Geschichte dieser Operationen ergibt, zeigt, wie wichtig es ist, rechtzeitig zu entscheiden, welches das eigentliche Kriegstheater ist und nach getroffener Entscheidung eine so bedeutende

Digitized by Google

Kriegsmacht dorthin zu werfen, daß der Feind genötigt wird, sich unserer Strategie anzupassen. Wir haben unsere Streitkräfte zu gleichmäßig verzettelt. Im Kriege fällt der Erfolg nicht denjenigen zu, die an allen Punkten überlegen sind, sondern demjenigen, der an der entscheidenden Stelle der Stärkere ist." Die Schlußbetrachtung zeugt ohne Zweifel von großer Einsicht, gibt aber keine Antwort auf die offenbar schwierige Frage, welches im gegebenen Augenblick der wichtigste und entscheidendste Punkt ist. Man glaubt im Hauptquartier unserer Gegner diesen Punkt erst dann entdeckt zu haben, wenn er bereits an anderer Stelle lag, und das wird wahrscheinlich auch in Zukunft die Regel sein.

Ob der diplomatische Feldzug, der darauf gerichtet ist, in das feindliche Lager hinüberzuziehen, klüger angelegt ist, bleibt abzuwarten. Daß er uns unbequem ist, läßt sich nicht bestreiten. Aber es fragt sich, ob das Übermaß von Gewalttätigkeit, mit dem der wirtschaftliche Druck auf die Neutralen ausgeübt wird, nicht den Rest von Sympathien tötet, der sich für England noch erhalten hat, und wie lange dieser Druck sich noch ertragen läßt. Denn es ist sehr zweifelhaft, ob die gefällige Unterwürfigkeit unter die Machtgebote der englischen Agenten das richtige Mittel ist, den Rest von freier Bewegung zu retten, der sich in diesen Staaten noch erhalten hat. Vorübergehend konnte es scheinen, als wollten sie sich zusammentun, um weitere Vergewaltigung zu verhindern, und gewiß wäre eine bewaffnete Neutralität von Holland, Dänemark und Schweden der Weg gewesen, der zu diesem Ziele führen konnte. Wenn vollends Amerika die Versicherung des Präsidenten Wilson zur Wahrheit gemacht und die Freiheit des neutralen Handels, des eigenen wie des der übrigen neutralen Staaten, energisch vertreten hätte, war ein Rückzug Englands mit Sicherheit zu erwarten. Leider hat es sich aber überall nur um Wünsche, nicht um einen entschlossenen Willen gehandelt. Die großen Worte, die aus Amerika herüberklangen, hatten nur die Bedeutung von Karten, die der Präsident Wilson in der Bewerbung um seine Wiederwahl ausspielte. Überall aber gibt es in den neutralen Staaten mehr oder minder starke Parteien, denen es mit Wahrung der Neutralität nicht ernst ist und die von einem Sieg der Ententemächte zu vorteilen glauben. Dazu kommt, daß, während die Gesamtheit unter dem englischen Drucke leidet, einzelne Unternehmer sehr beträchtlichen Gewinn aus der unnatürlichen Lage ziehen, in denen ihr Vaterland sich befindet, und endlich spielt die Furcht vor der politischen Rück-

Digitized by Google

sichtslosigkeit und Gewissenlosigkeit Englands und seiner Trabanten mit. Eine Wandlung in der Gesinnung der Kleinmütigen, der Spekulanten und wohl auch in der Haltung der Regierungen ist erst zu erwarten, wenn England erkannt haben wird, daß es einen politischen und militärischen Rückzug anzutreten hat. Vielleicht aber liegt dieser Zeitpunkt näher als heute wahrscheinlich ist, und wenn nicht alles trügt, wird die ungeheure Enttäuschung, welche die Campagne Englands und Frankreichs im Balkan und in Mesopotamien gebracht hat und wohl in erhöhtem Maße weiterhin bringen wird, die Wendung herbeiführen. Noch klingt uns die Rede in den Ohren, mit der Churchill prophetischen Geistes den Feldzug gegen die Dardanellen am 5. Juli vorigen Jahres verherrlichte. „Die Armee Sir John Hamiltons und die Flotte des Admirals de Robeck" — so sagte er — „sind nur wenige Meilen von einem Siege entfernt, wie dieser Krieg noch keinen gesehen hat; er wird die Geschicke der Völker entscheiden und die Dauer des Krieges kürzen, denn durch die Enge der Dardanellen und über die Bergrücken von Gallipoli führt der kürzeste Weg zu einem triumphierenden Sieg." Zwei Monate danach, am 15. September, verkündete Kitchener, daß die Türken bereits völlig demoralisiert seien, aber nach weiteren drei Monaten fand in der Nacht vom 19. auf den 20. Dezember, nach den blutigen Niederlagen bei Anaforta und Ari-Burun, der „ruhmvolle" Rückzug der Engländer statt, und 20 Tage danach, am 9. Januar 1916, befand sich kein Engländer und kein Franzose mehr auf dem blutgedüngten Boden von Gallipoli. Asquith aber erklärte im englischen Unterhause, er habe mit größter Befriedigung die Räumung von Cap Helles erfahren! Es sei dieser Rückzug eines der schönsten Blätter der Kriegsgeschichte für Armee und Flotte Englands!

Mr. Asquith hat offenbar vergessen, daß Cap Helles bestimmt war ein neues Gibraltar zu werden und daß auf diesem ruhmvollsten Blatt englischer Kriegsgeschichte der Verlust von 200000 Mann (und das ist eine niedrige Schätzung) und 5 großen Schlachtschiffen verzeichnet steht. Die Einbuße an Ansehen, die England zumal in der islamischen Welt erlitten hat, fand er ebenfalls nicht ratsam in Anschlag zu bringen, aber daß ihm die dunklen Seiten der Dardanellen- und Gallipoli-Expedition nicht verborgen geblieben sind, zeigt die Entschiedenheit, mit der er die Einsetzung einer Untersuchungkommission ablehnte, welche die politischen

Digitized by Google

und militärischen Verantwortlichkeiten hätte feststellen können. Inzwischen aber hatte das englische Kabinett bereits eine andere schwerere Verantwortung auf sich genommen. Als die Aussicht, die türkische Defensive zu brechen, immer mehr schwand, ward, wie behauptet wird auf den dringenden Wunsch Joffres, die Expedition nach Saloniki beschlossen. Am 3. Oktober 1915 — so lange ist es her — landeten die ersten englischen und französischen Truppen unter rücksichtsloser Verletzung der griechischen Neutralität in Saloniki. Sie beriefen sich bekanntlich darauf, daß Venizelos sie gerufen habe. Das war richtig, aber es war geschehen über den Kopf des Königs hinweg, der nachträglich seinen Protest einlegte und den verräterischen Kretenser entließ, aber leider versäumte, ihn wegen Landes- und Hochverrats standrechtlich erschießen zu lassen. Vornehmlich auf diese Unterlassung geht alles Mißgeschick zurück, das Griechenland seither betroffen hat. Es liegt in englischer und französischer Knechtschaft und wird von General Sarrail, der die Rolle des Büttels spielt, in geradezu niederträchtiger Weise mißhandelt. Eine Korrespondenz der „Times", die aus Mailand den 12. Januar datiert ist, schildert die augenblickliche Lage folgendermaßen: „Gestern erfuhren wir von Unruhen in Volo, wo die Läden von der hungrigen Volksmenge geplündert wurden. Heute wird gemeldet, daß es in ganz Griechenland an Kohlen und an Mehl fehlt. Die Beleuchtung in Athen ist auf das Äußerste beschränkt, die elektrische Beleuchtung der Straßen in Athen hat aufgehört, und die Zahl der Lampen in Läden und Kaffees ist stark beschränkt worden. Der Verkehr der Straßenbahnen ist, wenn nicht ganz eingestellt, so doch sehr wesentlich vermindert. 500 Soldaten, die am 6. von Dampfern fortgebracht werden sollten, wurden wegen Mangels an Kohlen zurückgehalten. Große Sorge macht auch der Mangel an Schwefel, besonders unter den Korinthenbauern, die wegen der Höhe der Frachten keinen Schwefel aus Amerika erhalten können. Die griechische Regierung hat um die Erlaubnis gebeten und sie auch erhalten, 15000 Tonnen aus Italien zu beziehen. Diese mannigfaltigen Verlegenheiten und das Gefühl der Demütigung, das die feste militärische Haltung der Alliierten hervorruft, geben der ministeriellen Presse Material zu Angriffen gegen Venizelos, aber das Volk zieht aus demselben Material Schlüsse, welche die Politik Venizelos' rechtfertigen und beweisen, daß ein vollständiges Einvernehmen (entente)

Digitized by Google

mit den Alliierten notwendig sei." Daß der Pöbel, d. h. der Teil des griechischen Volkes, den die Briefschaften der englischen Agenten die „griechische Kanaille" nannten, so denkt, ist uns nicht unwahrscheinlich. Der König und die Armee in ihren Spitzen denken anders, aber es scheint, daß trotz des tapferen Protestes, in dem Gunaris die Zurückziehung der Ententetruppen fordert, der rechte Augenblick bereits versäumt ist. Die Verbindung zwischen den Truppen der Mittelmächte und der griechischen Armee ist abgeschnitten, die griechischen Inseln sind Operationsbasen der französisch-englischen Flotte geworden, die Strategie der Aushungerung des Landes hat begonnen, und parallel läuft eine antimonarchische Agitation, die sich das Ziel gestellt hat, unter der Präsidentschaft von Venizelos ein den Alliierten verbündetes republikanisches Griechenland ins Leben zu rufen. Das alles ist über jede Beschreibung niederträchtig, und wir sind gespannt zu hören, wie die tugendhaften Herren in Washington diese Offenbarung des neuen Völkerrechts von Englands Gnaden beurteilen werden. Da aber amerikanische Zeitungen, dank der englischen Auffassung vom Seerecht, nicht mehr zu uns gelangen, werden wir uns in Geduld fassen müssen. Für Griechenland ist die Lage fast eine verzweifelte. Aber ein entschlossener Wille, der die griechische Armee in Verbindung mit der bulgarischen setzt und den gemeinsamen Feind aus Saloniki hinausoperiert, wäre immer noch die Lösung, die der griechischen Zukunft die günstigsten Aussichten bietet. Das Zusammengehen mit der Entente würde, ganz abgesehen von der Schmach, die an dieser aus Furcht geschlossenen Allianz hängen würde, aller Wahrscheinlichkeit nach zunächst den Verlust von Griechisch-Mazedonien nach sich ziehen. Was dann weiter folgen würde, läßt sich nicht vorher sagen. Wir zweifeln aber nicht daran, daß im entscheidenden Augenblick die Engländer und Franzosen Griechenland ebenso in Stich lassen werden, wie sie Serbien und Montenegro und gleich bei Kriegsbeginn Belgien in Stich gelassen haben. Krokodilstränen und schöne Phrasen, darüber hinaus wird die Unterstützung nicht gehen.

Daß, wie wir schon vor einem Monat ankündigten, König Nikita keine Neigung zeigen werde, sich wie König Peter, von England als Opferlamm brauchen zu lassen, ist nunmehr Wirklichkeit geworden. Er hat, nach der Eroberung des Lowcen, Friedensverhandlungen angeknüpft, trotz Widerstrebens seines italienischen Schwiegersohnes. Das beweist, daß er den sehr

Digitized by Google

ausgesprochenen Wirklichkeitssinn, der ihn immer kennzeichnete, sich ungemindert bewahrt hat. In der Tat, was blieb ihm anders übrig? Seine Armee war geschlagen, von Italien kam ihm keine Hilfe, die Ententetruppen in Saloniki sind zu weit entfernt und zu sehr mit ihren eigenen Interessen beschäftigt, als daß sich ein Eingreifen in den montenegrinischen Gebirgswinkel von ihnen erwarten ließe, endlich die versprochenen Lebensmittel blieben aus, weil die österreichische Marine ihnen den Weg versperrte. Nur die kluge Großmut Österreich-Ungarns konnte ihm noch einen Rest seiner Selbständigkeit und seiner Krone retten. Für die Reize, die sich den rois en exil bieten, aber hat er offenbar kein Verständnis. Er will lieber als König in seinen Bergen leben, als in einem Pariser oder italienischen Gasthofe seinen Lebensabend als englischer Pensionär verbringen. So wird er die Friedensbedingangen unterzeichnen, die ihm vorgeschrieben werden und die, wie wir Grund haben zu glauben, immer noch glimpflich genug sein werden. Vielleicht bedeutet die Entwaffnung der Montenegriner auch einen Wendepunkt im Leben des kleinen kriegerischen Volkes. Da wir die Korrektur dieser Erwägerungen lesen, scheint eine Wandlung eingetreten zu sein und Montenegro den Widerstand gegen das siegende Oesterreich wieder aufgenommen zu haben. Ob mit oder gegen den Willen des Königs ist zweifelhaft. An dem schließlich Ausgang kann dadurch nichts geändert werden. Nur die Blutopfer werden noch größer, die England auch diesem Bundesgenossen aufzwingt. Schließlich wird das montenegrinische Volk doch durch die Verhältnisse genötigt sein, sich friedlicher Arbeit zuzuwenden, und das wäre ein Segen für seine Zukunft. Vom Gesichtspunkt der allgemeinen Lage, die der Krieg vorbereitet, ist es keineswegs gleichgültig, daß jetzt das erste Glied von der großen antideutschen Koalition abgesprengt ist; andere werden folgen, und sobald einmal in England die Einsicht zum Durchbruch kommt, daß es Zeit ist zu retten, was von der britischen Weltmacht noch zu retten ist, wird die Rivalität um den Vortanz beginnen. Sind sie zunächst alle einig in dem Wunsch, uns niederzuringen, so streiten in Wirklichkeit die Interessen der Alliierten so sehr gegeneinander, daß, wenn Deutschland nicht wäre, sie schon längst übereinander hergefallen wären. Aber noch hält sie die Gemeinsamkeit ihres Hasses und der freilich immer mehr erlahmende Glaube an ihren schließlichen Sieg zusammen. Wenn Glaube und Hoffnung sich

Digitized by Google

als Trugbilder erweisen werden, muß der Abfall von der Koalition beginnen und dann dürfte England, das sie alle an der Leine führt, nicht zögern, sich auch in dieser Frage den Vorsprung zu sichern. Man kann schon jetzt erkennen, daß in allen Ententestaaten das Vertrauen auf die politische wie auf die militärische Leitung wesentlich erschüttert ist. In Frankreich ist Joffre zwar zum Oberkommandierenden der französischen Armee ernannt worden, aber in Wirklichkeit ist die Führung in andere Hände übergegangen: General Foch kommandiert im Nordosten der französischen Front, General Castelnau das Zentrum und Dubail die Südfront, wobei Castelnau als der eigentliche Leiter anerkannt ist. Die Reise, die er nach Saloniki unternahm, um die Stellung der verbündeten englisch-französischen Truppen, die unter dem Oberbefehl von Sarrail stehen, zu inspizieren, zeigt, daß auch dort nicht Joffre, sondern er als höchste militärische Instanz anzusehen ist. In England hat der zum Viscount beförderte French seinen Platz Sir Douglas Haig überlassen müssen, in Rußland ist General Rußki, der Nachfolger Nikolai Nikolajewitschs in der Versenkung des Reichsrats verschwunden, und nur Cadorna hat seine Stellung an der Spitze der italienischen Kriegsmacht zu behaupten vermocht. Aber gerade dort fragt man, wie lange das noch währen wird, zumal er sich zahlreiche Feinde durch die Rücksichtslosigkeit gemacht hat, mit der er Generäle, die seinen Erwartungen nicht entsprachen, zu beseitigen wußte. Dazu kommt, daß gerade jetzt, nach dem „Abfall" Montenegros nicht nur in Italien, sondern noch mehr von seiten der Verbündeten Vorwürfe gegen ihn laut werden, weil er darauf bestanden hat, die ganze Kraft Italiens gegen Österreich zu konzentrieren, ohne doch sein Ziel, die Durchbrechung der österreichischen Front, erreichen zu können, geschweige denn den chimärischen Erwartungen gerecht zu werden, mit denen die Italiener in den Krieg zogen: Sie rechneten darauf, über Triest und Trient den Weg nach Wien einzuschlagen und dort den siegreichen Russen die Hand zu reichen und stehen heute nach wie vor an der Isonzofront, sogar ohne Görz einnehmen zu können, das sie jetzt aus Rache in Trümmer schießen, obgleich es eine offene Stadt ist. Daß diese Mißerfolge, denen die der italienischen Marine parallel gingen, eine immer tiefer greifende Verstimmung zur Folge hatten, kann nicht wunder nehmen. Namentlich die Tatsache, daß mit der Eroberung des Lowcen, den

Digitized by Google

Österreich gewiß niemals mehr aufgeben wird, die Bocche di Cattaro ein unerschütterlicher Stützpunkt der österreichischen Marine geworden ist, wird schmerzlich empfunden. Es ist sehr fraglich geworden, ob die Besetzung von Valona bei der heutigen Kriegslage sich wird behaupten lassen, und zu alledem kommt der Verlust von Tripolis, das unter allen Umständen nicht anders als durch einen neuen kostspieligen Feldzug zurückzugewinnen ist. Einerseits Kriegsmüdigkeit, andererseits das Wiederauftauchen der nie ganz verstummten republikanischen Strömungen, die in Norditalien ihren Sitz haben, sind die natürlichen Folgeerscheinungen, die sich daraus ergeben haben, und es ist nicht nur zweifelhaft, wie lange unter diesen Umständen sich das Kabinett Salandra wird behaupten können, sondern auch sehr wohl möglich, daß die Erregung sich gegen die Dynastie wendet. Denn trotz der Zugehörigkeit des Zaren zur Entente, und obgleich England in König Georg ein Oberhaupt hat, das „can do no wrong", hat die Kombination unserer Feinde eine entschieden antimonarchische Tendenz. In den letzten Parlamentsverhandlungen in Westminster kam diese Stimmung recht drastisch zum Ausdruck. Der nationalistische Abgeordnete für Donegal, Swift Mac Neill, hatte die Anfrage gestellt, ob es zu dulden sei, daß zwei englische Peers, die das Recht haben, im Hause der Lords zu sitzen und zu stimmen, Kommandostellen in der deutschen Armee bekleiden. Gemeint waren der Herzog von Braunschweig, der Herzog von Cumberland, und der Herzog von Sachsen-Coburg-Gotha, der Herzog von Albany ist. Beide waren zugleich Ritter des Hosenbandordens, der ihnen bei Ausbruch des Krieges durch order in council abgesprochen wurde. Asquith erwiderte, daß das Recht auf eine Pairswürde nicht anders als auf gesetzlichem Wege aufgehoben werden könne. Mac Neill gab sich damit nicht zufrieden und stellte die weitere Anfrage, ob Asquith wisse, daß diese beide Personen insgesamt 8 Pairsschaften in England und Irland besitzen und ob es schwerer sei, einem Manne seine Pairskrone vom Haupt zu nehmen als ihm das Hosenband zu lösen? Das eine, antwortete Asquith, ist ein Akt der Verwaltung, das andere verlangt einen Akt der Gesetzgebung. Darauf Mr. Lynch (Nationalist): Sollte das Problem nicht verschwinden, wenn wir in diesem Reich die republikanische Staatsform einführten? Eine Antwort darauf erfolgte nicht. Man muß aber bis in die vierziger Jahre des vorigen Jahrhunderts zurückgreifen,

Digitized by Google

um im englischen Parlament ein Anologon zu dieser Äußerung von Lynch zu finden. Die schamlosen Ausfälle der englischen und französischen Presse gegen Kaiser Franz Joseph und Kaiser Wilhelm tragen denselben antimonarchischen Charakter, und nichts ist vielleicht bezeichnender dafür und zugleich für die überhand nehmende Roheit der französischen Presse, als ein jubelnder Artikel des „Temps" auf die ihm „aus sicherer Quelle" zugegangene Nachricht, daß es nun wirklich mit Kaiser Wilhelm zu Ende gehe, da er den Krebs in der Kehle habe. In seinem Leitartikel vom 16. Januar wird diese „Tatsache" beleuchtet und man fragt wohl, wie den Redakteuren des Blattes zumute sein mußte, als sie ihren Lesern am 19. vom Eintreffen unseres Kaisers in Nisch und Belgrad berichten mußten! Es ist überhaupt erstaunlich, welche ethische Wandlungen sich selbst in den Kreisen der höchstgebildeten Franzosen und Engländer vollzogen haben und wie völlig unfähig sie geworden sind, objektiv zu urteilen. In London hat Sir Charles Lucas vor der historischen Gesellschaft des Universitäts-College einen Vortrag über die Lehren der Reichsgeschichte gehalten, über welchen die „Times" unter der Überschrift: „A cause of German inhumanity" (eine Ursache deutscher Unmenschlichkeit) berichtet. An dieser Überschrift wird wohl niemand erraten können, um was es sich handelt. Der Vortragende hebt nämlich folgendermaßen an: „Die Unmenschlichkeit der Deutschen in diesem Kriege hat jedermann entsetzt. Steht das nicht mit der Tatsache in Zusammenhang, daß von allen Völkern heutigen Tages die Deutschen am meisten von der Wissenschaft beherrscht werden? Sie stellen die größte Annäherung menschlichen Wesens an eine Maschinerie dar. Die Wissenschaft des Fliegens, die erst in ihrer Kindheit ist, hat England der Vorteile seiner insularen Lage beraubt. Kann dagegen irgend jemand behaupten, daß der Einfluß wissenschaftlicher Erfindungen in England je auf die ihm zukommende Stelle gesetzt worden sei?" Der Vortrag, der im Referat der „Times" zusammenhanglos erscheint, führt zu dem Ergebnis, daß die Staatsmänntr des britischen Reiches zusammen zu berufen seien, um eine Lösung des Problems zu finden, auf welchen Grundlagen das britische Imperium der Zukunft aufzurichten sei. Ein Analogon zu diesem boshaften Unsinn bringt der „Temps" in einer Besprechung der Rektoratsrede von Exzellenz von Wilamowitz-Möllendorf unter der Überschrift „inutiles avances", als handele es sich darin um

Digitized by Google

ein Werben um die Gunst der Franzosen. In der Rektoratsrede fand sich der Satz: Das Vaterland verlangt nicht, daß wir aus unserem Herzen Liebe und Treue wie Unkraut ausroden. Auch in meinem Herzen bewahre ich den Männern der feindlichen Länder nicht nur die Achtung, die ich ihnen schulde, sondern auch treue Freundschaft. Und ich zweifele nicht daran, daß jenseits der Grenze mehr als einer gleiche Empfindungen hegt, selbst im Institut de France, das mich ausgeschlossen hat." Der „Temps" hat für solche Gesinnungen nur Hohn, und schließt seine Persiflage mit der folgenden charakteristischen Erwägung: „Wir wollen jedoch notieren, daß die unnützen Avancen dieses Intellektuellen beweisen, wie müde Deutschland ist, daß das gegen die allgemeine Zivilisation gerichtete Unternehmen barbarischer Angreifer gescheitert ist, und wie ungeheuer die Enttäuschung eines Volkes ist, dem man Paris und Frankreich versprochen hatte, Raub, Beute und alle Herrlichkeiten, und das sich nun verstrickt sieht in ein Abenteuer, aus dem es keinen Ausweg gibt. Wenn Deutschland von Frieden spricht, fühlt es sich am wenigsten stark. Wir wollen diese Symptome buchen, und ohne Ungeduld auf die Belohnung warten, die man Frankreich schuldig ist, das, indem es seinen heimischen Herd verteidigt, für das Heil der Welt kämpft. Die Auguren jenseits des Rhein haben bereits die Niederlage des Deutschen Reiches angekündigt." Das ist doch sehr lehrreich, und sollte von allen beachtet werden, die an dem Wahn festhalten, daß es möglich ist, zu einer Verständigung mit Frankreich zu gelangen. Das ist vollständig ausgeschlossen. Frankreich muß völlig niedergeworfen werden, und das harte Wort Bismarcks vom „seigner á blanc" muß, soweit das überhaupt möglich ist, Wirklichkeit werden. Es geht auf einen tiefen Einblick in die französische Volksseele zurück. Im übrigen sind wir überzeugt, daß Frankreich bis hart an der Grenze seines Könnens steht. Noch eine Niederlage wie die vom letzten September, und seine Kraft ist höchst wahrscheinlich gebrochen. Dann aber wird „die Belohnung, die man Frankreich schuldig ist", weil es „für das Heil der Welt kämpft", ihm wahrscheinlich von seiten Englands gespendet werden, das, um Küsten zu schützen, die Frankreich nicht mehr verteidigen kann, und zur Erinnerung an alte Waffenbrüderschaft, Calais als Andenken sich zu eigen machen wird. Die Vorbereitungen dazu sind genau in demselben

Digitized by Google

Maße getroffen wie in Saloniki, und in Frankreich selbst wird diese Möglichkeit bereits erwogen: „n'importe, mais d'abord les Allemands" so hat einer der ihrigen daraufhin gesagt. Wenn wir mitunter in unseren Zeitungen Korrespondenzen finden, die von der Kriegsmüdigkeit der Franzosen reden, so geben sie Empfindungen wieder, die nicht an die Öffentlichkeit zu treten wagen und denen keinerlei politische Bedeutung zukommt, weil keine Tatkraft sie stützt. Aber nur mit Grauen läßt sich an die Zeit denken, da die Franzosen mit denen abrechnen werden, denen sie die Schuld an dem Versagen ihrer Hoffnungen und das Scheitern ihrer Illusionen zuschreiben werden, wenn kein auswärtiger Feind mehr droht und an die Stelle des emprunt de la victoire das emprunt de la défaite treten wird.

Es ist nicht wahrscheinlich, daß das Ende des Krieges, wie immer der Ausgang sein mag, gleiche Erschütterungen in England nach sich ziehen wird. Wohl aber läßt sich vorhersehen, daß die demokratische Richtung mächtig an Boden gewinnen muß, daß die Allmacht der Kabinettsregierung beseitigt wird, das allgemeine Wahlrecht, dessen Einführung nicht zweifelhaft sein kann, den Charakter des Parlaments völlig verändert, kurz ein neues England entsteht, von dessen Außenpolitik sich ein Bild zu machen, heute noch ganz unmöglich ist. Aber wir glauben nicht mit der Annahme zu irren, daß das Schlagwort „home Rule all round" dann Wirklichkeit wird und dann mag auch der Tag kommen, da Irland von der wirtschaftlichen und politischen Knechtschaft erlöst wird, unter der es seit den Tagen Elisabeths und Cromwells zu leiden gehabt hat. Welche Bedeutung der Tatsache zukommt, daß Redmond die Führung der parlamentarischen Vertreter Irlands niedergelegt und sie Dillons überlassen hat, läßt sich noch nicht erkennen. Vielleicht ist der Schlüssel des Problems in der Tatsache zu finden, daß Irland von der jetzt in dritter Lesung verhandelten Bill über die allgemeine Wehrpflicht eximiert wurde. Es ist aber noch eine lange Reihe weiterer Schwierigkeiten, die den kühlen Köpfen in England Sorgen bereitet. Vor allem ist es die finanzielle Lage des Reiches, die mit Sicherheit eine ungeheuere Steigerung der Abgaben für die Zukunft erwarten läßt; schon jetzt wird die unheimliche Höhe der Schiffsfrachten als eine Kalamität empfunden, der man auf keine Weise abzuhelfen weiß und gegen welche es kein Mittel gibt, solange die

Digitized by Google

Handelsschiffe und die Fischereidampfer zu Kriegszwecken herangezogen werden. Man benutzt sie, um die große Schlachtflotte nach Möglichkeit intakt zu erhalten, weil man sie braucht, um sie, soweit sie noch nach geschlossenem Frieden vorhanden ist, zur Verdrängung des lästigen japanischen Konkurrenten zu benutzen, der sich inzwischen zum fast unbestrittenen Herrn des Großen Ozeans gemacht hat, vielleicht auch, um sie gegen Amerika auszuspielen, dessen Flottenpläne sichtliche Beunruhigung in England hervorgerufen haben. Ob es überhaupt zu einer großen Seeschlacht zwischen England und unserer Hochseeflotte kommen wird, ist je länger, je mehr fraglich geworden, da auch wir ein Interesse haben, unsere Seemacht so weit als möglich intakt zu erhalten. Wir können ruhig einen englischen Angriff abwarten, da er, sobald die Schlacht in unseren Gewässern geschlagen wird, uns Vorteile bietet, die für eine Entscheidung sehr wesentlich in Betracht kommen.

Die jetzt zwischen England und den Vereinigten Staaten gepflogenen Verhandlungen betreffen die Frage der Blockierung Deutschlands. Amerika will die von England nicht effektiv durchgeführte Blockade nicht als zu Recht bestehend anerkennen und verlangt die Ersetzung der Blockade auf Papier durch eine tatsächlich durchgeführte Blockierung der deutschen Häfen. Den Engländern, denen nichts lieber wäre als die Möglichkeit, eine solche Absperrung Deutschlands zur Verstärkung ihres Aushungerungsprogramms durchzuführen, ist, wie es scheint, diese amerikanische Anregung gerade recht. Sie wollen die von Einführung der allgemeinen Wehrpflicht erwartete Erhöhung ihres Mannschaftsbestandes benutzen, um die Bemannung der Kriegsflotte auf 350000 Köpfe zu bringen, wahrscheinlich in der Absicht, dadurch der Tätigkeit der Flotte einen aktiveren, dem Verlangen Amerikas entsprechenden Charakter zu geben. Es läßt sich ja nicht mehr übersehen, daß die Politik Washingtons je länger, je mehr einen schikandsen Charakter uns gegenüber annimmt. Was bei uns die öffentliche Meinung am meisten erbittert, ist der Heiligenschein, mit dem diese Politik sich umgibt, und dabei wird keine Gelegenheit versäumt, um deutsche Reichsangehörige zu schädigen. Die Vorwände, unter denen Boy-Ed und von Papen aus Amerika — abgeschoben wurden, ist ein Beispiel von vielen.

„Trotz alles Drucks und aller Intrigen der Deutschen", meldet der „New

Digitized by Google

York Herald", hat die Sendung von Munition für die Alliierten seit Beginn des neuen Jahres einen noch größeren Umfang angenommen.

Diese Nachricht ist höchst charakteristisch, an ihr ist ja nicht zu zweifeln, da sie sich als notwendige Konsequenz der besonderen Auffassung des Begriffs „Neutralität" ergibt, zu der Präsident Wilson sich durch sein Gewissen gedrängt fühlt.

Nachdem drei Wochen lang keine amerikanischen Zeitungen Berlin erreichten, sind am 20. Januar wieder der „New Yorker Herold" und das in Montreal erscheinende Finanzblatt „The Chronicle" hier eingetroffen, was an anderen Zeitungen und an Briefen inzwischen ins Wasser gefallen ist, können wir nur vermuten.

Über die Lage in Rußland lassen sich eingehende Nachrichten nicht geben. Die Presse wird überaus scharf zensiert und zeigt spaltenlange weiße Stellen. Aus den russischen Bulletins die wirkliche Lage zu konstruieren, wäre vergebliches Mühen, wenn wir nicht unsere Berichte zur Korrektur an der Hand hätten. Aber auch ihr Blick reicht nicht über die russischen Schützengräben hinaus, und was hinter der Front sich abspielt, würde auch ganz verborgen bleiben, wenn nicht trotz allem der Zufall mitunter intime und zuverlässige Nachrichten zu uns herüberspielte. Auf Grund solcher Nachrichten läßt sich mit Bestimmtheit das Bild der einander gegenüberstehenden Strömungen in Rußland folgendermaßen zeichnen. Am Hofe ist nach wie vor die einflußreichste Persönlichkeit der viel genannte Rasputin, dessen Stellung von den Petersburger Damen erfolgreich gestützt wird. Daß der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch ihm hat weichen müssen, ist eine in Petersburg wohlbekannte Tatsache und darauf zurückzuführen, daß Rasputin, als der Generalissimus noch auf der Höhe seines Ansehens stand, den Wunsch laut werden ließ, das Hauptquartier zu besuchen. Nikolai Nikolajewitsch ließ ihm telegraphisch antworten, er möge nur bald kommen, der Galgen für ihn sei bereits aufgerichtet. Rasputins Antwort war die Versetzung des Großfürsten in den Kaukasus. Es liegt aber in der Natur der Dinge, daß der Einfluß Rasputins nur gelegentlich eingreift und daß Fragen, die sich seinem Bildungsgrade entziehen und nicht durch prophetische Inspiration gelöst werden können, den Staatsmännern von Beruf zufallen. Von diesen sind Goremykin und Chwostow immer noch die tatsächlichen Leiter der russischen Politik.

Digitized by Google

Wie weit beide sich mit dem Programm identifizieren, das der Zar im Hauptquartier des Generals Ewert an die dort versammelten Georgsritter richtete, ist fraglich. Nikolai Alexandrowitsch sagte bekanntlich: „Seid vollkommen ruhig. Wie ich zu Anfang des Krieges gesagt habe, werde ich nicht Frieden schließen, bevor der letzte Feind aus unseren Grenzen vertrieben ist, und ich werde ihn nicht anders schließen als in vollem Einvernehmen mit unseren Bundesgenossen, mit denen ich nicht durch papierene Verträge, sondern durch wahre Freundschaft und durch mein Blut verbunden bin." Ein damals an Poincaré gerichtetes Telegramm gab denselben Gedanken in kürzerer Fassung Ausdruck. Natürlich ist die kaiserliche Parole seit Beginn des Krieges die allgemeine Losung, und die jüngste Wiederholung dieser patriotischen Schlagworte hat sie aufs neue für alle an die Öffentlichkeit tretenden Kundgebungen obligatorisch gemacht. Das verhindert freilich nicht, daß auch ein anderer Ausgang als die Vertreibung aller Feinde vom Boden Rußlands von denjenigen ins Auge gefaßt wird, die in verantwortlicher Stellung, sei es an der Spitze des Reiches, oder in der Duma als Vertreter des Volks stehen. Das Idyll vom inneren Frieden bis zur Besiegung des Feindes ist unwiederbringlich vorbei — erklärte schon am 24. Dezember der Kolokol. Vielmehr stehen die Parteien Absolutisten und liberal-radikaler Block einander schroffer gegenüber als je und beide Teile sind bemüht einander das Wasser abzugraben. Wenn ein Frieden geschlossen wird — und schließlich wird das doch geschehen — muß bei dem wahrscheinlich nicht befriedigenden Ausgang die Schuld dem anderen Teil zugeschoben werden, so argumentieren sie hüben und drüben. Goremykin und Chowstow haben daher das lebhafteste Interesse daran, daß Unordnungen in größerem oder geringerem Umfange möglichst geräuschvoll unterdrückt werden, um für den Fall eines unglücklichen Ausgangs des Krieges diesen Ruhestörern die Schuld daran zuzuweisen, für den Fall des Erfolges aber die Ansprüche des Blocks mit der Begründung abzulehnen, daß ihr Verhalten während des Krieges ein flagranter Beweis ihrer politischen Unreife und der Notwendigkeit sei, das absolute Regiment unverkürzt aufrecht zu erhalten.

Das Interesse des Blocks verlangt dagegen, daß der Ausbruch von Unruhen verhindert werden, damit dadurch die Reife der Nation erwiesen werde,

Digitized by Google

aber ebenso verlangt es, daß alle die Mißstände, die während des Krieges in allen Zweigen der Verwaltung überhand genommen haben, auf das Konto der absoluten Regierung gesetzt werden. In Beteuerungen ihres Patriotismus und des Entschlusses, das Zarenwort zur Wahrheit zu machen, sind beide Gruppen einander gleich. Auch die Anarchisten machen in dieser Hinsicht keine Ausnahme. Herr Burzew hat jetzt die Erlaubnis erhalten, unbehindert in Petersburg zu weilen, und auch Herr Grodeskul ist zu Gnaden von der Geheimpolizei und ihrer Kontrolle befreit worden. Praktisch haben sich die Verhältnisse so gestaltet, daß die Regierung mit Erfolg bemüht ist, sich die Duma vom Leibe zu halten. Sollte sie, wie es jetzt heißt, im Februar zusammentreten, so wird es eine kurze, rein geschäftliche Sitzung und keine Gelegenheit zu oratorischen Unvorsichtigkeiten geben. Über die Kriegsziele wird ebenso unbeschränkt gesprochen und geschrieben wie in England und Frankreich. Die russische „Börsenzeitung" formulierte sie kürzlich in bezug auf die Türkei dahin, daß die Türken aus Europa zu vertreiben und die russische Autorität über den Ausgang aus dem Schwarzen Meer herzustellen sei. Über diesen letzteren Punkt herrsche, nach Beseitigung einiger Differenzen, nunmehr volle Einmütigkeit unter den Alliierten. Ob das Ziel durch die Bukowina oder durch Makedonien erreicht werde, sei gleichgültig. Die letztere Bemerkung ist von Interesse. Sie zeigt einmal, daß der seit einem Monat mit so ungeheurem Aufwand an russischer Mannschaft und japanischer Munition versuchte Durchbruch an Styr und Strypa nicht sehr zuversichtlich beurteilt wird, und beweist zweitens, daß das Ziel der Alliierten bei der Okkupation von Saloniki die Verdrängung der Bulgaren aus Makedonien ist. Auf die Verbündeten, zumal auf England, ist man in allen Kreisen Rußlands nicht gut zu sprechen. Man findet, daß ihre Anstrengungen im Vergleich zu den Opfern, die Rußland gebracht hat, gering seien, was ja die Statistik unserer Gefangenenlager allerdings bestätigt. Engländer, die in letzter Zeit sich länger in Rußland aufgehalten haben, sind durch die scharfe Kritik, auf die sie stießen, betroffen. Stanley Washburn hielt es deshalb für absolut notwendig, daß man die Russen über die Leistungen Englands im Kriege aufklären müsse und die „Times" schrieb am 28. Dezember, man müsse in Rußland verbreiten, daß Grey keineswegs gesagt habe, er werde bis zum letzten Tropfen russischen Blutes kämpfen.

Digitized by Google

Das sind also Vorstellungen, die in Rußland umlaufen. Sehr weit von diesem letzten Tropfen Blutes scheint man in Rußland allerdings nicht mehr entfernt zu sein. Ein Korrespondent der „Rjetsch" vom 12. Januar, der eine Reise von Petersburg nach Charkow machte, erzählt, wie er einen jungen Offizier, der noch fast im Knabenalter stand, im Kupee traf und von ihm erfuhr, daß seine beiden älteren Brüder bereits gefallen seien. Ich habe, schreibt jener Korrespondent, Dutzende von Soldatenzügen gesehen, die unserer Westfront zueilten, und alle waren voll junger Soldaten und Offiziere. Jugend und Selbstverleugnung, das ist unsere furchtbare Macht, mit welcher die Germanen zu rechnen haben werden.

Wenn alle bedächten, welche Armee Rußland jetzt an die Front schickt, wie jung die Blüte der Nation ist, die dorthin zieht, so würde das Gewissen auch des verstocktesten Egoisten erwachen, und es wäre kein Raum für gieriges Jagen nach Gewinn, für Bestechungsgelder, Bacchanalien und Gelage; es gäbe auch kein Feld für den verderblichen Kampf der Parteien."

Hier hat der Zensor den Schreiber unterbrochen, aber wir können nach den oben hervorgehobenen Gegensätzen uns wohl vorstellen, was er gern noch gesagt hätte.

Zurzeit verhandelt Rußland mit Japan um eine Anleihe von 120 Millionen Sen, die durch russische Schatzscheine gedeckt werden soll und gleichzeitig scheinen Maßregeln beraten zu werden, die man der drohenden Organisierung der Wehrkraft Chinas durch Juanschikai entgegensetzen will. Sein Kaisertum wird in Rußland gleich ungünstigen Auges angesehen wie in Japan — was begreiflich ist — und wie in den Vereinigten Staaten, was völlig unverständlich ist. Obgleich noch ungekrönt, ist aber Yuan bereits Kaiser. Die verwitwete Kaiserin hatte die Mandschu kaiserlichen Geblüts zu sich beschieden und ihnen mitgeteilt, daß, nachdem sie dem Thron zugunsten der Republik entsagt hätten, es jetzt zwei Kaiser gäbe, den mandschurischen, an dessen Spitze der junge Kaiser stehe, und Juanschikai, den der Wille des Volkes berufen habe. Eine Beratung, die darauf stattfand, ergab, daß eine Deputation sich zu Juan begab, um von ihm die Erlaubnis zu erhalten, daß der mandschurische Hof aus der verbotenen Stadt in den Sommerpalast übersiedeln dürfe. Die Deputation knüpfte daran die Bitte, daß Juan seinen Sitz im Purpurpalast

Digitized by Google

der verbotenen Stadt einnehme. Juanschikai erwiderte, er sei zwar überrascht, könne aber den Wunsch der Kaiserin nicht abschlagen und gab Befehl, die Übersiedlung zu vollziehen. Der Adoptivmutter und der natürlichen Mutter des Kaisers Pu-i aber schickte er zehntausend Wünsche für ihr ruhiges Dasein und ließ ihnen erklären, daß sie stets auf seine Dienste rechnen könnten. Damit war die dynastische Umwälzung vollzogen. Wir glauben nicht, daß sie durch Proteste rückgängig gemacht werden kann.

Notizen

Wie man in Rußland die Lage in Schweden beurteilt

„Nowoje Wremja" hat kürzlich die Nervosität verraten, die man in Rußland Schweden gegenüber zu empfinden anfängt und gezeigt, wie sehr man sich bemüht, die Unsicherheit den Aktivisten gegenüber hinter der Feststellung der inneren Zwistigkeiten zu verstecken, die zwischen ihnen herrschen sollen. Auffälliger noch als diese Versuche der Presse, ihre Unruhe zu verschleiern, sind die, Schweden von den Gefahren eines Mitgehens Schwedens mit Deutschland zu überzeugen! Wie schwächlich und haltlos sind die Gründe, die sie dafür ins Feld zu führen vermag, gegenüber denen, die in den „Schwedischen Stimmen im Krieg" Politiker vertreten, denen als Ziel das Wohl Schwedens selbst vor Augen steht! — „Nowoje Wremja" schreibt: „Die Partei der Aktivisten (d. h. derjenigen, die eine aktive Teilnahme am europäischen Konflikt anstreben) ist schon in drei Gruppen zerfallen: in aktive Aktivisten, die ein direktes Eingreifen zugunsten Deutschlands wünschen, und in zwei Arten passiver Aktivisten, von denen die einen die Notwendigkeit der Verteidigung Schwedens gegen etwaige fremde Übergriffe in den Vordergrund rücken, die anderen wiederum den Übergang zur bewaffneten Neutralität für erforderlich halten, um der Schädigung des schwedischen Handels durch die vermeintliche englische Blockade sowie durch die englische Post- und Telegraphenzensur ein Ende zu machen. Die Aktivisten sind also nicht nur eine wenig zahlreiche, sondern auch zersplitterte Partei. Es ist kaum anzunehmen, daß ihre Aufrufe in Schweden ein Echo finden werden. Schweden wird, ungleich den Balkanstaaten, von der öffentlichen Meinung regiert. Ein Spiegel dieser öffentlichen Meinung ist das schwedische Parlament, das aus 86 Konservativen, 87 Sozialisten und 57 Liberalen besteht. Die Sozialisten stehen für eine unbedingte Neutralität ein. Die Konservativen gehören mehr oder minder zu den Aktivisten. Das Zünglein an der Wage sind also die Liberalisten. Die Liberalen erklärten sich aber kürzlich in ihrer Parteiresolution ebenfalls für Einhaltung der unbedingten Neutralität und verurteilten die Partei der Aktivisten, deren Bestre-

Digitized by Google

bungen den aufrichtigen Wünschen der erdrückenden Majorität des schwedischen Volkes widersprächen. Professor Lönborg, der unlängst in Kopenhagen über die Grundsätze der liberalen Föderation Schwedens referierte, bezeugt, daß selbst die bisher vollständig unter deutscher Hypnose stehende schwedische Professorenschaft von gesunden Ideen durchdrungen zu werden beginnt. Lönborg bewies, daß Schwedens Neutralität die günstigste Art und Weise sei, schwedische Ideale im Gegensatz zu russischen, deutschen, englischen und französischen Idealen zu verwirklichen. Durch ein Mitgehen mit Deutschland dagegen würde zwischen Schweden und Rußland ein Abgrund aufgerissen werden; aus Furcht vor einer russischen Revanche würde dann Schweden zu einem Trabanten Deutschlands werden müssen. Außerdem gehöre die Zukunft, trotz der zeitweiligen deutschen Siege, nicht den deutschen, sondern den Ackerbau treibenden Völkerschaften; Deutschland, das bisher fast ausschließlich für den Export gearbeitet habe, werde nach dem Kriege in seiner Entwicklung behindert sein, wogegen Rußland, das Lebensmittel produziere, unbehindert seinen Handel entwickeln können werde. Es sei deshalb, nach der Ansicht Lönborgs, ein Wahnsinn, für Deutschland einzutreten, das zu einem langjährigen Dahinvegetieren verurteilt sei. Wir haben immer die Ansicht vertreten, daß der schwedischen Neutralität zu trauen sei. Zwar sehen die Schweden seit Karls XII. Zeiten in uns ihren Erbfeind. Sie werden sich aber niemals zum sinnlosen Abenteuer eines Präventivkrieges gegen Rußland hinreißen lassen, ebenso wie auch Rußland sie nie überfallen würde. Es ist deshalb auf Erhaltuug der schwedischen Neutralität bis zum Ende des Krieges zu hoffen. Niemand würde größeren Vorteil aus ihr ziehen, als Schweden selbst."

Klingt das wie Glaube an die eigene Argumentation? Kann Schweden dieser äußerlichen erzwungenen Zusicherung trauen, wenn es das Gewicht sachlicher Gründe die Entscheidung bestimmen läßt?

Die Demokratie in England

Gustav F. Steffen hat in seinem ersten in Deutschland im Jahre 1911 veröffentlichten Buch „Demokratie in England" das parlamentarische System Englands einer scharfen Kritik unterworfen, in deren Verlauf er sich äußert: „Die Demokratisierung des politischen Wahlrechtes, die in der Hauptsache 1832, 1867 und 1872 durchgeführt wurde, macht gegenwärtig etwa 63 % aller mündigen Männer aktiv und passiv wahlberechtigt. Der Vergleichung halber kann angeführt werden, daß im Deutschen Reiche 84 % und in Frankreich 87 % der mündigen Männer politisches Wahlrecht haben. Das englische Wahlrecht ist also gar nicht radikal demokratisch und hat bis jetzt durchaus keine auch nur annäherungsweise entsprechende Demokratisierung der Zusammensetzung des Unterhauses zur Folge gehabt. Die englischen Kleinbürger und Arbeiter haben in der Regel getreulich Mitglieder in der Geburts- und der Geldaristokratie zu ihren Vertretern gewählt. Folglich haben die beiden alten Oberklassenparteien — früher Whigs und Toris, jetzt Liberale und

Digitized by Google

Konservative genannt — das parlamentarische Spiel ziemlich ungestört von anderen als den irischen Nationalisten nach den Traditionen der alten guten Zeit leiten dürfen. Es ist ja dann und wann eine Art Gesetzgebung und Regierung für das Volk zustande gekommen, aber ganz gewiß keine Volksregierung oder eine Regierung durch das Volk. Ein im eigentlichen Sinne demokratisches Parlament ist das Parlament in Westminster seit Cromwells Tagen nie gewesen — und war es damals wohl im Grunde auch nicht."

„Die Verwandlung des Oberhauses in ein Organ der modernen konservativen Partei ist gleichbedeutend mit seiner Verwandlung in eine moderne „Kapitalistenpartei". In das Wesen dieser Partei gibt das in England sehr beliebte Feldgeschrei „Front gegen den Sozialismus einen guten Einblick. Noch tiefer läßt uns der „Patriotismus" dieser Partei blicken — wenn uns nur die Erfahrung verstehen gelehrt hat, daß diese Liebe zum Vaterlande keine Liebe zum Volke ist, sondern zum Vaterlande als Eigentumsobjekt, eine Liebe zum vaterländischen Boden als Machtmittel über das Volk, eine Liebe zu dem großen und uneingeschränkten Privatbesitze und allen den nationalen Überlieferungen und Einrichtungen, welche den Reichen den Armen gegenüber eine sichere Machtstellung geben. Hierbei wird es mit der wirklichen Nationalität dieser Reichen und dieser Armen durchaus nicht so genau genommen. Kürzlich eingewanderte Millionäre oder ausländische Kapitalisten und freiwillig eingewanderte oder importierte Lohnsklaven andrerseits werden gleich großmütig von diesem „patriotischen" Idealismus erfaßt, sobald es gilt, das „Eigentum" und die „freie" Unternehmung zu schützen, seien beide auch noch so „vertrustet" — sie zu schützen gegen Fachverbände, Sozialdemokratie und sonstige Arbeiterbewegung und gegen eine der Alleinherrschaft des Privateigentums gefährliche Sozialpolitik."

Rußland und England

Stanley Washburn stellte jüngst in der „Times" das Fehlen jeden Vertrauens des russischen Volkes zu England fest. Der russische Edelmann und der Moujik lieben gern und waren zu Beginn den Krieges so bereit, ihr Herz den Alliierten zu schenken, wie sie ihr Leben für den Kaiser hingeben wollten. Zum ersten Male in einem Jahrhundert existierte eine Basis für eine Alliance zwischen Rußlands und Englands Herzen. Hätte England nur ein Zehntel so tatkräftig Verbindungswege mit Rußland hergestellt, wie Deutschland sie mit Schweden, Bulgarien und Holland schuf zum Zwecke der Beeinflussung der öffentlichen Meinung, dann würde heute in Rußland ein Geist der Ergebenheit und Loyalität gegen England bestehen, der selbst fünf Kriegsjahre und unvorhergesehene Zwischenfälle aushalten würde." ... „Ich glaube, daß das Herz des russischen Volkes so kalt wie ein Stein den Alliierten gegenüber ist."

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Prof. Dr. Karl Hönn, Berlin W 35, Schöneberger Ufer 36a. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 4. Februar 1916 * Heft 6

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh Paul Rohrbach Philipp Stein

Das Kriegsziel im Schützengraben

Von Dr. Paul Rohrbach

Man hat mich gebeten, unser Kriegsziel in einer Weise zu erklären, die es den Kämpfern im Schützengraben zum Bewußtsein bringt, wofür wir weiterfechten müssen. Jedermann weiß, daß die Feinde geschlagen werden müssen und daß es eher kein Ende gibt, als bis jene um Frieden nachsuchen. Was aber dann? Was soll hinter dem Siege kommen? Wie wird denn die deutsche Zukunft aussehen, um deretwillen man heute im Schützengraben liegt und kämpft? Hätten wir diesen Krieg begonnen, so hätten wir auch im voraus unser Kriegsziel fertig aufgestellt gehabt: den Gewinn, den wir schließlich einheimsen wollten. So aber heißt die Antwort auf die Frage nach dem Kriegsziel, die Antwort, die wir kennen, immer nur: Es müssen Sicherheiten geschaffen werden, daß niemand uns von neuem zu überfallen wagt. Will aber einer sich diese Sicherheiten im einzelnen ausmalen und über sie diskutieren, so kommt er damit um der bestehenden Vorschriften willen in der Öffentlichkeit nicht weit. Kriegsziele vor der Zensur sind ungefähr dasselbe, was Banngut auf einem Schiff für den untersuchenden Kreuzer. Man kann nie im voraus wissen, was konfisziert und was freigegeben wird. Für den Schützengraben sind also solche Darlegungen über das Kriegsziel, wie sie die Prüfung auf Konterbande allenfalls passieren könnten, von vornherein nichts Brauchbares. Ich will also versuchen, die Sache anders anzufassen.

Worum wird in diesem Kriege gefochten, wenn man das letzte und größte Ziel für uns ins Auge faßt? Nicht um Belgien, nicht um den

Digitized by Google

französischen Festungsgürtel, nicht um Polen, nicht um Litauen und die baltischen Provinzen, nicht um Welsch-Tirol und Triest oder Saloniki, sondern um die Frage: Soll es zukünftig drei Weltvölker geben oder vier? Bisher gab es drei, die es schon sind, und ein viertes, das selbst auch noch einen Platz auf der obersten Größenstufe der Nationen beansprucht, während die andern es in die zweite Ordnung zurückstoßen wollen. Dies vierte Volk sind wir, und die Frage, ob es uns gelingen wird, ein Weltvolk zu werden oder nicht, die kann auch dem Schützengraben so deutlich vor Augen gemalt werden wie nur möglich.

Unter einem Weltvolk oder einem Weltreich verstand man früher etwas anderes als jetzt. Weltvölker im Altertum waren die Assyrer, die Perser, die Römer. Diese Völker gründeten Weltreiche. Das vollkommenste aller Weltreiche in politischer Hinsicht, dasjenige, das den Begriff der Weltmacht am stärksten in sich verkörpert hat, war das römische. Es war die ausgedehnteste und dauerhafteste staatliche Großform, die die alte Geschichte hervorgebracht hat. Von den damals bekannten Ländern gehörte nur das persisch-iranische Hochland nicht dazu. Indien und China lagen sogut wie außerhalb des Gesichtskreises jener Zeit. Was die Alten den Erdkreis nannten, war römisch.

Als das römische Reich zugrunde gegangen war, gab es beinahe zwei Jahrtausende hindurch hintereinander verschiedene Ansätze, den alten römischen Weltmachtgedanken zu wiederholen. Das Reich Karls des Großen, das römisch-deutsche Kaisertum unter den sächsischen, fränkischen und staufischen Kaisern, das Reich Karls V., in dem die Sonne nicht unterging, das Reich Ludwigs XIV. und Napoleons I. kamen vorübergehend der Weltmachtidee nahe, wenngleich sie auch auf der höchsten Höhe ihrer Entfaltung weit hinter dem zurückblieben, was Rom einstmals gewesen war.

Was man jetzt Weltvolk nennt, ist aber etwas ganz anderes als früher geworden, Weltvölker sind für uns die Engländer, die Russen, die Amerikaner. Sie sind es geworden, weil sie in einem früheren Stande ihrer politisch-nationalen Entwicklung Gelegenheit hatten, in anderen Weltteilen die Hand auf unermeßliche leere Räume zu legen, die für die weiße Rasse bewohnbar und wirtschaftlich nutzbar waren. Bei England, in geringerem Maße bei Rußland, zuletzt auch etwas bei den Vereinigten Staaten von Amerika, kommt

Digitized by Google

als weitere Machtquelle noch die Beherrschung wertvoller Untertanenländer fremder Rasse und Kultur hinzu. Die Hauptsache aber ist, daß jene drei Völker über einen unverhältnismäßig großen Raum für ihre zahlenmäßige Vermehrung und Ausbreitung und für die Erzeugung wirtschaftlicher Rohstoffe und Nahrungsmittel auf eigenem Grund und Boden verfügen. Vor hundert Jahren gab es vielleicht 25 Millionen Russen, d. h. Untertanen des russischen Kaisers. 1870/71, als unser Deutsches Reich gegründet wurde, war ihre Zahl auf etwa 80 Millionen und beim Ausbruche des Weltkrieges 1914 auf 170—175 Millionen gestiegen. Rußland besitzt in Europa und Asien allein an gutem und brauchbarem Ackerland ein sechsmal so großes Areal, als die Gesamtoberfläche Deutschlands beträgt. Das Wachstum seiner Bevölkerung war in der letzten Zeit vor dem Kriege bis auf 3 Millionen Menschen jährlich gestiegen, und die Beschleunigung im Tempo dieses Zuwachses dauerte immer noch an.

Die Vereinigten Staaten hatten 2 Millionen Einwohner, als sie sich von England losrissen, 4 Millionen, als das neunzehnte Jahrhundert begann, und heute haben sie über 110 Millionen. Ebensogut wie Rußland können sie aber statt ihrer jetzigen Volkszahl auch 200 oder 300 Millionen beherbergen und ernähren. Die jährliche Wachstumsgeschwindigkeit ihrer Bevölkerung hat im Durchschnitt der letzten 20 Jahre zwischen 1½ und 2 Millionen betragen. Sie setzt sich zusammen aus dem Geburtenüberschuß und der Einwanderung, und ist mehr als zweimal so groß als die unserige.

England hatte vor vier Menschenaltern etwa 15 Millionen Einwohner, etwas mehr als halbsoviel als Deutschland. Heute sind die Engländer diesseits und jenseits des Ozeans fast so zahlreich wie die Deutschen im Deutschen Reich. Es gibt 47 Millionen Engländer, einschließlich der Iren in Großbritannien und Irland, 9 Millionen in Kanada, 6 Millionen in Australien und Neuseeland, 1 Million in Südafrika und vielleicht ebensoviel in der übrigen Welt. Die Volksvermehrung im eigentlichen England ist geringer als bei uns. Nimmt man aber die Kanadier und Australier hinzu, so steigt sie gleichfalls auf etwa 2 Millionen Menschen im Jahre. Früher dachte man, die großen überseeischen Siedlungskolonien würden sich mit der Zeit politisch vom Mutterlande entfernen und das Beispiel

Digitized by Google

der Vereinigten Staaten auf mehr oder weniger friedlichem Wege wiederholen. Dieser Krieg hat uns aber gezeigt, daß das keineswegs der Fall ist; im Gegenteil, das englische Gesamtvolk wächst enger zusammen, als je geglaubt wurde. Gegenüber diesen Tatsachen: schnelleres Wachstum, größere Menschenzahl — bei England gelten da die Untertanengebiete mit — und sehr viel größerer Ausdehnungsspielraum, ist es die allergefährlichste Selbsttäuschung, zu glauben, es würden irgendwelche geschichtlichen und politischen Wunder geschehen, um uns trotzdem mit den drei Weltnationen Schritt halten zu lassen, ohne daß wir ihrer Überlegenheit entsprechend begegnen. Allein gedankenlose Leute und Schwätzer können fortdauernd darüber hinwegsehen, daß wir nur um etwas über 0,8 Millionen Seelen jährlich uns vermehren, daß auch diese geringste unter den Zuwachsraten der Großvölker in der Abnahme begriffen ist, und daß unserer Vermehrungsfähigkeit innerhalb unserer eigenen Grenzen in absehbarer Zeit überhaupt ein Ende bevorsteht. Zwar können Industrie- und Handelsgewinn immer noch neue Millionen in Deutschland ernähren, und werden es tun, aber es gibt große Teile unseres Vaterlandes, im ganzen weit mehr als die Hälfte, in denen die natürlichen Verhältnisse es weder zu großen Industrien noch sonst zu starker Volksdichte kommen lassen werden.

Außerdem bedeutet jede Vermehrung der Industrie- und Handelswirtschaft, ohne daß gleichzeitig auch unsere heimische Lebensmittelgrundlage sich verbreitert, eine schwere Gefahr für uns. Das hat auch dieser Krieg unwiderleglich gelehrt. Für diesmal haben wir noch die Erfahrung gemacht, daß höchste Kraftanspannung, höchste nationale Pflichttreue und höchstes Geschick in der Organisation des Krieges imstande waren, uns zu retten. Unser Sieg wird uns vermutlich, so oder so, für eine Weile Ruhe schaffen. Wir wären aber töricht, wenn wir uns einbilden wollten, daß damit jene Faktoren der Überlegenheit auf die Dauer — Zahl, Raum, Wachstum — bei unseren Gegnern, zu denen in Wahrheit ja auch die Vereinigten Staaten gehören, ihre Wirksamsamkeit verlieren würden. Das werden sie keineswegs tun, sondern sie werden fortwirken, zehn, zwanzig, fünfzig Jahre hindurch, und wenn sie solange oder länger gewirkt haben werden, dann wird uns unser mit äußerster Kraft errungener Sieg von heute doch nichts mehr nützen.

Digitized by Google

Wer nicht begreift, daß es bei diesem Kriege noch mehr um die zukünftige, als um die gegenwärtige Selbstbehauptung Deutschlands geht, der sieht auch nicht, welch ein furchtbares Gewicht in Wahrheit für uns auf diesem Worte „Kriegsziel" liegt. Die Erklärung des Kriegsziels, daß es Sicherheit gegen einen neuen Überfall gleich diesem bringen muß, ist nicht schwer aufzustellen, aber wenn einer anfängt, sich vorzustellen, was dazu gehört, erstens für jetzt zu siegen und zweitens für das kommende Zeitalter so Vorsorge zu treffen, daß wir der viel stärkeren naturhaften Kräftevermehrung auf der Seite unserer Feinde begegnen können, dem wird doch deutlich werden, daß es sich hier um keine einfache Sache handelt. Leichtsinnige Leute sagen: Es gibt viele Zeichen und Möglichkeiten innerer Schwäche für die Zukunft bei den Feinden, und man braucht nicht anzunehmen, daß in ihrer Entwicklung und ihrem Zusammenschluß gerade der ungünstigste Fall für uns eintreten wird. Wirklich? Und welches war denn die Erfahrung dieses Krieges? Baut man auch Deiche gegen die Sturmflut und sagt: Auf ihre gefährlichste Höhe und Stärke brauchen wir uns nicht einzurichten — die kommt ja doch nicht!? Solche Rechnungen mit „möchte" und „könnte" und „wird doch nicht" wollen wir lieber beiseite lassen, wenn es um Wohl und Wehe des Vaterlandes geht.

Wie also soll es dazu kommen, daß wir trotz allem auf die Stufe des Weltvolks hinaufgelangen und uns darauf behaupten? Können wir die alte Form nachahmen, den römischen Weltstaat, uns soviel andere Völker und Länder unterwerfen, daß wir die Herren auf der Erde sind? Unmöglich, über die Frage ist kein Wort weiter zu verlieren. Können wir dasselbe tun, was Engländer, Amerikaner und Russen getan haben: unermeßliche neue Erdräume gewinnen und uns auf ihnen aus uns selber heraus zum Weltvolk vermehren? Die leeren Weltteile sind vergeben, überall wachsen in ihnen neue und starke Völker heran, an deren Unterjochung und Verdrängung wir weder denken können noch denken dürfen. Könnten wir es und dürften wir es, so würde es uns auch nicht helfen, denn wir haben gar keine Menschen verfügbar, sie von uns zu bevölkern. Was hilft es, wenn wir 20000, ja wenn wir 100000 jährlich aussenden könnten — unsere Auswanderung vor dem Kriege war auf 15000 Seelen im Jahr herabgegangen — die andern aber wachsen jährlich um viele

Digitized by Google

Millionen! Neues deutsches Siedelungsland tut uns für die Zukunft bitter not, aber selbst wenn uns jemand die Fülle davon schenkte, so würden wir damit nicht zum Weltvolk, solange es noch Zeit dazu für uns ist! Auch alle Eroberungen und Angliederungen, wo auch immer sie der Friede uns bringen mag, werden uns nicht rechtzeitig an dies Ziel bringen.

Nur mit einem können wir uns helfen: wenn wir eine neue politische Großform des Völkerdaseins zu schaffen und auszubauen vermögen. Diese Form ist da, sie zeigt sich in greifbarer Nähe deutlich als unser Heil: es ist die Völker- und Staaten-Genossenschaft! Diese Genossenschaft ist noch nicht mit „Mitteleuropa", d. h. mit dem engeren Zusammenschluß Deutschlands und Österreich-Ungarns samt Polen über den Krieg hinaus gegeben, sondern der mitteleuropäische Block bedarf zu seiner Ergänzung des Orientblocks, und zwischen beiden bedarf es der Überbrückung des trennenden Raumes durch Einbeziehen des ersten Balkanvolkes, der Bulgaren, in die politische, wirtschaftliche und kulturelle Genossenschaft.

Diese politische Großform reicht von der Nord- und Ostsee bis zum Persischen Meerbusen. Sie zählt 140—150 Millionen Menschen. Sie umfaßt Länder, in denen durch Steigerung der Kultur noch eine starke Volkszunahme möglich ist. Sie ist fähig, sobald alle Gelegenheiten ausgenutzt werden, fast sämtliche industriellen Rohstoffe und Nahrungsmittel in überreichlicher Menge auf ihrem eigenen Grund und Boden zu gewinnen. Sie ermöglicht dadurch die Aufnahme eines großartigen Weltwirtschaftssystems in Handel und Industrie ohne Besorgnis vor den Gefahren der Aushungerung im Kampf. Sie ist in allen ihren Teilen durch große durchgreifende Bahnverbindungen zusammenhängend zugänglich und ermöglicht es, von gewissen mächtigen Randgebieten aus — Palästina, Persien — nötigenfalls entscheidenden Druck auf die gefährlichsten Gegner auszuüben. Sie macht uns vollkommen unabhängig von der Überlegenheit Englands zur See. Endlich: Wir Deutschen mit mehr als 80 Millionen und der vorgeschrittensten Lebensform im ganzen haben in ihr zwar die Mehrheit und die kulturpolitische Führung, aber auch die übrigen Genossen sind durch ihre verhältnismäßige Stärke, durch die Gunst ihrer Lage oder durch andere Vorteile imstande, sich ein entscheidendes Recht der Mitbestimmung am

Digitized by Google

Betriebe der Genossenschaft zu erhalten. Dadurch ist innere Gesundheit des Verhältnisses gegeben. So gewinnen wir für uns selber das Weltvolkstum, das anders nicht zu erreichen ist, und für die andern, die sich den Großen gegenüber überhaupt nicht halten könnten, die Teilhaberschaft an allen Vorteilen eines Weltvolks. Dies scheint mir das Kriegsziel im höchsten Sinne, und darum erst recht für den Schützengraben, zu sein!

Fuad Paschas politisches Vermächtnis

Von Dr. rer. pol. Carl Anton Schaefer

Auch politische Testamente haben ihre Schicksale. Das sogenannte Testament Peters des Großen wurde, obwohl eine grandiose Fälschung (ein Diktat Napoleons aus dem Jahre 1807), die leuchtende Fackel der auswärtigen Politik Rußlands, das Testament Leopolds II. von 1889, worin er Belgien zum Erben des Kongostaates einsetzte, sollte Belgien von seinen neutralen Pfaden weiter ablenken, das Vermächtnis Cecil Rhodes' von 1899, eine amerikanisch-englisch-deutsche Kulturgemeinschaft anzustreben, blieb eine Utopie, das Vermächtnis Fuad Paschas sogar wurde vergessen, mußte vergessen bleiben, solange der Zusammenbruch der Türkei von der öffentlichen Meinung als ein früher oder später eintretendes Ereignis angesehen wurde, ganz im Gegensatze eben zu Fuad Pascha selbst, der fest an die Zukunft der Türkei glaubte und dies 1868 einem Franzosen gegenüber mit den charakteristischen, zugleich an seinen früheren Beruf als Arzt erinnernden Worten kund tat: „Wir sind im Grunde ein robuster und gutkonstituierter Körper, wir haben keine organische Krankheit, aber wir haben die Krätze und keinen Schwefel zur Verfügung. Das Ende der Türkei ist nicht so nahe als man glaubt. Wir haben um fortzubestehen den besten Grund: wir sind notwendig[1]."

Heute, wo die Türkei an ihren Neuaufbau herangeht, ist die Stunde gekommen, ebenso wie wir auf die Gedanken unserer großdeutschen Urgroßväter zurückgreifen, sich dieses Testamentes[2] wieder zu erinnern, von dem schon J. Lewis Farley, der beste englische Kenner der türkischen Wirt-

[1] Vgl. F. Bamberg, Geschichte der orientalischen Angelegenheit, im Zeitraum des Pariser und Berliner Friedens, 1888, S. 409.

[2] Veröffentlicht bei Farley-Kolb, Der finanzielle und politische Verfall der Türkei, 1875, S. 24 ff.

Digitized by Google

schaftsverhältnisse in der viktorianischen Epoche, 1875 schrieb: „Ich betrachte dieses Dokument als eines der beachtungswertesten, welche jemals verfaßt wurden, und ich empfehle es aufs eindringlichste der ernsten Beachtung der englischen Politiker."

Wer war Fuad Pascha und warum ist seinen Gedanken über die Türkei so besonderes Gewicht beizulegen?

Fuad war neben seinem Zeitgenossen Aali Pascha, den er selbst in seinem Testament seinen „Freund und Bruder" nennt und ihn angelegentlichst dem Sultan empfiehlt, der größte türkische Staatsmann des 19. Jahrhunderts, der, ebenso wie Aali, es verstand, das türkische Staatsschiff um die Klippen des Krimkrieges herumzuschiffen, und die beide ernstlich bemüht waren, durch großzügige Reformen, in Anlehnung an abendländische Vorbilder, ohne jedoch das Eigentümliche des Orients vernichten zu wollen, die Türkei wieder stark zu machen[1]. Wenn ihnen das nicht gelungen ist, so lag in erster Linie die Schuld an dem Sultan, der alttürkischen Partei, die mit Verachtung auf die Ausländer herabsah, und, last not least, an den europäischen Mächten, die offen oder insgeheim an der Zerrüttung der Türkei arbeiteten. Es war die Zeit, da Moltkes Wort in seinen türkischen Briefen seinen tiefsten Inhalt hatte: „Europa nimmt mehr Anteil an der Türkei als die Türkei selbst."

Fuad schrieb sein politisches Testament an Sulten Abdul Aziz von Nizza aus, wohin er sich, schwer erkrankt, zurückgezogen hatte; es trägt als Datum den 3. Januar 1869; am 11. Februar war Fuad schon tot. So

[1] Fuad Pascha (1814—1869), von Beruf Arzt, trat seit 1848 hervor; 1852 Minister des Auswärtigen, 1853, wegen seiner antirussischen Schrift „La vérité sur la question des lieux saints" von Fürst Mentschikow beleidigt, zurückgetreten. 1861 Großwesir, 1863 zurückgetreten, doch im gleichen Jahre wieder Großwesir, 1866 von der alttürkischen Partei gestürzt, 1867 Minister des Auswärtigen, 1869 †. Aali Pascha (1815—1871), 1846 Minister des Auswärtigen, seit 1852 mehrmals Großwesir (und Schwager des Sultans), 1856 Vertreter der Pforte auf dem Pariser Kongreß, wo er die Türkei von den Kapitulationen befreien wollte, 1863 Minister des Auswärtigen, 1867 Großwesir, 1871 †. Er wechselte seit 1861 mit Fuad in den höchsten Staatsämtern ab. Fuad war ganz für England, Aali für Frankreich eingenommen. Vgl. Ionquière, Histoire de l'empire ottoman, Bd. II, 1914, S. 20 ff., S. 37 ff.; Jorga, Geschichte des osmanischen Reiches, Bd. V, 1913, S. 433 ff., S. 533 ff.; Bamberg, Geschichte der orientalischen Angelegenheit, a. a. O., S. 408 ff., S. 425 ff.

Digitized by Google

konnte er mit Recht in den einleitenden Sätzen schreiben: „Wenn dieses Schreiben in die Hände Eurer Majestät gelangt, werde ich nicht mehr unter den Lebenden sein. Bei dieser Gelegenheit also können Sie meine Ratschläge ohne alles Mißtrauen entgegennehmen. Eine Stimme aus dem Grabe spricht immer die Wahrheit."

Das Testament zerfällt in drei große Teile: die allgemeinen Aufgaben der Türkei und die Stellung des Islams hierzu, die auswärtigen Beziehungen der Türkei, die inneren Angelegenheiten der Türkei.

Die allgemeinen Aufgaben charakterisiert er dem Sultan dahin:

„Um Ihre Stellung heutigen Tages in Europa zu behaupten, müssen Sie Ihren einstigen Vorfahren nicht nur gleich sein oder diese übertreffen, sondern sich mit Ihren heutigen Nachbarn auf gleichen Fuß stellen, ja, mit ihnen um die Palme ringen. Um meinen Gedanken einen bestimmten Ausdruck zu verleihen, möchte ich sagen, daß es für die Türkei eine Lebensfrage ist, soviel **Geld** wie England, soviel **Aufklärung** wie Frankreich und so viele **Soldaten** wie Rußland zu besitzen. Es handelt sich für uns nicht länger darum, große Fortschritte zu machen, sondern wir müssen unter allen Umständen nicht weniger Fortschritte machen als die übrigen Nationen Europas."

„Unser herrliches Reich liefert Ihnen in Hülle und Fülle alle die nötigen Elemente, um irgendeine andere europäische Macht, welche sie auch immer sein möge, zu überholen. Aber um dies zu tun, ist ein Ding absolut notwendig: wir müssen alle unsere Institutionen ändern, seien sie politischer oder ziviler Natur. Viele Gesetze, welche in vergangenen Jahrhunderten nützlich waren, erwiesen sich der Gesellschaft, wie sie heute ist, als schädlich. Der der Vervollkommnung fähige Mensch bedarf der unausgesetzten Arbeit, um seine eigenen Werke vollkommen zu machen."

Was Fuad also will, ist eine Reform an Haupt und Gliedern, auf wirtschaftlichem, geistigem und militärischem Gebiete.

Geld! Fuad verlangt eine Wirtschaftsreform, die Geld ins Land bringt. Dies aber ist nur möglich, wenn die Türkei eine hochwertige Ausfuhr besitzt, die Guthaben im Auslande schafft. Die Voraussetzung hierzu aber, eine selbständige Wirtschaftspolitik, hatte England durch die Handelsverträge von 1838 und 1861 hintertrieben. Erst heute, nach der Abschaffung der Kapitulationen, kann die Türkei im Sinne Fuads an ihre Wirtschaftsreform herangehen.

Aufklärung! Französischer Geist, französische Romane hatten damals Allah zu einem Franken gemacht. Aufklärung tut not, aber nicht in französischem Geiste, sondern in organischem Zusammenhang mit der islamischen Lehre. Dies will auch Fuad, wie wir unten noch sehen.

Digitized by Google

Soldaten! Eine starke Armee ist für die Türkei mit ihren vielen Grenzen eine Naturnotwendigkeit. Was Jäckh einmal schrieb: „Der ruhende Pol in der türkischen Erscheinungen Flucht wird die türkische Militärmacht bleiben," war auch Fuads Überzeugung.

Die große Frage aber ist die, ob all diese geforderten Reformen, ob das Streben nach Vervollkommnung und unausgesetzte Arbeit mit der Lehre des Islam übereinstimmen; Fuad bejaht sie aus vollem Herzen. Seine Ausführungen hierüber halten wir für so wichtig, daß wir sie hier unverkürzt zum Abdruck bringen:

„Glücklicherweise ist dieses erste Gesetz unserer Natur mit dem Geiste der mohammedanischen Religion vollständig übereinstimmend. Der Islam vereinigt alle wahren Lehren, deren vorzüglichstes Ziel der Fortschritt der Welt und die Vervollkommnung der Menschheit ist. Diejenigen, welche sich im Namen unserer Religion berufen fühlten, den Fortschritt unserer Gesellschaft aufzuhalten, würden entschieden keine Moslems, wohl aber Wahnwitzige, Ungläubige sein. Alle anderen Religionen sind mit Dogmen und unveränderlichen Prinzipien verwoben, welche sich als ebenso viele Schranken dem Fortschritte des menschlichen Geistes entgegenstemmen. Der Islam allein, frei von allen Mysterien und unfehlbaren Dogmen, bezeichnet es uns als eine heilige Pflicht, mit der Welt fortzuschreiten, unsere geistigen Fähigkeiten im höchstmöglichem Maßstabe zu entwickeln und die Belehrung und das Licht der Wissenschaft nicht in Arabien oder nur unter den muselmanischen Nationen allein, sondern überall — in China, in den entlegensten Weltgegenden — zu suchen."

„Noch darf man annehmen, daß die Wissenschaft des Moslems verschieden von der des Ausländers ist; es gibt nur eine Wissenschaft. Eine und die gleiche Sonne leuchtet der ganzen Welt der Wissenschaft. So ist auch unserem Glauben nach der Islam der Inbegriff aller Wahrheit und Wissenschaft; eine nützliche Entdeckung, eine neue Quelle der Belehrung, wo sie auch immer herstammen mögen, sei es von den Heiden oder Moslems, sei es von Medina oder Paris, gehören daher dem Islam an."

„Nichts verhindert uns somit, die neuen Gesetze und Einrichtungen, welche in Europa eingeführt wurden, zur Anwendung zu bringen. Ich habe unsere Religion hinreichend studiert, um ihren wahren Geist zu fassen. Mein Kopf ist noch klar genug, um den Wert meiner Gedanken zu wägen und gewiß würde ich nicht den Augenblick wählen, in dem ich mich vorbereiten muß, dieses Leben zu verlassen und vor den erhabenen Richter des Weltalls zu treten, um das Wagnis zu beginnen, meinen Herrscher, mein Vaterland und meinen Glauben zu verraten. Ich beteure Ihnen daher mit der tiefsten Überzeugung, daß in all den Institutionen, mit denen uns Europa vorangeht, nichts, absolut nichts liegt, was gegen den Geist unserer Religion verstößt.

Digitized by Google

Ich erkläre Ihnen feierlich, daß die Sicherheit des Islams es erheischt, ohne Zeitverlust jene großen Institutionen einzuführen, ohne welche keine Macht in Europa länger bestehen kann. Ich erkläre Ihnen ferner feierlich, daß Sie durch eine solche Umbildung unseres Reiches nicht allein nichts tun, was gegen die Heiligkeit unserer Religion verstößt, sondern eine Handlung begehen, durch welche Sie allen Moslems den loyalsten und legitimsten, den preis- und ruhmwürdigsten Dienst, wie er Ihren erhabensten Vorfahren höchstens im Traum vor Augen schweben konnte — erweisen werden."

Fuad behandelt sodann die auswärtigen Beziehungen der Türkei zu den einzelnen Mächten. Er ist durchaus kein Fremdenhasser, sondern er sieht vollkommen ein, daß die Türkei, „unfähig, es mit ihren Feinden ohne fremde Hilfe aufzunehmen, genötigt ist, im Auslande Freunde und Verbündete zu suchen."

Er fährt fort:

„Unter unseren auswärtigen Verbündeten werden Sie England immer in erster Linie finden. Seine Politik und seine Freundschaft sind fest wie seine Institutionen. Es hat uns ungeheure Dienste geleistet und es wäre unmöglich zu bestimmen, welch große Dienste es uns in der Zukunft zu leisten imstande ist. Was auch immer eintreten mag, so wird das englische Volk, das festeste und erhabenste in der Welt, der erste und letzte unserer Verbündeten sein. Ich würde vorziehen, verschiedene Provinzen zu verlieren, als die hohe Pforte von England verlassen zu sehen."

Wir sehen, Fuad ist der begeistertste Verehrer Englands, wie ihn später in dieser klassischen Weise nur noch einmal der von Enver Pascha 1913 gestürzte Kiamil Pascha darstellt. In der Tat hatte damals England der Türkei politisch große Dienste geleistet. Fuad konnte aber nicht erkennen, daß England dies nicht der Türkei selbst zu Liebe tat, sondern um Rußland von Konstantinopel und den Meerengen, durch die die englische Getreidezufuhr aus der Ukraine ging, fernzuhalten und die Türkei als Pufferstaat zu erhalten. Fuad konnte nicht voraussehen, daß einmal für England ein viel gefährlicherer Feind als Rußland erstehen könnte, der es zwingen müßte, mit Rußland zusammenzugehen und dieser Entente die Türkei zu opfern, eine Lage, die 1905 eintrat, damals als der belgische Gesandte in Berlin, Baron Greindl, in seiner treffenden Art nach Brüssel meldete[1]: „England desinteressiert sich jetzt vollkommen an dem Schick-

[1] In seinem Schreiben vom 14. Oktober 1905. Vergl. Belgische Aktenstücke 1905/14, herausgegeben vom Auswärtigen Amt, 1915.

Digitized by Google

sal der Türkei, deren Erhaltung so lange der Grundsatz seiner Politik gewesen war. Es könnte Rußland in Kleinasien freie Hand lassen. In seinen Augen würde eine derartige Kombination außerdem den Vorzug haben, die Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland zu trüben, und Deutschlands Isolierung ist augenblicklich das Hauptziel der englischen Politik." Ich bin überzeugt, daß auch Fuad, der, wie wir unten sehen, auch Österreich und Preußen gerecht wird, heute England den Rücken gekehrt hätte, zumal wenn er auch gesehen hätte, wie der wirtschaftliche Pferdefuß der politischen Freundschaft Englands die Türkei immer mehr zu Boden trat, obwohl in dem Handelsvertrage von 1861 England als erster Staat die gegenseitige wirtschaftliche Gleichberechtigung Englands und der Türkei festsetzte, tatsächlich aber damit Sir Bulwer Fuad und Aali übers Ohr hieb.

„Frankreich", fährt Fuad fort, „ist ein Verbündeter, auf den wir unter allen Umständen Rücksicht zu nehmen haben. Nicht allein, weil es uns die wichtigsten Dienste leisten, sondern auch weil es uns die tödlichsten Streiche versetzen kann. Jene ritterliche Nation besitzt mehr Gefühl als Berechnung. Sie setzt ihren Stolz auf Ruhm und große Ideen, selbst ihren Feinden gegenüber. Die beste Art, sich die Allianz dieses edelmütigen Volkes zu sichern, ist, mit seinen Ideen gleichen Schritt zu halten und solche Fortschritte zu machen, die seiner Phantasie und seinem esprit in gleichem Maße zusagen. An dem Tag, an welchem Frankreich an unserer Sache verzweifelt, wird es selbst Verwicklungen herbeiführen, die unsere Interessen schädigen werden, und schließlich sich bemühen, unseren Untergang herbeizuführen."

Die französische Politik hat Fuad gut beurteilt und vorausgesehen. Heute sehen wir das eigentümliche Schauspiel, daß der Gläubiger gegen seinen Schuldner kämpft, obwohl Frankreich fast 60 % der türkischen Staatspapiere in seinen Händen hat. Es beweist damit, daß es in der Tat, um mit Fuad zu reden, mehr Gefühl als Berechnung besitzt, oder wie Friedrich der Große in gleichem Sinne sagte: „Ils mettent de l'honneur à délirer."

„Österreich, das durch seine speziell europäischen Interessen behindert war, ist bis zu dem heutigen Tage genötigt gewesen, seine Rolle im Osten in beschränkter Weise durchzuführen. Während des Krimkrieges hat es einen ungeheuren Fehler begangen[1]. Aus Deutschland verdrängt, wird es in der Zukunft klarer die Gefahr

1 Weil es Rußland nicht den Krieg erklärte. Die Haltung Preußens, von Bismarck zum ersten Male beeinflußt, wirkte bestimmend auf Österreich. Bismarck wollte

Digitized by Google

erkennen, welche ihm von Norden droht; eine Gefahr, welche für Österreich sicher nicht minder drohend als für unser eigenes Reich ist. Solange eine feste und fernsehende Politik in Wien herrscht, wird Österreich der natürliche Verbündete der Pforte sein. Dem großen und immer wiederkehrenden Übel, an dem der Osten seit mehr als einem Jahrhundert krankt, kann nur durch eine aktive Allianz Österreichs, welchem alle unsere anderen westlichen Verbündeten zur Seite stehen, begegnet werden."

Fuad bekennt sich hier also zu einer Politik der geographischen Lage, deren Richtigkeit, soweit sie wenigstens Österreich angeht, dieser Krieg bewiesen hat. Seine Hoffnung dagegen: Europa gegen das isolierte Rußland zu vereinigen, mußte an dem deutsch-französischen Gegensatze zerschellen und sie wird auch künftig nicht erfüllt werden, solange nicht der deutsch-englische Gegensatz beseitigt ist, d. h. solange nicht England die Möglichkeit genommen ist, aus einem solchen antirussischen Europabund den größten Vorteil selbst zu ziehen.

„Was Preußen betrifft, so hat es sich bisher den orientalischen Fragen gegenüber fast gleichgültig gezeigt[1], und es ist durchaus nicht unwahrscheinlich, daß es sich in seiner hastigen[2] Politik dazu entschließt, die Türkei seinem eigenen Projekt, der deutschen Einheit, zu opfern[3]. Es steht jedoch fest, daß Deutschland, sobald es geeinigt, bald genug zur Überzeugung kommen wird, daß seine Interessen bei der orientalischen Frage nicht minder beteiligt

nicht Rußland den Krieg verbieten oder erschweren, um dadurch nicht Rußland vor den Kopf zu stoßen. Er wollte Preußen von Österreich unabhängig machen und brauchte dazu das Wohlwollen Rußlands. Vgl. v. Hagen, Bismarcks Orientpolitik in „Das Bismarck-Jahr", 1915, Nr. 13.

[1] In der Tat hatte die Orientpolitik Preußens, nach der höchst aktiven, in der Hauptsache von der Politik Friedrichs des Großen bestimmten Periode 1761—1790, nur noch geringe Bedeutung. Sie wurde überwiegend nach russischen Gesichtspunkten geleitet, wenngleich sie damit auch zu gewissen Zeiten einen protürkischen Charakter erhielt (Mission Müffling 1829!).

[2] Angesichts der Kriege von 1864, 1866 und der Verschärfung des deutsch-französischen Gegensatzes ist das Wort „hastig" verständlich.

[3] Fuad fürchtet, daß Bismarck für den bevorstehenden Krieg mit Frankreich sich die Neutralität Rußlands durch Kompensationen im Orient sichern würde. Tatsächlich ist diese Befürchtung, wenn auch nur zu ihrem kleinsten Teile, eingetroffen, insofern Bismarck den Antrag Gortschakows vom 31. 10. 1870 auf Aufhebung der Neutralisation des Schwarzen Meeres billigte und das Zustandekommen des Londoner Pontusvertrags vom 13. 3. 1871 unterstützte. Vgl. Scheffler, Die Dardanellenfrage in der Zeitschrift „Die Welt des Islams", Bd. II, Heft 1, 1914, S. 154 ff.

Digitized by Google

sind, als dies bei anderen europäischen Mächten der Fall ist. Gebe Gott, daß es die Beute, welche es Österreich abgenommen, nicht dadurch abzutragen sucht, daß es unsere Feinde veranlaßt, unwiderruflich von unseren europäischen Provinzen Besitz zu ergreifen[1]."

Fuad sieht also mit der Sehergabe des Sterbenden voraus, daß die Zentralmächte über kurz oder lang eine aktive Orientpolitik treiben müßten, von der er sich zum mindesten von seiten Österreichs Gutes verspricht. Sedan war noch nicht geschlagen; so kann er noch nicht in der bestimmten Weise eine protürkische Politik auch Deutschlands voraussagen, wie es dann sein Freund Aali an seiner Stelle 1871, ebenfalls als Sterbender, gegenüber dem, leider heute noch zu wenig gewürdigten, österreichischen Botschafter Graf Prokesch-Osten tun konnte: „Für Preußen, der Gefahr aus Westen ledig, gewinnt nun der Osten eine veränderte Bedeutung.... Das Verhältnis zwischen Rußland und Preußen wird überhaupt nicht gewinnen. Preußen wird bemüht sein, sich in Österreich einen Verbündeten zu erwerben. Daraus aber ergibt sich für die Pforte der Schutz, dessen sie so lange entbehrt hatte[2]."

„Ich komme, fährt Fuad fort, zuletzt auf Rußland, den eingefleischten Feind unseres Reiches, zu sprechen. Die Ausdehnung jener Macht gegen den Osten ist ein verhängnisvolles Gesetz der russischen Bestimmung. Wäre ich selbst ein russischer Minister gewesen, so würde ich eine Welt (!) in Bewegung gesetzt haben, um in den Besitz Konstantinopels zu gelangen. Sie müssen sich daher über das aggressive Vorgehen Rußlands weder erstaunen noch beklagen. Es handelt heute gegen uns — wenn auch in einer neuen Form — wie wir in früheren Zeiten gegen das Byzantinische Kaiserreich gehandelt haben. Es wäre kindisch, wenn wir, um uns gegen die moskowitische Invasion zu schützen, bloß auf unser gutes Recht pochen würden; was wir gegen jene Seite hin bedürfen, ist Macht. Nicht unsere alte historische Macht, welche neu zu beleben wir

[1] Bismarcks Abhängigkeit von Rußland hat Fuad zu stark eingeschätzt. Tatsächlich hat gerade Bismarck 1878 Rußland von der europäischen Türkei zurückgestoßen, während er allerdings (im Einvernehmen mit England) Österreich-Ungarn die Anwartschaft auf Bosnien und Herzegowina sicherte. Aber schließlich war Österreich, auch im Sinne Fuads, nicht als Feind der Türkei anzusehen.

[2] Vgl. Prokesch-Osten, Erinnerungen aus den Jahren 1870 und 71, Deutsche Revue, 7. 4. 1880. Ferner die von Aali 1867 ausgearbeitete Denkschrift, veröffentlicht in „Stambul und das moderne Türkentum", von einem Osmanen, 1877, Bd. I, S. 75/88. Der Sultan soll allerdings auf Betreiben Aalis noch 1870 unaufgefordert Napoleon ein Bündnis der Türkei gegen Deutschland angeboten haben. Vgl. Stambul und das moderne Türkentum, a. a. O. S. 71.

Digitized by Google

uns vergeblich bemühen würden, sondern jene neue und unwiderstehliche Macht, welche moderne Wissenschaft und Ideen in die Hände aller europäischen Völker gelegt haben. Seit Peter dem Großen hat Rußland ungeheure Fortschritte gemacht und bald werden seine Eisenbahnen seine Macht verdoppelt haben. Was mich aber am meisten beängstigt, das ist die Tatsache, daß die große Masse der europäischen Völkerschaften sich allmählich daran zu gewöhnen scheint, die zukünftigen Eingriffe Rußlands mit Gleichmut hinzunehmen."

„Was mich betrifft, so zweifle ich keinen Augenblick, daß bei zukünftigen Verwicklungen Rußland seine ernstesten Angriffe gegen unsere Provinzen in Kleinasien richten wird. Eure Majestät sollten daher der Organisation unserer Streitkräfte Ihre stete Aufmerksamkeit zuteil werden lassen. Wer weiß, ob unsere Verbündeten stets in der Lage sein werden, zeitig zu unserer Hilfe zu kommen. Ein häuslicher Zwist in Europa und ein Bismarck in Rußland könnten der Welt eine andere Gestalt verleihen".

In geradezu glänzender und für die heutige Weltlage prophetischer Weise hat Fuad es verstanden, die russische Gefahr darzustellen, wie es eben nur ein türkischer Staatsmann vermag, der an der wundesten Stelle Europas, Konstantinopel, lebt. Nicht minder großzügig ist aber auch seine gerechte Stellungnahme zu dem vom russischen Standpunkt aus berechtigten Vordringen auf Konstantinopel. Nicht Recht, sondern nur Macht entscheidet bei solchem Völkerringen. Fuad gibt sich hiermit das Zeugnis eines Realpolitikers, wie er sein soll.

Nach kurzen Ausblicken auf die persische und griechische Frage, die heute überholt sind, geht Fuad dann auf die innere Politik, auf die Nationalitäten-, Verkehrs- und Schulpolitik ein.

„Unsere innern Angelegenheiten betreffend, sollten alle unsere Anstrengungen vor allem das eine Ziel — die Fusion unserer verschiedenen Rassen — vor Augen haben. Ohne eine derartige Verschmelzung scheint mir die Erhaltung des Reiches schlechterdings unmöglich. Für die Zukunft darf dieses große Reich, weder den Griechen noch den Slaven, weder einer besonderen religiösen Gemeinschaft noch einer einzigen Rasse angehören. Der Bestand des östlichen Kaiserreiches kann nur durch eine enge Verbindung aller seiner Bewohner gesichert werden."

„In den Konstitutionen moderner Staaten ist die einzige dauerhafte Theorie die der großen Vereinigungen. So beruht denn auch die einzige Hoffnung, den Ruin unseres Staates zu verhindern, auf seinem Umbau auf einer breiten und festen Grundlage, welche alle unsere verschiedenen Elemente ohne Unterschied der Rasse oder Religion umfaßt. Hier stoßen wir auf eine einigermaßen ernste Schwierigkeit. Unsere christlichen Bevölkerungen, welche plötzlich von der Herrschaft, die sie einst niederhielt, befreit wurden, scheinen nur allzu geneigt, die Stelle ihrer ehemaligen Herren einnehmen zu wollen. Insbesondere haben die Arme-

Digitized by Google

nier eine herausfordernde Haltung angenommen, und es ist nicht mehr als billig, wenn man ihren Eifer dadurch abzukühlen sucht, daß man bei der Vergebung von amtlichen Stellen nur solche bevorzugt, welche sich zu den Einheitsgrundsätzen unsers Reiches aufrichtig bekannt haben. Alle unsere christlichen Bevölkerungen haben gewöhnlich zwei vollständig getrennte Glaubensbekenntnisse: nämlich ein moralisches und ein politisches. Was das sittliche Glaubensbekenntnis betrifft, so sollte unsere Regierung dieses vollständig übersehen, andererseits aber alles sorgfältig beachten, was auf ihr politisches Bekenntnis Bezug hat; denn es birgt häufig Theorien, welche sich mit unserer Existenz durchaus nicht vertragen. In dem Umstand, daß ein Pascha Gott nach dem Gesetze Moses' oder nach der Art der Christen verehrt, liegt kein Grund, warum wir uns seiner Dienste entäußern sollten. Wenn aber dieser gleiche Pascha, die Einheit unseres Landes nicht beachtend, sich in Träumen von der Wiederherstellung des Byzantinischen Kaiserreiches ergeht oder darnach trachtet, einem Königreich von Cilicien zu dienen, so hat er aufgehört, ein treuer Diener zu sein und sollte seines Postens enthoben werden."

„Einheit des Staates und Landes, gestützt auf die Gleichheit aller, das ist das einzige Dogma, welches ich von allen Beamten des Reiches verlangen würde. Um die wunderbaren Erfolge dieses fruchtbaren Grundsatzes in vollem Maße zur Geltung zu bringen, sollten Eure Majestät vor allen Dingen die Justizverwaltung Ihre Aufgabe sein lassen. Die Aufgabe ist schwer, allein sie ist dringend und unbedingt notwendig."

Diese Sätze Fuads haben bis heute nichts von ihrer Bedeutung verloren. Die Nationalitätenfrage ist eine der brennendsten Fragen der Türkei geblieben und ihre Lösung wird nach dem Kriege eine der dringendsten Aufgaben sein. Da sind Fuads Gedanken ein guter Wegweiser. Als echter Muslim vertritt er den Grundsatz der Toleranz, wie er gerade eine Eigenschaft des Islam ist und der auch im § 11 der neuen osmanischen Konstitution ausdrücklich anerkannt ist[1]. Als weitblickender Staatsmann aber gibt er ihm eine politische Voraussetzung: Anerkennung der politischen Einheit des Reiches. Auch die neue türkische Regierung hat sich zu diesem Programm bekannt, und der frühere Auslandsminister und Rechtsgelehrte Noradunghian, selbst ein Armenier, hat es mit folgenden Worten umrissen: „Unter Ottomanisierung verstehe ich die Proklamierung und die erweiterte Anwendung des Prinzips, daß zwischen den verschiedenen Rassen des Reiches ein gemeinsames, natürliches Band be-

[1] Vgl. Giese, Die Toleranz des Islam, 1915, S. 32; Heft 8 der „Deutschen Orientbücherei".

Digitized by Google

steht, ein Band der vollständigen Gleichheit und Einigkeit in allen Fragen des ottomanischen Interesses. In diesen Fragen müssen Türken, Araber, Griechen und Armenier als ottomanische Patrioten handeln, was aber unter keinen Umständen etwa bedeuten soll, daß Griechen, Araber oder Armenier zu Türken gemacht werden sollten. Auf Grund ihres dynastischen und militärischen Wertes ist die türkische Rasse gleichzeitig Basis und Gipfel des Reiches. Alle anderen Rassen jedoch haben ihren Sitz im Reiche und das absolute Recht ihrer freien Entwicklung[1]." Wenn trotzdem gewisse Völkerschaften in der Türkei, z. B. die Armenier, bisher dieser Toleranz nicht teilhaftig und Maßregelungen ausgesetzt waren, so lag die Schuld nicht daran, daß sie Christen waren, sondern daß sie politisch und wirtschaftlich durch ihre antitürkischen Sonderbestrebungen die Einheit und damit das Dasein des Staates bedrohten.

Die innere Verkehrspolitik behandelt Fuad ebenso kurz wie eindringlich; sie wird heute bereits energisch betätigt:

„Nachdem Eure Majestät Leben und Eigentum aller Ihrer Untertanen gesichert, sollte Ihre Regierung die Herstellung von Landstraßen als dringendste Aufgabe betrachten."

Und in etwas überschwenglicher Weise fährt er fort:

„Sobald wir in gleichem Maße wie die europäischen Nationen Eisenbahnen besitzen, werden Eure Majestät an der Spitze des ersten Reiches der Welt stehen."

Zuletzt behandelt Fuad noch in seiner geistvollen Art die Erziehungsfrage:

„Es gibt jedoch noch eine andere Frage, welche für uns von der allergrößten Wichtigkeit ist: die der öffentlichen Erziehung, die einzige Grundlage jedes sozialen Fortschrittes, die unerschöpfliche Quelle aller geistigen und materiellen Größe. Armee, Marine, Verwaltung, sie alle sind mit dieser einen Frage verwoben. Ohne jene wesentlichste aller Grundlagen vermag ich weder Stärke noch Unabhängigkeit, weder eine Regierung noch eine Zukunft für uns zu erblicken. Trotz dem ganz besonders instruktiven Geist unserer Religion ist die Erziehung aus vielfachen Gründen sehr weit zurückgeblieben. Unsere unzähligen Medressés[2] mit

[1] Vgl. Schaefer, Ziele und Wege für die jungtürkische Wirtschaftspolitik, 1913, S. 13.

[2] Die Hochschulen der mohammedanischen Welt; ihrem Ursprung nach fromme Stiftungen fürstlicher Personen und reicher Privaten, in denen für Unterkunft, Kost, Kleidung und Bücher der Hörer reichlich gesorgt war.

Digitized by Google

ihren reichlichen und so nutzlos verschleuderten Hilfsquellen liefern uns das verfügbare Material für ein großartiges System der öffentlichen Erziehung. Wenn ich es unterließ, jene erhabene Idee selbst auszuführen, so geschah dies, weil ich durch ein Zusammentreffen unglücklicher Umstände daran gehindert wurde."

Heute, da die Türkei den ernstlichen Willen zu einer Schulreform auf islamischer Grundlage betätigt, wird auch dieser Wunsch Fuads in Erfüllung gehen.

Überblicken wir noch einmal das Testament Fuads als Ganzes, so erkennen wir als den leitenden Gedanken, was sein großer Zeitgenosse, der englische Nationalökonom John Stuart Mill, in die Worte zusammenfaßte: „Wo es gilt, die Lage eines Volkes für die Dauer zu heben, dort schaffen kleine Mittel nicht einmal kleine Wirkungen; sie schaffen überhaupt keine Wirkung." Weil Fuad aber großzügige Reformen wollte, wurde er von seinen zahlreichen, selbstsüchtigen Feinden als „Ghiaur" und „gottloser Innovator" hingestellt, er, der am Ende seines Testamentes schrieb: „Habe ich mit allen unseren Reformen etwas anderes als die Erhaltung des Islams beabsichtigt? Mit dem einzigen Unterschiede, daß ich dies nicht in blinder Unterwerfung unter alte Vorurteile, sondern auf jenen leuchtenden Pfaden zu finden mich bemüht habe, welche der Gott des Islam selbst, uns wie allen Nationen der Erde, vorgezeichnet hat."

Heute gehen die türkischen Staatsmänner daran, mit diesen alten Vorurteilen aufzuräumen; sie wollen ein „mohammedanisches Preußen" schaffen. In Enver und Talaat aber wirkt der Geist Fuads.

Warum Finnland russifiziert wurde?

Von Arel Schmidt

Konni Zilliacus, der bekannte finnländische Politiker, läßt sein Buch über „Die Revolution und Gegenrevolution in Rußland und Finnland" in zweiter Auflage erscheinen. Es spricht aus diesem Werk ein Wissender, der tiefer in die Kräfte der russischen Revolution von 1905 hineingeschaut hat, als die meisten, die über diese russische Episode geschrieben haben. Er wirft nicht nur kurze Streiflichter auf die finnländische Bewegung, sondern gewährt auch Einblicke in die russische Revolution, und zeigt, wie unzertrennlich beide miteinander verbunden

Digitized by Google

waren. Allein die russische Revolution wird nicht als solche betrachtet, sondern bildet mehr den Hintergrund für das finnländische Drama. Man könnte dieses Buch, abgesehen von den finnländischen Kapiteln, nach zwei Seiten einer höchst interessanten Betrachtung unterziehen. Zuvörderst gibt es zum erstenmal eine zusammenhängende Schilderung der Asseffschen provokatorischen Tätigkeit, und zweitens eine Analyse des Charakters Nikolai II. Eine eigentliche Geschichte der finnländischen Bewegung gibt Konni Zilliacus freilich nicht. Er trägt vielmehr nur aus seiner reichen persönlichen Kenntnis der Geschehnisse interessante und unbekannte Bausteine herbei. Vieles wird nur angedeutet, vieles nicht einmal erwähnt; Unbekanntes dafür umsomehr enthüllt, Bekanntem unbekannte Motive geboten.

In diesem Augenblick, wo uns die Meldung kommt, daß die Ermordung Jaurès' in Rußland ausgeheckt ist, um den großen Einfluß dieses Politikers gegen den Krieg zu beseitigen, sind Konni Zilliacus' Ausführungen über Aseff doppelt interessant. Trotzdem aber muß ich es mir versagen, hier im einzelnen auf diese höchst fesselnden Enthüllungen einzugehen. Ich will mich nur auf den Hinweis beschränken, daß er den schlüssigen Beweis erbringt, daß die Attentate auf den Gouverneur von Ufa Bogdanowitsch, den Minister Plehwe, den Großfürsten Sergei und den Ministerpräsidenten Stolypin vom Spitzel Aseff und anderen Agenten der Geheimpolizei (Ochrana) nicht nur angeregt, sondern bis in jede Einzelheit vorbereitet worden sind. Zilliacus stützt sich dabei nicht auf irgendwelche haltlose Kombinationen, sondern auf dokumentarische Beweise, die er dem Prozeß des früheren Leiters des Polizeidepartements Lopuchin entnimmt. Oder er gründet sein Beweismaterial auf die Dumadebatten über den Fall Aseff und die Ermordung Stolypins, in der die Regierung in ihrem ersten Schrecken glatt zugab, daß die Geheimpolizei diese Tat inszeniert habe. Die Frage, wer denn eigentlich hinter dieser Geheimorganisation steht, die nicht einmal vor Attentaten auf den Zaren zurückschreckt, und doch sicher ist, keine Verfolgung befürchten zu müssen, beantwortet Zilliacus ohne einen Namen zu nennen in höchst interessanter Weise. Er schreibt nämlich:

„Bei dem ersten Rückblick erscheint es anfangs als Zweck der Attentate, nur jene aus dem Wege zu schaffen, welche im Namen und im Auftrage

Digitized by Google

des Zaren tatsächlich die Macht ausübten, daß die zum Morde führenden Intrigen nur den einflußreichsten Personen in der Umgebung des autokratischen Zaren gegolten haben, aber nicht diesem selbst. Aber als er immer wieder auf die gleiche Art die Ausübung seiner Macht andern überlieferte, richteten sich diese Umtriebe immer mehr gegen ihn selbst, als die Urquelle der autokratischen Macht."

Diese Andeutungen gewinnen erhöhte Bedeutung durch die Meldung des „Neuen Budapester Tageblattes" über die Ermordung Jaurès'. Das genannte Blatt erhält von seinem Korrespondenten aus Lausanne die Mitteilung, daß das Komplott zu seiner Ermordung in Rußland ausgeheckt wurde. Die Mitteilung stammt von einem ehemaligen Mitgliede der russischen Staatspolizei, Staatsrat Aksanow, einem Freunde Wittes, der nach dessen Tode aus dem Staatsdienst trat und in Lausanne Wohnung nahm: „Es war in Rußland bekannt, sagt der Bericht, daß Jaurès, der großen Einfluß auf die Sozialdemokratie besaß, der französischen Regierung Schwierigkeiten machte, und durch seinen Einfluß die französische Kriegslust wesentlich herabmindern konnte. Staatsrat Paskewitsch wurde deshalb mit einigen anderen nach Paris gesandt, und einige Tage darauf war Jaurès ein toter Mann. Paskewitsch wurde darauf zum Polizeipräfekten in Charkow ernannt, in dessen Amtssprengel die Güter des Grafen Witte lagen, und als Graf Witte eines geheimnisvollen Todes gestorben war, wurde Paskewitsch mit dem Titel Exzellenz zum Chef des Gendarmeriekorps im Hauptquartier des Großfürsten Nikolai ernannt."

Damit erhält die von Konni Zilliacus 1911 ausgesprochene Ansicht von einem Protektor der Ochrana nahe beim Thron eine auffallende Bestätigung.

Ich möchte, um einmal dem deutschen Leser einen Einblick in das Getriebe dieses halbasiatischen Staates zu geben, dessen Europäisierung nur lose an der Oberfläche haftet, nachdrücklich auf die Lektüre des Buches von Zilliacus hinweisen. Umsomehr als es mir versagt ist, an dieser Stelle näher darauf einzugehen. So sei auch auf die Analyse des Charakters Nikolai II. verzichtet, zumal ich hier manchen Ausführungen des Verfassers nicht beistimmen kann.

Das Schlußkapitel zieht besondere Aufmerksamkeit auf sich, weil es

Digitized by Google

eine der interessantesten politischen Fragen der Gegenwart anschneidet: das Verhältnis Rußlands zu Skandinavien. Was Schweden und Norwegen in letzter Zeit mehrfach von Deutschland gesagt worden ist, wird hier von einem Finnländer bestätigt, und — wohl gemerkt — das Buch ist bereits 1911 erschienen. Diese Tatsache gibt dem Buche gerade seinen besonderen Wert. Es konstruiert nicht an der Hand des Weltkrieges die russische Gefahr für Schweden, sondern weist vorher schlüssig nach, daß die seit Jahren betriebene Russifizierung Finnlands letzten Endes nur den Zweck verfolgte, den Vormarsch Rußlands zum Atlantischen Ozean vorzubereiten.

Wenn auch Rußlands Endziel die Öffnung der Dardanellen ist, wohin sein großer Strom Dnjepr es schon geographisch weist, so hat die eminent zielstrebige russische Politik niemals die Nebenziele aus dem Auge gelassen, sondern zu gegebener Zeit immer wieder auf sie zurückgegriffen. Wollte Rußland aber sein wirtschaftliches Schwergewicht wieder einmal nach Nordwesten verlegen, nachdem es im japanischen Krieg den Ausweg nach Osten versperrt fand, und sich auch bei einer etwaigen Öffnung der Dardanellen durch Gibraltar und Malta einerseits, Ägypten und Cypern andererseits kontrolliert sah, so blieb fürs erste nur der Vorstoß nach Nordwesten übrig. Von diesem Augenblick an stand es für die russische Regierung fest, daß solch eine Politik nur möglich sei, wenn Finnland viel enger mit Rußland verbunden wäre. Wie fast immer in Rußland waren für seine innerpolitischen Maßnahmen außerpolitische Erwägungen maßgebend. Wie früh schon Rußland nach einem Zugang zum Atlantischen Ozean gestrebt hat, und wie konsequent es auf sein Ziel losgesteuert ist, zeigt ein kurzer Abriß der russisch-schwedischen Beziehungen.

Bereits im 14. Jahrhundert — so führt Konni Zilliacus aus — hat der Großfürst Wladimir mit dem damaligen Königreiche Norwegen einen Konflikt gehabt, der sich um Grenzstreitigkeiten drehte. Der Fischreichtum im nördlichen Meere dürfte der Grund gewesen sein, für das Streben Wladimirs nach der Küste im hohen Norden. Als Grenze wurde damals das Gebirge Lyngstuen bezeichnet, die dann bis auf Peter den Großen unverändert blieb. Der Drang nach dem Meere fand in Peter I. seinen energischsten Vertreter. Ihm gelang es bis zur

Digitized by Google

Oſtſee vorzudringen, wodurch das Problem eines Zuganges zur Nordſee für lange Zeit in den Hintergrund trat. Die Nachfolger Peters lenkten ihr Augenmerk wieder nach Südweſten, und erſt im Frieden von Fredrikshamn (1809) kam Rußland ein gutes Stück nach Nordweſten weiter. Es gelangte bis an das Alandsmeer und an den Bottniſchen Meerbuſen. Die finnländiſche Grenze im Norden ſtieß hierbei mit einer ſchmalen Zunge zwiſchen Schweden und Norwegen in der Richtung auf den Atlantiſchen Ozean vor. Kaum waren die napoleoniſchen Kriege beendet, ſo begann die ruſſiſche Regierung die Frage der Grenzregulierungen im Hohen Norden wieder anzuſchneiden. Sie ſtützte ſich dabei auf den Traktat aus dem 14. Jahrhundert und behauptete, daß bei der damaligen Grenzregulierung ein Irrtum unterlaufen ſei, indem das zur Grenze beſtimmte Gebirge Lykstuen viel weiter weſtlich an einem Fjord gelegen hätte. Durch dieſe Korrektur hätte Rußland nicht nur die Städte Vadsö und Hammerfeſt eingeſteckt, ſondern auch Tromsö nebſt fünf großen Fjords. Trotzdem die ſchwediſch-norwegiſche Regierung die ganze Haltloſigkeit dieſer Anſprüche nachweiſen konnte, blieb die ruſſiſche Regierung bei ihrem Verlangen, und die Situation ſpitzte ſich erheblich zu. Erſt der Tod Alexanders I. ſchob dieſe Frage mehr in den Hintergrund. Sein Nachfolger Nikolai I. hatte anfänglich mit dem Dekabriſtenaufſtand zu tun, ſo daß er dem Vertrage Rußlands mit Schweden-Norwegen, der den Jakobsfluß als Grenze feſtlegte, zuſtimmte. Zwar war damit Rußland wieder weſtwärts vorgerückt, an das offene Meer aber war es noch nicht gelangt. Kaum hatte jedoch Nikolai I. die inneren Kriſen überwunden, ſo ging auch er auf das Ziel im Nordweſten los. Er ſandte eine Geſellſchaft ruſſiſcher Touriſten aus, die ſich lebhaft für die Topographie der Küſte von Finnmarken intereſſierte. Aus einem vergeſſenen Formular ging hervor, daß dieſe „Touriſten" ſich hauptſächlich für die Frage intereſſiert hätten, wo ſich eine eisfreie Küſte zum Ausbau eines Kriegshafens befände. Bald kam es wieder zur ruſſiſchen Methode, Konflikte hervorzurufen, und zu neuen Verhandlungen, die Rußland die Küſte des Varangerfjords verſchaffen ſollten. Da brach der Krimkrieg aus, und die Gefahr für Skandinavien war wieder einmal vertagt. Alexander II. aber nahm die fallen gelaſſenen Pläne wieder auf. So erklärte der zwar redſelige General

Digitized by Google

Tschernajew, der aber auf die Politik nicht ohne Einfluß war, daß „Rußland früher oder später auf irgendeine Weise sich in den Besitz der Häfen an der atlantischen Küste setzen müsse, und daß man sich für diesen Zweck Finnlands dadurch versichern müsse, daß man dieses Land mit Rußland assimiliere".

Die schwedische Regierung wurde durch diesen Gang der Dinge so beunruhigt, daß sie nach Berlin berichtete. Bismarck griff damals zu dem drastischen Mittel, den General Schweinitz nach Finnmarken zu senden. Im Jahre 1868 bereiste dieser, von einem norwegischen Offizier begleitet, den hohen Norden Skandinaviens. Das hatte in Petersburg abkühlend gewirkt, und bald wurde die Gefahr durch den Türkenkrieg 1877/78 beseitigt. Nur wenn man den Einfluß der russischen auswärtigen Politik auf die Ausgestaltung der inneren Politik im Auge hat, wird es verständlich, daß unter Alexander III. alle Russifizierungsbestrebungen in Finnland ruhten. Dieser abgesagte Feind einer kriegerischen Lösung von politischen Fragen ließ Finnland in Ruhe, obgleich sonst unter ihm auf anderen Gebieten die Russifizierung auf das schärfste einsetzte. Unter seinem Sohne haben sich die Verhältnisse völlig geändert. Er hat die kriegerische Expansionspolitik seiner Vorfahren wieder energisch aufgenommen. Daher begann er auch bald nach seiner Thronbesteigung die Russifizierungspläne Finnlands wieder zu betreiben, um bei gegebenem Anlaß nach Nordwesten bis zur See vorzustoßen. Er schreckte als echter russischer Zar davor nicht zurück, sein bei der Thronbesteigung eben erst gegebenes feierliches Wort zu brechen, um die „Assimilierung Finnlands" aufs brutalste zu betreiben. Nur als das koreanische Abenteuer Rußland in den verlustreichen Krieg mit Japan verwickelt hatte, hörte für kurze Zeit der Druck auf Finnland auf, um dafür später um so stärker einzusetzen. Diese Bestrebungen nahmen eine immer schärfere Form an, als es offensichtlich war, daß es Rußland nicht mehr möglich sein würde, Deutschland die Herrschaft über die Ostsee zu entreißen; dazu war nach dem Zusammenbruch der russischen Flotte bei Tsushima die deutsche zu mächtig geworden. Daß aber die Russifizierung Finnlands durch Fragen der äußeren Politik nicht nur beeinflußt, sondern direkt hervorgerufen wurde, geht aus der Tatsache hervor, daß an der Wende des Jahrhunderts eine kaiserliche Erklärung die Finnländer

Digitized by Google

zwang, eine strategische Bahn zu bauen. Auf ein finnländisches Eisenbahngesuch hin erklärte nämlich der Zar, daß er keine neue Eisenbahnlinie gutheißen könne, bevor nicht eine direkte Bahnlinie von Petersburg nach der Stadt Vasa am Koarken (also dort, wo nach einem geeigneten Platze für eine Festung gesucht wurde) vom Landtage beschlossen und in Arbeit genommen sei.

Diese Feststellung ist um so beachtenswerter, als sie, wie nochmals hervorgehoben sei, von Konni Zilliacus schon im Jahre 1911 niedergeschrieben ist. Sie wird jetzt vom Verlaufe des Weltkrieges bestätigt, der die russisch-schwedischen Beziehungen in den Vordergrund des politischen Interesses geschoben hat. Daher sei das Buch jedem, der sich über diese Seite der russischen Gefahr orientieren will, auf das wärmste empfohlen.

Frankreichs Kampf gegen die deutsche Idee

Von Dr. Wilhelm Stahl

Die vielerörterte Frage, ob englischer Neid, slawische Machtgier oder französische Rachsucht die Hauptschuld an diesem Weltbrande trägt, wird wohl dauernd je nach der politischen Stellung und der geschichtlichen Einsicht des Urteilenden eine verschiedene Lösung erfahren. Unbestritten feststeht dagegen die Tatsache, daß jede dieser Triebkräfte für sich allein einen entscheidenden Einfluß auf die politische Lage Europas nicht hätte gewinnen können, daß sie aber, sich gegenseitig fördernd und ergänzend, fast automatisch den Zusammenschluß jener ihrem inneren Wesen nach so gegensätzlichen Staaten zu einem so überraschend festgefügten und widerstandsfähigen Bunde bewirken mußten. Wir Deutschen sind noch immer allzu leicht geneigt, Frankreich als ein bemitleidenswertes, durch den schlau verhüllten Egoismus seines englischen Bundesgenossen irregeführtes Opfer zu betrachten, dem wir gern die Retterhand reichen möchten, um es aus seiner qualvollen Umstrickung zu befreien. Solche weichherzige Regungen entspringen einer überaus gefährlichen Verkennung der wahren Sachlage und sind schon deshalb zu bedauern, weil sie unliebsame Rückwirkungen auf den Gegenstand unserer unerbetenen Fürsorge ausüben müssen. Wäre dieser Krieg wirklich nur das

Digitized by Google

verbrecherische Abenteuer einer gewissenlosen Politikerclique, so bliebe es durchaus unerklärlich, warum sich in Frankreich auch heute noch, trotz schwerster Verluste und peinlichster Mißerfolge, Siegeszuversicht und Opferwille so unerschütterlich behaupten können. Mag man auch den Einfluß der geschickt geleiteten, durch strenge Zensurvorschriften geknebelten Presse, die Allmacht der blendenden patriotischen Phrase, die selbstzerstörerischen Wirkungen verletzter nationaler Eitelkeit noch so hoch einschätzen, darüber darf man sich nicht täuschen, daß ein Kampf um Sein und Nichtsein, wie ihn Frankreich jetzt bestehen muß, mit dem Einsatz aller Volkskräfte nur geführt werden kann, wenn ihm nicht rein materielle, politische Erwägungen, sondern eine tiefe geschichtliche Notwendigkeit zugrunde liegt oder doch zum mindesten von den führenden Geistern der Nation als zugrundeliegend empfunden wird. Diese große geistige Idee, die nach der Auffassung des gebildeten Franzosen in diesem Vernichtungskriege in die Erscheinung tritt, gilt es zu verstehen, wenn man die seelische Grundstimmung des kriegerischen Frankreich richtig würdigen will.

Es ist das Verdienst eines mit französischen Verhältnissen wohlvertrauten Deutschschweizers, der sich im Frühjahr 1915 als Berichterstatter deutscher Zeitungen wochenlang in Paris aufgehalten hat, die Bedeutung des hier vorliegenden Problems scharf erfaßt und es in einem klugen Buche, das neben einem anschaulichen Reiseberichte wertvolle Aufschlüsse über die (inzwischen freilich wohl etwas veränderte) politische, wirtschaftliche, soziale und religiöse Lage Frankreichs bietet, eingehend erörtert zu haben. (E. Behrens, Das kriegerische Frankreich, 4. Aufl., Rosenlaui-Verlag, München.) Angesichts der fanatischen Parteilichkeit, die gegenwärtig alle Nachrichten aus Frankreich für uns fast unbrauchbar macht, gebührt dem ruhigen Urteil dieses scharfbeobachtenden Neutralen, der französischer Art manche Sympathien entgegenbringt, ohne freilich seine innere Verwandtschaft mit dem Deutschtum irgendwie zu verleugnen, besondere Beachtung und Wertschätzung. Seine Beziehungen zu tonangebenden Pariser Kreisen ermöglichten es ihm, einen genauen Einblick in die dort herrschenden Ansichten und Erwartungen zu gewinnen, in vertrautem Zwiegespräch sich über wichtige Fragen Aufschluß zu holen und dem allgemein bekannten Charakterbilde jener vielgenannten Persönlichkeiten gelegent-

Digitized by Google

lich einen neuen Zug hinzuzufügen, so daß dieses Buch, das auch die französische Kriegsliteratur berücksichtigt, als ein (nach Möglichkeit) unverfälschter Stimmungsausdruck des geistigen Frankreichs gelten darf.

Die erstaunlichste Tatsache des Weltkrieges, die sich auch E. Behrens als ein unabweisbares Problem immer wieder aufdrängte, ist nicht seine räumliche Ausdehnung, nicht sein riesenhaftes Menschenaufgebot, nicht der wunderbare Organismus seiner materiellen und technischen Hilfsmittel, sondern der finstere tödliche Haß, der, wie ein schweres Verhängnis, seit Kriegsbeginn alles, was deutsch heißt, verfolgt, alle Bande menschlicher Gemeinschaft zwischen zwei hochentwickelten, zu friedlichem Wettbewerb berufenen Völkergruppen jäh zerriß und die gemeinsten Instinkte und rohesten Leidenschaften zum Vernichtungskampfe gegen eine große Kulturnation aufrief. In keinem Land ist dieses unsinnige Wüten gegen das Deutschtum planvoller und rücksichtsloser betrieben worden als in dem vernunftstolzen Frankreich, und die französische Kriegsliteratur vom schmutzigsten Boulevardblatte bis zur feierlichen Akademierede wird kommenden Geschlechtern die furchtbaren Ausschweifungen völkischen Wahnwitzes in ihrer abscheulichsten Zügellosigkeit warnend offenbaren. Man hat diese wüsten Ausschreitungen mit dem rasch zur Siedehitze aufbrausenden keltischen Bluteinschlag des Franzosen entschuldigt, man hat in dem langverhaltenen Neid auf die glänzende Weltstellung des Deutschen Reiches, in dem ohnmächtigen Groll des Unterlegenen gegen den glücklichen Sieger die Ursache gesucht, man hat endlich (mit vollstem Recht) die schändliche, vor keiner Verleumdung zurückschreckende Pariser Hetzpresse für die heillose Irreführuug und Zerrüttung der öffentlichen Meinung verantwortlich gemacht, aber alle diese Gründe, so bestimmend sie auch auf den einzelnen wirken mögen, scheinen doch nicht auszureichen, um die beispiellose Gehässigkeit zu erklären, die das gesamte Frankreich nicht nur gegen das militärische und politische Deutschland, sondern gegen deutsches Wesen in allen seinen Lebensäußerungen gegenwärtig erfüllt.

Nein, was heute sich als Todfeinde gegenübersteht und in jahrelangen blutigen Kämpfen um die Herrschaft ringt, sind letzten Endes nicht politische und materielle Gegensätze, sondern zwei große unvereinbare Welt-

Digitized by Google

anschauungen, zwei ewige Ideen, die sich befehden, seitdem es eine Geistesgeschichte der Menschheit gibt. Man heiße sie nun Germanismus und Romanismus, Idealismus und Realismus, Mystizismus und Positivismus, Glaube und Vernunft — wechselnde Namen für die beiden wichtigsten, sich immer wieder erneuernden Grundverhältnisse des Menschen zum Universum. Daß dieser Krieg von dem gebildeten Frankreich wirklich in dieser weltgeschichtlichen Bedeutung erkannt und mit Bewußtsein als „ein europäisches Schisma, viel gründlicher und großartiger noch als die Reformation" (L. Dimier) erfaßt wird, hat E. Behrens an der Hand seiner persönlichen Beobachtungen und der vorliegenden Äußerungen führender französischer Geister sehr überzeugend dargetan. Die Begründungen seiner Auffassung, die vor allem auf einer richtigen Einschätzung des französischen Charakters beruht, sind in nachstehenden Ausführungen verwertet.

Als augenfälligsten Wesenszug der Franzosen bezeichnet auch E. Behrens (es sei an die damit übereinstimmende, kürzlich an dieser Stelle erwähnte Anschauung von A. Lien erinnert) einen trägen, gesättigten Egoismus, der große Anstrengungen scheut und im Schatten einer stolzen Vergangenheit behaglich sich des Daseins freuen will. Im Hochgefühl früherer Großtaten erheischt Frankreich mit naiver Selbstverständlichkeit die Ehrenrechte einer, wenn nicht gar der führenden Kulturnation, ohne in sich die Verpflichtung zu fühlen, diese Ansprüche beständig durch neue, größere Leistungen zu rechtfertigen. Durchweg ist das Leben des Franzosen den Forderungen und Fähigkeiten bescheidener Mittelmäßigkeit angepaßt. Genaue Beobachtung gefälliger äußerer Formen gilt ebenso als unverletzliches Lebensgesetz wie nachsichtiges Verständnis für menschliche Schwächen und Fehler. „Der Bonsens, ein angeborenes Maßhalten, eine aus der Erkenntnis der eigenen Unzulänglichkeit entstandene reizvolle Selbstironie bestimmt den französischen Volkscharakter, der deshalb stark zum Typischen neigt." Als strenger Rationalist besitzt der Franzose ein scharfes Auge für das Sinnfällige, Tatsächliche, Zweckmäßige im Reiche der Erfahrung. Die Welt bietet ihm wenig Rätsel, weil er nur die Erscheinungen erfaßt und sie in seinem beschränkten Positivismus für das wahre Wesen der Dinge hält. Was jene Mittellinie des Herkömmlichen, Gemeinverständlichen, Vernunftbeglaubigten überschreitet, wird als Ideologie verlacht, als Unmoral

Digitized by Google

verläſtert, als Barbarismus gebrandmarkt. Kunſt, Philoſophie, Religion, dieſe drei Heiligtümer der deutſchen Seele, können dem Franzoſen ihre tiefſten Geheimniſſe nicht enthüllen, weil dieſe nicht mit der Vernunft erklügelt, ſondern intuitiv erfaßt ſein wollen. „Auffällig bleibt, wie gering auch unter erſtklaſſigen Leuten das Verſtändnis für die tiefere Bedeutung von Shakeſpeare, von Goethes Fauſt iſt. Die erhabenen Geſänge der Edda — barbariſches Zeug! Der rationaliſtiſche Sinn reicht nicht zum gleichnishaften Erfaſſen der Welt. Frankreich hat keine Mythologie; ohne Mythos aber keine große Poeſie." Daß vollends über deutſche Philoſophie und deutſche Religion von namhaften franzöſiſchen Gelehrten die aberwitzigſten Urteile — Behrens bietet davon eine anſchauliche Ausleſe — unbedenklich verbreitet werden, die natürlich die Maſſe gläubig nachbetet, wird niemand verwunderlich finden, der einmal die grundſätzlich verſchiedene Stellung beider Völker zu den höchſten Menſchheitsfragen klar erkannt hat. Man braucht für ſolche groben Mißverſtändniſſe keineswegs ſtets bewußte Böswilligkeit verantwortlich zu machen. Es genügt, ſich nur die beträchtlichen Schwierigkeiten recht ernſtlich zu vergegenwärtigen, die ſich einer reſtlos befriedigenden Auseinanderſetzung über verwickelte geiſtige Fragen ſchon innerhalb des eigenen Volkskreiſes entgegenſtellen, um die Fülle von Trugſchlüſſen und Fehlurteilen zu verſtehen, die es bei der unparteiiſchen Beurteilung weſensverſchiedener Weltauffaſſungen zu meiden gilt. Und von dem Willen zu einer derartigen verſtändnisvollen Wertung fremdländiſcher Meinungen iſt der Franzoſe bei ſeiner national beſchränkten Geiſtesveranlagung weit entfernt.

Wie viel Unheil hat allein die gemeinmenſchliche Neigung, für lexikaliſch ſich deckende Worte verſchiedener Sprachen ohne weiteres begriffliche Übereinſtimmung vorauszuſetzen, ſchon angerichtet! Man erwäge einmal, was das Wort „Staat" im Munde eines Franzoſen und eines Deutſchen bedeutet — für den einen etwas „Feſtgeformtes, Erledigtes, die Regierungsmaſchine", die mehr ſchlecht als recht arbeitet, und über die jeder Bürger nach Herzensluſt witzeln und ſchelten darf, für den anderen eine tiefe ſittliche Notwendigkeit, eine gottgewollte Einrichtung, der wohl noch zeitliche Mängel anhaften, die ſich aber organiſch durch die bewußte Selbſterziehung des einzelnen zu idealer Vollkommenheit entwickeln ſoll. Oder man rede dem Franzoſen von „Freiheit" — er wird

Digitized by Google

unsere Anschauung als sklavisch und anarchistisch zugleich verabscheuen, weil er jenen Begriff nur ganz äußerlich, als das Abschütteln staatlicher Bevormundung und dogmatischen Zwanges faßt und die deutsche Lehre von dem Selbstbestimmungsrecht der äußerlich gebundenen, sittlich autonomen Persönlichkeit nur als den offen erklärten Umsturz aller staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung zu deuten weiß. Nur so begreift es sich, wie französische Gelehrte allen Ernstes den „Kampf gegen Kant" als Feldruf erheben konnten. „Kant und seine Nachfolger haben die französische Philosophie, Moral und Erziehung überschwemmt nach der Art der kaiserlichen Horden . . . Die Kritik der reinen Vernunft entkrönt die Wissenschaft ihrer Gewißheit . . . unsere angebliche Unfähigkeit, den Sachen und Wesen auf den Grund zu kommen, bringt uns in einen Zustand des Zweifels, des Phantastischen, Willkürlichen, . . . in einen düsteren Skeptizismus oder in eine hochmütige Weigerung, bestimmte Schlüsse zu ziehen . . . So ist Kant vor allem ein Lehrmeister der Überhebung, des Größenwahns . . . es war höchste Zeit, daß der Befreiungskrieg von 1914 diese geistige Überschwemmung zunichte machte." (L. Daudet, De Kant à Krupp).

Die einzigartige Bedeutung sittlicher Grundsätze für eine gesunde, wahrhaft schöpferisch wirksame Gestaltung menschlicher Gemeinschaftsbeziehungen zu würdigen, ist der Durchschnittsfranzose gemäß seiner durchaus materialistischen Weltanschauung außerstande. Wie er für sein persönliches Verhalten nur eine äußerliche Legalität, eine Befolgung herkömmlicher Vorschriften als Richtschnur anerkennt, so wertet er auch die politischen Kämpfe ganz kühl-rationalistisch als Machtfragen, die nicht nach den Forderungen einer mystischen Sittlichkeit, sondern durch das brutale Recht des Stärkeren entschieden werden. Wohl weiß er so glänzende Paradestücke wie „Tugend" und „Freiheit" gar gewandt und wirkungsvoll zu handhaben und ihre Vorzüge gegenüber dem „Herdengehorsam" des Deutschen aller Welt mit viel schönen Worten anzupreisen, aber damit hat es auch sein Bewenden. Trotz seiner so hochgerühmten individualistischen Freiheit trägt der Franzose willig alle Launen der öffentlichen Meinung, die schreiendsten wirtschaftlichen und sozialen Beschränkungen, die drückende Last einer schrankenlosen Parteiherrschaft, weil ihre Beseitigung ein williges Einsetzen und eine dauernde Anspannung der geistigen und sittlichen Kräfte

Digitized by Google

der Gesamtnation erheischen würde. Auch sein vielbewunderter Patriotismus, der freudige Stolz auf den Ruhm und die Macht seines Landes, sein unbeirrbarer Glaube an dessen weltgeschichtliche Kulturmission, ist doch, welch heldische Größe und hehre Opferbereitschaft bei der Verteidigung dieses höchsten Ideales auch zutage treten mögen, letzten Endes nur ein Ausfluß jenes naiven französischen Egoismus, der allein die eigene Art als vollwertig und daseinsberechtigt anerkennt und alle anderen Völker, die sich seinen Ansprüchen widersetzen, am liebsten vom Erdboden tilgen möchte.

Erbe einer alten reichen Kultur, sieht der Franzose in diesem Weltkriege nur die frevlerische Bedrohung dieses gesicherten Besitzes durch barbarische Gewalten; mit der fanatischen Wut der Verzweiflung, die auch die gemeinsten Mittel nicht verschmäht, stürmt er auf den verhaßten Friedensstörer ein — aber seine Waffen werden stumpf und zerbrechen an der stahlharten Rüstung dieses seltsamen Riesen, der, ganz Ernst, ganz Kraft, ganz Tat, mit schweren Füßen breit auf der blutgetränkten Erde steht, und dessen Haupt doch umstrahlt ist von dem lichten Glanze einer anderen Welt, von der verheißungsvollen Morgenröte einer großen Zukunft . . .

Zerfall und Wachstum der sittlich-religiösen Ideen in der Industrie-Arbeiterschaft

Von Walther Classen

Eine alte Sage erzählt, als die Goten die Donau überschritten und in das Römerreich eintraten, blieben hinter ihnen am andern Ufer kleine wehklagende Geister zurück. Das waren die Hausgötter der alten Heimat, die sie nun hinter sich ließen. Dasselbe Schicksal hat einen großen Teil unseres Volkes betroffen, als es von der ländlichen Flur in die Großstadt und Industrie übersiedelte. Alle alten Anschauungen des Hauses, der Religion, Sitte blieben zurück oder gingen auf der weiteren Wanderung verloren.

Ehe wir nun eintreten in die Großstadt, müssen wir uns klar machen, daß in unserer Landbevölkerung in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts schon eine Veränderung vor sich ging, die auch bis zu einem gewissen

Digitized by Google

Grade einen Verlust der alten Hausgötter bedeutet. Wenn wir in Familien oder auf dem Lande selber fragen, werden wir überall erfahren, daß vor etwa zwei Menschenaltern beim Landvolk der Zustand aufhört, daß man Truhen und Trachten selber noch neu im Hause herstellte. Was jetzt als Bauernkunst in die Museen wandert, ist vor zwei Menschenaltern gestorben und toter Besitz geworden. Wie kam das damals? Es ist das Zeichen dafür, daß die überwiegende Naturalwirtschaft der ländlichen Familie übergeht in einen solchen Betrieb, der ein kapitalistisches Geschäft ist. Bis dahin hatten Bauern und Tageldhner Kleider und Speisen selbst geschaffen, von den Erträgen der eigenen Scholle. Das ist für unsere Landbevölkerung ein derartiger Umschwung, daß man sagen kann, seit der Bronze- und Steinzeit ist keine solche Veränderung über unser landwirtschaftliches Volk gekommen. Damit hat natürlich auch in dem Seelenleben unserer Landbevölkerung sich viel verändert. Schon aus dieser inneren Erschütterung in der Heimat kommt der Landarbeiter nun in die Stadt. Es ist jedoch der Unterschied festzustellen, daß in dem bäuerlichen Dorfe die innere Umwälzung nicht immer so gewaltsam gewesen ist wie im Gebiet der Güter. Indem nämlich die Güter ein Objekt des Handels geworden sind, haben sie ihren Besitzer mehrmals gewechselt. Die ländliche Arbeiterbevölkerung, wenn sie heute in die Stadt kommt, ist schon auf dem Lande proletarisiert, ist schon zwei- bis dreimal mit ihrer ganzen Familie umgezogen, so daß sie schon auf dem Lande keine rechte Heimat mehr gehabt haben, und daß schon auf den Gütern von alteingesessener Bevölkerung nicht mehr geredet werden kann. Also aus einem solchen ländlichen Hintergrunde sind die Menschen hineingekommen in die Städte. Das erste, was in den 70er, 80er Jahren geschah, war, daß zuerst bei den Männern der Zusammenhang mit der kirchlich-patriarchalischen Weltanschauung verloren ging. Die Frauen halten viel länger daran fest, wie auch an heimischen Kuchenrezepten, so auch an Kleidung der Kinder und den alten Arbeitsmethoden. Aber die Mütter vermögen es in der Stadt nicht, das an die Töchter so weiter zu vererben wie auf dem Lande. An die Männer ist dann in den deutschen Industriedistrikten ganz überwältigend die Sozialdemokratie herangetreten, und diese ist in den 90er Jahren in Berlin und Hamburg ihre Weltanschauung geworden, hat sie mit Hoffnung und Tatkraft erfüllt. Damals, so vor 15, 14 Jahren, fand

Digitized by Google

man in unsern norddeutschen Großstädten vielfach Arbeiter, welche sich außerordentlich gründlich auseinandergesetzt hatten mit dem Marxismus, und die noch manches mehr, z. B. auch die Bibel und Beckers Weltgeschichte gelesen hatten. Diese alten, damals 50jährigen Männer, mit denen man sich gemütlich auf dem Sofa unterhalten konnte, die über ihrem Sofa Bebel, Lasalle und Kaiser Wilhelm friedlich nebeneinander hängen hatten, sind gestorben oder nehmen doch am öffentlichen Leben nicht mehr teil, sondern sitzen jetzt friedlich in ihrer Wohnung. Dies Geschlecht ist es gewesen, das die deutsche Sozialdemokratie aufgebaut hat. Sie waren in ihren Gedanken himmelstürmend revolutionär, in ihrem Charakter noch durchaus konservativ. In ihren Anschauungen über Kinderzucht waren sie streng, in Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit stellten sie große Ansprüche an die Kinder. Diese Zeit ist jetzt aber zu Ende gegangen. Wir haben es jetzt mit einem neuen Geschlecht der Industriearbeiterschaft zu tun.

Betrachten wir nun einmal dieses stadtgeborene Geschlecht aus den letzten 20, 25 Jahren, so wird der, der dazwischen tritt, sehr vielen Männern begegnen mit großem geistigem Schwung, mit Arbeitskraft und Begabung. Das hat seinen Grund darin, daß die gesunden Eltern vom Lande sind, und daß von der Schule eine Menge Gedanken mitgeteilt worden sind. Wo nun doch verwandte Stämme in der Stadt sich treffen, Pommern, Mecklenburger, Hannoveraner, und durcheinander heiraten, tritt große Steigerung der Begabung und Intensität des geistigen Lebens ein. Aber man darf sich hierdurch nicht täuschen lassen, denn es ist alles doch nur eine ganz dünne Oberschicht, die die Volkskonzerte füllen und die Bildungsstätten. Die große Masse unserer Industriearbeiterschaft verarmt geistig und sinkt und steht jetzt geistig und sittlich auf einem tieferen Niveau, als die Landarbeiterschaft von 1870 in Brandenburg und in Holstein stand. Wir müssen uns das eingestehen, und es ist die Völkerwanderung, in der zunächst alles verloren gegangen ist.

Nun kommt da unten in den breiteren Schichten noch ein anderes hinzu, daß das Durcheinanderheiraten immer bunter wird: Polen, Niedersachsen von der Lüneburger Heide, Donauschiffer, Pommern, Galizier, Tschechen — daraus entsteht nicht mehr eine Steigerung der geistigen Kraft, son-

Digitized by Google

dern unheilbare Zerrissenheit und Oberflächlichkeit; Menschen, die nach keiner Seite kräftig und tief sind. Das ist eine der größten Gefahren der Großstadt; in Ostlondon kann man das so recht sehen. Im Grunde harmlose Menschen, aber dumm und unbegabt zum Verzweifeln! Viel einleuchtender noch wird es sein, daß durch Unterernährung, schlechte Ernährung der Eltern, Syphilis und Alkohol eine Unmenge Menschen in den Großstadtquartieren heranwachsen, die entwertet sind, wo in der inneren Natur etwas nicht gesund ist. Nicht nur in den Städten, auch in den Industriedörfern ist vieles kröpelig, kümmerlich, keine gesunde Kraft mehr drin. Ob es möglich ist, solche Degenerierten wieder gesund zu machen, ist fraglich. Ich habe den Eindruck gehabt bei manchen solchen kleinen Burschen aus den düstersten Straßen Hamburgs: sie liebten die Handfertigkeitsstunden, es sind gute Kerlchen, die keinem etwas tun, aber es ist etwas in ihnen zerstört, was keines Menschen Kunst wieder herstellen kann; sie werden nicht mehr volle Menschen.

Das war nötig, um zu erklären weshalb man von einheitlichen Gedankengängen und Weltanschauungen bei unsern Arbeitermassen eigentlich nicht mehr reden kann. Man kann nun dreierlei mit Sicherheit feststellen:

1. Das Erbe christlicher Familienzucht ist aufgebraucht; so können wir nicht mehr vom Erbe der Väter leben, ohne selber neu zu schaffen. Wenn man mit der Jugend viel verkehrt, merkt man das; sie haut sich nicht, sie beißt sich nicht, aber sie ist grenzenlos unerzogen. Das äußert sich am betrüblichsten in einer erschreckenden Zunahme der Unehrlichkeit mit dem Munde sowohl wie mit der Hand. Es fehlt die Mutter, die es ihnen begreiflich macht, nicht mit dem Verstande, sondern mit dem heiligen Ernst der zehn Gebote. Vater und Mutter ehren, ehrlich sein, dies gewaltigste Stück Muttererziehung geht augenblicklich unter. Das ist ein unheimlicher Zustand in unserm Volke und viel schlimmer als die viel geschmähte Sozialdemokratie. Also: der Zusammenbruch der christlichen Familienzucht ist das eine.

Das andere ist ein ganz außerordentliches Interesse für das Technische, für das Äußerliche. Wenn man in einen Kreis von jungen Leuten kommt, so ist es schwer, mit ihnen über Weltanschauungsfragen zu reden, Moses und Darwin, die sind unserm eleganten Großstadtjungen ganz gleich-

Digitized by Google

gültig. Das Intereſſe geht bei ihnen auf das Techniſche, ſie haben Intereſſe für Luftſchiffe und andere Schiffe. Das iſt ja auch das Wunderbare, das die Umgebung ihnen zeigt. Damit zuſammen geht, wie mir ſcheint, eine Abnahme des Einfluſſes der marxiſtiſchen Weltbetrachtung. Weil aber unſere Niederſachſen konſervativ ſind, werden ſie noch 20 Jahre ſozialdemokratiſch wählen. Doch es iſt nicht ihres Herzens Kern, es gehört nur ſo zur Sitte, daß man ſozialdemokratiſch wählt; und es iſt vorteilhaft; die Löhne ſind dadurch gebeſſert worden; noch viel vorteilhafter ſind die Konſumvereine; es wird eben alles unter techniſche Geſichtspunkte geſtellt. Nachdem wir uns den Zuſtand des jüngeren Geſchlechts vergegenwärtigt haben, wollen wir uns noch ein anderes vergegenwärtigen. Für uns iſt es ſchwer zu begreifen, — wir ſind ſamt und ſonders Individualiſten, wir leſen individualiſtiſche Zeitſchriften uſw. Unſer Beſtes iſt das individualiſtiſche Erbe aus der Klaſſikerzeit. Das gilt alles nicht im Volk der Maſſe, hier iſt ein fortwährender Druck, der auf die Menſchenſeele wirkt. Dieſer Druck beſtimmt alles Denken, alles Urteilen. Es iſt der Zuſtand, daß die Arbeit durchaus ſittlich entwertet iſt. Der Paſtor in der Landgemeinde mag wie einſt predigen, gut lutheriſch, daß die Arbeit Gottesdienſt iſt. Aber ſagt er das 4 Jahre ſpäter einem früheren Konfirmanden, der nun Handwerker geworden iſt, ſo iſt dieſer beleidigt! Meine Arbeit iſt kein Gottesdienſt! Das gilt ebenſo für die Arbeit des Monteurs und Kaufmanns, die an ſich geiſtig hochſteht; aber der Menſch wird als Nummer irgendwo hingeſtellt, wo er das, was er gelernt hat, von ſich zu geben hat. Bei der heutigen Organiſation hat er keinen Einfluß darauf, zu welchem Betriebe er kommt; der Drucker kann nicht entſcheiden, ob er Schundliteratur, die Bibel oder die Klaſſiker drucken wird; der Metallarbeiter hat keinen Einfluß darauf, ob Revolver für die Räuber am Olymp hergeſtellt werden oder Gewehre für die deutſche Armee. Es iſt vielleicht noch beſſer, er weiß es gar nicht. Aber jedenfalls iſt die Arbeit ſittlich entleert. Sehr viele Arbeiten ſind zwar darunter, die intereſſant und originell ſind, aber zum Zweck ſteht der Arbeiter in keinem Verhältnis mehr. Daher bleibt das Lutheriſche Wort „Arbeit iſt Gottesdienſt“ unverſtanden.

Dazu kommt nun als drittes das Gefühl, aufgefreſſen zu werden! Das Arbeiterkind macht zuerſt einen vergnügten Eindruck; ſo ein Handwer-

Digitized by Google

kerlehrling in der Großstadt, der einen vernünftigen Meister hat, ist der glücklichste Mensch unter der Sonne; der Staat hat auch Gesetze gemacht, daß es freie Stunden gibt usw. Aber wenn die Menschen älter werden (z. B. die Bauhandwerker), so kommt die Frage der Familiengründung. Zuerst wird viel Geld verdient, aber nach 3 Jahren kommt Streik oder Geschäftskrisis, und die Arbeit hört auf. Die Gefahr, den Boden unter den Füßen zu verlieren, ist also eine der Nöte, dann die Hast, das rasche Tempo, dies furchtbare Fahren und Rasseln, um die Arbeitsstelle um himmelswillen zu erreichen, diese unmäßige Spannung, die Jahr für Jahr auf dem Menschen liegt. Dann das Gefühl, die Gesundheit wird untergraben, und sich nicht wehren zu können gegen das Aufgefressenwerden, mit 45 Jahren zu Ende zu sein! Das liegt über der ganzen Bevölkerung wie ein eherner Druck. Daher das Gefühl der Bitterkeit, und das wird noch geschürt und genährt von der Arbeiterpresse; aber die Bitterkeit ist auch ohne dem da. Man kann auf mancherlei Dinge zu sprechen kommen, wenn man sich mit den jungen Männern unterhält; — ob man über Blumenzucht, über Hebbel oder Chinesen spricht, man endigt immer bei dem einen Gefühl des Zornes. Und dazu kommt: Nur eine Nummer zu sein, nichts vorzustellen in der Masse, immer zwischen 40, 50, 60 Tausend zu stehn. Dann das viele Umziehen, jede Wohnung hat einen Fehler! So entsteht nirgends mehr ein Heimatgefühl. Die Menschen haben gar nicht mehr den Glauben, etwas wert zu sein. Kinder der Großstadt haben schon nach einem Jahr die Namen der Mitschüler vergessen, es gibt ja so viel davon. Im Jugendverein wollen sie sich die Namen nicht merken, Vorstellung ist ihnen überflüssig und langweilig, es kommen ja immer andere. Ich habe mal eine Geschichte erlebt: Zwei Jungen kommen zu einer angesetzten Wanderung zu spät und gehen allein los. Ich fragte dann den einen andern Tags, wer sein Kamerad gewesen wäre, da wußte er es nicht, und waren doch den ganzen Tag zusammen gewesen. Dumpfe Gleichgültigkeit legt sich auf den Menschen. Durch das Sektenwesen der zugezogenen Leute kommt zuweilen etwas Leben hinein, dazu neuer und alter Aberglaube. Auch gibt's bewegliche, begabte junge Leute, die alles unter einen eben vernommenen „Ismus" stellen. Ein Pastor erzählte von einem Kreis junger Leute: „Da sind Monisten, Atheisten, Spiritisten und auch einige

Digitized by Google

Christen." Wie gibt es einen Ausweg aus diesem Chaos? Wir können zurzeit nicht sagen: Es herrscht das und das — höchstens bis zu einem Grade die Sozialdemokratie, – aber sie bringt auch keine herrschenden Gedanken mehr hervor, sie bringt keine Befriedigung. Sind irgendwelche leitenden Gedanken zu wecken? Gibt es solche, die wirken, wie der Magnet auf die Eisenspäne?

Es gibt solche Gedanken. Vor einigen Jahren hatte ich Gelegenheit, einen ganzen Winter durch mit einer kleinen Zahl junger aufgeweckter Arbeiter herumzudiskutieren über den Wert der Organisation. Als Publikum hatten wir 50—60 junge Leute, die mehr mit dem Herzen als mit dem Verstand an der Debatte teilnahmen. Es war während der Reichstagswahlen. Die jungen Leute sagten: „Dadurch, daß die Organisation da ist, daß wir Konsumvereine und Genossenschaften haben, lösen wir die alte christliche Nächstenliebe ab, die ist nicht mehr nötig — nicht weil der liebe Gott nicht existiert — sondern das alte Christentum war Nächstenliebe, jetzt verwandeln wir alles in Organisation." Einige aber hielten den Kopf höher und sahen weiter. Diese sagten: „Nein, ihr irrt euch! In Schweden war der Generalstreik; ihr sagt, es ist Nächstenliebe, wenn wir Geld schicken, wie das Christentum sie für die Mission hat; das ist nicht wahr, das ist nur Solidarität, Bundesgenossenschaft, Eigenliebe." Dazu sagte ich selbst dann: „Nächstenliebe ist mehr! Wenn ich sage, wir müssen nächsten Sonntag eine Wanderung machen, 70—80 Leute, ich brauche 10 Führer, kann es nicht allein. — Dann sagt ihr: Ja, das tun wir. Ihr fühlt euch doch verantwortlich für die Erziehung unserer Jungen. Das ist doch Christentum, das hört mit Organisation nicht auf. Ihr seid verantwortlich für euren Nachbar in der Werkstatt, daß der nicht verbummelt."

Hier liegt in unserer inneren deutschen Entwicklung eine große Versäumnis vor, daß wir es nicht verstanden haben, den Gedanken der Organisation durch christliche Auffassung zu vertiefen und zu sagen, wir schaffen etwas von den Kämpfen der Konkurrenz durch die Organisation fort. Die Organisation, namentlich die des Konsums, kann als ein Dienst am Nächsten bezeichnet werden. Fassen wir die Organisation so auf, so kommt ein religiöser Inhalt hinein. Derselbe Gedanke, der die England- und Hollandfahrer der Hansa Altäre bauen ließ, der jede Innung auch

Digitized by Google

zur religiösen Genossenschaft machte, kann auch heute lebendig wirken. Daß es versäumt worden ist, diesen Gedanken in die deutsche Arbeiterschaft hineinzutragen, ist ein großes Unglück. Wenn in England eine Generalversammlung der Arbeiterorganisationen stattfindet, holen sie sich einen berühmten Prediger, der die Sache durch einen Gottesdienst eröffnet. Das glauben unsere Arbeiter nicht. Oder sie sagen: „Na, da sind das keine Sozialdemokraten." Zwei Handwerksburschen schrieben aus der Schweiz, daß sie den 1. Mai in der Kirche gefeiert hätten. Keiner wollte es glauben, bis eine Ansichtskarte kam, die den Zug in die Kirche zeigte.

Aber auch bei uns haben die Leute Freude an den Konsumvereinen, nicht nur wegen des billigeren Brotes, sondern weil sie etwas aufgebaut haben, das nicht so grenzenlos kurzsichtig geschaffen ist, wie viele Werke der kapitalistischen Spekulation, sondern für Jahrzehnte und Jahrhunderte fortbestehen kann. Das ist ein schönes Stück Freude aus der Genossenschaftsarbeit. Darum kann man auch sagen: das ist Dienst am Menschen, das ist Religion, haltet fest daran, an irgendetwas Höheres müßt ihr glauben! Faßt es so ideal auf, das könnt ihr aber im Grunde genommen nur aus der Auffassung des Christentums, daß der Mensch nicht für sich allein da ist, sondern er ist da zu dienen.

Jetzt ein ganz anderes: Mir sagte einmal ein Ingenieur, ein kirchentreuer: „Lieber Freund, was ihr in der Liturgie in feierlicher Rede erzählt, daß uns die Sünden vergeben sind, das weiß ich ja schon allein; um mich mit meinem Gewissen auseinanderzusetzen, dafür bin ich Protestant. Aber in der Gemeinde handelt es sich um die Frage: „Wie komme ich los von der sozialen Schuld? Damit kann ich mich nicht auseinandersetzen wie mit der persönlichen!" Hier hat unsere patriarchalische Kirche eine große Schwäche: Nichts will der einzelne in der Industriearbeiterschaft von Schuld wissen — „schuldig sind nur die Reichen, wir haben keine Sünden, das kommt alles nur von der Entwicklung", heißt es. Aber in dem Augenblick, wo man das Ding sozial anfaßt und sagt: „warum sind unter den Rollwagenkutschern so viele Trinker? durch eure Sitten und Trinkgewohnheiten; da sind nicht die Brauer schuld, sondern ihr. Oder: „Warum wandert ihr immer zu dreien und vieren! Wenn ich alter Knabe immer wieder losziehen soll mit kleinem Volk, warum nicht

Digitized by Google

ihr? Weil ihr zu selbstsüchtig seid, um das junge Geschlecht zu erziehen. Ihr legt euch kein Opfer auf! Das ist soziale Schuld!" Das verstehen sie! „Nicht die Bodenspekulanten nur, nein, sondern auch ihr habt soziale Schuld!" Bei jedem anfangen mit seiner sozialen Schuld. Die Weltgeschichte ist so gerecht, da läßt sich anknüpfen; es kommt eben nicht auf den kleinen Kreis deines Lebens an, daß du glücklich wirst. Aber damit du dich als verantwortliches Glied des Ganzen erkennst, mußt du mit dem Ganzen leiden.

Hier entspringt die dritte der drei großen christlich-sozialen Ideen: Es ist zu ändern und zu helfen nur durch das Opfer! Menschen müssen sich hineinwerfen und hinweisen auf die soziale Schuld. Alle fallen dann über sie her und suchen sie unschädlich zu machen. Aber das Gewissen wird geweckt. So muß man den Gedanken des stellvertretenden Leidens der Industriebevölkerung verständlich machen. Sie sehen, daß die Frau des Trinkers alles erträgt, daß sie ihr Leben opfert, um die Kinder zu retten. Aber wir dürfen unser Volk nicht schelten, wenn es vollständig die alte christliche Religion verloren hat. Es ist gepredigt worden, was es nicht verstehen konnte. „Um eines geschichtlichen Ereignisses willen sollen meine Sünden vergeben sein." Das war grausam; darüber ist der Haß gegen die Kirche entstanden. Aber wenn erkannt wird, wie dieses ein sittliches Gesetz der Menschheitsentwicklung, nämlich das Gesetz des stellvertretenden Leidens, dann wird das Volk es auch verstehen. Wenn wir endlich die jüdische Auffassung des Opfers, des einmaligen, hinter uns werfen und den Mut des Opfers selbst haben! Es geht eine Sehnsucht durch einen großen Teil der Jugend, nicht nur der Gymnasiasten, ein Hinausfliegenwollen aus der engen Sphäre. Sie suchen Erfrischung in der Natur, kommen zu einem lyrischen Pantheismus, der auf die Dauer nicht die Kraft hat, den Menschen zu bändigen; in Wirklichkeit suchen sie ja draußen den Allvater Gott, so wie ihn unsere Vorfahren geglaubt haben, und unsere Bauern und Landleute ihn immer geglaubt haben; denn alle theologische Entwicklung ist über den Kopf der Landbevölkerung hinweggegangen. Sie erkennt noch heute den Allgewaltigen im Gewitter und im Sonnenschein; hinzugekommen ist allerdings der Gedanke des Dienens und Opferbringens, wie die Sitten des Landvolkes das beweisen. Heute kommt's nun darauf an, daß das neue Industriegeschlecht einsieht, daß auch in der

Digitized by Google

Weltgeschichte eine Vernunft waltet. Und diese Einsicht findet es nur, wenn sie lernen zu dienen im Sinne des Einen, von dem unser Volk nicht loskommt. Ist eine Sünde geschehen, so ist es die, daß man Jesus hat wegdiskutieren wollen; mit Spitzfindigkeiten. Mit Wodan kommen wir aus dem Industrieelend nicht heraus, nur durch eine christlich aufgefaßte Organisation, durch Erkenntnis der sozialen Schuld und durch Mut zum stellvertretenden Leiden, das heißt im Grunde: durch Nachfolge Jesu.

Und so kann ich zum Schlusse nichts anderes sagen als: Es hängt die Entscheidung von uns, von den mit Bildung und weiter blickender Einsicht Ausgerüsteten ab, ob die lebensfähigen, sittlich-sozialen Ideen in unserer Arbeiterschaft zur Herrschaft kommen. Pioniere müssen, selbst diesen Ideen lebend, sich zu Mitbürgern der Arbeiter machen. Leben und Dienen dem Volke, — es ist dies schließlich auch das einzige, was einer Aristokratie Recht zum Leben gibt —, es ist das höchste christlich-soziale Ideal.

Die Kaserne als Schulhaus.

Von Dr. jur. et rer. pol. A. Buckley, z. Zt. im Felde

In dem dankenswerten Artikel des Herrn Geheimrat Dr. Schneider über den „volkstümlichen Ausbau des Schulwesens nach dem Kriege" ist die Wichtigkeit einer über den Volksschulbetrieb hinausgehenden Fortbildung dargestellt worden, vor allem unter dem Gesichtspunkt des Aufstieges Einzelner aus den niederen Schichten zu den höheren.

Es sei gestattet aus Anlaß jener Ausführungen eine andere Seite des Themas „Volksbildung" zu behandeln.

So notwendig und zweckmäßig der Ausbau der Spezial- und Fachschulen für das Erwerbsleben ist, so darf darüber die Allgemeinbildung nicht vergessen werden. Es wäre aber falsch, wie man es dann und wann erlebt, die vollkommenere Allgemeinbildung dadurch vermittelt wissen zu wollen, daß man in die Volksschulen oder in ein an die Volksschulen anzugliederndes „achtes Jahr" immer mehr hineinpfropft, um auf diese Weise dem künftigen Staatsbürger die nötigen Kenntnisse für das staatsbürgerliche Leben beizubringen.

Darüber besteht wohl kein Streit: Der einfache Mann vom Volk hat heut-

Digitized by Google

zutage viel zu wenig allgemeine staatsbürgerliche Kenntnisse, solide Grundbegriffe von all dem, was jeder über diese Dinge wissen sollte. Also etwa Themen und Punkte, wie: Staat und Staatsnotwendigkeit, Staatsformen, Verhältnis von Reich und Bundesstaaten; Gesetzgebung, Verwaltung, Parlament; Behördenorganismus (Besetzung und Zuständigkeit vor allem der Behörden, mit denen der einfache Mann zu tun hat: Amtsgerichte, Landgerichte, Bezirksämter, Rentämter); das allernotwendigste aus dem täglichen Rechtsleben (mündliche und schriftliche Verträge, Kauf, Miete, Pacht, Darlehen, Testament usw.); über Schöffen und Geschworene; die Gemeinde und ihr Tätigkeitsbereich; die bestehenden Steuern; das wichtigste aus dem sozialen und privaten Versicherungswesen; endlich einige allgemeine Fragen: wie die berufliche Gliederung der Bevölkerung in Deutschland, Industrie und Landwirtschaft, die Stellung Deutschlands als Glied der Weltwirtschaft; allgemeine Gegenwarts- und Zukunfts-Aufgaben des deutschen Volkes. — Alle diese Begriffe hier natürlich nur als Andeutungen dessen verstanden, was in Frage kommt, nicht als erschöpfend noch als Programm.

In Volks- und Fortbildungsschulen hat der junge Kopf noch nicht die notwendige Reife und nicht jene Beurteilungskraft der gegebenen Verhältnisse, die erforderlich ist, um einen Unterricht über solche Dinge mit Erfolg und Nachhaltigkeit gestalten zu lassen, — abgesehen davon, daß der Zwang und die Schuldisziplin um so nachteiliger für die Hingabe des Schülers an den Unterricht, dessen „Unterrichtsfreudigkeit" wirken, je mehr dieser die Schulbänke satt hat und je mehr er in die Flegeljahre hineinwächst.

Eine gewisse männliche Reife, die nur der besitzt, der selbst schon wenigstens das Hämmern des Existenzkampfes und der sonstigen die Menschen bewegenden Kräfte hörte und verspürte, dazu der persönliche Drang, sich auf Grund eigener Kenntnis im Staatsganzen zurechtfinden zu können: das sind unentbehrliche Voraussetzungen für einen gedeihlichen staatsbürgerlichen Unterricht. Darum sind auch die Jahre, in denen die Fortbildungs- und Fachschulen besucht zu werden pflegen, für den Empfang staatsbürgerlichen Unterrichts nicht geeignet.

Bisher waren es neben der Tagespresse wohl fast ausschließlich die politischen Parteien, welche dem Publikum gewisse staatsbürgerliche Kennt-

Digitized by Google

nisse beibrachten, — meist von Fall zu Fall mit einem neuen Gesetz und auf dieses sich jeweils beschränkend. Für das Bestehende, nicht Neue, also im großen und ganzen und allgemeinen blieb es dem einzelnen überlassen, durch Schaden allmählich klug zu werden.

Die Kaserne erscheint als eine geradezu ideale Gelegenheit, dem Mann aus dem Volke die nötige staatsbürgerliche Ausbildung zu geben. Alle Voraussetzungen sind hier günstig: die Leute sind reif genug, um diese Dinge zu verstehen; ihr Geist ist noch frisch und beweglich, noch wenig, jedenfalls nicht vollkommen befangen in Partei- und Klassenvoreingenommenheiten. Die Leute sind da und die Schulsäle: eine Turnhalle, ein Reithaus, eine Kantine. An Zeit, wöchentlich zweimal zwei Stunden, fehlt es auch nicht, — zumal wenn künftig unter der Herrschaft der feldgrauen Uniform Putzgabel und Kaiserweiß den Mann nicht mehr täglich 20 Minuten in Anspruch nehmen.

Die Ausführung wäre folgende: In jeder Kaserne wird ein regelmäßiger „staatsbürgerlicher Unterrichtskurs" abgehalten, — sei es mit zwingendem oder freistehendem Besuch. Der Kurs ist nur der „alten Mannschaft" zugänglich. Der Kurs wird abgehalten von einer freien, möglichst vom Staat unabhängigen Zivilperson, keinesfalls von einer Militärperson. Zur Aufsicht und zur Sicherung des militärischen Interesses soll ein Offizier dem Kurs anwohnen. Die Zeit für den Kurs soll so gewählt werden, daß die Mannschaft nicht ermüdet zum Unterricht kommt und hernach nicht allzu ermüdet wird: also entweder die ersten Vormittagsstunden und hernach Turnen, oder in den Abendstunden nach einem leichten Nachmittag.

Der Unterrichtsbetrieb soll ein freier, sozusagen hochschulmäßiger, sein. Das Thema wird von dem Lehrer in freier, volkstümlicher Rede behandelt; dazwischen hinein von Kapitel zu Kapitel wird der Stoff durch Fragen repetiert, — dann und wann kann auch während des Unterrichts eine Aufgabe gestellt und behandelt werden. Nichts Theoretisches, Abstraktes soll vorgetragen werden, sondern immer nur das Praktische, das Alltägliche. Der Hörer soll lernen, wie er in einfachen Dingen sich selbst helfen kann und wohin er sich jeweils hinzuwenden hat, er soll begreifen, was er im Staat und was der Staat für ihn bedeutet.

Der ganze Erfolg eines solchen Unterrichts wird daran hängen, wie er

Digitized by Google

betrieben wird; — die Hauptſache iſt alſo die Perſönlichkeit deſſen, der den Unterricht gibt. Geeignete Perſönlichkeiten, zumal unter den Rechtsanwälten, zu finden, iſt nicht ſchwer, wenn ehrlich auf die Suche gegangen wird.

Der ganze Unterricht müßte in ſeinem Unterton ſtaatserhaltend wirken. Parteipolitik iſt grundſätzlich auszuſchließen und fern zu halten, — was aber nicht hindert, Mängel im Staatsweſen als ſolche zu bezeichnen und objektiv zu beſprechen. Auch wird man Perſönlichkeiten, welche Parteipolitik betreiben, deshalb von der Erteilung des Unterrichts nicht fernhalten; es wird vielmehr da und dort notwendig ſein, Politiker als Unterrichtsperſonen zu nehmen, wenn man ſonſt keine geeignete Perſönlichkeit findet; die Hauptſache wird ſein die Fähigkeit zu packender, volkstümlicher Darſtellung und die Ehrenhaftigkeit des Charakters ſowie perſönliche Befähigung zu rein objektiver Sachbehandlung.

Ein Unterrichtsbuch als Grundlage und Anhaltspunkt für den Unterricht, das den Mannſchaften an die Hand gegeben werden könnte, würde ſich nach einigen Erfahrungen ſchaffen laſſen. — —

Unter *jedem* Geſichtspunkt, auch dem rein militäriſchen, wäre ein ſolcher Unterricht wünſchenswert. Die Eintönigkeit des ſoldatiſchen Dienſtes läßt die Leute geradezu brennen auf geiſtige Koſt. Trägt das Militärleben dieſem Bedürfnis Rechnung, ſo wird die Dienſtfreudigkeit dadurch nur gefördert.

Man bedenke die Wirkungen, die die Durchführung einer ſolchen Sache für unſer ganzes Volksleben haben müßte. Der größte Teil der männlichen Bevölkerung würde auf dieſe Weiſe in den beſten Jahren und unter den günſtigſten Vorausſetzungen eine Art Volkshochſchulkurs für ſeine ſtaatsbürgerliche Ausbildung genießen. Alle dieſe Leute würden in die Lage verſetzt, ſich über den Staat und die ſtaatlichen Einrichtungen und Aufgaben ein ſelbſtändiges, nicht durch Parteibrillen getrübtes Bild zu machen; ſie würden zugleich die Unvermeidlichkeit von Mängeln im Staatsgetriebe einſehen und verſtehen lernen; ſie würden aber auch eine ganze Menge poſitiv brauchbare Kenntniſſe in das tägliche Leben mit hinausnehmen und mit Dank der Erwerbung dieſer Kenntniſſe ſich erinnern.

Es iſt wirklich keine beſſere Gelegenheit denkbar, in großem Stile auf

Digitized by Google

große Massen mit der Wirkung staatserhaltend und zugleich den einzelnen fürs Wirtschaftsleben positiv fördernd zu wirken, dazu hätte die Sache den großen Vorteil, daß sie im Verhältnis zu den sonstigen Unterrichtsaufwendungen des Staates fast nichts kosten würde, selbst wenn man die Redner hinreichend bezahlt. Für den Anfang und für die Versuche würde man aber auch genügend Persönlichkeiten finden, die etwa ein Jahr lang die Sache um dieser selbst und um der Ehre willen machen.

Was steht im Wege, dieses Brachfeld zu pflügen und zu nutzen?!

Anmerkung: Die Durchführbarkeit eines solchen allgemeinen staatsbürgerlichen Unterrichtes an reifere Leute und in der geschilderten Form des Unterrichtsbetriebes ist praktisch erprobt in den sogenannten Regensburger Kursen der Zentralgenossenschaft des Bayrischen Bauernvereins. Dort wird jährlich ein 5 Monate dauernder Kursus für je 100 großjährige Bauernsöhne abgehalten mit dem vorherrschenden Zweck, allgemein staatsbürgerliche Bildung und praktische Rechtskunde den Leuten zu vermitteln. Ich kann aus eigner Lehrtätigkeit die ganz außergewöhnliche Unterrichtsfreudigkeit eines solchen reifen Menschenmaterials und das besondere Interesse für allgemein staatsbürgerliche Dinge bestätigen. — Näheres über die Regensburger Kurse in meinem Artikel: „Eine Bauernhochschule" in den „Süddeutschen Monatsheften" 1908, S. 242.

Notizen

Italienische Unzufriedenheit mit Englands Kriegführung

In letzter Zeit mehren sich die Zeitungsstimmen, die von England fordern, daß es aus der Ablehnungstaktik zur kraftvollsten Offensive zurückkehren müsse: „Maessagero", „Secolo" zuletzt „Tribuna" vom 21. „England baut zu sehr auf die Zeit. Es vergißt, daß seine Verbündeten in anderer Lage sind und auf eine rasche Beendigung des Krieges drängen müssen. England muß sich daher in bezug auf die Politik der Kriegführung den Bedürfnissen seiner Verbündeten durch raschere Entwickelung seiner Hilfskräfte unbedingt mehr anpassen als bisher."

Der Stand der Frachtraten

Englische Zeitungen verzeichnen in tabellarischer Form die Steigerung der Frachtraten. Es ergibt sich daraus folgendes Bild:

Nord-Amerika			sh	per Tonne
Weizen nach England	von	12	auf	70
„ „ Nord-Frankreich	„	39	„	86
„ „ Marseilles	„	40	„	93
Kohle „ Italien .	„			105
Süd-Amerika				
Weizen nach England	„	12	„	145
Baumwolle . . .	„	95	„	250
Indien				
Kalkutta nach England	„	20	„	68
Madras	„	24	„	80

Digitized by Google

Bombay . . .	von	22	auf	115
Burmah	„	33	„	130
England				
Kohle nach Italien .	„	7	„	70
Alexandrien . . .	„	10	„	80

Eine englische Ärztin über das deutsche Heer und die deutschen Gefangenlager

Die englische Zeitschrift „Nation" brachte vor einiger Zeit den Brief einer Ärztin, die aus Serbien nach Haus zurückkehrte. Der Herausgeber der Zeitschrift versah denselben mit den Worten: „Er halte es für gerecht, den Brief abzudrucken, obwohl er eine andere Schilderung von der Behandlung der britischen Gefangenen gebe, als sie von anderen Zeugen gemacht worden sei."

„Ich bin eben aus Serbien über Berlin zurückgekehrt und habe den einen großen Wunsch, meinem Lande die Dinge klar zu machen, die ich mit meinen eigenen Augen gesehen habe, und die Wahrheiten, die mir persönlich aufgegangen sind.

Nach dem südafrikanischen Kriege war ich 10 Jahre lang Ärztin in Kanada, und als während des zweiten Kriegsjahres von Serbien Ärzte erbeten wurden, bin ich diesem Rufe gefolgt und wurde von der serbischen Regierung als Medical Officer of health für Batschina und Umgegend eingesetzt. Ich hielt mich dort auf, als die deutsche Invasion im Oktober stattfand und war bei meinen Verwundeten, als die deutsche Armee Serbien betrat und habe den ganzen Feldzug mit angesehen.

Ganz entgegen meinen Erwartungen war das Verhalten der deutschen Armee in jeder Hinsicht ausgezeichnet. Die Leute betraten kein bewohntes Haus ohne die Erlaubnis des Besitzers, sie nahmen nichts ohne Bezahlung oder Requisitionsschein. Ich habe niemals vergebens einen deutschen Soldaten um die Hälfte seines Brotes für einen verwundeten serbischen Soldaten gebeten. Im allgemeinen wurde mir das ganze Brot gegeben, ich schnitt die Hälfte ab und gab die andere zurück.

Nachdem ich einige Wochen mit den deutschen Rote-Kreuz-Ärzten zusammengearbeitet hatte und anfing, einzusehen, welch falsche Vorstellungen man im allgemeinen in England von unseren Feinden hat, entschloß ich mich, um die Erlaubnis zu bitten, nach Deutschland zu gehen und nachzusehen, ob die Ansichten über die Behandlung der britischen Gefangenen in den Gefangenlagern ebenso falsch sind. Ich erhielt diese Erbaubnis und ging nach Berlin, wo ich 14 Tage wartete, während das Kriegsministerinm über meine Angelegenheit entschied. Dann bekam ich eine längere Liste von Gefangenlagern, unter denen ich eine Auswahl treffen konnte, und erhielt die Erlaubnis, in Begleitung eines Beamten die Gefangenlager zu besichtigen und einen Bericht darüber zu machen.

In diesem kurzen Brief kann ich nur sagen, daß meine Annahme zu Recht bestand, daß mit unseren Leuten alles gut geht, und, wie ein feiner kanadischer Sergeant in Gießen mir sagte (sein Regiment hatte ich vor einem Jahre aus Vancouver ausziehen sehen): „Wenn jemand sich ordentlich benimmt, so wird er keinen Grund zur Klage haben."

Nun muß ich zu meinem Schmerz ge-

Digitized by Google

stehen, daß die Nationen noch immer nicht zum Frieden neigen und zu meinem Leidwesen als Resultat meiner Beobachtungen melden, daß Deutschlands Hilfsquellen bei der gegenwärtigen Inanspruchnahme (drain) weit davon entfernt sind, fast erschöpft zu sein. Auch ist im Lande kein Mangel an Nahrung und, man kann auch sagen, an Luxusartikeln.

Der Zweck dieses Briefes ist nicht, zu einem verfrühten Frieden zu ermutigen, der schließlich schlimmer als der Krieg wäre, sondern für eine gerechtere Haltung gegenüber unserem Feinde einzutreten (to plead for a fairer treatment of our foe). Laßt die Wahrheit und nur die Wahrheit bekannt werden. „Laßt uns kämpfen, wenn wir kämpfen müssen — aber nicht mit Lügen."

Niemand schätzt die englische Presse in Friedenszeiten höher als ich. Sie ist die größte Macht im Lande. Laßt mich heute an diesen mächtigen Einfluß appellieren, der zum Guten oder zum Bösen gebraucht werden kann, je nachdem die Presse sich klug entscheidet oder nicht. Laßt mich an diesen mächtigen Einfluß appellieren, das Spiel fair zu spielen, und laßt die Gesinnung vorherrschen, die wir in unseren großen PublicSchools haben: „Gewinne, wenn du kannst, — aber nur durch fair play!"

Ihre

Ella Scarlett-Synge. M. D., D. P. H. Hyde Park Hotel, Knightsbrigde, London S W. 3. Januar 1916."

Die Sympathiekundgebung der spanischen Intellektuellen

Für die Sympathiekundgebung der spanischen Intellektuellen, deren politische Bedeutung zweifellos ist, ist charakteristisch folgender Satz:

„Die Unterzeichneten, Verehrer und Pfleger der Wissenschaften und Künste, geben freudig ihrer Bewunderung und Sympathie für die Größe des deutschen Volkes Ausdruck, dessen Interessen sich in voller Übereinstimmung mit denen des spanischen Volkes befinden; diesen Gefühlen schließt sich tiefe Anerkennung an für die Herrlichkeit der deutschen Kultur und ihrer mächtigen Förderung der Entwicklung der Welt."

Das Selbstbewußtsein Japans

Wie sehr durch den Gang der Ereignisse Japans Selbstbewußtsein gestiegen ist, beweist der vor kurzem vorgenommene Bruch mit der Sitte, daß die Worte des Kaisers an Ausländer und die der Ausländer an den Kaiser von einem Dolmetscher übersetzt werden:

„Nach der Erklärung eines früheren Hofbeamten gebe es bei keinem europäischen Hofe eine derartige Ungereimtheit. Wenn die europäischen Diplomaten das Japanische nicht verstünden, so zeigten sie damit nur, daß ihnen die Fähigkeit fehle, ihren Posten auszufüllen."

Friedenssehnsucht in Frankreich

„Radical" vom 9. veröffentlicht mit entsprechenden Zensurstrichen folgenden Brief eines Lehrers von der Front:

„Wenn man sich doch in Paris von der Wichtigkeit eines einzigen Wortes einen Begriff machen wollte! Man würde dann sicher nicht so viel Phrasen ins Feld schreiben, die uns nur verwirren, anstatt uns neuen Mut einzuflößen ... Man muß jetzt die Leute aufrecht hal-

Digitized by Google

ten, sie haben zwar den besten Willen, aber sie wollen doch wissen, wohin man sie führt und warum man sie gegen den Feind führt? Das ist auch ganz natürlich bei einem in Freiheit lebenden Volke, das immer beschäftigt ist mit herrlichen Ideen von Gerechtigkeit, von Freiheit und — — — zum dritten Male wiederhole ich es jetzt: vom Frieden."

Der Wirtschaftskrieg nach Friedensschluß

„Nowoje Wremja" zeigte jüngst durch einen Aufsatz, daß man auch in Rußland anfängt „in Kontinenten zu denken". Die Zeitung schrieb:

„Es gibt immer noch unvernünftige Leute, die sich einbilden, daß mit dem Moment der Unterzeichnung des Friedensschlusses auch wirklich Frieden eintreten wird. Es wird dann nur eine Einstellung der militärischen Streitigkeiten erfolgen; den Frieden aber, den wahrhaften Frieden, werden wohl kaum unsere Kinder im Greisenalter erleben. — Die Industrie wird genötigt sein, mit allen Kräften darauf hinzuarbeiten, um alle Verluste wieder einzuholen. Es ist klar, daß das nicht ohne Kampf vor sich gehen kann. Einesteils wird er zwischen der Neuen und der Alten Welt entstehen. Die Deutschen haben recht, wenn sie sagen, daß der Krieg in höchstem Maße die Amerikaner bereichert hat. Dieses von den Amerikanern erworbene Gold kann nicht still liegen und es wird infolgedessen eine Periode des Kampfes zwischen Amerika und Europa eintreten."

Panamerikanismus

Die Amerikaner sorgen auf ihre Weise dafür, daß der von ihnen auf ihre Weise neu geprägte Begriff keine Phrase bleibt. Laut New Yorker „Times" vom 1. verlangte neuerdings wieder John Barrett, der Generalvorstand der panamerikanischen Vereinigung, bei dem panamerikanischen wissenschaftlichen Kongreß, daß sich die Länder der Neuen Welt zu einem neuen Bündnis gegen alle möglichen Angriffe zusammenschließen, ehe der europäische Krieg beendet werde. Barrett sagte, daß diese Angriffe vielleicht ausbleiben dürften, indessen würden Sieger und Besiegte in Europa scheel auf Amerika blicken — die Sieger mit dem Gefühl, daß sie den Sieg trotz der amerikanischen Auffassung von Neutralität erreicht hätten, die Unterliegenden mit dem Gefühl, daß sie infolge davon unterlegen seien.

Der Schutz der französischen Kunstdenkmäler

Im „Petit Marseillais" vom 9. Dezember schreibt ein französischer Soldat aus dem Felde:

„Abluin-Saint-Nazaire wurde größtenteils von französischen Granaten zerstört. Ich schreibe diese Worte zitternd, aber ich muß sie schreiben, denn ihr müßt sie lesen. Es ist eine schreckliche, aber heilige Pflicht für uns Franzosen, uns selbst immer zu wiederholen und es unsren Kindern einzuimpfen, daß unser Freiheitsdrang sich nicht nur durch das Opfern unseres reinsten Blutes erweist, durch Hingabe all unserer Habe, daß er uns auch zwingt, selbst die heiligen Stätten unseres Bodens zu zerstören um unsere Ehre frei zu machen von den blutgierigen Griffen des Nachbarvolkes."

Dies Zeugnis eines einfachen Mit-

Digitized by Google

kämpfers beweist wieder, wie sehr die Vorwürfe, die die französische Presse dauernd gegen Deutschland richtet, es zerstöre absichtlich Kunstdenkmäler des Feindes, auf Frankreich selbst zurückfallen.

Es ist eine einfache, aber darum nicht minder eindringliche Bestätigung für den Nachweis, den in einem in der akademischen Buchhandlung Drechsel in Bern erschienenen Buch „Kunstverwaltung in Frankreich und Deutschland" Dr. O. Grautoff aus Urteilen hervorragender Franzosen dahin zu führen versucht und führen kann, daß die Franzosen mehr als andere Völker die Zerstörung von Kunstwerken betrieben haben. Barrès, Brutails, Broquelet, Cochin, Hallays, Péladan, Rodin, — d. h. Franzosen, die auch dem offiziellen Frankreich von heute teure Namen und repräsentative Gestalten sind — behaupten es.

„Wer sich auch im Tumult dieser Zeit Maß und Würde bewahrt, wie der vortreffliche holländische Gelehrte Professor O. Lanz, weiß, daß die Methoden deutscher Kunstverwaltung auch während des Krieges Geltung haben, daß die Deutschen, die sich seit Jahrzehnten mit heißem Eifer und hingebungsvoller Leidenschaft dem Genuß und Studium auch französischer Kunst gewidmet haben, ihre Kunstliebe mitten im Schlachtenlärm nicht verleugnen können, für die Graf Vitzthums Vortrag in der Kathedrale in Reims im September 1914 vor seinem Regiment ein schönes Zeugnis ist."

Aus diesem selbst durch den Krieg nicht beeinträchtigten Eifer für die Erhaltung der Kunst wird man denn auch zwei Veröffentlichungen zu verstehen haben, mit denen der deutsche und der österreichische Buchhandel der vom Kriege durchtobten Landschaften sich angenommen hat. Die Sammlung „Belgischer Baudenkmäler", die E. Lüthgen für den Insel-Verlag in Leipzig veranstaltet und die der „Denkmale der Kunst in den südlichen Kriegsgebieten (Isonzoebene, Istrien, Dalmatien, Südtirol)", die Leo Planiscig für den Wiener Verlag Anton Schroll zusammengestellt hat. In dem ersteren Werk, das als Seitenstück zu den Büchern der Kunst erscheint, die der Verlag als Volksausgaben veranstaltet hat, werden in vielen ganzseitigen Abbildungen die hervorragendsten Bauwerke Belgiens gezeigt, in einer Einleitung aus dem Wesen der Rasse, den Eigenschaften, den Lebensgewohnheiten, dem Willen des Volkes und dem Charakter des Landes erklärt. Auch diese Einleitung ist somit wieder ein Zeichen dafür, wie sehr der Deutsche dem Wesen großer fremder Geisteswerke nahezukommen, sich selbst entäußernd, bemüht ist. Man höre ein paar Sätze daraus:

„Belgien ist groß durch seine Kunst. Einsam ist diese Kunst in ihrer Größe und bedrängend durch die Wucht ihres Willens. Trunken von der Kraftfülle eigenen Seins strömt ihr vielförmiges Leben in breitem Strome dahin. Kaum jemals ist ihr Blick in unergründbare Fernen gerichtet. Das Mögliche wird bis in die letzten Regungen hinein erschöpft. Dem weltfahrenden Handelsvolke war nichts Fremdes fremd. Alles Sichtbare mit sinnlicher Glut zu umfassen, war glühender Wirklichkeitsfreude hohes Genügen. Wo immer im Werden der Zeiten das Wirkliche Gel-

Digitized by Google

tung besitzt, entfaltet diese Kunst den vollen Reichtum bodenständigen Wuchses. Über diese Kunst brachen viele furchtbare Kriege herein. Kaum ein Land hat je solche Lasten getragen wie Belgien. Was Kriege zerstören konnten, es geschah. Immer aber noch erscheint dies Land an Schönheit unausschöpfbar. Mag auch heute wieder bittere Pflicht Zerstörung fordern, das Bild dieses Landes und seiner Kunst bleibt unverwischt."

Planiscigs Buch ist vorzugsweise eine historische Orientierung, aus reichem historischem Wissen gegeben, die Jahrhunderte seit der späten Kaiserzeit bis in das Barock des 18. Jahrhunderts umfassend; ein Zeugnis dafür, daß unaufhörlich der Kunstwille aller Zeiten und vieler Völker der vielbegehrten und vielumstrittenen Grenzländer der Adria sich bemächtigt hat.

Deutsche Zukunftsaufgaben

F. A. Perthes, Gotha, veröffentlicht aus den nachgelassenen Schriften Lamprechts zwei Aufsätze: „Deutsche Zukunft — Belgien". Lamprecht schreibt darin:

„Das Programm der Zukunft werden die wirtschaftlichen und sozialen Fragen sein. In den Vordergrund tritt die Frage nach der Entwicklung der Erziehung und des Unterrichts. Ich denke, das sind Fragen, die in das Gebiet der Förderung von Einheit und Freiheit hineingehören, da ein Staat von wahrer Größe aus eigener innerer Kraft nur erwachsen kann, wenn die Menschen vorher dazu erzogen sind. Immer sind politische und pädagogische Fragen stark verquickt gewesen. Ich glaube nicht, daß in der nächsten Zeit diese Fragen gelöst werden können, wenn nicht vorher Prinzipienfragen weitmöglichst gefördert sind."

Aus demselben Geiste hat Staatssekretär Solf in der jetzt bei S. Fischer, Berlin, veröffentlichten Rede zur Gründung der „Deutschen Gesellschaft 1914" als die Lehre der Gegenwart für die Zukunft, die die Gesellschaft zu beherzigen habe, bezeichnet:

„Auch im außerpolitischen Leben komme es nicht nur auf die plumpe Masse, die bloße Zahl, die brutale Gewalt an, nicht die Quantität, sondern die Qualität verbürge den Sieg."

In diesem Zusammenhang von Ideen kommt die Schrift von W. Riezler über die Kulturarbeit des Deutschen Werkbundes zu Recht. Denn, was sie darstellt, weist nach derselben Richtung: „Den Acker, auf dem die Einheit erwachsen ist, weiter zu bestellen und Qualität statt Quantität zu fördern, also die vorhandenen Kräfte zu organisieren, um durch Überwindung des Individuellen die Entstehung eines Stils zu fördern, der die allgemeine Form der Zeit darzustellen berechtigt ist, ist die Aufgabe. Um Vereinigung, Eindämmung, um Stärkung aller strebenden Kräfte handelt es sich in der Zukunft. Nur wenn wir den starken Willen die Gegenwart in die Zukunft hinüberretten, werden wir stark genug sein, diese Zukunftsaufgaben auszuführen."

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 30, Augsburgerstr. 741. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 11. Februar 1916 • Heft 7

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Waffen und Opfer

Von Dr. Paul Rohrbach

Man schreibt mir zu meinem vorigen Artikel über das Kriegsziel im Schützengraben: „Sie haben von einer Sache nicht gesprochen, die im Felde viel diskutiert wird. Unsere Leute sagen oft: Wofür fechten die Feinde, Franzosen, Russen, Engländer, Italiener, eigentlich noch? Sie müssen doch einsehen, daß sie uns aus unseren Stellungen nie werden hinausschlagen können. Was hält sie denn davon ab, sich besiegt zu geben und der Sache ein Ende zu machen?"

Es mag schon sein, daß oft so gefragt wird. Wer politisch denkt, wird die Antwort leicht finden; aber so einfach sie im Grunde nur lauten kann, so weit ausschend und so gewichtig sind die Erwägungen, die sich weiter daran knüpfen. Es ist ja klar, wie die Dinge militärisch stehen. Die Franzosen haben es mit der großen Herbstoffensive versucht; ihr Angriff ist ein Stück weit gelangt und hat sich erschöpft, bevor die Entscheidung erreicht war. Die Engländer haben halb und halb so getan, als ob sie mitmachten, haben auch einiges geopfert, und blieben ohne Erfolg. Die Italiener haben es zuletzt noch in der großen Winteroffensive am Isonzo, die dem zusammengetretenen Parlament wenigstens das Geschenk von Görz bringen sollte, zu Angriffen gebracht, die für ihre Verhältnisse immerhin tapfer und energisch waren. Sie haben nichts erreicht und scheinen jetzt militärisch am Ende ihres Könnens zu sein. Endlich haben es die Russen an der Bukowina-Grenze mit unerhörten Opfern mit japanisch-amerikanischer Artillerie und Munition unter französischer Oberleitung versucht und sind gescheitert. Dazu kommen Serbien und Montenegro,

Digitized by Google

wo auch kein Gedanke mehr daran ist, daß den Gegnern die Wiederherstellung dieser von der Karte verschwundenen Verbündeten mit Waffengewalt glücken könnte. Sie gehören in dieselbe Reihe mit Belgien.

Trotzdem kommt niemand auf die von unsrer Seite wiederholt abgegebene Erklärung herbei, wir seien bereit, über den Frieden zu verhandeln, sobald die Gegner Vorschläge hätten, die der militärischen Lage Rechnung trügen. Unsere militärische Lage ist so gut, daß es sogar bei uns in Deutschland Pazifisten und Sozialdemokraten gibt — mit ein paar Ausnahmen aus dem pathologischen Gebiet recht brave Leute, aber hoffnungslose politische Musikanten — die da meinen, wir brauchten nur wirklich recht überzeugend unsern Friedenswillen zu bekunden, so müßten die andern doch kommen und abschließen. Den andern aber fällt das gar nicht ein. Möglich, daß die Italiener jetzt etwas kurz zu treten anfangen — auch in Italien ist aber die Kriegspartei noch stark und lebendig und hat nicht einmal aufgehört, nach der Kriegserklärung gegen Deutschland zu rufen. In England vollends, in Frankreich und Rußland ist im ganzen genommen das Gegenteil von Friedensbereitschaft sichtbar, und erst recht das Gegenteil von Bereitschaft, über den Frieden auf der Grundlage der von uns eingenommenen militärischen Position zu verhandeln. Natürlich lassen sich vereinzelte Stimmen finden, die anders lauten, aber wenn auch sicher bemerkenswert bleibt, daß sie sich überhaupt, gelegentlich, hervorwagen, so wäre es doch eine ganz entschiedene Selbsttäuschung, sie als Vorboten nahender Ermattung und Einsicht beim Feinde zu deuten. Unsere Tagesblätter sammeln alles derartige Material meist eifrig, aber sie sollten öfters als es geschieht hinzufügen, daß die praktische Bedeutung dieser Auslassungen einstweilen doch verschwindend gering ist.

Entweder also fühlen sich unsere Gegner bei allen erlittenen Niederlagen und Mißerfolgen noch nicht soweit geschwächt, daß sie daran denken müßten, den Kampf aufzugeben, oder sie sind überzeugt, daß Deutschland auf die Dauer von der Höhe seiner jetzigen Anstrengungen und Leistungen herabmüssen wird, auch wenn bis dahin keine Wendung des Schlachtengeschicks erfolgt. Dazu kommt als dritter, höchst gewichtiger Grund bei Engländern und Russen, Franzosen und Italienern die Besorgnis, nach diesem Kriege auf dem Schauplatz der Weltpolitik ganz wesentlich schlech-

Digitized by Google

ter dazustehen, als vorher, falls die Tatsache des deutschen Sieges anerkannt werden muß.

Am wenigsten ungünstig steht es, wenn man will, d. h. wenn man das deutsch-russische Problem weder von der einen noch von der andern Seite her ganz zu Ende denkt, mit Rußland. Rußland ist wegen seiner tiefen Kulturstufe physisch viel leidensfähiger als die entwickelteren Westvölker. Es erträgt, was andere kaum noch ertragen könnten, an Hunger und Kälte, an Blutverlust, Unordnung und Korruption. Nach dem Kriege wird es die 17 oder 20 Milliarden streichen, die es Frankreich schuldet, wird seine innere Schuld zwangsweise auf die Hälfte oder ein Dritiel reduzieren und finanziell weniger schlimm daran sein, als man glauben sollte. Käme es territorial mit einer geringen Einbuße ab, etwa Polen, und erhielte es dafür Entschädigung in Pernen, so wäre der Krieg ein Mißerfolg gewesen, aber doch keine Katastrophe, und man könnte vom Tage des Friedensschlusses an sich für den Tag der Erneuerung der Ansprüche auf Konstantinopel und die Meerengen zu rüsten anfangen.

England, Frankreich und Italien wären ungünstiger dran und es würde nicht einmal viel ausmachen, ob die einzelnen Punkte der Friedensbedingungen für sie drückender oder milder ausfallen — die Niederlage an sich ist für jede der drei Mächte in ihren Folgen ungeheuer schwer.

Um mit Italien als der unbedeutendsten Größe zu beginnen, so ist es klar, daß nicht nur für seine moralische Stellung in der Welt, die ohnehin stets unsicher war, sondern auch für seine Finanzen, sein Wirtschaftsleben und seine überseeischen Zukunftshoffnungen die Totalkatastrophe besiegelt wäre. Italien würde kaum noch so viel gelten wie Spanien, nur mit dem Unterschied, daß Spanien seine Ehre und die Achtung der Nationen bewahrt hat, Italien nicht. Ähnlich schwer wären die Folgen für Frankreich. Dieser Krieg, das wissen die Franzosen sehr gut, ist die letzte Anstrengung, die Frankreich macht, um die Stellung in der Welt zu behaupten, die es beansprucht. Verliert es ihn, so kann es durch nichts mehr vor dem Schicksal, zu einer Macht zweiten Ranges herabzusinken, gerettet werden. Vierzig Millionen Menschen, deren äußere und innere Kraft durch die furchtbaren blutigen Einbußen zweier Jahre, durch die eigenen Kriegskosten, durch den finanziellen Zusammenbruch Rußlands und die Entschädigung an den siegreichen Gegner zerrüttet ist, können

Digitized by Google

weiterhin keine Weltpolitik mehr machen; die Tragkraft ihrer Schultern wird gebrochen ſein. Dies Geſchick wäre für eine ſtolze und leidenſchaftliche Nation, wie die Franzoſen es trotz mancher anders gearteten Charakterzüge doch auch ſind, über alles ſchwer zu ertragen. Die gegenwärtig regierenden Machthaber in Frankreich kämpfen zwar nicht zuletzt für ihre eigene politiſche Rettung, aber ſie kämpfen auch dafür, daß ſie den Franzoſen nicht den Frieden zuzumuten brauchen, der das Ende der vierhundertjährigen Größe Frankreich iſt. Ob ſich die Franzoſen als Weltvolk behaupten könnten, wenn Deutſchland beſiegt würde, iſt eine Frage, die ſich auch noch nicht von ſelber beantwortet; bleiben wir aber die Sieger, ſo iſt Frankreich unter allen Umſtänden im Sinne aller großen franzöſiſchen Politik verloren, — verloren ſelbſt dann, wenn wir ihm die Friedensbedingungen ſo leicht wie überhaupt möglich machen wollten oder könnten. Es wird ihm unmöglich ſein, ſich je wieder ſo weit zu erholen, daß es mit uns in die Reihe kommt.

Aus England hat man neulich neben den üblichen Hymnen der Siegeszuverſicht das eigentümliche Wort gehört, in dieſem Kriege gebe es zwei Sieger: Deutſchland und England. Das iſt, was Deutſchland betrifft, richtig, was England angeht, aber falſch. England iſt Beſiegter und muß ſich damit abfinden, es zu bleiben, wenn Deutſchland nicht doch noch niedergedrückt werden kann. Der Schaden Englands beſteht darin, daß es im Oſten, und zwar nicht nur in Ägypten, ſondern auch in Indien, die bisherige Sicherheit ſeiner Stellung eingebüßt hat. Dabei iſt von den anderen Erſchütterungen, die ihm der Krieg gebracht hat, noch gar nicht die Rede. Die Hauptſache aber iſt das Bündnis zwiſchen Mitteleuropa und dem Orient. Kann dieſes noch zertrümmert werden, dann iſt die engliſche Weltmacht gerettet; wenn nicht, ſo ſind Friedensbedingungen auf anderem Gebiet, auch wenn ſie halbwegs günſtig erreichbar ſein ſollten, ſchwerlich imſtande, den Zuſammenbruch der bisherigen Hauptſicherung, an der Durchfahrt vom Mittelmeer zum Indiſchen Ozean, wett zu machen.

Das ſind die Gründe, aus denen die Gegner nicht von Frieden ſprechen wollen und es von ihrem Standpunkt aus auch ſchwer können. Ihre Hoffnung iſt die, daß ſie es aushalten werden, mit vereinten Kräften den Krieg ſo lange zu führen, bis wir erſchöpft ſind und uns einen Frieden gefallen laſſen, der vor allen Dingen den Orient aus der Verbindung mit uns

Digitized by Google

löst und ihn der Verfügung der Entente überläßt. Das ist die Hauptsache, um die jetzt gekämpft wird. Alles andere regelt sich im Sinne der Verbündeten, namentlich Englands und Rußlands, mehr oder weniger von selbst, sobald wir einen Frieden schließen müssen, der uns die Sicherheit des Zuganges zu Weltpolitik und Weltwirtschaft raubt.

Wir wollen die Frage nach der unmittelbaren Waffenentscheidung auf einer der Kampffronten hier nicht erörtern, weil sie rein militärischer Natur ist und sich unter den bekannten Umständen unserer Behandlung entzieht. Vielleicht erfechten wir Siege, durch die sich die Ententegenossen zu dem Bekenntnis gezwungen sehen, daß sie geschlagen sind. Vielleicht aber kommt die Entscheidung doch davon, wer von beiden Teilen es länger durchhält. Das ist der Punkt, auf dessen Begreifen es auch für unsere Feldgrauen im Schützengraben von Grund auf ankommt. Nicht minder aber kommt es für uns zu Hause darauf an. Bevor uns klar wird, wie groß die Opfer sein können, die möglicherweise noch von uns verlangt werden, muß uns klar sein, was es für unsere Gegner bedeuten würde, in diesem Kriege der geschlagene Teil zu sein. Auch für sie wäre es nicht nur ein verlorener Krieg, sondern verlorene nationale Größe; eine Größe, die sie entweder seit Jahrhunderten besessen haben oder zurückzuerlangen, zu gewinnen hoffen.

Darum ist dieser Krieg nicht nur ein Krieg der Waffentüchtigkeit, sondern auch der Opferfähigkeit. Derjenige Teil wird siegen, der die größere moralische Kraft besitzt, um einer großen Zukunft willen Opfer zu bringen und Opfer zu ertragen. Das Wort: „auf den Waffen und den Opfern ruht der Staat", habe ich einmal in China von einem hohen chinesischen Staatsmann vernommen. Im ursprünglichen Sinn bedeuten hier die Opfer das Element der religiös-sittlichen Kultur im Staatsleben. Sowie es heute zu uns gesprochen wird, müssen wir in ihm die tatsächliche Frucht der moralischen Erziehung, die wir als Volk und als einzelne bisher erlebt haben, bewähren. Wir werden siegen, wenn wir mit beiden zu siegen verstehen werden, mit den Waffen und den Opfern.

Es ist ganz falsch, und nicht nur falsch, sondern höchst gefährlich für uns, zu denken, dieser Krieg könne durch eine „Verständigung" zwischen uns und unseren Gegnern, sei es mit einzelnen oder mit allen insgesamt, beendigt werden. Sollte es trotzdem zu etwas Ähnlichem kommen, so

Digitized by Google

würde das nur den Aufschub der Entscheidung bedeuten, die jetzt kein Teil stark genug ist, herbeizuführen. Wollen wir ein Weltvolk werden, so kann das nur dadurch geschehen, daß unsere Stellung im Orient stark genug wird, um England und Rußland dort im Schach zu halten. Man versteht mich sehr falsch, wenn man mir zutraut, ich hielte es für möglich, daß England uns als starke Orientmacht im Bunde mit dem Balkan und der Türkei hinnehmen könnte, ohne vorher zu der Einsicht gebracht zu sein, daß es der schwächere Teil ist und wir der stärkere. Will man es eine „Verständigung" nennen, wenn unser Gegner die Folgerungen daraus zieht, daß er sich als schwächer erkennt und uns also die Stellung nicht weiter bestreitet, von der aus wir auf ihn drücken können — dann gut. Ich nenne es allerdings nicht so. Wie groß fremde Beurteiler die Chance unseres Sieges auch über England einschätzen und wie wenig erfreut sie der alsdann wahrscheinlichen Machtstellung Deutschlands in der Welt entgegensehen, dafür bietet die amerikanische Politik jetzt einen Beweis. Alles in allem: es wird gut sein, wenn wir uns in der jetzt kommenden Zeit recht klar vorstellten, was die Niederlage für unsere Gegner bedeuten würde — und wenn wir uns dann das Wort recht oft und recht ernstlich wiederholten: Waffen und Opfer!

Goremykins Nachfolger

Von Axel Schmidt

Vor dem Kriege orientierten sich die russischen Parteien auch in Fragen der auswärtigen Politik nach innerpolitischen Idealen. Die Liberalen waren England- und Franzosenfreunde; sie erhofften davon einen günstigen Einfluß auf die Haltung der Regierung in inneren Angelegenheiten. Den Reaktionären wieder war diese Hinneigung zu den demokratischen Staaten wenig sympathisch. Nur bei wenigen, wie z. B. bei Witte, hatte sich diese Stimmung zu einer wirklichen Deutschfreundlichkeit — natürlich aus politischen Gründen — ausgebildet. Der Kampf um den innerpolitischen Umbau des Staates hat sogar den Panslawismus völlig umgestaltet. Als 1877 der alte reaktionäre Volkstribun Katkow die Unzufriedenheit im Lande durch den Türkenkrieg nach außen ablenkte, stand es fest, daß Reaktion im Innern und Kriegspolitik

Digitized by Google

nach außen Hand in Hand gingen. Die Liberalen bekämpften damals leidenschaftlich den Kreuzzug nach der Türkei. Nicht nur weil sie von einem siegreichen Kriege eine neue Stärkung der Reaktion befürchteten, sondern auch, weil sich ihr nach Westen gerichteter Sinn durch einen etwaigen Besitz vom östlichen Byzanz gefährdet sah. Seit jener Zeit ist es zu einem vollständigen Umschwung in dieser Beziehung gekommen. Der auf einem slawischen Kongreß erfundene Neoslawismus war mehr als ein neues Wort für eine alte Sache. Er bedeutete die Beschlagnahme des Panslawismus durch die russischen Liberalen, die in den zehn Jahren des konstitutionellen Lebens erstaunlich schnell in die machtpolitischen Gedanken des zarischen Regimes hineingewachsen sind. Der Versuch der Aussöhnung aller Slawen, d. h. der Russen und Polen, war dabei nur eine Seite dieser neuen Richtung. Viel bedeutsamer war die Durchdringung der führenden Industrie- und Handelsschicht mit Expansionsideen. Die alte kirchliche Forderung nach Byzanz wurde beiseite geschoben und Konstantinopel als Ausfuhrhafen für die russischen Industrie- und Rohprodukte gefordert. Ich kann hier nur darauf hinweisen, daß diese Umgestaltung infolge der Bahnbauten durch die russische Steppe, die das frühere Weideland in ein riesiges Ackerfeld umwandelten, und durch die von Witte vermittels ausländischen Kapitals entstandene Industrialisierung des Donezgebietes hervorgerufen wurde. Natürlich ist diese Wandlung der Parteien nicht restlos erfolgt. Unter den Liberalen gibt es noch einzelne, die von einer Expansionspolitik nichts wissen wollen, und unter den Rechten sind viele, welche dem alten panslawistischen Ideal anhangen. Auf der äußersten Rechten jedoch wächst die Zahl derjenigen, die nicht mehr in panslawistischen Ideen leben. Das ist freilich nicht zuletzt dem sehr starken Einfluß Alexanders III. zuzuschreiben. Die Reaktion, welche seine Politik zur Richtschnur nimmt, ist um so unkriegerischer geworden, seit sie erkannte, daß sie nur im Bunde mit der westeuropäischen Demokratie Krieg führen könne. Hoffte sie früher durch äußere Siege die Zügel der Regierung noch fester anziehen zu können, so fürchtet sie jetzt mit dem parlamentarischen England und dem republikanischen Frankreich ein noch weiteres Hinabgleiten in das konstitutionelle Leben. Der Schwerpunkt der Expansionsbestrebungen hat sich von rechts nach links verschoben,

Digitized by Google

wobei sich seit Einführung der Duma zwischen der Rechten und Linken, die es zur Zeit des Absolutismus allein gab, ein starkes Zentrum (Oktobristen und Nationalisten) gebildet hat, das ausgesprochen nationalistische Ziele verfolgt. Als der Krieg begann, erwachten bei den Konservativen natürlich wieder die alten panslawistischen Instinkte, trotzdem aber sind bisher nur bei den Sozialisten und der äußersten Rechten einzelne Kriegsgegner erstanden. Bei letzteren war aber nicht, wie von russischer liberaler Seite immer betont wird, Deutschfreundlichkeit die Triebfeder, sondern vielmehr die Furcht, der Krieg könnte unerwünschte innerpolitische Konsequenzen nach sich ziehen. So prägte der Führer der russischen Agrarier Pawlow das Wort: „Das Volk weiß nicht, was schlimmer sein wird: ein Sieg Deutschlands oder eine Republik nach dem Siege der Liberalen."

Diese politischen Bemerkungen mußten vorausgeschickt werden, um den jetzigen Ministerwechsel zu verstehen.

Als Kokowzow einer geschickten Intrige des Großfürsten Nikolai Nikolajewitsch zum Opfer fiel, weil er den Krieg nicht finanzieren wollte, wurde sein Nachfolger Goremykin mit spöttelndem Lächeln von ganz Rußland begrüßt. Man hatte noch den hilflosen Greis von der Eröffnung der ersten Duma vor Augen, der als einzige Vorlage zur Erneuerung des russischen Staatswesens den Bau einer Waschküche für die Universität Dorpat vorschlug. Die Empörung schwemmte ihn damals bald fort, und Stolypin trat an seine Stelle. Sein zweites Auftreten hat die Lacher verstummen gemacht. Mit eiserner Energie betrieb er nicht nur den Krieg, sondern gab auch die Parole des Kampfes gegen das Deutschtum in Rußland aus. Ja noch mehr. Er brachte es fertig, was nicht einmal Witte, Kokowzow und Stolypin gelungen war, ein homogenes Ministerium zu bilden. Zwar wurde er von der ersten Volksbegeisterung gezwungen, einige der unliebsamsten Minister zu entlassen. Bald gelang es ihm aber nicht nur die „liberalen" Konzessionsschulzen wieder auszuschiffen, sondern auch den Initiator dieses ganzen Planes Kriwoschein, zu Fall zu bringen, obgleich sich für dessen Politik eine starke Majorität in beiden Häusern — der sogenannte fortschrittliche Block — zusammen gefunden hatte. Goremykin ließ sich dadurch nicht irre machen, sondern schickte einfach die ganze Duma nach Hause, und war

Digitized by Google

bisher nicht dazu zu bewegen, sie wieder einzuberufen. Jetzt aber soll endlich die Entscheidung gegen ihn gefallen sein, und die Einberufung der Duma bevorstehen. Ob dem so ist, oder ob, wie andererseits behauptet wird, der 78jährige Greis die gewaltige Last der Regierungsgeschäfte nicht mehr tragen konnte, ist nicht gewiß. Jedenfalls kann er mit seinem Nachfolger zufrieden sein. Stürmer nämlich entstammt demselben Milieu wie Goremykin. Beide sind Höflinge aus der Zeit Alexander III. Beider Ideal ist die Selbstherrschaft, von der Nikolai II. in einer Stunde der Not abgewichen ist. Sie bekämpfen daher, wo es irgend angeht, die Institution der Duma, weil sie beide innerlich hoffen, bei günstiger Gelegenheit einmal mit der konstitutionellen Komödie aufräumen zu können. Bis dahin gilt es nur die liberalen Wünsche nicht gar zu sehr ins Kraut schießen zu lassen. Warum die Wahl des Zaren auf Stürmer gefallen ist, wird nicht so bald zu erfahren sein. Eines steht jedoch fest. Mit Stürmer beginnt kein neuer Abschnitt der russischen Geschichte. Er wird einfach den politischen Faden Goremykins weiter spinnen. Das zeigt schon sein bisheriger Lebenslauf. Nach Beendigung des juristischen Studiums war Stürmer zuerst im Justizministerium tätig. Dann tritt er in das des Inneren über, in dem junge Streber, besonders wenn sie gute Hofbeziehungen besitzen, schnell Karriere zu machen pflegen. Der allgewaltige Minister Plehwe, der als einer der ersten der Revolution zum Opfer fiel, erkannte in Stürmer den richtigen Mann, um gegen die ersten Anzeichen der Freiheitsbewegung anzukämpfen. Er wurde zum Spezialisten im Kampfe gegen die Bestrebungen der Selbstverwaltungsorgane ausgebildet. Bald finden wir ihn in Twer, wo er die dortige Selbstverwaltung Mores lehren soll, weil sie es gewagt hatte, zu Vorsitzenden lauter aufrechte Männer zu wählen. Ihnen allen wurde die Bestätigung versagt, und Stürmer zum staatlichen Verwalter bestimmt, um den „revolutionären" Geist zu dämpfen. Das tat er denn auch mit solchem Erfolge, daß er kurze Zeit darauf von Plehwe den Auftrag erhielt, in ganz Rußland Material gegen die Semstwo (Selbstverwaltung auf dem Lande) zu sammeln. Hierauf wurde er Gouverneur von Nowgorod und Jaroslaw, und nach einigen Jahren in den Reichsrat berufen. Hier schloß er sich, als bei Einführung der Konstitution der Reichsrat zum Oberhause umgewandelt wurde, das zum Teil

Digitized by Google

aus erwählten, zum Teil aus ernannten Mitgliedern besteht, dem rechten Flügel unter Durnowo (dem kürzlich verstorbenen Minister des Innern a. D.) an. Eine eigentlich führende Rolle hat er dabei nicht gespielt. Daß er aber seine alten reaktionären Ansichten noch heuzutage vertritt, erhellt nicht nur aus seiner Zugehörigkeit zu dieser Gruppe, sondern auch aus der Tatsache, daß sein Name sofort genannt wurde, als es kurz vor dem Kriege hieß, daß die Regierung plane, für Moskau einen Oberbürgermeister zu ernennen, weil der erwählte Fürst Lwow — der Führer des fortschrittlichen Blockes — als zu „liberal" nicht bestätigt werden könne. Behinderte auch der Ausbruch des Krieges diesen Plan, so zeigt doch die Kandidatur Stürmers für diesen Posten, daß er nach wie vor seinen Ruf als Spezialist gegen die Selbstverwaltung bewahrt hat.

Stürmer wird die Politik seines Vorgängers vielleicht unter Vermeidung der größten Härten fortsetzen. Ob er sich längere Zeit halten können wird, dürfte davon abhängen, wie er sich zum Minister des Innern, Chwostow stellt, dem großer politischer Ehrgeiz nachgesagt wird. Alle übrigen Minister sind reine Ressortvertreter, und politisch Nullen, die nicht gefährlich werden können. Sollten trotzdem einzelne von ihnen zurücktreten, so würde das bezwecken, Stürmers Position durch Freunde zu verstärken. Das Schicksal von Witte und Kokowzow hat bewiesen, daß selbst diese Staatsmänner, die doch aus anderem Holz geschnitzt waren, wie Stürmer, der Opposition ihrer Innenminister weichen mußten. Das bedeutsamste Moment am Ministerwechsel ist daher nicht Stürmers Ernennung, sondern das Übergehen von Chwostow. Es hieß bei seiner Berufung zum Innenminister, daß er über kurz oder lang Goremykins Erbe antreten würde, und er gab sich auch schon ganz als „Thronfolger". So galt z. B. der Rücktritt des Verkehrsministers Ruchlow allgemein als sein Werk. Jetzt wird es sich zeigen, ob Chwostows Stern schon im Sinken ist, oder ob er seine Zeit abwarten will, und Stürmer nur Platzhalter für ihn ist. In einer Beziehung hat sich in Rußland die Situation völlig geklärt. Seit der Landwirtschaftsminister Kriwoschein zurückgetreten ist, wird bei keinem Ministerwechsel mehr die Frage erörtert, ob mit einem pseudoliberalen Regime ein Versuch gemacht werden soll. Das erste Bekenntnis Stürmers für eine energische Fortsetzung des Krieges „bis zum glücklichen Ende"

Digitized by Google

übergehe ich als eine selbstverständliche Redewendung. In der „Kreuzzeitung" freilich knüpft man an den deutschen Namen Stürmers Hoffnungen auf eine Wiederkehr schöner alter Zeiten, in denen man in „traditioneller Freundschaft" friedlich mit dem östlichen Nachbar leben konnte. Die Erwägungen dafür sind haltlos; ein Mann mit einem deutschen Namen kann sich in Rußland in jetzigen Zeiten natürlich nur halten, wenn er bis auf die Knochen Russe ist. An die Tatsache aber, daß er seinen Namen Stürmer nicht in „Burenin" umgetauft hat, Hoffnungen zu knüpfen, als könnte der neue russische Premier deutschfreundliche Instinkte besitzen, hieße provinzelle Maßstäbe an die Petersburger Verhältnisse legen.

Streiflichter zur Weltlage Anfang Februar 1916

Von Professor Dr. Schiemann

Ob König Nikita von Montenegro am 11. Januar, als er sein Schreiben an Kaiser Franz Joseph richtete, um Waffenstillstand und die Einleitung von Friedensverhandlungen zu erbitten, sich schon mit der Absicht getragen hat, im rechten Augenblick sich selber in Sicherheit zu bringen, läßt sich natürlich heute noch nicht mit Bestimmtheit behaupten. Wohl aber spricht die Wahrscheinlichkeit dafür, und zwar auf Grund der folgenden Erwägungen. Als im Jahre 1912 der von Rußland organisierte Block der Balkanstaaten gegen die Türkei vorging, war die Vereinbarung getroffen, daß die Kampagne von allen vier Königreichen gleichzeitig begonnen werden sollte, sobald der Friede zwischen Italien und der Türkei perfekt geworden sei. Man kannte den Termin, der für die Unterzeichnung in Aussicht genommen war. Am 15. Oktober wurden die Präliminarien, am 18. der Friede zu Ouchy unterzeichnet. Aber zur Entrüstung der Bundesgenossen erklärte Montenegro bereits am 8. Oktober der Türkei den Krieg. Wohlverstanden, König Nikita hatte durch seine Finanzagenten in London und Paris auf Krieg spekuliert, während die politische Aktion der Großmächte, die auf Erhaltung des Friedens gerichtet zu sein schien, den Börsen eine optimistische Haltung gegeben hatte. Der König soll, indem er 10 Tage vor dem Frieden von Ouchy den Krieg erklärte, ein Geschäft von 30—60 Millionen Franks, sein Agent,

Digitized by Google

Herr R..., von 6 Millionen gemacht haben. Da nun diese „Ersparnisse" des Königs in London und Lyon liegen, lief er Gefahr, diese „schöne" Summe zu verlieren, wenn sich ergab, daß er durch einen wirklichen Frieden auf die Seite Österreichs trat und dadurch Feind der Ententemächte würde. Er hat daher vorgezogen, rechtzeitig aus Montenegro zu verschwinden und über Italien sein Heil dort zu suchen, wo seine Schätze vom britischen Löwen und vom gallischen Hahn behütet werden. Auch darin hat sich der Sinn für Realitäten, den man ihm mit Recht nachrühmt, bewährt. Fraglich bleibt allerdings, ob Engländer und Franzosen ihm seine Millionen in die Hand geben werden, bevor sie sichere Bürgschaften erhalten haben, daß er nicht schließlich doch nach Montenegro zurückkehrt, um sich dort mit Österreich zu versöhnen. Auch in London und in Paris hat man eine hohe Vorstellung von der Verschlagenheit des alten Herrn und hier wie dort liebt man, nicht überlistet zu werden. Es wird jedenfalls von Interesse sein, die weiteren Schicksale König Nikitas zu verfolgen. Daß er seine Tage als „roi en exil" beschließt, scheint uns nach wie vor unwahrscheinlich. In Rußland weiß man bis jetzt noch nicht, wie man das Verhalten des „einzigen Freundes" Alexanders III., des Schwiegervaters zweier Großfürsten, beurteilen soll. In den Zeitungen darüber zu räsonieren, ist ohne Zweifel gefährlich; was in der „Gesellschaft" gesprochen wird, entzieht sich unserem Wissen. Auf dem 200. Slawenbankett, das am 26. Januar in Petersburg stattfand und das einen elegischen Charakter trug, wie wohl verständlich ist, hat man sich damit getröstet, daß das montenegrinische Volk an der Kapitulation unschuldig sei, daß es den Glauben an Rußland nicht verloren habe und in der Hoffnnng auf Rettung durch Rußland weiterlebe. Eine Rede des Vorsitzenden, A. A. Baschmakow, schloß des Bankett mit der Betrachtung, daß kein slawischer Stamm ohne Rußland bestehen könne, denn die Stärke und die Integrität Rußlands sei der Maßstab für die slawische Geschichte. Einen Vertragsbruch wird man in Moskau dem alten Montenegriner gewiß nicht verdenken, ist doch Rußland selbst erst durch eine Reihe von Vertragsbrüchen, in seinen europäischen wie in seinen asiatischen Besitzungen, zu der Großmacht geworden, die wir heute bekämpfen. Der Graf Leo Tolstoi hat der Verachtung, mit der der Russe sich über alles hinwegsetzt, was der Willkür des Individuums Schranken setzt, höchst

Digitized by Google

draſtiſchen Ausdruck gegeben. „Jedes Volk — ſo ſchrieb er im Jahre 1905 — hat ſeinen eigenen Geiſt, der ebenſo feſt und beſtimmt iſt wie der religiöſe Geiſt. Alles Gerede, ihn durch Reformen zu ändern, hat genau ſo wenig Wert, als etwa eine Umbildung der Lehren des Konfutius nach dem Muſter des Chriſtentums. Was ſollten wir mit europäiſchen Garantien für die Ausführung von Geſetzen anfangen? Ich beantworte die Frage mit der Erklärung, daß für die Maſſe unſeres Volkes Geſetze gar nicht exiſtieren. Das Volk betrachtet ein Geſetz entweder als etwas Gleichgültiges und völlig Äußerliches, mit dem es nichts zu beginnen weiß, oder es verachtet es mit Bewußtſein, als Feſſel und Hindernis für ſein inneres Leben. Das Volk unterwirft ſich zwar dem Geſetz und läßt ſich von ihm leiten, aber nicht das, ſondern die völlige Mißachtung des Geſetzes hat unſer Volk gut, friedfertig und langmütig gemacht. Dieſelbe Mißachtung des Geſetzes aber macht unſere Beamten zu den größten Schurken der Welt. Die Volksmaſſen, die jede äußerliche Beſchränkung verachten, laſſen ſich von ihrem Gewiſſen leiten. Die Gebildeten, die bei der nationalen Mißachtung des Geſetzes geblieben ſind, haben ſich gleichzeitig von ihrem Gewiſſen befreit.“ Zweifellos ſpricht Graf Tolſtoi hier als Kenner, auch kehrt in ſeinen Werken dieſer Grundgedanke ſtets wieder. Ruſſen und Europäer ſind für ihn Gegenſätze, und er kommt bekanntlich zum Schluß, daß die Ruſſen — ſoweit ſie nicht zu den Gebildeten gehören — in höherem Grade Chriſten ſind. Wie aber der ruſſiſche Bauer ſich dem Geſetz gegenüber verhält, ſo ſtellt ſich das offizielle Rußland gegenüber dem auf Verträge gegründeten Recht. Alle von Rußland in Aſien geſchloſſenen Verträge finden ihren Ausgang in Vertragsbrüchen, und auf dieſem Wege hat Rußland, ähnlich wie England in Indien, ſeine Macht in Zentralaſien ausgebreitet. Die Politik Rußlands in den nach Peter dem Großen erworbenen Grenzmarken zeigt uns genau dasſelbe Bild, und wenn Rußland bei Verträgen mit europäiſchen Mächten eine andere Praxis einzuhalten ſchien, ſo brach auch da der nationale Drang nach willkürlicher Verletzung übernommener Verpflichtungen gelegentlich durch alle Schranken. Wie Alexander II. 1871 einſeitig die Schranken, die der Pariſer Friede der ruſſiſchen Flotte im Schwarzen Meer geſetzt hatte, als nicht mehr beſtehend erklärte, und wie Alexander III. 1886 den Freihafen von Batum aufhob, das ſind Beiſpiele dafür. Wenn Rußland

Digitized by Google

in Europa in europäischer Maske zu erscheinen liebt, ist es den europäischen Rechtsanschauungen doch immer fremd geblieben. Für das Verhalten König Nikitas wird es ohne Zweifel volles Verständnis haben, wenn er sich nur schließlich wieder zu Rußland bekennt.

Zur Beurteilung der jetzt durch Rußland ziehenden politischen Strömungen ist nun überaus lehrreich, daß das seit den Tagen Peters des Großen nie ganz verstummte Verlangen nach Rückverlegung der Residenz nach Moskau nicht nur wieder lebendig geworden ist, sondern daß jetzt diese Wünsche mit Genehmigung der Regierung in der Petersburger Presse laut werden durften. So bringt die „Nowoje Wremja" den Bericht der Charkower Landschaftsversammlung (semstwo) über den ihr aus einer Kreisversammlung gebrachten Antrag, sich für die Verlegung der Residenz nach Moskau auszusprechen. Motiviert wurde der Antrag vornehmlich damit, daß es Zeit sei, mit der Tatsache zu rechnen, daß die Petersburger Periode russischer Geschichte, ihr deutscher Einfluß und die deutsche Vergewaltigung Rußlands, nunmehr endgültig abgeschlossen sei. Eine neue Periode russischer Geschichte habe begonnen, deren Kuppel nur in Moskau stehen dürfe. Dieser Antrag wurde energisch unterstützt von einem Herrn Rosalion-Ssoschalski, der gegen die Knechte des Abendlandes wetterte, die mit dem russischen Leben nichts gemein hätten. Ein zweiter Redner, Herr Karusin, vervollständigte die Reihe der gegen Petersburg als Residenz vorgebrachten Gründe durch Hinweis auf die schädliche Tatsache, daß die gesamte Industrie des Reichs im Norden konzentriert worden sei, daß Petersburg Schuld an der Zerrüttung des russischen Eisenbahnwesens trage und daß, um Petersburg zu versorgen, Ausnahmemaßregeln ergriffen würden. Er wies auch auf die bisher der Öffentlichkeit nicht bekannt gegebene Tatsache hin, daß der Abgeordnete Aleksejenko (dem Namen nach ein Kleinrusse) in der Budgetkommission der Duma sich dafür ausgesprochen habe, daß die Residenz in den Mittelpunkt Rußlands verlegt werden müsse. Der Widerspruch war nur schüchtern, man verständigte sich schließlich dahin, gegen ein früheres Votum, das Petersburg günstig gewesen war, die Frage auf einer späteren Landschaftsversammlung nochmaliger Prüfung zu unterziehen. Die Stimmung ist überhaupt, auch nachdem aus Petersburg Petrograd geworden ist, dieser Residenz ungünstig. „In unseren Tagen — so heißt es in einem Artikel

Digitized by Google

der „Rjetsch“ vom 14. Januar — hört man immer häufiger Stimmen, die auffordern, den Mut nicht sinken zu lassen. Man spricht mit Erbitterung und Bosheit von der Haltung der Residenz und vergleicht sie mit dem, was an der Front erlebt wird. Leider ist vieles an diesen Vorwürfen wohl verdient. Man kann nicht ohne Schamröte an Erscheinungen denken, die von der Seelenverfassung der Residenzler Zeugnis ablegen! Gewiß kann sich auch Mut unter Formen verbergen, die hart an beleidigende Geschmacklosigkeit grenzen. Gewiß hat das Gelage während der Pest den äußeren Schein mutigen Verhaltens, aber hinter diesem Schein verbirgt sich das Bemühen, die Stimme tödlichen Schreckens zu betäuben. Solcher Mut hat nicht größeren Wert, als verzagtes Murren oder klatschendes Kritisieren. Ein anderes tut not. Jeder von uns muß der historischen Verantwortung bewußt sein, die auf ihm ruht, und sich stets bemühen, auf der Höhe der uns zugefallenen historischen Aufgabe zu stehen. Neujahr! neue Anstrengungen, neue Heldentaten, neue Leiden! Das Ziel aber bleibt das alte: das Heil des Vaterlandes, sein Glück, seine Freiheit.“

Vortrefflich, wenn auch nicht sehr ermutigend. Dieses Ziel wird gerade jetzt in Rußland auf sehr verschiedene Weise verfolgt. Die Regierung häuft Verhaftungen auf Verhaftungen, in beiden Residenzen wie in der Provinz. Sie zieht die Zügel so stramm als irgend in ihren Kräften liegt, und versteht unter Glück und Freiheit offenbar etwas durchaus anderes als die große Masse des russischen Volkes; vollends aber anders als die nicht zum regierenden großrussischen Stamme gehörenden Stämme und unterworfenen Völkerschaften. Daß in ihren Reihen die Unzufriedenheit steigt, ist ebenso sicher wie die allgemeine Unzufriedenheit mit der auswärtigen Politik Ssasonows. Die einem Londoner Korrespondenten gegebene Erklärung des Ministers, daß der Krieg enden werde wie er begonnen habe, in Belgien und in Polen, hat einen wahren Sturm der Entrüstung hervorgerufen, und seine späteren Kundgebungen haben die Stimmung nicht gebessert. Die militärischen Mißerfolge tun das übrige. Der so laut angekündigte Durchbruch an Strypa und Styr und die Landung von Truppen in Bulgarien hat sich als undurchführbar erwiesen; Czernowitz, dessen Einnahme so häufig in englischen und französischen Blättern angekündigt wurde, wird noch immer behauptet trotz der unge-

Digitized by Google

heuren Menschenopfer, die Rußland gebracht hat, um es zu gewinnen; das Vordringen bis in die Nähe von Erzerum hat weder politisch noch militärisch etwas zu bedeuten. Der Versuch, die russischen Truppen mit den englischen zu vereinigen, kann schon jetzt als gescheitert gelten, und der Mißerfolg der russischen Balkanpolitik läßt sich durch keine Phrasen und Wechsel auf die Zukunft aus der Welt schaffen. Es gärt unzweifelhaft in Rußland, und die Frage ist nur, wann die Explosion zum Ausbruch kommt. Daß bis dahin noch unsagbares Unheil von seiten der Regierung geschehen kann, die ihre Energie neben der Jagd auf Liberale und Revolutionäre in Verfolgung des Deutschtums betätigt, zeigt die „Evakuierung" des Grundbesitzes der deutschen Kolonisten, die rüstig fortschreitet, und nebenher geht die niederträchtige Drangsalierung der Balten in Livland und Estland. Soeben ist Pastor Schütz aus Rappin abgesetzt, und Pastor Bergengrün aus Wenden nach Irkutsk verschickt worden. Beide haben sich kein anderes Vergehen zuschulden kommen lassen, als daß sie deutsch und evangelischen Bekenntnisses sind!

Neuerdings sind wiederum 18 deutsche Untertanen verschickt worden. Aber das sind Gewalttaten, gegen welche auch der russische Radikalismus nichts einzuwenden hat, denn vor der Parole „Kampf gegen das Deutschtum" tritt alles übrige zurück, selbst die Prinzipien, für welche die Revolution von 1905 und 1906 kämpfte.

Da die russischen Parlamentarier mit Zustimmung der Regierung eine Einladung nach London angenommen haben, werden sie sich dort überzeugen können, daß England zwar keine Cäsareopapie wie Rußland ist, daß aber auch dort ein absolutes Regiment von wenigen Auserwählten geführt wird. Die Vollmachten, die in den Händen des Kabinetts Asquith ruhen, sind nicht geringer als die der Goremykin und Chwostow, und die zur Gefolgschaft verpflichtete Parlamentsmajorität ist im Grunde nicht einflußreicher als die Duma. Nur der Schein wird in Westminster besser gewahrt. Nun ist freilich nicht sicher, ob Kabinett und Majorität sich noch lange behaupten werden. Die erzwungene Wehrpflicht hat starke Gegensätze hervorgerufen und neuerdings eine „anti-conscription"-Gruppe ins Leben gerufen, die auf 30—40 Mitglieder geschätzt wird und mit der, wie die „Times" glaubt, 40—50 weitere Parlamentsmitglieder „lebhaft sympathisieren" dürften. Man nimmt an, daß der aus dem Ka-

Digitized by Google

binett ausgeschiedene Sir John Simon der Führer dieser dritten parlamentarischen Gruppe werden wird. Die beiden andern Gruppen sind die von Sir Edward Carson geführten Unionisten und die „conscriptionist Group" der Liberalen, die Sir Frederick Cawley führt und die auch von Sir Henry Dalziel und Mr. Handel Booth unterstützt wird. Daß sich das liberale Kabinett gegen eine Auflösung und gegen Neuwahlen sträubt, ist bekannt, fraglich aber, ob es nicht schließlich durch die sich verschiebenden Parteigruppierungen dazu gezwungen wird. Dann dürfte an die Stelle des Koalitionskabinetts eine unionistische Regierung treten und damit auch wieder eine offizielle Opposition ins Leben treten, an der es jetzt fehlt.

Das interessanteste politische Ereignis im parlamentarischen Leben Englands war aber die große Debatte am 26. Januar, in der Sir Edward Grey wieder einmal emphatisch erklärte, daß, da der preußische Militarismus den Krieg herbeigeführt habe, er auch nicht enden werde, bevor der preußische Militarismus vernichtet sei. Darin seien auch die Alliierten mit England eines Sinnes. Das war eine Phrase, wie wir sie oft gehört haben und der wir keinerlei Bedeutung beilegen. Den Kernpunkt der Debatte bildete die Frage der effektiven Blockade, die bekanntlich Amerika als Forderung gestellt hatte, von der sie die Anerkennung der jetzt von England den neutralen Mächten gegenüber eingenommenen Haltung abhängig machte. Grey bestritt nun, daß der englische Handelskrieg den Grundsätzen des Völkerrechts widerspreche und berief sich dabei auf die Haltung, die Amerika im Sezessionskriege eingenommen habe. Er frage daher, ob die Amerikaner den Engländern das Recht zuerkennnen, zu handeln wie sie selbst getan hätten? Wenn ja, so erwarte er, daß Amerika ihm die Aufgabe erleichtere, mit den heutigen Kriegsmitteln zu tun, was sie als berechtigt anerkannt hätten. Sollte dagegen Wilson nein! sagen, so werde er darin ein Aufgeben der Neutralität von seiten Amerikas erblicken. Die amerikanische Note enthalte Vorschläge, die er, Grey, nicht annehmen könne, ohne seine Politik aufzugeben, die darauf gerichtet sei, Deutschlands Zufuhr an Nahrungsmitteln abzuschneiden. Eine effektive Blockade durchzuführen aber lehnte er mit aller Bestimmtheit ab, obgleich namentlich die Vertreter von Liverpool und Plymouth sehr nachdrücklich dafür eintraten. Er meinte, England werde sein Ziel auch mit

Digitized by Google

den jetzt in Anwendung gebrachten Mitteln erreichen. Das Haus hat ihm schließlich zugestimmt, aber die „Times“ ist unzufrieden. Wir glauben jedoch, daß Sir Edward die eigentlichen Gründe seiner Haltung dem Hause gar nicht gesagt hat. Offenbar ist er überzeugt, und darin hat er wohl recht, daß Präsident Wilson entschlossen ist, unter keinen Umständen mit England zu brechen, sein zweites Motiv aber ist wahrscheinlich, daß er die Schlachtflotte Englands, deren er zur Durchführung einer effektiven Blockade nicht entraten könnte, den Verlusten nicht aussetzen will, die sie ohne Zweifel erleiden würde. Die Engländer glauben ja nach wie vor, daß ihre Schlachtflotte bestimmt ist, die letzte Entscheidung zu geben, wenn Deutschland halb verhungert und erschöpft Kraft und Mut zu weiterem Kampf verloren haben werde. Das ist die „große Illusion“ Englands, von der wohl nur eine bittere Erfahrung bekehren wird.

Inzwischen ist Präsident Wilson auf seiner Redetour durch die Vereinigten Staaten, und je weiter er kommt, um so kriegerischer wird der Ton, den er anschlägt. Da gleichzeitig eine Note des Sekretärs Lansing bekanntgegeben wurde, welche die Lusitania-Frage, in der wir ein so außerordentlich weitgehendes Entgegenkommen gezeigt haben, wieder aufnimmt und Forderungen stellt, deren Annahme mit der Würde des Deutschen Reiches unvereinbar wäre, glaubt der „Temps“ bereits eine Jubelhymne über den wahrscheinlich gewordenen Bruch zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten anstimmen zu können. Als Symptom für den bevorstehenden Bruch zitiert das französische Hetzblatt einen Artikel der bekanntlich von England abhängigen „New York Tribune“. Es ist dabei nur natürlich, daß der „Temps“ für die Eventualität des ihm vorschwebenden Krieges Deutschland schon jetzt als den Angreifer hinstellt. „Die Vereinigten Staaten, die niemals die Angreifer sein werden, müßten bereit sein, sich auf Ereignisse gefaßt zu machen, deren sie nicht mehr Meister sind. Das Land wird sich niemals dem Militarismus ergeben, aber es braucht eine Armee, um den Frieden zu erhalten, und muß die Bürger darauf vorbereiten, sich selbst und ihre Überzeugungen zu verteidigen.“ „Das brutale und gierige Deutschland“ habe die Großmut und die Erhabenheit der amerikanischen Seele nicht verstehen können und einer Nation Geld geboten, die empört über Verletzung der Grundsätze war, die ihr zumeist am Herzen liegen. Deutschland hat versucht die Mitschuld Amerikas zu erkaufen,

Digitized by Google

um die Zivilisation zu zermalmen. Präsident Wilson, dessen Friedensliebe so groß ist, erwidert, daß es Grenzen für diese Friedensliebe gibt, und daß die Amerikaner zu allem bereit sind, um ihre Ehre zu verteidigen!" Das ist echt französische Phraseologie und böswillige Verdrehung der Tatsachen in ihr Gegenteil. Daß unsere Beziehungen zu Amerika, dank der Verhetzung der öffentlichen Meinung jenseits des Atlantischen Ozeans durch die uns feindselige Presse der Ententemächte, heute kritisch sind, übersehen wir keineswegs. Kritisch sind aber auch die Beziehungen der Vereinigten Staaten zu England. Die Äußerung von Grey, daß er ein Bestehen Amerikas auf der Forderung einer effektiven Blockade als ein Aufgeben der Neutralität der Vereinigten Staaten betrachten werde, schließt ohne Zweifel eine Kriegsdrohung in sich. England hat bisher alle Versuche des Präsidenten, ihm seine Kriegsmethoden zu stören, mit einer kühlen Ablehnung beantwortet und hat durch den Mund Sir Edward Greys jetzt wiederum desgleichen getan. Wir sind in der langen Reihe von Verhandlungen, die wir über unsere Methoden der Kriegführung mit der Regierung in Washington gepflogen haben, wie schon erwähnt, so entgegenkommend gewesen, daß bei uns vielfach die Anschauung verbreitet war, wir seien darin bereits weiter gegangen, als unsere vitalen Interessen gestatteten. Wir würden daher die unerwartete erneute Zuspitzung der Lusitania-Frage, wie sie offenbar durch die in der „N. A. Z." erwähnten Depesche vom 29. Januar festgestellt wird, allerdings für höchst bedenklich halten, wenn wir nicht wüßten und der erwähnte Artikel der „N. A. Z." bestätigte, daß eine Wendung eingetreten ist, „die eine endgültige Verständigung erhoffen läßt". Es haben in den letzten Tagen sehr eingehende Verhandlungen mit Oberst House stattgefunden, der im Auftrage des Präsidenten Wilson, dem er eng befreundet ist, England, Frankreich und Deutschland besucht hat, um den amerikanischen Botschaftern mündliche Instruktionen zu überbringen und in Besprechungen mit den politischen Autoritäten der drei Staaten zu treten. Die Unterhaltungen, die in Berlin stattgefunden haben, trugen einen sehr befriedigenden Charakter, deren Ergebnis den Weisungen entsprechen wird, die unserem Botschafter in Washington telegraphisch zugegangen sind. Ihre Tendenz geht dahin, „zu einem beide Teile befriedigenden Ausgang über den Lusitania-Fall zu gelangen". Daß dieser Ausgang nicht darin bestehen kann, daß wir unsererseits anerkennen,

Digitized by Google

daß die Torpedierung der „Lusitania" im Widerspruch zum Völkerrecht steht, kann mit Bestimmtheit vorausgesagt werden.

Die Torpedierung traf ein Schiff, das mit Munition und anderen Kriegsmitteln für unsere Feinde befrachtet war, und auf dem trotz voraufgegangener Warnung sich amerikanische Staatsangehörige zu einer Lust- oder Geschäftsreise nach England zusammengefunden hatten. Sie kannten das Risiko, dem sie sich unterzogen, und ebenso Kapitän und Mannschaft des Schiffes. Daß sie nicht die nötigen Vorsichtsmaßregeln zur Rettung der Passagiere getroffen, haben sie zu verantworten. Es war sehr viel, daß wir uns bereit gefunden haben, eine Entschädigung zu zahlen und prinzipielle Zugeständnisse in Sachen des Unterseeboot-Krieges zu machen, welche die Wirksamkeit dieser Waffe sehr wesentlich einschränken. Die von mehr als einer Million Unterschriften bedeckte Petition an den Kongreß, welche Beseitigung der Munitionszufuhr an die Kriegführenden verlangt, zeigt, wie ein namhafter Teil des amerikanischen Volkes über diese Frage denkt. Ein Bruch des Präsidenten mit Deutschland würde nur bei den ganz von englischen Vorurteilen beherrschten Kreisen Beifall finden und aller Wahrscheinlichkeit nach eine schwere Krisis im inneren Leben Amerikas zur Folge haben, uns aber die Freiheit zurückgeben, den Unterseebootkrieg so zu führen, wie er unseren, auf Selbsterhaltung gerichteten, Interessen entspricht.

Inzwischen haben wir die französischen Fliegerangriffe auf Freiburg mit zwei Zeppelinbesuchen in Paris vergolten und die Niedertracht der Baralong-Morde gerächt durch Beschießung wichtiger Stützpunkte der englischen Kriegsindustrie in den westlichen Mittelpunkten des englischen Welthandels und im Zentrum der englischen Fabriken. Yarmouth, Nothingham, Sheffield, Manchester, Liverpool und Birkenhead haben sich davon überzeugen müssen, daß England durch seine Flotte keinen wirksamen Schutz gegen die deutsche Invasion aus den Lüften erhalten kann, und sie werden dieselbe Erfahrung wohl noch öfters und an gleich oder mehr empfindlichen Stellen zu machen haben. Überhaupt haben wir allen Grund mit Befriedigung auf den weiteren Verlauf unserer Kriegführung zu blicken. An der russischen Front ist im Süden der Durchbruchsversuch gänzlich gescheitert, am Kaukasus die Offensive vor Erzerum zum Stehen gebracht und der Anlauf zum Entsatz von Townshend über Hama-

Digitized by Google

dan vorzudringen, ist ebenfalls recht aussichtslos. Es scheint den russischen Truppen zu gehen, wie dem Entsatzkorps des Generals Aylmer, der etwa 25 englische Meilen vor Kut stecken geblieben ist. Der Tigris ist aus seinen Ufern getreten und das hat weite Überschwemmungen zur Folge gehabt, welche die englichen Entsatztruppen absperren und die Einschließung der in Kut el Amara blockierten Truppen vervollständigen. An der ägyptischen Expedition wird mit aller Anstrengung weiter gearbeitet. Wie weit die japanische Hilfsleistung den Engländern wirksame Hilfe leisten kann, wollen wir abwarten. Der Heilige Krieg des Islam gewinnt stetig an Boden und beginnt auch in Algier und Marokko, in Afghanistan und Nordindien den Engländern Sorge zu machen. Auf der Balkanhalbinsel sind die Widerstände fast ganz überwunden, nur in Albanien sucht Essad Pascha, mit wenig Aussicht auf Erfolg, sich zu behaupten. Die Italiener in Valona scheinen an einen Rückzug zu denken, wie denn überhaupt ihre Stellung überall erschüttert ist. Auch der Anlauf zu einer fünften Isonzoschlacht ist zusammengebrochen. Dagegen haben sie sich, auf das Drängen Englands und Frankreichs, entschlossen, auch ihrerseits Truppen nach Saloniki zu senden, doch scheinen es nur schwache Abteilungen zu sein. Sie haben durch den Piemonte teilgenommen an der widerrechtlichen Besetzung Kara Buruns und des Forts, das den Eingang in den Golf von Saloniki beherrscht. Bei alledem ist die Lage der Ententetruppen in Saloniki nicht beneidenswert. Wir tun ihnen nicht den Gefallen, gegen sie vorzustürmen, und sie sind nicht stark genug, um gegen die bulgarischen Stellungen auf den umliegenden Höhen vorzugehen. Militärisch herrscht im feindlichen Lager unumschränkt General Sarrail, dem auch der englische General Mahon untergeordnet ist. Die Griechen ertragen zähneknirschend die Demütigungen, denen sie täglich ausgesetzt werden, aber mit der Anwesenheit des Verräters Venizelos in Saloniki rechtfertigt Sarrail seine zynische Verletzung des Völkerrechts. Auch von unserer Westfront lauten die Nachrichten erfreulich.

Inzwischen sind unsere Feinde bemüht, auch den Rest der Welt in das blutige Ringen dieses Weltkrieges hineinzuziehen. In China haben sie eine revolutionäre Erhebung ins Leben gerufen, von der die Vorteile nicht den europäischen Gliedern der antideutschen Koalition, sondern Japan zufallen müßten. Es ist aber nicht zu übersehen, daß in Japan

Digitized by Google

sich ein Umschwung vorbereitet. Die Stimmen mehren sich, welche die Politikt des Kabinetts Okuma verurteilen. Sie werfen ihm namentlich vor, daß es, ohne den Rat der Alten zu befragen, die Verpflichtung auf sich genommen habe, keinen Separatfrieden zu schließen, und im Volke ist die Stimmung ausgesprochen antienglisch. Ein erster Mißerfolg kann demnach zu politischen Umwälzungen führen. Auch von Japan gilt, was wir bei unseren europäischen Gegnern sehen, die regierenden Kabinette kämpfen vornehmlich für die Erhaltung ihrer eigenen Stellung, und die ist überall unsicher geworden.

Die soeben eingetroffene Nachricht vom Rücktritt Goremykins und von seiner Ersetzung durch den neuen Ministerpräsidenten Stürmer kann natürlich keine Improvisation sein. Es müßten längere Verhandlungen vorausgegangen sein, ehe man sich entschlossen hat, einen Mann mit deutschem Namen zu wählen, um den Kampf gegen das Deutschtum fortzusetzen. Stürmer gehört zur Gruppe Neidhardt des Reichsrats, steht also auf demselben Boden, wie Goremykin, wahrscheinlich aber noch weiter rechts, d. h. in der absolutistischen Kampfgruppe. Es ist demnach keine Schwächung, sondern eine Verschärfung der Gegensätze zwischen Regierung und Duma zu erwarten. Stürmer ist schon vor einiger Zeit um die Erlaubnis eingekommen, seinen Namen ins Russische zu übersetzen, was etwa Burjanin ergeben würde. Man muß annehmen, daß er zur russisch-katholischen Kirche gehört. Einer seiner Vorfahren war ein angesehener Prediger in Estland, dessen Sohn siedelte 1818 als Arzt nach Moskau über, und dort scheinen die Nachkommen Glauben, Sprache und Gesinnung russifiziert zu haben. Es bestätigt sich damit aufs neue, daß die Russifizierung von Männern deutscher Herkunft eine Gefahr für Deutschland bedeutet, da diese Leute sich eine Tatkraft und meist auch eine persönliche Ehrenhaftigkeit wahren, die von ihrer Umgebung absticht, sich aber zugleich mit jenem nationalen Fanatismus verbindet, der Renegaten eigen ist. Auch Witte und der oben erwähnte Neidhardt, sowie zahlreiche russische Generale mit deutschem Namen können dafür als Beleg dienen.

Digitized by Google

Brief an einen ſchwediſchen Freund

Von Alfons Paquet

Ich bin deinem Rat gefolgt, zweimal bin ich in Gothenburg geweſen, bin umhergegangen in dieſer ſchönen, aus ihrer faſt holländiſchen Stille erwachenden Stadt, deren Häuſer und Schanzen auf hohen Klippen ſtehen, wie viele Häuſer in ſchwediſchen Städten, deren klare Straßenzüge von unbezähmbarem, urweltlichem Granitgeſtein durchbrochen ſind. Gothenburg iſt die zweitgrößte Stadt Schwedens und faſt noch mehr See- und Handelsſtadt als Stockholm. Ich mußte an Hamburg denken, als ich den mit Schiffen gefüllten Hafen ſah, deſſen weitgeſchwungene Kaimauern von Schiffen bedrängt, von Güterzügen befahren und mit offen daliegenden Säcken und Kiſten hoch behäuft ſind, wie vielleicht nie zuvor in der Handelsgeſchichte dieſes Landes. Oben in Stockholm, in den überfüllten und eleganten Gaſthäuſern ſieht man, wie auch Schweden im Weltkrieg genießt und ſich ſättigt; hier unten ſieht man Schwedens Handelsflotte bei der Arbeit. Schweden ſammelt jetzt Geld in Scheffeln. Du ſagteſt, es ſei eine Schande. Wie, mein Freund, ich ſehe keine Schande darin. Es fehlt nur bei dieſem Gedeihen die Heiterkeit der wahrhaft friedlichen Zeit; ich ſehe nur die geſpannte Miene des Wächters, der ſchlaflos nnd nicht ohne innere Unruhe den ſich mehrenden Schatz bewacht. Ihr ſeid neutral, ihr zieht Vorteile aus der Gunſt der geographiſchen Lage; ihr erkennt, daß euer Land der Riegel iſt, der England von Rußland trennt. Und ihr verlangt für jeden wirtſchaftlichen Durchzug euer Löſegeld. Du fragſt: was macht es euch aus, die ihr im Kriege ſeid, mit welchen Gründen wir unſere Neutralität entſchuldigen? Wenn ich dir aber ſage, daß wir von Schweden nur das Gute glauben! Eure Neutralität, eure „Ohnſeitigkeit" iſt nicht die krüppelhafte Bosheit gewiſſer Ofenhocker. Es iſt auch nicht der geſunde Eigennutz allein, euer Land ſchweigt und denkt an künftige Möglichkeiten. Dazu gehört, daß man zuvörderſt Geld in ſeinen Beutel tut. Dieſe Glückszeit iſt euch jetzt gekommen.

Welches ſind nun dieſe künftigen Möglichkeiten? Glaubt ihr wirklich, daß die Welt an ihren augenblicklichen Zuſtand gebunden ſei, daß euch auch kampflos etwas von der Löwenbeute zufalle, um die der Kampf

Digitized by Google

heute geht: der Handel- und Seeverkehr mit den neuen gewaltigen Märkten in Afrika und Ostasien und den kolumbischen Festländern, und daß nachher das kleine und eingepferchte Land, das ihr bewohnt, es fertig bringen werde, mit dem wirtschaftlich sich erholenden Rußland einen schwunghaften und verständnisvollen Handel zu treiben, ohne die Zugehörigkeit zu einem der staatlichen Großbetriebe, die heute im Begriffe sind zu entstehen, den Großbetrieben, die durch Zusammenschluß zustande kamen eurer notwendigen größeren Unabhängigkeit zuliebe? Seid ihr im klaren darüber, daß ihr jetzt nur vom Augenblick lebt? Deutschland wird in Zukunft das industrielle und Großhandels-Deutschland wieder sein, das Land der fleißigen und der findigen Menschen, sobald es die Waffen wieder aus der Hand legt. Vergeßt auch nicht, daß, während die Handelsreisenden ihre Rundfahrten einstellten, seine Generale und Feldsoldaten an der Arbeit waren, seine Bootsführer unter See, seine Flieger, seine Gelehrten, seine Organisatoren, die den hingeworfenen Handschuh des Schicksals aufnahmen und mutig die Probleme anpackten, die dem deutschen Volk über Nacht entstanden sind. Vor allem das Problem der Erhaltung des Germanentums und der gleichzeitigen Bündnisse und Berührungen mit dem nach dem Westen drängenden jungen, kräftigen Slawentum. Dann das vorderasiatische Problem, das zum Teil das jüdische miteinschließt. Das dem heutigen Geschlecht noch so unendlich schwierig erscheinende, dornenvolle Problem des sich einigenden Mitteleuropa, das den späteren Geschlechtern wie ein Kinderspiel vorkommen wird. Die durch England problematisch gewordene Freiheit der Meere. Und die geistigen Probleme im Gefolge: Hier das Problem der künftigen gesellschaftlichen Schichtung und Erneuerung Europas, sodann das religiöse Problem mit seinen Rückwirkungen auf das Verhältnis der Kirchen zueinander, das Problem der zum erstenmal in ihrer Internationalität gefährdeten Forschung. Lockt es euch nicht, an diesen Aufgaben irgendwie tätig Teil zu nehmen, anstatt, nach einem kurzen Triumph des durch keinerlei eigenes Verdienst geschaffenen Merkantilismus, zu verfetten und in den gefährlichen Traum der Unabhängigkeit zu versinken? Oder seid ihr geschaffen für die Lebensstimmung der Entente, jene „Culture“ der lässigen Arbeit und der für vornehm erklärten Ausbeutung der Schwachen? Seid ihr ein abwärts gleitendes Volk? Oder

Digitized by Google

glaubt ihr den Grund eurer alten schwedischen Volkskraft wiederzufinden in der Hingabe an einen schrankenlosen Amerikanismus?

Die Zukunft Europas wird nicht amerikanistisch sein. Uns Deutschen hat der Krieg hierüber die Augen geöffnet. Er wird auch euch die Augen öffnen und euch zeigen, wohin die Reise geht. Nach Osten nämlich; Europa wird sich wieder „orientieren". Die schwedische Geschichte ist ein Verzeichnis mancher kühnen Tat, die Schweden dem Untergang nahe-führten, geringere Völker wären an solchen Taten untergegangen. Eure Krieger regierten in alten Zeiten Rußland bis zum Schwarzen Meere, die Grabhügel eurer Vorfahren erheben sich an der Wolga, am Pruth und an der Weichsel. Große Landschaften Europas kamen unter die Herrschaft der nordischen Wikinger, und die Spuren davon und der Nachhall des Geistes, der in Gustav Adolf und in Karl dem Zwölften lebte, sind ruhmvoller als die Spuren des schwedischen Volkes, das in den Staaten Nebraska und Wisconsin Landwirtschaft und Mechanikerarbeit verrichtet.

Wie freilich sollte eine kleine, wenn auch überaus einheitliche, und gesunde Nation von sechs Millionen die gewaltige, stolze und tätige Beziehung ihres Landes zum Weltganzen je erreichen und wieder herstellen, außer im Gebäude einer neuen großen Einheit? Der Kampf geht heute gegen das Germanentum als ein Ganzes. Ihr steht noch beiseite; aber auch euch geht es an, und auch bei euch ist stille Erbitterung, weil das auf seinen Inseln übermütig und untreu gewordene England sich in dieser Zeit mit seinen eigenen künftigen Feinden verbündethat.

Zur letzten Unterseeboots-Note Amerikas

Von Hans Steinuth

Zeitungsnachrichten meldeten in diesen Tagen, daß die amerikanische Regierung in einer Note an die kriegführenden Mächte die Annahme folgender Formel vorschlägt:

1. Ein Nichtkämpfer hat das Recht, an Bord eines unter der Flagge einer kriegführenden Macht fahrenden Handelsschiffes über den Ozean zu fahren und zu seinem Schutz auf die Bestimmungen des Völkerrechts und der Menschlichkeit zu rechnen.

Digitized by Google

2. Ein Handelsschiff, was immer für einer Nationalität, darf nicht ohne vorherige Warnung angegriffen werden.

3. Ein Handelsschiff einer kriegführenden Macht muß dem Befehl, beizudrehen, sofort Folge leisten.

4. Auf ein Handelsschiff darf nicht gefeuert werden, außer wenn das Schiff Widerstand zu leisten versucht. Selbst in diesem Falle muß der Angriff sogleich aufhören, sobald Flucht oder Widerstand aufhören.

5. Nur wenn es unmöglich ist, das Prisenschiff mit einer Besatzung zu versehen und es aufzubringen, ist die Zerstörung gerechtfertigt, in welchem Falle die an Bord befindlichen Personen in Sicherheit gebracht werden.

Der amerikanische Staatssekretär des Äußern, Herr Lansing, teilte den kriegführenden Mächten außerdem mit, daß bewaffneten Handelsschiffen nur, wenn sie bestimmte von Amerika vorgeschlagene Bedingungen unterschreiben, der Zugang in amerikanische Häfen gestattet werden kann, andernfalls würden sie nur unter den für Kriegsschiffe geltenden Bestimmungen zugelassen werden.

Man darf Amerika nicht den Vorwurf machen, daß es sich in die Frage der U-Boot-Kriegführung zwischen Deutschland und England und dessen Verbündeten einmischt. Unbestreitbar werden amerikanische Personen und amerikanische Güter durch den U-Boot-Krieg betroffen, und die amerikanische Regierung muß sich mit der Frage beschäftigen, ob und in wie weit dadurch amerikanische Rechte verletzt werden. Außerdem ist Amerika von seiten Deutschlands aufgefordert worden, Vorschläge über die Führung des U-Boot-Krieges zu machen. Bereits in der Note vom 28. Februar 1915 hat die deutsche Regierung grundsätzlich dieses Recht der amerikanischen Regierung eingeräumt.

Eine andere Frage aber ist, ob die Vorschläge, die Lansing den kriegführenden Staaten unterbreitet, den Grundsätzen von Recht und Billigkeit entsprechen und ob sie praktisch durchführbar sind.

Wenn Herr Lansing an die Spitze seiner Ausführungen den gegen den Schluß nur mit gewissen Einschränkungen gestellten Satz klar und scharf als Hauptforderung an die erste Stelle gesetzt hätte: „Handelsschiffe dürfen unter keinen Umständen bewaffnet sein", dann würde er die erste große Schwierigkeit bei der Verständigung aus dem Wege geräumt haben, und dann würden alle seine Forderungen zum mindesten diskutabel erschei-

Digitized by Google

nen. So lange aber noch bewiesen ist, daß Handelsschiffe sich bewaffnen und heimtückisch U-Boote beschießen, sogar unter fremder Flagge, so lange dürften alle seine Vorschläge außer Diskussion stehen. Wenn die amerikanische Regierung sich entschließen sollte, von dem Standpunkt abzugehen, bewaffnete Handelsschiffe überhaupt zuzulassen, selbst wenn sie den sonst von ihr vorgeschriebenen Bedingungen entsprechen, dann wird sich über die weiteren Forderungen verhandeln lassen. Dann wird die Forderung 2 ohne Einschränkung, die Forderung 4 mit der Änderung „Flucht" statt Widerstand angenommen werden. Ein Widerstand wäre ja, wenn das Handelsschiff nicht bewaffnet ist, unmöglich, es sei denn, es werde ein Rammversuch gemacht. In diesem Falle würde das Schiff seinen Charakter als Handelsschiff aufgeben. Auch Punkt 5 würde keinen Bedenken begegnen, nur ist beim Unterseeboot-Krieg festzustellen, daß wohl in fast allen Fällen es unmöglich ist, das Prisenschiff mit einer Besatzung zu versehen und aufzubringen, da die Besatzung der Unterseeboote auf das für die Bedienung notwendige Mindestmaß beschränkt ist. In Ausnahmefällen, vielleicht in der Nähe der Stützpunkte der U-Boote, in der Nähe deutscher oder in deutschem Besitz befindlicher Häfen, wird sich diese Forderung mitunter erfüllen lassen.

Schwierigkeiten scheint Punkt 1 zu bieten. Lansing sagt, ein Nichtkämpfer soll das Recht haben, mit einem Handelsschiff einer kriegführenden Macht zu fahren und fügt hinzu, „und zu seinem Schutz auf die Bestimmungen des Völkerrechts und der Menschlichkeit zu rechnen". Das Recht, auf solchen Schiffen zu fahren, ist dem Nichtkämpfer von Deutschland niemals bestritten worden, sofern seine eigene Regierung und die Regierung oder die Reederei des feindlichen Handelsschiffes das gestattet. Er muß dann aber auch die Folgen tragen, und diese Folgen sind sehr einfach.

An und für sich gilt zwar auch im Seekriege der Nichtkämpfer als unverletzlich. Vom Meer aus darf z. B. auf feindliche Privatleute absichtlich nicht geschossen werden. Wenn sich diese Privatleute aber an Bord eines der Beschießung, also der Versenkung ausgesetzten Schiffes befinden, so wird die Lage anders. Dann ist ihr Mitversenken oder Mitvernichten nicht immer zu verhindern[1]. Rehm sagt hierüber folgendes: Es gilt also hier

[1] Siehe: Hans Steinuth: „England und der U-Boot-Krieg". Seite 17ff.

Digitized by Google

nach der Natur der Sache der Satz, daß das Mitversenken erlaubt sei. Dieser Satz wäre nur dann ausgeschlossen, wenn sich im Völkerrecht, ebenso wie für die Waren an Bord durch die Pariser Seerechtserklärung, auch für Personen an Bord die der Natur der Sache widerstrebende Rechtsregel der Unverletzlichkeit, also die Rechtsnorm: unfrei Schiff, frei Person, gebildet hätte. Die Rechtsnorm würde hier natürlich für die Frage der Zerstörung nicht die Abwandlung haben: die Personen dürfen mitversenkt werden, aber es ist Ersatz zu leisten, sondern der Rechtssatz würde lauten: das Versenken des Schiffes hat zu unterbleiben, weil die Menschen darauf unverletzlich sind.

Im Falle der Versenkung besteht auch an sich keine Rettungspflicht. Diese kennt das Völkerrecht nur gegenüber Schiffbrüchigen der Kriegsmarine und zwar nach Beendigung der Operationen.

Aber die Rechtsfrage ist auch bis zu einem gewissen Grade gleichgültig. Deutschland wird immer die Gebote der Menschlichkeit befolgen und den Nichtkämpfern die Ausnutzung aller Möglichkeiten, sich retten zu lassen, und diese Rettung keineswegs weder direkt noch indirekt erschweren. Voraussetzung ist hierbei immer, daß nicht, wie es leider in der englischen Marine vorgekommen ist, die Mannschaften sich vordrängen und den Passagieren die Benutzung der Rettungsboote erschweren oder unmöglich machen.

Also noch einmal: alle Schwierigkeiten des U-Boot-Krieges sind aus der Welt geschafft, wenn Amerika die Verpflichtung dafür übernimmt, daß Handelsschiffe nicht bewaffnet sind. In dem Augenblick, wo es Deutschland diese Garantie gibt, wird sich Deutschland sicherlich bereiterklären, kein Handelsschiff ohne vorherige Warnung anzugreifen, auf kein Handelsschiff zu feuern, außer wenn es sich durch Flucht entziehen oder Widerstand leisten will, eine Versenkung des feindlichen Handelsschiffes nur dann eintreten zu lassen, wenn es unmöglich ist, es aufzubringen, und für die Sicherheit der an Bord befindlichen Passagiere in weitestem Umfange bemüht zu sein. Den durch die Lage der Sache gegebenen Gefahren kann freilich niemand entgehen: hoher Wellengang, weite Entfernung von der Küste bringen allemal Menschenleben in Gefahr, und wer sich dieser Gefahr nicht aussetzen will, der fährt am besten nicht, trotz des ihm zustehenden Rechtes, an Bord eines die feindliche Flagge führenden Handelsschiffes.

Digitized by Google

Es scheint aber, als ob Herr Lansing mit der Durchführung seiner Forderung auf Schwierigkeiten stoßen wird. Die Ironie der Geschichte will es, daß mit der Veröffentlichung seiner Note durch die Zeitungen eine Mitteilung des Deutschen Admiralstabes folgenden Inhalts ging:

„Am 17. Januar, 10 Uhr vormittags, hielt das Unterseeboot 150 Seemeilen östlich von Malta einen Dampfer an, der die holländische Flagge führte und am Bug den Namen „Melanie" trug. Der Dampfer stoppte, machte Signal „Habe Halt gemacht" und schickte ein Boot. Als sich darauf das Unterseeboot zur Prüfung der Schiffspapiere dem Dampfer näherte, eröffnete dieser unter holländischer Flagge aus mehreren Geschützen und Maschinengewehren ein lebhaftes Feuer und versuchte, das Unterseeboot zu rammen. Diesem gelang es nur durch schnelles Tauchen, sich dem völkerrechtswidrigen Angriffe zu entziehen."

Und nach einer Nachricht des „Petit Journal" soll der Admiral Lacaze erklärt haben, daß die französischen Handelsschiffe den Befehl erhalten hätten, das U-Boot, das in ihrer Nähe auftaucht, auch wenn es nicht angreift, zu beschießen. Die Bewaffnung dieser Schiffe, die nicht als Hilfskreuzer betrachtet (!) werden, besteht aus 47-mm- und 65-mm-Geschützen und soll nächstens durch 75-mm-Kanonen vervollständigt werden. Bis jetzt sei nur ein Teil der Handelsschiffe bewaffnet, da es an der notwendigen Artillerie fehlte. Es würden jedoch alle Handelsschiffe mit Geschützen versehen werden.

Solange eine solche Handhabung des Seekrieges stattfindet, kann niemand billigerweise von Deutschland verlangen, sich zum widerstandslosen Verlust von Schiffen und Menschenleben bereit zu erklären und sich einer der besten Waffen in dem schweren Kampfe um seine Existenz zu begeben, lediglich, weil irgendeine Nation es so wünscht. Deutschland hat im Landkriege bewiesen, daß es den Plan seiner Feinde, es zu zermalmen, in das Gegenteil verkehrt hat, daß es sich ausgebreitet hat nach links und rechts, nicht in aggressiver, sondern in defensiver Absicht; da man es also militärisch nicht unterkriegen kann, so will man es wirtschaftlich versuchen, will man es aushungern. Welcher Unbeteiligte (es gibt auch geheime Beteiligungen) wird verlangen, daß sich jemand wehrlos erdrosseln läßt? Deutschlands Mittel, sich gegen diese Erdrosselung zu schützen (und daß die „Erdrosselung" nicht nur eine bloße Redensart ist, das beweisen andauernd die

Digitized by Google

Reden der führenden englischen Staatsmänner im Parlament), ist eben das Unterseeboot, und von diesem Mittel will es nach Gesetz und Menschlichkeit, nicht darüber hinaus, aber auch nicht darunter, Gebrauch machen. Hände weg, wer es daran hindern will! Deutschland führt den Kampf um seine Existenz, es darf dabei nicht nach rechts und links schauen, sondern muß nur das eine, große Ziel im Auge haben, durchzuhalten und durchzukommen. Und es wird durchkommen! Es wird sich nicht beirren lassen, nicht durch Drohungen mit dem Abbruch diplomatischer Beziehungen, nicht durch Drohungen mit der Beschlagnahme wertvoller Schiffsräume. Die deutsche Schiffahrt muß sich damit abfinden und wird es tun, denn Deutschland wird, wenn es zielbewußt ist, diesen Krieg zu einem guten Ende führen und wird Mittel und Wege finden, nach Beendigung des Krieges wieder in den Besitz seiner Schiffe zu gelangen.

Deutschland wünscht keine neuen Feinde. Nicht, weil es sie etwa fürchtet, sondern weil ihm immer daran gelegen war und noch immer daran liegt, den Frieden zu wahren, soweit es geht. Deutschland kann aber nicht und wird nicht der Spielball unberechtigter Forderungen sein, Forderungen, die seine Existenz bedrohen. Da wird es hart auf hart auf seinem Standpunkt bestehen bleiben und danach handeln, wie wiederholt betont, unter Wahrung von Gesetz und Menschlichkeit.

Amerika und England

Der Krieg und die amerikanische Volkswirtschaft

Von Leo Simon

Die großen Gewinne, die in Amerika durch Kriegslieferungen an den Vierverband erzielt worden sind, können den ruhigen Beobachter des amerikanischen Wirtschaftslebens nicht darüber täuschen, daß der Krieg in seinem Endergebnis schwere Nachteile für die amerikanische Volkswirtschaft nach sich ziehen wird, die sich teilweise schon jetzt geltend zu machen beginnen.

Die einseitige Entwicklung, welche die amerikanische Eisen- und Stahlindustrie seit Kriegsbeginn fast ganz auf die Lieferung von Kriegsmaterial eingestellt hat, wird schwere volkswirtschaftliche Schädigungen im Gefolge haben. Ganz abgesehen davon, daß nach Wegfall der augenblick-

Digitized by Google

lichen Bestellungen große, in der Kriegsindustrie investierte Kapitalien brachliegen werden, wird eine große Zahl an ungewöhnlich hohe Löhne gewöhnter Arbeiter sich unvermittelt ohne Beschäftigung sehen und nur langsam zu weit niedrigeren Löhnen wieder anderweitig eingestellt werden können. Endlich werden die Kapitalverluste des amerikanischen Publikums, das die Rüstungswerte von den großen Finanziers zu hohen Preisen übernommen hat, ungeheuer sein, und als Endergebnis dieser Entwicklung wird man auch dieses Mal die Macht der Finanzmagnatengesteigert sehen, die brechen zu wollen die demokratische Partei unter Führung Wilsons auf ihr Banner geschrieben hat.

Auf große neue Kriegsbestellungen kann Amerika schon jetzt nicht mehr rechnen, denn nach dem „Statist" vom 15. Januar wird Kanada in Verbindung mit den in England selbst errichteten neuen Fabriken in aller Kürze in der Lage sein, alle Erfordernisse der Verbündeten an Munition selbst zu decken. Mehr als 320 Firmen sind Tag und Nacht in Kanada mit deren Herstellung beschäftigt. Die Munitionsindustrie Kanadas hat sich zur größten Industrie des Landes entwickelt.

England ist aber nicht nur bestrebt, seine Munitionsbezüge aus Amerika mehr und mehr zu vermindern und als Lieferant seiner Verbündeten anstelle Amerikas die hohen Kriegsgewinne möglichst ausschließlich an sich zu ziehen, sondern es sucht sich auch darüber hinaus für den Bezug von Rohstoffen von Amerika mehr und mehr unabhängig zu machen.

Einige Beispiele mögen dies erweisen:

Schon im Jahre 1914 zeigte die Kupfererzeugung Amerikas eine erhebliche Verminderung gegen das Vorjahr, und die englischen Bestrebungen, die eigene Erzeugung zu steigern, werden viel dazu beitragen, die Entwicklung dieses großen Zweiges der amerikanischen Volkswirtschaft empfindlich zu hemmen.

Nach dem „Economist" vom 15. Januar werden beispielsweise die australischen und kanadischen Kupfererze in der Folge nicht mehr zur Verhüttung nach Amerika verschifft werden, sondern in neu entstandenen Anlagen im Lande selbst auf Elektrolyt und Raffinat-Kupfer verarbeitet. Dies bedeutet eine empfindliche Einbuße für die große amerikanische Verhüttungs-Industrie, welche sich auf den Bezug australischer und kanadischer Erze eingerichtet hatte.

Digitized by Google

Schon jetzt hat die amerikanische Kupferausfuhr nach Europa durch den Wegfall der deutschen Bezüge im Jahre 1915 einen sehr bedeutenden Ausfall erlitten; ein Ausgleich durch den vermehrten Bedarf der Verbündeten konnte auch nicht annähernd erreicht werden.

Die englischen Bemühungen, auf Kosten der amerikanischen Baumwollpflanzer die Baumwollerzeugung in Ägypten und Indien immer mehr zu steigern, sind bekannt, und die englischen Spinner haben im vergangenen Jahre die durch die Ausschaltung des deutschen Marktes für sie günstige Situation den amerikanischen Baumwollerzeugern gegenüber gründlich ausgenützt.

Von den hohen Getreidepreisen in Europa hat Amerika nicht profitieren können, da die Steigerung ausschließlich den englischen Reedern zugute kam. Dasselbe gilt in der Hauptsache auch für den amerikanischen Fleischexport. Nach dem Kriege wird England als Abnehmer amerikanischen Getreides mehr und mehr ausscheiden und statt dessen rumänisches und in der Hauptsache russisches Getreide beziehen, da dies letztere zur Deckung der Anleihen dienen muß, die England an Rußland gewähren mußte und auch in der Folge wird bewilligen müssen. Einen höheren Preis für russisches Getreide wird England immer durch Manipulierung mit der russischen Valuta auszugleichen wissen. In gleichem Maße aber, in welchem sich der englische Markt den amerikanischen Erzeugnissen verschließt, gewinnt Deutschland an Bedeutug für die amerikanische Volkswirtschaft. —

In seiner Handelsflotte besitzt England bei dem Fehlen einer größeren amerikanischen Handelsflotte eine scharfe Waffe für die Preisregulierung sowohl beim Bezug *von*, als im Wettbewerb *mit* amerikanischen Erzeugnissen auf dem Weltmarkte, so lange der mäßigende Einfluß der deutschen Handelsschiffahrt die monopolartige Entwicklung der englischen nicht zu hindern vermag.

In welchem Umfange und mit welcher Rücksichtslosigkeit die englischen Schiffahrtskreise die augenblickliche Situation ausnützen, ist ja schon jetzt Gegenstand immer leidenschaftlicherer Äußerungen der Presse der eigenen Verbündeten Englands. So stellt die „Tribuna" nach englischen Berichten fest, daß die Jahreseinnahmen der englischen Reedereien *von* 2½ *Milliarden vor dem Kriege sich auf über* 8 *Milliarden*

Digitized by Google

im Jahre 1915 gesteigert haben, und zwar trotzdem daß 40 % der englischen Handelsflottte an dem Handelsverkehr nicht teilnehmen konnten, da sie von der Marineverwaltung requiriert worden sind. Auch die Gewinne der neutralen Schiffahrt fließen zum großen Teil in die Taschen englischer Kapitalisten. Die Segnungen der Kontrolle der Meere durch England kommen also der Welt — und nicht zum wenigsten Amerika — etwas teuer zu stehen.

Ganz besonders stellen aber die auf einen engeren wirtschaftlichen Zusammenschluß des britischen Imperiums gerichteten protektionistischen Bestrebungen eine ernste Bedrohung für die wirtschaftliche Expansion Amerikas dar.

Da die Bevölkerung Englands zur Durchführung der englischen wirtschaftspolitischen Ziele nicht ausreicht, wird England bestrebt sein, den Strom der europäischen Auswanderung von Amerika abzulenken und auch hierdurch dessen Entwicklung gewollt oder ungewollt zu gefährden.

In gleichem Maße aber, in welchem sich der englische Markt den amerikanischen Erzeugnissen verschließt, gewinnt Deutschland an Bedeutung für die amerikanische Volkswirtschaft.

Der für Deutschland siegreiche Ausgang des ihm von England aufgezwungenen Kampfes und die Vereitelung der politischen und wirtschaftlichen Hegemonie, welche England durch den Beitritt zu der deutschfeindlichen Koalition zu erringen hoffte, liegt also durchaus auch im Interesse Amerikas.

England duldet eben keine Rivalen neben sich, und Englands Kriege in den letzten vierhundert Jahren sprechen eine beredte Sprache dafür, daß es unter Ausnützung der kontinentalen Gegensätze den Handel strebsamerer Rivalen immer zu vernichten und sich zugleich auf Kosten seiner Verbündeten zu bereichern trachtet.

Der wirtschaftliche Protektionismus Englands ist eben stets kriegerisch gerichtet gewesen.

Nichts kennzeichnet übrigens besser die rein materielle, jeden idealen Beweggrundes bare englische Auffassung vom Wesen des Krieges als die folgenden Auslassungen der „Morning Post“ vom 20. November 1915:

„Wir hören hier und dort Voraussagungen über Ruin und Staats-

Digitized by Google

bankrott. Die Freunde von Statistiken weisen genau nach, wie lange wir im jetzigen Tempo fortfahren können. Wir möchten diesen Leuten sagen, daß England oft vorher Krieg führte, aber noch nie Bankrott machte. Unsere Vorväter bauten das Reich im Kriege auf und trotz der Ausgaben ging es England nie so gut, wie in einem guten dicken Kriege. Sie waren gewohnt, dafür zu sorgen, daß der Krieg sich bezahlt machte und benutzten unsere Flotte so, daß der Reichtum der Welt in unseren Händen zusammenfloß. — Wir müssen jetzt die alte Kunst wieder lernen."

Nimmt man dazu noch die Äußerungen des freihändlerisch liberalen „Economist", daß Mr. Asquith und Sir Edward Grey einen Krieg nach Pittschem Vorbild führen, so wird es auch dem politisch Ungeschultesten klar, sein, daß die systematischen Bestrebungen Englands, Deutschland zu treffen, nur das eine Ziel verfolgten, die englische Hegemonie über Europa für die Ewigkeit zu stabilieren, um, befreit von den Gefahren einer kontinentalen europäischen feindlichen Koalition, nach Schwächung aller europäischen Kontinentalmächte sich mit voller Kraft einer Lösung der ostasiatischen Frage und der Frage der Herrschaft im Stillen Ozean nach englischem Sinne zuwenden zu können.

Dafür, daß ein siegreiches England mit einer Auseinandersetzung mit Amerika nicht warten wird, bis Amerikas Flotte und Landmacht ausgebaut sein werden, sprechen einmal alle geschichtlichen Erfahrungen und der gegenwärtige Krieg selbst zur Genüge, dann aber lassen auch hierüber Lord Roseberys jüngste Äußerungen in Edinburgh keinen Zweifel übrig.

Englands Werben um Chinas Bundesgenossenschaft

Von Wilhelm Schüler

Es scheint in der deutschen Presse überhaupt kaum bekannt geworden zu sein, welche Anstrengungen von England im vorigen November gemacht worden sind — gerade damals als es seinen Bundesgenossen auf dem Balkan so kläglich opferte — um noch ein anderes Volk, oder besser gesagt, eine andere Regierung, in den Krieg gegen uns hineinzulocken; die

Digitized by Google

chinesische. Das Erstaunen, das diese Nachricht bei uns hervorrufen wird, angesichts unserer, in Wahrheit durch keinerlei gegensätzliche Interessen getrübten, guten Beziehungen zu China, hat beim chinesischen Volk selbst sich nicht weniger geäußert, als dort die hintertriebenen Pläne Englands bekannt wurden. Das spiegelt sich in der chinesischen Presse deutlich wieder, auf die samt den in ihr gegebenen Auszügen aus japanischen und anderen Zeitungen die folgende Darstellung sich lediglich gründet. Die vorliegenden, sich z. T. widersprechenden Nachrichten gestatten freilich noch nicht, das heimliche Spiel ganz zu durchschauen, das die englische Politik dort begonnen hat, und die Rolle, welche Japan dabei in Wahrheit spielte. Doch ist auch das einstweilen noch lückenhafte Material bei der Bedeutung des Gegenstandes wichtig genug, um unsere Aufmerksamkeit zu beanspruchen.

Die Urheber jenes Plans sind — japanisch-chinesischer Darstellung zufolge — Jordan, der langjährige Gesandte in Peking, und Morrison, der wegen seiner Deutschfeindlichkeit schon seit vielen Jahren bekannte Korrespondent der „Times", jetziger politischer Ratgeber bei der chinesischen Regierung. Die englische Regierung ging auf die Vorschläge ihres Vertreters um so lieber ein, als sie zu der Zeit des Bedürfnis fühlen mußte, die auf dem Balkan erlittene diplomatische Niederlage durch einen andern Gewinn wieder gutzumachen. Was sie sich von der Bundesgenossenschaft Chinas verspricht, ist in erster Linie die völlige Beseitigung des deutschen Einflusses in China. Denn mit der gleichen Offenheit wie vor kurzem jenes englische Gericht verkündigt die englische Presse in China von Anfang an, daß die Erdrosselung des deutschen Handels das eigentliche Kriegsziel darstelle; und mit Ingrimm hat sie zugleich bisher wiederholt konstatieren müssen, daß sie von diesem Ziel noch weit entfernt sei, daß die chinesischen Kaufleute, „durch Lügennachrichten betrogen", hartnäckig an den Glauben der schließlichen Überlegenheit Deutschland — Österreichs festhalten, und die bisher von den Deutschen bezogenen Waren keineswegs in dem erwarteten Maße nunmehr bei den Engländern bestellen, vielmehr auch jetzt noch in mehr Verbindung mit den Deutschen bleiben. Diesem Zustand soll nun gewaltsam ein Ende gemacht werden, indem alle Deutschen in China gefangen gesetzt und von ihrem Arbeitsfeld vertrieben werden. Gleichzeitig will man jede Art von Propaganda der Deutschen in China unterbinden, auf die allein man die jetzt im chine-

Digitized by Google

sischen Volk im großen und ganzen für Deutschland herrschende Sympathie meint zurückführen zu müssen; auch wird englischerseits viel von deutscher Beteiligung am Waffenschmuggel für Indien und Verletzung der chinesischen Neutralität geredet, die ein Eingreifen der Regierung notwendig mache. Schließlich verspricht man sich auch von den chinesischen Arsenalen einen beträchtlichen Gewinn, der besonders Rußland zugute kommen werde. Allerdings ist in Wahrheit die gegenwärtige Leistungsfähigkeit der chinesischen Arsenale so gering, daß sie erst eine erhebliche Umwandlung erfahren müßten, um einigermaßen solchen Hoffnungen entsprechen zu können. Darüber, was der englische Werber der chinesischen Regierung als ihren Vorteil vorrechnete, wenn sie ihre Neutralität zugunsten Englands preisgeben würde, werden folgende Angaben gemacht: Zurückerwerbung der deutschen Niederlassungen in China, Verfall oder mindestens Aufschub der deutschen Schuld (vom Boxerjahr und späteren Anleihen herstammend), Gewährung einer Anleihe, Erhöhung des Seezolles und vor allem: Beteiligung bei der zukünftigen Friedenskonferenz und Anerkennung der geplanten monarchischen Staatsform. Außerdem habe der englische Gesandte auch den Verzicht auf das Vorrecht der konsularischen Gerichtsbarkeit in Aussicht gestellt.

Die chinesische Regierung bezw. Juan-shi-kai soll anfangs diese Werbungen rundweg abgewiesen haben. Indes habe von dem Augenblick an, da er des japanischen Widerspruchs gegen die geplante Monarchie sich bewußt wurde, die von England nebst Frankreich und Rußland in Aussicht gestellte Billigung dieser Umwandlung ihn nicht mehr ganz ablehnend sich verhalten lassen. Nicht minder aber habe ihn — wiederum nach japanischer Quelle — die Aussicht gelockt, auf diese Weise ein Gegengewicht gegen die japanische Begehrlichkeit zu bekommen. Einerlei nun, wie es sich mit dieser japanischen Vermutung über die Erwägungen Juan-shi-kais verhalten mag, so wird uns die andere aus derselben Darstellung stammende Annahme eher als zutreffend erscheinen, daß England seinerseits mit dem Versuch, China näher an sich zu ketten, zugleich gegen dem immer übermächtiger werdenden Einfluß Japans ein Gegengewicht bilden wollte. Eben darum hatte England hinsichtlich seines Plans sich wohl mit Rußland und Frankreich, nicht aber mit Japan verständigt.

Plötzlich wurde nun Mitte November durch ein Telegramm aus Wa-

Digitized by Google

shington dem japanischen und chinesischen Volke der Plan Englands bezw. des Dreiverbands, China in seinen Bund hineinzuziehen, verraten! Die Antwort der japanischen Presse war zunächst nur Entrüstung und Ablehnung, und diese japanische Haltung ist wohl das nicht am wenigsten Bemerkenswerte an der ganzen Angelegenheit. Es ist ein deutliches „Hände weg von China", das die japanische Presse England nebst Rußland und Frankreich zuruft. Sie sieht als die selbstverständliche Folge einer Beteiligung Chinas am Kriege voraus, daß die drei europäischen Mächte in die militärischen und finanziellen Angelegenheiten Chinas mit hineinreden werden, und das eben soll nicht sein. In Chinas Angelegenheiten will allein Japan hineinreden.

Daß die chinesische Presse ihrerseits ebenfalls von dem englischen Plan unangenehm überrascht war, ist nicht zu verwundern. Das Volk fühlt im voraus, daß bei diesem ihm angebotenen Geschäft ihm doch wieder eine neue Last von den Ausländern aufgebürdet werden würde, und es fühlt zudem gar keine Veranlassung, warum es sich gerade auf die Seite der Feinde Deutschlands stellen sollte. „Selbst wenn der Präsident Neigung haben sollte, auf den englischen Plan einzugehen" -- sagt selbst die „Osoka Mainichi" — „so würde doch das chinesische Volk diesen Plan nicht zur Verwirklichung kommen lassen; denn sein Herz ist jetzt wie berauscht von dem deutschen militärischen Geiste."

Ist dies auch mit starker Übertreibung gesagt, so liegt, wie bereits erwähnt, dieser Behauptung doch eine Wahrheit zugrunde, welche der Ausdruck des starken Eindruckes ist, den der deutsche Heldenkampf gegen eine solche Übermacht stärkster Feinde auf das chinesische Volk gemacht hat.

Durch wen ist die Nachricht von dem englischen Plan verbreitet worden? Darüber werden aus Peking zwei verschiedene Annahmen verbreitet. Nach der einen hat die chinesische Regierung selbst die Nachricht durchsickern lassen, weil es ihr bei den englischen Drohungen ungemütlich wurde. Indes hat dies die chinesische Regierung ausdrücklich in Abrede gestellt. Der anderen Auffassung nach, die — wie ein deutsches Telegramm aus Shanghai meldet — in Peking die vorherrschende ist, stammt jene Nachricht von niemand anders als von den argwöhnischen Japanern selbst, die auf diese Weise ihren Bundesgenossen erschrecken und daran erinnern wollten, daß sie derartige „Extratouren" mit China ohne ihre eigene Be-

Digitized by Google

teiligung nicht dulden würden. War dies die japanische Absicht, so scheint sie diese glänzend erreicht zu haben. Denn einem Reutertelegramm vom 1. Dezember aus Tokio zufolge hat der dortige englische Gesandte von Sir Edward Grey den Auftrag erhalten, der japanischen Regierung die bestimmte Erklärung zu übermitteln, daß England nicht daran denke, mit China in die Erörterung einer politischen Angelegenheit einzutreten, ohne sich vorher mit Japan beredet zu haben! Eine Erklärung, die wiederum in Pekinger amtlichen Kreisen große Bestürzung hervorgerufen hat, weil damit von England deutlich anerkannt werde, daß China als japanischer Schutzstaat zu gelten hat. — Es scheint im Zusammenhang mit dieser englischen Erklärung in Tokio zu stehen, daß seitdem die japanische Presse die englischen Bemühungen um China freundlicher beurteilt, wenigstens sofern es sich um den Plan der Unterdrückung des Deutschtums in China handelt. Die halbamtliche „Kokumin Shimbun" vom 2. 12. schreibt: „Obwohl Japan die Hineinziehung Chinas in den Krieg nicht billigen kann, weil die Aufrechterhaltung des Friedens im Osten sein oberstes Ziel bleiben muß, so muß es doch andererseits auch auf Aufrechterhaltung der guten Beziehungen zu den befreundeten Staaten bedacht sein und deren Interessen in China schützen. Die Vertreibung der Deutschen in China ist daher gut zu heißen; und die Unterredungen, die der japanische Gesandte in Peking wiederholt mit den Vertretern von England, Frankreich, Rußland in letzter Zeit gehabt hat, bezogen sich eben darauf, die Wurzel des deutschen Unheils in China zu beseitigen."

Ferner wird Anfang Dezember aus amtlichen chinesischen Kreisen von Gegenvorschlägen berichtet, die Japan England gegenüber gemacht habe, ohne deren Annahme es keinerlei Entgegenkommen zeigen und China bestimmt davon abhalten werde, auf den englischen Plan einzugehen. Andererseits hört man nunmehr auch davon, daß England den Japanern in Aussicht stellte, die Arsenale des erhofften neuen chinesischen Bundesgenossen in die Hand zu bekommen.

Diese ganze Beurteilung des englischen Planes muß seinen Urhebern natürlich unangenehm sein. Deshalb versuchte Anfang Dezember ein Reutertelegramm glauben zu machen, daß nach Erklärungen aus dem Auswärtigen Amt die chinesische Regierung überhaupt keine Verhandlungen in dieser Sache mit England geführt habe. Indes schenkt weder die ja-

Digitized by Google

panische noch die chinesische Presse dieser Mitteilung Glauben. Und das halbamtliche Organ der chinesischen Regierung, die „Asia-gih-pao“ spricht auch lediglich davon, daß die Regierung kein Schreiben in dieser Sache erhalten habe. „Vielleicht aber sei die Frage mündlich erörtert worden.“ Etwas anderes als vorsichtig geführte mündliche Verhandlungen waren aber überhaupt von keiner Seite behauptet worden. Auch wird von anderer Seite nicht unrichtig darauf hingewiesen, daß China ein doppeltes Auswärtiges Amt, das offizielle der Regierung und das zweite des Präsidenten besitze. Man kann wohl darauf gespannt sein, zu erfahren, wie sich die Verhandlungen zwischen England und Japan über ein Vorgehen gegen die Deutschen in China im Laufe des Dezember noch weiter gestaltet haben und welche Anerbietungen dabei noch Juan-shi-kai gemacht worden sind.

Unter den mannigfachen Besprechungen, welche diese ganze Angelegenheit in der ostasiatischen Presse hervorgerufen hat, ist ein Leitartikel der chinesisch geschriebenen japanischen Zeitung in Schanghai von besonderem Interesse, weil er die Ablehnung der Hineinziehung Chinas in den europäischen Krieg direkt unter das Thema stellt: Asien für die Asiaten! Er ist bemerkenswert genug, um in seinem größeren Teil wörtlich wiedergegeben zu werden, und lautet, unter der Überschrift „Die großasiatische Idee“, wie folgt:

„Nach dem Ende des jetzigen Krieges wird es in Europa nur noch eine beherrschende Macht geben: England oder Deutschland. In Amerika, wo die Monroe-Doktrin entstanden ist, gibt es jetzt schon nur eine gebietende Macht. Kraft dieser selben Doktrin heißt es nun auch bei uns: Asien für die Asiaten! Daher muß China mit Japan einen engen Bund schließen, damit dann in der Welt, gleich den Füßen eines Dreifußes, 3 Großmächte dastehen werden: Im Meer des Westens: England oder Deutschland. Im Meer des Ostens: Amerika. Im Meer der Mitte: Japan. — Diese asiatische Monroe-Doktrin muß deutlich bekannt werden und aus dem Grunde müssen wir uns dem Plan Englands, Frankreichs, Rußlands, China in den Krieg zu ziehen, energisch widersetzen. Und zwar im einzelnen aus folgenden Gründen: 1. Um der Tatsache willen, daß das Recht zum Krieg nur da gegeben ist, wenn bei Differenzen zwischen zwei Staaten keine andere Lösung übrig bleibt. Was aber hat China für einen Kriegsgrund?

Digitized by Google

Da nun Japans Vorteil oder Nachteil aufs engste mit dem Chinas verbunden ist, ist es auch unsere Sache, auf jene Zumutung des Dreiverbandes die Antwort zu geben. 2. Um der großasiatischen Idee willen. In dem, was den Vorteil oder Nachteil, das Steigen oder das Fallen der asiatischen Völker oder Rassen anbetrifft, bilden alle Asiaten eine große Gemeinschaft. Ihr Wachsen und Blühen zu erhoffen und zu erstreben, ist in Wahrheit unsere Pflicht, sowohl gegen die Vorfahren, als gegen die Nachkommen. Für die Rasse muß das Leben ihrer Rasse, das was ihr Nutzen oder Schaden bringt, die unverrückbare Norm bilden. Im besonderen gilt dieser Grundsatz für Ostasien, und wenn es ihn nicht beachtet, wird es dies nachher schwer bereuen müssen. In dem Gegensatz der Völker gibt es über das, was gerecht ist oder nicht, auf der Welt keine Instanz, welche hierüber zu entscheiden vermag. Rasse und Volk müssen ihren Standpunkt allein in dem nehmen, was ihnen Nutzen und Gewinn bringt. Wenn nun China auch in den Krieg gegen Deutschland und Österreich sich hineinziehen ließe, so würde das zugleich nachteilige Folgen für den auswärtigen Handel haben und es müßte sich zugleich von den Ausländern in die Angelegenheiten seiner Armeen und Finanzen hineinreden lassen. Und wenn es zum Friedensschluß käme, würden die Ausländer sich gütlich tun an unserer Tafel und uns nur die Brocken übrig lassen. 3. Um der sittlichen Kultur willen. Der Charakter der europäischen, materiellen Kultur ist das Streben nach Gewinn. Diese Kultur ist von Gott schon längst verworfen. Heute wird in Europa getauft mit dem Feuer der Kanonen. Das ist die vernünftige, innere Logik. Wird Europa nach diesem Kriege wieder zu neuem Leben erstehen, oder wird es immer bei diesem Zustand bleiben? Das liegt in Europas eigener Hand! Aber für uns hier in Ostasien, die wir diese europäische Schuld nicht auf uns tragen, liegt kein Grund vor, uns auch in diese Hölle hineinziehen zu lassen.

Die Europäer haben 200 Jahre lang andere Reiche erobert, ihre Schätze an sich gerissen, die Menschen anderer Rassen gewalttätig behandelt. Das Böse, das sie gesät, das gärt nun empor in diesem furchtbaren Kampfe. Und den so gesammelten, ungerechten Reichtum, den müssen sie nun vollständig für die Kosten des Krieges ausgeben, und von dem Körper, der durch das Fleisch anderer fett geworden ist, bleichen nun die Knochen auf

Digitized by Google

den Schlachtfeldern als Sühne für Sünde und Unrecht. Aber die Menschheit besteht nicht nur aus der weißen Rasse, und die Ziele der Welt sind nicht nur die Ziele der weißen Menschheit, das ist selbstverständlich. Daher besteht denn auch gar keine Notwendigkeit für China, in den Dreiverband einzutreten. Was die Maßregeln gegen die in China lebenden Deutschen und Österreicher anbetrifft, so braucht man deshalb nicht Krieg zu führen; da läßt sich aus den Hoheitsrechten Chinas heraus alles Nötige machen.

Der Artikel empfiehlt schließlich noch einmal dringend ein chinesisch-japanisches Bündnis aus dem großasiatischen Gedanken heraus. „Der europäische Krieg enthält für unser altes, aus sich selbst emporgekommenes Asien eine Warnung und geheime Mitteilung. Wird wohl ein großer Mann erstehen, der diesen geheimen Sinn versteht und laut die Wiederauferstehung des großen Asien und die Monroe-Doktrin für Asien ververkündet! Ich, meinerseits, rufe laut: Es lebe das chinesisch-japanische Bündnis! Jetzt ist die Zeit dafür gekommen!"

Notizen

Deutschland und ein neuer Balkanbund

Die griechische Zeitung „Nea Imera" stellt vor kurzem das Mißlingen des Balkanbundes unter Führung Englands fest und fährt dann fort: „Jetzt sucht Deutschland einen Balkanbund zu bilden, und zwar bisher mit großem Geschick. Es hat die Bürgschaft für die Unverletzlichkeit unseres Landes übernommen und zeigt politisch auch die Fähigkeit, die Balkanstaaten unter gegenseitiger Duldung in Frieden zu vereinigen."

Eine neutrale Stimme über die Stimmung in Holland

In einer amerikanischen Zeitung erschien jüngst ein Brief über die Stimmung in Holland. Folgende Stelle ist für ihn charakteristisch: „Im Anfang fürchtete Holland einen Angriff von Deutschland, mobilisierte seine Armee von 600 000 Mann, sympathisierte mit den Alliierten und verhielt sich deutschfeindlich. Gegenwärtig aber fürchtet man England mehr als Deutschland. Man glaubt an keinen deutschen Einfall und sieht seine Häfen tatsächlich von England blockiert. Und was noch wichtiger ist, ein großer Teil der Holländer glaubt an den endgültigen Sieg Deutschlands. Die Holländer fürchten, daß die Alliierten einen Durchbruch durch ihr Land beabsichtigen, um Deutschland anzugreifen. Obwohl die Holländer für ihre Neutralität sehr besorgt sind, würden sie dem ernstlichen Versuch eines Durchbruchs mit den Waffen entgegentreten. Handel und Schiffahrt leiden in Holland schwer unter der Bevormundung Englands."

Digitized by Google

Die musterhaften deutschen Geschäftsmethoden

„Daily Mail" vom 14. teilt aus konsularischen Berichten des Auswärtigen Amtes mit, daß amtlicherseits britischen Industriellen der Rat erteilt worden sei, sich die deutschen Geschäftsmethoden anzueignen, da sie das Geheimnis des deutschen Erfolges im Auslandshandel seien. „Reisende müssen überall an Ort und Stelle sein, um sich über die Bedürfnisse der Kunden zu orientieren. Die Korrespondenz muß in der Sprache des Kunden geführt werden, Warenverzeichnisse sind in derselben Sprache, unter Angabe der fremden Preise, Gewichte und Maße zu geben."

Der Wirtschaftskrieg gegen Deutschland

„Daily Chronicle" vom 19. versichert, die erste Londoner Messe sei von mehr als 30000 Personen besucht worden, darunter von 300 Käufern aus dem Auslande und den Kolonien.

Nach dem Muster der Londoner wurde übrigens in Sidney eine Messe veranstaltet, die ebenfalls den Zweck verfolgte, den deutschen Handel zu ersetzen. Im Zusammenhang damit hat sich Mr. Hughes, der australische Premierminister, gegen den deutschen Handel ausgesprochen, indem er z. B. erklärt: „Wir müssen jede Faser des Deutschtums ausrotten, alle deutschen Waren müssen wir abschneiden, wir müssen jegliche Macht, welche Deutschland vor dem Kriege ausgeübt hat, ausmerzen, und es ihm dadurch unmöglich machen, uns wieder zu bedrücken. Ebenso hat der australische Minister für Erziehungswesen, Mr. Griffith, Maßregeln befürwortet, die die deutschen Fabrikate mit exorbitanten Einfuhrzöllen belegen und den Handel Großbritanniens und seiner Alliierten mit Australien durch gegenseitige große Zollerleichterungen heben sollen.

Wie für diese Maßregeln auch sonst in den Dominions Stimmung gemacht wird, beweist ferner die Vorlage des Finanzministers von Neu-Seeland, laut welcher die Einfuhr von feindlichen Waren vorläufig mit 50% Zoll belegt wird, der später erhöht werden soll, wenn er nicht genügt, um die deutsche Einfuhr zu verhindern.

Dem Beispiel Englands folgend, jedenfalls sogar auf den Druck Englands hin, fordert neuerdings auch ein Teil der italienischen Presse, daß der Londoner Pakt auch nach dem Kriege fortbestehen muß. So sagt der „Econ. d'Italia" vom 20. Januar: „Die Niederhaltung des deutschen Handels ist sehr wohl möglich, denn Deutschland hat nach den Ländern des Vierverbandes 39% seines Gesamterportes (5,8% Maschinen, 4,8% Kohlen, 5,8% Eisenwaren, 4,9% Baumwollwaren, 3,0% Wollwaren, 5,1% Zucker, 3,0% Papierwaren, 2,5% Seidenwaren, 2,4% Häute und Felle, 1,8% Anilinfarben) ausgeführt und nur ein geringer Teil dieses Exportes betrifft in Wahrheit Erzeugnisse, welche nur von Deutschland bezogen werden müssen."

Gegenüber allen diesen Zukunftstheorien bleibt mit einigen Sätzen eines deutschen Wirtschaftspolitikers nur zu sagen: „Sie versuchen Wirtschaftskoalitionen gegen uns. Sie werden uns dies und jenes nehmen. Auf den Meeren, auf dem Lande. Aber die Wirtschaftswelt ist groß, ist für den Tüchtigen unendlich."

Digitized by Google

Englische Furcht vor Schutzzöllen! Im „Economist" Nr. 3774 wird unter der Überschrift „Tarifs after the War" (Zölle nach dem Kriege) folgendes ausgeführt:

„An den Herausgeber des „Economist"

Mein Herr, es sind kürzlich in der Presse so viele Andeutungen und Bemerkungen über britische Fabrikanten-Genossenschaften, vereinigte Handelskammern und andere Vereine gemacht worden, welche einzeln und gemeinsam die Einführung hoher Schutzzolltarife nach Beendigung des Krieges erzielen möchten. Es ist wahr, daß die vorgeschlagenen Mittel etwas unbestimmter Art sind, z. B. man beeilt sich, schon jetzt festzustellen, daß Deutschland ruiniert sein muß und andererseits, daß es den Verbündeten die Schulden zu bezahlen hat, obgleich es nicht klar gesagt wird, wie diese Ansichten sich vereinigen lassen. Ferner heißt es in einigen leitenden Zeitungen, daß deutsche Waren von den uns verbündeten Ländern durch einen hohen Tarif ausgeschlossen sein müssen, trotzdem gleichzeitig darauf hingedeutet wird, daß wir mit den feindlichen Ländern in besonderen Fällen Handel treiben dürfen, z. B. wenn wir Waren benötigen, wie Farbstoffe, oder gewisse wissenschaftliche Instrumente, für welche Deutschland bekanntlich ein hervorragend gutes Monopol besitzt.

Trotz dieses Widerspruches ist es doch zweifellos, daß viele unserer wohlhabenden Fabrikanten Macht, Mittel und Einfluß derart geltend machen, daß möglichst die Schutzzölle in ihrem Interesse gesichert werden. Wäre es daher nicht geboten und ratsam, vorzuschlagen, daß die Liberalen, oder die wirtschaftlich und politisch tätigen Vereine, die für Freihandel eintreten, sofort die nötigen Schritte tun, die verwerfliche und entschiedene Reklame für den Schutzzoll zu verhindern, resp. einzustellen, natürlich unter Berücksichtigung der durch den Krieg veränderten Umstände. Die Freihandelreklame der letzten 10 Jahre mag wohl veraltet erscheinen, aber die Prinzipien, auf welchen sie beruhte und geführt wurde, sind so richtig wie je.

Ihr ergebener
Mercator

London, den 20. Dezember 1915."

Wechselkurse und Nationalkredit Die Engländer benutzen gerne jede Gelegenheit, um den niedrigen Stand der deutschen Valuta als ein Zeichen der ungünstigen finanziellen Situation Deutschlands hinzustellen, wenn gleich die Ursache der deutschen Valutaverschlechterung — der abgeschnittene Export — klar zutage liegt. Aus diesem Grunde dürfte es nicht ohne Interesse sein, einmal eine englische Ansicht über den Wert des Standes der Valuta zu hören — sobald es sich um die englischen Wechselkurse handelt. Im „Economist" Nr. 3774 schreibt nämlich ein englischer Bankier unter der Überschrift „Berühren die Börsenkurse den wirklichen Kredit der Nationen?" folgendes:

„Zu normalen Zeiten mag das Fallen des Kurses durch ungünstigen Handel auch das Sinken des Kredits verursachen. Aber unter den jetzigen anormalen Verhältnissen, welche so viele Faktoren verändert haben, muß

Digitized by Google

diese Frage gerechter und weniger pessimistisch (!) behandelt werden. Tatsächlich muß doch festgestellt werden, daß der jetzige Stand des Kurses hauptsächlich die Folge der plötzlichen Änderung des Handels ist, hervorgerufen durch die ungeheuren Einfuhren und nicht durch Kredit- und Kursstörungen. Obgleich die Londoner Notierungen der Obligationen und Anleihen niedriger stehen, so bedeutet das nicht, daß der Kredit des betr. Landes in demselben Maße verringert ist. Z. B. britische Konsols, die in New York und Italien notiert sind, würden in Wall Street um 3% niedriger stehen und an italienischen Börsen evtl. um 25% höher. In Spanien und in der Schweiz, wo die Kurse in entgegengesetzter Richtung, wie in London, laufen, würde es also den Anschein haben, daß britischer Kredit abnähme, während ihre Notierungen in London höher stehen. Diese Schlüsse sind augenscheinlich unzutreffend.

Sind die britischen Zeichner von 24 Millionen Pfund Sterling für die französische Anleihe nicht ebenso bereitwillig gewesen, wie die Franzosen selbst, trotzdem ihnen angesichts der Kurse die Anleihe zu niedrigeren Preise angeboten ist? Also können die Kurse der Gegenwart nicht für ein Wahrzeichen des Volkskredits angesehen werden. Der Vergleich der Preise und Kurse muß daher in jedem einzelnen Lande, und nicht nur in London gezogen werden, — natürlich meine ich nur verbündete und neutrale Länder und nicht feindliche, denn die ersteren haben sich verhältnismäßig ihre Handelsfreiheit bewahrt, während die letzteren isoliert worden sind und vielleicht Kunstkniffe (?) anwenden, welche sich unserer Betrachtung jetzt noch entziehen.

Die neutralen Länder haben in der langen Zeit Studien machen können, und trotzdem sie schwer genug durch den Krieg gelitten haben, — was Kredit- und Wirtschaftslage betrifft, — so haben sie doch ihre Kurse zu ihren Gunsten steigen sehen, wie es zu normalen Zeiten nicht möglich gewesen wäre."

Vielleicht geben diese Ausführungen den Engländern einmal Gelegenheit, über die wirklichen Ursachen der deutschen Wechselkurse nachzudenken!

O. J.

Französische Kriegsziele und Friedensbedingungen

Während in Deutschland öffentliche Erörterungen über die Möglichkeiten des Friedens vorläufig ausgeschlossen sind, reißt der französische Elan die Politiker aller Schattierungen zu genauer Formulierung der „berechtigten" französischen Ansprüche hin.

Wohin sie zielen, erhellt schon aus den Titel der in Betracht kommenden Schriften: Après la Guerre — Les Allemagnes, La France, La Belgique, et La Hollande. (Von J. Dontenville, Professor der Geschichte.) La Paix que nous devons faire. Le Remaniement de l'Europe. (Von einem hochgestellten, vielgereisten, viel erfahrenen Manne.) Als Mindestforderung gilt die Rheingrenze: La Paix et La Frontière du Rhin. (Von Frank Chauveau.) — le Rhin français. (Von Kommandant Espérandieu.) — le Rhin français, Annexion

Digitized by Google

de la Rive Gauche. La nécessité. Les Avantages.

Allen diesen Schriften ist eins gemeinsam. Sie sind vom Siege des Vierverbandes überzeugt. Sie rechnen nicht mit der Möglichkeit, daß bei den Friedensverhandlungen auch von Deutschland und Österreich-Ungarn Bedingungen gestellt werden können, oder gar damit, daß die Kriegslage sich so gestalten kann, daß die Zentralmächte die Bestimmenden sind. Deshalb erklären sie sich auch nur unter bestimmten Voraussetzungen zu Friedensverhandlungen bereit. So darf z. B. an den Verhandlungen kein Hohenzoller teilnehmen.

Man will ewigen Frieden und die Freundschaft aller, Ziele, die leicht zu erreichen sind, wenn nur einmal Deutschland von seinem Größenwahn, von der ihm aufgezwungenen Herrschaft des preußischen Militarismus befreit sein wird. Darum muß dieser Zwang von Grund auf zerstört werden. Darum muß das Deutsche Reich wieder in seine alten Bestandteile zerlegt werden. Darum muß Elsaß-Lothringen wieder französisch werden, das linke Rheinufer an die neue „Gallo-belgische Union" kommen, Deutschland in ein Nord- und ein Südreich getrennt werden, müssen die fremdsprachigen Bewohner der preußischen und österreichischen Herrschaft entrissen, die Türkei aus Europa geworfen werden.

Um Deutschland die Kosten einer Kriegsflotte zu ersparen, wird man ihm seine Kolonien wegnehmen und sie in Afrika zwischen Frankreich und England, in Asien zwischen Japan und Australien verteilen. Höchstens ein kleiner Teil könnte Deutschland zu Auswanderungszwecken zur Verfügung gestellt werden.

Soweit die Sorge über das überseeische Deutschland. Auf dem Kontinent selbst werden die ringsum angefügten Stücke wieder losgetrennt. Das Rheinland, das Saargebiet und die Pfalz gehören zu Frankreich. Oder doch zum mindesten zur gallo-belgischen Union. Diese wird neu gegründet und umfaßt Frankreich, Belgien und Holland, trotzdem das letztere sich nicht durchwegs den Geboten Frankreichs gehorsam gezeigt hat.

Auf diese Art wäre die Regelung der französischen Ostgrenze erreicht. Im Süden sind die Ansprüche Italiens zu befriedigen. Tirol bis zum Brenner ist das mindeste, was ihm gebührt. Aber sehr ernsthaft wird erwogen, ob es sich im Interesse der Sicherung nicht empfehle, die Grenzlinie bis nach Südbayern zu verlegen. Außer Tirol wird Italien noch Triest zuerteilt. Den Serbokroaten, die hierüber vielleicht Unlust empfinden könnten, erklärt man, daß Triest seiner Kultur nach eben doch eine italienische Stadt sei. Zum Entgelt für die hier entgangene Beute erhält „Großserbien" die so heiß begehrten serbischen und kroatischen Gebiete der österreichischen Monarchie. Rumänien erhält die drei Millionen „in Knechtschaft schmachtenden Brüder in Siebenbürgen".

Rußland muß in weitem Maße für seine Opfer entschädigt werden. Es erhält die Oberherrschaft über das neue polnische Reich, zu dessen altem Bestand die Provinz Posen und ganz Galizien hinzu gefügt werden. West-

Digitized by Google

und Ostpreußen kommen selbstverständlich gleichfalls unter russische Herrschaft, da sie ja nur von Deutschen kolonisiertes Slawenland sind. Der polnische Pufferstaat kann nicht autonom werden.

Wie im Westen Deutschlands Holland, im Osten Österreichs Rumänien, so wird im Norden ein dritter „nur" neutraler Staat an der Siegesbeute beteiligt. Dänemark erhält Schleswig-Holstein und, bei manchen Autoren auch den Kieler Kanal. England, das nur Seemacht bleiben will, wird sich mit Überlassung der Insel Helgoland begnügen.

Um einer Wiederholung des Weltkrieges vorzubeugen, ist es dringend notwendig, daß auch im Innern Deutschlands die nötigen Umänderungen getroffen werden. Folgende Verbesserungen werden angeordnet: Hannover wird wieder Welfenstaat. Westfalen wird mit dem vergrößerten Hessen vereinigt, alle deutschen Mittel- und Kleinstaaten werden selbständig. In Österreich wird ein deutsch-ungarisch-tschechischer Trialismus durchgeführt.

Die Türkei wird auf ihre asiatischen Gebiete beschränkt, sie wird dort eine bessere Rolle spielen können als in Europa. Aus den von den christlichen Armeniern bewohnten Gebieten wird ein eigenes Reich geschaffen. Eine weitere Großmacht wird das zu gründende Araberreich darstellen. Die Griechen werden in Kleinasien ihre Einflußsphäre besitzen, Italiener, England, Rußland und Frankreich werden eine Schutzherrschaft über Palästina ausüben. Über die persische Frage, den englisch-russischen Zankapfel, äußert man sich zurückhaltend.

Struggle for Life?

Der Kampf uns Dasein ist eine klägliche Vorstellung, die uns lange genug die Welt verelenden und veröden konnte. Kampf ist mehr als Dasein; würde wirklich bloß ums Dasein gekämpft, so wäre das einzige, das es lohnen könnte, nicht das Dasein, sondern der Kampf. Dasein allein ist kein Preis, der irgend Mühe lohnte. Kein Wesen will bloß da sein, jedes will sich entfalten, genießen, schaffen. Weil es das nur kann solange es da ist, erst deshalb ist das Dasein Verteidigens wert.

Es gilt nicht Kampf uns Dasein, sondern Dasein und Kampf um Erhaltung, und, wenn es sein muß, Dasein um Kampf.

Alexander Rüstow (im Felde)

Literatur

Prof. Dr. Georg Wegener, Kriegsberichterstatter im Großen Hauptquartier: Der Wall von Eisen und Feuer. Ein Jahr an der Westfront. Leipzig, F. A. Brockhaus 1915. Volksausgabe kart. M. 1.—, geb. M. 1.75. Große Ausgabe kart. M. 8.—, geb. M. 10.—.

Dies Buch existiert in zwei Ausgaben, einer kleinen, die ein Volksbuch für weite Kreise sein soll, und einer wesentlich größeren, vornehm ausgestatteten, für ein etwas engeres Publikum. Es ist schwer zu sagen, welcher man den Vorzug geben soll. Ich habe beide gelesen und würde, wenn ich nur eine von beiden kennen gelernt hätte, jedesmal sagen: besser kann eine Schilderung des Krieges im Westen unter den Verhältnissen, die der Berichterstatter als gegeben hinzunehmen hat, gar nicht ausfallen. Die

Digitized by Google

Doppelausgabe von Wegener ist das einzige Kriegsbuch über 1914/15, das ich im Zusammenhang gelesen habe. Ich kann daher keine Vergleiche anstellen und möchte anderen Schilderungen, die ich nicht kenne, nicht zu nahe treten. Mit diesem Vorbehalt soll auch alles Lob gelten, mit dem ich über Wegener spreche. An vielen Stellen ist „Lob" freilich ein zu blasser Ausdruck; vieles bei Wegener erweckt direkte Bewunderung.

Vor allen Dingen merkt man — ich spreche jetzt und im folgenden von der großen Ausgabe — daß der Verfasser ein für unsere nur zu spezialisierte Zeit ganz ausnahmsweise tief und allgemein gebildeter Mensch ist. Schon das ist eine Wohltat, die in unsern Tagen nicht so häufig genossen wird. Mit etwas Talent und Übung bringen viele es fertig, was sie bei so großen Veranlassungen zu sehen und zu hören bekommen, anschaulich wiederzugeben. Wegener tut das auch, er tut es sogar mit einer ungewöhnlichen darstellenden Kraft. Mit allem aber, was er schildert und wiedererzählt, verbindet er eine noble, wahrhaft künstlerische und die moralischen Werte wohltuend anklingen lassende subjektive Art zu schreiben. Die Persönlichkeit des Autors geht so stark durch das ganze Buch, daß nur ein Schriftsteller von Rang es wagen kann, dem Leser neben den Dingen, die er bringt, auch so viel von sich selber zu bringen.

Wenn es der Raum hier erlaubte, würde ich gern eine Reihe von Proben geben. Zwei Stücke wenigstens seien herausgehoben. Die Auswahl ist natürlich subjektiv. Anderen mag anderes einen noch lebhafteren Eindruck machen. Ich nehme zuerst die Charakterisierung des Schützengrabenkampfes.

„Für den Mann im Schützengraben, für den kleinen Unterführer, für den Leutnant, den Hauptmann und noch erheblich höher hinauf .... bedeutet dieser Kleinkampf genau die gleiche Anspannung, wie in der großen Entscheidungsschlacht..... Dieses stete Harren und Spähen in den Schützengräben, in der nie ruhenden Möglichkeit der gerade jetzt zerschmetternden Granate, des plötzlich hereinbrechenden Sturmangriffs, des Auffliegens einer Mine unter dem Gange, den du selbst gerade heimlich gegen die Stellung des Feindes hin wühlst. Dieses Vorstürmen in einen feindlichen Grabenabschnitt, sein Gewinn in raschem, grimmem Bajonettkampf und nun das zähneknirschende Schanzen und Verteidigen gegen die Versuche des Gegners, ihn wiederzunehmen, mit der Handgranate, dem Minenwerfer, dem Artilleriefeuer. Dieses Dasein des scheuen Nachttiers, das du führen mußt; denn nur zur Nachtzeit und auch nur dann, wenn der Mond nicht scheint, kannst du von den hinteren zu den vorderen Stellungen gelangen, kann die Munition, das zum Grabenbau nötige Material herangeschafft, kann von den noch kilometerweit entfernten Feldküchenwagen her die warme Nahrung, die einzige des Tages, herbeigeholt werden. Diese Heldenstückchen des einzelnen Mannes..., dieses schauerliche Ausharren im Anblick und — Dunst Dutzender und Hunderter unbestatteter Leichen vor den Stacheldrahtbändern; diese stete Verantwortung der kleineren Unterführer, die sich aus dem Teil- und Brockencharakter der ganzen Kampfart überhaupt ergibt: all das ist höchstes Heldentum und sollte doppelt anerkannt und gepriesen werden, weil es noch eine

Digitized by Google

viel höhere moralische Kraft voraussetzt als der Heroismus in der großen Entscheidungsschlacht. Diese moralische Kraft . . . erkennt, daß das Einzelopfer und die Einzeltat auch im Stellungskampf doch nur scheinbar, nur äußerlich gleichgültig ist, in Wahrheit unumgänglich und notwendig. Die Männer fühlen: wenn der eine so denken könnte, so würde es auch der andere, so würden es alle können, und dann würde der Halt des Ganzen unmöglich sein. So fühlt jeder — weniger bewußt und verstandesmäßig, als mit dem Herzen und Gewissen: und das ist gerade das Schönste! — daß er in sich selbst den Geist des Ganzen verkörpern muß. Und so handelt er. Wahrhaftig, ihr Freunde daheim, das Heldentum des Stellungskrieges sollt ihr richtig schätzen."

Oder die Schilderung des Nachtganges nach Souchez im Gebiet der Kämpfe um die Lorettohöhe. Raketen und Leuchtkugeln steigen auf, um die gegnerischen Stellungen von oben zu beleuchten. Am Horizont „springen unablässig kleinere Lichttropfen auf, mäßig hoch, wie Bälle eines Jongleurs": die Handleuchtkugeln, die vor die Schützengräben geworfen werden, damit kein Überfall ungesehen vorbricht. „Und jetzt höre ich auch den Krieg! Wie von wilden unruhigen Lichterscheinungen, so ist der Himmel auch voll von unheimlichem Schall. Ganz still wird es nie, immer hört man es in der Ferne wenigstens noch ruckweise grollen, fast wie eine große Dogge im Traum murrt und halblaut anschlägt. Dann aber erhebt sich wieder, periodenweise, ein heftiges Krachen und Knallen fern und nah. Die helle, scharfe, leidenschaftliche Detonation der leichteren Feldgeschütze, der dumpfere Paukenschlag der schweren Kaliber, der Peitschenknall des Gewehrs. Wo das ist, wohin das zielt, das weiß ich nicht . . . Von Zeit zu Zeit fährt es über mir unsichtbar dahin, wie ein kurzes Windheulen. Das war ein leichtes Feldgeschoß oder ein rasches Flachbahnprojektil. Oder ein tieferer Schall, ein dunkles vibrierendes Flattern geht durch die Luft, das ich fast körperlich zu fühlen vermeine: irgendein schweres Haubitzenkaliber zog seine Bahn durch den Raum. Kurz darauf kommt dann auch irgendwoher das dumpfe „Brrrnenam"! des fernen Platzens. Es hatte doch etwas merkwürdig Erregendes, dieses unheimlich Wilde überall vor, neben und über mir, von dem man nicht sah, von wannen es kam, noch wohin es fuhr; dieses unsichtbare Rauschen des Todes über meinem Haupte; dazu das Flackern und Flammen der schweigenden Lichtzeichen am Himmel: alles, ohne daß man von den Menschen, die all das entsandten, das Geringste sah. Es war, als ließen sie in der Nacht seltsame Geister und Dämonen für einander kämpfen."

Das sind ein paar Proben, wie Wegener den Krieg selbst schildert. Unendlich lebendig und persönlich fesselnd wird uns aber auch das viele Beiwerk vorgeführt, die Fahrten, die Städte, die historische und die lyrische Landschaft, die Weihnachtsfeier, die Kathedralen, die Gräber, die Fülle der Persönlichkeiten, mit denen der Verfasser zusammengekommen ist — und zuletzt oder vor allem unsere feldgrauen Leute. Für sie ist das Buch ein schönes Denkmal, ein Zeugnis, das wohl soviel Stimmung, wie es selber in sich enthält, auch beim Leser wieder zu erwecken vermag.

Dr. Paul Rohrbach

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 741. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 18. Februar 1916 • Heft 8

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Weltvolk — Seevolk

Von Dr. Paul Rohrbach

Die eigentümliche gegenseitige Bindung der großen Seestreitkräfte in diesem Kriege fern von der hohen See in geschützten Liegeplätzen, immer des Augenblicks gewärtig, wo der Ruf zur Entscheidungsschlacht kommt, und doch ungewiß, ob er je ertönen wird, geht zurück auf die alles andere überwältigende Furcht der englischen Schlachtschiffe vor unseren Unterseebooten. Dieser Zustand dauert nun schon so lange, daß man gelegentlich das übereilte Urteil hören kann, die Zeit der Seekämpfe und Seeschlachten früherer Art sei überhaupt vorbei. Ebenso natürlich, aber auch ebenso irrtümlich ist es, aus den Erfahrungen, die wir jetzt gemacht haben, die Schlußfolgerung zu ziehen: Ausgesprochene Überseeinteressen und Überseepolitik sind doch nichts Rechtes für uns, wir sollten vielmehr aus der Not eine Tugend machen und uns auf ein — möglichst weit abzusteckendes — Betätigungsfeld beschränken, dessen einzelne Teile für uns durch Nah- oder Fernwirkungen über Land erreichbar sind.

Wenn diese Denkweise in Deutschland überhand nähme, dann stände es schlecht um unsere Zukunft! Nichts ist verkehrter, als aus der Erfahrung einer bestimmten, durch eigentümliche und in ihrer Dauerwirkung noch gar nicht erprobte Umstände bedingten Situation allgemein bindende und grundsätzliche Folgerungen zu ziehen. Sicher, im Augenblick müssen wir es als wahrscheinlich ansehen, daß der Druck auf unsern stärksten, zähesten und entschlossensten Gegner, England, durch eine große Überlandverbindung wirksam gemacht werden wird. Ich habe mich schon im vorigen Heft gegen jene Idee wenden müssen, daß an die Stelle der Be-

Digitized by Google

zwingung des englischen Widerstandes eine „Verständigung" gesetzt werden könne. Verständigung zwischen Deutschland und England als Ergebnis dieses Krieges ist ein Spiel mit Worten. Entweder wir haben uns zum Schluß in die Tatsache zu fügen, daß wir unser Ziel, ein Weltvolk zu werden, nicht erreichen und auf die Stufe eines Hintersassenvolkes zurücksinken, oder England muß sich in die gegenteilige Tatsache fügen, daß Deutschland fortan Weltvolkspolitik nach seinen eigenen Bedürfnissen und Interessen macht. Wenn England das hätte zugestehen wollen, dann hätte es nicht erst einen Weltkrieg zu führen gebraucht, der ihm schon heute so viele materielle und moralische Einbußen gekostet hat, wie sich am Anfang kein Engländer hat träumen lassen. Wir, oder wenigstens diejenigen von uns, die sich mit solchen Gedanken abgaben, haben auch schon vor dem Kriege gewußt, daß die eigentliche Entscheidung der deutschen Zukunft die über das Weltvolkstum oder Nicht-Weltvolkstum war. Die erste Arbeit die ich über Weltpolitik geschrieben habe — sie erschien im Jahre 1902 — hieß „Deutschland unter den Weltvölkern". Als ich mitten darin war, die fünfte Auflage dieses Buches zu machen, brach der Weltkrieg aus. Wenn er vorbei sein wird, werde ich entweder den Titel ändern können und sagen: „Wie wir zum Weltvolk wurden" — oder ich werde das Manuskript vom ersten bis zum letzten Blatt in den Papierkorb zu werfen und mir keine Sorgen um weitere Auflagen zu machen haben. Wenn wir aber auch Tag und Nacht an das Weltvolksproblem für Deutschland dachten, so dachte doch niemand daran, von uns aus den Weltkrieg zu entzünden, um die Frage so bald wie möglich mit Gewalt zum Austrag zu bringen. Hätten wir in dieser Beziehung ein weites Gewissen gehabt, so hätte es mehr als eine Gelegenheit gegeben. Man braucht nur an 1905 zu erinnern, als Rußland am Boden lag. Wir aber haben buchstäblich gewartet, bis die Feinde durch den Mord von Serajewo unseren Bundesgenossen und damit auch uns vor die Frage von Sein und Nichtsein stellten. Da war die Stunde gekommen, wo uns unser Gewissen gebot, der Entscheidung des Schwertes, dessen Spitze auf unsere Brust gesetzt war, nicht länger auszuweichen.

Wer die englische politische Literatur der sogenanuten angelsächsischen Schule aus dem letzten Jahrzehnt vor dem Kriege kennt, der weiß, daß es für den englischen Imperialismus geradezu ein Glaubenssatz war, es

Digitized by Google

gebe nur zwei Rassen, denen eine große Zukunft gehöre, die — als eine verbundene höhere Kultureinheit gedachte — englisch-amerikanische und die russische. Rußland als Weltmacht nicht nur der Gegenwart, sondern auch der Zukunft, ließen die Engländer gelten; Deutschland nicht. Mit Rußland erschien ihnen eine Teilung der Interessengebiete auf dem Erdball immerhin als möglich, niemals aber mit Deutschland. Diejenige Richtung innerhalb der englischen Politik, die das doch mit dem Abkommen über die Bagdadbahn und über Äquatorialafrika vor dem Kriege versuchen wollte, blieb kraftlos.

Sicher wird es ein gutes Mittel sein, das Ergebnis des Krieges, das wir für uns erhoffen und voraussehen, zu festigen, wenn wir durch die große Genossenschaft der mitteleuropäischen, der balkanischen und der orientalischen Länder und Völker auf unsere stärksten Gegner dauernd drücken können. Das Gebiet zwischen der Maritza und dem Hilmendfluß enthält mehrere Stellen, von denen aus die englische und die russische Macht wirksam in Schach gehalten, an gefährlichem Überwachstum verhindert und znr Rücksichtnahme auf unsere Lebensinteressen gezwungen werden können. Wäre es uns nicht geglückt, die Brücke nach dem Orient zu schlagen, wer weiß, wie es dann um unsere Hoffnung auf den wirklichen und vollen Sieg schon in diesem ersten und schwersten Gange des großen Weltkampfes stände! Ebenso gefährlich aber, wie eine mangelhafte Konstruktion der Orientbrücke und der durch sie ermöglichten Völker- und Staatengenossenschaft wäre der einseitige Aufbau unserer weltpolitischen und weltwirtschaftlichen Zukunft allein auf dem Prinzip der großen verbundenen Länderstrecken.

Man kann den Konflikt zwischen uns und Amerika, dessen zeitweiligen Ernst uns die rückhaltlosen öffentlichen Aussprachen des Reichskanzlers und des Unterstaatssekretärs Zimmermann in der vorigen Woche vor Augen geführt haben, auch dahin auffassen, daß ein Druck auf uns ausgeübt werden sollte, uns allein auf die Landpolitik, sei es auch eine ausgedehnte und großartige, zurückzuziehen. Nach dieser Richtung hin erscheint der Krieg im Grunde doch schon entschieden. Die Gegner wehren sich noch, sie hoffen leidenschaftlich und halb verzweifelt auf unsere Nachgiebigkeit in letzter Stunde durch Mangel an Rohstoffen und Lebensmitteln, aber die Neutralen, die ein ruhigeres Urteil haben, sehen das

Digitized by Google

Spiel doch als überwiegend von uns gewonnen an, gewonnen wenigstens, was die Bildung des großen mitteleuropäischen Einflußgebiets in der Richtung nach Osten und seine Rückwirkung auf Deutschlands Weltstellung angeht. Soll nun Deutschland außerdem noch zur See große, vielleicht entscheidende Erfolge erringen, und Weltpolitik nicht nur zu Lande, sondern auch auf dem Meere und jenseits des Meeres treiben können? Gelangen wir dahin, dann doch voraussichtlich dadurch, daß unsere Unterseebootswaffe wirksamer ist, als die englischen Abwehrmittel. Das Glück und die Tapferkeit unserer U-Bootsleute haben uns in den englischen Pirateriedokumenten die unvergleichliche Rechtfertigung eines Unterseebootskrieges kräftigster Art in die Hand gespielt. Vielleicht verfehlen sie ihren Eindruck auch auf Amerika nicht. Im Grunde genommen geht es hier aber nicht um Rechtsfragen. Wohlmeinende Amerikaner versichern, daß die Washingtoner Politik noch mehr durch parteitaktische Rücksichten für die Präsidentenwahl bestimmt sei, als durch außerpolitische Erwägungen von bedeutendem Charakter. Sehr möglich, daß der innere Wettstreit der Parteien eine große Rolle spielt. Es ist aber auch sachlich eine Frage von der größten Bedeutung, nicht nur für Deutschland, sondern auch für die großen neutralen Mächte, ob durch die glänzende deutsche Kriegswaffe unter See England, die bisherige Beherrscherin der Ozeane, auch auf dem Meere in den Stand schwerer Verwundbarkeit versetzt wird, oder nicht. Man darf nicht vergessen, daß das, was sich in diesem Kriege durchsetzt, auch für die Zukunft Aussicht hat, als allgemeingültig (um den leergewordenen Ausdruck Völkerrecht zu vermeiden) und erlaubt anerkannt zu werden. Ebenso selbstverständlich ist es, daß die kommende Entwicklung noch viel größere und wirksamere Unterseeboottypen hervorbringen wird, als die Gegenwart. Die Feinde haben sich, so scheint es, schon mit einem gewissen Fatalismus darin ergeben, daß wenn Deutschland überhaupt aus diesem Kriege ungeschlagen hervorgeht, gegen seine kommende Übermacht auf technischem und organisatorischem Gebiet noch weniger zu erreichen sein wird, als gegen seine augenblickliche. Wir glauben und wir hoffen, daß das in der Tat richtig ist. Gerade aus diesem Grunde aber hat unsere Regierung den Willen der Nation hinter sich gehabt, als sie den Amerikanern mitteilte und uns wissen ließ, daß sie ihnen mitgeteilt habe: weiter als bis zu dem äußersten Punkt der bereits gemachten Zugeständnisse

Digitized by Google

im Unterseebootskrieg kann Deutschland nicht gehen! Eine Demütigung verbietet uns unsere Ehre, und eine Preisgabe unserer guten Waffe verbietet uns unser fester Wille zum Weltvolkstum!

Weltvolksgewalt ohne Weltmeergewalt gibt es nicht. Dieser Satz steht für uns fest, und darum vermögen wir auch mit einem gewissen Gleichmut den an sich schmerzlichen Ereignissen in den meisten unserer Kolonien zuzusehen. Vor dem Kriege war es ein selbstverständlicher, von niemandem bestrittener Satz, daß über die Kolonien nicht in Afrika, sondern in Europa im Kriegsfall entschieden werden würde. Wenn jemand vor einigen Jahren gesagt hätte, Südwestafrika wird sich fast ein Jahr mit seinen eigenen Kräften gegen die englische Übermacht halten können, und Kamerun gegen die englisch-französische fast anderthalb Jahre, so wäre dieser Vorherverkündiger auf große Zweifel gestoßen. Jetzt, wo die Kolonien bis auf das erfolgreich verteidigte Ostafrika wirklich in den Händen der Feinde sind, regen sich schon wieder die Zweifler und Flaumacher und munkeln allerlei, ob wir Südwest, ob wir Kamerun und sonst dies und jenes wohl auch wiederbekommen, ob wir nicht am Ende darauf verzichten müssen! Ich finde das kläglich und töricht. Welch eine Zaghaftigkeit, welch ein Mangel an Vertrauen in unsern Sieg im ganzen steckt doch in solchem Gerede! Wenn wir mit unserem Sieg über England und Frankreich nicht einmal soweit kommen sollen, daß wir sie zwingen können, uns unsere Kolonien zurückzugeben (daß Botha ernstlich imstande sein sollte, gegen die Weisung der englischen Regierung die Herausgabe von Südwestafrika zu verweigern, sobald die Kriegslage im ganzen entschieden ist, bedarf keiner ernstlichen Diskussion), dann würden wir sie doch erst recht nicht dazu zwingen können, das viel größere Grundergebnis des Krieges, unser Einrücken in die Reihe als Weltvolk, anzuerkennen! Ob Kamerun und Togo, ob Südwest- und Ostafrika deutsch, englisch, französisch oder kafferisch sind, das ist doch eine Bagatelle im Vergleich dazu, daß die vereinigten Mächte des Vierverbandes im Friedensschluß das Weiterbestehen der Türkei und die mitteleuropäisch-orientalische Genossenschaftsbildung anerkennen müssen, wenn sie uns nicht besiegen können. Können wir sie hierzu zwingen, dann können wir sie auch dazu zwingen, daß sie uns in Afrika nicht nur unseren alten Kolonialbesitz, sondern überhaupt das zugestehen, was wir brauchen. Es war noch nicht Krieg, als ich in meinem Büchlein vom deutschen Gedanken in der Welt schrieb:

Digitized by Google

„So wenig unsere Kolonien auch heute noch gegenüber einem Besitz bedeuten, wie ihn England oder Frankreich jenseits des Ozeans ihr eigen nennen, so groß kann ihr zukünftiger Wert für die Entwicklung des deutschen Gedankens in der Welt sich gestalten, wenn es gelingt, unser Kolonialwesen noch rechtzeitig aus der Enge der Bedenklichkeiten, des Mangels an Entschlußkraft, in die Weite kräftigen Vertrauens auf das Deutschland und die Deutschen jenseits des Meeres hinauszusteuern. Davon sind wir überzeugt, und unsere Überzeugung gilt erst recht, wenn die Zuversicht sich bewährt, daß die eigentliche Epoche großer afrikanischer Kolonialpolitik uns noch bevorsteht!"

Diese Erkenntnis, daß wir vor dem Kriege noch gar kein wirkliches Kolonialreich gehabt haben, sondern erst durch den Krieg zu einem solchen gelangen können, sollten wir uns nicht durch Schwachmütigkeit verdunkeln. Nicht einmal um die Kolonien allein handelt es sich, mögen sie klein oder groß sein, sondern darum, daß jedes Volk, also auch das unsrige, eines Stückes wirklicher Größe, und zwar eines entscheidenden Stückes, entbehrt, wenn es nicht auch sich zum Überseevolk entwickelt. Dazu sind Kolonien notwendig, dazu bedarf es aber einer höchst entschlossenen Verwirklichung des deutschen Gedankens in der fremden, überseeischen Welt. Ein eigentümliches Geschick hat es so gefügt, daß im Augenblick dieses Stück deutscher Zukunft an der Festigkeit der deutschen Nation und der deutschen Regierung in der Unterseebootsfrage hängt. Mögen die Gegner tun was sie wollen. Wir können nichts anderes, als fest bleiben.

Ist der U-Bootskrieg völkerrechtswidrig?

Von Rechtsanwalt Dr. Richard Otto Frankfurter

Wir wissen, daß jedem Erfolge unserer Waffen in der feindlichen Presse ein Wutgeheul folgt. Die gleichen Zeitungen, die einen Fliegerangriff auf die offene und außerhalb des Operationsgebietes liegende Stadt Freiburg einen schönen und erhebenden Vorstoß des ritterlichen Frankreich nannten, wußten nicht genug Worte des Abscheus zu finden über den allerdings mit unheimlicher Pünktlichkeit abgestatteten Gegenbesuch über der Festung Paris. Diese Feststelluug immer von neuem zu treffen, ist wertvoll; denn in den oft verschlungenen Wegen der völker-

Digitized by Google

psychologischen Erkenntnis ist sie einer der sichersten Weiser zum Ziele. Noch so laute Radamontaden können über die Erfahrungstatsache nicht hinwegtäuschen, daß der Fechter, der das Gleichmaß im Urteil über die Bewegungen des Gegners verloren hat, im Bewußtsein oder im Unterbewußtsein sich unterlegen fühlt. Wer sich vor aller Welt beklagt und sinnloses Schimpfen für die beste Parade zu halten beginnt, dessen Degen mag noch scharf, dessen Muskeln noch kräftig sein. Seine Nerven fangen an zu versagen. Und wer in aller gleichmütigen Ruhe, die unser Recht und unsere Kraft uns verleihen, die steigende Kurve der feindlichen, besonders der französischen Erregung und Kritiklosigkeit verfolgt hat, der muß zu der Ansicht kommen: das Wort Frankreich war einst ein geographischer Begriff. Aber heute ist es eine Geisteskrankheit.

Es könnte uns deshalb auch ganz gleichgültig sein, welche Stellung die Außenwelt zu unserem U-Bootskrieg eingenommen hat und einnimmt. Da er aber bis heute noch die überraschendste Äußerung der waffentechnischen Fortschritte Deutschlands ist, und da er der splendid isolation Englands ein für allemal ein Ende gemacht und durch die Formel Inselland über Festland einen weltgeschichtlichen Strich gezogen hat, so hat die Inbrunst der Verleumdung sich über ihn ganz besonders ergossen. So hartnäckig und rücksichtslos ist hier gearbeitet worden, daß auch wohlwollende Neutrale diese neue Welt durch die englische Brille sehen. Angesichts der furchtbaren und tief beklagenswerten Folgeerscheinungen in so besonders zugespitzten Fällen wie „Lusitania" oder „Arabik" ist sogar in Deutschland selbst der Zweifel laut geworden, ob wir uns im U-Bootskriege im Wege Rechtens befinden.

Ein solcher Zweifel ist zu begrüßen; er zeigt, daß das deutsche Gewissen auch im Taumel des Krieges, der niemals für uns zum Rausche geworden ist, wach blieb. Und nur um uns selbst über die Grenzen unseres Tuns klar zu bleiben, ist die Untersuchung geboten, ob der U-Bootskrieg mit dem Völkerrecht in Einklang steht oder nicht. Ich hatte Gelegenheit, das Für und Wider nach allen Seiten im Laufe der letzten Monate zu erwägen. Die norwegische Zeitung „Morgenbladet" bot in objektiver und bereitwilliger Weise ihre Spalten zu einer fortgesetzten Aussprache, die auf norwegischer Seite von hervorragenden Juristen und der Schriftleitung der Zeitung, auf deutscher von mir geführt wurde. Schließlich griff auch

Digitized by Google

ein englischer Rechtsgelehrter ein, in einer für die englische Denk- und Sinnesart überaus bezeichnenden Weise. Es las sich ungefähr wie die englische Note zu „Baralong", lag aber zeitlich vorher. Der Überheblichkeit und Selbstverständlichkeit, mit der er die Gastlichkeit Norwegens auf geistigem Gebiete zur ödesten Tendenzmacherei ausnützen wollte, trat die Schriftleitung in würdiger Weise entgegen, wennschon sie in der Sache mehr dem englischen Standpunkt zuneigte als dem unsrigen[1]. Obwohl ich die norwegischen Argumente durchaus gebührend schätzte und mehr und mehr begriff, daß Dinge, die uns sonnenklar sind, unter dem Gesichtswinkel der Neutralen anders gespiegelt erscheinen, ist mir doch trotz und teilweise gerade wegen der Gegengründe das anfängliche Empfinden zum unverrückbaren Wissen geworden. Auch bei sorgfältigster und gewissenhaftester Prüfung ist die Frage, ob unser U-Bootskrieg völkerrechtswidrig ist, mit aller Bestimmtheit zu verneinen.

Dies Endurteil ist deshalb schwierig zu finden, weil verschiedene und sogar einander ausschließende Voraussetzungen bestehen. Zweifelhaft ist schon, ob die von unsern Feinden gegen uns angeführte Londoner Seerechtsdeklaration von 1909 als Völkerrechtsnorm angesehen werden darf. Da einzelne Staaten, vor allem England, sie nicht ratifiziert haben, könnte man erklären, daß es sich nur um einen Entwurf handle, der niemanden bindet. Daß England nicht den Abschluß herbeigeführt hat, daß der notwendige Ausbau, die Schaffung eines internationalen Prisengerichtes 1911 von seinem Oberhaus verhindert worden ist, kann nicht verwundern. Jede kleinste Maßnahme, die den Seehandel englischer Freibeuterei zu entziehen geeignet war, ist im Laufe der Jahrhunderte dem englischen Widerstande mühselig von den übrigen Staaten abgerungen worden. Dies erkennen auch die Neutralen völlig an, und jedes Lehrbuch des Völkerrechts beweist es; es dürfte sogar auch Angloamerikaner geben, die das Wort „Alabama" noch nicht vergessen haben. Daß trotzdem England das Übereinkommen, dessen Gültigwerden es als unbequeme Fessel verzögert hat, gegen Deutschland bei jeder Gelegenheit ins Feld führt, ist nur selbstverständlich. Denn wäre das Fundament der englischen Auffassung

[1] Die deutschen, norwegischen und englischen Aufsätze erscheinen zusammengefaßt unter dem Titel: „U-Bootkrieg und Völkerrecht" als Heft 9 der „Zeitspiegelsammlung" bei Puttkammer & Mühlbrecht, Berlin.

Digitized by Google

nicht: „Recht ist die Bindung der Andern", — so wäre es eben nicht England.

Es ist klar, daß es für Deutschland sehr bequem wäre, diese Meinung anzunehmen. Schaltet man die Londoner Deklaration aus, so existiert keine für den U-Bootskrieg in Betracht kommende Kodifikation. Die Pariser Seerechtsdeklaration von 1856 kann man schon deshalb nicht heranziehen, weil damals auch die Möglichkeit des Krieges unter See nicht vorhanden war. Für dieses Kampfgebiet würde also ein ex lex-Zustand herrschen, ähnlich wie für den Flugzeugkrieg, und es wäre erlaubt, was gefällt. Es ist bemerkenswert, daß diese Auffassung von neutraler und auch vereinzelt, wenn es gerade in den Kram paßte, von englischer Seite vertreten wurde. Für uns konnte aber eine so lässige Art, mit den Bedenken über das eigene Tun fertig zu werden, nicht in Betracht kommen. Gleichviel, ob die Londoner Deklaration nun verbindlich ist oder nicht — Deutschland hatte erklärt, die darin niedergelegten Grundsätze als den allgemeingültigen Niederschlag der völkerrechts- und völkermoralischen Gesamtanschauung anzusehen. Und diese Unterschrift mußten wir einlösen oder ohne Umschweife und Spiegelfechterei bekennen, daß aus Gründen brennender Notwendigkeit die Insolvenz des Völkerrechts erklärt werden müsse.

Unser U-Bootskrieg entspricht aber der Londoner Deklaration durchaus. Selbst wenn man die starre Formel anwendet, daß sie eine unabänderliche Gesetzesfassung bedeute, bis eine neue internationale Vereinbarung sie ablösen wird.

Was unsere Gegner bemängeln, ist die Zerstörung des mit Bannware beladenen Schiffes, während die Deklaration die Aufbringung in einen Hafen und Entscheidung des Prisengerichtes vorsieht. Nun kennt aber auch die Seekriegsordnung diese Zerstörung, freilich nur als Ausnahmefall, wenn sonst das aufbringende Schiff eigene Gefahr läuft. Diese Ausnahme ist für das U-Boot die Regel. Zur Zeit der Deklaration ist die U-Bootwaffe als solche bekannt gewesen. Ihre Verwendung ist nicht verboten worden. Dies hätte Frankreich nie zugegeben, das damals wieder einmal im Selbstlob der eigenen Genialität taumelte und trotz einiger unliebsamer Vorkommnisse sich schon Herr der Unterwelt dünkte, weil es glaubte den vollendetsten Typ zu besitzen. Bekanntlich redet unsere Heeresverwaltung

Digitized by Google

etwas weniger über ihre Fortschritte, aber sie halten dafür besser die Prüfung aus. So sollten ja auch „Nos oiseaux de France“ den deutschen Himmel zersprengen. — Die Darlegungen der Pariser Blätter, daß ‚im Grunde genommen‘ die Fokker doch nichts taugen, gibt nun den Epilog. Auch der Versuch zum Selbstbetrug ist ein Zeichen des Nervenverfalles; und es ist über dem Meer und unter dem Meer ein Versuch mit untauglichen Mitteln.

Allerdings rechtfertigt die eigene Gefährdung nur die Zerstörung der Prise, nicht die Torpedierung ohne Warnung und ohne Untersuchung der Nationalität des Schiffes und der Art seiner Ladung. Die Fälle, in denen derart gehandelt wurde, sind während des Krieges nicht einwandfrei festzustellen. Das Ausland, das im wesentlichen nur englische Quellen hat, steht stark unter dem Eindruck, daß die U-Boote wild durch das Meer schießen wie die Haifische und von Zeit zu Zeit ein Torpedo abschießen, manchmal vielleicht auf gut Glück, ob ihm zufällig ein Ziel in den Weg zu fahren beliebt. Wir, die wir alle eine Schule durchlaufen haben, in der die Sparsamkeit mit den ideellen und materiellen Gütern des Vaterlandes oberster Lehrgegenstand war, wissen, daß diese Vorstellung ein Phantom ist. Wo es möglich war, haben die U-Boote weisunggemäß alle Regeln der Hochseeprisenordnung strengstens befolgt. Anerkennende Zeugnisse auch aus englischem Munde beweisen es; freilich verstummten sie mit der Verschärfung unseres Druckes. Aber es wäre ein Trugschluß, deswegen eine veränderte Haltung der U-Boote anzunehmen, ebensogut kann das Sinken des englischen Gemütspegels die Ursache sein. Solange man in uns den Sportsgegner sah, konnte man noch gutmütig anerkennen, ja bewundern. Der Feind, der den englischen Geldbeutel fest anpackte, durfte nicht ritterlich erscheinen. Denn bei der Gefährdung von business hört Sport und Spaß auf.

Selbst wenn aber die Fälle unangemeldeter Torpedierung häufiger vorgekommen sein sollten, so liegen sie doch alle nach dem Februar 1915. Dann aber sind sie im Rahmen des Völkerrechts. Denn nunmehr war die U-Bootsblockade angekündigt unter Wahrung aller Fristen und Formen, die für die Hochseeblockade vorgesehen sind, obwohl es Deutschlands Recht aus mancherlei Gründen gewesen wäre, diese außer Acht zu lassen. Unsere Blockade war nach unserer Überzeugung effektiv, d. h. wir

Digitized by Google

glaubten uns zunächst in der Lage die ganze englische Insel unter See mit ausreichenden Kräften zu sperren. Der Blockadebrecher verfiel ohne weiteres dem Prisen-, also hier dem Zerstörungsrecht. Trotzdem aber wäre sicherlich in allen Fällen auch jetzt die Untersuchung vorgenommen worden, wenn England nicht zwei neue Momente eingeführt hätte. Unsere Blockadedrohung beantwortete die englische Admiralität mit der Erklärung, daß sie ihre Handelsschiffe bewaffnen und ihnen Befehl geben würde, die U-Boote zu rammen, und mit der Darlegung, daß die englischen Schiffe berechtigt seien, unter neutraler Flagge sich zu verstecken. Daß die Begründung für dieses klägliche Unterkriechen der Seeherrscherin unter fremdes Flaggentuch eine Fälschung der merchant shipping act, der englischen magna charta maris war, ist von neutraler Seite und auch von mir nachgewiesen worden[1]. Jedenfalls aber wurde durch diese beiden Erklärungen die Rechtsvermutung geschaffen: Jedes unter neutraler Flagge in der Kriegszone fahrende Schiff ist in Wahrheit ein armiertes englisches, also ein feindliches Kriegsschiff. Es kann also ohne Warnung und Anruf und Prüfung versenkt werden.

Wollten die Neutralen eigenen Schaden verhindern und den Krieg auf den Krieg beschränken, so mußten sie diese Rechtsvermutung entkräften. Entweder indem sie die Kriegszone mieden oder England zwangen, den Flaggenmißbrauch und die Bewaffnung der Handelsschiffe zu unterlassen. Beides geschah nicht. Es ist tief bedauerlich, daß nunmehr auch neutrale Schiffe zu Schaden kamen. Den Kameraden von Otto Weddigen, dessen Boot von einem unter neutraler Flagge fahrenden englischen Handelsschiff vernichtet wurde, — ebenso wie der Mörder vom „Baralong" die Sterne und Streifen besudelt hat, als er sie zum Leichentuch für deutsche Helden machte, — hätte man es nicht verdenken können, wenn sie jedes Schiff ohne weiteres torpediert hätten. Daß es auch jetzt nur vereinzelt geschah, gereicht ihnen zum Ruhm der höchsten Selbstbeherrschung. Daß aber eine solche Torpedierung, wenn sie erfolgte, der Londoner Deklaration nicht zuwiderlief, konnte ihnen und uns die sorgfältigste Prüfung nur bestätigen.

Bei diesen Erwägungen ist zunächst also die für unsern Standpunkt ungünstigere Voraussetzung angenommen, daß nämlich die Regeln der De-

[1] Seerecht und Flaggenmißbrauch. Berliner Tageblatt vom 14. März 1915.

Digitized by Google

klaration unabänderlich seien. In Wirklichkeit wird man dies kaum aufrecht erhalten können. Auch die englische Presse, so kürzlich die „Daily News", haben hervorgehoben, daß das Völkerrecht sich fortentwickelt habe und auch während des Krieges weiterentwickele. England hat sogar ohne viel Erörterungen schon im November 1914 einen neuen Völkerrechtsbegriff geschaffen, indem es die offene Nordsee zum Kriegsgebiet erklärte. Heute ist allgemein anerkannt, daß dies den Blockaderegeln zuwiderlief. Auch abgesehen vom Ostseeverkehr ist Deutschland niemals effektiv blokkiert worden. Das hätte überhaupt nur unter den Kanonen von Helgoland geschehen können, vor denen England eine gewisse Scheu zu besitzen scheint. Die sogenannte Nordseesperre, die auf eine Drangsalierung der Neutralen hinauslief und statt des Angriffs auf den Feind die Erpressung am unbeteiligten Dritten setzte, ist in Wahrheit nichts als Rückkehr zum alten Piratenberuf; allerdings in neuzeitlicher Aufmachung. Dieser willkürlichen und einseitigen Weiter- oder Rückbildung des Völkerrechts stehen aber Entwicklungen gegenüber, die aus der Eigenart dieses Krieges selbst fließen. Und auch sie rechtfertigen den Unterseebootskrieg.

Da die Deklaration offenbar nur für den Hochseekrieg gedacht ist — wie die Vorschriften über das Aufbringen der Prise in einen Hafen, Übernahme der Prisenmannschaft, Entfernung wegen Sturmes aus der Blokkadekette beweisen — so können sie für das Unterseeboot nur analog angewendet werden. Gelänge es morgen auf dem Meeresboden 42er zu postieren und auf jeden Schiffskörper, der in Feuerweite kommt, Granaten abzuschießen, so würde auch eine Untersuchung auf Nationalität und Ladung nicht erfolgen. Das U-Boot ist eine eigenartige Seewaffe. Es steht zwischen Torpedoboot und Kontaktmine. Auch diese warnt nicht und prüft die Flagge nicht. Das Wirken des U-Bootes ist halb sehend, halb ahnend; halb Torpedoangriff, halb Minenabwehr. Aus seinen Elementen kristallisiert sich sein Recht. Gegenüber dem Hochseekreuzer der Londoner Deklaration ist es eine Fortentwicklung, dem muß sich das Völkerrecht anpassen. Und solange die Anwendung des U-Bootes nicht untersagt ist, solange diktiert lediglich seine Verwendung sein eigenes Gesetz. Bis im langsamen Lauf der Dinge aus Mißbrauch und Gebrauch, Differenz und Kompromiß der kantige Stein des Rechtes sich zur Gewohnheit abschleift und endlich gefaßt wird im goldenen Reif des Gesetzes.

Digitized by Google

Und wie die Eigenart der neuen Waffentechnik gebieterisch die Weiterwandlung des Völkerrechts forderte, so auch die Eigenart des Krieges selbst. Aus dem Bewegungskampf früherer Zeiten wurde der Stellungskrieg. Die Feinde erklärten, Deutschland sei eine belagerte Festung, wir wandten dies Wort praktisch auf Rußland an, wir gruben vom Jura bis zur Nordsee eine Sappe vor Frankreich und wir belagerten England zur Untersee. Wer aber sich in das Belagerungsgebiet wagt und die Zernierung durchschreitet, tut es auf seine Gefahr. Die nächtliche Schleichpatrouille untersucht nicht, welchen Rock der trägt, der ihr entgegentritt und welche Ware er schmuggeln will. Und die springende Mine warnt nicht, daß niemand ihrem Stollengang sich nähere. Das Unterseeboot ist Patrouille und Sappe und Mine zugleich. Das Belagerungsgebiet wurde bekannt gegeben, Zeit zur Entfernung der Neutralen gelassen. Ging dann die schwer mit Muniton beladene „Lusitania" unter weil sie die ihr noch besonders angekündigte Gefahr im Britendünkel für einen Bluff hielt, so werden wir tief erschüttert und mit allem stillen Ernst der schwersten Stunden der unglücklichen Opfer gedenken — allein das Recht steht neben uns. Und der Lehrer eines zweiten Hauptfaches auf der Schule des deutschen Charakters heißt: Michael Kohlhaas.

Neutrale haben mir entgegnet, daß keine Deduktion über das Unrecht hinwegbringe, und daß unser U-Bootkrieg ihnen das Recht zu leben dies verkürze. An der Person des Unbeteiligten müsse man halt machen; gelinge es nicht, diese unter allen Umständen zu sichern, so dürfe, trotzdem wir an sich im Rechte seien, in dieser Form unser Kampf nicht weitergehn. Es ist nicht ausgeschlossen, daß wir hier aus Gründen der Menschlichkeit uns Einschränkungen auferlegen müssen. Aber richtiger wäre es dann zu sagen, aus Gründen der Kurzsichtigkeit der Neutralen. Denn so sehr wir von den Gegnern beschimpft und verleumdet, von den kalten, lauen und gar den heißen Neutralen verkannt werden mögen, in Wahrheit sind doch wir die Vorkämpfer nicht nur für unser Recht, sondern für das Recht aller. Seit Jahrhunderten geht der Kampf um die Freiheit der Meere, noch ist sein Ziel nicht erreicht, noch vermag dies der Einzige, dessen Interessen es zuwiderläuft, zu verzögern. Was das bedeutet, zeigen in diesem Kriege die Beispiele Italiens und die ungeheuerliche Vergewaltigung Griechenlands. Wir haben Lüttich mit Blut erobert, unzähligen

Digitized by Google

Beispielen der Geschichte folgend, England erzwang sich Saloniki, Frankreich Korfu durch das Gespenst der Hungersnot. Wir und Österreich haben die russische Dampfwalze mit dem Schwert zerschlagen, England will uns niederringen durch die Seuche von Frauen und Kindern. Dies Schicksal, dem wir zu begegnen wissen, wäre für jeden Kleinstaat unvermeidlich in einem Konflikt mit England. Deshalb sind wir es, die für das Völkerrecht der Zukunft uns schlagen, dessen oberste Sätze lauten werden: Das Meer ist frei. Das Privateigentum zur See ist ebenso heilig wie das zu Lande. Das Aufbringen von Handelsschiffen, auch kriegführender Staaten, ist Seeräuberei, es sei denn, daß sie einem der Kriegsparteien Waffen zuführen. Einschränkungen des Handels über See sind untersagt.

Dies wird, dies muß die Zukunft erreichen und vielleicht dann langdauernden Frieden. Wer für dieses Ideal kämpft, der dient dem Rechte der Völker. Der deutsche U-Bootskrieg weist den Weg dahin. Er entspricht aber auch dem heutigen Völkerrecht. Die unschuldigen Opfer, die er gefordert hat, werden verhindern, daß künftige Kriege geführt werden, um Hekatomben von Frauen und Kindern zu vernichten. Und die Erkenntnis wird kommen, sicherlich — die furchtbaren Torpedos gegen die „Lusitania" waren in Wirklichkeit Flugboten eines neuen Rechtes und einer neuen Gerechtigkeit.

Deutschland und China in der Weltkriegskrise

Von Dr. Freiherr von Mackay

Der japanische Minister des Äußeren, Baron Ischii, hat jüngst im Parlament zu Tokio eine Rede gehalten, die durch folgende Erklärungen über die außenpolitische Lage besonders bemerkenswert erscheint. Die Kaiserliche Regierung sei in aller Form der sogenannten Londoner Erklärung vom 5. September 1914 beigetreten, was notwendig gewesen, weil Frankreich und Rußland durch keinerlei Abkommen England gegenüber wegen des gemeinsamen Friedensschlusses in gleicher Weise gebunden gewesen seien, wie es zwischen Japan und Großbritannien bereits vor vier Jahren geschehen[1]. „In der Erkenntnis, daß Japans

[1] Gemeint ist Artikel 2 des Grey-Kato-Vertrags von 1911, in dem es heißt: „Wenn infolge eines nicht herausgeforderten Angriffs oder einer Angriffshandlung, von wo sie

Digitized by Google

Beitritt nicht allein zum Vorteil der Verbündeten deren Willen und Einheit an Stärke zunehmen lassen, sondern auch in ihren gegenseitigen Beziehungen im Hinblick auf die Schließung des Friedens eine erhöhte Bestimmtheit geben würde, hat die Kaiserliche Regierung den Botschafter in London angewiesen, die Noten zum Vollzug des Beitritts mit dem britischen Auswärtigen Amt und mit den französischen und russischen Botschaftern in London auszutauschen, was am 19. Oktober geschehen ist." Knackt man die Nuß dieser Andeutungen auf und wirft die Schale der diplomatischen Phraseologie weg, so liegt der Wesenskern klar zu Tag. Japan fühlt sich mit geschwellter Brust als Sachwalter der Verbündeten in Ostasien, deren im Schlepptau Englands hängende Vabanque-Politik es glücklich so weit gebracht hat, daß ein noch vor wenigen Jahrzehnten über die Achsel angesehenes Volk gelber Rasse mit den weißen ‚Schutzmächten' nach Belieben spielen kann und daß Tokio gleichsam die Spule geworden ist, auf der alle Fäden des Webstücks der fernöstlichen Politik auflaufen und von der sie sich wieder, verteilt nach den einzelnen Spindeln, abwickeln. ‚Dai Nihon' ist dem leoninischen Friedensabkommen nicht irgendwie gezwungen oder gefesselt in politischen Fangnetzen beigetreten, sondern es hat aus eigenem Antrieb den Kreis geschlossen, weil es weiß, daß es sich so die Vorhand und die ausschlaggebenden Trümpfe, wenn es einmal heißen wird: Karten auf den Tisch! am besten sichert. Es steht im Licht des Vorteils, daß, während die Ententegenossen mit der Dauer des Kriegs von Tag zu Tag hinfälliger werden, es selbst völlig kampffrisch bleibt, ja militärisch wie wirtschaftlich immer stärker wird und mit diesem Kraftüberschuß beim Kampfesschluß sich in Positur stellen kann. Es wird seine Rechnungen aufmachen und deren Forderungen werden gewiß nicht gering sein. Mit bewundernswerter Planmäßigkeit hat es seine Stellungen, Vorwerke und Kampflinien zur Entwicklung großjapanischer Macht angelegt und ausgebaut. Von Korea und der Mandschurei aus umflügelte es das zu umstellende chinesische Wild im Norden, von Fukien und vom Jangtsetal aus setzte es den Angriff gegen

auch ausgehen mögen, auf seiten irgendeiner Macht oder irgendwelcher Mächte eine der beiden Parteien in einem Krieg zur Verteidigung ihrer in der Preambel erwähnten territorialen Rechte oder besonderen Interessen verwickelt wird, so wird die andere Partei sofort ihrem Verbündeten zu Hilfe kommen, den Krieg gemeinsam führen und im gegenseitigen Einvernehmen den Frieden schließen.

Digitized by Google

das handels- und industriewirtschaftliche Zentrum des Reiches der Mitte an, von Tsingtau und Schantung aus endlich bereitet es den Hauptschlag gegen Genick und Hirn des Staatsriesen, Peking, vor. Bei alledem schwebt ihm freilich nicht — oder doch höchstens seinen phantastischen Überimperialisten — die Eroberung ganz Chinas oder dessen ‚Koreanisierung', wie falschen Bildes gesagt worden ist, vor. Nicht umsonst ging Tokio in die Schule Westeuropas mit seinen modernen Ideen von imperialistischer, monroeistischer, rassenpolitischer, verkehrstechnischer Machtentwicklung in großräumigen, Erdteile und Ozeane umspannenden Organisationsformen. Es will im ostasiatischen Machtbereich eine ähnliche Rolle spielen, wie sie England Jahrhunderte lang dem west- und mitteleuropäischen Festland gegenüber inne gehabt hat. Ihm soll alles gelbe Meer und dessen Handel und Verkehr gehorsamen, ihm die mongolische Monroelehre dienstbar sein, als bevorrechtigtes Herrenvolk die abendländischen Mächte auf der Stufe untergeordneter Wettbewerber niederzuhalten und ihnen die Wege aller Einmischungsgelüste in die Angelegenheiten seiner Rassengemeinschaft zu versperren. Von seiner Macht soll China durch ein Netz klug angelegter flankierender und zentraler Siedelungs- und Einflußgebiete in Schach gesetzt werden, und ihm soll der ganze chinesische Wirtschaftsmarkt eine fette Weide für seinen Handelstrieb und eine unter seiner Schlüsselgewalt stehende Schatzkammer sein für den Bezug von Kohle, die es selbst nur in unzulänglicher Menge besitzt und Erzen, dem unentbehrlichen Brot seiner Industrie, das die Natur dem eigenen Inselreich mißgünstig gänzlich versagt hat, das aber auch sonst im gesamten Reich der gelben und malaiischen Welt nirgends zu finden ist. Ein Programm, in den großzügigen, weitausgreifenden Linien durchaus angepaßt dem Selbstbewußtsein des Englands des fernen Ostens, aber offenbar nur durchführbar, wenn China schwach und uneinig bleibt, wie es das europäische Festland war, dessen Zwietracht als treibende Hefe britischer Weltmachtgröße wirkte. Nun aber steht in Peking ein Mann auf, der nach der Weihe des Ring und der Würde des Himmelssohns greift und dem man in Japan mit gewiß nicht grundloser Sorge die Fähigkeit zutraut, das fast für unmöglich Gehaltene zu vollbringen, die chinesische Völkerherde mit fest und doch sanft zügelnder Hand wieder zu einen, die zerfallenen Reichsgrundmauern neu aufzu-

Digitized by Google

richten, Armee, Finanzen, Verwaltung zu reorganisieren, kurz, den Staat in systematischem Aufbau derart zu festigen, daß Japan immer mehr Stichkarten seines Spiels aus der Hand geschlagen werden. Jüanschika hat sich als ein Meister der staatsmännischen Strategie erwiesen, dem keiner der schlauen Schlingenleger in Tokio gewachsen ist. Ob es ihm allerdings gelingen wird, der anscheinend diesmal von Japan mit besonderer Sorgfalt vorbereiteten neuen chinesischen Revolution Herr zu werden, bleibt abzuwarten.

Japan hat am Deutschen Reich seine Rache für Schimonoseki genommen; aber die ‚deutsche Gefahr' ist damit keineswegs beseitigt. Das Reutersche Lügensystem hat in Ostasien dem Ansehen der Ententemächte das tiefste Grab geschaufelt; desto höher ist, je mehr die Wahrheit über die Kriegsereignisse auf den europäischen Schlachtfeldern nach dem fernen Osten drang, der Stern Deutschlands gestiegen, dessen Siege und heldische Kraftbezeigung im Chinesentum unverhohlene Bewunderung erweckt und die politische Rangstellung unserer im Reich der Mitte weilenden Kulturpioniere aufs glücklichste emporgehoben hat. Nicht als ob darum das törichte Geschwätz der Londoner und Pariser Hetzpresse im Recht wäre, die Jüanschikai als ‚ein Werkzeug der Deutschen' hinzustellen liebt. Wenn es schon dem Europäer schwer fällt, ja fast unmöglich ist, sich in die Weltanschauungsformen der mongolischen Rasse hineinzufinden, so gilt das Umgekehrte noch viel mehr von dem Chinesen: sein vielberedeter Universalismus sieht alle Dinge schließlich doch nur im Hohlspiegel der alten Kungfutsischen Kulturideale, und seine Politik, die von Empfindelei nichts weiß, wird demgemäß niemals aus dem Rahmen rein sachlich und kühl rechnender Wägung der Nützlichkeiten nationaler Freundschaften heraustreten. Aber eben auf solcher Gesichtslinie hat sich die Wertung Deutschlands, dessen Namen die Ententeverschwörung aus dem Register der in Ostasien wettbewerbsfähigen Mächte gänzlich auszulöschen gedachte, außerordentlich befestigt und gesteigert. Man erkennt, daß es aus der Feuerprobe des Weltkriegs erst recht als eine Weltmacht ersten Rangs hervorgehen wird, daß seine Rolle auf dem Kampffeld des fernen Ostens nicht ausgespielt hat, daß vielmehr gerade durch den Streich Japans gegen Tsingtau erst recht die Grundlage für ein beiden Parteien gleich vorteilhaftes Zusammengehen Chinas und des ‚europäischen Reiches der

Digitized by Google

Mitte' sich ergeben wird. Für Japan und seine Vierverbands-Scheinfreunde folgert sich hiernach das Streben nach neuer Peilung des politischen Kurses von selbst. Sie würden durch die Bekämpfung der monarchischen Hochflut in China nur noch mehr Wasser auf die deutsche Mühle treiben, und diese Erkenntnis mag dazu führen, daß dieselben Mächte, die Jüan den Weg zum Thron mit allen möglichen Fußangeln zu verlegen suchten, sich, wenn er glücklich sein Ziel erreicht hat, mit Anerkennungsbriefen den Rang streitig machen werden.

Alle diese verschlungenen Fädenverknüpfungen in der Tragikomödie des ostasiatischen marché de dupes, des Jahrmarktes der Betrüger und Betrogenen, wollen beachtet sein, soll das Problem der deutsch-chinesischen Beziehungen unter den Einflüssen des Weltkrieg-Gewittersturms in eine durchsichtige Gleichung gebracht und in ein klares Gesichtsfeld gerückt werden. Der „Ostasiatische Lloyd", das treffliche führende Organ des Deutschtums in Ostasien, schrieb unlängst in seinen Handelsnachrichten:

„In die falsche Rechnung, mit der England in den Krieg zog, war auch ein günstiger Gewinnvoranschlag für den chinesischen Markt eingestellt. In der Folgezeit hat sich aber das in allzu frohem Optimismus gebuchte Konto als eine Dubiosa erwiesen... In englischen Handels- und Industriekreisen reibt man sich die Augen. Man hört mit Staunen, daß die deutsche Industrie jetzt, während des Krieges, Dampfturbinen für China herstellt, Bestellungen, die dazu noch während des Krieges von China nach Deutschland gemacht worden sind. Chinesische Bergwerke bestellen deutsche Maschinen, und chinesische Eisenbahngesellschaften decken ihren Materialbedarf in Deutschland, ja haben noch die Unverschämtheit, die Ausschreibungen in deutscher Sprache zu veröffentlichen und anzugeben, daß die Zahlungen durch deutsche Banken in Berlin erfolgen sollen... Die britischen Kaufleute machten zwei Rechenfehler. Zunächst überschätzten sie die Stärke des heimischen Marktes während des Weltkriegs, weil sie glaubten, daß dieser Markt eine noch größere Ausfuhr ermöglichende Spannkraft besäße, und zweitens scheiterte der Versuch, über Nacht den deutschen Anteil des chinesischen Handels an sich zu reißen, weil sich herausstellte, daß der englische Kaufmann gar nicht die Fähigkeit besaß, in einem Land, in dem er nicht von vorneherein unbestrittener Beherrscher des Marktes ist, selbständig und organisatorisch neue Absatzgebiete zu

Digitized by Google

erschließen und sie seiner Volkswirtschaft dienstbar zu machen. Der Bumerang, den der britische Kaufmann in China gegen den deutschen geschleudert hat, fällt auf den Werfer zurück."

Besser und schärfer kann das Fiasko der Taktik Englands, das in seiner Krämergesinnung vor keiner Schändung der weißen Rassenideale um der spekulativen, politischen und kommerzialistischen Gelegenheits-Geschäftsmache willen zurückschreckte, nicht gekennzeichnet werden. „Die Deutschen an die Front!" Die einst von den Briten in China ausgegebene Kampfesparole klingt ihnen schon heute in merkwürdiger Umdeutung peinlich an die Ohren und soll und wird noch einmal das Sühnewort ihres verräterischen und profitgierigen Handelns werden. Nach dem neuesten Jahresbericht des statistischen Amts der Seezollverwaltung stieg im siebenjährigen Zeitraum 1906—1913 der Wert des deutschen Handels mit China von 23,1 auf 45 Millionen Taels oder um 96,5 v. H., während der prozentuale Zuwachs bei Japan 92, bei England lediglich 23, bei den Vereinigten Staaten gar nur 4, bei Rußland (infolge des Ausbaues der sibirischen Bahn) 250 v. H. betrug. Den absoluten Anteilen an der chinesischen Einfuhr nach marschiert zwar England noch immer an der Spitze; es ergeben sich nämlich für das Jahr 1912 folgende Vergleichsziffern: Großbritannien 48,3%, Japan 18,0%, Vereinigte Staaten 8,4%, Rußland 5,4%, Deutschland 4,1%. Dabei ist aber zu berücksichtigen, daß der britische Anteil sich aus folgenden Quoten zusammensetzt: Vereinigtes Königreich 10,6 v. H., Indien 6,3 v. H., Dominien 2,1 v. H., Hongkong 29,3 v. H. Der Hongkonger Handel aber, auf den also der Löwenanteil fällt, ist fast ausschließlich Durchfuhrverkehr, der zum großen Teil unter britischer Flagge verschiffte deutsche Ausfuhr bewegt. Kurz, Londons einseitige handelspolitische Vormachtstellung ist in Ostasien wie auf so vielen anderen Weltwirtschaftsgebieten im Prinzip schon heute gebrochen; Japan und Deutschland rücken an seine Stelle. Will man die unangenehme Wahrheit an der Themse auch nicht geradenwegs zugeben, so sind doch die mittelbaren Zugeständnisse desto deutlicher: das Jammern über die Eilfertigkeit und das Geschick, womit der mongolische Bundesgenosse die Gelegenheit wahrnimmt, um das britische Handelswasser auf seine Mühle zu leiten, die bodenlose Boshaftigkeit und Verleumdungs- und Schmähsucht, in der britische Körperschaften von der Sorte der

Digitized by Google

Hintermänner der Eastern Engineering den deutschen Wettbewerb in Mißkredit zu bringen suchen. Mehr noch! Das ganze unter den Auspizien britischer intellektueller Urheberschaft stammende System der Interessensphärenbildung wurzelt zweifellos nicht nur in den berüchtigten politischen Zielstrebigkeiten der Vergewaltigung schwacher Staatsgebilde, sondern auch in jenen verdeckten wirtschaftlichen Zwecksetzungen, die der „Ostasiatische Lloyd" andeutet. Der Brite fühlt sich im freien Wettbewerb seiner Sache nicht mehr sicher; daher will er geschlossene, mit Stacheldrähten wohl verwahrte Handelsgehege sich schaffen, in denen er ungestört auf Abschuß seiner Beute ausgehen kann. Der Freiheit der Meere, so wie er sie versteht, gesellt sich ein unbeschränktes Landbeuterecht, und diesem schließt sich wieder logisch die Sperre der Wirtschaftsmärkte an. Aber — „wenn die Zwiebel sich abschält, merkt man den Gestank", meint ein naiv-drastisches chinesisches Sprichwort, und in solchen Geruch ist heute England im Reich der Mitte mit der Enthüllung des wahren Gesichts seiner staatsmännischen Praxis geraten. Das Zwitterwesen seines Freundschaftsspiels mit Japan, die mit Dünkelhaftigkeit sich paarende Engherzigkeit, Gewissenlosigkeit und Hinterhältigkeit seiner Politik, das Streben, China mit in den Ententering, das heißt in den Krieg als Mietling für eigene Schlepperdienste hineinzuziehen: über alles das macht der Chinese sich seine eigenen Gedanken und schließt danach in seiner Rechnung das Saldo der Werte deutscher und britischer Freundschaft ab.

Tsingtau war schon vor dem Kriege als ein Wahrzeichen unseres kulturwirtschaftlichen Leistungsvermögens der Stolz der Auslanddeutschen und ist uns jetzt, seitdem es in feindliche Hände nach heldenmütiger Verteidigung gegen eine erdrückende Übermacht geraten, erst recht ans Herz gewachsen. Wie es heute in der von deutschen Händen aus dem Nichts geschaffenen und in mühevoller, planmäßiger Arbeit glänzend aufgebauten Hochburg abendländischen Handels und Lebensstils unter japanischer Verwaltung zugeht, das bezeugt in beredten Worten der von der „Frankfurter Zeitung" veröffentlichte Brief eines jungen deutschen Arztes in China an einen befreundeten Gelehrten, in dem es heißt:

„Rechtsmittel hat man gegen Japaner nicht; einer mietet vielleicht ein deutsches Haus, bezahlt einen Monat im voraus, und im dritten Monat verschwindet er zugleich mit dem Mobiliar samt Öfen, Türen, Fußboden

Digitized by Google

nach Japan. Eigentum ist, je östlicher man kommt, ein um so variablerer Begriff."

Und wie in der Kiautschoubucht, so geht es überall, wo der Sohn des ‚Reiches der aufgehenden Sonne' sich als unbedingter Herr fühlt: in dieser Richtung lebt er mit dem Briten in der Verwandtschaft gleichgestimmter Seelen. In Fukien, Hongkong, Singapur müssen sich die deutschen Handelshäuser unter die Vormundschaft fremder Liquidatoren stellen lassen; unbekümmert um Gesetz und Anstand wird konfisziert, wenn nicht offen geplündert und das Völkerrecht, wie es dessen angeblicher Beschützer England durch den Mund seiner Minister in so trefflicher diplomatischer Ausdrucksweise angekündigt hat, „den absoluten Bedürfnissen angepaßt". Aber die moralische Wirkung des Vorgehens der Japaner, die Ebenbürtigkeit mit den europäischen Kulturvölkern in Anspruch nehmen und unter deren Händen doch eine abendländische Kulturschöpfung alsbald verwahrlost, ist natürlich die gleiche, wie das Ergebnis des britischen Systems: Erhöhung des deutschen Namens im Auge des Chinesentums. Was berechtigt, was übertrieben ist an den vielerlei Klagen über die Versäumnisse unserer früheren Politik, dieses unser Ansehen kraftvoll zu vertreten, darüber neue kritische Untersuchungen anzustellen, erscheint gewiß heute am wenigsten zeitgemäß. Die welterschütternde Kriegskatastrophe bedeutet auch für Ostasien den Anbruch einer neuen Epoche der Völkergeschichte, ihrer politischen Entwicklungsformen und der Auswiegung der internationalen Machtverhältnisse. Nicht rückwärtsschauend soll das Auge im Nebel früherer Vorstellungen und am Kreislauf alter Fehler haften, sondern vorwärtsblickend Verständnis für die veränderten Bedingungen und Prinzipien deutscher Machtschöpfung im fernen Osten zu gewinnen suchen. Eben deshalb hat es aber auch wenig Sinn, um die einstweilen durchaus schwimmende Frage zu streiten, ob mit dem dauernden Verlust Tsingtaus zu rechnen ist oder nicht, ob und in welcher Form andere Stützpunkte für unsere politische und wirtschaftliche Machtsicherung und -entwicklung geschaffen werden müssen. Die Entscheidungen einer nahen Zukunft werden von selbst den Schlüssel zur Lösung des Problems in die Hand geben; es gilt einstweilen lediglich die Klarstellung der allgemeinen Gesetze, nach denen die verwickelte Gleichung in eine uns möglichst günstige Form zu bringen ist.

Digitized by Google

Nicht mit Unrecht ist darüber geklagt worden, daß der deutschen Arbeit in Ostasien die Ursprünglichkeit und Unabhängigkeit fehle, daß sie stets nachahmende Nachzüglerin auf den Straßen unserer Wettbewerber gewesen sei. Durch den heutigen einstweilen vollkommenen Abbruch aller Gemeinschaft mit den Mächten der Ententegruppe wird sich von selbst die Ausmerzung dieses Fehlers ergeben, die deutsche Taktik notwendig auf eigene Füße gestellt werden. Im Eingang der Erinnerungsschrift, die der ‚Phönix' 1913 zur Feier seines fünfzigjährigen Jubiläums herausgegeben hat, finden sich die sehr wahren, beherzigenswerten Worte:

„Die großen Unternehmungen des heutigen Wirtschaftslebens sind längst nicht mehr von ausschließlichem Interesse für den Besitzer und die unmittelbar Beteiligten, sondern haben in weit höherem Maß Bedeutung für die Allgemeinheit bekommen. Nicht nur, daß von ihrem Gedeihen heute oft das Wohl und Wehe vieler Tausender von Menschen abhängt, auch als Glieder des gesamteu Wirtschaftsorganismus haben sie ihre Aufgabe zu erfüllen."

Eben der Phönix hat aber bekanntlich sehr ausgedehnte Beziehungen des Lieferungsgeschäftes für Brückenbau, Hafenanlagen und dergleichen nach China, und was über die moralische Verpflichtung der modernen großkapitalistisch-großindustriellen Betriebe gesagt wird, sich in den Dienst der allgemeinen volkswirtschaftlichen und sozialen Interessen zu stellen, diese Norm ist naturgemäß auch auf die ausländischen Saatfelder deutschen Gewerbefleißes auszudehnen, die ja eben nur Äste, Zweige, Bekrönung des heimatlichen Stammes unserer nationalen Wirtschaft sind. Daraus ergibt sich als erste und nächstliegende Forderung die Verpflanzung von Tochterunternehmungen dieser industriellen Großmächte auf die überseeischen Wettbewerbsgebiete, insbesondere auf den ostasiatischen Fruchtboden mit seinen heute noch unabsehbaren Entwicklungs- und Gewinnmöglichkeiten, um so eine zuverlässige materielle Granitgrundlage für Wirklichkeitsgestaltung und Erfüllung der deutschen Sendung im fernen Osten zu schaffen. In einem Reich wie China, das ein Drittel der Menschheit umfaßt, dessen sozialer Aufbau ebenso gewaltig in der erdrückenden Fülle des lebendigen Materials wie feingliederig und zäh in der Verästelung und Gebundenheit seiner Struktur ist, dessen Wirtschaft und Kultur zwar in vielen Richtungen rückständig blieb, aber kraft der

Digitized by Google

Wurzelung in dreitausendjähriger Geschichte, kraft der Feinmaschigkeit und natürlichen Festigkeit des Gewebes von außerordentlicher Lebensstärke und selbstsicherer Grundständigkeit erscheint, müssen vereinzelte, isolierte Leistungen fremder Kulturpioniere, auch wenn sie an sich noch so tüchtig sind, schließlich untertauchen wie verlorene Korallenriffe im riesenhaften Ozean. Die Masse kann hier unmöglich allein durch die Qualität im kleinen, sondern nur durch das Mittel der Organisation der vornehmen, überlegenen Kräfte im großen bewegt, durchdrungen, besiegt werden. Kluge, weitblickende, großräumige Organisation, ökonomische Polarisierung der tätigen Energien kann allein zum Ziel führen; Voraussetzung solchen Fortschritts aber ist die andere Forderung: die Überwindung der früheren Kirchturmpolitik und Eigenbrödelei des deutsch-ostasiatischen Handels, der meist ohne Fühlung mit der heimischen Industrie vorging, ja aus gewisser Scheu vor Anreizung unbequemen Wettbewerbs solche Bindungen ängstlich mied, kurz ohne Rücksicht auf die höheren nationalwirtschaftlichen Ziele lieber mit fremdländischen Lieferanten arbeitete, wenn so bequemerer und höherer Gewinn zu erzielen war. *Nur gebundenes Zusammenwirken von Industrie, Technik, Schiffahrts- und Handelspolitik können der Armatur unseres chinesischen Wirtschaftsdienstes eine dem Umfang, der Vielheit und dem Gewicht der Aufgaben gemäße Stoßkraft geben.* Ein solcher geschlossener Marsch bedingt aber wieder die ordnende Leitung durch eine höhere Instanz, eine Führung, die von Natur unserer diplomatischen und konsularischen Vertretung zukommt. Je mehr alles, was unter den Begriff der ‚großen Politik' fällt, gleichsam kapitalistisch und wirtschaftlich säkularisiert worden ist, desto mehr Bedeutung hat in der Diplomatie jener kaufmännische Stil gewonnen, den zuerst das mittelalterliche Venedig entwickelte, ohne daß aber seine Entwicklungsformen mit der Fülle der schnell sich häufenden neuen Aufgaben standgehalten hätten. Es darf hier auf die Reformlinien hingewiesen werden, die ich in einer Schrift ‚Die moderne Diplomatie'[1] gerade in Rücksicht auf die ostasiatischen Verhältnisse in den Vordergrund stellen zu sollen glaubte: die Zusammenfassung der Pekinger Gesandtschaft, des Schanghaier Generalkonsulats und der übrigen Stellen unserer auswärtigen Vertretung im

[1] Frankfurt a. M. 1915, Kap. 13.

Digitized by Google

Reich der Mitte in einen zentralisierenden, einheitlichen Wirken gewährleistenden Reichsdienst, Heranbildung eines zahlreichen und tüchtigen deutsch-chinesischen Beamten- und Beraterstabs, wie ihn England im Seezolldienst unter seine Fahnen gesammelt hat, und Bevorzugung der Mitglieder dieser Körperschaft bei der Besetzung aller Konsulate und aller Stellen, wo Deutsche im chinesischen Dienst eine beratende oder beaufsichtigende Tätigkeit zu versehen haben, endlich auf dieser einheitlichen, verwaltungstechnischen Grundlage planvoll-systematische Regelung und organische Entwicklung aller Maßnahmen, die unserer wirtschaftlichen und kulturellen Machtgewinnung in der Weite und Vielseitigkeit moderner Zweck- und Zielsetzungen wie Bahn-, Straßen-, Hafen-, Brückenbau-, Kanalisierungs- und Bewässerungsanlagen, staatlicher und privater Anleihe- und Finanzierungsangelegenheiten, Errichtung von industriellen und landwirtschaftlichen Musterbetrieben, wissenschaftlicher und technischer Hochschulen dienlich sind.

Damit ist schon auf eine zweite Faktorenreihe des deutsch-chinesischen Problems deutlich hingewiesen. Nennt man Japan das England Ostasiens, so leitet sich das Recht zu solchem Vergleich nicht nur aus Ähnlichkeiten der geographischen Lage, sondern auch aus gleichläufigen Linien des politischen Werdegangs ab. Das Mikadoreich der Gegenwart zeigt nur zu viele Entwicklungsformen, die Wiederspiegelungen des manchesterlichen Großbritanniens sind: Überwucherung der kapitalistischen Macht, geschichtlich begründet in den Zuständen der Tokugawazeit, modern sich offenbarend in der Verderbnis der führenden Gesellschaft und der Beherrschung des Parlaments durch den Geldsack, einseitige Bevorzugung des Handels und Treibhausauftrieb der Massen- und Stapelwaren erzeugenden Industrien, die bei rücksichtsloser Ausbeutung billiger Arbeitskräfte leichte Gewinne abwerfen, Vernachlässigung der Landwirtschaft, des Jungbrunnens der Volkskraft, und aller Aufgaben sozialer Volkspflege. China kann dem Gegner auf diesen Pfaden nicht folgen und wird es, so weit aus Anzeichen zu schließen ist, unter weiserer staatsmännischer Führung zu seinem Heil nicht tun. Es ist als Agrarstaat groß geworden und wird solches väterliches Erbe als Grundlage seiner Wiedergeburt in neuzeitlichen Formen zu betreuen haben. Deutschland aber, die landwirtschaftlich höchst entwickelte Großmacht Europas, erscheint von Natur be-

Digitized by Google

rufen, ihm Helfer und Berater vorab in ſolcher Richtung zu ſein, und wirft man einen Blick in die überaus verwickelte Fädenverknüpfung gerade dieſes Reformproblems, ſo weiß man den Raum zu ſchätzen, der allein hier gewaltiger, die Kraft eines ganzen Menſchenalters heiſchenden Pionierarbeit auf rechtlichem, wirtſchaftstechniſchem und ſozialpolitiſchem Gebiet offen liegt. Der andere Fußpunkt eines natürlich und organiſch entwickelten chineſiſchen Wirtſchaftskörpers iſt die ſchwere Induſtrie. Eben weil das Reich der Mitte die große oſtaſiatiſche Schatzkammer für Kohle und Erze, den Nährſtoff alles modernen und ſelbſtändigen Induſtrielebens iſt, gilt es vorzüglich dieſen Reichtum in methodiſcher Weiſe aufzuſchließen, der nationalen Wirtſchaft dienſtbar zu machen und ihn vor der Ausbeutung für fremde Machtzwecke zu ſchützen. Stahlzeugung iſt der Quell völkiſcher Stahlkraft: durch Entwicklung induſtriellen Gewerbes von ſolcher Wurzelung wird China zugleich ſeinen Volkskörper geſunder erhalten, als wenn es nach japaniſchem Beiſpiel mit Hochdruck den leichten Sandacker von Spinnereien, Webereien, Flechtereien beſtellte, der das Maſſengrab ausgebeuteter Frauen und Kinder iſt. Auch in dieſer Blicklinie eröffnen ſich ſo Deutſchland Arbeitsfelder von wahrhafter Fruchtbarkeit, wirtſchaftlicher wie ſozialmoraliſcher Tiefgründigkeit und weiten erzieheriſchen Fernſichten. Es war vor rund zehn Jahren, da der deutſche Kaiſer bei der Denkmaleinweihung in Bremen das vielgerühmte Gelöbnis ablegte, er wolle nicht ein Weltreich der Schwertgewalt, ſondern der ruhigen, ehrlichen friedlichen Nachbarſchaft, „außenhin begrenzt, im Innern unbegrenzt", begründen. Er legte ſo, mit andern Worten, ein Bekenntnis zum deutſchen Weltreich der Arbeit ab, fußend auf der Erkenntnis, daß ſchöpferiſches Schaffen von jeher als „die gewaltigſte Macht, den Eigenſinn der Individuen — der menſchlichen wie der völkiſchen zu brechen und dem Handeln eine gemeinſame Richtung zu geben", ſich bewährt hat, daß hilfsbereite Werktätigkeit als die reale Grundlage aller Verinnerlichung und aller verſöhnlichen Befeſtigung friedlicher Beziehungen zwiſchen Staaten und Nationen erſcheint. Das iſt Seele und Licht deutſcher Weltpolitik, deren Goldblick unſere Werbetätigkeit aus verworfenem Geſtein in chineſiſchem Boden freizuſchlagen hat. Über die techniſchen Formen und Entwicklungsprinzipien des deutſchen Schulweſens in China iſt unendlich viel geſchrieben worden; aber aller Streit um

Digitized by Google

die Frage muß doch schließlich ergebnislos bleiben, wenn nicht die nüchterne, in den kaiserlichen Worten gegebene Weisung festgehalten wird. Mit allgemeinen europäischen Kulturidealismen, die nur zu oft nichts anderes als Milchschwestern leerer Phraseologie sind, ist gerade beim nüchtern und realistisch denkenden Chinesen nichts anzufangen; um so mehr Verständnis hat er für die geschichtlich bedingten Zusammenhänge der Wirtschaftsgemeinschaft aller Menschen und für das Prinzip, das sich jedes höhere Sein nur an ernster, fruchtbarer Arbeit bilden und aufranken kann. Das deutsche Schulwesen soll und darf nicht, wie es meist beim angelsächsischen der Fall ist, sich gleichsam als Impresario der angeblich überlegenen abendländischen Gesittungsformen betrachten, sondern es muß methodischem Aufbau von den unteren technischen Stufen, also vor allem Volks-, Landwirtschafts-, Handwerker-, Gewerbeschulen zustreben unter ständiger Wahrung der Wechselbeziehungen, die Deutschlands Größe als Weltwirtschaftsmacht begründet haben: der engen Verknüpfung akademischer Wissenschaft mit angewandter Technik. „Große Dinge vollenden sich alle Jahrhundert; aber die kleinen bauen die Welt auf", meint ein chinesisches Wahrwort: so, aus kleinen aber wohlgefügten Bausteinen soll und wird — das ist unsere in allen Kriegsstürmen nur desto gewisser gewordene Zuversicht — eine dauernd gefestete Brücke friedlichen Zusammenwirkens zwischen dem kaiserlichen Deutschland und dem zur Monarchie zurückkehrenden Reich der Mitte sich aufrichten.

Italien nach dem Fall Montenegros

Von Dr. Werner Weisbach

Seit der Niederwerfung Montenegros geht ein Sturm durch die italienische Presse. Ließ sich bis dahin für den außenstehenden Beobachter der Zustand eines innerlich aufgepeitschten und zwischen jähen Gegensätzen hin- und hergetriebenen Volkes einigermaßen verbergen, so daß nur vereinzelte Zuckungen wahrnehmbar wurden, so ist jetzt eine völlige Haltungslosigkeit eingetreten. Durch die Parlamentstagung im Dezember vermochte noch nach außen hin der Anschein einer die überwiegende Mehrheit umfassenden Einmütigkeit und des besten Einvernehmens mit den Ententemächten erweckt zu werden. Heute bietet sich das

Digitized by Google

Schauspiel eines Kampfes aller gegen alle dar, innerhalb der Parteien des Landes und gegen die Regierung; und zu den verbündeten Nationen haben sich Gegensätze herausgebildet, deren Schroffheit nicht einmal mehr durch eine Höflichkeit der Ausdrucksformen verschleiert wird. Man gewinnt den Eindruck, in Italien ringe sich die Überzeugung durch, daß es den Zielen, die es eigentlich durch seinen Eintritt in den Krieg erreichen wollte, immer mehr entrückt würde. Glaubte es früher, in dem Dreibund nicht aufkommen zu können, so fühlt es sich jetzt in die Fangarme des Vierverbandes verstrickt, der ihm jede selbständige Regung unterbindet.

Dieser Zustand macht sich in einer gesteigerten Empfindlichkeit und Reizbarkeit bemerkbar. Man glaubt sich von den neuen Freunden, denen man sein Schicksal anvertraute, verkannt und unterschätzt. Laut hallt es durch das Land: Die Leistungen Italiens finden nicht die gebührende Beachtung. Barzilai brachte das in seiner Mailänder Propagandarede für die Kriegsanleihe zum Ausdruck. Er verglich die bisherigen Ergebnisse des italienischen Kampfes gegen Österreich mit der großen September-Offensive in der Champagne, bei der 7 200000 Geschosse von kleinem, mittlerem und großem Kaliber aufgewendet wurden, um nur 4 km Terrain zu gewinnen, und ließ keinen Zweifel, wo die größeren Erfolge zu suchen seien. Dann brachte der berühmte Landsmann Marconi aus England die betrübende Kunde mit, daß man dort von den militärischen Operationen Italiens nicht viel halte und ihm sein Fehlen bei den Balkan-Ereignissen zum Vorwurf mache. Eine starke Verstimmung wurde auch dadurch hervorgerufen, daß man Italien nicht zu den Londoner Besprechungen zwischen Vertretern Frankreichs und Englands hinzuzog, durch die nach dem Fall Montenegros neue Richtlinien für eine gemeinsame und einheitliche Wahrung der Balkaninteressen festgelegt werden sollten. „Die Mißachtung Italiens nimmt beleidigende Formen an", schrieb das bolognesische Blatt „Resto del Carlino" (29. 1.). Um den Schmerz über diese Zurücksetzung zu mildern, wurde der Besuch Briands in Rom angekündigt. Zur Beruhigung der öffentlichen Meinung verlangte man nach einem solchen Symbol für die noch bestehende Eintracht. Aber, bemerkte grollend „Idea Nazionale" (27. 1.), die Verbündeten sollten nicht denken, daß es genüge, zuerst zwischen London und Paris Entschlüsse zu fassen

Digitized by Google

und Entscheidungen zu treffen ohne Italien, und nachher nach Rom zu kommen. Die Nervosität erreicht einen solchen Grad, daß man von anderer Seite glaubt davor warnen zu müssen, sich nicht von hysterischen Anfällen, durch die das romanische Seelenleben in schweren Krisen des öfteren beunruhigt wird, übermannen zu lassen, die Empfindlichkeit zu übertreiben und darüber die Möglichkeit kühlen und sachlichen Urteilens zu verlieren („Tribuna" 31. 1.).

Am heftigsten macht sich der Mißmut England gegenüber Luft. Von dieser Seite erfährt man neben dem beschämenden Verkanntsein wirtschaftlich durch die hohen Frachten und Kohlenpreise die empfindlichste Schädigung. Das ist nicht nur ein moralischer, sondern an Leib und Leben spürbarer Druck, der dem ganzen Volke die Lasten des Krieges erschwert und seine gewollte Durchführung in Frage stellt. Man wirft der befreundeten Nation offen selbstsüchtige Beweggründe vor. Sie bereichert sich durch die Opfer der Verbündeten und benützt den Krieg, um große Gewinne einzuheimsen. Der Ton, der dabei angeschlagen wird, kann nicht mehr als parlamentarisch bezeichnet werden. Wie müssen die Gefühle England gegenüber sein, wenn sogar in dem offiziösen „Giornale d'Italia" (29. 1.) der Abgeordnete Soderini bemerken darf: „Nicht nur solange Italien neutral war, sondern auch nach seinem Eintritt in den Krieg gab es keine Unverschämtheit, die ihm nicht von der englischen Presse entgegengeschleudert wurde." Der Widerstand der englischen Arbeiter gegen das Wehrpflichtgesetz hat den Italienern über die inneren Spaltungen die Augen geöffnet und durch den bekundeten Mangel an Solidarität innerhalb der Volksschichten eine ernste Beunruhigung hervorgerufen. Besonders schwer sehen sich in England die italienischen Nationalisten, deren Treiben dem Entschluß zum Kriege den stärksten Anstoß gab, getäuscht. Das Idealbild, das sie sich von dem englischen Staat und dem englischen Volk gemacht haben, verwandelt sich in eine verzerrte und grinsende Maske. „Wir waren gewohnt, England als das Paradies des bürgerlichen und politischen Lebens anzusehen. Und nun findet der Staat kein Mittel, den Egoismus der Einzelnen und der Klassen zu bändigen. Wie kann England fortfahren laut zu verkünden, daß es den Krieg aus Altruismus führt, für die Freiheit der anderen, für die verehrungswürdigen Grundfragen der menschlicheu Kultur, für das Prinzip der Natio-

Digitized by Google

nalität, für die kleinen Nationen, für das „gemarterte" Belgien, für das „heroische" Serbien? Wie kann es fortfahren, das zu verkünden und uns einzureden, wenn so vielen Worten eines milden Idealismus die Tatsachen eines so groben Realismus gegenüberstehen?" („Idea Nazionale" 30. 1.) Das Bild hat sich also in den Köpfen während der letzten Monate beträchtlich verschoben. Was sich an Äußerungen, Betrachtungen und Urteilen vernehmen läßt, das kann doch wohl nicht nur als eine taktische Form und ein maskiertes Spiel aufgefaßt werden, um den alten Freund zu einem größeren Entgegenkommen zu bewegen.

Von dem russischen Bundesgenossen erfährt man in Italien ebenso wenig Wohlwollen. Die russische Presse zögerte nicht, nach dem Fall Montenegros Italien für die Balkan-Katastrophe verantwortlich zu machen. Eine Flut von Vorwürfen geht herüber und hinüber. Italien seinerseits revidiert das Schuldkonto der russischen Kriegführung und rechnet ihr an, daß der Rückzug von den Karpathen, dessen Wirkung noch dazu durch den Beginn der italienischen Offensive abgeschwächt wurde, den Anfang alles Unheils darstellte. Daß zu dem russischen Volk und Staat, mit dem man durch die Macht der Verhältnisse zur Erreichung augenblicklicher politischer Ziele verkettet ist, keine auch nur vorübergehende Zuneigung bei den Italienern aufkommen kann, ist ihrer ganzen Veranlagung und geistigen Verfassung nach selbstverständlich. An Äußerungen über Rußland hat die italienische Zensur stets eine sehr milde Kontrolle geübt. Wie es um seine inneren Verhällnisse bestellt ist, brauchte nicht verheimlicht zu werden. So konnte es geschehen, daß im „Giornale d'Italia" Armando Zanetti von Petersburg und Moskau aus in einer Reihe ungemein anschaulicher und glänzend geschriebener Aufsätze Stimmungsbilder entwarf, wie sie auch ein Feind nicht düsterer ausmalen konnte. Und mit welch einem Hohn, mit wie bitterer Ironie ist der Brief, in dem sich der Abgeordnete Chiaraviglio, ein Schwiegersohn Giolittis, von seiner Partei, den Radikalen, lossagt, gewürzt, wenn die Bemerkung fällt: Die Auffassung von Freiheit in dieser Partei sei würdig des Verbündeten von gestern, des Kaisers von Österreich, und des Verbündeten von heute, des so sehr liberalen russischen Zaren. Der sozialdemokratische „Avanti" (30. 1.) kann es sich gar gestatten, aus dem vor dem Krieg erschienenen Buch über Rußland von Pettinato eine sehr

Digitized by Google

bewußt zusammengestellte Auslese von Tatsachen und Urteilen zu geben, die mit ihrer Eindringlichkeit und Beweiskraft dem Bundesgenossen nicht gerade zur Ehre gereicht. Alles was in dem Staatswesen und Volksleben angemodert, bröckelig, verderbt, verwerflich ist, wird in knappen Sätzen wie ein Katechismus russischer Rückständigkeit und Barbarei aufgeführt. Man kann also nicht sagen, daß die Italiener über das wahre Gesicht ihres moskowitischen Verbündeten in Täuschungen befangen sind.

Am besten glaubt man sich noch mit der lateinischen Schwester zu verstehen. Man hat so viel von Kultureinheit gesprochen und in gemeinsamen Idealen geschwelgt, daß der dadurch hervorgerufene Rausch, der von Zeit zu Zeit immer von neuem bei Zusammenkünften und festlichen Gelagen aufgetrieben wird, über manches hinweghilft und brutale Wirklichkeiten mit Phantasieelementen überdämmert. Die Entdeckung der einen lateinischen Seele ist noch nicht so sehr alten Datums. Damals, als Frankreich seine Vorstöße im Mittelmeer machte und sich in Tunis festsetzte, dachte man anders. Da verdächtigte man die französische Kultur als äußerlich, angefault, dekadent und begeisterte sich für die jugendliche Kraft deutschen Volkstums. In Italiens angesehenster Zeitschrift, der „Nuova Antologia" (1890), erhob sich eine warnende Stimme, die sagte: „Der Panlatinismus ist für uns ein Feind, den wir noch mehr bekämpfen müssen, als den Panslawismus." Trotz aller Gemeinschaftsbezeugungen, Verbrüderungsgefühle und gegenseitigen Werbens mußte man es aber erleben, daß auch die französische Presse in den Chor einstimmte, der das Thema von der Schuld an dem Fall Montenegros durchführte. Es waren zartere, weichere Stimmen, die von dorther mittönten. Indessen weckte ihre Melodie doch auch schmerzliche Gefühle. Wie sollte man es aufnehmeu, wenn das „Journal des Débats" an Barzilais Rede, die er zur Eröffnungsfeier des von Frankreich gestifteten Hospitals in Mailand hielt, hervorhob: es sei ein günstiges Anzeichen, daß er nicht mehr von heiligem Egoismus und von „unserem Krieg" gesprochen habe, was darauf schließen lasse, daß sich Italien von nun an mehr in den allgemeinen Verband einfügen, als seinen Sonderinteressen nachgehen wolle!

Von allen Seiten schwirrt es also heran, daß man Italien mißtraut, daß man ihm nachsagt, es suche für sich einen möglichst großen Gewinn

Digitized by Google

herauszuschlagen, ob auch die allgemeine Sache darunter leide. Das Wort vom sacro egoismo hat sich als ein verhängnisvolles Symbol erwiesen.

Geschürt wird das Mißtrauen bei allen Verbündeten dadurch, daß Italien es versäumt hat, Deutschland den Krieg zu erklären. Das läßt seine Stellung als zweideutig erscheinen. Erst kürzlich eröffnete der englische Journalist Richard Bagot in der „Times" und im „Giornale d'Italia" (28. 1.) eine Polemik, in der er geltend machte, daß eine erschreckend große Anzahl deutschfreundlicher Elemente in Italien ihr Wesen treibe; ein Zustand, der sich mit einer anglophilen Gesinnung unmöglich vereinigen lasse. Man scheute sich nicht ihm zu erwidern, daß die Italien brüskierende Politik der Verbündeten allerdings das beste Mittel sei, für die Deutschen Propaganda zu machen. Aber nachdem die Entente die italienische Regierung gezwungen hat, dem Londoner Vertrag beizutreten, scheint sie auch alles daran setzen zu wollen, ihr die Kriegserklärung an Deutschland aufzudrängen. Ihre Unterstützung findet sie dabei in dem Lande selbst bei den extremen Interventionisten.

Ein weiterer Grund des Argwohns ist für die Ententemächte Italiens Gesinnung Serben und Griechen gegenüber und seine eigensüchtige Rivalität auf dem Balkan. Seine Zurückhaltung von den französisch-englischen Expeditionen wird damit in Verbindung gebracht. Italien wiederum hat nach dem Erliegen Montenegros eingesehen, daß es auch seine bescheidensten Balkan-Ansprüche nicht mehr allein zu schützen vermag und dazu der Unterstützung der Genossen bedarf. Es fühlt, daß es aus eigener Kraft nichts mehr wollen kann und sich gänzlich dem Gesamtplan des Verbandes zu unterwerfen genötigt sein wird. Als mitbestimmender Faktor hat es an Prestige verloren. So ist das letzte Balkanerlebnis nach verschiedenen Seiten eine seiner herbsten Enttäuschungen.

Unter den Schwierigkeiten, in die Italien unerwartet durch den Krieg verwickelt worden ist, wird nicht als eine der geringsten das Verhältnis des Staates zum Vatikan erachtet, wie aus den unausgesetzt darüber geführten Erörterungen in Presse und Literatur zu ersehen ist. Von der diplomatischen Geschicklichkeit Benedikts XV. hat man offenbar eine hohe Meinung und hegt die Besorgnis, sie könnte unter Ausnutzung der Weltlage es dazu bringen, die politische Stellung des Papstes, die sich zu

Digitized by Google

Beginn des Feldzuges als höchst unsicher erwies, zu verbessern. So weit sich aus den zahlreichen, von den verschiedenen Stellen geäußerten Ansichten und Auffassungen schließen läßt, strebt der Vatikan dahin, daß er bei einem künftigen Friedenskongreß vertreten ist. Das Verhältnis zwischen dem italienischen Staat und der Kurie kann dadurch geregelt werden, daß entweder ein neuer Vertrag geschlossen wird, der dem Papst auf Grund der von ihm vorgebrachten Beschwerden Zugeständnisse macht, oder daß das Garantiegesetz unter eine internationale Kontrolle gestellt und dann von ihm anerkannt wird. Beide Möglichkeiten werden erwogen; die letztere erweckt in Italien besondere Beängstigung, da man dadurch einen gefährlichen Eingriff in die staatlichen Hoheitsrechte befürchtet. Nach Äußerungen von Kreisen, die dem Vatikan nahestehen, scheint es diesem am wünschenswertesten zu sein, mit der italienischen Regierung durch direkte Verhandlung eine Verständigung zu erzielen. Bei den Argumentationen wird aber das Schreckgespenst einer Internationalisierung des Garantiegesetzes in geschickter Weise benutzt. Auf dieser Seite sagt man: Ist der italienische Staat mit dem Vatikan zu einer Einigung gelangt und ist der Papst bei der Friedenskonferenz vertreten, so kann dieser es bei jeder Kombination verhindern, daß die römische Frage angerührt wird. Im anderen Fall würde es vielleicht nicht zu vermeiden sein, daß von irgendwelchen Mächten eine Internationalisierung des Garantiegesetzes beantragt wird. Die Stimmen aus dem bürgerlichen Lager verhalten sich bis jetzt allen Lösungsversuchen gegenüber ablehnend und wollen alles beim Alten lassen. Die Regierung hat, wie bekannt wurde, um sich gegen alle Eventualitäten zu sichern und die öffentliche Meinung zu beruhigen, bei ihrem Eintritt in den Londoner Vertrag die Klausel aufnehmen lassen, daß bei dem Friedensschluß die römische Frage ausgeschaltet bliebe. Wie aber, wenn nicht der Vierverband, sondern die Zentralmächte die Bedingungen diktieren? Dem augenblicklichen Ministerium, das in seiner kriegerischen Politik von radikalen und freimaurerischen Elementen getragen wird, wäre es kaum möglich, irgendwelche Begünstigungen für die Kurie zu erwirken. Wohl aber bestände vielleicht die Möglichkeit bei einer liberal-konservativen Konstellation. Die frühere Giolittianische Mehrheit hat schon öfter mit den klerikalen Kreisen paktiert. So ist die römische Frage auch eng mit den innerpolitischen Verhältnissen verwoben.

Digitized by Google

Gegensätze im Inneren und Gärungen in den Parteien greifen in der letzten Zeit stetig um sich. Die wirtschaftliche Not, der die Regierung machtlos gegenübersteht, läßt immer mehr Kreise von dieser abrücken. Die Radikalen und die Reformsozialisten sind in ihren Organen öffentlich gegen sie aufgetreten. Die Nationalisten fassen in ihrem Hauptblatt das Ministerium immer schärfer an. Ihnen, die für eine Vorbereitung und Schürung der Kriegsstimmnng am meisten getan haben, beginnt der Boden unter den Füßen zu brennen. Sie können das, was eingetreten ist, nicht als durch die allgemeinen Verhältnisse begründet anerkennen, die sie selbst mit heraufbeschworen haben, und halten sich deshalb an einzelne Verfehlungen der leitenden Kreise, die sie nicht müde werden in den Vordergrund zu rücken. Und nun müssen sie sich von ihren politischen Gegnern sagen lassen, daß sie mit ihrer jetzigen Opposition gegen die, welche sie einst auf den Schild erhoben haben, nichts anderes beabsichtigen, als sich einen Alibibeweis zu schaffen für den Tag des Gerichts.

Am deutlichsten trat vielleicht der allgemeine Umschwung in die Erscheinung, als der in seiner Regierungstreue bisher über jeden Zweifel erhabene „Corriere della Sera" (31. 1.) in einem weithin beachteten Leitartikel dem Ministerium seine Beschwerdeliste vorlegte. War sie auch in milder Form und zum Teil — vielleicht absichtlich — in unklaren Worten abgefaßt, so gab sie doch zu verstehen, daß Elemente, auf die sich die heutige Regierung am festesten stützen konnte, wankend geworden sind. Das verbitterte Gefühl über die Wahrnehmung, daß man sich zwischen zwei Stühle gesetzt hat, klingt durch die Ausführungen hindurch.

Die offizielle Sozialdemokratie hatte nicht nötig, nach irgendeiner Richtung ihre Haltung zu ändern. Sie war von Anfang an kriegsfeindlich und ist es geblieben. In allen Phasen hat sie durch ihre Presse, soweit es die Zensur gestattete, in Gemeinderäten, in denen sie die Führung hat, und im Parlament die Regierung bekämpft. Ihr Hauptorgan, der „Avanti", hat, da er sich von jeder Verantwortlichkeit frei und außerhalb der gegen seinen Wunsch herbeigeführten Sachlage stehend fühlte, vielfach den Vorgängen gegenüber die Rolle des Satirikers angenommen und in ihr Beweise eines nicht zu verachtenden literarischen Geschicks abgelegt. Er hat seinen Witz an den tragikomischen Momenten des sich abrollenden Dramas spielen lassen. Sein Meisterstück auf dem Gebiet der Persiflage gab

Digitized by Google

er in der Schilderung, die er von der „Tournee Salandras" nach Turin entwarf.

Diese Reise des Ministerpräsidenten bedeutete für die Regierung einen Wendepunkt. Die Rede, die Salandra in Turin hielt, wirkte wie ein Schwanengesang. Man ersah aus ihr, daß das Ministerium seine zur Schau getragene Sicherheit verloren hat. Die Diskussion über die Erbschaft hat begonnen.

Nationalisten, Reformsozialisten, Republikaner, Radikale, alle die, welche in dem Trubel der Maitage das Ministerium sattelfest gemacht haben, regen sich, um die Zügel in die Hand zu nehmen. Aber Salandra hat in Turin die monarchischen Liberalen, seine alten Parteigenossen, aufgerufen und ihnen die Geschicke des Landes ans Herz gelegt. Den Glauben an eine zukunftsreiche Aktionsfähigkeit der extremen Elemente scheint er verloren zu haben. Das wird ihm von seiner bisherigen Gefolgschaft als Verrat angerechnet. Schon vor der Turiner Reise gingen Gerüchte um, daß eine Annäherung der Regierung an die Giolittianer sich vorbereite. Salandras Rede wurde von manchen als eine Bestätigung dafür ausgelegt.

Die durch den Fall Montenegros geschaffene Situation hat deshalb für Italien eine so große Tragweite, weil sie in alle Kreise eine Erkenntnis gebracht hat. Die, welche zum Kampf aufgerufen hatten, stellten sich vor, daß das Land, das sich Jahre hindurch zu einer der europäischen Mächtegruppen bekannte und, wie sie behaupteten und glauben machen wollten, dadurch verknechtet wurde, indem es durch sein Eintreten in einem kritischen Moment das Zünglein an der Wage zum Ausschlagen brächte, sich selbst eine unabhängige Großmachtstellung erringen könnte. L'Italia farà da se — das blieb der geheime Hintergedanke und das Leitmotiv bei dem Abschwenken zur Entente. Man wollte *seinen* Krieg führen; man beteiligte sich, abgesehen von der großen Front gegen Österreich, an der Westküste des Balkan und bekümmerte sich nur um Unternehmungen, die unmittelbar die eigene Interessensphäre betrafen. Immer wieder wurde betont, den Bundesgenossen würde indirekt dadurch am besten geholfen. Aber die Bundesgenossen erkannten das nicht an und wollen sich damit nicht begnügen. Je mehr der Krieg sich in die Länge zieht, desto dringender sieht sich die Regierung ge-

Digitized by Google

nötigt ihnen nachzugeben. Italien gehen die Augen auf, daß es sich ihnen wirtschaftlich, finanziell und militärisch wird in die Hände liefern müssen, und hat nun das beängstigende Gefühl, aus der deutschen Scylla in die englische Charybdis getrieben zu werden. Der Traum von dem selbständigen neuen größeren Italien entschwindet. In diesen Klärungsprozeß ist das Land augenblicklich eingetreten. Wie das Seelenleben davon ergriffen wird, ist deutlich spürbar. Die Partie der nationalen Aspirationen, für die der größte Einsatz gewagt wurde, darf jetzt schon als verloren gelten.

Die, welche gedacht hatten, durch eine Emanzipation und auf rein nationaler Grundlage mit eigenen Kräften und Mitteln eine politische, wirtschaftliche und kulturelle Regeneration Italiens in die Wege zu leiten, müssen ihre Hoffnungen zu Grabe tragen. Sie sehen sich von neuem in eine internationale Konstellation gedrängt, von der nicht abzusehen ist, welche Rolle in ihr Italien zufällt. Das Prinzip eines ausgleichenden Internationalismus und das eines imperialistischen Nationalismus stehen mit einander in Konflikt und werden in dem Lande selbst von verschiedenen Kreisen vertreten. Dabei darf nicht vergessen werden, daß der Nationalismus vielfach nur ein Schlagwort ist, das, aus einer vergeistigten in eine reale Sphäre übertragen, dazu herhalten muß, Sonderinteressen, die durchaus nicht rein nationaler Natur sind, zu verschleiern. Für Italien ist ebenso wie für andere Länder der Krieg auch das Symptom einer Kulturkrise und wird so von tiefer blickenden Geistern empfunden. Bringt er auch sonst keine Vorteile, so kann er doch vielleicht zu einer inneren Wiedergeburt verhelfen, auf die der Präsident der monarchischen Union in Turin, Senator Ferrero di Cambiano, in seiner Begrüßungsrede an Salandra anspielte mit den Worten: „Die italienische Seele, durch den Krieg gezügelt, sehnt sich und schmachtet nach einer moralischen und politischen Erhebung."

Politische Gedanken über die deutsche Sprache

Von Prof. Dr. Willy Hellpach

Die Verordnung des Statthalters von Böhmen, durch die das Deutsche als alleinige innere Amtssprache festgelegt wird, ist in unseren Tageszeitungen nur an vereinzelten Stellen zureichend gewürdigt worden.

Digitized by Google

Darin wirkt noch immer eine Gleichgültigkeit und Verständnisarmut gegenüber den Nationalitätenproblemen nach, die wir uns in Zukunft gründlich abgewöhnen müssen, wenn anders wir die Kultursendung erfüllen wollen, die uns nach diesem Kriege zugedacht ist. Denn der Weg von der Nordsee zum Persischen Golf ist mit einem wahren Mosaik von Völkern gepflastert, und es setzt die genaueste Vertrautheit mit den Lebensbedingungen der Nationalität voraus, wenn wir in jenem Block die politische, wirtschaftliche und kulturelle Führung übernehmen sollen. Soviel in manchen Dingen die andern von uns zu lernen haben werden, soviel können wir gerade nationalpolitisch noch von den andern lernen, vorzüglich von Österreich, das heute mit der böhmischen Sprachenverordnung zeigt, daß es entschlossen ist, von dem Wege der Gesundung sich auch in seiner Innenpolitik keinesfalls mehr abdrängen zu lassen.

Die Einführung der deutschen inneren Amtssprache bedeutet natürlich keine Kampfansage an das böhmische Volk. Dieses dem Staate wirklich zu gewinnen und zu verbinden, wird vielmehr nach dem Kriege ein Hauptaugenmerk österreichischer Politik sein. Und es wird auch ein wirklicher Ertrag sein: denn die Tschechen sind eines der tüchtigsten slawischen Völker, trotz ihrer musikalischen Begnadung und ihrer nationalen Leidenschaft doch auch wieder nüchtern, zäh, arbeitsam und kräftig — im eigentlichen Slawentum (zu dem ja die Bulgaren nur mit Einschränkung gehören) sozusagen die „Preußen". Wer zwei Jahrzehnte lang in regelmäßigen Abständen die Stadt Prag besucht und sich dort mit offenen Augen umgeschaut hat, der wird voll Hochachtung den Hut ziehen vor einer Nation, die wirtschaftlich und kulturell in verhältnismäßig kurzer Zeitspanne so viel aus sich gemacht hat. Aber selbstverständlich muß auch vom tüchtigsten seiner nationalen Glieder ein Nationalitätenstaat (falls er „Staat" bleiben und nicht kraftloser Völkerbund werden will) fordern, was des Staates ist. Dazu gehört eine einheitliche Vermittlungssprache in Heer und Verwaltung.

Es ist die Frucht dieses Krieges, daß nunmehr das Deutsche in diese Stelle einrücken kann. Denn seine Einsetzung als innere Amtssprache bedeutet nicht etwa ein Zugeständnis an die Deutschen (Österreichs), sondern an das Deutsche; und dies will wohl unterschieden sein. Es ist die Anerkennung des Deutschen als einer Weltsprache, die außerhalb

Digitized by Google

aller, richtiger noch: über allen nationalen Streitfragen steht. Zwischen den Deutschen und den Tschechen in Böhmen wird es auch weiterhin Kämpfe geben, wenn man gleich wünschen möchte, daß sie für lange Zeit einmal den Charakter der Wettkämpfe (um wirtschaftliche und kulturelle Blüte) annähmen. Aber dies ist den kleineren slawischen Völkern nun doch aufgegangen: daß sie wohl auf begrenztem Raum in die Lage kommen mögen, gegen Deutsche sich durchzusetzen, daß sie aber nicht gegen das Deutschtum als Ganzes sich feindselig stellen dürfen, ohne politischen Selbstmord zu begehen. Die politische, wirtschaftliche und kulturelle Anlehnung der slawischen Mittel- und Kleinvölker an die Deutschen statt an die Russen wird ja eines der Fundamentalergebnisse des Krieges sein. Träte es nicht ein, so würde der Krieg zu einem guten Teil umsonst geführt.

Deutsch ist die kommende Verständigungssprache Mittel- und Südosteuropas: dies ist der eigentliche Inhalt der böhmischen Statthalterverordnung. Man kann annehmen, daß die Einlebung unserer Sprache in diese bedeutende Rolle sich ziemlich rasch vollziehen wird, weil den ungewöhnlich sprachgewandten Slawen die Erlernung des Deutschen an sich keine großen Schwierigkeiten macht. Aber damit allein ist es nicht getan. Diese Rangerhöhung des Deutschen soll nicht bloß eine Wirkung des politischen Umschwungs sein, den der Krieg gebracht hat, sondern sie soll weiterwirken und eine wesentliche Grundlage der Dauer dieses politischen Umschwungs werden. Dazu ist es nicht hinreichend, daß Deutsch die zwischennationale Dolmetschsprache für Heeres- und Verwaltungsangelegenheiten und für das wirtschaftliche Leben wird. Dazu muß es auch die zwischennationale Kultursprache werden, und das vermag es nur als zwischennationale Gesellschaftssprache der kulturführenden Schichten zwischen Hamburg und Bagdad. Es muß die Erbschaft des Französischen antreten.

Das ist keine Kleinigkeit, denn das Französische ist an Verbindung von Klarheit und Schönheit vielleicht die vollkommenste Sprache, welche die Kultur überhaupt hervorgebracht hat, jedenfalls die vollkommenste unter allen lebenden Sprachen. Es wirkt selber wie das Gefäß einer Kultur, die Geschlossenheit und doch Leichtigkeit, Strenge und Anmut der Form in einem besitzt, und schon darin liegt seine hohe Anziehungskraft für

Digitized by Google

alle Völker von noch unvollkommener Kulturformung beschlossen. Das Englische hat sich soviel Welt auf politischem Umwege und durch die lässige Bequemlichkeit seines durchschnittlichen Gebrauchs im Alltagsverkehr erobert — Französisch aber ist überall, wo es noch gesprochen wird, mit einem Stück Liebe verankert, und um die Menschen, die es sprechen, wird das Deutsche werben müssen. Zum Glück hat dieser Krieg dargetan, daß es in großen geschichtlichen Stunden, wenn die Schicksalsuhr der Menschheit zum Schlagen aushebt, auf noch andere Eigenschaften ankommt, als auf Klarheit und Schönheit, und jene Züge, die den Deutschen von seinen westlichen Nachbarn unterscheiden, und mit ihm seine Sprache von der ihrigen, dürften in der Wertschätzung vieler Völker, vielleicht sogar unserer augenblicklichen Feinde, für lange Dauer wesentlich gestiegen sein. Keine Sprache ist bloßes Verständigungsmittel (sonst redete die Welt längst Volapük oder Esperanto), sondern zugleich Ausdruck eines bestimmten Innenlebens, eines „Wesens"; und Deutsch ist in sehr hohem Maße solcher „Ausdruck", mehr als Französisch, das nicht selten bloß „Form", wenn auch noch so elegante Form, bleibt. Dürfen wir hoffen, daß die Achtung und Nacheiferung deutschen Wesens in der Welt durch den Krieg einen mächtigen Ansporn empfangen hat — und in dieser Hoffnung birgt sich ja doch vielleicht das tiefste und umfassendste aller „Kriegsziele", so muß damit notwendig auch das Interesse an der Sprache der Deutschen sich beleben. Millionen werden Deutsch lernen *wollen* (außer denen, die es nunmehr lernen *müssen* werden), um das Volk, das alle Rechnungen zuschanden und Unmögliches möglich gemacht hat, auch aus seiner Sprache zu begreifen. Die Anfänge sind schon da.

Dies aber legt den Deutschen Pflichten auf, die sie nicht ungestraft vernachlässigen dürfen, nachdem sie ihnen viel zu lange gleichgültig gegenübergestanden sind. Wir möchten weder, daß unsere Sprache ihrer Weltbrauchbarkeit zuliebe sich so abnutze wie das Englische, noch ihrer Weltbeliebtheit halber so leichtfüßig und strenggliederig dabei werde wie Französisch. Von beiden Völkern jedoch ist für uns etwas zu lernen: vom Briten der Sprach*wille* d. h. die ruhige Selbstverständlichkeit der Voraussetzung, daß man mit seiner Sprache durch die ganze Welt komme, vom Franzosen das empfindliche *Sprachgewissen*.

Am Sprachgewissen fehlt es bei uns leider noch gar sehr. Der Dreißig-

Digitized by Google

jährige Krieg hat mit vielem andern auch eine wundervolle deutsche Sprachentfaltung, an deren Eingang Luthers Hochdeutsch steht, verschüttet. Er hat eine trostlose Sprachverwilderung, -verpantschung und -verwahrlosung gebracht, aus der erst die großen Sprachschöpfer der klassischen Dichtung und Kritik, Lessing, Goethe und Schiller obenan, Klopstock, Wieland und Herder dazu, die Deutschen erlöst haben. Der Sprachschlendrian aber blieb als ein Erbteil jener trüben Zeit, und er hat es fertig gebracht, getreu dem übersteigerten Individualismus der Deutschen, aus den sprachbildnerischen Leistungen großer Meister, wir brauchen nur an Gottfried Keller und Friedrich Nietzsche zu denken, womöglich noch Nahrung für sich zu ziehen. Jeder Deutsche möchte am liebsten „sein" Deutsch reden. In diesem Sprachpartikularismus haben die oberdeutschen Stämme, gänzlich uneingedenk der großen Tatsache, daß ihr Deutsch das Hochdeutsch geworden, am stärksten gesündigt und sündigen noch, wobei außer der Bequemlichkeit der gute Drang, die Sprache als lebendige Schöpfung zu erhalten und nicht zur Sprachkunstfertigkeit versteinen zu lassen, entschuldigend in Rechnung gesetzt werden darf. Der berühmte Physiolog Du Bois Reymond, dem seine französische Abkunft ein sehr empfindliches Sprachgewissen mit auf den Weg gegeben, hat bekanntlich für eine Akademie der deutschen Sprache sich eingesetzt und namentlich gegen den „Südosten", also Österreich, als Herd der Sprachverwilderung geeifert. Wer möchte ihm, ohne damit den ersten Vorschlag unbesehen anzunehmen, mit dem zweiten Vorwurf so ganz unrecht geben? Nur daß es im Südwesten womöglich noch schlimmer stand! Der alemanische Stamm hat die Verpflichtung, am Hochdeutschen teilzunehmen, volksmäßig bis auf diesen Tag noch nicht unterschrieben. In den oberen Schichten Schwabens wird (ähnlich wie in denen Sachsens) noch immer der betont lässige Dialektgebrauch geradezu heilig gehalten; im badischen Oberland sprechen die Gebildeten jetzt durchgehends hochdeutsch, aber im Elsaß und in der deutschen Schweiz ist bekanntlich die Bauernsprache durchaus die Haus- und Gesellschaftssprache auch der höchsten sozialen Schichten geblieben, solange sie halbwegs „unter sich" sind. Wir stehen nicht an, darin eine beklagenswerte, nämlich schädliche Erscheinung zu sehen. Diese Sprachsitte hat viel, vielleicht das meiste dazu beigetragen, die nationale Angliederung des El-

Digitized by Google

sässertums zu erschweren und die nationale Entfremdung der Schweizer vom Gesamtdeutschtum, die wir heute fast mit Erschrockenheit in ihrer ganzen Tiefe durchschauen, zu fördern. Man stößt freilich auf den erregtesten Widerspruch, wenn man den deutschen Eidgenossen das Recht auf ihr „Schwizerdütsch" antastet — aber es ist doch gut, daß es jetzt einmal ein Deutschschweizer, Professor Vetter in Bern, selber ausgesprochen hat, wie sehr die Selbstbeschränkung auf eine Bauernsprache an der deutsch-welschen Sprachgrenze und bei den deutsch-welschen Mischehen das Französische auf Kosten dieses „Dütsch" förderte, das eben mit der französischen Hochsprache nicht „konkurrenzfähig" ist. Während fast jeder primitivste Franzose eine leichtflüssige hochfranzösische Unterhaltung führen kann, reden viele hochstehende Schweizer das Hochdeutsch wie eine mühsam gelernte Fremdsprache, und in manchen sehr „guten" Zirkeln der Schweizer Hauptstädte läßt sich ein „Konversationsdeutsch" vernehmen, das (ähnlich dem Elsässisch der Karikatur) in geradezu abschreckender Weise an das Durchschnittsdeutsch des 17. und 18. Jahrhunderts, also der Sprachverfallszeiten nach dem Religionskriege, erinnert.

Nun muß die Deutschschweiz ihr nationales Schicksal mit sich selber abmachen, und sich selber allein sind die gebildeten Deutschschweizer Rechenschaft darüber schuldig, ob eine Bauernsprache wirklich all die ideellen Güter angemessen zu überliefern vermag, die in der häuslichen Erziehung und im geselligen Verkehr zum Austausch gelangen sollen. Innerhalb des Deutschtums aber, das jetzt in die politische, wirtschaftliche und kulturelle Weltmachtstellung einrückt, darf es eine stammessubjektive Willkür nicht länger geben. Wir wollen in der Hervorbringung unserer ideellen Schöpfungen unsere stämmische Vielfarbigkeit um keinen Preis willkürlich fortwerfen und kein alles zentralisierendes „Paris" bei uns auftun — aber dem Nichtdeutschtum in der Welt gegenüber müssen wir allerdings eine geschlossene Einheit darstellen, in der Übermittlung unserer Werte an die Welt hat nicht mehr der Stamm, hat nur noch die Nation als Ganzes das Wort.

Im tiefsten Sinne „das Wort"! Denn es ist nun einmal das hauptsächliche Gefäß, in dem wir unsern besondern deutschen Geist der Welt übermitteln müssen. Man kann auch durch Farbe und Form, also durch die Werke der bildenden Künste, „stumm" zu den andern reden, aber es

Digitized by Google

ist fraglich, ob gerade im Vergleich mit den Romanen dies unsere überzeugendste Sprache sei; man kann auch getrost sagen, wir Deutsche haben die Musik, und in ihr läßt sich gewiß noch „sagen", wozu keine Worte mehr reichen. Doch dieses Deutschland kennt die Welt längst; ebenso wie sie das Deutschland der Philosophie und der großen Dichtung kennt. Auf all dies wollen uns ja die Feinde beschränkt wissen. Wir jedoch haben darüber hinaus der Welt noch vieles mitzuteilen, um dessentwillen uns jüngstens ein Teil der Welt fürchten und hassen gelernt hatte — all unsere sieghafte Besonderheit im Anfassen der Forschung, der Wirtschaft, der Verwaltung, des Heerwesens, der Erziehung, der Arbeit schlechthin. Gewiß ist es das wichtigste, dafür mit den andern gemeinsam zu wirken. Aber Wirken ohne Sprechen gibt es kaum; und was im Kriege durch die Plötzlichkeit der Situation entschuldigt ward, das wollen wir doch nicht als Dauer- und Normalzustand heiligen: daß wir Deutsche mit der übrigen Welt französisch reden müßten, um ihr die Besonderheit unserer Wirkensart zu erläutern; daß wir Deutschen die Welt deutsches Wesen in einer fremden Sprache lehren müßten! Im Gefäß deutscher Worte müssen wir alle die wirtschaften, erziehen, verwalten, forschen, rüsten, überhaupt arbeiten lehren, die es lernen wollen, nicht uns, sondern sich zuliebe lernen wollen. Dann aber muß es ein Gefäß sein. Deutsch ist schwierig genug, um einmal beherrscht zu werden; es kann nicht noch jeder Stamm kommen und erwarten, daß die Welt sein Deutsch verstehe und rede. Es muß eine deutsche Hochsprache geben, die von Hamburg bis Graz und von Straßburg bis Riga gilt, einheitlich genug, um von jedem verstanden zu werden, der „Deutsch" gelernt hat, und lebendig genug, um mit aller Kraft der unmittelbaren täglichen und stündlichen Schöpfung und nicht etwa (gleich dem Hochdeutsch vieler Schweizer von heute) wie eine erlernte „Schriftsprache", die man sozusagen am Sonntagnachmittag redet, zu wirken.

Darüber brauchen die Dialekte nicht zugrunde zu gehen. Wir gestatten ihnen im Innenleben des Volkes jeden Spielraum, der den Bestand der lebendigen Hochsprache nicht bedroht. Im lässigen und traulichen Geplauder wird noch das Hochdeutsche hie und da sich gern mit einer Blüte des Dialekts putzen; wer die Anna liebkost, wird sie auch dann noch am Rhein das Änndie und an der Donau das Annerl, im Schwarzwald

Digitized by Google

das Annele und an der Wasserkante Anning heißen. Und selbst dies abgezogen: in der Sprechmelodie allein bleibt auch der reinsten Hochsprache der Reiz des lebendig Quellenden erhalten — ich wenigstens finde, daß der letzte Charakter des Kölnischen und des Wienerischen, des Hamburgischen oder des Frankfurtischen oder des Königsbergischen als bloßer „Akzent", als absoluter Sprachklang, abschattiert von der grammatischen und syntaktischen Reinheit der Rede, am eindrucksvollsten zur Erscheinung kommt. Man möchte sagen, der Stammesindividualität ist dann ein letztes Recht gelassen, das vornehm zu pflegen und zu verwalten der Mühe wert scheint: der allgültigen Hochsprache ihre besondere Musik zu geben.

Wo aber diese Hochsprache lernen? Das ist freilich eine Aufgabe frühester Erziehung, und bei den heute Lebenden setzt sie entschlossene Selbsterziehung voraus. Erst müßte mit dem gröbsten Schlendrian ein Ende gemacht werden, der im Südosten und Südwesten unseres Vaterlandes noch am üppigsten blüht: der Ausstoßung ganzer Laute, der Vertauschung von Deklinationsfällen und anderem mehr. Was dann positiv zu leisten bleibt, dafür brauchen wir wohl keine „Akademie". Gewisse lautliche Meinungsverschiedenheiten werden am schwierigsten zu bereinigen sein. Daß die Rheinländer auf ihr j (jejangen) verzichten müssen, ist zwar ebenso gewiß, wie das Fallenlassen des schrifthaften st und sp der Nordwestdeutschen, das aus dem Niederdeutschen stammt und mit dem Hochdeutschen eine harte Klangverstimmung gibt; ob man aber Wech oder Weg, Zuch oder Zug sagen soll, war schon beim Versuch der einheitlichen Bühnensprache (der übrigens viel wertvolle Vorarbeit für eine wirkliche Hochsprache geleistet hat) am längsten strittig. Mag schon, das sind Dinge, über welche die „Schriftsprache" gar keine Entscheidung an die Hand gibt; auch nicht die grundsätzliche Entscheidung, wie weit überhaupt vereinheitlicht werden muß oder der lautlichen Stammesart Freiheit gelassen werden kann.

Trotzdem bleibt es auch für die Redesprache ein wichtiges Erziehungswerkzeug: gutes Deutsch zu schreiben — und um dies zu erlernen, gutes Deutsch zu lesen. Hierzu taugen nun keineswegs die sprachschöpferischen Geister unter unsern Schriftstellern immer am besten! An Keller oder Nietzsche allein würde sich kein gutes, sondern ein manieriertes

Digitized by Google

Deutſch heranbilden; es kann niemals die Aufgabe des durchſchnittlich hochdeutſch Redenden werden, in Wortwahl und Wortſetzung ein Thomas Mann oder Rudolf Hans Bartſch zu ſein. Unſere Gelehrten haben ſich zwar gegen früher um Vieles gebeſſert, aber es ſind genug auch unter den angeſehenſten, die als ſprachliche Vorbilder noch immer nicht dienen können. Unſere Kaufleute und Juriſten machen ſich erſt langſam und mühſelig von einem greulichen Berufsdeutſch frei. Unſere Theologen ſprechen und ſchreiben zu bilderreich und blühend; unter unſern Zeitungsmenſchen iſt noch immer die Zahl derer recht begrenzt, die man zum Leſen empfehlen könnte. Nur eine Stelle gibt es, die (heute wiſſen wir's wieder einmal) wie ſo manche andern beſten Eigenſchaften deutſchen Weſens ſo auch unbeirrt eine ſchlichte, klare, vornehme, muſtergültige Schreibweiſe gepflegt und vererbt hat: der deutſche Generalſtab. Die durch ſeine Schule gegangen ſind, ſchreiben und ſprechen heute das beſte Deutſch, das es gibt — wie in ein erfriſchendes Bad taucht man in die berühmten zuſammenfaſſenden Rückblicke unſerer oberſten Heeresleitung über abgeſchloſſene Kriegshandlungen unter: hier iſt die deutſche Hochſprache der Zukunft bereits lebendige Gegenwart! Und der Verlauf des Krieges ſelber läßt uns hoffen, daß von hier auch die größte werbende Wirkung auf die nichtdeutſche Welt ausgehen werde. Denn auf nichts wird dieſe Welt ſich ſo eifrig ſtürzen, als auf die Darſtellungen unſerer Heerführer, um aus ihnen das große Geheimnis zu erfahren: wie ſie es denn gemacht haben, gegen den gewaltigſten Anſturm der Weltgeſchichte dennoch zu ſiegen, und ſicher zu ſiegen. Wir werden es der Welt bequem machen können, indem wir ihr zurufen: leſt nur das immer und immer wieder, denn hier wird nicht bloß die beſte Kriegführung gelehrt, hier wird auch das beſte Deutſch geſchrieben.

Die große „Politiſierung" unſeres Volkes, die der Krieg unabwendbar gemacht hat, kann nicht bedeuten, daß nach dem Friedensſchluß jeder ein Verſammlungsredner und Parteigänger werde. Aber dies bedeutet ſie allerdings: daß es keine Tätigkeit gibt, die nicht auch mit dem politiſchen Gewiſſen geprüft werden müßte, ſoll heißen in Anſehung ihrer Wirkung auf das Verhältnis der Deutſchen als Nation zur übrigen Welt. Wir haben's jetzt erlebt und werden es hoffentlich nie wieder vergeſſen: es kann für alles, auch für die ſtillſte Liebhaberei, die große Stunde

Digitized by Google

kommen, wo es daraufhin gewogen wird, wieviel es fürs Ganze wiege. Aus den Schützengräben werden die Gelehrten wieder an ihre Schreibtische, die Künstler an ihre Staffeleien und Instrumente, die Kaufleute in ihre Kontore zurückfluten — und keineswegs alle geradenwegs in die Volksversammlungen, und manch einer auch künftig niemals dahin. Aber daß sie der Welt gegenüber Deutsche sind und für deutsche Wesensart verantwortlich zu wirken haben — das wird keinem wieder verloren gehen; mag der einzelne es auch „nur" darin betätigen, daß er sich selber treu bleibt und die Sache, die er zu tun erwählt, einzig um ihrer selbst willen tut. (Denn dies ist eine der besten Wurzeln deutschen Wesens und eine der stärksten Wurzeln deutscher Kraft.) Ruedorffer sagt einmal in seinem schönen weltpolitischen Buche: „Was die Völker im Innersten zusammenhält, ihnen das unendliche Streben gibt und den Volksgenossen befähigt, über seine eigenen Interessen hinaus im Dienste einer überindividuellen Pflicht zu arbeiten, ja sein Leben an die Erfüllung solcher Pflichten zu setzen, das ist nicht der Blutzusammenhang allein, es ist die bewußte oder unbewußte Idee, in welcher das Wesen des Volkes sich investiert hat, der Glaube an ein Höheres, welches gerade in seinem Volke lebt und sich erfüllen soll. Ohne diesen Glauben ist jeder Nationalismus verurteilt." Und er fährt ein wenig später fort: „Im gleichen Sinne hängt das Schicksal Deutschlands an der Frage, ob der alte Idealismus in der neuen Gestaltung der äußern Dinge sich wird halten und eine neue Form wird finden können." Ganz recht; und nicht jeder von uns hat die Sendung, am „extensiven Nationalismus" tätig teilzunehmen, draußen in der Welt ein Pionier deutscher Wirtschaft, deutschen politischen Einflusses, deutscher Kultur zu sein. Der intensive Nationalismus, die Entwicklung aller besten deutschen Kräfte im Innern ist ebenso wichtig und ist schließlich die Quelle, aus der allein der extensive schöpfen kann. Dies gilt auch für unsere Frage. Dem Deutschen die Geltung einer Weltsprache zu erringen, ist für sich besehen ein Stück der extensiven nationalen Aufgaben. Es aber zu dieser Geltung auszurüsten, dafür will intensive nationale Arbeit aufgewandt sein. Eine deutsche Hochsprache zu entwickeln, die lebendiges Gemeingut der ganzen Nation ist: dies bildet die eigentliche Voraussetzung jener Geltung, sofern diese Dauer haben und nicht bloß ein kurzer Rausch nach siegreichem Kriege werden soll. Es ist in

Digitized by Google

seinem Ziel eine eminent politische, eine weltpolitische Aufgabe, so fern die Mittel dazu der politischen Tätigkeit bleiben mögen; und wenn dieser Krieg überhaupt mit den letzten Überresten des Elends aufräumen soll, die sein dreißigjähriger Vorgänger einst über das deutsche Volk gebracht hat — so bildet die Arbeit an unserer Sprache, die hier als notwendig zu zeichnen versucht ward, von solchem Kriegsziel ein wesenswichtiges, wie sagte man bisher gern? ein „integrierendes" Stück.

Notizen

Preissteigerung in Rußland

„Nowoje Wremja" verzeichnet aus Petersburg eine Reihe bemerkenswerter Preissteigerungen.

Benzin stieg von 4,5 Rbl. auf 8,25 Rbl., Petroleum von 170 Kop. auf 280 Kop., Seife von 4,5 Rbl. auf 12 Rbl., Hefe von 55 Kop. auf 120 Kop., Gerstengrütze von 240 Kop. auf 600 Kop., Reis von 4 Rbl. auf 12 Rbl., Butter von 65 Kop. auf 130 Kop., Salz von 55 Kop. auf 155 Kop.

Die russische Valuta

Infolge des Passivwerdens der Handelsbilanz stieg in Rußland die Nachfrage nach ausländischer Valuta, besonders nach englischer, französischer, schwedischer und amerikanischer, folgendermaßen:

	Dezember 1914	Juli 1915	Januar 1916
1 Pfd. Sterl.	11,75 Rbl.	15,60 Rbl.	16,15 Rbl.
1 Fr.	46,90 Rbl.	0,57 Rbl.	58,5 Rbl.
1 Kr.	60,0 Rbl.	0,81 Rbl.	96,75 Rbl.
1 Doll.	2.20 Rbl.	3,30 Rbl.	3,42 Rbl.

Dazu bemerkt „Nowoje Wremja" vom 18.: „Diese Steigerung ist um so bemerkenswerter, als die russische Regierung in England einen 5,5 Milliarden-Kredit aufnahm, um damit die amerikanischen Munitionsbestellungen bezahlen zu können."

Frankreichs Angst vor der wirtschaftlichen Durchdringung Rußlands durch England

„Débats" vom 26. nimmt Stellung zu den Versuchen Englands, Rußland den englischen Markt zu erschließen und bedauert, daß man seitens der französischen Regierung wohl Projekte ausgearbeitet habe, daß man aber mit ihrer Ausführung schon viel zu lange gezögert habe. „Wir brauchen sofortiges Handeln. Wenn wir uns nicht entschließen, werden wir den Platz durch unsere lieben englischen Freunde besetzt finden."

Englische Uneigennützigkeit

Am 20. November schrieb die „Morning Post":

„Wir hören hier und dort Voraussagungen über Ruin und Staatsbankrott. Die Freunde von Statistiken weisen genau nach, wie lange wir im jetzigen Tempo fortfahren können. Wir möchten diesen Leuten sagen, daß England oft vorher Krieg führte, aber noch nie Bankrott machte. Unsere Vorväter

Digitized by Google

bauten das Reich im Kriege auf und trotz der Ausgaben ging es England nie so gut, als in einem guten dicken Kriege. Sie waren gewohnt dafür zu sorgen, daß der Krieg sich bezahlt machte, und benutzten unsere Flotte so, daß der Reichtum der Welt in unseren Händen zusammenfloß. — Wir müssen jetzt die alte Kunst wieder lernen."

Diese Auslassungen werden durch die immer leidenschaftlicheren Äußerungen der Presse der Verbündeten Englands über die wucherische Höhe der Seefrachten vortrefflich illustriert. Die „Tribuna" stellt nach englischen Berichten fest, daß die Jahreseinnahmen der englischen Reedereien sich von 2½ Milliarden vor dem Kriege auf über 8 Milliarden im Jahre 1915 gesteigert haben und zwar trotzdem 40% der englischen Handelsflotte an dem Handelsverkehr nicht teilnehmen konnten, da sie von der Marineverwaltung requiriert worden sind.

Auch die Gewinne der neutralen Schiffahrt fließen zum großen Teil in die Taschen englischer Kapitalisten. Bekanntlich wird ein großer Teil der neutralen Handelsflotte von englischem Kapital kontrolliert.

Man sieht, auch das England unserer Tage versteht sich auf das Geschäft, auf Kosten seiner Verbündeten Krieg zu führen. Die „Morning Post" kann sich also beruhigen. Ob aber Englands Verbündete mit ihrer geschäftlichen Verbindung ebenso zufrieden sind und sich die englische Auffassung von den Segnungen, welche ihnen Englands Kontrolle über die Meere gebracht hat, uneingeschränkt aneignen, darf bezweifelt werden.

Von Englands Gaben mögen sie gleich wie Laokoon beim Anblick des trojanischen Rosses sagen: „Quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentes." L. S.

Englands Ausbeutungssystem

Die Anklagen der italienischen Presse gegen die Schonungslosigkeit, mit der England Italiens Volkswirtschaft schädigt, steigern sich neuerdings auf allen Linien zu einer ganz besonderen Leidenschaftlichkeit und Eindringlichkeit.

„Tribuna" vom 23./24. Januar: „Die finanzielle Unterstützung, welche uns England mit der einen Hand gewährt, nimmt es uns mit der anderen durch die hohen Frachten, mit denen es unser Land belastet. — Der Widerstand Runcimans gegen die Requirierung der gesamten englischen Handelsflotte zur Deckung der Bedürfnisse der Verbündeten ist ebensosehr freihändlerischen Traditionen als dem Umstande zu danken, daß Runcimans Familie große eigene Schiffahrtsinteressen zu vertreten hat."

„Giorn. d'It." vom 27. Januar: „Es ist höchste Zeit, daß England, welches in dem künftigen Wirtschaftskampf des Vierverbandes gegen die Zentralmächte führend ist, in der schwerwiegenden Frage der Kohlenversorgung, der Frachtraten und der vielleicht noch schwierigeren der Wechselkurse seinen Verbündeten gegenüber von den Worten zu der Tat übergeht."

„Gazz. del Popolo": „Wie ist es möglich, daß die englische Regierung nicht versteht, daß ein intelligentes Volk wie das italienische, sich vollständig über den

Digitized by Google

inneren Zusammenhang klar ist, welcher zwischen der Verteuerung aller seiner Bedürfnisse und den ungeheuren Gewinnen, welche die englischen Reeder ohne jedes besondere Verdienst realisieren, besteht, daß diese Wahrheit sich in unserem Volke immer mehr verbreitet und dasselbe dadurch in seinem moralischen Widerstand entnervt wird? Wenn die englische Regierung sich erst klar darüber wird, daß es keine schlimmeren Ratgeber geben kann, als wirtschaftliche Not, so muß sie mit allen Mitteln die schwebenden Verhandlungen zu einem raschen Abschluß bringen, der, wenn er auch der englischen Handelsmarine noch beneidenswerte Gewinne läßt, doch wenigstens nicht unsere Industrie erstickt und unser Volk zum Erliegen bringt."

„Av. d'It." vom 24. Januar schreibt: „Man muß auf halbe Maßregeln verzichten. Jetzt muß Italien von seinen Verbündeten die Erfüllung ihrer Pflichten verlangen, wenn die Allianz nicht ein Wortbegriff ohne jeden nützlichen Inhalt bleiben soll."

Die Opposition gegen die Frachtenteurung

wird nun selbst durch französische Stimmen verstärkt. „Petite Gironde" vom 25. beklagt sich, daß der größte Teil des aus der Frachtenteurung sich ergebenden Verdienstes nach England gehe, nur ein sehr schwacher nach Frankreich.

Die Gaspreise in Italien

„Gazzetta del Popolo" verzeichnet am 28., daß infolge des Steigens der Kohlenpreise eine Erhöhung der Gaspreise von 13 Cts. per Kubikmeter auf 60 und 65 Cts. zu erwarten sei.

Goethe als Dieb französischer Weine

Bis zu welchen Lächerlichkeiten sich der französische Chauvinismus versteigt, veranschaulichte jüngst der „Excelsior", der eingehend darzustellen sich bemühte, daß Goethe, der sich schon im „Faust" als Liebhaber französischer Weine gezeigt habe, in der Champagne in Frankreich seine Diebstähle selbst eingestanden habe.

Literatur

Schiller der Politiker. Die Deutschen sind Schiller als künstlerisch am höchsten begabte Nation der Adel der Welt. Weltbürgerliches Allgefühl und lebhaft erweckter Nationalstolz fließen in seiner Lebensanschauung zusammen. Geistbildende und staatsbildende Macht mußte zusammenkommen, um den weltbürgerlichen mit dem nationalen Standpunkt zu vereinigen. Deutschland mußte aus der politischen Unterjochung wie aus der geistigen und sittlichen Abhängigkeit von Frankreich sich befreien, ein lebendiges und bewußtes Nationalselbstgefühl mußte erwachen, damit jene Aufgaben, die Schiller den Deutschen zuweist, sich erfüllten. Die Betrachtungen über Schiller haben bisher zu sehr den Nachdruck auf seine Forderungen für die sittliche Freiheit des Menschen gelegt und dabei mehr oder minder übersehen, daß dieselbe für Schiller in der politischen Freiheit des Staatsbürgers beschlossen war. Im Licht unserer Gegenwart wurde zum erstenmal Schiller rein als Politiker begriffen von Theodor

Digitized by Google

Birt, dem Marburger Historiker, in einem bei Cotta erschienenen Bändchen gleichen Titels. Er stellt darin Schiller neben Luther, Friedrich den Großen und Bismarck, als die Deutschen, die da, wo Deutschland für seine nationale Zukunft kämpfte, geistig voranschritten. Schiller, der Kriegsdichter, der Historiker, der Philosoph, der für die Kunst, insbesondere für die seinige, einen bestimmenden Einfluß auf das staatliche Leben in Anspruch nahm und ihr die Aufgabe stellt, den Menschen auch zur politischen Freiheit zu befähigen, und Schiller, der in seinem Verhältnis zu Napoleon und zu Preußen den Anlauf zum Praktiker in der Politik seiner Zeit nimmt, und schließlich Schiller, der die Zeit kommen sieht, wo er statt zu dichten, praktischen Aufgaben in großem Stil sich widmen müsse, der Geschichtsschreibung oder der Staatsleitung: alle diese Erscheinungsformen des einen Menschen lassen, von diesem neuartigen, rein politischen Gesichtspunkt aus gesehen, begreifen, warum das Ausland uns so gern das Volk Goethes und nie das Volk Schillers nennten. Das Volk Goethes, weil sie damit die unpolitische Haltung des deutschen Volkes treffen wollen, nie das Volk Schillers, weil er will, nicht nur betrachtet.

Ein jedes Zeitalter gestaltet aus den großen Genien der Vergangenheit das Bild, das seinem Wesen entspricht. Es ist darum kein Zufall, daß Schiller, der Politiker in diesem großen Kriege entdeckt wurde, der soviel dazu geholfen hat, die Deutschen politisch reif werden zu lassen.

Emil Ludwig, Die Fahrten der „Goeben" und der „Breslau". S. Fischer, Berlin. 1 M.

Emil Ludwig, der welterfahrene, wageluſtige Schriftsteller, läßt seinen Fahrten der „Emden" die der „Goeben" und der „Breslau" folgen und stellt neben das erste romantisch abenteuerliche Buch ein zweites, das Dichtung sein könnte wie jenes, wenn wir, mitten in der Stimmung dieser Zeit, nicht immer wieder daran erinnert würden, daß es nur Wirkliches erzählt, Geschehnisse, denen wir aus der Ferne beiwohnten wie der Erzähler, der ihnen räumlich näher war, ihre Helden sah und „die Seele dieser Schiffe" so vernehmlich spürte wie die der „Emden". Wie wahr erscheint nach dem Lesen auch dieses stolzen reinlichen Buches wieder das türkische Sprichwort: „Das Glück ist in den Tüchtigen verliebt."

Bilder-Hefte. Neben die zahlreichen deutschen Unternehmungen tritt seit kurzem ein österreichisches, die Sammlung von Bilderheften, die der Wiener Verlag L. W. Seidel & Sohn unter dem Titel „Unsere Krieger" herausgibt. (Heft 20 Pfg.) Es handelt sich vorwiegend, wenn auch nicht ausschließlich, um die Veranschaulichung der österreich-ungarischen Kriegsschauplätze und Kämpfe. Dieselbe geschieht mit einem ungewöhnlich reichen und vielfältigen Material, dem sensationelle Haltung fernliegt, in guten Reproduktionen und in einer ausgezeichneten redaktionellen Zusammenstellung. Darum sei die weiteste Aufmerksamkeit auf diese wohlfeilen Hefte gelenkt.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 741. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 25. Februar 1916 * Heft 9

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh * Paul Rohrbach * Philipp Stein

Englands Amerikapolitik und der U-Bootskrieg[1]

Von Dr. Paul Rohrbach

I.

In der englischen Presse wird die Verständigung zwischen Deutschland und Amerika über den „Lusitania"-Fall als bevorstehend behandelt. An sich wäre das noch kein Argument, den Fall in der Tat als erledigt anzusehen, aber die letzten Nachrichten aus Amerika führen in dieselbe Richtung, und auch die Andeutungen unserer Behörden lassen die Einigung erwarten. Kommt es tatsächlich zu einer solchen, so würde es sich fragen, ob die englische Politik damit einen Mißerfolg erlitten hat, oder ob, wie manche in Deutschland glauben, England grade dadurch an das Ziel seiner Bemühungen gelangte. So sonderbar es klingt, man kann in der Tat die Frage stellen, ob der amerikanisch-deutsche Krieg oder der amerikanisch-deutsche Frieden für England erwünschter ist. Kommt es nämlich zum Krieg, so wäre die Folge, daß die Unterseebootswaffe von uns viel rücksichtsloser gehandhabt werden könnte, als wenn der Friede zwischen uns und den Amerikanern erhalten bleibt. Umgekehrt würden im letzteren Falle unsere Zusicherungen Amerika gegenüber uns Rücksichten auferlegen.

Für die Beurteilung der Konfliktionsfrage wird es wichtig sein festzustellen, mit welchen Hoffnungen und Befürchtungen England bisher die amerikanisch-deutschen Verhandlungen begleitet hat. Daraus wird sich zeigen, ob England in der Tat die Fortdauer der amerikanischen „Neutralität" und die gemilderte Form des U-Bootkrieges, die es von ihr erwartet, als

[1] Der Artikel erscheint aus besonderen Gründen auch in der „Täglichen Rundschau".

Digitized by Google

das ihm vorteilhaftere diplomatische Ergebnis betrachten, oder ob es sich größeren Nutzen von einem amerikanisch-deutschen Kriege, trotz der damit verbundenen erhöhten U-Bootgefahr, versprechen würde.

Die Vertreter einer bestimmten politisch-militärischen Richtung bei uns machen sich Sorge darüber, unsere Politik laufe Gefahr, aus diplomatischen Gründen ein militärisches Machtmittel nicht voll auszunutzen. Von dieser Seite wird stets aufs neue mit ebenso großer Aufrichtigkeit wie Wärme der Beweis versucht, England wolle uns die Verständigung mit Amerika zur Erleichterung seiner eigenen maritimen Lage abliſten. Demgegenüber wollen wir im folgenden unternehmen, den Beweis zu liefern, daß vielmehr alle Zeugnisse dafür sprechen: England wünscht den amerikanisch-deutschen Krieg, statt ihn zu fürchten. Dabei sind wir uns selber klar, daß Englands Meinung über die Nützlichkeit oder Schädlichkeit einer amerikanisch-deutschen Verständigung für die Entschließungen unserer Staatsmänner zwar ein wichtiger, aber kein ausschlaggebender Faktor ist, denn England ist weniger als wir im Besitze der marinetechnischen Unterlagen, um danach beurteilen zu können, was es bei einem hemmungslosen U-Bootkriege zu befürchten hätte. Trotzdem ist es wichtig, über die englischen Wünsche Klarheit zu haben.

Den Ausgang unserer Erörterung muß die Wilsonsche Note an Deutschland vom 24. Juli 1915 bilden. Sie kam der englischen Presse ganz unerwartet, und während deren Äußerungen über Fragen auswärtiger Politik heute gut diszipliniert sind, gerieten die Zeitungen damals in direktionslose Erregung. Der Grund dafür waren hauptsächlich zwei Punkte in dem amerikanischen Aktenstück:

1. Wilson erkannte, zum erstenmal in den diplomatischen Verhandlungen mit Deutschland, die Möglichkeit eines völkerrechtlich zulässigen U-Bootkrieges gegen Handelsschiffe an, ja noch mehr, er gab zu, daß Deutschland während der beiden letzten Monate einen völkerrechtlich zulässigen Krieg mit U-Booten geführt habe.

2. „Wilson forderte Deutschland in höflichen Worten dazu auf, ihm seinen Beistand zu leisten, um das Prinzip der Freiheit der Meere durchzusetzen." Wörtlich so formulierte die „Morning Post" vom 26. Juni 1915 den Inhalt der Note.

Damals befürchtete die ganze englische Presse, für den Fall der ameri-

Digitized by Google

kanisch-deutschen Verständigung, eine sehr ernst zu nehmende Aktion Wilsons gegen die englische Gewaltpolitik zur See, und sie bemühte sich daher:

1. jede Verständigung zu verhindern;

2. falls sie dennoch zustande käme, die Notwendigkeit deutlich zu machen, daß mit den amerikanischen Protesten gegen die englische Praxis würde paktiert werden müssen.

Das erste Ziel wurde von der englischen konservativen Partei verfolgt, indem sie versuchte, die Amerikaner dadurch zu beeinflussen, daß sie ihnen zu verstehen gab, sie erniedrigten sich zu deutschen Agenten, indem sie deutsche Kompromißwünsche weitergäben. Diesen Trumpf hatte schon die „Morning Post" am 27. Februar 1915, lange vor jener Note des Präsidenten Wilson, ausgespielt. Am 28. Juli 1915 findet sich die gleiche Insinuation in einem Telegramm des Washingtoner Korrespondenten der „Times". Dieser deutet an, daß „Amerika unter Umständen das deutsche Spiel spielen könnte". Natürlich war eine solche Wendung vor allem dazu bestimmt, in Amerika Eindruck zu machen.

Es gibt aber noch deutlichere englische Stimmen. Am 26. Juli fordert die „Morning Post" die amerikanische Regierung unzweideutig dazu auf, zwischen Recht und Unrecht zu wählen; sie müsse dazu beitragen, daß eine rasche Entscheidung zugunsten des Rechts herbeigeführt werde und selbst bereit sein, um dieses Ideals willen wirtschaftliche Beeinträchtigungen hinzunehmen. Klüger und weniger durchsichtig arbeitete eine der führenden liberalen Zeitungen, der „Manchester Guardian", darauf hin, den deutsch-amerikanischen Ausgleich zu vereiteln. Am 26. Juli versuchte der „Guardian", dem deutschen Reichsmarineamt zu suggerieren, wenn Deutschland den Wilsonschen Vorschlag annehme, so sei das gleichbedeutend mit dem Aufgeben des deutschen Unterseeboot-Krieges. („Es folgt daraus, obgleich Präsident Wilson vorziehen mag, die Wahrheit zu verhüllen, daß Deutschland gerade so gut den ganzen Unterseebootskrieg aufgeben kann, wenn es jetzt die amerikanischen Warnungen beachtet.") Man wird annehmen dürfen, daß, wenn der Wilsonsche Standpunkt in der Tat jeden Erfolg der deutschen Unterseeboote ausgeschlossen hätte, das englische Blatt es wohl kaum unternommen hätte, der deutschen Marineverwaltung das mitzuteilen. Im Gegenteil, seine Worte

Digitized by Google

enthüllen deutlich, daß vom englischen Standpunkte aus die denkbar ungünstigste Lösung des amerikanisch-deutschen Konfliktes ein Unterseebootskrieg auf Handelsschiffe wäre, den Wilson legal nennt.

Das zweite Ziel, die englische öffentliche Meinnng zur Kompromißbereitschaft mit der amerikonischen Forderung zu stimmen, sehen wir in der Hauptsache von der liberalen Presse verfolgt. Von den konservativen Zeitungen ist die „Times" mit dabei; die „Morning Post" arbeitet mit aller Energie dagegen. So schreibt sie z. B. am 26. Juli höhnisch über einen Kompromißartikel der „Westminster Gazette": „Wir weisen Amerika darauf hin, daß, wenn die „Westminster Gazette" das Pronomen „wir" gebraucht, sie nicht im Namen Englands, sondern nur im Namen der „Westminster Gazette" spricht."

Zu Beginn des Krieges erhob die liberale Presse hier und da noch schüchternen Widerspruch gegen die Verletzung des Völkerrechts durch die Methoden des englischen Seekrieges. Ein paar kräftige Schimpfworte der „Morning Post" wie „sentimentale Landesverräter" u. dgl. brachten diese Protestler immer sehr rasch zum Schweigen, aber nach der Veröffentlichung der amerikanischen Note an Deutschland gingen die liberalen Zeitungen energisch zum Angriff gegen die Gruppe der „Morning Post" vor. So schreibt die Wochenschrift „Nation" am 24. Juli: „Wenn euch (Scharfmacher) das Recht nicht kümmert, so sollten euch doch wenigstens die Granaten kümmern! Wilson hat die Unterstützung der Baumwollpflanzer — das sind die Demokraten — dringend nötig; die Munitionslieferanten — das sind die Republikaner — könnte er schon eher verstimmen!"

Der „Manchester Guardian" schrieb im Tone ernsthafter Warnung (26. Juli): „Nach Präsident Wilsons Meinung verstößt England gegen die Freiheit der Meere. (This country is an offender against the principle of the freedom of the seas.) In der Tat haben wir ja auch mehrere Mitteilungen des Präsidenten Wilson über dieses Thema, und eine neue wird bald erwartet. Wilson lehnt es ab, angebliche Verstöße gegen die Freiheit der Meere jetzt mit Deutschland zu diskutieren. Aber seine Worte laufen darauf hinaus, daß die Sachlage sich ändern würde, falls Deutschland die Aufrichtigkeit seines Bekenntnisses zum Prinzip der Freiheit der Meere durch die Aufgabe des Unterseebootkrieges erwiese, der nun

Digitized by Google

einmal die ernſthafteſte Verletzung darſtellt, die dem Prinzip der Freiheit der Meere jemals widerfahren iſt. Will Deutſchland dies tun, ſo können Amerika und Deutſchland etwas Gemeinſames für die Freiheit der Meere unternehmen. Es wäre ſehr gut, wenn dieſe ganze Stelle die Veranlaſſung würde, daß man in England einige ſehr ernſthafte Überlegungen anſtellt." „Westminster Gazette" ſchreibt ganz im gleichen Sinne am 24. Juli: „Es iſt von der höchſten Bedeutung, daß wir unſere Seemacht ſo wenig unbequem wie möglich für unſere Nachbarn machen. Wir müſſen Kompromiſſe ſchließen."

Die Äußerungen der liberalen Preſſe erhielten dadurch eine beſondere Bedeutung, daß Sir Edward Grey nach der Veröffentlichung der amerikaniſchen Note vom 24. Juli 1915 ſeine Antwort auf eine frühere amerikaniſche Vorſtellung an die Adreſſe Englands, von der er annahm, daß ſie in Amerika nicht befriedigen würde, zurückzog. Als am 1. September die vom Grafen Bernſtorff in Waſhington überreichte Note allgemein den Eindruck einer brauchbaren Grundlage zur Verſtändigung hervorrief, ſchien es daher, als ob die engliſchen Bemühungen, den deutſch-amerikaniſchen Kompromiß wegen des U-Bootkrieges zu ſtören, endgültig ihren Zweck verfehlten.

Daraufhin änderte die geſamte engliſche Preſſe ihre Methode, und es wurde nicht mehr in Leitartikeln verſucht, den Präſidenten Wilſon über den Unterſeebootskrieg gegen Handelsſchiffe völkerrechtlich zu belehren. Statt deſſen gab die „Westminster Gazette" das Signal zu einer neuen Taktik. Sie, die engliſche „Norddeutſche Allgemeine", erniedrigte ſich, am ſelben Tage, an dem Bernſtorff die deutſche Note in Waſhington überreichte, eine Karrikatur zu bringen: Der deutſche Kaiſer, den weinenden Herrn von Tirpitz mit den Worten tröſtend: „Weine nicht, Tirpy, Du kannſt hier und da ein Verſehen machen, weißt du, und Bernſtorff kann dann immer um Entſchuldigung bitten." Dieſe Karrikatur wiederholte die „W. G." triumphierend am 8. September, indem ſie auf die Verſenkung des Dampfers „Heſperian", als auf eine Beſtätigung ihrer Vorherſage, hinwies. Dabei paſſierte ihr nur das Pech, daß nicht einmal ein deutſches Unterſeeboot an der Sache beteiligt war. Seitdem iſt es das Leitmotiv der engliſchen Preſſebearbeitung Amerikas, daß ſie den guten Glauben Deutſchlands vor dem amerikaniſchen Publikum verdächtigt. So wird Wilſon z. B.

Digitized by Google

als gelehrter Professor abgebildet, der dem beleidigten amerikanischen Adler Federn ausreißt, um damit Noten an Deutschland zu schreiben. In den Dienst dieser Propaganda hat sich auch Roosevelt als Agent gestellt. Auf tausend heimlichen und offenen Wegen gelang es dieser Arbeitsgemeinschaft, den Präsidenten Wilson vor dem amerikanischen Publikum als den Gedemütigten und Blamierten hinzustellen.

Es hat keinen Sinn, zu leugnen, daß die neuerliche Wiederaufrollung des „Lusitania"-Falles, verbunden mit jener Zumutung Wilsons, „die mit der deutschen Ehre nicht vereinbar war", als Triumph dieser Propaganda betrachtet werden muß. Wilson wurde dahin gebracht von Deutschland etwas ertrotzen zu wollen, was er seinen englischen und amerikanischen Verspottern und den Verleumdern Deutschlands auf das Wort „Bernstorff wird schon um Entschuldigung bitten usw." als Widerlegung entgegenhalten konnte.

Als die englische Diplomatie diesen Erfolg erreicht hatte, verhielt sich die englische Presse mäuschenstill. Bis zu dem Höhepunkt des deutsch-amerikanischen Konflikts war von der „Morning Post" bis zum „Manchester Guardian" alles vornehme Zurückhaltung. Das entsprach offenbar einem Wink von maßgebender Stelle: durch kein Wort verraten, wohin unsere Wünsche gehen. Die politische Spannung äußerte sich nur in großen und fetten Überschriften, wie: „Panik an der Berliner Börse! — Bevorstehender Abbruch der deutsch-amerikanischen Beziehungen!"

Nun aber traten mit einem Male Zeichen beginnender Entspannung zwischen Deutschland und Amerika auf. Kaum gewahrte die englische Presse das, so trat sie wie auf Kommando aus ihrer Reserve heraus. Wiederum wie im Juli 1915 wurde Wilson abwechselnd umschmeichelt, verspottet und bedroht. Der „New Statesman" erklärte am 5. Februar 1916, der Schlüssel zu den sensationellen Reden des Präsidenten sei darin zu suchen, daß dieser sich auf einer Wahltournee befinde: „Es ist so wahr wie nur je, daß Präsident Wilson nicht zu kämpfen beabsichtigt, aber er gedenkt sich eine größere Armee und Flotte — und eine neue Amtsperiode zu sichern[1]." Auch die Taktik, die seinerzeit der „Manchester Guardian" ver-

[1] It is as true as ever it was that President Wilson does not mean to fight. But he means to secure a larger army and navy -- and another term of office.

Digitized by Google

suchte, nämlich die deutsche Regierung zu einer scharfen Stellungnahme gegen Amerika zu reizen, kehrt wieder. So heißt es im „Observer" vom 6. Februar 1916: Deutschland stände im Begriff, seine Ehre als Handelsobjekt für Blockadeerleichterungen einzutauschen.

Den wichtigsten Anhaltspunkt zur Beurteilung der Sachlage gewinnen wir aber aus der Haltung der Presse Lord Northcliffes, des allmächtigen Diktators des englischen Krieges. Vor großen Staatsaktionen dünkt es Northcliffe oft gut, eine bestimmte erprobte Formel anzuwenden, die darin besteht, daß er eine allgemein erwartete, aber von ihm nicht gewünschte Entscheidung darum als höchst unwahrscheinlich darstellt, weil sie unvereinbar mit dem Volksempfinden, der Tradition des Landes und mit der Ehre derjenigen Persönlichkeit sei, die die Entscheidung treffen soll. Durch diese Formel wurde Grey eingeschüchtert, als er vor Ausbruch des Krieges schwankte, und damit der Friedenswille im liberalen englischen Kabinett bei der Entwicklung der Weltkrisis ausgeschaltet und die Entscheidung über Krieg und Frieden von London nach Petersburg verlegt. Ebenso wurde Asquith vergewaltigt, als er am 29. Dezember 1915 zögerte, die Bill über die allgemeine Wehrpflicht anzukündigen, weil er offenbar dem Freiwilligen-System noch eine Galgenfrist gewähren wollte. „Kein Mann von Ehre", hieß es damals, „könnte die Einlösung der Verpflichtung von sich weisen, die Asquith (mit seinem Versprechen an die verheirateten Freiwilligen) auf sich genommen hat, noch würde jemals ein Premierminister von England versuchen, so etwas zu tun." Diese Erpressungsformel ist für die englische Politik bereits zu einer gewissen historischen Bedeutung gelangt, und gerade sie wurde jetzt dem Präsidenten Wilson gegenüber angewandt. In einem Ausbruch von Cäsarenwahnsinn macht sich Northcliffe am 8. Februar 1916 in der „Times" zum Sprecher der ganzen angelsächsischen Rasse und fährt das Oberhaupt der Regierung der Vereinigten Staaten von Amerika an, als ob es der Premierminister von England wäre:

„Diese klaren und wiederholten Erklärungen von unwandelbaren Prinzipien vor Augen, diese hochsinnigen Weigerungen Wilsons, sie zu verkürzen, zu beschneiden oder aufzugeben, sowie seine strenge und unnachgiebige Verurteilung der deutschen Gepflogenheiten als „unmenschlich" und „ungesetzlich", diese hochmütige Abweisung eines Kompromisses und

Digitized by Google

des Zweckmäßigkeitsstandpunktes und der besondere Nachdruck, der auf Desavouierung gelegt wird, — angesichts dieser Äußerungen sollen wir nun glauben, daß Mr. Wilson im Begriff sei, den innersten Kern seiner Forderungen und damit das Wesentliche der moralischen Grundlage aufzugeben, auf die er diese Forderungen gestellt hat. Wir weigern uns, ihn oder irgendeinen Präsidenten der Vereinigten Staaten dieses „großen Widerrufs" für fähig zu halten[1]."

Man achte genau auf diesen Text: Gerade diejenigen Worte in der Wilsonschen Note, die von der deutschen Regierung als unvereinbar mit Deutschlands Ehre bezeichnet werden, bilden nach der „Times" den Kernpunkt, auf den für den Präsidenten alles ankommen muß, wenn er vor Northcliffe Gnade finden will. Wir schließen daraus, daß, wenn es in der Tat die Absicht der englischen Regierung sein sollte, statt des amerikanisch-deutschen Krieges die amerikanisch-deutsche Verständigung herbeizuführen, sie vor allen Dingen die Herausgeber von Blättern, wie „New Statesman", „Observer" und „Times" internieren lassen müßte.

II.

Das Examen der englischen Presse ergibt, daß nicht die amerikanisch-deutsche Verständigung und in ihrem Geleit ein gemilderter U-Bootkrieg den wahren Wünschen der englischen Politik entspricht, sondern trotz der damit verbundenen Verschärfung des deutschen U-Bootkrieges *der amerikanisch-deutsche Krieg*. Es entsteht also die Frage, ob England den Ausgleich zwischen Amerika und Deutschland nur darum zu hintertreiben sucht, weil es sich von dem Eingreifen Amerikas in den Krieg auf jeden Fall so große Vorteile verspricht, daß dadurch die erhöhte Schädigung durch unsere Unterseeboote wettgemacht wird — oder ob England ein neutrales und mit Deutschland versöhntes Amerika besonders fürchten zu müssen glaubt.

[1] It is in the face of these clear and reiterated statements of principles which are „immutable", these high-minded refusals to curtail, abate, or abandon them, this stern and unrelenting reprobation of the German practice as „*inhuman*" as well as „*illegal*", this haughty repudation of compromise, as of expediency, and this specific insistence upon disapproval, that we are asked to believe Mr. Wilson is about to surrender the very essence of his demands and with it the essence of the moral basis on which he has founded them.

Digitized by Google

Eine Antwort hierauf können wir daraus ableiten, daß Grey in seiner Note vom 22. Februar 1915 und nach ihm die gesamte liberale Presse im Gegensatz zur konservativen, Englands völkerrechtswidrige Maßnahmen als eine bloße Repressalie gegen den angeblich völkerrechtswidrigen U-Bootkrieg Deutschlands hingestellt und dadurch zu rechtfertigen versucht hat.

Wer Repressalien ausübt, kann das nur so lange tun, wie der Zustand, gegen den er sich wendet, besteht; ist der Grund für die Repressalie nicht mehr vorhanden, so muß von rechtswegen auch die Repressalie selbst fortfallen, und das ganz besonders, wenn nicht nur der Feind, sondern auch die Neutralen unter ihr zu leiden haben. Das trifft ausgesprochenermaßen für das Verhältnis von England, Deutschland, Amerika und den Neutralen im gegenwärtigen Seehandelskrieg zu. Die Kriegsgeschichte des „Manchester Guardian" hat es am 22. Dezember 1915 unter der Überschrift „Repressalien — ein Ausweg aus dem Dilemma" offen ausgesprochen: England hätte bei der Absperrung vom Seehandel, die es über Deutschland verhängte, den Neutralen kaum zumuten können, was es ihnen tatsächlich zugemutet hat, wenn es nicht seine Maßnahmen als Repressalien gegen den „völkerrechtswidrigen" U-Bootkrieg Deutschlands hätte darstellen können[1].

Diese englische Charakterisierung der deutschen Seekriegführung bedarf aber, um den Neutralen als gültig auferlegt zu werden, der Gegenzeichnung der Vereinigten Staaten. Wir finden eine direkte Bestätigung dafür in einer Äußerung des „Manchester Guardian" vom 22. Juli 1915. Am Tage vorher war im Unterhause mitgeteilt worden, Amerika würde im Gegensatz zu seiner früheren

[1] Escape in Reprisals.

Had Germany kept within the law in her conduct of the war our position would have remained a very difficult one, and it is doubtful whether we should ever have been able to extricate ourselves from the entangements of these Declarations. Fortunately on the whole for us, Germany was not content to let well alone, but by beginning the submarine blockade, and committing a hundred acts of illegal tyranny, presented us with an opportunity of escape. The Orders in Council of March (Vol. II. page 3) prohibiting the whole import and export trade of Germany were in form a measure of reprisals on Germany for her illegal acts.

Digitized by Google

Auffassung bewaffnete Handelsschiffe in seinen Häfen wie gewöhnliche Handelsschiffe behandeln. Hierzu sagte die Zeitung: Diese große Erleichterung von amerikanischer Seite wäre England nur darum gewährt, weil Amerika die Methode der deutschen Unterseeboote nicht für Krieg, sondern für Seeräuberei hielte.

Hier also haben wir das Hauptmotiv dafür, daß England so großen Wert auf das Nichtzustandekommen des amerikanisch-deutschen Ausgleiches legt, und dies Motiv erklärt uns auch, warum die englische Presse, wie im Juli 1915, so auch jetzt wiederum unhöflich mit dem Präsidenten Wilson verfährt. Würden die Vereinigten Staaten durch eine Verständigung mit uns den U-Bootkrieg nach ihrer Auffassung legalisieren, so würde damit der englische Handelskrieg in seinen scheinbaren Rechtsgrundlagen vernichtet werden. Sobald Amerika und Deutschland einig sind, müßte die englische Regierung den Neutralen gegenüber vollständig auf das liberale Argument verzichten: Die Belästigung des neutralen Handels sei nur durch die unvermeidlichen Repressalien gegen die deutsche „Ungesetzlichkeit" bedingt. Dann bliebe nur die Beweisführung der englischen Konservativen übrig: Rücksichtsloser Gebrauch der Seemacht ist gute alte englische Tradition; wir kämpfen für unsere Existenz, und im übrigen: Zur Hölle mit den Neutralen! Unsere Flotte beherrscht die Meere und wir haben noch genug überzählige Schiffe auch gegen protestierende Neutrale!

Diesen Standpunkt würde England sicherlich nicht zum ersten Male in seiner Geschichte einnehmen, aber nach der bisherigen Politik Lansings zu urteilen, scheint er sich wohl schwerlich einer solchen Beweisführung zu fügen, um z. B. bewaffnete Handelsschiffe nach wie vor als Handelsschiffe und nicht als Hilfskreuzer in amerikanischen Häfen behandeln zu wollen. Sollte Amerika dennoch fortfahren, im Gegensatz zu der Auffassung des „Manchester Guardian", England „diese große Erleichterung" zu gewähren, so wäre, um eine Wort Greys aus der Blockaderede zu zitieren, die neutrale Macht eben nicht mehr berechtigt, sich neutral zu nennen.

Man muß hier auf den Einwand gefaßt sein: Wo es sich um das praktische Verhalten der amerikanischen Politik handelt — werden da nicht politische Entscheidungen großen Stils überhaupt nicht nach Rechtsgründen,

Digitized by Google

sondern nach tatsächlichen Interessengründen entschieden? Welche Garantie haben wir demnach, daß das „deutsch-feindliche Amerika" nach erfolgter Verständigung mit uns in der U-Bootsfrage gegen England auf seinem Rechtsstandpunkt bestehen werde? Wir können darauf antworten, daß für die Beurteilung der Politik der neutralen Mächte die schematischen Begriffe von deutsch-feindlich und deutsch-freundlich heute nicht mehr die Bedeutung haben wie früher. In jedem neutralen Lande, auch in den Vereinigten Staaten, haben sich im Laufe des Krieges Gruppen zusammengefügt, die das Interesse oder die Würde des Staates höher einschätzen, als das politische Sentiment oder die Geschäftsvorteile des Tages. In jedem neutralen Lande sind diese Gruppen mögliche Träger der Macht. Im amerikanischen Senat, der für die auswärtige Politik der Vereinigten Staaten eine Richtung gebende Instanz ist, werden sie durch Interessentengruppen gestützt, deren Geschäfte unter der Blockadepolitik Englands ebenso leiden, wie die Geschäfte der Munitionsfabrikanten durch die Ausfuhr von Kriegsmaterial profitieren. Die auswärtigen Angelegenheiten sind in Amerika stets vor dem Senat als vor dem historischen Forum verhandelt worden. In der gegenwärtigen Session treten die Senatsredner in ihrer Majorität für ein scharfes Vorgehen gegen England ein. Wilsons Forderung in der „Lusitania"-Frage an Deutschland, die unser Reichskanzler übereinstimmend mit unserm eigenen nationalen Urteil als mit unserer Ehre nicht vereinbar ablehnte, bedeutete keineswegs, daß Wilson gegen England nichts unternehmen wollte, sondern sie bedeutete nur, daß er nicht glaubte, mit genügend erstarktem Prestige gegen England vorgehen zu können, wenn er nicht vorher den „Lusitania"-Konflikt mit fliegenden Fahnen erledigt hätte. Das wird erst richtig erfaßt, wenn man sich vorgegenwärtigt, daß seit der mexikanischen Affaire das Prestige Wilsons zur Handhabung internationaler Fragen einer Kräftigung bedarf.

Diese Angaben über die amerikanischen Dinge mache ich keineswegs auf Grund bloßer Kenntnis von Preßstimmen, oder auf Grund irgendwelcher anderen Ferndeutungen, sondern ich habe mich von gut unterrichteten Männern, die eben aus Amerika kamen, informieren lassen. Unter ihnen ist auch eine Persönlichkeit, die während des Krieges in Deutschland wegen ihrer Freundlichkeit gegen uns wohl bekannt geworden

Digitized by Google

iſt und wegen dieſer ihrer Geſinnung von ihrer eigenen Adminiſtration zu leiden gehabt hat.

Soll von den zukünftigen Handlungen Wilſons zum Schutz der amerikaniſchen Rechte die Rede ſein, ſo muß noch einmal an zwei hiſtoriſch bedeutſame Sätze in ſeiner Note vom 24. Juli 1915 erinnert werden: „Die Regierung der Vereinigten Staaten wird fortfahren, für die Freiheit der Meere einzutreten, ohne Kompromiß und um jeden Preis.“ — „Sie (die amerikaniſche Regierung) lädt auch die Kaiſerlich-Deutſche Regierung ein, praktiſch mitzuarbeiten in dieſer Zeit, in der Zuſammenarbeit am meiſten vollbringen kann und dieſes große gemeinſame Ziel am ſchlagendſten und wirkſamſten erreicht werden kann[1].“ Über dieſe feierliche Zuſage des Präſidenten Wilſon ſchreibt der „Manchester Guardian“ am 22. Dezember 1915 bemerkenswerte Worte: „Man tut der Regierung der Vereinigten Staaten unrecht mit der ſo häufigen Annahme, daß ihre Politik eigentlich durch Geldrückſichten beherrſcht wird oder durch eine ruhmloſe Neigung zur Gemächlichkeit. Ob mit Recht oder Unrecht, arbeitet ſie für ein Prinzip, und zwar eines, das tief in der Geſchichte der Nation wurzelt[2] ...“

Bei dem Wort „Freiheit der Meere“ horchen viele neutrale ſeefahrende Völker auf. Ohne Zweifel hat ſich in allen neutralen Ländern ein ſtarker Unwille gegen das „internationale“ Recht mit der Fabrikmarke „made in England“ angeſammelt, aber er kann ſich nicht in politiſchen Handlungen entladen, ſolange die Frage des deutſchen U-Bootkrieges noch ‚ſchwebt‘. Iſt in ihr aber erſt eine amerikaniſch-deutſche Verſtändigung erzielt, ſo wird auch für ein Vorgehen der Neutralen die Bahn frei.

Allenthalben bei den kleinen Nationen arbeitet ſich heute die Erkenntnis heraus, daß die chroniſche ſozuſagen naturnotwendige Bedrohung ihrer Intereſſen und Rechte zur See von dem engliſchen Imperialismus, ſowie

[1] The Government of the United States will continue to contend for that freedom without compromise and at any cost. It invites the practical co-operation of the Imperial German Government at this time when co-operation may accomplish most, and this great common object can be most strikingly and effectively achieved.

[2] It is unjust to the United States Government to suppose, as is so often done, that its policy was governed merely by consideration of money, or by an inglorious love of ease. Rightly or wrongly, it was working for a principle, and one that had its roots deep down in the nation's history.

Digitized by Google

zu Lande von dem russischen Imperialismus ausgeht. England wird in Kriegszeiten den Mißbrauch seiner Seegewalt immer als sein geheiligtes Erstgeburtsrecht und als oberste Staatsnotwendigkeit betrachten, solange es die Macht dazu hat.

Natürlich wird es auch stets abseits stehende Liberale geben, die wie es der „Manchester Guardian" zu Anfang des Krieges tat, den jeweiligen Churchill darauf aufmerksam machen werden, „man könne kleine Kinder nicht nur durch Granaten, sondern auch — wie die Engländer — durch Hunger töten." Dergleichen wird aber stets nur die Bedeutung eines schwächlichen Alibibeweises für die betreffenden „Dissenters" haben. Die vollbürtigen englischen Konservativen werden immer ein herrisches Geschrei nach einer Seepolitik erheben, so wie Pitt sie verstand und Nelson sie handhabte, und ihr Geschrei wird sich immer durchsetzen, es sei denn, daß es genügend selbstbewußte und mächtige Neutrale gibt, die sich dagegen wehren. Wenn heute das englische Auswärtige Amt der „Morning Post"-Gruppe noch nicht aufs Wort pariert, so liegt das schon daran, daß Grey ehrliche Furcht vor den Neutralen hat. Ich erinnere an Greys Worte aus seiner letzten Blockaderede vom 26. Januar 1916: „Wenn wir so weit (wie die Scharfmacher verlangen) gegangen wären, dann hätte möglicherweise der Krieg jetzt vorüber sein können, aber er wäre vorüber, weil die ganze Welt gegen uns gewesen wäre — und wir und unsere Alliierten unter der allgemeinen Erbitterung der ganzen Welt zusammengebrochen wären[1]."

Gleiche Beunruhigung zeigte schon die „Nation" am 24. Juli 1915. Die Zeitschrift erinnerte daran, daß sich vor einem Jahrhundert die ganze zivilisierte Welt vereinigte — die sogenannte ‚bewaffnete Neutralität' — weil England seine Seemacht mißbrauchte, und sie wies darauf hin, daß die öffentliche Meinung in den neutralen Staaten sich auch heute mit der Frage beschäftige, ob nicht zum Schutze der Freiheit der Meere sich eine „Liga der Neutralen" gegen das in England fabrizierte internationale Recht bilden könnte. (british made international law.)

[1] If we had gone as far as that the war might possibly have been over by now, but it would have been over because the whole world would have been against us and we and our allies would have collapsed under the general resentment of the whole world.

Digitized by Google

Grey und die ihm getreue „Nation" wissen die Zeichen zu deuten: An der Nordsee wohnen einige tapfere kleine Nationen, die den U-Bootkrieg mit atemloser Spannung verfolgen und sich dabei voll Sehnsucht ihrer durch Englands Schuld versunkenen Seemachtstellung erinnern.

Aus diesen Gründen würde ich die Aussicht einer bona fide-Verständigung zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten begrüßen, wenn und soweit sie unseren Lebensinteressen gerecht wird!

Streiflichter zur Weltlage II

Von Professor Dr. Schiemann

Daß die Taten der „Möwe" oder wie sie sonst heißen mag, seit dem Eintreffen der „Appam" in Virginia als gute Prise des Leutnants Berg, in aller Welt dem Namen der deutschen Marine neuen Glanz zugetragen haben, liegt in der Natur der Dinge. Man muß Franzose sein, wenn die Fähigkeit kühne Taten anzuerkennen, verloren geht, sobald es sich um Taten des Feindes handelt. Sogar die durch die Kühnheit der „Möwe" am schwersten geschädigten Engländer haben mit einer freilich sehr widerwilligen Anerkennung nicht zurückhalten können. Der uns wahrlich nicht freundlich gesinnte „Evening Standard" muß eingestehen, „daß der große Schlag der „Möwe" eine der romantischsten und bemerkenswertesten Episoden des Krieges ist". Freilich heißt es dann weiter, „jetzt, da das Schiff das Feld seiner Tätigkeit verraten hat, wird man es bald zur Strecke bringen". Das letztere wollen wir abwarten. Das Feld der Tätigkeit des kühnen Kreuzers ist das Weltmeer in seiner unermeßlichen Weite, und wie schwierig die Jagd auf ein von deutschen Seeleuten geführtes Schiff ist, hat den Engländern ja die „Emden" bewiesen. Auch das hat seinen Eindruck nicht verfehlt, daß die Prisenmannschaft, die an Bord der „Appam" geführt wurde, um sie von den Kanarischen Inseln nach Norfolk zu führen, die über 400 Köpfe zählende Bemannung des feindlichen Schiffes (Matrosen und Passagiere) in Ordnung und Gehorsam zu erhalten verstand. Wie ungeheuer ist der Kontrast zu dem Verhalten jenes „King Stephan", der nach eigenem Bekenntnis zu feige war, um die schiffbrüchige Mannschaft unseres Marineluftschiffes „L 19" zu retten. Der Schandfleck auf der englischen Kriegsflagge, die „King Stephan" ja führte, wird unauslöschlich haften bleiben und ebenso wird

Digitized by Google

unvergessen bleiben, daß für die Helden dieser Schandtat in England öffentliche Sammlungen veranstaltet werden konnten. Die Tage des „fair play" sind eben geschwunden. An ihre Stelle ist eine kalte Erbitterung getreten, der auch da alles erlaubt scheint, wo nicht mehr der kämpfende Feind dem kämpfenden Feinde, sondern Mensch dem Menschen gegenübersteht. Wenn der Zentral-Kriminalhof in London das Verdikt fällt, der Kaiser, der Kronprinz und das ganze deutsche Volk seien vorbedachten Mordes überführt, weil in Staffordshire bei der letzten Zeppelinexpedition 13 Zivilisten Opfer der Bombenwurfe wurden, so ist das was die Franzosen „un geste" nennen, eine Demonstration, die in den Wind hineingerufen wird, aber niemanden schädigt. Man zuckt die Achseln über die Verdunkelung der Köpfe jener englischen Juristen und zieht daraus den Schluß auf die geistige Atmosphäre des heutigen England. Aber die Männer des „King Stephan" waren allerdings kaltblütige Mörder, ganz wie Kapitän und Mannschaft des „Baralong", für die vielleicht auch noch eine nationale Ehrengabe in Aussicht steht. Kurz, das alles ist unendlich ekelerregend.

Bisher von niemandem angefochtene sittliche und rechtliche Anschauungen werden fast unbeanstandet beiseite geschoben, und selbst vor den ehrwürdigsten gesetzlichen Grundlagen der englischen Freiheit macht eine vom Kabinett ausgehende Gewaltpolitik nicht halt, wenn es sich darum handelt, wenn auch nur indirekt, den deutschen Feind zu treffen.

So ist durch richterlichen Spruch am 20. Januar dieses Jahres die Habeas Corpus Acte außer Kraft gesetzt worden unter Berufung auf eine Klausel der Reichsverteidigungsakte (defence of the Realm Act), in der es heißt: „Sr. Majestät Regierung ist ermächtigt, während der Dauer dieses Krieges Vorschriften zu erlassen, welche die öffentliche Ordnung und die Verteidigung des Reiches sichern."

Auf Grund dieser Worte erschien im Juni 1915 ein Order in Council (Kabinettsbefehl), das den Staatssekretär des Innern ermächtigte, Personen, die „wegen ihres feindlichen Ursprungs oder ihrer Beziehungen" ihm Bedenken erregten, zu internieren. Auf Realm Act und Order in Council fußend, hat der Lordoberrichter nun einem naturalisierten englischen Untertanen, namens Arthur Zaddick, der, wie es scheint, unter Spionageverdacht stand und durch Order in Council interniert war, die Berufung auf die

Digitized by Google

Habeas Corpus Acte nicht zugestanden und dadurch seine Internierung auf unbestimmte Zeit gerichtlich legalisiert.

Der „Manchester Guardian", der hier für die Freiheitsrechte der Engländer eintritt, weist darauf hin, daß fortan die persönliche Sicherheit jedes Engländers von dem Gutdünken der größeren oder geringeren Einsicht des home secretary abhängt, und daß z. B. ein Engländer, dessen deutsche Frau mit ihren Verwandten korrespondiere, jederzeit für unbestimmte Zeiträume seiner Freiheit beraubt werden könne, ohne daß vorher eine gerichtliche Untersuchung stattgefunden hätte. Auch lasse sich nicht einsehen, weshalb überhaupt eine Wehrpflichtsbill dem Parlament zur Beschlußfassung vorgelegt worden sei, da doch auf Grund der Reichsverteidigungsakte ein Order in Council die Wehrpflicht hätte erzwingen können. Es sei das eine sträflich liederliche und schlampige Gesetzgebung, und das Parlament habe niemals beabsichtigt, durch so weite der Regierung gewährte Vollmachten sich selbst zum Kinderspott (laughing-stock) zu machen! Solche Stimmen, die sich gegen die Selbstherrlichkeit des regierenden Kabinetts wenden, sind in letzter Zeit immer häufiger geworden. Auch die „Nation" will sich nicht darein finden, das englische Untertanen ohne vorausgegangenen Richterspruch ins Gefängnis wandern müssen. Dadurch, daß die Regierung ihre einflußreichsten Gegner ins Kabinett zog, habe sie einen Teil ihrer Kritiker mundtot gemacht und den anderen entwaffnet. In Wirklichkeit herrsche die Reaktion, der Liberalismus habe das Holz zu spalten und das Wasser zu schleppen. Schon werde an Aufgeben des Freihandels gedacht, wie denn die Freiheit im Kurse immer mehr sinke; die militärische Gewalt herrsche absolut und Parlament wie Presse müßten stumm und kritiklos das alles über sich ergehen lassen. Der fulminante Artikel, von dem hier nur ein Auszug wiedergegeben ist, schließt mit den Worten: „Wir haben den Eindruck nicht, daß der Krieg unter einer solchen Regierung gedeiht und sind der Überzeugung, daß erst dann wieder kraftvolles Handeln die englischen Waffen zieren wird, wenn Wahrheit und Unabhängigkeit der Kritik der britischen Nation wiedergegeben werden." Hier tritt der Zusammenhang zwischen der inneren und der auswärtigen Politik Englands deutlich hervor. Die zahlreichen Zuschriften, die den großen englischen Zeitungen aus Anlaß der letzten Angriffe unserer Zeppeline auf die Zentren der englischen Munitionsfabri-

Digitized by Google

kation zugegangen sind, gehen stets von moralischer Entrüstung aus, erheben Klagen über ungenügende Abwehrmaßregeln der Regierung und bringen schließlich Vorschläge, wie Deutschland am besten niederzukämpfen sei. Es ist wohl allgemein bemerkt worden, daß Engländer und Franzosen die Wirkung der Bomben unserer Luftkreuzer stets darauf beschränken, daß sie die Opfer an Kindern, Frauen und überhaupt an Zivilisten aufzählen, die zu beklagen sind. Der militärische Verlust wird regelmäßig verschwiegen. Als besonders charakteristisch mag auf einen in der „Times" erschienenen Artikel des Professors S. H. Morgan von der Londoner Universität hingewiesen werden, der die Frage erwägt, ob Repressivmaßregeln gegen „Zeppelin raids" gerechtfertigt, wirksam und ethisch zu verteidigen seien. Alle drei Fragen werden von ihm bejaht, und wir könnten darüber hinweggehen, wenn es nicht wichtig wäre, einige Bekenntnisse niedriger zu hängen, zu denen diese juristische Autorität sich verstanden hat.

Herr Morgan sagt, daß Repressivmaßregeln gerechtfertigt seien, wenn sie ihrem Charakter nach den Taten entsprächen, die sie zu bestrafen bestimmt sind. „Daher", so fährt er fort, „ist ein vereinbarter Angriff der Flieger der Alliierten auf unverteidigte Plätze in Deutschland klärlich gerechtfertigt. Ich setze voraus, daß eines der Ziele jener Zeppelin-Flüge Ermordung von Nichtkombattanten ist. Wie irgend jemand, nach allem was wir von deutscher Theorie und Praxis wissen, daran zweifeln kann, das übersteigt mein Verständnis." Im Grunde müßte danach Herr Morgan für uns als intellektuell und moralisch erledigt gelten, aber wir können noch mehr von ihm lernen. Er kommt nämlich auf den Gebrauch betäubender Gase zu sprechen, die England als Gegenmaßregel gegen Mißhandlung englischer Gefangener in Deutschland ergriffen habe. Diese Maßregel sei in der Tat als wirksam zu bezeichnen. „Der Gebrauch dieser Gase hat zwar ihren Gebrauch von seiten der Deutschen nicht zum Stehen gebracht, aber unzweifelhaft einige nützliche Folgen gehabt. Die Einführung der Gasangriffe hat in einem kritischen Augenblick die Moral unserer Mannschaft und die der Alliierten wiederhergestellt, die durch einschüchternde neue Kriegsmittel arg erschüttert war." Was nun die Repressivmaßregeln betreffe, so sei ausschlaggebend, daß der Beifall, den die Zeppelinunternehmungen in der deutschen Presse gefunden haben, beweise, daß die Zivilbevölkerung Deutschlands particeps criminis sei.

Digitized by Google

Sie habe zudem in unzähligen Fällen hilflose Gefangene gesteinigt, bespieen und beschimpft und die Bedeckung bedroht, die sie führte. Morgan hat die Stirn, hierzu zu bemerken: „Ich spreche von Dingen, die ich weiß!" Seine Schlußbemerkung aber lautet: „Bevor wir erkennen, was die Franzosen längst erkannt haben, daß das deutsche Volk ein bestialisches Volk ist — hostis humani generis — wie Lord Rosebery richtig formuliert hat, dessen einzige Auffassung vom Völkerrecht lautet: „Schrift, ich gewinne — Adler du verlierst" — bevor wir das erkennen, kämpfen wir mit auf den Rücken gebundenen Händen."

Nun, ich meine, hier haben wir ein Kriegsdokument, das wohl verdient für eine Zukunft aufbewahrt zu werden, in der vielleicht auch in England Vernunft und Schamgefühl wieder zu ihrem Recht kommen.

Zur Vervollständigung dieses Bildes der englischen Psyche mag noch folgender Ausspruch dienen, den ich in einem Leitartikel des „Manchester Guardian" vom 7. Februar finde:

„Die Deutschen sind keineswegs eine schöpferische Rasse im Reiche der Ideen, wie die Engländer oder die Franzosen, aber die verhältnismäßige Unfruchtbarkeit ihrer geistigen Anlagen führt dahin, daß sie die Gedanken anderer schneller auffassen und entwickeln." Nun führt diese gewiß originelle Auffassung unserer Leistungen auf dem hier in Betracht kommenden Gebiet der Technik, Physik und Chemie, den „M. G." zu dem nicht minder originellen Schluß, daß, da die Deutschen doch stets die schöpferischen Gedanken der begabteren Rassen übertrumpfen, es keinen Zweck habe, die Leistungsfähigkeit der an sich vollkommenen englischen Marine noch zu erhöhen (it is manifestly impossible to add to the magnitude of our preparations).

Worauf es ankomme, sei, daß für die Leitung der englischen Seepolitik jede Unze englischer Energie, jeder Rat erfahrener Männer und vor allem jeder Impuls des rastlosen Erneuerungsgeistes, der den britischen Genius auszeichne, in Tätigkeit gesetzt werde. Es sei ein Fehler gewesen, daß Lord Fisher und Mr. Churchill gleichzeitig ihren Platz in der Admiralität fanden. Jetzt sei keiner von ihnen dort, weil diese ausgezeichneten Geister nicht nebeneinander wirken konnten. Einer von ihnen hätte weichen müssen, es sei aber das absurdeste geschehen, und man habe beide beseitigt. So habe man, zu einer Zeit, welche die höchste Energie verlangte, Fisher auf

Digitized by Google

einen verhältnismäßig geringen Posten gesetzt. Aber die Nation könne auf die Dauer diese Verschwendung lebendiger Kraft nicht dulden. Ähnlich urteilt jetzt auch die „Morning Post".

Auch das bedeutet einen Angriff auf die Regierung, und diese Kritik erstreckt sich in den Organen der Opposition ebenso auf die gesamte Leitung des Krieges. Um diese Stimmen zum Schweigen zu bringen, hat sich Mr. Asquith entschlossen, die Leitung der gesamten Artillerie für die Luftverteidigung Lord French zu übertragen. Die Angriffe auf das Kabinett aber werden trotzdem nicht eingestellt werden. Besonders charakteristisch sind in dieser Hinsicht die Ausführungen der „Times", sobald ihre Leitartikel und militärischen Korrespondenzen über das rein Tatsächliche hinausgehen. Bei aller Lobpreisung der Leistungen von Heer und Flotte lassen sie doch stets ihr Mißtrauen gegen die Männer durchblicken, in deren Händen heute die Leitung der Geschicke Englands ruht.

Mit einem Wort, einig ist man heute in England nur in dem einen Punkt, daß jeder an seiner Stelle nichts zu unterlassen bemüht ist, was Deutschland in den Augen der noch nicht ins englisch-französische Lager übergetretenen Welt zu schädigen geeignet wäre. In das Zentrum dieser Agitation fällt natürlich Amerika, da England ja von jeher die politische Gefolgschaft der Vereinigten Staaten in allen die große Politik betreffenden Fragen als etwas Selbstverständliches in Anspruch zu nehmen gewohnt war. Das schließt freilich nicht aus, daß, wo spezielle amerikanische Interessen in Gegensatz zu denen Großbritanniens traten, es ebenso feste Überlieferung war, daß England schließlich sich zu den von ihm geforderten Zugeständnissen bequemte. Um so konsequenter aber wurde daran festgehalten, daß die Gedankenwelt Amerikas in englischen Banden bleiben müsse, und es braucht wohl nicht ausdrücklich daran erinnert zu werden, wie schädlich sich diese Tatsache im Verlauf dieses Krieges für Deutschland erwiesen hat. Es hat keine englische Verunglimpfung und keine Verleumdung gegeben, die drüben nicht gläubig aufgenommen und gegen uns ausgebeutet worden wäre. Erst in allerletzter Zeit hat sich das, trotz der feindseligen Richtung, die die Politik Wilson-Lansing uns gegenüber einhielt, zu ändern begonnen und jetzt endlich, da die deutsch-amerikanischen Beziehungen sich zu einem aut-aut zugespitzt haben, ist gute Aussicht, wenn auch noch keineswegs volle Sicherheit, daß eine

Digitized by Google

Wendung zu freundlicheren Beziehungen auf der Basis einer wirklichen Neutralität Amerikas stattfindet. Die Voraussetzung — ehrliche Beilegung des „Lusitania"-Konflikts — scheint unmittelbar bevorzustehen, das weitere mag dann folgen: Herstellung direkter Handelsbeziehungen und eine Wandlung in der einseitigen Versorgung des englisch-französischen Blocks mit amerikanischer Munition. Daß Deutschland fest entschlossen ist, unter keinen Umständen eine Demütigung hinzunehmen, wie sie durch die letzte amerikanische Note uns zugemutet wurde, darüber ist jetzt wohl niemand mehr in Amerika in Zweifel. Die hier eingetroffenen amerikanischen Zeitungen reichen bis zum 29. Januar und lassen bereits die Anzeichen der sich vorbereitenden Wendung erkennen. Sie zeigen uns auch, wie rüstig die Deutsch-Amerikaner am Werk sind, ihr Mutterland zu verteidigen. Wir möchten speziell auf die Wochenschrift „Issues and Events" vom 29. Januar hinweisen, die ganz dem Geburtstag unsres Kaisers gewidmet ist und unter andern einen Artikel unseres bewährten Freundes Professor John W. Burgeß bringt, der den Titel führt: „Der deutsche Kaiser. Eine Studie über seine Persönlichkeit. Erinnerungen und Vergleiche." Der Text ist natürlich englisch. Burgeß vergleicht den Haß, mit dem England heute Kaiser Wilhelm verfolgt und verunglimpft, mit dem gleichen Haß und der gleichen Verleumdungskampagne, die 1860 Abraham Lincoln und Seward traf. „In betreff dieser beiden Männer schien England von Sinnen zu sein. Verteidigung war nutzlos, Erklärung vergeblich. Es blieb nichts übrig als abzuwarten, bis die Leidenschaft sich ausgetobt hatte. Die besten Freunde waren unvernünftig wie Feinde, weil sie an das Dogma der Brutalität von Lincoln und an die Grausamkeit von Seward glaubten." Diese Worte sind ein Zitat aus dem Buch von Henry Adams: „Die Erziehung von Henry Adams" (Sohn des amerikanischen Gesandten in London) entnommen; sie zeigen, daß wir es heute mit derselben geistigen Krankheit zu tun haben, die während des Sezessionskrieges in England epidemisch war und die unzweifelhaft wiederkehren wird, wenn England in Zukunft wieder einmal seine vitalen Interessen von irgendjemand in aller Welt gefährdet glaubt. 1860—1864 waren es ja auch Handelsinteressen (die Baumwolle des Südens), die Englands Haltung bestimmten. Was Burgeß über Kaiser Wilhelm schreibt, zeigt, wie würdig er der Freundschaft war, mit der

Digitized by Google

unser Kaiser ihn beehrte, und mit wie feinem Verständnis er in sein Wesen einzudringen verstand. Auch ein Artikel von Roger W. Babson von der Clark-Universität in Worcester, über die Ursachen des Krieges, verdient Beachtung, sowie eine Sammlung von Aussprüchen des Kaisers, die unter dem Sammelnamen „Words of the War Lord" veröffentlicht wurden. Kurz, das ist sehr erfreulich, und wir hoffen, daß das interessante Heft viele Leser findet und die noch nicht bekehrten Gegner Deutschlands in Amerika der Wirklichkeit zurückgewinnt.

Im übrigen steht Amerika unter dem Zeichen der Präsidentenwahl. Demokraten und Republikaner rüsten sich. Wilson hat angekündigt, daß er um eine zweite Präsidentschaft kandidiert, und es kann als sicher gelten, daß dieses Mal die Koalition der Deutschen und Iren ein gewichtiges Wort bei der schließlichen Entscheidung zu sagen haben wird. Von England aus ist jetzt die lächerliche Verdächtigung ausgegeben worden, daß die Deutsch-Amerikaner sich mit der Absicht tragen, Kanada zu erobern. Auch den Brand des Parlamentsgebäudes in Toronto setzen sie auf deutsche Rechnung, obgleich bereits Aussagen kanadischer Parlamentarier keinen Zweifel darüber bestehen lassen, daß es sich um einen durch Unvorsichtigkeit entstandenen Brand handelt. Die Veröffentlichung der von England geraubten Papen-Papiere, von der im voraus so viel Lärm gemacht wurde, hat absolut nichts ergeben was in Wirklichkeit kompromittierend wäre, und trägt nur dazu bei, die Rücksichtslosigkeit Englands bloßzustellen, das sich über die Verpflichtuug hinwegsetzte, Herrn von Papen unbelästigt unter dem Schutz amerikanischer Flagge nach Deutschland gelangen zu lassen. Aber welche Ehrenpflicht ist von England seit Ausbruch des Krieges nicht verletzt worden?

Es ist übrigens wahrscheinlich, daß bei der Entscheidung über die Präsidentenwahl die Philippinenfrage und die mexikanischen Angelegenheiten mitspielen werden. Auf das erste weist der Rücktritt Garrisons als Kriegssekretär, auf das letztere die tiefe und steigende Entrüstung hin, die das Treiben von Villa und Carranza namentlich in Kalifornien erregt hat. Zur Hauptstadt Mexikos ist jetzt Queretaro traurigen Angedenkens erhoben worden. Man kann über die Politik des Präsidenten in der mexikanischen Frage nicht härter urteilen, als es das „Argonaut" vom 22. Januar tut. Das einzige Problem der jetzigen Lage, so schließt das leitende

Digitized by Google

kalifornische Wochenblatt, ist geschaffen worden durch „The indecision, the timidity and the stubborneß which sits in the chair of authority at Washington". Man kann es nicht schärfer ausdrücken, daß die Aufmerksamkeit Amerikas nach Westen, nicht nach Osten gerichtet sein müßte. Auch das Mißtrauen gegen Japan ist ein Faktor in der inneren Politik Amerikas geworden. Es hängt mit der merikanischen Frage zusammen, und die Besetzung der Magdalenenbai, die ein wichtiger Stützpunkt der japanischen Kriegsflotte geworden ist, hat wahrscheinlich wesentlich dazu beigetragen, daß der Antrag, Heer und Flotte der Vereinigten Staaten so viel als irgend möglich zu verstärken, von der öffentlichen Meinung sehr sympathisch aufgenommen wird.

An der Stimmung in Frankreich läßt sich nur insofern eine Veränderung feststellen, als sich die französische Eitelkeit dadurch befriedigt fühlt, daß nicht mehr London, sondern Paris der Mittelpunkt ist, in welchem die großen diplomatischen und militärischen Entscheidungen der Quadrupel-Allianz getroffen werden. Auch die Parlamentarier tauschen hier ihre Weisheit aus, und der Presse werden die gemeinsamen Stichworte ausgegeben wie z. B. „Complot Allemand contre la Canada", die dann sofort in England, Rußland und Italien wiederholt werden. Offenbar haben die Franzosen ihre Verbündeten auch davon zu überzeugen vermocht, daß sie ihnen an Feldherrntalent überlegen seien; wie Sarrail die Operationen in Saloniki leitet, so ordnen sich ihnen die Engländer in Frankreich unter, und nach Rußland werden Militärmissionen geschickt, um den Russen die fehlenden strategischen Gesichtspunkte beizubringen, die den endlichen Sieg sichern sollen. Nach Italien haben sie Briand, Bourgeois und Thomas gesandt, um politisch und militärisch nach dem Rechten zu sehen. Auch fehlt es ihnen nicht an Anerkennung. Der Kriegsminister Gallieni, dem die französische Kammer eine unangenehme Stunde bereitet hatte, ist von England durch Verleihung des Hosenbandordens getröstet worden, und um an Höflichkeit nicht zurückzustehen, hat der Präsident dem Feldmarschall Kitchener das Großkreuz der Ehrenlegion verliehen. Übrigens tritt die Figur Herrn Poincarés immer mehr in den Hintergrund. Wenn er heute von der Bildfläche verschwände, würde kein Mensch in Frankreich ihm eine Träne nachweinen. Auch für uns fallen gelegentlich Brocken der französischen Weisheit ab. So hat Kontre-Admi-

Digitized by Google

ral Degouy in der „Revue de Paris“ uns auf die möglichen Gefahren aufmerksam gemacht, die unserer Hochseeflotte drohen. Er gibt nämlich den Alliierten den Rat, uns bei Helgoland und im Großen Belt Flotten gegenüber zu stellen, von denen jede einzelne unserer Gesamtflotte überlegen sein müßte. Da England und Frankreich zusammen 110 Schlachtschiffe hätten und auch die russische Flotte herangezogen werden müßte, könne das sehr wohl erreicht werden. „Seulement — fügt er vorsichtig hinzu — il y a des risques qui seraient considérables et pourraient réduire singulièrement avant même la prise de contact“ diese Überlegenheit. Das stimmt durchaus mit unserer Ansicht. Um diesen Gefahren zu entgehen, rät Degouy den Kieler Kanal durch eine Luftflotte anzugreifen, für welche eine Basis etwa 100—100 Kilometer vom Südende des Kanals entfernt, durch einen kühnen Handstreich der Engländer geschaffen werden müsse! Man sieht, die britische Admiralität hat ebenfalls gute Aussicht, sich in Paris Belehrung zu holen.

Für das politische Rußland fällt die gute Lehre ab, daß es seinerzeit eine Torheit begangen habe, sich den alten Goremykin zum Führer zu wählen. Nach all dem Weihrauch, der ihm gespendet wurde solange er noch an der Spitze stand, wird er jetzt recht schlecht behandelt, was ja nicht Wunder nehmen kann, da die Franzosen niemals Neigung gezeigt haben, gefallene Größen nachsichtig zu beurteilen. Jetzt heißt es, Goremykin sei altersschwach, ohne Kraft der Initiative, ohne psychische Energie und Willen, und gewohnt an die alte russische Mißwirtschaft. So urteilt das „Journal des Débats“ über ihn.

In Rußland sind entsprechende Urteile wohl in den weißen Zensur-Spalten zu suchen, die jetzt einen wesentlichen Teil der Zeitungen bilden. Umsomehr wird über Stürmer geschrieben, der allseitig als Vollblutrusse anerkannt wird, da er mit einer russischen Fürstin verheiratet und griechisch-orthodox ist. Die „Rjetsch“ will sogar wissen, daß er mit der Fürstin Anna von Kaschin seligen Angedenkens, einer Rurikerin, verwandt sei. Wie dem auch sei, großes Vertrauen kommt ihm nicht entgegen. Politisch hat er als Amanuensis von Plehwe, danach als Gouverneur von Nowgorod und Jaroslawl eine Rolle gespielt, und als Vorsitzender eines archäologischen Kongresses wissenschaftliches Interesse gezeigt. Er ist bemüht gewesen, durch die Presse für sich Stimmung zu machen und

Digitized by Google

hat sich dahin ausgesprochen, daß er der zum 22. Februar einberufenen Duma Gelegenheit geben wolle, auch abgesehen von dem Budget, ihre Ansichten zum Ausdruck zu bringen. Aber es knüpfen sich daran Vorbehalte. Eine Verständigung zwischen Duma und Regierung stehe in Aussicht, „wenn in der ersteren nicht vorgefaßte Meinungen und kleinliches Mißtrauen bestehe". Über das Programm des Blocks der Majoritätsparteien schwieg er, und die vieldeutige Bemerkung: „alles, was unser Hauptziel, die Organisation des Sieges betrifft, muß und wird der Beurteilung der Duma vorgelegt werden", findet mehr Kritik als Beifall. Seine russische Seele hat er gleich zu Anfang durch Schließung von 18 evangelischen Jünglingsvereinen betätigt, wozu die „Nowoje Wremja" die boshafte Mitteilung macht, daß Graf Karl Pahlen Vorsitzender dieser Vereine sei. Neben Stürmer drängen jetzt geistliche Einflüsse in den Vordergrund. Außer Rasputin, der sich nach wie vor der Gnade des Zaren erfreut, macht der Metropolit von Petersburg, Pitirim, viel von sich reden. Auch die Frage des zu berufenden Konzils ist wieder aufgenommen, und die vorbereitende Beratung, deren Sitzungen am 16. Dezember begannen, bearbeitet jetzt das Detail der im Prinzip bereits feststehenden Reformpläne. Es liegt ihnen ein vom Erzbischof Sergius ausgearbeiteter Entwurf zugrunde. Die Kommission besteht aus 6 Synodalen unter Vorsitz des Senators Utin und hinzugezogen wurden der Kirchenhistoriker Professor Ostroumow und der Juriskonsult des heiligen Synod Radzimowski. Wenn man sich erinnert, wie ausschweifend die Hoffnungen waren, die seit den Tagen der Revolution sich an eine Reform der Kirche und an die Wiederherstellung des Patriarchats knüpften, läßt sich mit Sicherheit vorher sagen, daß das Ergebnis dieser Vorkonzils-Beratungen eine große Enttäuschung bringen wird.

Die Weigerung der Vertreter der Rechten in der Duma, an dem bevorstehenden Besuch der russischen Parlamentarier in England teilzunehmen, ist mehr auf Abneigung gegen ihre Kollegen, als auf Abneigung gegen England zurückzuführen, obgleich auch die letztere mitsprechen mag. Die inneren Gegensätze, die gerade jetzt besonders scharf sind, überwiegen. Freund von England ist aber wohl, abgesehen vom Zaren, niemand in Rußland, und alle Bemühungen, die von England ausgehen, um eine Wandlung der Stimmung herbeizuführen, sind völlig aussichtslos. Aber

Digitized by Google

man gefällt sich in dem Gedanken, England für das russische Interesse gegen Deutschland vorgeschickt zu haben. Die Engländer, meint man in Petersburg und Moskau, könnten dann später an die Reihe kommen.

An einen Sonderfrieden mit Deutschland denkt offenbar niemand in Rußland, wohl aber wird geflissentlich verbreitet, daß Deutschland sich bemühe, bei allen seinen Gegnern auf Abschluß eines Sonderfriedens hinzuarbeiten, aber überall abgewiesen worden sei.

Die „Rjetsch", die Ende Dezember einen Kundschafter nach Deutschland und Österreich geschickt hatte, um sich über die Stimmung Zentraleuropas zu orientieren, hat von diesem folgende Auskunft erhalten: An Landerwerbungen denke niemand in Deutschland, abgesehen von den wildesten Junkern. Die Parole lautet status quo ante, einige aber fügen hinzu, und für Frankreich: Elsaß und Lothringen. Es denkt jedermann nur an Frieden!

Mit größter Bestimmtheit rechnet man in Rußland auf die Gewinnung Galiziens, und die wiederholten Reisen des Zaren an diesen Teil der Front bestärken die Hoffnung, die der Fall von Erzerum noch gesteigert hat. Ebenso sicher wird Persien als Siegespreis ins Auge gefaßt. Menschikow formuliert das folgendermaßen: „Rußland braucht keine Eroberungen, aber da die Zukunft unbekannt ist, und da uns ungeheure Opfer ersetzt werden müssen, wird man von selbst auf den Gedanken gestoßen, diesen Krieg zu benutzen, um einige unserer südlichen Aufgaben zu lösen. Die verräterische Politik der Türkei und Persiens hat gezeigt, daß ein fester Frieden mit diesen Staaten nur möglich ist, wenn man sie völlig zermalmt und territorial schwächt ..."

Welches die anderen südlichen Aufgaben Rußlands sind, braucht wohl nicht erst ausgeführt zu werden; sie gehen ohne Zweifel sehr weit nach Süden zum „warmen" Meer. Zur Orientierung über das polnische Problem empfehlen wir das Buch von Dr. Adolf Grabowski: „Die polnische Frage" (Karl Heymanns Verlag. Berlin 1916). Es bietet das Beste, was bisher über das polnische und littauische Judentum veröffentlicht worden ist, dessen Bedeutung für eine richtige Wertung der wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse von Kongreßpolen mit überlegener Klarheit dargelegt wird. Auch die Gedanken des Verfassers zur „Lösung der Polenfrage" verdienen namentlich in ihrem kritischen Teil alle Beachtung. Daß

Digitized by Google

die positiven Vorschläge weniger zwingend sind, liegt an Nebenproblemen, die leicht zum Hauptproblem werden können.

Als Tatsache von Bedeutung sei zum Schluß auf den Rücktritt des Ministeriums Dato und auf seine Ersetzung durch ein Kabinett Romanones hingewiesen. Es scheint das auf eine Wendung zu aktiverer Politik hinzuweisen, was auch die Nervosität erklären würde, mit der neuerdings die französischen Blätter die spanischen Verhältnisse beurteilen.

Der nächste Krieg

Von Arel Schmidt

Vom nächsten Kriege zu sprechen, da der jetzige seinen Höhepunkt erreicht hat, kann zum mindesten verfrüht erscheinen. Die russische Presse aber zwingt dazu, sich dennoch mit diesem Thema zu befassen. Zwar ist sie augenblicklich pessimistisch gestimmt und zeigt über die schwere Lage der russischen Finanzen und der gesamten Volkswirtschaft große Sorge. Ernste Blätter sehen sich sogar gezwungen, festzustellen, daß die Stimmung im Lande nicht mehr so hoffnungsvoll ist, als anfänglich. Die „Rjetsch" schreibt sogar in ihrer letzten Wochenschau:

„Zu unserem großen Bedauern muß konstatiert werden, daß man sich für die Frage des Zusammentritts der Duma zwar noch sehr interessiert, aber nicht mehr mit derselben großen Erregung, wie vor einigen Monaten. Diese Erregung hat sogar teilweise Gleichgültigkeit und Apathie Platz gemacht, die in Hoffnungslosigkeit überzugehen beginnt."

Es wäre dennoch falsch, von solchen Stimmen auf die Abkehr von der alten Expansionspolitik zu schließen. Wer auf eine innere Wandlung hofft, verkennt das wahre Wesen des russischen Staates und Volkes. Beide leben von Raubbau: ersterer saugt die immer neu hinzu eroberten Völker aus, ohne ihnen Kultur zu bringen, letzteres erschöpft den Boden, ohne ihn in richtige Kultur zu nehmen. Beide brauchen daher immer neue Objekte zur Ausbeutung.

Wenn ich vom nächsten Kriege spreche, so denke ich dabei nicht an das Programm Goremykins, das Konstantinopel und Galizien hieß, auch nicht an die weiter gehenden Wünsche der Kadetten — der Träger des auf wirtschaftlicher Grundlage beruhenden Expansions-

Digitized by Google

dranges, die von der Annexion Posens und West- und Ostpreußens redeten. Diese Zukunftsphantasien waren in den Tagen des Einfalles in Ostpreußen und in die Karpathen entstanden. Ich habe vielmehr die russischen Preßstimmen im Sinne, die in diesen Tagen erschienen sind und sich trotz der pessimistischen Gegenwart eine optimistische Zukunft erträumen. Anläßlich der polnischen Frage, die die russische Presse lebhaft beschäftigt, schreibt z. B. Fürst Trubezkoi, einer der führenden Männer in der Behandlung auswärtiger Fragen:

„Als zu Anfang des Krieges die meisten Russen für eine Autonomie Polens eintraten, war ich, um jegliche Reibung zwischen der polnisch-autonomen Verwaltung und der russischen Oberherrschaft zu vermeiden, für eine volle Selbständigkeit Polens. An Stelle der bisherigen Abhängigkeit sollte das Bündnis zweier unabhängiger Staaten treten. Voraussetzung für diesen Gedanken war freilich, daß es sich hierbei um ganz Polen handeln würde. Die Verleihung der Selbständigkeit an nur einen Teil von Polen würde, sobald Deutschland die übrigen behielte, sowohl für Rußland als für die Polen gefährlich.

Es ist nicht zu leugnen, daß vor einem Jahre alle Pläne auf eine völlige Besiegung Deutschlands aufgebaut waren. Damals träumten Russen wie Polen nicht nur von einem polnischen Posen, sondern auch von einem polnischen Danzig. Auch jetzt bin ich noch der Ansicht, daß unter solchen Umständen ein freies Polen die beste Lösung darstellen würde. Die Gefahr einer Revanche würde in einem solchen Falle den Polen ein Bündnis mit Rußland nahelegen. Und Rußland würde auf diese Weise eine Fülle von Konflikten mit Polen erspart bleiben. Nun ist es aber möglich, daß uns die Umstände zwingen, die völlige Verwirklichung des Gedankens der Wiederherstellung der nationalen Einheit Polens hinauszuschieben zu müssen."

Den hier ausgesprochenen Gedanken vom kommenden Kriege vertrat Fürst Trubezkoi nach einigen Tagen nochmals in der „Russkoje Slowo". Im Anschluß an einen Artikel von Prof. Goldstein-Moskau, der für den wirtschaftlichen Zusammenschluß der Ententemächte zur Bekämpfung des deutschen Einflusses agitiert, weil Rußland allein nicht mehr Deutschland gewachsen sei, führt Fürst Trubezkoi weiter aus:

„Neue territoriale Erwerbungen in Europa" (hier wird von Trubezkoi

Digitized by Google

Rohrbachs Buch „Der Krieg und die deutsche Politik“ als Kronzeuge angeführt) „können nur auf Rußlands Kosten geschehen. Und da die deutsche Industrie zu gleicher Zeit das Mittel und der Stimulus der neudeutschen Kriegspolitik ist, so müssen die Russen endlich begreifen, daß Deutschland ihr unversöhnlichster und geschworener Feind ist.“ Trubezkoi schließt diesen Artikel mit den Worten:

„Der Gedanke, als ob der jetzige Krieg der letzte sein werde, muß daher als Utopie beiseite geschoben werden. Wie dieser Krieg auch ausgehen mag, beide Parteien werden nur an eine Besiegung, nicht eine Vernichtung des Gegners denken können. Weder dem einen noch dem andern wird es gelingen, die volle Verwirklichung seiner Ideale zu erlangen. Damit aber wird es sehr wahrscheinlich, daß das jetzige Gewitter den Anfang einer Periode von Unwettern bildet, deren Größe und Dauer heutzutage niemand voraussagen kann. Es ist gleichgültig, ob das Gerücht wahr sei, daß in Deutschland eine Liga des zukünftigen Krieges entstanden sei — Rußland muß sich für alle Fälle vorbereiten.“

Diese Zitate zeigen, daß es verfehlt ist, wenn von deutscher Seite immer wieder die Möglichkeit einer deutsch-russischen Annäherung nach dem Kriege in Betracht gezogen wird. Seitdem sich nach dem japanischen Kriege die russische Politik europäisiert hat, ist die russische Gefahr wieder akut, durch den Krieg permanent geworden. Von den Mitteln zu ihrer Brkämpfung durch Absprengung der westeuropäisch orientierten Gebiete vom Moskowiterstaate und durch Unterbindung des Zustroms von deutschem Kapital und technischen Kräften nach Rußland soll dieses Mal nicht gesprochen werden. Es sollte nur auf die noch immer nicht genügend erkannte Größe der russischen Gefahr aufmerksam gemacht werden.

Das junge Schweden und der Weltkrieg

Von Dr. Adrian Molin

(Anmerkung des Übersetzers Dr. Marcus): Dr. phil. A. Molin, ein Anhänger Professor R. Kjellens, ist der Gründer der politischen Zeitschrift „Das neue Schweden“. Seine politische Anschauung iftin dem Konservativismus begründet, er ist ein unbedingter Vorkämpfer der nationalen Unabhängigkeit und der starken Verteidigung seines Landes. Er gehört, näher betrachtet, der jung-konservativen

Digitized by Google

Richtung an, die auf dem sozial-politischen Gebiete erheblich von dem Alt-Konservativismus abweicht und in ihren Forderungen auf eine Verstaatlichung der ökonomischen und wirtschaftlichen Institutionen und Werte sich oft mit dem Programm der Sozialdemokratie deckt. Seine Artikel, die meistens in seiner Zeitschrift erscheinen, zeichnen sich durch originelle Ideen und eine feste sprachliche Form aus, werden sehr bemerkt, aber ebensosehr kritisiert. Molin hat die Neutralitätspolitik der schwedischen Regierung schon zu Beginn des Krieges recht scharf gerügt, indem er für eine aktive Beteiligung Schwedens am Handelskriege und am Kriege überhaupt an der Seite der Zentralmächte in einer sehr energischen Weise eingetreten ist. Dies geht deutlich auch aus seiner Schrift „Schweden und der Weltkrieg" hervor, die demnächst in der Schrift „Der Weltkrieg" erscheinen wird. Wir bringen heute den Schluß dieser Schrift. In dem ersten Teil gibt der Verfasser einen geschichtlichen Überblick von der Entwicklung Schwedens und hebt hierbei den Einfluß der romanischen und germanischen Elemente auf Schweden hervor. Nach seiner Ansicht ist der romanische Einfluß niemals ein wirklich tiefgehender gewesen, sondern hat wesentlich formelle und ästhetische Eigenschaften im schwedischen Wesen ausgelöst. Der deutsch-germanische Einfluß wiederum setzt früh ein und ist tief begründet. Da Finnland jetzt vollständig russifiziert worden ist, und Schweden außerdem unter den den drei skandinavischen Staaten die stärkste staatliche Einheit bildet, sei es die Pflicht Schwedens, die führende Macht Skandinaviens zu werden und eine günstigere Grenzregelung im Nordosten herbeizuführen. Geschehe dies nicht, dann versage Schweden in einem entscheidenden Augenblick seiner Geschichte.

Im Jahre 1901 unternahm man den entscheidenden Schritt in der Entwicklung des schwedischen Heerwesens, indem man es grundsätzlich auf der Basis der allgemeinen Wehrpflicht umgestaltete. Trotzdem wurde durch später eintretende starke Herabsetzungen besonders der Übungszeit der Infanterie und der erforderlichen Anzahl ausgebildeter Offiziere, die Reform nur eine Halbheit, und besonders in der Zeit nach 1906 — nachdem die militärpolitische Lage Schwedens durch den Unionsbruch 1905 noch weiter verschlechtert worden war — hat der Kampf wegen der Verstärkung der Armee, vor allem durch die Ausdehnung der Wehrpflichtzeit, wie auch wegen eines weiteren Ausbaues und der Modernisierung der Flotte sich schwer gestaltet.

Die Nationalsammlung für die Anschaffung eines Panzerschiffes für das Jahr 1912 und der sogenannte Bauernzug bezeichnen die Brennpunkte dieses Kampfes. Der letztere veranlaßte im Februar 1914 eine innerpolitische Krise, wobei die seit dem Herbst 1911 eingesetzte, in der Verteidigungsfrage schwache liberale Regierung gehen mußte und der König ein

Digitized by Google

neues Ministerium einberief, mit der Aufgabe, die Lösung der Verteidigungsfrage zu erreichen. Der Reichstag wurde aufgelöst, Neuwahlen gaben einen bestimmten Ausschlag in verteidigungsfreundlicher Richtung, ohne daß jedoch die Verteidigungspartei in der zweiten Kammer die Majorität erhielt. Durch Reichstagsbeschlüsse im Herbst 1914, die der Druck des Weltkrieges hervorrief, gelang es indessen endlich, eine zufriedenstellende Lösung der Verteidigungsfrage zu erreichen.

Dieser Entschluß bezeichnet gewissermaßen den Punkt nach der Arbeit und dem Kampfe der älteren schwedischen Generation für Schweden: ein kräftiges ökonomisches Emporblühen, eine literarische und künstlerische Entwickelung und eine Verteidigung, die beide schützen kann. Aber irgendeine Aufgabe hat der Entschluß der älteren Generation Schweden nicht geben können über die Sorge des Alltags, über die friedliche Arbeit und innere Reformen hinaus. Sie hat ihrem Lande auch nicht zugetraut, eine solche Aufgabe erfüllen zu können. Hier beginnen die Bestrebungen der jüngeren Generation. Sie will etwas anderes und etwas mehr. Sie will kurz und gut Schweden zum führenden Staate im Norden machen, und als Voraussetzung und ersten Schritt in dieser Richtung Sicherung nach Osten bereiten durch das Losreißen Finnlands von Rußland. Dies ist das Programm des jungen Schwedens. Und wenn ich von den Jungen spreche, meine ich nicht die Jüngsten, nicht die leichtbewegliche studierende Jugend, sondern die Generation zwischen dreißig und vierzig Jahren, die bereitsteht, binnen kurzem die Führung und die Verantwortung für Schweden zu übernehmen. Und dieser Anschauung schließt sich eine große Anzahl der besten Patrioten Schwedens unter den Älteren an.

Liegen denn einige reellen Möglichkeiten hinter diesen Träumen? Hat Schweden Voraussetzungen, die führende Stellung einzunehmen, die dem Streben der Jüngeren als ein Ziel erscheint?

Die starke finanzielle Entwicklung Schwedens in den letzten Jahrzehnten bezeichnet nur einen Anfang. Schweden ist ein großes Land, das mit seinen Wäldern, Erzen und Wasserfällen die Voraussetzung einer großartigen ökonomischen und finanziellen Expansion besitzt. Und es weist hochstehendes, intelligentes Völkermaterial auf, das die Möglichkeiten zu Wirklichkeiten wandeln kann und also den soliden finanziellen Grund zu einer politisch leitenden Stellung geben kann.

Digitized by Google

Nicht weniger wichtig sind die Voraussetzungen hierzu, die in dem Bau und Zustande der schwedischen Gesellschaft liegen. Trotz aller Zersplitterung, trotz der radikalen Auflösungsbestrebung, hat das Leben der schwedischen Staatsgemeinschaft eine ganz andere Haltung, hat der schwedische Staat eine ganz andere Kraft und die schwedische Königsmacht eine ganz andere Autorität, als die entsprechenden Mächte in anderen europäischen Kleinstaaten. Besonders sind diese Verhältnisse wesentlich anders in Schweden als in den beiden andern skandinavischen Ländern, Norwegen und Dänemark mit ihrer wurzellosen Demokratie. Tiefer betrachtet beruht diese Überlegenheit Schwedens auf den historischen Traditionen, aus der Großmachtszeit Schwedens, in erster Hand von einer Aristokratie getragen, die trotz aller ihrer Schwächen doch immer der Kern der führenden Klassen Schwedens ist. Diese Traditionen üben noch immer einen bestimmenden Einfluß, sowohl auf die Armee, wie auf die Verwaltung aus. Von den kleineren germanischen Staaten kann außer Schweden nur Holland seine Zukunftshoffnungen mit den Traditionen einer verflossenen Größe vereinigen. Zwischen Holland und Schweden ist doch der Unterschied vorhanden, daß die Größe Hollands in letzter Hand auf dem Handel, diejenige Schwedens auf dem Schwerte beruhte. Aber die Handelstraditionen, im Vereine mit modernem Kapitalismus lösen keine großen nationalen Aufgaben.

In den angedeuteten Tatsachen scheinen uns wirkliche reale Voraussetzungen zu einer führenden Stellung Schwedens unter den Nordgermanen vorzuliegen. Der schwedische Aktivismus während des Krieges, von sämtlichen intelligenteren, politisch geschulten jüngeren Kräften der verschiedenen Parteien zielbewußt getragen, will jetzt einen großen dreisten Schritt zum Ziele unternehmen, durch unsere Teilnahme an dem Kriege. Dies ist den Juden ein Ärgernis und den Griechen eine Torheit, und allen altklugen Kleinschweden ist es die reine Abenteurerpolitik, die unsere schönen Krieger, unsere ersparten Pfennige und vielleicht auch unsere Freiheit aufs Spiel setzen will. Sie denken nicht daran, daß jede große Begebenheit im Leben eines Volkes dem Kleinmütigen stets als ein Abenteuer erschienen ist.

Unsere sogenannten Aktivisten sind keine abenteuerlichen Politiker. Sie sind eher zu viel als zu wenig nüchtern und kritisch, und am ehesten kann

Digitized by Google

man ihnen den Vorwurf machen, daß die Kritik ihre Handlungskraft zu beschneiden droht — die Schwäche eines alten Kulturvolks. Und verhielte es sich nicht so, würde jedenfalls der Widerstand sie zur Selbstprüfung gezwungen haben und ihre politischen Gedanken und Bestrebungen von der Spreu befreit haben.

Sie verkennen nicht die Schwierigkeiten. Sie wissen, und anerkennen, daß der Krieg für jedes Volk ultima ratio ist. Man greift dazu, wenn das Volk oder seine Führer zu einer Überzeugung gekommen sind, daß die Lebensinteressen des Staates nicht in anderer Weise gesichert werden können. Für ein kleines Volk mit starkbegrenzten finanziellen und militärischen Hilfsquellen muß es in hohem Grade gelten, daß der Krieg ein letzter Ausweg und in gewissem Sinne ein Wagnis ist, dem man nur im äußersten Notfalle die Zukunft des Landes als Einsatz gibt.

Sie wissen, daß sie mit einem kleinen Volke zu rechnen haben, dessen breite Schichten während einer hundertjährigen Friedensperiode so weit gekommen sind, den Frieden nicht nur als ein Gut, sondern fast als das höchste Gut zu betrachten. Für ein Volk in dieser Lage ist es mehr als natürlich, daß es von seinen Führern eine auswärtige Politik verlangt, die ihr Augenmerk darauf richtet, dem Kriege auszuweichen.

Sie wissen, daß beim Kriegsausbruch die militärische und vor allem die finanzielle Kriegsbereitschaft so viel zu wünschen übrig ließ, daß es damals ein Abenteuer gewesen wäre, das Land in einen Krieg zu stürzen, und daß in diesen Umständen noch immer ernste Ursachen liegen, um zu wägen, ehe man den Hahn abdrückt, bis der günstige Augenblick gekommen ist.

Sie wissen schließlich, daß die Zersplitterung innerhalb der öffentlichen Meinung ein Faktor ist, mit dem man rechnen muß. Zwar ist praktisch genommen Rußland in den Augen der ganzen Nation der Feind, dessen Niederlage wir aus vollem Herzen wünschen. Hätte der Konflikt nur zwischen Rußland und Deutschland bestanden, so wäre die Lage Schwedens einfach gewesen. Sie wird aber im höchsten Grade durch den Eintritt der Westmächte als Feinde Deutschlands verwickelt. Diese sind nicht, wie Rußland, auch unsere Feinde. Im Gegenteil galten sie von altersher bei vielen, seit den Tagen der Novembertraktats, als unsere Freunde in erster Linie, und in der schwedischen Linken — die in ihrem außenpoliti-

Digitized by Google

schen Denken äußerst schwach ausgerüstet ist — ist, wie vorhin gezeigt wurde, das entscheidende politische Interesse Schwedens, die Niederlage Rußlands, dem dogmatisch-radikalen Glauben untergeordnet worden, dem Glauben, daß die Westmächte an der Seite Rußlands den Kampf der Demokratie und der Völkerfreiheit dem Deutschland des „Preußentums" und des „Militarismus" gegenüber kämpfen. Es kann schließlich nicht verhehlt werden, daß das englische und vor allem das französische Kapital in Schweden, wie in Rumänien, eine starke Stellung innehat und es wohl verstanden hat, die Interessen der Entente zu wahren, wenn dies in Schweden auch nicht mit denselben groben Mitteln wie in letzterem Lande hat geschehen können.

Gegen alle die Mächte und Faktoren, die alle eine schwedische Neutralitätspolitik quand même tragen, hat der schwedische Aktivismus also Stellung nehmen müssen.

Gegen die große politisch gleichgültige Menge von „Friedensliebe" in der Nation setzen die Aktivisten das Wort des Dichters, „Frieden ist nicht das beste, sondern daß man etwas will." Und sie wissen, was sie wollen. Sie wissen, daß in diesem Augenblick, nach den Vorbereitungen von 14 Monaten das schwedische Militär gerüstet sein muß, und daß seine militärischen Kräfte relativ mehr als jemals bedeuten, wenn sie für die Interessen des Landes eingesetzt werden. Schweden hat auch genügend Geld und finanzielle Hilfsquellen, um einen Krieg zu Ende zu führen, mit der Dauer, die ein solcher jetzt noch haben kann. Der Aktivismus sieht zu klar, um sich von den Phrasen, die Westmächte seien die Verteidiger der Völkerfreiheit und der kleinen Völker, betrügen zu lassen; die Aktivisten kennen Deutschland und glauben an die Kraft und die Zukunft Deutschlands, wie sie an ihr eigenes Land glauben. Sie wissen, daß die Lage und die Geschichte Schwedens ihm die Aufgabe gestellt haben, der nördliche Vorposten der germanischen Kultur gegen die moskowitische Barbarei zu sein. Und sie wollen den Aufmarsch Schwedens an der Seite Deutschlands und Österreich-Ungarns im Weltkriege.

Aber nicht ohne weiteres. Schweden muß Sicherheit Rußland gegenüber gewinnen, indem die Militärgrenze Rußlands nach Westen und nach Nordwesten nach der Ostgrenze Finnlands zurückgeschoben wird. Letzten Endes hängt die Arbeit der schwedischen Aktivisten direkt, und unzwei-

Digitized by Google

felhaft auch indirekt die Außenpolitik Schwedens, in den nächsten Monaten davon ab, ob Deutschland den Willen und die Kräfte hat, an diesem Ziele mitzuwirken.

Was mit Rücksicht auf die Kraft des Landes, seine militärische Machtentfaltung, zum Festhalten der Neutralitätspolitik berechtigt hat, ist die Ungewißheit über die Haltung Deutschlands Rußland gegenüber gewesen. Auch der ausgeprägteste schwedische Aktivismus hat hierauf Rücksicht nehmen müssen. Schwedens Stellung aber zu Deutschland ist von Deutschlands Gegenstellung zu Rußland bestimmt. Verhielt es sich so, daß Deutschland nur so rasch wie möglich und in der billigsten Weise den Wunsch hegte, einen Sonderfrieden mit Rußland zu erreichen, um sich dann mit allen Kräften gegen die Westmächte wenden zu können, gegen die Schweden keine Feindschaft hegt, dann muß es auch eine sehr zweifelhafte Affaire sein, Schweden in einen Krieg zu verwickeln mit dem Risiko, daß bei dem eiligen Friedensschluß die Interessen Schwedens übergangen werden können, mit dem gegebenen Resultat, daß die Stellung Schwedens zu Rußland erheblich verschlechtert und zugleich das unglückliche Finnland noch mehr bloßgestellt würde Eine der Hauptbedingungen einer schwedischen Aktion muß also stets die sein: Volle Einsicht in die Absichten Deutschlands dem östlichen Feinde gegenüber und die größtmöglichen politischen realen Garantien, um sie ausführen zu können.

Die Stellung Schwedens ist also im Grunde genommen von der Politik Deutschlands gegen Rußland bedingt. Der Erfolg der Bestrebungen der schwedischen Aktivisten hängt davon ab, ob Deutschland seine Waffen gegen Rußland wenden kann und will innerhalb der Sphäre, wo die Interessen Schwedens und Deutschlands sich einander nähern oder zusammengehen, in den Ostseeprovinzen und in Finnland. Siegt in Deutschland die Ansicht, die das Verhältnis Deutschlands zu Rußland nicht dadurch schwieriger machen will, daß Deutschland sich an den speziellen Interessen Schwedens beteiligt, dann bleibt für Schweden nichts anderes übrig, als seine Neutralität beizubehalten, dann ist die vielversprechende Arbeit der Aktivisten vergeblich gewesen. Und noch mehr.

Vielleicht zeitigt die Politik Deutschlands Rußlands und Schweden gegenüber in den Jahren 1915 und 1916 das Resultat auch für die Zu-

Digitized by Google

kunft, daß Schweden, wie die beiden anderen skandinavischen Staaten, in die Arme Englands getrieben wird — eine Niederlage der germanischen Sache, die vieles von der Siegesbeute, die Deutschland in anderen Beziehungen heimführen wird, aufwiegen würde.

Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege

Von Prof. Dr. F. Lampe

Den gewaltigen Erlebnissen der Gegenwart verdanken wir hohe erzieherische Werte. Die Frage liegt nahe, ob sie dem eigentlichen Erziehungs- und Schulwesen wirklich zugute kommen werden, ob insbesondere die höhere Schule ausreichend dafür sorgen wird, das, was in der Front erkämpft wird, künftigen Geschlechtern zu unverlierbarem Besitz zu übermitteln. Einerseits empfindet jeder, jetzt sei der gegebene Augenblick gekommen, mit veraltetem Wust aufzuräumen und neue Ziele, neue Wege im Dienst der Jugendbildung zu stecken; anderseits wird gemahnt, gerade bei diesen Fragen dürfe nicht Zeitleidenschaft das Wort führen, sondern weise Bedachtsamkeit, und gerade die Tüchtigkeit, die unsere Jugend draußen und daheim jetzt bewährt habe, beweise doch, daß die höhere Schule besseres geleistet habe, als man in den vielleicht übervielen Erziehungserwägungen der letzten Jahre habe zugeben wollen. So hat der Geh. Oberregierungsrat im preußischen Ministerium der geistlichen und Unterrichtsangelegenheiten, Dr. J. Norrenberg, „Beiträge zur Frage der Weiteren wicklung des höheren Schulwesens" gesammelt, und ein stolier Band, erschienen bei B. G. Teubner (Leipzig)[1], liegt nun vor, in dem 23 verschiedene Verfasser, meist weithin bekannte Gelehrte oder Schulmänner, in 27 Einzelabhandlungen die mannigfachsten Gegenstände aus dem Umkreis der Erziehung der männlichen wie der weiblichen Jugend an unseren höheren Schulen und Alumnaten erörtern.

Die Verfasser bringen, ohne durch vorher festgelegte Richtlinien in ihren Anschauungen irgendwie beeinflußt zu sein, lediglich ihre eigenen Ansich-

[1] Die deutsche höhere Schule nach dem Weltkriege. Beiträge zur Frage der Weiterentwicklung des höheren Schulwesens, gesammelt von Dr. J. Norrenberg, Geh. Oberregierungsrat. VIII und 275 S. Gr. 8. Leipzig und Berlin 1916 B. G. Teubner. Geh. 4.80 M., geb. 5.40 M.

Digitized by Google

ten zum Ausdruck. Daher weichen die Meinungen mehrfach erheblich voneinander ab. So werden die Schwierigkeiten deutlich, die bei der zu erhoffenden Weiterbildung des Schulwesens zu überwinden sein werden. Zugleich wird das Wesen des Buches dadurch gekennzeichnet. Nicht eine festgefügte Ordnung gilt es zunächst zu entwickeln, in und nach der die ersehnten Fortschritte sich vollziehen sollen, sondern es kommt auf Nebeneinanderstellung von Tatsachen, Meinungen, Anregungen an, die weitere Tatsachen, Anschauungen, Ratschläge zur Erörterung herauslocken mögen. Dazu ist jetzt schon Zeit; zur Aufstellung bestimmter Ziele und Richtlinien für Neuordnungen ist es, solange der Krieg tobt, dagegen noch zu früh. Der dringende Wunsch freilich wird beim Leser der im Wert naturgemäß nicht gleichartigen Beiträge im Norrenbergschen Buche wach, daß über dem Reichtum an widersprechenden Meinungen nicht schließlich eine gewisse Armut wirklich eintretender Taten der Unterrichtsverwaltung das letzte Ergebnis aller Erörterungen sei. Denn nicht nur werden die in diesem äußerst anregenden Buche vorgetragenen Gedanken einen Widerhall erwecken, der doch manches anders zurückklingen läßt, als es hier ausgerufen wird; es fehlt auch nicht weniges in dem Werke, worüber zu reden und wofür zu handeln nottut. Wohl wird vom Zeichnen, von Handfertigkeiten und Leibesübungen Beachtenswertes mitgeteilt; doch kein Abschnitt befaßt sich mit der Musik im Bildungswesen an unsern höheren Schulen. Dabei hat das deutsche Volk gerade dieser holden Kunst für seine geistige Kultur Ungeheures zu danken. Sie ist dem ausziehenden Soldaten wie dem verwundeten im Lazarett Stärkerin und Trösterin auch jetzt wieder gewesen, liegt aber noch immer in vieler Beziehung an den Schulen recht im argen, sowohl in Fragen der Geschmacksbildung und Gemütsvertiefung, als auch in ihrem Werte für die Gewöhnung und Einordnung des einzelnen in ein größeres Ganze: man denke und unbegleiteten Chorgesang und an instrumentales Zusammenspiel und an die nervenstählende, willenstärkende Kraft einer durchdachten Erziehung im Rhythmus. Auch innerhalb der Einzelabschnitte über behandelte Gegenstände vermißt man mancherlei. Die Erörterungen über Mathematik werden der reinen Mathematik und ihrer Bedeutung für philosophische Durchbildung des reifenden Jünglings nicht gerecht; der Abschnitt über die alten Sprachen klebt im Grunde fest an der einen Seite der Sache, am Interpretieren, dem „Hinüberretzen"

Digitized by Google

als einem für geistige und sittliche Erziehung wichtigen Dinge, und auch die Abhandlung über den deutschen Unterricht sieht an wertvollen Bestandteilen und Aufgaben dieses Lehrfachs vorüber, die zum Teil gerade durch den Krieg bereits wesentliche Einflüsse erfahren haben, beispielsweise am deutschen Aufsatz.

Das Entscheidende und Wesentliche an dem Buche, das keineswegs bloß für beschränkte Kreise von Fachleuten anziehend ist, sondern jedem viel zu sagen hat, dem es deutlich ist, wie schwerwiegend die Frage des Erziehungswesens gerade auch des gebildeten Mittelstandes für die Zukunft unseres Volkes ist, es ruht doch nicht in dem, was an manchen Abschnitten noch zu fehlen scheint, oder in den Abweichungen, die sich hier und da feststellen lassen, sondern es liegt in dem, was tatsächlich gefordert oder wenigstens empfohlen wird, und in dem, was übereinstimmt. Überall tritt hervor das Bewußtsein für eine echt deutsche Erziehung, für eine Heranbildung der Jugend zur Freude am eigenen Volk, am Staate, zu Selbstbewußtsein und zu sozialem Pflichtgefühl. Trennende Schranken, die unser Leben durchziehen, werden in zweite und dritte Linie zurückgedrückt. Im Abschnitt „katholische Religionslehre", den der Bonner Universitätsprofessor D. Dr. Rauschen verfaßt hat, heißt es beispielsweise: „Wir sind auf katholischer Seite zu sehr gewöhnt, zur Weckung patriotischer Gesinnung fast allein auf die Lehre Christi und der Kirche hinzuweisen, daß wir auch der weltlichen Obrigkeit Gehorsam schuldig sind. Danel en muß auch im Religionsunterricht auf die Hebung des Nationalgefühls, also der Begeisterung für Land und Volk, und der Achtung auch des nicht katholischen Volksteiles hingewirkt werden. Alles ist zu vermeiden, was als Verunglimpfung anderer Konfessionen, ihrer Gründer, Vertreter und Einrichtungen empfunden werden kann. Niemand wird den religiösen Riß, der durch unser Volk geht, nicht bedauern; aber wir können ihn nicht ändern. Theoretisch vermögen wir die Kluft nicht zu überbrücken, wohl aber praktisch; das geschieht durch ehrliche Anerkennung der historischen Tatsachen und durch wohlwollende Achtung fremder Überzeugungen. Was die religiöse Erziehung angeht, so muß an erster Stelle die Wahrung der nationalen Einheit ins Auge gefaßt werden." Ganz ähnlich mahnt der protestantische Oberrealschuldirektor Richert aus Posen, wohl müsse der Religionsunterricht konfessionell sein; das fordere die Reli-

Digitized by Google

gion; doch er müsse staatlich sein; das fordere die Einheitlichkeit der Erziehung. Einheit des Geistes in der Volksseele werde nicht in schwächlicher Harmonisierung und durch Vertuschung der Gegensätze erreicht; aber der Religionsunterricht könne Verständnis und Würdigung der Mannigfaltigkeiten historisch und psychologisch anstreben. Leider erschwere selbst der Konfirmandenunterricht, der noch heut im Rüstzeug der Polemik aus orthodoxem Zeitalter einherschreite, uns den Zugang zum innern Leben des Katholiken. „Wird Luther als Gegenbild zu Ignatius nicht viel tiefer verstanden, wenn Ignatius als klassischer Vertreter einer tiefen, aber in der Tiefe andersartigen Religion erfaßt wird?" Nicht nur die konfessionelle Spaltung, betont der protestantische Theologe und Erzieher, bedürfe bewußter Gegenwirkungen in der religiösen Erziehung, auch die soziale Zerrissenheit, die zuletzt unsere Volkseinheit schlimmer bedroht habe als Bekenntnisunterschiede. Nicht Bürgerkunde, Selbstverwaltung der Schuler, Moralunterricht nach französischer Art erzeuge soziale Gesittung: „Man wird von der Religion aus Brücken schlagen müssen zur Gegenwart, zu den Aufgaben des Tages, zum seelischen Erleben der Jugend." Freilich der Stoßseufzer schließt sich an: „Wenn nur nicht die Praxis allzu langsam der Theorie folgte!" Schön wird sodann der Ausgleich gefunden zwischen dem universalen Wesen des Christentums und den eingeschränkt nationalen Gesichtskreisen, zwischen Menschheit und Volkstum, Staatsgeschichte und Jenseitswerten, wenn es heißt: „Darum ist die Durchdringung von nationalem Volksgeist und universaler Menschheitsreligion für beide notwendig, damit die Nationalität die Weltweite, den Ewigkeitshorizont nicht verliere, damit die Religion sich von den historischen Formen des Menschenlebens nicht ins Abstrakte verflüchtige."

Universitätsprofessor Fischer in München macht sich die folgenden „Gedanken über die Form der deutschen höheren Schule": Stärker und planmäßiger als bisher sei für die körperliche Widerstandsfähigkeit, für die Berufstüchtigkeit und für waches Staatsbewußtsein der kommenden Geschlechter zu sorgen; doch müsse das Neue auf der Grundlage sich aufbauen, die durch die deutsche Geistesgeschichte geschaffen sei, dürfe weder die religiöse noch die humanistisch-ethische Grundlage preisgeben. Die Lücken, die der Krieg gerissen, müssen ausgefüllt werden; unsere Wirksamkeit muß sogar noch erweitert werden. „Das bedeutet gesteigerte An-

Digitized by Google

sprüche an alle beruflich tätigen Volksgenossen, mehr Selbsttätigkeit und Selbständigkeit der Jugend." Das würde geradeswegs zum Fachschulwesen führen; aber: „Eine rein im Fachunterricht sich erschöpfende Schule ist weder möglich (jedes Fach erfordert außerhalb seines Bereiches liegende, allgemeine Vorkenntnisse) noch wünschenswert (der Mensch ist nicht nur Berufsarbeiter)." Die höhere Schule könne eben auf Berufsarbeit nur vorbereiten. „Die deutsche Kultur muß das erste Bildungsmittel unserer höheren Schule werden. Das ist etwas anderes, als was unsere Lehrpläne heute unter ‚Deutsch' verstehen." Es reiche auch nicht aus zu sagen, daß Religion, Deutsch, Geschichte, Geographie, staatsbürgerlicher Unterricht, philosophische Propädeutik die Unterrichtsfächer sein werden, in denen der Schwerpunkt der deutschen Schule ruhen müsse, damit das Verlangen nach nationalen Grundlagen unserer höheren Bildung, nach einer deutschen höheren Schule erfüllt würde, deutsch „nicht nur allenfalls nach ihrem Erfolg, sondern auch in ihrem Bildungsinhalt und Bildungsmitteln"; eine solche Neugruppierung der Fächer sei nötig, doch diese Fächer selbst müssen auch „ein anderes Relief" bekommen. Denn noch gibt keine der Formen unserer höheren Schulen, trotzdem alle die Fächer Deutsch, Geschichte und Geographie nennen, der deutschen Kultur wirklich „eine Schwerpunktstellung". „Die deutschen Volks- und Fortbildungsschulen können sozusagen naiv deutsch bleiben; die höhere deutsche Schule muß bewußt deutsch sein", bedarf also des Vergleichs des Deutschen mit dem Fremden, Altem und Neuem, Gegenwärtigem und Vergangenem. Es könne sowohl altgriechische als auch französische Kultur als Fremdtum herangezogen werden, um das Deutschtum zu Bewußtsein zu bringen; doch das seien bereits Sonderfragen. Eine Überlastung der lernenden Jugend durch die höhere Schule werde nicht durch verständige Beibehaltung von anderen Sprachen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Lehrgegenständen neben den Fächern, die sich zuvörderst der Bildung deutschen Wesens darbieten, hervorgerufen, wohl aber dadurch, daß jede höhere Schule bisher eine rein menschliche Bildung geben und zugleich auf alle Berufe bereits vorbilden wollte, schon um sich selbst die Frequenz zu sichern.

Universitätsprofessor Dr. Schmidt in Berlin prüft das Verhältnis zwischen Universität und höherer Schule. Auch er warnt davor, daß die Ziele des fachwissenschaftlichen Unterrichts Selbstzweck würden; sie müßten nach

Digitized by Google

dem „Zentralzweck der geistigen Persönlichkeitserziehung“ bemessen werden. Diejenige Persönlichkeitsbildung sei auf der höheren Lehranstalt anzustreben, die eine Unterlage für wissenschaftliche Studien sei, nicht aber habe die Schule schlechterdings für akademische Fachwissenschaften vorzubereiten. Mit Fug und Recht wird aber auf die Verkehrtheit hingewiesen, daß die Universität von den höheren Schulen möglichst weit in die Anfangsgründe der Wissenschaften hinein vorbereitete Studierende zu empfangen wünsche und ihrerseits der Schule einen Fachlehrerstand, doch keinen nationalen Erzieherstand überweise, so daß die Gymnasiallehrer noch nicht seien, was sie zu werden bestimmt seien: Träger der geistigen National-Jugenderziehung. Ähnlichen Gedankengängen hängt übrigens auch der Abschnitt über „Erdkunde“ nach. „Man glaube nicht, daß das Gemüt, überhaupt das Gefühlsleben in diesem zunächst rein verstandesmäßigen Lehrfach nicht in Schwingungen versetzt werde. Freude am deutschen Volk und Land darf und muß erdkundlicher Unterricht die Jugend mit vollen Zügen genießen lassen; denn sie erwächst auf dem Boden der Erkenntnis, daß nur unermüdliche Arbeitsamkeit und festes Zusammenhalten uns vorwärts kommen lassen wird. In guten Geographiestunden verschlingt sich mit verstandesmäßigen und phantasiebeflügelt anschaulichen Erkenntnissen nationales, ethisches, ästhetisches Gefühl, mit heimatlichen Gemütserregungen soziale Empfindung. So besitzt dieser Unterricht Tendenzen, anders wie die reine Wissenschaft, und der rein wissenschaftlich vorgebildete Lehrer vergreift sich leicht im Ton, indem er die jugendlichen Geister durch bloße Verstandesbildung kalt läßt oder durch Merkbarkeit seiner Erzieherabsichten abstößt. Die Anleitung der Lehrkräfte auf der Hochschule, erfreulich in Hinsicht der wissenschaftlichen Vorbildung, bedarf für die unterrichtliche und erziehliche Auskaufung des Lehrfaches dringend einer noch gründlicheren Ergänzung als in manchem anderen Lehrgegenstand“. Sicherlich wirkt die lebendige Persönlichkeit des Lehrers tiefer auf das Werden der Persönlichkeit der heranreifenden Kinder, als die Lehrfächer an sich. Zu der Aufgabe, den Raum und Wirkungsbereich der einzelnen Unterrichtsgegenstände anders abzugrenzen, als er vor dem Kriege in den Lehrplänen abgesteckt war, ferner die Aufgaben und Lehrweisen innerhalb dieser Unterrichtsfächer mehr nach der staatsbürgerlichen Seite hin und in der Richtung der Persönlichkeitsbildung zu orientieren als

Digitized by Google

nach der einer fachwissenschaftlichen Schulung, gesellt sich offenbar noch die weitere, die echt erzieherischen Fähigkeiten der Lehrer selbst zu gedeihlicher Entfaltung zu bringen, ehe ihnen die Kinder anvertraut werden.

Es ist ganz unmöglich, die Fülle der Anregungen, die das Norrenbergsche Buch ausstreut, im einzelnen zu verfolgen. Gewiß, es findet sich mancherlei Spreu auch unter diesem Reichtum an Saatkörnern; aber die größere Sorge bleibt, ob die Saat selber in gedeihlichen Boden gelangt, um köstliche Ernte für unser Volkstum hervorzubringen. Die Behörden allein können nicht das Erdreich für sie abgeben. Breiteste Schichten in unserem Volke sollten diesen wichtigen Zukunftsfragen Köpfe und Herzen weit öffnen, zunächst also, indem sie von dem Kenntnis nehmen, was mit mehr oder minder Wärme in diesem Buche vorgetragen wird. Nicht alles wird ein jeder billigen; aber oft erweckt gerade eine Ansicht, die abstößt, Klarheit in den Anschauungen, denen es bisher noch an Bewußtsein gebrach. Ist doch der einzelne, der nicht ständig die Fachliteratur und die erdrückend große Zahl von Schriften über das Erziehungswesen verfolgt, leicht geneigt, eigene Jugenderinnerungen oder Erfahrungen, die er an den Schulerlebnissen seiner Kinder macht, zu verallgemeinern. Hier dagegen erhält man weite Überblicke, zugleich aber auch Ausblicke auf vielerlei neues Streben. Man lese nur den Abschnitt durch, in dem Professor Sprengel in Frankfurt am Main das Deutsche auf der Schule bespricht: „Unser Sprachunterricht befindet sich grundsätzlich auf dem Irrwege", heißt es da. „Unsere Kunstanschauung wird noch immer einseitig vom südeuropäischen Kunstideal in Bann gehalten." Und ist die Klage veraltet, daß die Gymnasialprimaner die Ilias in der Ursprache, das Nibelungenlied und Walter von der Vogelweide aber bloß in Übersetzungen lesen? Wieviel von nachklassischer deutscher Literatur wird wirklich ausreichend gelesen und zu Verständnis gebracht?

Nein — vieles, sehr vieles muß anders werden im Wesen der höheren Schule. Gewiß darf es bei den Wandelungen nicht an weiser Besonnenheit fehlen, doch auch nicht an entschlossenem Mut.

Digitized by Google

Notizen

Auch ein politisches Programm

Vom Januar 1916 ab soll in der Hauptstadt eines neutralen Landes ein diplomatisches Nachrichtenblatt erscheinen, das sich hauptsächlich „mit den neuzeitlichen Fragen der Staats- und Völkerrechtspolitik, der Weltwirtschafts- und Kulturpolitik" befassen und folgenden Grundsätzen huldigen will: 1. Die Lösung der weltpolitischen Krisis ist nur möglich in der Form und im Sinne eines Weltwirtschaftssystems auf Grund staatspolitischer Gesetzmäßigkeit; 2. Staats- und Völkerrechtspolitik müssen zu einer internationalen Gesetzesform konstruiert werden durch Schaffung eines „internationalen Gerichtshofes", dem nur „prinzipielle" Entscheidung obliegt; 3. nationalpolitische Eigenbestrebungen müssen mit der staatspolitischen Gesetzmäßigkeit in Einklang gebracht werden; 4. zur Verständigung der Staaten und Völker bedarf es einer „Internationalen Staats- und Rechtsordnung"; 5. Religions- und Kulturpolitik bedürfen ebenfalls einer Gesetzmäßigkeit, die einem „Internationalen Parlament der Wissenschaften" unterworfen sein soll; 6. Schaffung einer „Europäischen Union" in Form zweier Kontinentalstaatenbünde unter der Hegemonie Deutschlands und Frankreichs. Die Abhandlungen, die das Nachrichtenblatt veröffentlichen will, sollen durchaus „diplomatischen Charakter" besitzen, „damit sie in der Presse aller Länder untergebracht werden und auch dort, wo die Vernunft außer Verstand geraten ist, Beachtung und Würdigung erlangen können." — Das Programm mit seinen utopistischen Forderungen verrät die pazifistische Gesinnung der Herausgeber. Wie jemand angesichts der gegenwärtigen politischen Lage nach einem internationalen Gerichtshof und nach einem internationalen Parlament der Wissenschaften rufen kann, ist ganz unverständlich. Dem von Feinden umlagerten Deutschen Reich und seinen Söhnen, die nichts als friedliche Weiterarbeit wollten und wollen, kann es niemand verübeln, wenn sie unter Hinweis auf ihre unter den schwierigsten Verhältnissen so oft bewährte friedliche Gesinnung und die Nichterwiderung dieser Gesinnung durch England, Frankreich und Rußland es ablehnen, von pazifistischer Arbeit irgendetwas Ersprießliches zu erwarten. Die Pazifisten mögen sich da betätigen, wo „die Vernunft außer Verstand geraten ist", und wenn sie dort Erfolg gehabt haben werden, lassen wir uns gern und schnell zu einem internationalen Gerichtshof, zu einem internationalen Parlament der Wissenschaften und anderen ebenso schönen Dingen bekehren. Vorläufig haben wir für die Beschäftigung mit Träumereien keine Zeit; sie könnten in etlichen Köpfen nur gefährlich verwirrend wirken. Wir sind gewiß zu internationaler Arbeit bereit, verkennen auch nicht, daß neue völkerrechtliche Abmachungen getroffen werden müssen, wenn die Waffen wieder ruhen. Aber wir erhoffen von solchen Vereinbarungen nicht das Heil der Welt, nicht die Sicherheit unseres Va-

Digitized by Google

terlandes; nur Deutschlands Starkbleiben verbürgt den Frieden Europas.
H. P.

Die Beschießung von Kunstwerken im italienischen Urteil

In Italien ist, wie „Action française" vom 5. Februar mit Bedauern feststellt, durch den Krieg ein neuer, „harter und auf das Nützliche gerichteter" Geist gezeitigt worden. Ein italienischer Archäolog, der „weder futuristisch noch nationalistisch" angehaucht ist, hat sich über die Zerstörung von Kunstwerken durch die Deutschen in folgender Weise ausgelassen: „Den Vorwand, den die Deutschen gefunden haben, um Kathedralen zu vernichten, betrachte ich keineswegs für gut begründet. Aber allgemein gesprochen bin ich, der Archäolog, der doch durch seinen Beruf mit den Denkmälern der Vergangenheit zusammenlebt, der Ansicht, daß man das Recht hat, in dem Moment, wo es sich um ein militärisches Interesse handelt, mit Kanonenkugeln auf alle Kathedralen der Welt zu schießen. Die Ruine des schönsten Kunstwerks ist meiner Meinung nach dem Tode auch nur eines einzigen Soldaten meines Landes vorzuziehen."

Wenn sie nicht überhaupt übernommen sind, so erinnern diese letzten Worte an den berühmt gewordenen Satz Gerhart Hauptmanns in seiner Erwiderung an Roland: die zerschossene Brust eines Soldaten sei ein schwererer Verlust als der eines Rubens.

Daß es sich aber z. B. in der Beschießung der Kathedrale von Reims um eine militärische Notwendigkeit handelt, hat soeben das Schweizer „Vaterland" (vom 2.) offen zugestanden.

Französische Sorgen wegen Italiens

Die wirtschaftliche Lage Italiens verursacht Frankreich große Sorge. Man befürchtet, daß Italien infolge des Kohlenmangels gezwungen sein wird, große Teile seiner Industrie still zu legen und durch die wirtschaftliche Not in dem gemeinsamen Kampf behindert werden würde. Eine Lage, wie sie augenblicklich in Italien herrscht, hätte, wie eine französische Zeitung jüngst wörtlich schrieb, in jedem Fall politische Rückschläge gezeitigt. „Infolge der ungenügenden militärischen Erfolge am Isonzo und der Verdrießlichkeit auf dem Balkan war die Reaktion in diesem besonderen Falle ganz besonders stark. Italien macht eine Prüfung durch, wie wir sie im Augenblick des Zusammenbruchs in Serbien erlebt haben. Je schneller es gelingen wird, Italien wirtschaftliche Erleichterungen zu schaffen, desto rascher wird das Land aus der kritischen Lage herauskommen."

Wie die Franzosen über Wilsons Blockadepolitik denken

Wie wenig ernst die amerikanischen diplomatischen Noten an die Entente in Frankreich genommen werden, geht aus einzelnen Presseäußerungen hervor. So schreibt „Journal des Débats" vom 28. Januar: „Wilson protestiert mit mehr oder minder heftigen Noten gegen die Verletzung bestehenden Rechts, aber es bleibt auch bei diesen Kanzleikundgebungen." Das Hervésche Blatt „La Victoire" vom 28. Januar ist der Ansicht, daß Wilson, der Deutschland, „trotzdem es amerikanische Bürger ertränkt hatte, den Krieg nicht erklärte, Deutschland

Digitized by Google

wegen einer lumpigen Geldfrage den Krieg nicht erklären wird. Dieser Wechsel diplomatischer Schriftstücke wird wohl ebenso lange dauern wie der ganze Krieg."

Mißstimmungen gegen England in Italien

Die hohen Frachtraten und das Disagio der italienischen Valuta beschäftigen fortgesetzt die italienische Presse, deren Verstimmung die „Tribuna" vom 20. 12. beredten Ausdruck leiht: „Während die Kohlenpreise im Januar dieses Jahres noch 60 Lire für die Tonne — gegen 35 Lire in normalen Zeiten — betrugen, sind sie in den letzten Wochen auf 150 Lire gestiegen. Der Tribut, der so den englischen Reedern und den englischen Kohlenproduzenten gezahlt wird, beträgt also jährlich über 900 Millionen Lire. Es ist unbillig von England, seine Verbündeten neben der ungeheuren Blutsteuer, welche der Krieg auferlegt, auch noch wirtschaftlich derartig zu drücken, daß seine Verbündeten sowohl in militärischer als auch in wirtschaftlicher Hinsicht viel stärker belastet sind als England."

Literatur

A. Penck, Die österreichische Alpengrenze. Mit einer Karte. Stuttgart, Verlag von J. Engelhorns Nachf. 1916. 8°, 79 S.

Der Geograph der Berliner Universität widmet seinen Schülern im Felde eine kleine Schrift wissenschaftlichen Inhalts, die zugleich wegen ihres politischen Gehaltes für breitere Kreise wertvolle Aufschlüsse gibt. Es handelt sich um den Verlauf der österreichisch-italienischen Grenze.

Der italienische Gelehrte G. Marinelli hielt die Hauptwasserscheide für die natürliche Festlandgrenze Italiens, und sein Sohn berechnete darauf, daß das Königreich zwar um 563,7 qkm über diese Naturgrenze hinausrage, doch andern Orts um 26735,3 qkm hinter ihr zurückbleibe. Auf Grund solcher anscheinend rein wissenschaftlichen Berechnungen trugen sogar Schulkarten in Italien nicht selten neben der bestehenden Grenze eine wünschenswerte natürliche zur Schau, nach der die Südschweiz, Tirol bis zum Brenner, Görz, Triest, Istrien italienisch sein müßten. Doch schon die Ansetzung der Wasserscheide als Naturgrenze ist willkürlich. Widerspricht bereits die oberflächliche Wasserscheide vielfach der gegenwärtigen Geländegestaltung, so ist vollends die unterirdische, beispielsweise im Karst mit seiner starken Tiefenwasser-Führung, selten überhaupt nur feststellbar. Selbst da, wo die Alpen eine Mauerwand bilden, hängen über Gletscher und Pässe hinweg beide Gebirgsseiten eng zusammen; auch die gesamte Natur der Süd- und Nordseite entspricht sich. Die Alpen sind eben zwar im ganzen genommen ein Scheidegebirge; aber im einzelnen läßt sich die Scheidelinie weder an Schneefirste, noch an die von beiden Bergflanken aus abweidbaren Kammrücken, noch an irgendeine andere Naturtatsache knüpfen. Darin liegt auch der Grund, daß der Alpen-Kamm nur stellenweise Völker

Digitized by Google

trennt. Vielmehr reichen sie hinüber und herüber; soweit er als Hochgebirge erscheint, trägt er nur etwa zu $^3/_7$ seiner Länge Staatengrenzen, und die Wasserscheide zwischen den adriatischen Flüssen einerseits, der Rhone, dem Rhein, der Donau anderseits ist ebenfalls noch nicht zur Hälfte Grenze. Die tiefere Lage der Po-Ebene im Vergleich zum nördlichen Alpenvorland läßt die südlichen Abflüsse rascher hinabeilen als die nördlichen; schon das ist ein Grund, weshalb der Anstieg zu den Alpenpässen von der deutschen Seite her meist leichter ist als von der italienischen. Ein anderer liegt in der Tätigkeit der eiszeitlichen Vergletscherung, die einesteils die Südalpentäler gewaltig übertiefte, anderseits ihre Ausgänge durch Endmoränenwälle verschloß, so daß gerade an der Grenze der Po-Tiefebene und der Talausgänge längs des Alpenfußes militärisch leicht sperrbare Engen entstanden sind, sei es, daß Seen die Talsohlen hinter den Stirnmoränen völlig überspülten, sei es, daß die Flüsse durch schmale Schluchten müssen, ehe sie das Tiefland erreichen. Deshalb liegt eine Militärgrenze gerade am Südfuß der Alpen, während das innere Gebirge zunächst von Norden her zugänglicher ist als von Süden, dann aber durch die Zusammengehörigkeit der Nord- und Südflanken der Alpenkämme die Bildung von Paßstaaten begünstigte. Savoyen, die Schweiz, Tirol, alle sind deshalb zu Staaten erwachsen im Bestreben, die Pässe zu beherrschen.

Im einzelnen den Nachweis zu verfolgen, wie die Landesnatur, vor allem der Gebirgsbau, die geschichtliche Entwicklung beeinflußt hat, ist zunächst für den Freund geschichtlicher und erdkundlicher Wissenschaft von hohem Reiz; aber nicht nur ihm wird Pencks Schrift mit ihrem Wechsel weiter Aus- und tiefer Einblicke viel zu sagen haben. Die Ergebnisse sind vor allem für den Politiker wichtig. Sie entfernen sich, wie schon aus den mitgeteilten Gedankengängen zu entnehmen ist, sehr weit von den Folgerungen der Italiener aus ihrer willkürlichen Lehre von der Bindung der Staatengrenze an die Wasserscheide. Tirol greift nach Süden nicht über die Naturgrenze hinaus, bleibt vielmehr hinter ihr bedauerlich zurück; denn jene Klausen an den Ausgängen der Alpentäler zur Po-Ebene und die Südumwallungen der Seen sollten Tirols Südrand bezeichnen. Stück für Stück verfolgt der Berliner Geograph die österreichischen Alpengrenzen, die von Südtirol, die zwischen Deutsch- und Welschtirol, die von Kärnten und die in den Julischen Alpen, von Görz und vom Triester Land, bis die Untersuchung mit einer Betrachtung der Stadt Triest abschließt. Man lese selbst! F. Lampe

Juden und Deutsche. Eine Sprach- und Interessengemeinschaft von Davis Trietsch. Wien 1915. R. Löwit Verlag. 60 S.

Der Schrift liegt ein sehr wichtiger und wertvoller Gedanke zugrunde. Trietsch geht von der Tatsache aus, daß es in der Welt Millionen von Juden gibt, deren Muttersprache das Jüdisch-Deutsche ist, und er sieht darin ein Moment von außerordentlich großer Bedeutung für die deutsche Politik, die an den das Jüdisch-Deutsche sprechenden Juden natürliche Bundesgenossen finden könnte. Zumal wenn man die Verbreitung der

Digitized by Google

Juden über alle Länder hin und ihre hervorragende Stellung im Handel und Wirtschaftsleben berücksichtigt, erkennt man in der Tat, daß hier eine Möglichkeit zu weltpolitischer und weltwirtschaftlicher Betätigung für Deutschland vorliegt, die bislang fast gar nicht beachtet oder gar ausgenutzt wurde. Trietsch verlangt daher, daß in Zukunft die deutsche Politik in erhöhtem Maße ihre Aufmerksamkeit auf diese Tatsache richte und propagiert eine Interessengemeinschaft von Juden und Deutschen.

Rein literarisch betrachtet, besitzt die interessante Schrift manche Mängel. Der Aufbau ist ein wenig willkürlich und zusammenhangslos und das Ganze mehr flüchtig hingeworfen, als gründlich und systematisch angereiht. Auch die Statistik, die Trietsch für die Deutschsprachigkeit der Juden aufstellt und in der er 12930000 Juden für das Jüdisch-Deutsche beansprucht, scheint mir nicht ganz einwandfrei und die Zahl der das Jüdisch-Deutsche sprechenden Juden etwas zu hoch veranschlagt zu sein. All diese geringfügigen Mängel ändern aber nichts an der Bedeutung der Schrift, die zum ersten Male die überaus wichtige Tatsache der Deutschsprachigkeit von Millionen Juden in ihrer Bedeutung für die deutsche Politik klarstellt und darum die Aufmerksamkeit all derer, die sich mit der künftigen Gestaltung der deutschen Weltpolitik beschäftigen, in hohem Maße verdient. N. G.

Scharnhorsts Briefe. Die Volkstümlichkeit von Männern wie Hindenburg und Mackensen hat uns auch gleichartige Persönlichkeiten der Vergangenheit näher gebracht: zuletzt Scharnhorst, den verschlossenen, unzugänglichen, in sich gekehrten Mann. Karl Linnebach hat für G. Müllers Verlag (München) die Briefe gesammelt, die, in höherem Sinne, Zeugnisse einer reinen, geraden Menschlichkeit, im engeren Spiegelungen eines Mannes sind, den bis dahin nur Aussprüche seiner Zeitgenossen, wie die von Clausewitz, lebendig erhalten hatten.

Zuerst wird man durch sie an Blücher erinnert; so fehlerhaft sind auch sie in ihrer Satzbildung, so eigenwillig in der Rechtschreibung.

Trotzdem lassen sie bald den eigenen Ton fühlen, die stille, in sich ruhende, zurückhaltende Beschaulichkeit statt der nach außen sich entladenden polternden Impulsivität des Marschall „Vorwärts"; die gesammelte Kraft eines Geistes, der, unbekümmert um die Meinung der Umwelt, Bausteine zu einem gewaltigen Lebenswerk zusammentrug, und Baumeister auch da blieb, wo seine Feder schwer und mühsam die Gedanken formt, mit denen er einsam und entsagungsvoll ringt.

Die Briefe bestätigen, was Friedrich Meinecke über den Mann geurteilt hat: er gehöre „zu den verschleierten Persönlichkeiten, die ihr Bestes nur dem Verstehenden geben können, die zu stark mit der Fülle ihrer Gedanken zu ringen haben, um immer greifbar und durchsichtig sein zu können, die weich und verschwimmend erscheinen, aber im Innern von gespannter Energie und nur zu vornehm sind, um ihre Kraft und ihren Wert immer geltend zu machen."

Sie bekunden die stille Tragödie dieses nach außen so reichen Mannes, der hier „am Kriege beinahe Vergnügen" und es dort „gar zu abscheulich" findet,

Digitized by Google

Soldat zu sein, dessen schmerzvolle Entsagung man aus Sätzen wie den folgenden begreift:

„Ich habe mit unbeschreiblicher Anstrengung für König und Vaterland gearbeitet, ich habe mein vornehmstes Augenmerk auf die Belebung des Geistes gewandt und durch die Herbeiziehung und Enthusiasmierung der jungen Männer meinen Zweck erhalten und so das Interesse aller Familien an den Krieg gekettet... Dabei habe ich kein Kommando nehmen können, ich habe mich nur begnügt, gute, brauchbare Leute hervorzuziehen, ich konnte nur dies durchsetzen, wenn ich selbst allem entsagte."

„Ich will nichts von der ganzen Welt; was mir wert ist, gibt sie mir ohnehin nicht... Könnte ich das Ganze kommandieren, so wäre mir daran viel gelegen, ich halte mich in aller Vergleichung ganz dazu fähig... Alle meine sieben Orden und mein Leben gäbe ich für das Kommando eines Tages." Welch stilles Heldentum liegt darum in dem Bekenntnis über sein Verhältnis zu Blücher, der so voll und ganz sich darin auswirken konnte, wonach es ihn so sehnsüchtig verlangte:

„Nie hat eine größere und innigere Freundschaft und Zuneigung stattgefunden als zwischen diesem braven und mutvollen Mann und mir."

Maximilian von Hagen. Geschichte und Bedeutung des Helgolandvertrages (Weltkultur und Weltpolitik, deutsche und österreichische Schriftenfolge, herausgegeben von Ernst Jäckh, Berlin und vom Institut für Kulturforschung in Wien. Deutsche Folge. 6. Heft). F. Bruckmann A.-G., München 1916. 60 Seiten.

Der durch seine Beiträge zur Erforschung der Bismarckschen Zeit schon wohl bekannte Verfasser hat sich in der vorliegenden Schrift die Aufgabe gestellt, eine verständnisvollere Beurteilung des Helgolandvertrages anzubahnen. Er reiht in einer etwas kühnen Subsumierung den Vertrag unter die „Friedensschlüsse" der Vergangenheit ein, aus deren Entstehung und Wesen wir für die Aufgaben unserer nahen Zukunft lernen sollen.

Von zwei Seiten ist Kritik gegen den Helgolandvertrag erhoben worden. Bismarck hat diese erste größere Tat nach seiner Entlassung schonungslos verdammt; und unter der Führung von Karl Peters ist der Alldeutsche Verband auf den Helgolandvertrag hin gegründet worden, mit der ausgesprochenen Absicht, gegen den darin bekundeten Geist anzukämpfen.

Haben die Alldeutschen, hat Bismarck nach seiner Entlassung recht?

Der Verfasser führt nun den in dieser Art neuen und recht belehrenden Nachweis, daß schon seit den siebziger Jahren an die Erwerbung Helgolands gedacht worden ist. 1873 hat die englische Admiralität den Verzicht auf die Insel, wie ihn Bismarck anregte, widerraten, 1884 sondiert der Botschafter Münster von neuem; es tauchen Projekte auf, Angra Pequena oder Neuguinea gegen Helgoland zu tauschen; 1887 sagt Herbert Bismarck, die Erwerbung, ein alter Wunsch des Prinzen Wilhelm, sei schon lange geplant.

Daraus folgt: Bismarck hat während seiner Amtszeit Helgoland haben wollen.

Digitized by Google

Es war also nur Erfüllung alter Wünsche, wenn man es erwarb. Und ferner: Kaiser Wilhelm II. hat sich von Anfang an besonders dafür interessiert, er hat, wohl als der Einzige damals, die volle marinestrategische Bedeutung der Insel für das deutsche Reich erkannt.

Woher also die leidenschaftliche Kritik gegen den Helgolandvertrag? Die Insel war strategisch wichtig. Es lag die Möglichkeit vor, daß sie in französische Hände geriet, wenn England sie als Äquivalent für französischen Verzicht auf Ägypten weggab und dadurch ein englisch-französisch-russisches Bündnis schon in den neunziger Jahren entstand! Es war also auch ein Erfolg der hohen Politik, sie sich zu sichern. Die Kritik fand aber, daß man zuviel dafür gab: Sansibar war souverän, Witu war ein verlorener Posten von zweifelhafter Sicherheit, und was Carl Peters zu Uganda usw. „erworben" hatte, war seine Privatsache. Positiven Besitz opferte also die Reichsregierung viel weniger als gewisse an sich wertvolle afrikanische Möglichkeiten. Hagen zeigt gegenüber den Alldeutschen und Kolonialdogmatikern treffend, daß nicht Deutsch-Ost unter dem Verlust von Sansibar gelitten hat, sondern umgekehrt dieses Emporium der ostafrikanischen Küste durch die Einbuße seines natürlichen Absatzgebietes geschädigt wurde. Das Opfer war also sicher nicht zu groß.

Die Haltung der öffentlichen Meinung in Deutschland und England nach Abschluß des Vertrages, die der Verfasser kurz berührt, ist für die Erkenntnis zeitgenössischer politischer Psychologie höchst belehrend. Wer ein tapferer Patriot sein wollte, der hatte natürlich nichts Leichteres zu tun, als seiner Empörung über die Handlungsweise der Regierung Ausdruck zu geben. Auch in England wurde damals von den Unzufriedenen protestiert wie in Deutschland. Die Sachverständigen auf beiden Seiten haben dann doch den Tausch günstig gefunden. Der Helgolandvertrag war in der Tat ein politisches Geschäft, bei dem beide Teile gewonnen haben, und darin liegt sein — „pädagogischer" Wert.

Hagens Arbeit, die durch eine interessante Fragestellung viel Entlegenes erschlossen und zusammengefaßt hat, verdient lebhaften Dank und weite Verbreitung.

Veit Valentin

Fremdwort und Verdeutschung. Die Bemühungan um die Sprachreinigung, die der Krieg in seinem Gefolge gehabt hat, finden ihren gesammelten Ausdruck in einem Wörterbuch, das unter dem Titel „Fremdwort und Verdeutschung", Prof. Dr. Albert Tesch für das Bibliographische Institut in Leipzig herausgegeben hat. Als Muster schwebte Dudens Rechtschreibung vor, ihre Gedrängtheit und Gediegenheit. Die Verdeutschungen geben alle Fremdwörter des täglichen Lebens bis zu den wissenschaftlichen Fachausdrücken. Sie erstreben keine Übersetzung, sondern Übertragung, Allgemeinverständlichkeit und Brauchbarkeit. Das Buch kostet, in Leinen gebunden, 2 M.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 7411. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 3. März 1916 * Heft 10

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh * Paul Rohrbach * Philipp Stein

Der Primat der Lüge

Von Dr. Paul Rohrbach

Der russische General Ignatjew, der Unterhändler für den Präliminarfrieden von San Stefano 1877, führte bei denen, die ihn kannten, den Beinamen „Vater der Lüge". In der mit Wahrheitsliebe von jeher nur dürftig ausgestatteten zarischen Diplomatie hat er bisher den Vorrang der Unwahrhaftigkeit behauptet; nun aber wird er diesen Primat an Herrn Ssasonow, Minister des Auswärtigen in St. Petersburg, abtreten müssen.

Es ist sonst nicht Gewohnheit an dieser Stelle, starke Worte und moralisch verurteilende Charakteristiken anzuwenden. Man muß dergleichen für den Augenblick sparen, wo es anders nicht mehr geht. Solch ein Fall aber ist mit der Rede Ssasonows zur Eröffnung der Duma eingetreten. Ssasonow weiß, daß der englische Botschafter, als Rußland mobil zu machen begannn, die russische Regierung darauf aufmerksam machte: wenn ihr mobilisiert, so wird Deutschland darauf mit der Kriegserklärung antworten! Warum? Weil es für uns unmöglich war, mit dem stärksten Verdacht gegen Rußlands Absichten, zuzusehen und abzuwarten, bis die gewaltige russische Überlegenheit fertig versammelt war. Das begriff der Engländer wohl, und darum riet er, erst nachzudenken, bevor der Schritt geschah, hinter dem es kein Zurück mehr gab. Ssasonow weiß auch, warum Jaurès gefallen ist. Er mußte fallen, weil er die einzige Kraft war, die vielleicht die öffentliche Meinung in Frankreich von dem Kriege hätte zurückreißen können, den die Ssasonow, Iswolski und Poincaré als „ihren" Krieg zu machen sich untereinander verständigt hatten.

Digitized by Google

Wie schrieb seinerzeit der englische Zeuge, der sicher nicht deutschfreundliche, aber ehrliche „Manchester Guardian", dessen Wahrheitsliebe den Ententemachern schon mehr als einmal peinlich geworden ist? Er schrieb, daß Paris und Frankreich in den Tagen der Krisis zuerst nichts vom Kriege wissen wollten und erst dadurch in Kriegsstimmung hineingehetzt werden mußten, daß man ihnen unsere Mobilmachung als Vorbereitung für den Überfall auf Frankreich bekannt gab — aber verschwieg, daß sie erst die Antwort auf die Mobilmachung Rußlands gewesen war! In diesem verbrecherischen und abgekarteten Lügenspiel gegen den Frieden der Welt konnte man die ehrliche und mächtige Gestalt des Tribunen Jaurés nicht brauchen. Jaurés fiel, weil er dem russischen Kriegswillen entgegen war, und die Füße derer, die ihn forttrugen, kamen von Ssasonow und Iswolski. Wie aber sprach Ssasonow in der Duma?

„Dieser Krieg ist das größte Verbrechen gegen die Menschheit! Diejenigen, die ihn verschuldet haben, tragen eine schwere Verantwortung, und in der gegenwärtigen Stunde sind sie zur Genüge entlarvt. Wir wissen, wer die unzähligen Leiden entfesselt hat, unter denen Europa jetzt seufzt. Es wäre völlig überflüssig, hierauf zurückzukommen, wenn nicht in Deutschland Staatsmänner und Presse sich darauf versteiften, die Verantwortung auf uns und unsere Alliierten zurückzuschieben. Aber schließlich erklärt sich diese Hartnäckigkeit vor allem durch die Notwendigkeit für die deutsche Regierung, zu versuchen, sich vor der öffentlichen Meinung ihres eigenen Landes zu rechtfertigen — denn man fängt dort an einzusehen, daß das deutsche Volk durch diejenigen getäuscht worden ist, die — falsch unterrichtet durch eine unfähige Diplomatie — die Stunde der Verwirklichung lang gehegter Raubpläne gekommen glaubten.... Wir dagegen und unsere Alliierten sind in diesen Krieg zur Verteidigung unserer heiligsten Rechte hineingezogen worden. Wir haben ihn als unabwendbares Verhängnis voraus gesehen."

Schande und Schmach, so die Wahrheit ins Gesicht zu beschimpfen! Genügt es da zu sagen: Gelogen!? Nein, das ist nicht bloß gelogen, das ist mit wahrhaft russischer Stirn, mit wahrhaft russischer Stumpfheit des Empfindens für das Mögliche und Erträgliche selbst in der Lüge gelogen! Das ist der Primat des neuen Vaters der Lüge über alles, was je gegen den Geist der Wahrheit in diesem Kriege gesündigt worden ist!

Ssasonow hat in seiner Rede noch ein anderes Wort gebraucht — das vom „Kalifat von Berlin". Das ist auch nicht ehrlich gesagt, aber es ist ein im Kriege erlaubter (vom russischen Standpunkt aus nicht ungeschickter) Fechterstreich. Gegen so etwas wehrt man sich, wie der Fechter

Digitized by Google

gegen den Fechter — Komplimente miteinander zu tauschen, ist in diesem Weltkrieg abgekommen. Die Lügen dagegen abzufertigen .... nein, in dieser Athmosphäre sind die politischen Wohlgerüche für uns wirklich von etwas zu russischem Charakter.

Die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung" hat in ihrer 2. Ausgabe vom 26. Februar eine genaue chronologische Übersicht gegeben, wie sich die deutschen Bedenken und Warnungen in St. Petersburg wegen der Mobilmachung Rußlands im Ton steigerten und verschärften — ohne anderen Erfolg, als den der verschiedenen russischen „Ehrenworte", die keinen anderen Zweck hatten, als immer noch etwas Zeit, etwas Vorsprung vor der gefürchteten deutschen Mobilmachungsschnelligkeit zu gewinnen. Ein so geretteter Tag war nach russischem Begriff reichlich das Ehrenwort eines Ministers wert — zwei oder drei Tage mochten selbst ein Zaren-Ehrenwort kosten! Wir haben ja auch diesen Versuch beim Kriegsausbruch erlebt. So etwas tut man in Rußland ohne Erröten, mit dem Zynismus der selbstverständlichen Unmoral in jeder politischen Verhandlung. Das ist die asiatische, die tatarische Seele Moskaus unter dem Petersburger Firnis, der aber den leichtgläubigen und unkundigen Abendländer meistens blendet. Der Moskauer Kaufmann vom wahrhaft russischen alten Schrot und Korn hat ein Sprichwort, in dem die ganze Seele des im geschäftlichen oder politischen Verkehr handelnden Russen lebt: Nje obmánjeschnje prodásch! Das heißt auf deutsch: Betrügst du nicht — verkaufst du auch nichts! Das ist tägliches Brot auch für die Suchomlinow und Ssasonow, damals und heute und in alle russische Zukunft! Man bedauert anständige Leute, wie den Botschafter Grafen Pourtalés und den Militärattaché Major v. Eggeling, wenn man sieht, wie sie förmlich in Verlegenheit sind, ihr Mißtrauen gegen die russischen Ehrenworte auf eine Art und Weise auszudrücken, die noch den Verkehr in den Formen unserer gebildeten Gesellschaft erlaubt. „Am 28. Juli", schreibt die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung", „wurden die militärischen Vorbereitungen Rußlands vom Botschafter wiederum bei Herrn Ssasonow zur Sprache gebracht. Der Botschafter hat hierüber nachstehendes Telegramm nach Berlin gerichtet:

Ich habe den Minister auf uns zugegangene zuverlässige Nachrichten hingewiesen, die keinen Zweifel ließen, daß militärische Vorbereitungen

Digitized by Google

im Gange seien, die über das hinausgingen, was der Kriegsminister dem Militärattaché gesagt habe. Ich könne mir dieses nur dadurch erklären, daß die Chefs der Militärbezirke in den von ihnen angeordneten Maßnahmen vielleicht weiter gingen, als hier beabsichtigt werde. Jedenfalls sähe ich mich genötigt, mit dem allergrößten Ernst auf die Gefahr hinzuweisen, die im gegenwärtigen kritischen Augenblick daraus entstehen könnte, daß weitgehende militärische Vorbereitungen getroffen würden."

Man kann sich den innern Hohn vorstellen, mit dem Herr Ssasonow die rücksichtsvolle Wendung „vielleicht weiter gingen, als hier beabsichtigt werde", angehört hat. Soviel nach Inhalt und Form von jeder Rücksicht gereinigte Brutalität, wie der wahrhaft russische Charakter sie in solchen Fällen zugemessen verlangt, bringt ein kultivierter Mitteleuropäer nicht so leicht auf. Dazu muß man den Russen schon gut kennen — ein Satz, den wir auch bei den Friedensverhandlungen werden beherzigen müssen. Wir denken immer, der hochgestellte Russe, der europäische Manieren handhabt, sei auch innerlich eine Art von Europäer. Das war er, wenn auch nicht in jedem Exemplar, in jener älteren und glänzenderen Zeit des St. Petersburger Hofes, die von Katharina II. bis Nikolaus I. reichte. Damals hatte die oberste, sehr stark mit Deutschen und mit anderen abendländischen Elementen durchsetzte Schicht der russischen Gesellschaft noch innerlich Teil an der besonderen geistig-kulturellen Art des übrigen höfischen Europa. Schon aber als Bismarck in der ersten Hälfte der Regierung Alexanders II. Botschafter in Petersburg war, machte er die bekannten Bemerkungen über das Sinken der Bildung und der Form bei der jüngeren russischen Generation seiner Zeit. Heute ist durch die Wirkung des nationalistischen Taumels, durch das massenhafte Eindringen von begabten oder protegierten Strebern aus der gewöhnlichen Bureaukratie, wo es nur zwei Typen gibt, den wahrhaft russischen, d. h. panslawistischen, und den rein bildungsnihilistischen, und durch den vollkommenen Ruin des russischen Erziehungswesens auf Schule und Hochschule auch in der St. Petersburger Welt der moskowitisch-asiatische Charakter innerlich zur Macht gelangt, und es ist ein schwerer psychologischer Fehler, jetzt noch in russischen Angelegenheiten nach europäischen Begriffen und Maßstäben zu urteilen. Wer es tut, verliert von vornherein die Fähigkeit, sich dem wahrhaft russischen Geiste unter allen Umständen gewachsen zu zeigen.

Digitized by Google

„Bei Ihnen ist doch Mobilmachung auch noch nicht gleichbedeutend mit Krieg?" So fragte Herr Ssasonow heuchlerisch den deutschen Botschafter am 26. Juli 1914. „Theoretisch vielleicht nicht", erwiderte dieser: „aber unsere geographische Lage mit ihren zwei zu verteidigenden Fronten zwingt uns bei lebensgefährlicher Bedrohung zu raschem Handeln!" So wurde in wenigen und klaren Worten vor Beginn des Krieges die deutsche Wahrheit gegen die russische Unwahrhaftigkeit gesetzt. Wir lesen in der „Norddeutschen": „In der Rede des russischen Ministers Ssasonow in der Duma am 22. d. M. findet sich ein Satz, mit dem wir uns rückhaltlos einverstanden erklären können: „Diejenigen, die diesen Krieg verschuldet haben, tragen eine schwere Verantwortung und in der gegenwärtigen Stunde sind sie zur Genüge entlarvt". Gewiß. Die Welt kennt heute die Schuldigen. Sie zweifelt aber nicht mehr daran, daß Herr Ssasonow in der ersten Reihe der mit dieser ungeheuren Verantwortung Beladenen steht. Denn Rußland hat, der Mithilfe nicht nur Frankreichs, sondern auch Englands sicher, den Krieg entfesselt; was Herr Ssasonow von der deutschen Regierung behauptet, die, wie er sagt, „die Stunde zur Verwirklichung langgehegter Raubpläne gekommen glaubte", trifft auf ihn zu."

Welches waren diese Raubpläne Rußlands, die Ssasonow nach dem alten Trick, daß, wer gestohlen hat, „haltet den Dieb!" schreit, jetzt uns anzuhängen sich bemüht? Auf die polnischen Landesteile des Deutschen Reichs richteten sie sich, samt Ostpreußen natürlich, auf Galizien, auf Konstantinopel und die türkischen Meerengen. Wir können das alles aus russischen Ministerreden und aus Kundgebungen der russischen Duma, die unter den Augen der Regierung stattgefunden haben, belegen!

Ganz offen hat Ssasonow in seiner Dumarede „die Vereinigung der Teile des zerstückelten Polen" als das russische, von den Verbündeten gebilligte Programm verkündet, und ein Mitglied der Duma, wie Fürst Trubozkoi, hat neuerdings erklärt, die Vereinigung aller polnischen Gebiete, einschließlich Posen, Thorn und Danzig, mit dem russischen und galizischen Polen zu einem autonomen gesamtpolnischen, aber mit Rußland uniierten Staatswesen bleibe das Ziel, das, wenn nicht in diesem, so im nächsten Krieg zu erreichen sei. Dieser „nächste Krieg" wirft im

Digitized by Google

russischen Bewußtsein schon seit einiger Zeit seine Schatten voraus. Auf ihn wiesen neuerdings die verhüllten Andeutungen des offiziösen Organs des russischen Finanzministeriums über die Unmöglichkeit, nach dem Kriege mit dem Defizit anders, als durch eine ganz grundlegende Finanzreform fertig zu werden, hin (d. h. die „Sanierung" durch den Bankerott, um alsbald wieder mit den Rüstungen beginnen zu können), und auf ihn bezieht sich auch der hypothetisch angedeutete Trost an der nicht gerade von Selbstvertrauen zeugenden Stelle von Ssasonows Rede: Gott ist barmherzig — wenn das Kalifat von Berlin unter dem deutschen Hammer geschmiedet werden könnte, so ruht doch glücklicherweise die Herrschaft über das Meer in den starken Händen unseres ruhmreichen Verbündeten Großbritannien. Also würde das Schreckbild nicht von langer Dauer sein können! Hier ist die Andeutung auf den kommenden Krieg zur Wiederherstellung des Schadens, der diesmal vielleicht doch nicht vermeidbar sein wird, kaum noch mißzuverstehen.

Am 9. Februar 1915 verkündete es der damalige Ministerpräsident Goremykin offen heraus:

1. Galizien ist erobert, „die letzte Blüte, die noch an der Krone des Zaren gefehlt hat!"

2. „Die glänzende Zukunft Rußlands am Schwarzen Meere vor den Mauern Konstantinopels, sie tritt mit zunehmender Klarheit zutage!

Dieses Lied vom Kriegsziel Konstantinopel nahm in derselben Sitzung der Führer der russischen Liberalen, der einflußreichste Mann in der Duma, Miljukow, in noch höherer Tonart auf: „Wir sind überzeugt, daß für die Erfüllung unserer Hauptaufgabe, für die Erwerbung der Meerengen und Konstantinopels, rechtzeitig die nötigen diplomatischen und militärischen Sicherheiten werden gestellt werden." So fest ist Konstantinopel das russische Ideal in diesem wie im nächsten und in allen folgenden Kriegen, zu denen die russische Phantasie sich bereit macht, daß sogar in den jetzigen schweren Zeitläuften Ssasonow bekennt: Nicht nach den skandinavischen Gestaden — nach einer ganz anderen Richtung muß Rußland den Ausgang zum freien Meere gewinnen! Hier ist es, wo sogar die Ssasonows die Wahrheit sprechen — und hier haben wir uns ausnahmsweise einmal nicht vor der russischen Lüge, sondern vor der russischen Wahrheitsliebe zu hüten!

Digitized by Google

Politischer Auftakt in Ostasien

Von Dr. Fritz Secker Schanghai

Schanghai, Weihnachten 1915.

Auf dem Gebiet der ostasiatischen Politik bereiten sich große und grundsätzliche Wandlungen vor. Wie immer bei politischen Krisen, ist auch in Ostasien die Lage unklar, und mit berechtigter Spannung erwartet man, daß ein Sonnenstrahl offenen, politischen Geschehens die durch Gerüchte und Dementis über den Vorgängen lagernde Nebelwand durchdringt.

Klar, wenn auch durch eine zunächst schwer zu enträtselnde Entwicklung herbeigeführt, war die Lage zuletzt am 28. Oktober 1915, ein Tag, der in der Geschichte der ostasiatischen Politik festgehalten zu werden verdient. An diesem Tage erhielt das Verhältnis der Mächte des Dreiverbands gegenüber China einen symbolischen Ausdruck. Um die Vormittagsstunde begaben sich Sir John Jordan, Doyen des diplomatischen Korps in Peking, und der Vertreter des Zaren in Peking, von Krupenskv, beides ergraute Männer, unter Führung des jugendlichen japanischen Geschäftsträgers Obata (der den in Tokio auf Urlaub weilenden Gesandten Hioki vertrat) feierlich in das Pekinger Auswärtige Amt und wurden in der Kaiserfrage vorstellig; während des ganzen Besuchs fungierte Obata als Sprecher des im Rang über ihm stehenden Engländers und Russen. Der „Rat", der bei dieser Gelegenheit der chinesischen Regierung erteilt worden ist, und dem sich auch später Frankreich und Italien angeschlossen haben, bestand darin, daß China die Kaiserfrage vorläufig vertagen solle. Abgesehen von diesem Eingriff in eine rein innerpolitische Angelegenheit, hatte der Besuch aber eine ganz andere und zwar hochpolitische Bedeutung. Zum erstenmal war offenbar, daß England seine politische Führerrolle in Ostasien an Japan abgetreten hat; noch mehr: England hat Japan ein Mandat gegen und über China erteilt, wenn es sich verpflichtete, 1. keinen Sonderfrieden mit Deutschland zu schließen, 2. seine sämtlichen Arsenale in den Dienst der russischen Regierung zu stellen. Vor kurzem ist Japan der sogenannten Londoner Deklaration beigetreten und Japans Arsenale arbeiten in erhöhtem Maße für Rußland.

England hatte erreicht, was es wollte, und brachte seine ostasiatische Politik nun in ein zweites, aber sehr gefährliches Stadium. Es trieb eine

Digitized by Google

doppelte Politik. Man glaubte den japanischen Bundesgenossen mit seinem neuen Mandat in der Tasche sorglos und wagte ein Extratänzchen in Peking. Sir John Jordan benutzte zwei britische Ratgeber der chinesischen Regierung, den früheren Generalinspektor der Salzverwaltung Sir Robert Bredon und den Berater Yuan-Schi-kais in auswärtigen Angelegenheiten Morrison (früher Pekinger Korrespondent der Londoner „Times"), denen sich noch der deutsche Renegat aus Frankfurt am Main, Putnam Werle (alias Lennor Simpson) anschloß, als Werkzeuge für den Plan, China zu einem Beitritt in den Dreiverband zu veranlassen.

Sicher ein sinnverwirrendes Angebot für China. Goldne Berge werden ihm versprochen. „Wir konvertieren die gesamte Borerschuld in eine Anleihe, die erst nach neunundneunzig Jahren rückzahlbar ist; du hast eine Stimme auf der Friedenskonferenz, ein ungeheurer Goldstrom wird ins Land kommen, wenn du die Erzeugnisse deiner Äcker und deine Bodenschätze, Kupfer, Blei, Antimon, Kohlen, Zinn, an die Kriegführenden und denen du verbündet bist, verkaufst." So lockten die vorgeschobenen Unterhändler Sir Johns und so versicherte er persönlich dem Präsidenten Yüan-Schi-kai; und nebenbei wurden Millionen Pfund Sterling den höheren Beamten in der Umgebung Yüan-Schi-kais angeboten, die bei ihrem Herrn und Gebieter Stimmung für den Dreiverbandsplan machten; so sollen sie Yang-Tu, einem hervorragenden Führer der monarchistischen Bewegung, allein zwei Millionen Pfund angeboten haben. Und warum dies alles? Um Deutschland in China politisch und wirtschaftlich auszuschalten, oder, wie die englische Presse sich ausdrückt, um „den deutschen Machenschaften in China ein Ende zu machen".

Mitten in dieses Intriguenspiel flog Anfang Dezember plötzlich eine Tokioer Meldung, die merkwürdigerweise über Washington nach Japan gelangt war, und in der nüchtern und sachlich berichtet wurde, daß sich England um einen Beitritt Chinas zum Dreiverband bemühe. In unterrichteten Kreisen ist diese Meldung als ein Schreckschuß der Tokioer Regierung ausgelegt worden, was es zweifellos auch war. Sofort erfolgte von amtlicher englischer Seite und (offenbar auch auf Druck Sir John Jordans) von chinesischer Seite eine glatte Ableugnung von irgendwelchen englisch-chinesischen Verhandlungen. Mit einem leicht verstehbaren Stolz wird zehn Tage später der japanische Minister des Auswärtigen, Baron

Digitized by Google

Ishii (eine Kreatur Baron Katos), den britischen Botschafter Sir Conigham Green empfangen und aus seinem Munde vernommen haben, daß „Großbritannien selbstverständlich nicht daran denke, einen politischen Schachzug in China zu unternehmen, ohne vorher Japan um Rat gefragt zu haben". In diesen Worten Greens liegt wieder die Bestätigung, daß die politische Führung in Ostasien in japanische Hände gegangen ist. Um so schwerer ist aber daher zu verstehen, wie England hinter dem Rücken Japans den politischen Handstreich in Peking versuchen konnte.

Japan sowohl wie China wissen heute, daß England in der Dreiverbandsfrage ein doppeltes Spiel getrieben hat. Trotzdem hat aber England seinen Plan nicht fallen gelassen. Gerade in Ostasien, wo alles, auch in der Politik, auf das „Gesicht" ankommt, kann nun England nicht nachträglich vor Japan zu Kreuze kriechen. Der Eindruck muß unter den Ostasiaten erhalten bleiben, daß England „amtlich" überhaupt nicht in Peking unterhandelt, und daß ja außerdem Sir Conigham Green in Tokio pflichtgemäß der japanischen Regierung von den Zielen der britischen Chinapolitik Mitteilung gemacht hat.

So ist nun die Frage zum Gegenstand von Verhandlnngen zwischen England und Japan geworden, und wenn sich Japan gegen große Zugeständnisse Englands überreden läßt, wird China einfach gezwungen, dem Dreiverband beizutreten, ob es will oder nicht.

Die Stimmung in Japan sieht aber zurzeit ganz danach aus, als ob sich England in Tokio einen wohlgeflochtenen Korb holen wird. Das amtliche Japan verhält sich ziemlich kühl und korrekt, die japanische öffentliche Meinung schroff oder sanft ablehnend. Die maßgebende japanische Presse ist von einem Sieg der Zentralmächte felsenfest überzeugt, und sie kann nicht glauben, daß die Regierung eine kurzsichtige Politik gegen, wenn auch jetzt feindliche Mächte treiben könnte, deren helfende Hand sie eines Tages vielleicht braucht.

Wir stehen zweifellos jetzt inmitten einer gewaltigen politischen Krisis in Ostasien. Was jetzt zwischen London und Tokio verhandelt wird, geht letzten Endes um die zukünftige wirtschaftliche und kulturelle Stellung Deutschlands in Ostasien; zugleich steht aber auch die Stellung Englands in Ostasien auf dem Spiel. Lehnt Japan ab (was das Wahrscheinlichere ist), so kann sich England politisch aus Ostasien zurückziehen und sich ge-

Digitized by Google

troſt mit der Frage einer künftigen Verteidigung Auſtraliens und Indiens beſchäftigen.

Ein angelſächſiſcher Militariſt

Von Profeſſor Dr. Wilhelm Weber

Die Nichtachtung des Krieges gehört zur ſelben Kategorie der „Selbſttäuſchungen wie das Ableugnen des Todes." „Der Krieg bildet einen Teil des Lebens, ſein Platz im nationalen Daſein ſteht feſt und iſt vorherbeſtimmt." ...

Dieſe harten Worte hämmerte vor drei Jahren ein Angelſachſe ſeiner Raſſe ins Blut. Homer Lea hat in ſeinem „The Day of the Saxon"[1] mit der wunderſamen Phantaſie und unerbittlichen Logik eines großen Aſtronomen das Schickſal des angelſächſiſchen Weltreichs umſchrieben. Kalt, oft dunkel ſind die Worte des Philoſophierenden, aber hinter abgeriſſenen Sätzen glüht die Leidenſchaft des wilden Einpeitſchers. Eine durch Herrſchaft geſättigte Bourgeoiſie, die auf der ſicheren Höhe ihrer Macht träge ewigen Frieden erträumt, will er aus ihrer Selbſttäuſchung aufrütteln, aus dem Wahn, „daß die Welt ſich ruhig und endgültig unter die angelſächſiſche Souveränetät füge"; er will ſie zu den unbehaglichen Ideen „Krieg" und „Kriegsrüſtung" bekehren. Drum klagt er: „Dem Angelſachſen hat ſich jetzt jenes düſtere Tagen genaht, das den Menſchen ſo vertraut iſt, durch alle die Nächte und Dämmerungen hindurch, mit denen er ſich zur Ruhe gelegt und mit denen er ſich erhoben hat. Auf einer friedvollen Erde fiel er in Schlaf und fand beim Erwachen, daß ſie ein Kriegslager geworden war... Er legte ſein Haupt in den Schoß ſeiner Götter und fand ſich von ihnen verlaſſen, als er erwachend ſich aufrichtete. Das iſt immer das Schickſal der Nationen geweſen, die ſich zum Schlaf niedergelegt hatten, wie die angelſächſiſche Raſſe, inmitten all ihres Ruhmes, ihrer Hoffnungen, ihrer Eitelkeiten: zu einer vorher beſtimmten Stunde zu erwachen in blutiger Dämmerung, ſich beraubt und verlaſſen zu finden."

Daß Homer Lea Einpeitſcher eines neuen militäriſchen Imperialismus iſt, läßt ſchon die Widmung des Buches (vom Jahre 1912) erkennen; ſie

[1] Die Zitate werden nach der deutſchen Überſetzung, die Graf Reventlow beſorgte (bei Mittler, 1912), gegeben.

Digitized by Google

trägt den Namen des Feldmarschalls Lord Roberts; dieser Name ist ein Symbol für das Werk. Lea ist der Sprecher der politischen Gruppe geworden, die für des britischen Weltreiches Wehrbarkeit früh schon und immer wieder ihre warnende Stimme erhoben hat; der Sprecher jener Imperialisten, für die das Heil Englands in einem Landheer ruht, das ausreicht, um jeder drohenden Situation gewachsen zu sein. Die Debatte während der Kriegsmonate für und wider die allgemeine Wehrpflicht, die Orientierung aller politischen Kreise nach diesem Problem, die Rekrutierungsbewegung, all dies beweist, wie sehr man darum ringt; und niemand weiß heute zu sagen, was am Ende des Krieges kommen mag. Der tätige Lord Kitchener aber, heute der Herr über Englands Schicksal, scheint seine stille Arbeit vollenden und das englische Volk vor die Tatsache stellen zu wollen, die Homer Lea schon vor drei Jahren von seiner Rasse forderte, die allgemeine Wehrpflicht. Ist das, was sie verlangten, was sie gestalten, nicht angelsächsischer Militarismus?

Die Stunde der Not zwang diesen Staatsmann zum Schweigen, und die Meute der von ihm bezahlten Hetzer lullte das britische Volk ein, lenkte den Blick der urteilslos gaffenden Welt weg von dem, was im Verborgenen reifen soll, und schrie ihr fanatisches „Kreuzige" über das, was Vorbild war für den Schaffenden selbst, über den „preußischen Militarismus". Si duo faciunt idem, non est idem?

Ein paar Sätze aus diesem Buche beweisen das schon:

„Um zu den Waffen erzogen zu werden, muß der Staat kriegerischen Geist in sich bergen; wenn nicht, so muß er sich demgemäß wandeln. Kriegerischer Geist und damit kriegerische Kraft unterscheidet sich von anderen Tugenden, denn der einzelne Mensch kann sie nicht erhalten (preserved). Sie sind kollektiver, nicht persönlicher Natur. Daher ist die erste Pflicht eines Staates, diese hervorragendste aller seiner Kräfte, von der seine Existenz abhängt, vor dem Niedergange zu bewahren . . ." Oder: „Die Torheit, während der Friedenszeit den Krieg nicht vorzubereiten, ist größer, als nicht nach Beginn des Krieges vorbereitend auf eine Schlacht hinzuarbeiten." „Unglückliche Kriege sind Sünden des Friedens." „Bei den Nationen der angelsächsischen Rasse zeigt sich heute als vorherrschendes, charakteristisches Merkmal, daß die Bestrebungen der Einzel-Individuen über den Lebensinteressen der nationalen Existenz stehen. Darin

Digitized by Google

liegen alle Ursachen militärischer Verknöcherung und Verfall der Kriegstüchtigkeit." „Niemals darf die britische Kriegstüchtigkeit schlafen, oder sich ihren Verantwortlichkeiten entziehen, so lange die Expansion der anderen Nationen sich auf Bahnen bewegt, die sich mit denen der bestehenden Interessen des Weltreiches schneiden müssen; das gilt unter dem militärischen, dem politischen und dem wirtschaftlichen Gesichtspunkt gleichermaßen." Darum bildet der Krieg „einen Teil des Lebens", und „sein Platz im nationalen Dasein steht fest und ist vorherbestimmt". Darum muß im selbem Maße, wie der Krieg ein solches „Grundprinzip" in der nationalen Entwickelung ist, „die Vorbereitung zum Kriege spezifiziert" und „der Stand der Kriegsbereitschaft stets veränderlich sein, aber immer bestimmte Möglichkeiten im Auge behalten". Nur so wird das Weltreich geschützt. Wie dies Reich einmal geworden ist, sagt er mit nüchternen Worten: „Durch Kriege, durch Eroberungen, durch Diebstahl, durch Intrigue, durch die gleiche brutale Anwendung physischer Kräfte wurde ein Stück an das andere gefügt." „Keine Nation hat konsequenter den Grundsatz befolgt, den Krieg ohne Kriegserklärung zu beginnen, als die englische." „Nie hat eine Nation häufiger neutrales Gebiet verletzt, nie eine Nation häufiger die Pflicht der Achtung der Neutralität in Abrede gestellt, als die britische." Krieg ist unvermeidbar; denn „die Quellen des Krieges sind konstant und unveränderlich". Die natürlichen Lebenskräfte der Völker sind die tieferen Ursachen der Kriege, die sichtbaren und beschleunigend wirkenden Anlässe „kommen und gehen wie der flatternde Rauch über dem Krater eines Vulkans". Die Notwendigkeit, „der Gott der Rassen", wird den Entscheidungskampf auch für Britannien herbeiführen; dann ist die Doktrin von den internationalen Schiedsgerichten falsch, und die menschliche Eitelkeit verkörpert der Angelsachse, der den Krieg verneint im Glauben an das tiefsittliche Recht seiner völkerbeglückenden Herrschaft. Solche Verneinung des Krieges setzt spontane Einschlummerung der anderen Länder voraus, und „das wäre ohne Widerstand vordringende Expansion des britischen Weltreiches, dem so schließlich die unbestrittene souveräne Beherrschung der Welt in den Schoß fiele". Immer wieder hält er diesen imperialistischen Friedensträumern den platonischen Gedanken entgegen: „das, was wir Frieden nennen, bedeutet nichts als ein leeres Wort." So ersteigt er den Gipfel seiner Forderungen: militärische

Digitized by Google

Einheit allein bildet die Grundlagen nationaler Unvernichtbarkeit des britischen Weltreiches, das sich aus politisch selbständigen Staaten zusammensetzt; darum ist allgemeine Wehrpflicht nötig für die Angelsachsen in allen Teilen des Weltreiches, darum müssen alle Landstreitkräfte zur Verwendung außerhalb des eigenen Landes organisiert, örtlich gruppiert und in ihrer Stärke bemessen werden lediglich nach der Stärke und Verteilung ihres wahrscheinlichen Gegners.

Seemilitarismus, kürzer gesagt Marinismus, reicht für Lea nicht aus. Denn hängt die Suprematie insularer Nationen nur von der Stärke ihrer Flotte ab, ist also wie die Flotte rein defensiv, so wird die Suprematie bald vernichtet sein. Mit rücksichtsloser Offenheit legt er dann dar, „daß die Seemacht eines Inselreiches sich nicht nach der Zahl seiner Kriegsschiffe bemißt, sondern nach der Tätigkeit, die militärische Überlegenheit aller derjenigen Staaten zu verhindern, die an den Küsten des Meeres liegen, welches das Inselreich umgibt". „In erster Linie beruht die Fähigkeit nicht auf der Seemacht, sondern auf der Landmacht." Oft spricht er aus, daß die britische Flotte unzureichend sei, „weil die ihr entsprechende Truppenmacht auf dem Lande fehlt." Oft bekennt er, daß infolge der Entwicklung der Landnationen, des Ausbaues ihrer Flotte, die britische Seemacht unverhältnismäßig viel rascher an Wehr und Kraft eingebüßt habe, so daß leicht die Gefahr sei, daß sie ganz defensiv werden müßte. Wie tröstlich und zuversichtlich für uns klingt die kluge Folgerung: „Wo immer ein Festlandsstaat an ein Meer grenzt, in dem ein Inselreich liegt, und er sich eine relativ gleichwertige Seemacht schafft, da liegen die Wahrscheinlichkeiten des Sieges ganz und gar bei der Festlandsnation."

Uns Deutschen gilt manch gutes Wort, das dieser echte Hasser geprägt hat. „Seit undenklichen Zeiten hat der Gott Notwendigkeit die Rassen auf ihren Wanderungen geführt, hat die Meere offen gelegt, damit sie hindurchgehen können und hat mit Feuersäulen den Weg zu den Ländern gezeichnet, die er für sie bestimmt." „Bismarck und die deutschen Fabriken haben diesen Gott wieder herbeigerufen." Aber: „Weder Bismarck noch diese Schornsteine tragen die Schuld daran, daß die germanische Expansion mit Notwendigkeit in einen Kampf mit der angelsächsischen Rasse auslaufen muß, sondern der Angelsachse und die angelsächsische

Digitized by Google

Tätigkeit..." Denn: „Es ist wesentlich für die zukünftige Größe Deutschlands, die angelsächsische Weltherrschaft zu vernichten und aus ihren Trümmern die eigene Weltmacht aufzubauen; deshalb ist es die erste Pflicht der britischen Nation, die deutsche Machtstellung nicht größer werden zu lassen oder sie zu vernichten." Kennt jemand ein ehrlicheres Eingeständnis dessen, was die schreienden Welteroberer bewegt?

Hören wir weiter: „Die britische Nation begreift nicht, daß Deutschlands Expansions-Notwendigkeit nicht von Leidenschaften eines hin- und herschwankenden deutschen Volkes diktiert wird, noch von erhitzten Plänen deutscher Minister, die mit dem Aufsteigen oder dem Sinken ihrer Parteien anschwellen oder abebben, sondern durch Grundsätze, die aus Naturkräften entstanden sind."

„Wenn die Bahnen zweier Nationen sich derart schneiden, wie heute die der angelsächsischen und die der Teutonen, so ist unter allen Umständen Krieg das Ergebnis."

Hätte unser Bernhardi das gesagt, wehe ihm und uns armen Deutschen! Auf vielen Seiten spricht Lea über den Unterschied zwischen den deutschen und den britischen Zielen des entscheidenden Krieges und von den Folgen eines deutschen Sieges. Vernichtung der britischen Flotte, Erlangung der Seeherrschaft bedeutet Invasion, bedeutet Aushungerung Englands; und Deutschlands Aufgabe, das britische Weltreich zur Auflösung zu bringen, ist nach Leas Ansicht relativ leicht; entsprechend schwierig aber ist die Aufgabe der Angelsachsen, „die kriegerische Ausdehnung der germanischen Rasse zum Stehen zu bringen"; immer wieder betont er, daß Vernichtung der deutschen Flotte allein durch die britische als einziges Ergebnis die Seeherrschaft Englands zeitigt, dagegen die Vernichtung der englischen Seeherrschaft den unmittelbaren Zusammenbruch des britischen Weltreiches bedeutet. Wütend schilt er darum sein Volk: Solange nicht das britische Weltreich imstande ist, Deutschland, die Landmacht zu besiegen, sind britische Seesiege nutzlos; rüstet darum! „Hinausschieben ist der Gipfel menschlicher Torheit."

Das sind offene Worte eines ehrlichen Mannes; gegenüber diesen Forderungen, für des Reiches Schicksalsstunde gerüstet zu sein, sind die süßen Worte der Toren, für ein unglückliches Volk, eine verkaufte Regierung

Digitized by Google

sich einzusetzen, schönes Feuerwerk: wonnig für die, die, im selbstverständlichen Genuß von Macht und Weltherrschaft, Glück und Frieden der Völker zu behüten, Schutz den kleinen Nationen zu verleihen, Richter, Gewissen der Welt zu sein, für die höchste Offenbarung des Britentums halten; wie gerne mußte solch ein Spiel die Partei jener Imperialisten nähren, die keinen Weg mehr sah, der hinführte zu den Träumern und zum — Heil!

Aber hören wir lieber zur Frage von Belgiens Neutralität den Militaristen:

Ausgehend von der Clausewitzschen Theorie: „Endziel aller militärischen Operationen ist die völlige Vernichtung des Feindes als einer zum Kriegführen fähigen Macht", erörtert er die Möglichkeit des Krieges mit einer europäischen Macht.

„Betrachtet das britische Volk die britischen Inseln als den gegebenen Kriegsschauplatz im Konflikt mit einer europäischen Macht und bereitet den Krieg demgemäß vor, dann neigt sich der Tag der Angelsachsen schnell seinem Ende zu und das Weltreich ist dahin." Denn „die britischen Inseln und die sie umspülenden Gewässer dürfen nur die angelsächsische Basis sein, während der britische Kriegsschauplatz erst an den Küsten des europäischen Festlandes beginnt und sich nach Osten bis zu jenem vitalen Mittelpunkt ausdehnt, dessen Eroberung oder Zerstörung den Krieg beendet". Verstehen wir das recht, so liegt auf uns bezogen darin der Triumphschrei jenes prahlenden Lords, der sich freute, eines Tages Gurkhas und Bengalenreiter in den Parks von Sanssouci lustwandeln zu sehen. Anderseits bildet nach Leas Ansicht „die relative Lage der deutschen Operationsbasis und die Wahl des deutschen Kriegsschauplatzes nur die Umkehrung des obigen." „Lägen Belgien, die Niederlande und Dänemark nicht dazwischen, so würde die Küstenlinie der Nordsee eine Demarkationslinie bilden, östlich derer die deutsche Operationsbasis und der britische Kriegsschauplatz läge; westlich die englische Basis und der deutsche Schauplatz." „Das Dazwischenliegen Belgiens, der Niederlande und Dänemarks längs der Grenzlinien der Basen und der Kampffelder kann Deutschland und England nur in Friedenszeiten beeinflussen, wo man zukünftige Kriegfüh-

Digitized by Google

rungen durch die Brille jener Umständlichkeit sieht, welche das friedliche Zusammenleben der Völker charakterisiert. Die brutale Einfachheit des Krieges geht einfach darüber hinweg ..." „Die Neutralität eines kleinen Staates, der innerhalb des Kriegsschauplatzes zweier großen Nationen liegt, ist ein Unding. Ein Reich in einer solchen Lage bildet ausnahmslos eine Fläche, über die der Krieg so lange hinwegflutet, bis der eine der beiden Kämpfer es seiner Operationsbasis angliedern und den Kampfplatz in das Gebiet des Feindes hineinzwingen kann. Die Neutralisation dieser drei Länder hat die Wahrscheinlichkeiten des Krieges nicht vermindert, sondern vermehrt. Nur wenn sie von vornherein Teile der britischen Operationsbasis bilden..., nur dann werden diese drei Länder und wird das britische Reich den Krieg überdauern." An einer anderen Stelle sagt er: „Mit der militärischen Okkupation Belgiens und der Neutralen (von seiten Englands) wird das deutsche Angriffsgebiet zur See einen Krieg auf die Elbmündung beschränken." „Ein Krieg, der neutrale Staaten in sein Bereich zieht, wird von drei Prinzipien beherrscht:

1. Befindet sich ein kleiner Staat zwischen den Operationsbasen zweier kriegführenden Staaten und bildet er in der Folge einen Teil des Kampffeldes, so ist es von wesentlicher Bedeutung, von diesem Staat vor oder mit dem Beginn des Krieges militärischen Besitz zu ergreifen; sei es im Interesse des eigenen Vorteiles oder, um den kleineren Staat nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen;

2. stellt die Neutralität eines kleineren Staates für eine Großmacht ein Element der Schwäche dar, so müssen diejenigen seiner Grenzen, welche das Element der Schwäche bedingen, der Kontrolle der Großmacht unterworfen werden;

3. bedroht die kontinentale Neutralität oder Unabhängigkeit eines kleineren Staates die Existenz einer Großmacht, wie Korea Japan bedrohte, so muß er seiner Unabhängigkeit beraubt und der Großmacht einverleibt werden."

Mit diesen Worten enthüllt sich in erschreckender Klarheit das Schicksal des unglücklichen Volkes, das in Ungewißheit lebte und von einer irrsinnigen Presse verhetzt, sich der „brutalen Einfachheit des Krieges" erwehrte; enthüllt sich aber auch die tiefe Schuld der verblendeten Re-

Digitized by Google

gierung, die sich den Einflüsterungen britischer Machthaber gebeugt: oft genug sind die Dokumente besprochen, die beweisen, daß die britische Regierung die „Kontrolle" ausübte, militärische Besitzergreifung vorbereitete, „um den kleineren Staat nicht in die Hände des Feindes fallen zu lassen".

Wer diese strategischen und militär-politischen Erörterungen des führenden britischen Imperialisten liest, kann sich nun des Lächelns nicht mehr erwehren: haben denn die Engländer, die aus reinem Menschensinn, im Überschwang ihres Mitleids sich in den Kampf „für die Belgier" stürzten, etwas von den Nöten ihrer Regierung gekannt, die ihnen selbst die Abmachungen mit Frankreich und dem Nothelfer Rußland vorenthielt, dessen Freundschaft Lord Northcliffe noch heute stürmisch umwerben heißt?

Homer Lea gibt die Begründung: Belgien ist Englands Opfer (wir fügen heute bei: wie Polen und Galizien, die unsagbar Leidenden), weil England ohne das belgische Land als sein Glacis seine eigene Existenz aufs schwerste bedroht sah. Homer Lea hat sein Volk vor drei Jahren aus seinem Schlaf aufrütteln wollen: was ihm nicht gelang durch das Feldgeschrei: „mehr Militarismus", gelang seinen Gesinnungsgenossen, den heute Regierenden, mit bewundernswerter Niedertracht durch den Kampfruf: „Belgische Neutralität!"

Ein Durchbruch der Wahrheit.

Von Professor D. Adolf Deißmann

Seit Dezember 1914 stehe ich durch die von mir an einen großen Kreis amerikanischer Theologen und Kirchenmänner gerichteten, der Stärkung der christlichen Solidarität dienenden „Evangelischen Wochenbriefe" (Protestant Weekly Letters) in einem sehr lebhaften Austausch mit der Christenheit aller protestantischen Richtungen in der Neuen Welt. Durch die dabei gemachten guten Erfahrungen werden die natürlich auch nicht fehlenden unerfreulichen Eindrücke weit überwogen, und ich habe durch die Antworten von drüben vieles interessante Material, insbesondere zur Beurteilung der seelischen Haltung Amerikas im Weltkrieg zur Verfügung.

Digitized by Google

Auch zur seelischen Haltung Englands. Durch einige meiner amerikanischen Korrespondenten sind offenbar einzelne wie auch ganze Reihen meiner Briefe nach England gekommen, mit der Wirkung, daß sie dort nicht nur gelegentlich in der kirchlichen und politischen Presse (auch in dem Blaubuch der Regierung an das Parlament, Cd. 7974 vom November 1915) besprochen wurden, sondern auch einzelne Engländer veranlaßten, mir durch Vermittlung ihrer amerikanischen Freunde zu schreiben und gedrucktes Material aus dem religiösen Leben Großbritanniens während des Krieges zu senden. Zu dem Interessantesten, was ich erhalten habe, gehörten die „Wochenbriefe" (Weekly Letters) des Rev. W. H. Findlay, London N., eines britischen Theologen, der besonders in Missionskreisen wohlbekannt und hochangesehen ist. Ich empfing dieses englische Seitenstück zu meiner Briefreihe (wir haben aber völlig unabhängig von einander und ohne von einander zu wissen, diese parallele Arbeit unternommen) in des Verfassers Auftrage durch die Güte des Vorstands-Sekretärs der Äußeren Missionen der Vereinigten Presbyterianer-Kirche von Nordamerika, Mr. Charles R. Watson, Philadelphia, Pa.

Die sieben ersten Wochenbriefe des Rev. Findlay sind in „The Methodist Recorder" vom 3. September bis 15. Oktober 1914 erschienen, die folgenden Nummern 8—27 gingen als Einzelblätter von Anfang November 1914 ab an einen Kreis von Einzeladressaten, ebenso wie einige Wochen später die meinigen; von Mr. Findlays Briefen hatte ich, wie erwähnt, damals freilich keine Ahnung. Mit Nummer 27 hat am 4. September 1915 Mr. Findlay die Briefe vorläufig unterbrechen müssen, da er eine längere Reise nach Amerika und Indien unternehmen mußte.

Von einem patriotischen, über Deutschlands Seele schlecht orientierten Engländer während des Krieges geschrieben, können Mr. Findlays Briefe da, wo sie die politischen Fragen berühren, einen patriotischen Deutschen an wichtigen Punkten nicht befriedigen. Aber hiervon absehend, muß auch der politische Gegner die Vornehmheit des Tons und den heiligen Ernst anerkennen, mit dem Mr. Findlay die hinter den politischen Fragen liegenden großen Probleme christlicher Sozialethik und besonders internationaler Ethik behandelt. Und sein vom Geiste des Evangeliums getragener frommer Protest gegen den blöden Deutschenhaß steht würdig

Digitized by Google

neben D. Lahusens Berliner Predigt vom Frühling 1915 gegen den blöden Engländerhaß.

Ein jeder, der sich gedrungen fühlt, in diesen harten Zeiten literarisch aufzutreten, sollte während des Krieges so schreiben, daß er sich seiner Zeilen nach dem Kriege nicht zu schämen braucht. Von Mr. Findlays Briefen wird man sagen dürfen: sie gehören zu denjenigen Kriegstexten, die zwar in vielen Einzelheiten nicht infallibel waren (aber wer unter uns ist infallibel?), deren Gesamttendenz jedoch durch die Kriegsleidenschaft nicht vergiftet war.

Mr. Findlays Stellung zur Frage der Verantwortung für den Weltkrieg ist diejenige der Mehrzahl der britischen Christen: stark antideutsch. Von hier aus erklärt es sich, daß er in seinem Briefe Nr. 26 („Christ in Gethsemane again") die schicksalsschweren vierzehn Tage vor dem Kriegsausbruch als eine Gethsemane-Zeit für England hingestellt hatte.

Hiergegen hat er aber aus dem Kreise seiner Adressaten einen scharfen Protest erhalten. Es ist eine sehr sympathische Äußerung des bekannten britischen Freimutes, nicht nur, daß dieser Protest geschrieben worden ist, sondern auch, daß Mr. Findlay diese Erwiderung auf seinen Brief Nr. 26 als besonderes Blatt mitversandt hat. Ihr Verfasser ist der Engländer Mr. J. Darbyshire, 5 Constance Road, Bolton; er schrieb seinen Brief am 31. Juli 1915. Der ein Jahr nach Kriegsausbruch verfaßte Brief von Mr. Darbyshire, ausgezeichnet durch stählerne Schärfe des Gedankens und knappste Prägnanz der Form, ist ein so merkwürdiges und bedeutendes britisches Dokument, daß er seinen Platz verdient direkt neben Professor F. C. Conybeares berühmtem Brief aus Oxford vom 5. März 1915, dessen schneidende Argumente durch das nachträgliche Bedauern Conybeares natürlich nicht erledigt sind.

War mir Conybeare als Gelehrter von internationalem Rufe wohlbekannt, so war mir Mr. Darbyshire seither ein Unbekannter. Aber daraus läßt sich natürlich nichts gegen seine Argumente ableiten; sie wirken, auch ohne daß ein berühmter Name dahinter steht, lediglich durch ihr sachliches Gewicht. Daß Mr. Darbyshire ein Typus ist für die wachsende Selbstkritik der Briten, darf vermutet werden und deutet er selbst an.

Auch Mr. Findlay hält die Gesichtspunkte Mr. Darbyshires, obwohl er sie sich nicht alle aneignet, für ungemein wichtig innerhalb der großen

Digitized by Google

Diskussion über den Krieg, vorausgesetzt, daß man, wie er, die Loyalität gegen Christus als die „erste aller Loyalitäten" anerkenne. Und darum hat er den Brief mitgedruckt und seinem großen Leserkreis vorgelegt.

Als ich Mitte November 1915 den Brief Mr. Darbyshires, den ich unten in deutscher Übersetzung mitteile[1], zum ersten Male las, habe ich sofort von ihm einen ungewöhnlich tiefen Eindruck erhalten und im Geiste die Worte darunter gesetzt: „Magna est vis veritatis". Was seitdem an Ereignissen eingetreten ist, insbesondere das Drama der Verletzung der griechischen Neutralität durch England, hat unter Mr. Darbyshires Auffassung ein neues welthistorisches Siegel gesetzt. In allem Wesentlichen wird man dem wahrheitsmutigen Engländer zustimmen müssen:

1. in seiner Ablehnung der Alternative für England „Krieg oder Vertragsbruch?" im August 1914;

2. in seiner Beurteilung der Haltung Englands gegenüber Belgien: weder habe England Belgien verteidigt noch auch den ernsten Versuch der Verteidigung Belgiens gemacht;

3. in seiner Behauptung, daß England nur um seines eigenen Interesses willen in den Krieg ging, daß die „moralischen Gründe" erst nachträglich entdeckt und von der Regierung dem Lande als „Glaubensartikel" zur Überwindung seiner Bedenken gegeben worden seien;

4. in seiner Unterscheidung der Motive, die England hatte, und der Motive, die es der Welt bekannte;

5. in der Behauptung, daß die Bezeichnung jener Augusttage als des „Gethsemane" Englands ein ernster Mißbrauch eines tiefheiligen Begriffes sei.

Mr. Darbyshire kommt darauf hinaus, daß England eine „dritte Alternative" gehabt, aber nicht gewählt habe: Amerika und alle anderen unbeteiligten Nationen zu veranlassen, sich bei Deutschland im Interesse Belgiens energisch zu verwenden. Statt dessen habe es vorgegeben, bloß die Wahl zu haben zwischen Vertragsbruch und Krieg, habe in der ganzen Zeit sich auf den Krieg vorbereitet und jenen dritten Weg zu betreten niemals versucht.

Ich verzichte darauf, mich in diesen letzten Gedanken Mr. Darbyshires

[1] Mr. Darbyshire hatte selbst (vgl. den Brief) den lebhaften Wunsch, seine Gedanken der Öffentlichkeit vorzulegen.

Digitized by Google

zu vertiefen. Nur soviel sei gesagt: daß Amerika, an der Spitze der anderen unbeteiligten Nationen, bei gutem Willen Englands in jenen „schicksalsschweren vierzehn Tagen" des Jahres 1914 eine welthistorische Vermittlerrolle (ich denke lieber an die Vermittlung zwischen Österreich-Deutschland und der Entente vor dem 1. August 1914) hätte erhalten können, dieser Gedanke ist gewiß beachtenswert, und ich glaube, an Deutschlands gutem Willen hätte es wahrlich nicht gefehlt. Deutschland hat während des Weltkrieges gezeigt, daß es zu vernünftigen Verhandlungen mit Amerika auch dann noch bereit war, als die im August 1914 vorhandene ungetrübte Freundschaft schon manchen harten Stoß erlitten hatte. Wie viel gewichtiger noch wäre die Stimme der Neuen Welt als einer ehrlichen und freundschaftlichen Vermittlerin in einer Zeit gewesen, als wir zu Amerika ein noch ganz unerschüttertes Vertrauen hatten!

Mr. Darbyshire schließt mit harten Worten über die Haltung der Kirche in diesem ganzen furchtbaren Konflikt. Ich will ihm auf diesem Wege nicht folgen. So klar mir nämlich die derben Linien des politischen Zickzack jener Tage auch zu sein scheinen, so wenig halte ich mich für kompetent, die Haltung der englischen Kirchen in jener Zeit zu beurteilen, und ich hüte mich erst recht, sie mit raschem Pharisäismus in Bausch und Bogen zu verurteilen. Zu viele feine und dem Außenstehenden undurchdringliche Seelenvorgänge spielen ihre geheimnisvolle Rolle in der Stellung der britischen Christen, und blutige Verallgemeinerungen, an denen die Kriegsliteratur so reich ist, wären eine Sünde gegen den heiligen Geist jener wissenschaftlichen Kritik, die wir sonst zu pflegen behaupten. Man mag es daher als eine der Paradoxien des Krieges empfinden, daß da, wo der Engländer Mr. Darbyshire die Kirche anklagt, ein Deutscher und scharfer politischer Gegner Englands für mildernde Umstände plädieren möchte.

Von den einzelnen englischen Christen, die ich persönlich kenne, auf die Gesamtheit der Kirchen schließend, rechne ich stark mit einem weitgehenden Vorhandensein von bona fides bei den Mitgliedern der britischen Kirchen in diesem Kriege. Es war eben das unübertreffbare Meisterstück der mit allen Ölen gebölten britischen Diplomatie, daß sie und wie sie für den Kult eines völlig illusionsfreien nationalen Egoismus dem Altruismus moralschlotternd Altäre baute, in einer Zeit, in der der Bedarf an angelsächsi-

Digitized by Google

schem Altruismus ein geradezu ungemessener war. England wäre in der entsetzlichen Not dieses Krieges seelisch verhungert, wenn man ihm nicht gleich am Anfang das Kriegsbrot des Altruismus gegeben hätte. Ein kriegspsychologisches Gesetz der Parallelität erzeugte dann nach den britischen Niederlagen einen ungeheuren Bedarf auch an deutschen Atrozitäten; auch dieser Bedarf wurde gedeckt, weniger durch Tatsachen, als durch Behauptungen.

Brief

des Engländers Mr. J. Darbyshire, 5 Constance Road, Bolton

an

den Engländer Rev. W. H. Findlay,

30 Fortismere Avenue, Muswell Hill, London N.

Der Brief betrifft den Europäischen Krieg und ist vom 31. Juli 1915 datiert. Zum ersten Male gedruckt in der Serie „Wochenbriefe" „Weekly Letters" von Rev. W. H. Findlay als Erwiderung auf Brief Nr. XXVI („Christus wiederum in Gethsemane")[1].

Eine Antwort auf Brief XXVI.

Lieber Mr. Findlay,

Vor kurzem hatten Sie die Liebenswürdigkeit mich zu bitten, Ihnen die Trugschlüsse, die, wie ich behauptete, in Ihrem Argument enthalten seien, auseinanderzusetzen. Ich hatte die Absicht, einige kurze Mußestunden diesem Thema zu widmen und hoffte sogar, einen Artikel „Die Gesinnung Christi und der Krieg" zu schreiben und entweder selbst drucken oder auf irgendeine andere Weise veröffentlichen zu lassen. Aber bis jetzt war mir die Gelegenheit nicht günstig. Inzwischen habe ich soeben Ihren letzten Brief (XXVI) gelesen, der ein so überaus wichtiges Beispiel dafür ist, was ich für ein falsches Urteil halte, daß ich, zumal er offenbar tief aufrichtig ist, wage, folgendes sofort zu erklären.

1. Unser moralisches Dilemma im August 1914 war meiner Meinung nach nicht die Frage, ob wir an dem Kriege teilnehmen oder unseren Verpflichtungen untreu werden sollten. Doch bevor ich auf eine dritte „Alternative" hinweise, muß ich sagen, daß wir mit unserem Eintritt in den Krieg diesen Verpflichtungen eben nicht nachgekommen sind.

[1] Die im englischen Original kursiv gesetzten Worte sind in dieser deutschen Übersetzung gesperrt.

Digitized by Google

2. Abſehend von der ſehr zweifelhaften Auslegung der Verträge von 1831—1839 (welche jetzt von niemandem mehr als der wahre Grund für unſeren Schritt angeführt werden) ſage ich: wir haben ganz gewiß Belgien gegen Einfall oder Verwüſtung weder verteidigt, noch haben wir den ernſten Verſuch einer Verteidigung Belgiens gemacht. Haben Sie einmal die Meinung irgendeines Belgiers ſelber über unſere „Hilfe" gehört? Wiſſen Sie nicht, daß die Belgier, wenn ſie jetzt nicht daran verhindert wären (erſtens weil ſie als Flüchtlinge unſere Gäſte ſind, und dann durch die halb inſtinktive, halb durch die Regierung veranlaßte Hoffnung, wir würden dafür ſorgen, daß entweder Deutſchland oder wir ſelber ſie ſchadlos halten), uns als ihre Verräter anklagen würden? Denn es darf nicht vergeſſen werden, daß, als wir in den Krieg eintraten, um Belgien zu verteidigen, wir von ihm verlangt haben, daß es ſich ſelber verteidige und daß wir dadurch Zeit fanden, uns ſelbſt zu verteidigen. In unſerer Stadt haben wir Plakate in den Krämerläden aushängen mit folgendem Wortlaut: „Sendet aus unſeren Vorräten Liebesgaben an die belgiſchen Soldaten als Dank dafür, daß ſie Heim und Land geopfert haben, um Britannien zu verteidigen!" Dieſes Plakat (das natürlich weder von der Regierung noch von der Kirche offiziell ausgeht) läßt einen in die Wahrheit geradezu hineinſtolpern!

3. Aber, könnten Sie ſagen (ohne natürlich alle Einzelheiten meiner Behauptung zuzugeben), dieſes alles hebt doch die „Gewiſſenhaftigkeit" unſerer Gründe für den Eintritt in den Krieg nicht auf! Nun, vielleicht nicht. Ich möchte indeſſen doch einige Zweifel, die vielleicht eine eingehendere Darſtellung verdienten, in aller Kürze hier ausſprechen.

a) Die Motive, welche die Handlungen einer Nation leiten, ſind oft unbewußt egoiſtiſch. Das „Geſetz" der Selbſterhaltung ſitzt tief. Es ſcheint, wir haben aus Inſtinktmotiven gehandelt und haben erſt nachträglich moraliſche Gründe dafür entdeckt.

b) Sogar die höchſten Stellen unſerer Regierung ſagen jetzt, daß wir im Kriege ſind in erſter Linie um unſerer eigenen Intereſſen willen, und erſt in zweiter Linie um unſerer Ehre willen; und daß der ſeinem Sinne nach ſo dunkle Vertrag nicht Belgien zuliebe gemacht worden iſt, ſondern weil er unſeren eigenen Intereſſen dienlich war. Die „Times" erklärt denn auch in einem inſpirierten Artikel, daß unſere Verſprechungen,

Digitized by Google

welche Frankreich hinter dem Rücken unserer Öffentlichkeit gemacht waren, viel entscheidender gewesen sind.

c) Der Einfall in Belgien war zweifellos der Glaubensartikel, den die Regierung dem Lande zur Überwindung seiner Bedenken eingab; aber deshalb können wir doch nicht gänzlich von der Schuld freigesprochen werden, daß wir so unwissend waren. Eine unglaubliche Unwissenheit hinsichtlich des Vertrages bemerkte ich im August 1914 sogar unter denen, die als Redner und Schriftsteller öffentlich auftraten.

d) Haben wir ein Recht anzunehmen, daß unser in so hohem Grade „christianisiertes" Land wirklich mit Christi Gewissenhaftigkeit handelt? Haben wir diese Eigenschaft sonst gezeigt? Wir haben einen wirklich nationalen Geist, aber ich bezweifle aufs ernstlichste, ob er vorwiegend, um nicht zu sagen gänzlich, von Christus beherrscht wird. Daß man von unserer Nation behaupten kann, sie sei in irgendeinem Augenblick ihres Schicksals „in Gethsemane" gewesen, scheint mir ein ernster Mißbrauch eines tiefheiligen Begriffes zu sein.

4. Doch angenommen, daß unser Fall Ähnlichkeit hatte mit der Lage Christi in Gethsemane: Wie hat Er sich benommen? Und wie wir?

Wie hat Er sich benommen? Was waren Seine Alternativen? Derb ausgedrückt: gewaltsamer Widerstand, Rettung durch Flucht, oder Unterwerfung unter die Gewalt. Er wählte die letztere. Für die zweite der beiden anderen Möglichkeiten hätte Er gute Gründe gehabt; während Sein ganzer seitheriger Werdegang die erstere ausschloß. Hätte Er nicht geltend machen können, daß es Seine Pflicht sei, Sich der Gefangennahme zu entziehen, nicht nur Seinetwegen, sondern Seiner Anhänger wegen? Und doch lehnte Er diese Möglichkeit ab, obwohl Seine Entscheidung, soviel Er vom rein menschlichen Standpunkt aus sehen konnte, auch für sie alle das Kreuz bedeutete. Und wirklich, wären sie so tapfer und unbeugsam gewesen wie Er, es hätte wahrscheinlich für sie alle den Tod bedeutet. Doch sie retteten sich, indem sie ihren Meister verrieten.

Wie haben wir uns benommen? Ich habe meine Ansicht schon mitgeteilt über unsere politische Aktion und die Motive und Gründe, die wir hatten und die Motive und Gründe, die wir der Welt zeigten. Es bleibt aber noch die Frage übrig: „Gab es keine andere Alternative als Krieg oder Bruch unserer Verpflichtungen?" Ich bin der einfachen Ansicht, daß

Digitized by Google

es eine gab. Ich stimme völlig der Ansicht zu, daß es weder für den Einzelmenschen, noch für eine Nation eine Krisis gibt, aus der kein heiliger Ausweg denkbar ist, und ich stimme nicht mit denjenigen überein, die eine gerade Antwort vermeiden, wenn man sie fragt: „Welchen Weg wäre wohl Christus im August 1914 gegangen?"

5. Während unserer ganzen Verhandlungen in jenen „schicksalsschweren vierzehn Tagen" wurde angenommen, daß wir nur die Wahl hätten zwischen Vertragsbruch und Krieg, und wir haben uns in der ganzen Zeit auf den Krieg vorbereitet.

Warum haben wir nicht versucht, sämtliche neutralen Nationen zu veranlassen, sich bei Deutschland im Interesse unseres angeblichen Schützlings einzusetzen? Wären Amerika und alle die kleineren Völker nicht zu einer solchen Aktion bereit gewesen? Ich glaube doch. Jedenfalls haben wir nie versucht, diesen Weg zu betreten.

Sie werden vielleicht fragen, in welcher Richtung diese Staaten hätten vorgehen können? Nun, wer weiß, was für Folgen ein entschiedener Protest gegen eine solche Verletzung gehabt hätte! Und wenn er nicht genügt hätte, so hätten wir fordern können, daß Deutschland jede Unterstützung entzogen werde, die moralische sowohl wie die materielle. Wenn diese Maßnahme mit dem Kriegszustand vereinbar ist, wie sie ja von christlichen Kirchen tatsächlich gebilligt und verteidigt wird, so ist sie erst recht zu verteidigen, wenn der Kriegszustand nicht besteht. Und ich bin einer von denen, die glauben, daß sie von Erfolg gewesen wäre. Jedenfalls, wir haben sie nicht versucht, und darin liegt die ganze Größe unserer Verdammnis.

6. Die letzte Richtschnur für das Urteil eines Christen kann aber sicherlich nicht in der Wahl zwischen diplomatischen Alternativen liegen. Sie liegt in der Frage: „Was würde Christus von uns fordern, wenn wir wählen müßten zwischen der Beugung unter die Gewalt oder ihrer Niederwerfung durch gleich gewaltsamen Widerstand?" Und ich behaupte, daß es für jeden, der die Evangelien in Einfalt der Gesinnung liest und in schlichter Lauterkeit sich der Gesinnung Christi aufschließt, nur eine Antwort gibt. Es kann sein, daß Christus schon für Seine Kirche gebetet hat: „Vater, vergib ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun." Aber daß man hätte wissen müssen, wie zu handeln war, das wird von Tag zu

Digitized by Google

Tag klarer. Dies ist die furchtbare Tragik der Situation, daß man, anstatt bußfertig zu sein wegen des sinnlosen Verrats an Christus, der durch die Kirche verübt worden ist, Sein eigenstes Vorbild und Seine Autorität benutzt hat, um diesen Verrat zu verteidigen. Ist es nicht überaus bezeichnend, daß die der christlichen Erkenntnis so kritisch und skeptisch gegenüberstehende Welt glaubt, die Kirche habe gegen ihr Ideal gehandelt? Manche sagen da, sie habe dadurch gezeigt, daß sie besser sei, als ihr Glaube. Andere, und ich fürchte, ihre Zahl ist schon vor Beendigung des Krieges im Wachsen, werden sagen: „Sie verließen Ihn alle und flohen."

Bei christlichen Führern von ganz verschiedener Eigenart aber scheint mehr und mehr die Erkenntnis zu wachsen, daß irgendetwas nicht stimmte. Einige von ihnen haben freilich diese Erkenntnis schon die ganze Zeit her gehabt und durch ihr überaus heftiges Bemühen, „die Wege des Menschen Gott gegenüber zu rechtfertigen", ihr inneres Unbehagen verraten. Man kann nur hoffen, daß in nicht allzuferner Zeit die Flut noch mehr abebbt. Ein Beispiel, das nicht weniger eindrucksvoll ist durch seine mehr andeutende als deutliche Art, ist der Appell des neuen Präsidenten der Konferenz an seine Brüder, sie möchten doch ihre wahre Sendung wiederentdecken: Seelen in die Lebensgemeinschaft mit Christus zu bringen. Mit tief bedeutungsvollen Worten behauptet er, daß die gegenwärtigen Zeiten in hohem Grade Prüfungstage für die „Halbchristen" seien; vor dem Kriege schon sei die Welt solcher Leute überdrüssig gewesen; und nach dem Kriege werde die Welt noch weniger Verwendung für eine Religion haben, welche von einem ritterlichen Heidentum kaum zu unterscheiden sei. Gegen Versuchungen wie die, daß sie die Handlangerin eifersüchtiger Nationalpolitik sein soll, muß die christliche Kirche unbedingten Widerstand leisten, wenn anders die Königreiche dieser Welt das Königreich Gottes und Seines Christus werden sollen.

5 Constance Road, Bolton. Gezeichnet: J. Darbyshire.
31. Juli 1915.

Digitized by Google

Der Werkbundgedanke. Seine Grundlagen

Von Geh. Reg.-Rat Dr. ing. Hermann Muthesius

Als der Deutsche Werkbund im Jahre 1907 ins Leben gerufen wurde, herrschten bei den Begründern jene Gefühle des Zweifels, die bei weit in die Zukunft hineinreichenden Unternehmungen natürlich sind. Aber die Gedanken, für deren Verwirklichung der Bund gegründet wurde, haben überraschend schnell Boden gefaßt und sind heute schon fast zum Allgemeingut des deutschen Volkes geworden. Es hat sich gezeigt, daß die Zeit reif war. Und so ist es heute wohl erlaubt, jene Gründung, obgleich von Menschen gemacht, als ein Wachstumerzeugnis der großen deutschen Entwicklung anzusehen, als ein Erzeugnis, das notwendig wurde, um das deutsche Kulturgebäude zu vervollkommnen und eine vorher vorhandene Lücke zu schließen.

Was ist der Inhalt des Werkbundgedankens und worin liegt seine Bedeutung für Deutschland? Der Werkbund erstrebt nach seinen Satzungen eine „Veredlung der gewerblichen Arbeit im Zusammenwirken von Kunst, Industrie und Handwerk", und er hofft dieses Ziel zu erreichen „durch Erziehung, Propaganda und geschlossene Stellungnahme zu einschlägigen Fragen". Wer diese Erklärung liest, wird kaum einen Unterschied finden gegenüber den allgemeinen kunstgewerblichen Bestrebungen, die die ganze zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts erfüllt haben und die erstmalig von dem deutschen Baumeister Gottfried Semper im Anschluß an die Londoner Weltausstellung 1851 aufgestellt wurden. Wenn das aber der Fall ist, so mag es überraschen, daß eine neue Gründung nötig wurde. Drei Umstände machten den Neuausgang notwendig. Das bisherige Kunstgewerbe hatte ausschließlich auf der alten Handwerkskunst gefußt, deren Vortrefflichkeit für sie so über allem Zweifel erhaben dastand, daß an gar nichts anderes gedacht wurde, als an die Wiedererlangung einer ähnlichen Handwerksblüte. Dazu wurden alle Arbeitsweisen der alten Zeit eifrig studiert und wieder aufgenommen (Glasmalerei, Gold- und Silberschmiedekunst, Holzschnitzerei, Metallbearbeitung, Kunstschmiederei, Lederarbeiten, Bronzeguß und wie sie alle heißen). Aber die kunstgewerblichen Ziele erschöpften sich demgemäß auch in der bestimmten Art, für die das alte Handwerk Vorbilder lieferte. Und das waren lediglich

Digitized by Google

Erzeugnisse der Handarbeit. Dem Umstande, daß in unserer Zeit neun Zehntel aller jener Dinge, die uns umgeben, nicht mehr durch die Hand, sondern durch die Maschine hergestellt werden, wurde nicht Rechnung getragen; die Massenerzeugnisse blieben verwaist. Wo die kunstgewerblichen Bestrebungen auf sie abfärbten, geschah es in einer Weise, die die Stillosigkeit dieser Maschinenerzeugnisse nur noch vermehrte. Zweitens war das damalige Kunstgewerbe von dem Glauben beherrscht, daß es für uns keine andere Rettung gäbe als die alten Stile wieder aufzunehmen. Auch hier übte der phantastische Reichtum und die vollendete Kunst der alten Erzeugnisse eine solche Zauberkraft aus, daß irgendein anderer Gedanke als sie nachzuahmen, gar nicht aufkam. Ob die alten Formen für die neue Zeit noch paßten, wurde nicht erwogen. Und drittens war in den neunziger Jahren die Zeit gekommen, in der die Forderungen des alten kunstgewerblichen Programms soweit erfüllt waren, als sie überhaupt erfüllt werden konnten; die alten vortrefflichen Arbeitsweisen des alten Handwerks waren wieder zurückerobert. Wir konnten wieder Metall treiben, Holz schnitzen, Leder punzen, Glas malen; und was die Wiederanwendung der alten Stile anbetrifft, so hatten wir uns dieser Betätigung sogar bis zum Überdruß hingegeben. So sehr, daß alle Formenschätze ausgeräumt waren. Das ausübende Kunstgewerbe, das zunächst mit der Wiederaufnahme der deutschen Renaissance begann, hatte alle darauf folgenden Stile nachahmend durchlaufen und nach jedesmaligem kurzem Gebrauch wieder abgetan.

So war also die kunstgewerbliche Bewegung gewissermaßen auf einem Stillstandpunkt angekommen. Schien aber auch rein äußerlich ihr Ziel erreicht, so sah es doch von innen betrachtet anders aus. Das sogenannte Kunstgewerbe war nur ein Sonderwesen, neben dem das gewöhnliche, von den künstlerischen Bestrebungen unberührte Gewerbe, vor allem aber auch die große Massenerzeugung herlief. Dieses kunstgewerbliche Einzelgebiet machte der Masse nach und volkswirtschaftlich betrachtet nur einen verschwindend kleinen Teil der allgmeinen Gütererzeugung aus. Zwar hatten Städte wie München einen blühenden Erwerbszweig in der kunstgewerblichen Betätigung geschaffen, aber verglichen mit der Gesamtziffer der deutschen gewerblichen Arbeit erhob sich auch dieser Erwerbszweig nicht über eine Bedeutung zweiten Ranges hinaus. Ferner hatte sich der Grundsatz, die

Digitized by Google

alten Stile nachzuahmen, nicht bewährt; bald dämmerte die Überzeugung, daß in ihm die letzten Ziele der Zeit nicht gesucht werden konnten. Dieser zweite Aufguß einer Kunst der Vergangenheit war auf die Dauer nicht geeignet, eine lebenskräftige Gegenwart zu befriedigen. Und gerade an diese Erkenntnis knüpften sich denn auch die Umwälzungen, welche zu dem obenerwähnten Neuausgang führten.

Es war im Jahre 1896, als eine Reihe von Künstlern aufstand, um die alte Stilnachahmung zu stürzen und einen neuen Stil, den Stil der Zeit an ihre Stelle zu setzen. Nun lag auch hier wieder ein Irrtum vor. Den Stil der Zeit kann sich niemand ausdenken, er kann nicht von heute auf morgen durch einzelne Menschen ausgerufen werden. Daß das damals geschah, ist ein neuer Beweis für die Kurzsichtigkeit allen Menschenbeginnens. Und doch lag jener Umwälzung ein gesunder Sinn insofern zugrunde, als endlich mit der Vorstellung gründlich aufgeräumt wurde, daß die Aufgaben der Gegenwart mit den Mitteln der Vergangenheit gelöst werden könnten. Hier wurde an die lebendige Gegenwart die Anforderung gestellt, sich selbst zu helfen. Die Männer, die sie stellten, fühlten die Kraft dazu, und das war immer schon etwas. Freiheit für diese Kraftbetätigung eröffnete wenigstens den Weg, auf dem unter Umständen eine Selbständigkeit erreicht werden konnte.

Hier liegen die Anfänge des Werkbundgedankens. Um den Punkt, eine Kunst aus der Zeit für die Zeit zu schaffen, haben sich dann alle anderen Teile seines Programms kristallisiert. Nicht sofort. Aber die eifrige Bewegung, die jetzt einsetzte, hat das Gesamtergebnis in einem Jahrzehnt gezeitigt. Die Grundgedanken sind formuliert und festgelegt worden. War einmal der Satz der Zeitkunst aufgestellt, so mußte sich Stein an Stein zu dem Gebäude zusammenfügen, das der Werkbundgedanke heute darstellt.

Eine der ersten und grundsätzlichen Zeitfragen, denen beizukommen versucht wurde, war die Behandlung der Maschinenarbeit. Es war klar, daß wenn man den Erfordernissen unserer Zeit im weitesten Umfange gerecht werden wollte, unbedingt auch die durch die Maschinen erzeugten Dinge unter den veredelnden Einfluß der Kunst genommen werden mußten. Es konnte nicht länger angängig sein, sich ausschließlich um ein kleines Sondergebiet, das die Bedürfnisse der breiten Volksschichten zudem gar nicht berührte, zu kümmern, die große Masse der Gütererzeugung aber der

Digitized by Google

Verwilderung zu überlassen. Wie waren diese Maschinenerzeugnisse aber zu fassen? Zur Zeit der früheren kunstgewerblichen Bewegung war teilweise der Fehler begangen worden, die Formen der Handarbeit auch auf die Maschinenarbeit zu übertragen. In Nachahmung der durch Hand verzierten Metallgefäße des 18. Jahrhunderts wurden jetzt gestanzte und gepreßte, reich ornamentierte Gegenstände hergestellt, die grosweise fertig aus der Maschine herausgeworfen wurden. Die gepunzten Lederarbeiten wurden durch Maschinenpressung ersetzt, selbst die Holzschnitzereien wurden maschinell nachgeahmt. Eine kindliche Freude an solchen Nachahmungen war das erste, was die im 19. Jahrhundert üblich gewordene Massenherstellung der Güter im Menschen erzeugte. Man ahmte bald nicht nur die alten Arbeitsweisen nach, sondern ersetzte im weiteren Gefolge auch die verschiedenen Stoffe durch Surrogate. An die Stelle des Leders wurde lederartiges Papier gesetzt, Holz, Stein und gebrannter Ton wurden durch täuschende Ersatzstoffe verdrängt und das Malerhandwerk betrachtete es als höchsten Triumph, eine Zinkbadewanne wie Marmor anzustreichen. So hatte sich eine Imitationssucht Raum verschafft, die zwar dem ungebildeten Sinn eine äußerliche Freude bereiten konnte, aber dem Tieferblickenden auf die Dauer doch höchst bedenklich erscheinen mußte.

Die Bekämpfung der bisherigen falschen Formengebung der Massenerzeugnisse und der damit in Verbindung stehenden allgemeinen Imitationssucht waren in den ersten Jahren der neuen Entwicklung die meist erörterten Fragen. Zunächst mußte versucht werden, für die Massenerzeugnisse die richtige Form zu finden. Diese konnte nur aus ihrem inneren Wesen entwickelt werden, sowie ja auch die innere Form der Handarbeitserzeugnisse aus ihrem Wesen entsprungen war. Wie sich die Fabrikation von der Herstellung durch Hand unterscheidet, was die Maschine leisten kann und was nicht, was aus der Eigenart der Maschinenherstellung für die Form folgt, das festzustellen war die nächste Aufgabe, die gelöst werden mußte. Ohne auf die hier angeschnittenen Fragen des nähern einzugehen, sei nur kurz vorweggenommen, daß Maschinenerzeugnisse im allgemeinen glatt und schmucklos ausfallen werden, daß sie ihre höchste Vollendung nicht in Vielgestaltigkeit, sondern in der typischen Form finden. Die fortdauernde Herstellung ergibt reichliche, auf kleine Zeiträume

Digitized by Google

zusammengedrängte Erfahrung, die zu rascher Vervollkommnung und damit zum vollendeten Typ führt. Durch die so erreichte äußerste, rein sachliche Präzision wird sich das Maschinenerzeugnis grundsätzlich von der Handarbeit unterscheiden, die recht eigentlich Einzelstücke herstellt, in die der Geist, die Schaffensfreude und die Laune jedes Einzelverfertigers gewissermaßen direkt einströmen.

Was die Bekämpfung der Imitationssucht anbetrifft, so führte diese bald auf einen Grundsatz, der seitdem zu einem Hauptteil des Werkbundgedankens geworden ist. Es ist der Grundsatz der Qualitätsarbeit. Das Qualitätsziel ist allgemein überzeugend, und so ist denn auch kein Teil des Werkbundgedankens im Publikum leichter begriffen worden als dieser; und doch ist mit dem Worte Qualität zunächst wenig gesagt. Denn es fragt sich, worin die Qualität, mit andern Worten die Vollkommenheit, der Wert, der Adel eines Gegenstandes im einzelnen beruhen soll. Bei einer Untersuchung darüber drängt sich eine Reihe von Gesichtspunkten heran, die alle bei der Vollkommenheit mitsprechen und deren Anteil gegeneinander abgegrenzt werden muß.

Woran jeder bei dem Begriff Qualität zunächst denkt, ist die Gediegenheit in Ausführung und Material. In Erörterungen der Grundsätze der neuen Bewegung heißt es denn auch stets, ein Gegenstand müsse „material- und konstruktionsgerecht" sein. Das ist eigentlich eine selbstverständliche Forderung, zu der nicht viel zu bemerken ist. Näher beleuchtet muß aber die sich im Gefolge der Material- und Werkmäßigkeit gewöhnlich sogleich einstellende Forderung der Zweckmäßigkeit werden, eine Forderung, die neuerdings eine ganz besondere Bedeutung angenommen hat. Nachdem die bisherigen Erzeugnisse des Kunstgewerbes vielfach rein äußerlich dekoriert und damit unpraktisch waren, nachdem aus ferner Zeit hergeholte Formen auf sie in mehr oder weniger willkürlicher Weise übertragen worden waren, ging die neue kunstgewerbliche Bewegung zu mehr schmucklosen Dingen über, die aber in erster Linie zweckmäßig sein sollten. Dieser Zweckmäßigkeit maß man eine allererste Wichtigkeit, und zwar nicht nur in praktischer, sondern auch in ästhetischer Hinsicht, bei, sie wurde das Lieblingsthema in dem reichlich aufsprießenden ästhetischen Schrifttum, das die Bewegung begleitete. Wie es bei Liebhabereien zu geschehen pflegt, fanden sich Übertreibungen ein, man konstruierte nicht

Digitized by Google

vorhandene Zusammenhänge und im besonderen warf man fortwährend Zweckmäßigkeit und Schönheit durcheinander. Schließlich ging man soweit, zu behaupten, daß, wenn bei einem Gegenstande nur die äußerste Zweckmäßigkeit erreicht sei, sich dann von selbst auch die höchste Schönheit einstelle. Eine äußere Veranlassung zu diesem Satze lag wohl in der Beobachtung, daß es eine Menge von Dingen gab, die ohne jede künstlerische Aufmachung, und indem sie anscheinend lediglich auf die Zweckmäßigkeit hin gestaltet waren, eine sehr ansprechende, wenn man will „künstlerisch" wirkende Form aufwiesen (Segelboot, Landauer, gewisse Maschinen, wissenschaftliche Instrumente, Werkzeuge). Noch heute wird der Gedanke, daß Zweckmäßigkeit sich mit Schönheit decke, in Aufsätzen, Reden und Büchern, die sich mit moderner Kunst beschäftigen, bis zum Überdruß wiederholt. Übrigens findet er sich nirgends in den Werkbundveröffentlichungen, er ist im Gegenteil in gelegentlichen Schriften und Vorträgen auf Versammlungen als unzutreffend bekämpft worden.

Zweckmäßigkeit und Schönheit haben ihrem Wesen nach nichts miteinander gemein. Es handelt sich um grundverschiedene Dinge; die eine geht vom Verstande, die andere vom Gefühl ans. Zweckmäßigkeit ist eine reine Nützlichkeitsfrage, sie wird erfüllt, wenn die durch Überlegung und Erfahrung gewonnenen Erfordernisse des Gebrauchs restlos befriedigt werden. Die Schönheit jedoch wird nach jenen höheren Gesetzen des Rhythmus, der Proportion, der Farbenharmonie gemessen, die jedem menschlichen Gehirne eingepflanzt sind. Es handelt sich da um ganz abgezogene, mit der nutzbaren Wirklichkeit nichts zu tun habende Vorstellungen. Wenn nun gefragt wird, wie es denn komme, daß höchst zweckmäßige Dinge so häufig auch vollendet schön seien, so kann darauf nur geantwortet werden, daß ja sich die Zweckmäßigkeit und die Schönheit gegenseitig nicht ausschließt. Ein Gegenstand kann daher sehr wohl zugleich im höchsten Grade zweckmäßig und im besten Sinne schön sein. Er braucht es aber nicht zu sein. Grundriß und Anlage eines Hauses können höchst zweckmäßig und doch kann die Erscheinung des Hauses häßlich sein. Und andererseits kann ein Architekt ein sehr schönes Haus bauen, das aber den Gipfel der Unzweckmäßigkeit bedeutet.

Es erhellt aus dem Gesagten, daß bei allen Dingen des Gebrauchs zwei Gestaltungsmächte walten, der Nützlichkeitsverstand und das Schönheits-

Digitized by Google

gefühl, zwischen denen ein Ausgleich geschaffen werden muß. Sache des Gestalters ist es, diesen Ausgleich in einer möglichst vollkommenen Weise, das heißt, ohne Schädigung weder des einen noch des anderen Teiles herbeizuführen. Hieraus folgt zugleich die natürliche Anforderung, daß der Gestalter zugleich Techniker und Künstler sei. Ist er nur Künstler, so wird er vielfach technisch unbrauchbare Dinge zur Welt bringen. Ist er nur Techniker, so werden seine Erzeugnisse den Anforderungen der Schönheit wenig entsprechen. Diejenigen Gebrauchsgegenstände, die zugleich zweckmäßig und schön sind, rühren von Gestaltern her, die im Besitz der technischen wie der künstlerischen Gestaltungskräfte sind. Es ist nicht nötig, daß sich die Gestalter dieserhalb als Künstler fühlen oder als solche öffentlich abgestempelt sind. Denn jeder Mensch besitzt künstlerisches Vorstellungs- und Gestaltungsvermögen, der eine mehr, der andere weniger, der eine in unausgebildeter, der andere in verfeinerter Form; es gibt mehr oder weniger künstlerisch veranlagte Menschen, wie es auch mehr oder weniger musikalisch veranlagte gibt. Im übrigen muß hinzugefügt werden, daß Gebrauchsgegenstände meist nicht vom einzelnen, sondern von der Zeit endgültig geformt werden. Die Form eines Instrumentes, eines Gefährts, eines Werkzeuges entwickelt sich durch Generationen, tausende von Mitarbeitern tragen zu ihrem Endergebnis bei. Der Ausgleich des Technischen mit dem Künstlerischen findet also ganz allmählich und unter Mitarbeit vieler Einzelkräfte statt.

Es war notwendig, bei diesem Punkte etwas länger zu verharren, weil in der Tat hier viele Irrtümer umgehen, die außer Kurs zu setzen eine dringende Aufgabe ist. Die vielgenannten Grundanforderungen der modernen Nutzkunst, nämlich „Zweckmäßigkeit, Materialechtheit und Konstruktionsgerechtigkeit" erschöpfen nach dem Gesagten die Frage nicht. Sie bedürfen vielmehr dringend einer Ergänzung durch das Allernotwendigste, die Form. Erst durch die Form wird ein von Menschen gefertigter Gegenstand zu einem vollwertigen Erzeugnis, erst durch sie erhält er seine Daseinsberechtigung als menschliche Arbeit. In der Tat lehrt uns ein Rückblick auf die geschichtlichen Zeiten, daß sich die menschliche Arbeit durch nichts so sehr kennzeichnet als durch die Form. Jede geschichtliche Zeit hat ihren eigenen Ausdruck in der Form, in dem, was wir im geschichtlichen Sinne „Stil" nennen. Diesen Stil hat stets die Zeit gemacht, er ist das eigent-

Digitized by Google

liche Gesicht der Zeit. Die Menschen, die die Einzelheiten ausführten, waren gewissermaßen nur Werkzeuge der Zeit, Mitarbeiter an dem großen einheitlichen Zeitgedanken. Starke Künstlernaturen haben kleine Abweichungen geschaffen, denen dann die Zeit teilweise gefolgt ist. Aber den Strom der Zeit ganz aus seinem Bette zu lenken, ist kaum je einer Einzelperson gelungen.

So betrachtet kann die moderne Bewegung auch dann, wenn sie als ihre Hauptaufgabe die Form betrachtet, nicht wohl davon ausgehen einen neuen Stil aufrichten zu müssen. Noch weniger können einzelne Individualisten ihre besondere Ausdrucksweise als den modernen Stil erklären. Die spätere Geschichte wird über solches Beginnen lächeln. Es kann immer nur unsere Aufgabe sein, die besondere Arbeit der Zeit mit aller Aufrichtigkeit und Hingabe nach bestem Wissen und Gewissen zu erledigen, unser bestes künstlerisches Können und unsere beste technische Kraft ohne Voreingenommenheit daran zu setzen, um der Gegenwart gerecht zu werden. Und das kann auch nur die Aufgabe und das Ziel des Deutschen Werkbundes sein. Er kann nicht das Nochniedagewesene züchten wollen. Aber er kann sich natürlich auch nicht damit begnügen, lediglich die Formen der Vergangenheit zu wiederholen; denn wir werden unserer Zeit niemals das Gesicht der deutschen Renaissance oder der Biedermeierzeit aufnötigen können. Sie verlangt ihr eigenes und wird auch unbedingt ihren Willen durchsetzen. Wir Zeitgenossen werden aber um so erfolgreicher an diesem Gesicht mitbilden helfen, je inniger wir uns bewußt sind, daß wir als kleine Teilkräfte einer großen einheitlichen Zeitarbeit wirken.

Soviel über die innere Seite des Werkbundgedankens. Deutlicher tritt die äußere für den Beobachter zutage, das heißt, sein Wirken in die Öffentlichkeit hinaus, seine Unternehmungen, sein Erziehungswerk, seine Beteiligung an öffentlichen Fragen. Hier handelt es sich darum, welche Bedeutung ihm für das völkische Leben, für Handel und Industrie, für die Volks- und Weltwirtschaft zukommt, inwiefern dieser Anteil wertvoll und für das Gedeihen und die Zukunft Deutschlands wesentlich ist. Hierauf näher einzugehen, wird bei einer anderen Gelegenheit versucht werden. Von einem Ereignis sei aber hier sogleich berichtet, das jetzt mitten im Kriege die Bedeutung des Werkbundes für Handel und Industrie in geradezu bengalische Beleuchtung setzt: nämlich von der vor kurzem

Digitized by Google

auf Veranlassung der englischen Regierung erfolgten Nachahmung des Deutschen Werkbundes. Gelegentlich einer vom englischen Handelsamt in London veranstalteten Ausstellung deutscher Kunstindustrieerzeugnisse, die mit der Absicht zusammengebracht war, den deutschen Handel abzufangen und die durch ihre Vorzüglichkeit Aufsehen erregte, kam durch einige Architekten, die die Werkbundausstellung in Köln 1914 besucht hatten, zur Kenntnis, daß der hohe Stand der neueren deutschen Kunstindustrie dem Wirken des Deutschen Werkbundes zuzuschreiben sei. Der Erfolg war eine wortgetreue Nachbildung des Deutschen Werkbundes, die, wie es in der Begründung heißt, „dieselben Wunder" in England bewirken soll, die in Deutschland durch den Deutschen Werkbund erreicht worden sind. Diese Anerkennung aus dem Munde unserer grimmigsten Handelsgegner wird über die Bedeutung, die dem Werkbundgedanken zum mindesten für Handel und Gewerbe zukommt, keinem Zweifel mehr Raum lassen.

Die Kulturmission Irlands in vergangenen Jahrhunderten

Von Dr. Georges Chatterton-Hill

Von der Völkerwanderung war Irland ebenso unberührt geblieben, wie früher von der Expansion Roms. Wiederum war es das einzige Land Westeuropas, das fremder Eroberung nicht anheimfiel. Darum schien es ganz besonders dazu berufen, Europa bei dem nach den furchtbaren Zerstörungen der Kulturgüter unentbehrlich gewordenen Wiederaufbau zur Hilfe zu kommen. Allein war Irland von den Verheerungen, die das Festland und Großbritannien verwüstet hatten, verschont geblieben und es mußte sich seines Glückes würdig erweisen. Die hohe Kulturmission, die ihm zufiel, hat auch Irland mit unvergleichlichem Erfolg ausgeführt.

Zwei große unsterbliche Namen bleiben mit jener irischen Kulturmission für alle Zeiten verknüpft: diejenigen von Columcille und Columbanus. Columcille: „Staatsmann, Patriot, Dichter, Gelehrter, Heiliger", hat ihn ein Historiker genannt. Siebenunddreißig Klöster hat er in Irland begründet, bis er 563 nach der einsamen Insel Jona, an der Westküste Schottlands, übersiedelte, wo er sich der Arbeit der Christianisierung von Picten und Engländern widmete. Schon vor ihm waren Iren nach dem

Digitized by Google

Westen Schottlands gewandert, wo sie die sogenannten „schottischen" Ansiedelungen begründet hatten, die Schottland später seinen Namen geben sollten. Zu 565 vollzog Columcille an dem König der Picten hoch oben in Inverneß das Sakrament der heiligen Taufe, und in der Folge verbreitete er die irischen Klöster, heilige Stätten der Liebeswerke und der Fürsorge, der Pietät und der Gelehrsamkeit, von Strathspey im Norden bis zum Tay-Fluß im Süden. Mit den kriegslustigen Britonen aus der Gegend von Strathclyde schloß Columcille den Frieden. Von seiner Mönchszelle in Jona aus leitete er den Friedensdreibund von Iren, Picten und Britonen, der als leuchtendes Vorbild in der Zukunft hätte dienen können und sollen, als das Problem des Zusammenlebens zweier Rassen in Irland der Lösung harrte.

Während vierunddreißig Jahren regierte der Abt Columcille als geistiges Haupt über das Land, dem er Frieden, Wohlstand, Ordnung, Bildung, an Stelle des ewigen Haders, der Armut, der Anarchie, der vollkommensten Unkultur gegeben hatte. Nach seinem Tode begnügten sich seine Mönche nicht mit der Christianisierung des ganzen Westschottlands, sondern dem rastlosen Trieb des eigenen Geistes Columcilles nachgehend, breiteten sie sich nach Süden aus. Zu einer Zeit, wo Europa mit Blut und Asche bedeckt war, hatte Columcille die wilden Stämme des Nordens in brüderlicher Eintracht vereinigt und das Werk des Friedens sollte nun von seinen Jüngern fortgesetzt werden. England war, mit Ausnahme eines kleinen Streifens im Südosten, wo Augustinus gewirkt hatte, noch vollständig der Barbarei und dem Heidentum preisgegeben. Die irischen Mönche brachten dem Lande die Kultur des Christentums, verbreiteten sich über Nord- und Mittelengland, drangen bis an die Küste des Ärmelkanals, begründeten ein zweites Jona in Lindisfarne, sowie die berühmte Schule in Malmesbury. Sie brachten der wilden Bevölkerung das Schreiben bei, mit den Buchstaben, die bis zur Normannen-Eroberung im elften Jahrhundert gebraucht wurden. Die Schwerter wurden in Pflugscharen umgewandelt, das Getreide in den Tennen gedroschen und in den Speichern angesammelt, fröhlich ertönte der Gesang der Schmiede, als die Funken sprangen und der Hammer auf dem Amboß dröhnte. Arbeit und Gelehrsamkeit schritten auch hier zusammen vorwärts, wie sie es in der irischen Heimat getan. Sumpfgelände wurden entwässert und bebaut,

Digitized by Google

unter dem Segen des Friedens wuchs der Handel und belebten sich die Häfen mit aus der Fremde kommenden Schiffen, die überall zerstreuten Klöster boten dem Wanderer Schutz und Gastfreundschaft an, während sie zugleich als Erziehungs- und Bildungsanstalten die Sitten veredelten und das Wissen förderten.

Die Insel der Angelsachsen war aber für irische Begeisterung und irische Liebe ein viel zu enges Feld. Gegen 575 segelte Columbanus mit zwölf weißgekleideten Mönchen von Bangor am Belfaster Lough nach der Loiremündung. Quer über Gallien gingen die irischen Pilger und ließen sich in den Vogesen nieder. Das Kloster von Luxeuil wurde der Mittelpunkt der irischen Missionstätigkeit auf dem Festlande. Von Erins taubedeckten Gefilden brachte Columbanus die gründliche Kenntnis vieler Wissenszweige mit sich nach einem Lande, das noch in den tiefsten Schatten der Barbarei darniederlag. Nichts fehlte an der hohen Bildung der irischen Gelehrten, weder Lateinisch, noch Griechisch, noch Hebräisch, noch Rethorik, noch Geometrie, noch der Dichtersinn. Während zwanzig Jahren kämpfte Columbanus mit unermüdlichem Eifer wider die Unkultur eines noch zum großen Teil dem Heidentum preisgegebenen Burgund, dann reiste er mit niemals versagendem Mut weiter nach der Schweiz und Italien. In den Apenninen überfiel ihn der Tod, im Kloster von Bobio, seiner letzten Gründung. Aber genau so, wie in Jona der Tod des Columcille nur den Eifer seiner Jünger zu neuen Taten und Erfolgen anfeuerte, so auch hier war das Absterben des geheiligten Führers einem Signal ähnlich, das den grenzenlosen Tatendrang irischer Kulturapostel auszulösen schien. Während mehr als vierhundert Jahren nach dem Hinscheiden des Columbanus strömten aus Irland die Missionare, seinem leuchtenden Vorbild nachstrebend, und streuten mit vollen Händen die Saat der Bildung und der Gesittung über Europa aus. Die irischen Kulturmissionen in Europa und in England sind es gewesen, welche für Irland den schönen unvergänglichen Titel: „Insel der Heiligen" erhalten haben. In Nordfrankreich und den Niederlanden, in Mittelfrankreich und der Schweiz, in Sachsen und Thüringen, in Mecklenburg und Pommern, in Bayern und Salzburg, in Niederösterreich und Kärnten, im Schwarzwald und in den Alpen, in Spanien und ganz Italien, sogar in Bulgarien hat zwischen 600 und 1100 die irische Mission ihre segensreiche Arbeit unermüd-

Digitized by Google

lich fortgesetzt. Von Europa gingen die Missionare weiter, nach Carthago, nach Jerusalem, nach dem weitentfernten Island. Längs der Straßen Frankreichs und Deutschlands, Österreichs und der Schweiz waren die irischen Klöster Stätten des Wissens und des Friedens zugleich, die dem Wanderer Ruhe, dem Vogelfreien Schutz boten. Hier fand man nicht nur die zur Genesung nötige Pflege, sondern auch des Geistes tägliches Brot.

Keine Landeskirche hat für Europa auch nur annähernd so viel getan, als die Kirche Irlands es im Namen der einen universalen katholischen Kirche tat. Kein Volk hat jemals ein so vollendetes Menschenwerk zu schaffen vermocht, als das irische Volk. Seine hohe Begabung, seine wundervolle Schaffenskraft hat dieses Volk zur Verfügung der Menschheit gestellt, um letzterer die reiche Ernte höchster Kulturgüter zugänglich zu machen. Das Verdienst des Irenvolkes ist es gewesen, das sittliche Patrimonium der Menschheit dauernd bereichert zu haben. Dennoch hat Europa diese jahrhundertelange, von schönstem Erfolg gekrönte Kulturarbeit Irlands gänzlich vergessen. Es hat die reiche Ernte in seine Scheunen eingebracht, dabei aber die Arbeiter vergessen, die die Saat gesät und den Boden bebaut. Niemals ist ein Volk mit so schlimmer, grausamer Undankbarkeit belohnt worden. Als der letzte Missionar von der Insel der Heiligen den Boden Europas, den Schauplatz des unermüdlichen Eifers so vieler Generationen irischer Kulturapostel verließ, flossen dort noch unzählige Tränen, es war dort noch ein Unabsehbares an Elend und Kummer vorhanden, weil das Regnum Dei — quod non est de hoc mundo — freilich noch nicht verwirklicht worden war. Wenn aber neben den verweinten auch lachende Gesichter hervortraten; wenn in die Nacht tiefsten Kummers während eines Augenblickes ein heiterer Strahl mit Blitzesschnelle hineindrang; wenn neben der Wüste auch das üppige Kornland mit vollen Ähren in Sonnenpracht blühte; wenn inmitten des einsamen Wanderers Trübsal ein Gefühl froher Hoffnung ihn plötzlich beim Anblick einer dünnen Rauchsäule am fernen Horizont packte; wenn dem Ausgestoßenen leise ein Gebet tiefster Dankbarkeit auf den Lippen schwebte, als er endlich am Eingangsportal eines von treuherzigen Mönchen geleiteten Heims für Heimatlose stand: dies alles hatte man in dem Europa des frühen Mittelalters in erster Linie der Energie

Digitized by Google

und dem Opfermut, der Nächstenliebe und der Ausdauer des heiligen Columbanus und seiner Nachfolger zu verdanken. In der westlichen Christenheit war inmitten des Elends und der Zügellosigkeit aller Leidenschaften das Glück zum großen Teil ein Geschenk Erins.

Früher ging kein Hilferuf des an Leib oder Seele Bedrängten dem irischen Mönch verloren, der in Europa sich der Arbeit der Liebe widmete! Die Ausdehnung Irlands in der Welt — sie war ein Friedenswerk, das nicht Elend, sondern Glück, nicht Gewalttätigkeiten, sondern Liebe und Barmherzigkeit, nicht Verrohung, sondern Veredelung der Sitten mit sich brachte. Die Iren dehnten sich nicht um Irlands willen aus, sondern um der Menschheit willen. Als Kulturträger, als Friedensapostel segelten sie nach fernen Ländern hin, nicht als Eroberer. Dieser Stolz ist unser — daß wir das einzige Volk sind, das eben nur Frieden mit sich in seiner Ausdehnung brachte. Dieses Friedenswerkes, mit dem die unsterblichen Namen von Columcille und Columbanus für immer verknüpft sind, dürfen wir Iren uns rühmen! Zu einer Zeit, wo der Krieg aller gegen alle herrschte, sandte Irland seine Missionare in die Welt mit einer Botschaft des Friedens hinaus. Statt Zerstörung und Tod brachten sie die Fackel des Wissens, das den Menschen emporhebt.

Notizen

Die Regierung und die Dollarsicherheiten

Im „Economist“ Nr. 3,773 wird unter dieser Überschrift folgendes ausgeführt:

Die Rede des Herrn McKenna war ein Meisterstück an Geist und Beredsamkeit; klar und geschäftlich erklärte er seine Finanzvorschläge im Unterhause. Aber wir dürfen trotzdem nicht blind sein gegen die turmhohen Schwierigkeiten der Lage, die äußerst verwickelt ist. Er schlägt vor, britische Dollarwertpapiere „mobil“ zu machen und dagegen Schatzscheine der englischen Regierung zu geben. Der Verkauf amerikanischer Fonds war bis jetzt zwar bedeutend, aber immerhin nicht in dem Umfange, um den nationalen Anforderungen zu genügen, und so legte sich das Schatzamt ins Mittel, damit der Verkaufsstrom schneller fließe. Die Folgen waren langatmige Verhandlungen zwischen den großen Obligations- wie Fondsgesellschaften, welche viele interessierten, aber nicht alle befriedigten. Der Plan ist: die Regierung will

1. Dollarwertpapiere zu laufenden Preisen kaufen und dafür 5 % bezahlen, in Schatzscheinen der englischen Regierung auf 5 Jahre gültig, oder nach Ermessen der Inhaber.

2. Fonds für 2 Jahre beleihen, in-

Digitized by Google

dem den Eigentümern ein Zusatz von $^1/_2$% mehr als die Zinsen, welche sie auf die Obligationen bekommen, bewilligt wird. Dabei wird das Recht vorbehalten, in New York zu verkaufen, wenn es dem Schatzamt gefällt und ihm ein Verkauf nötig erscheint. Im Falle eines Verkaufes durch die Regierung sollen die Inhaber von Fonds den Marktpreis in New York zum laufenden Börsenkurs mit einem Plus von $2\,^1/_2$% als Entschädigung bekommen.

Folglich soll die Regierung das Recht haben, geliehene Wertpapiere nötigenfalls zu verkaufen. Es ist selbstverständlich, daß Mr. McKennas Rede eine große Debatte hervorrief, in welcher Major Evans und Sir Frederik Banbury sich nicht gerade aufklärend oder geistreich erwiesen und die Frage, ob Borgen oder Verkauf der beste Weg sei, nicht gelöst wurde. Beide lassen Lob und Kritik zu, teils verwerflicher, teils annehmbarer Art, aber beide sind zu erwägen. Die zwei Seiten richtig zu entscheiden und darüber zu verhandeln sind also: das Schatzamt beansprucht das Verkaufsrecht der geborgten Fonds, und die Inhaber erklären es schwierig und unmöglich, dieses Recht dem Schatzamt zu gewähren.

Mr. McKenna als Reichsschatzamts-Kanzler hat entschieden, die Dollarwertpapiere in Großbritannien zu kontrollieren und sie für bessere Finanzierung unserer Bedürfnisse in den Vereinigten Staaten zu verwenden. Er will kaufen oder borgen und jedenfalls die Papiere nach New York schicken, um dort Regierungskredite zu beschaffen und den Wünschen britischer Kapitalisten möglichst weit entgegen zu kommen. Aber das ist nicht so leicht, wenn er hier borgt, muß er ebenfalls in New York dazu imstande sein. Es müssen also Wertpapiere sein, die gleichwertig sind und einen sofortigen Verkauf zulassen. Was nützt es aber, wenn die Scheine nicht verkauft werden können! Darauf ließe sich kein amerikanischer Bankier ein; — der Plan wäre also unausführbar. Also müssen geborgte Fonds durch die Regierung verkaufbar sein.

Was antworten nun die englischen Wertpapier-Besitzer? Wir sollen aus Vaterlandsliebe dem Staate dienen helfen, aus geschäftlichen Gründen leihen, also etwas tun, was nicht ganz dem Zweck entspricht. Wir sollen unnötigerweise sofort verkaufen, oder aber auf 2 Jahre leihen. Das wollen wir, aber nicht der Regierungsabteilung das Recht zugestehen, unsere Papiere zu jedem Preise zu verkaufen und Erträge mit einem Bonus von $^1/_2$% anzunehmen. Während der Staat unsere Fonds verwaltet, kann sich viel in New York ereignen, event. eine Krisis wie 1907, vielleicht eine Hetze von Deutschamerikanern (!) oder Spekulanten gegen britische Kapitalisten. Bleiben die Sicherheiten jedoch in unseren Händen, so sind wir Herren darüber und brauchen sie nicht zu Panikpreisen zu veräußern. Welche Garantien haben wir aber, wenn sie zur Verfügung einer amerikanischen Bankgruppe oder des Schatzamtes sind, daß wir keinen Verlust haben, oder eine Entschädigung von $2\,^1/_2$%, die einen Verlust nicht decken kann, hinnehmen sollen. Eine Versicherungsgesellschaft, die New Yorker Fonds hat, sollte mit der Regierung dieses Geschäft machen und ohne viele Skrupel ver-

Digitized by Google

kaufen können, da wäre weder Markthetze, noch Krisis zu befürchten und ein erzwungener Verkauf wäre nicht wahrscheinlich.

Viele Ratschläge liegen vor, die Schwierigkeiten zu beseitigen, aber es darf hierin nichts Übereiltes geschehen. Der Plan, auf 2 Jahre die Papiere zu verkaufen und sie nach Ablauf dieser Zeit wieder erlangen zu können, durch Austausch von Regierungsscheinen, oder günstige Entschädigungen, wäre ein Mittelding zwischen Verkauf und Anleihe. Dieser Vorschlag dürfte dem Schatzamt warm empfohlen werden und in die Vorlage aufgenommen werden, ehe er gesetzlich wird. Ein anderer Vorschlag ist, ein Komitee damit zu beauftragen, wann und wie die Fonds am besten zu verkaufen sind. Dieses Komitee müßte aus Männern bestehen, die die Schatzamtsgesetze kennen, oder Versicherungsgesellschaften, oder anderen leitenden Banken und Gesellschaften angehören, so daß Besitzer von Stocks und Bonds wissen, daß ihre, sowie der Nation Interessen durch Leute gewahrt werden, welche durch lebenslängliche Erfahrung an Kauf und Verkauf gewöhnt sind. Diese Pflicht kann nicht dem weisesten Reichsschatzbeamten, noch amerikanischen Vertretern, aufgebürdet werden, — deren Interessen nicht gerade diejenigen der Zeichner zu sein brauchen. O. T.

Der Vertrag von Konopischt

Welche Verwilderung der Haß gegen Deutschland in den Gemütern unserer Feinde hervorgerufen hat, geht aus folgender Meldung hervor, die die „Russkoje Slowo" mit Behagen der „Nineteenth Century and After" entnimmt. „Am 12. Juni 1914, drei Tage vor dem Morde in Serajewo, wurde von Kaiser Wilhelm, der in Begleitung des Admirals Tirpitz beim Erzherzog Franz Ferdinand in dessen Schloß in Konopischt weilte, ein geheimer Vertrag abgeschlossen. Sein Ziel war, den beiden Söhnen des Erzherzogs und seiner Gemahlin Sophie von Hohenberg, die nach dem Habsburger Erbfolgegesetz keinen Anspruch auf Österreich-Ungarn besaßen, zwei Throne zu verschaffen.

Zur Ausführung des Vertrages wurde folgender Weg vereinbart: Vor allem sollte Frankreich und Rußland der Krieg erklärt werden. Nachdem durch einen schnellen Vorstoß Frankreich zu Boden geworfen war, sollten Österreich und Deutschland mit vereinten Kräften über Rußland herfallen und ihm nicht nur ganz Kongreß-Polen, sondern auch die Ukraine und Littauen entreißen. Diese Gebiete, von der Ostsee bis zum Schwarzen Meere reichend, sollten ein neues Königreich bilden, dessen Regierung der Erzherzog und nach dessen Tode sein ältester Sohn erhalten sollte. Der jüngere sollte unter Leitung des Vaters das andere neu gebildete Königreich regieren, das Böhmen, Ungarn und die Gebiete der Südslawen bis Saloniki einschließlich umfassen sollte. Für seine Hilfe sollte Kaiser Wilhelm durch den Eintritt der deutschen Gebiete Österreichs mit Trient einschließlich unter dem Zepter des jetzigen Thronfolgers Karl Franz Joseph in das Deutsche Reich entschädigt werden. Damit würde Deutschland den längst gewünschten Zugang zum Adriatischen Meer erhalten. Ferner sollte zwischen Deutschland und den beiden neuen König-

Digitized by Google

reichen auf ewige Zeiten ein Militär- und Wirtschaftsbündnis abgeschlossen werden. In den Händen dieses Staatenkomplexes würde sich nicht nur das Schicksal Europas, sondern auch der Weg nach dem Osten befinden. In die Existenz dieses Planes waren nur sehr wenige eingeweiht, doch ist Grund vorhanden, anzunehmen, daß man von ihm am Hofe zu Wien kurz nach dem Morde von Serajewo erfahren hat.

Bei der Analyse dieser Mitteilung seines Vertrauensmannes weist Stead auf das besondere Interesse Kaiser Wilhelms für die Familie des Erzherzogs Franz Ferdinand hin. Ferner macht er auf die sonderbaren Umstände beim Morde von Serajewo und auf die unverständliche Nachlässigkeit der österreichischen militärischen Machthaber, die es nicht einmal für nötig hielten, dem Erzherzog eine Eskorte zu geben, und schließlich auf die sonderbaren Vorkommnisse bei der Beerdigung aufmerksam, die der eines Geächteten glich. All dieses würde weniger merkwürdig erscheinen, wenn man die Vermutung zuließ, daß man im Hause Habsburg auf den Erzherzog Franz Ferdinand wie auf einen Verräter sah.

Stead meint, daß viele Unklarheiten des Geschehens vor dem großen Kriege durch diese Enthüllungen in ein helles Licht gerückt würden."

Soweit die Mitteilung der russischen Zeitung. Eine Widerlegung erübrigt sich. Festgehalten müssen diese Ausgeburten des Hasses aber doch werden, weil sie Englands schlechtes Gewissen zeigen, das sich noch immer vor den Neutralen glaubt für das Eintreten für die Mörder von Serajewo entschuldigen zu müssen.

S. A.

Rußlands Handelsbilanz

Nach den Angaben der „Now. Wremja" betrug die Ausfuhr Rußlands über die europäische Grenze im Jahre 1915 302,7 Millionen Rubel (gegen 866 Millionen Rubel im Jahre 1914 und rund 1500 Millionen Rubel in den vorausgehenden Friedensjahren). Dagegen belief sich die Einfuhr auf 624,7 Millionen Rubel gegen rund 1000 Millionen Rubel in den Friedensjahren.

Die Passivität betrug mithin allein an der europäischen Grenze 322 Millionen Rubel (— 72,9 Millionen Rubel im Jahre 1914), die Passivität an der asiatischen Grenze 340 Millionen. Die Passivität des gesamten russischen Außenhandels weist die Summe von 662 Millionen Rubel auf.

Im Frieden entwickelte sich die Aktivität der Handelsbilanz folgendermaßen:

1898—1903	152,7	Millionen Rubel
1903—1908	365,9	„ „
1909—1912	515,0	„ „

Man begreift danach die Bemühungen Rußlands, durch fremde Anleihen sich zu helfen, so zuletzt durch die in Japan, deren Abmachungen dahin gehen, daß zur Abrechnung der russischen Bestellungen von Kriegsmaterial im Januar eine 5 % Anleihe von 50 Millionen Yen ausgegeben wird, deren Termin in einem Jahre abläuft und deren Kommissionsgebühr 1 % beträgt.

Die Teuerung in Rußland

Die Preise der Waren sind um 30 bis 200 % gestiegen, bei einzelnen Industrieprodukten sogar um 500 %.

Auf dem Irbiter Jahrmarkt waren z. B. Lederwaren um 60 bis 100 % teurer

Digitized by Google

als im vorigen Jahr. Ein Paar Frauenstiefel kosten demnach jetzt 26—30 Rubel gegen 8 Rubel 50 Kop. im Frieden.

Dafür, wie die Höchstpreise umgangen werden, zeugt eine Mitteilung, die „Russkoje Slowo" jüngst brachte.

Danach nimmt z. B. die bekannte Teefirma Perlow bei zwei Pfund Zucker 6 Kop. für den Papierbeutel und 4 Kop. für den Bindfaden, um den Höchstpreis zu umgehen.

Das Ergebnis von Briands Reise

Die französische Presse sieht in Briands Reise nach Rom mehr und mehr einen Mißerfolg. So macht Clemenceau Briand den Vorwurf, „daß er die günstige Stunde versäumt habe, um Italien daran zu erinnern, was es von Frankreich erwarten könne und was Frankreich das Recht habe, von ihm zu erwarten, nämlich bestimmte Taten, welche die „Einheit der Aktion" in die Wirklichkeit umsetzten; „in allererster Linie die Kriegserklärung an Deutschland." Von der geplanten Konferenz glaubt die französische Presse zu wissen, daß sie „in zwei Teile zerfallen wird, in die Konferenz der verbündeten militärischen Oberbefehlshaber, welche die Berechnungen an Mannschaften und Material, namentlich hinsichtlich der vorhandenen Rohstoffe und Arbeitskräfte und ihrer möglichen Verteilung aufstellen werden, und in die Konferenz der diplomatischen Vertreter der Verbandsmächte, welche hiernach und auf Grund der von den militärischen Vertretern gemachten Feststellungen über diese oder jene Unternehmung beschließen und „nach Sicherung der Bedürfnisse auf allen Fronten den Austausch an Mannschaften und Material regeln werden."

Spekulation — der Grund der Frachtenteuerung

„Mindestens die Hälfte, wenn nicht drei Viertel der Teuerung kommt durch die Spekulation. 1915 hat sich der gesamte Seeverkehr im Vergleich zu 1913 um zwei Drittel für den deutschen und den russischen Verkehr verringert; um 40 % für den französischen und 25 bis 30 % für den anderer Länder. So wurde die Verringerung des Frachtraums reichlich durch die Verringerung der zu transportierenden Güter aufgehoben."

So argumentierte jüngst eine französische wirtschaftliche Zeitschrift: Ob solche Stimmen in Frankreich und in Italien die Augen öffnen?

Paris' Eifersucht auf Lyon

In Frankreich beschäftigt man sich eifrig mit den Mitteln, die anzuwenden sind, um den französischen Handel zu heben und den Wirtschaftskrieg gegen Deutschland beizeiten in die Wege zu leiten. Dahin gehört die Begründung einer Messe in Lyon, das als hervorragend geeignet gehalten wird, weil es am Eingang Südfrankreichs, Spanien und Italien und der Schweiz benachbart liegt, und der Ausgangspunkt für Verbindungen mit dem mittleren Europa ist, wo acht Eisenbahnlinien sich kreuzen und neun Bahnhöfe für den Warenverkehr vorhanden sind.

Nun ist bereits Paris eifersüchtig auf Lyon und möchte auch seinerseits gern eine Messe veranstalten.

Digitized by Google

Ob man sich in solchem Zwiespalt der Gefühle, wenn man erst wieder zur Besinnung gekommen ist, nicht bald wieder auf — Leipzig, als die mittlere Linie einigen wird?

Der gallische Esprit

Der gallische Esprit feiert in diesem Kriege wieder seltsame Blüten akuter Verirrung. So hat jüngst „Liberté" die Nachricht gebracht, in New York sei ein Zirkus „über alles" gegründet worden. Mitwirkende seien: Lola Bethmann Hollweg; Clowns: Jagow und Schön; ein Knabe, Kaiser mit Namen, ein Mann in 365 Uniformen, der dann als Lohengrin erscheint. „Die wilde Heroine Auguste Viktoria ißt Steine von zerstörten Kathedralen und spuckt hinterher Feuer."

Die niederdeutsche Bewegung in Flandern und Südafrika

In Utrecht erscheint seit November v. J. eine Monatsschrift „Dietsche Stemmen" (H. de Vroede). Sie ist der Ausdruck für das im Kriege erwachte gemeinsame Bewußtsein der Holländer und der Niederdeutschen unter englischer und unter wallonisch-französischer Herrschaft. Wie in der Einleitung zu der Zeitschrift gesagt wird, soll die niederdeutsche Bewegung nicht nur auf eine theoretische Betonung der gemeinsamen Sprache und Abstammung gerichtet sein, sondern sie soll auch die politischen und ökonomischen Interessen aller niederdeutschen Volksgenossen fördern helfen. Als das letzte, unausgesprochene Ziel der ganzen Bewegung ist daher wohl die Herstellung selbständiger niederdeutscher Gemeinwesen in Flandern und Südafrika anzusehen. Nachdem „Nieuwe Rotterdamsche Courant" vom 16. Februar d. J. haben in Utrecht zwei Hauptmitarbeiter der genannten Zeitschrift vor großer Versammlung über die nationale Bewegung in Flandern und in Südafrika gesprochen. Es sei über die beiden Reden nach dem Bericht des „Nieuwe Rotterdamsche Courant" einiges mitgeteilt.

Professor Dr. H. D. J. Bodenstein sprach über die im Jahre 1913 gegründete Nationale Partei in Südafrika, die als ersten Artikel in ihrem Programm hat: die Erhaltung des holländischen Charakters der holländischen Bevölkerung Südafrikas. Die Südafrikanische Partei hat nach den Taten Bothas im Jahre 1914 die meisten Anhänger verloren, wie die letzten Wahlen bewiesen haben. Die Nationale Partei will wohl auch mit der englischen Bevölkerung zusammenwirken, aber nur auf der Grundlage der vollständigen Gleichheit nicht nur vor dem Gesetz, sondern auch in der Praxis. Professor Bodenstein meint, daß über kurz oder lang die Südafrikanische Partei die englische Unterstützung verlieren wird; dann wird sie sich auf die Nationale Partei stützen müssen. Diese kann dann eine Politik ganz in der Richtung ihrer nationalen Ziele treiben. Wie auf politischem, so sind die Afrikaner auch auf gesellschaftlichem Gebiet im Begriff sich zur Geltung zu bringen. In Stellenbosch wird eine Universität mit holländischen Lehrern und holländischer Unterrichtssprache errichtet. Die Zeiten sind vorbei, in denen die gebildeten Afrikander immer englisch wurden. Die Umgangssprache wird die südafrikanische Abart des Holländischen bleiben, in der auch der Vortragende seine Rede gehalten hat.

Digitized by Google

Über die nationale Bewegung in Flandern hat der Vlamländer René de Clerq ausgeführt, in Flandern sei die Entwickelung des niederdeutschen Volkstums durch die unselige Verbindung mit den Wallonen niedergehalten worden. Verwaltung und Rechtsprechung im ganzen Königreich Belgien sei französisch und dementsprechend sei auch die Bevorrechtung der französisch sprechenden Bevölkerung. Das wallonische Departement Luxemburg hätte bei 600 000 Einwohnern 2400 km Eisenbahnen; die Provinz Antwerpen bei 1 200 000 Einwohnern nur 600 km. Was in 85 Jahren die belgische Regierung den Vlamländern nicht zugestanden hätte, eine vlämische Hochschule, das hätten die Deutschen dem Lande gebracht. Jetzt würde von wallonischer Seite auf einen späteren engeren Anschluß an Frankreich hingewirkt, und die Vlamländer müßten nach der herrschenden Meinung ganz verschwinden. Das ist, nach der Ansicht des Redners, nicht eine vereinzelte Zeitungsstimme, sondern die Gesinnung aller maßgebenden Kreise. Der Redner verlangt von Holland keinen politischen Eingriff in den Streit, aber er bittet um Interesse und moralischen Beistand in dem Kampf, den er zu glücklichem Ende durchzuführen hofft. Dr. O. Suckau

Staats-Sozialismus

Leopold von Wiese äußert sich in einem kleinen, bei S. Fischer, Berlin erschienenen Buch über seine Auffassung vom Staatssozialismus und kommt dabei zu dem Schluß:

„Der Staatssozialismus enthält die Gefahr, daß er Freiheit und Initiative des Menschen allzu sehr beschränkt, daß er ferner Staat und Gemeinden mit einer Aufgabenfülle belastet, denen sie auf die Dauer nicht gewachsen sind. Am wahrscheinlichsten ist außerdem, daß er sich bei uns mehr als Staatskapitalismus verwirklicht, bei dem zwar die Kollektivkräfte der öffentlichen Gewalten vermehrt werden, die erhofften Fortschritte der Demokratie aber nicht eintreten.

Diese Gefahr läßt sich abwenden, wenn das Verständnis für individuelle Selbstständigkeit wieder erwacht. Es kommt nicht darauf an, ein großes Programm persönlicher Rechte aufzustellen; vielmehr haben wir gelernt, was das 18. Jahrhundert nicht in gleichem Maße wissen konnte, Staat und Mensch als verbunden zu betrachten und die Ansprüche der organisierten Gesellschaft zu achten. Deshalb wird niemand eine radikale Plattform von Menschenrechten vertreten wollen, die eine feindliche Tendenz gegen den Staat schlechtweg aufweist. Aber gerade, weil wir erkennen, daß sich Staat und Person gegenseitig fördern und in ihrem Gedeihen von einander abhängig sind, also die Eigenschaften der staatlichen Gesellschaft bestimmt werden durch die Eigenschaften seiner Bürger, werden wir nicht nur um der Einzelmenschen, sondern ebenso um der Gesamtheit willen fordern müssen, daß die bleibenden Wahrheiten des Liberalismus nicht als praktisch überlebte Sophismen beiseite geschoben werden. Die Krisis des Liberalismus, in der wir stehen, sollte besonders denen, die sich liberal nennen, Kraft und Einsicht geben, ihn nicht zu verleugnen.

Nicht in einem jeden Kompromiß halsstarrig ablehnendem Dokrinarismus

Digitized by Google

werden wie heute sein Wesen sehen. Starke Zusätze sozialen Geistes und eines entwickelten Staatsbewußtseins sind unerläßlich. Um so fester sollten aber die Grundkräfte des Liberalismus im Willen und Denken der Gebildeten verankert sein: wirtschaftlich ist es der freie Markt, sozial die Entfaltungsmöglichkeit der Überdurchschnittlichen, politisch das Verhältnis des Vertrauens und der Achtung zwischen Regierenden und Regierten."

Literatur

Unsere Führer im Weltkriege. Zehn Original-Künstlersteinzeichnungen. Verlag von Franz Schneider in Berlin-Schöneberg.

Es liegt mir daran, mit einem kurzen Wort auf diese empfehlenswerten Bilder hinzuweisen. Es sind der Kaiser und der Kronprinz, Hindenburg, Mackensen, Beseler, Prinz Leopold von Bayern, Emmich, Kluck, Kronprinz Rupprecht von Bayern, Herzog Albrecht von Württemberg; gut aufgefaßt, ohne Beiwerk in klarer charakteristischer Zeichnung. Das Format ist ziemlich groß. Jedes Bild kostet 2 Mark und wird in einer festen Rolle versandt. Für die Räume, in denen z. B. unsere heranwachsende Jugend ihre Schularbeiten und Spiele treibt, ein besonders guter Schmuck. Paul Rohrbach

Die deutsche Kaiseridee im Laufe der Jahrhunderte. (Delphin-Verlag, München 1915.)

Alcuin hat als erster die deutsche Kaiseridee aus ihren Voraussetzungen und Wurzeln begriffen, bevor Karl der Große neben der „apostolischen Erhabenheit" die „kaiserliche Würde" und die weltliche Macht des zweiten Rom Erfüllung werden ließ. Die Zeiten des besonders erstarkten Bewußtseins der Kaiserwürde, wie unter Friedrich II., haben dieselbe dann zu weiteren theoretischen Erörterungen geführt, nicht minder die Auseinandersetzungen mit dem apostolischen Stuhl. Die Summe der Erfahrungen in diesen und in dem Wandel späterer Zeiten hat von seinem Standpunkt aus Schiller gezogen, wenn er 1801 schreibt, „die Majestät der Deutschen ruhte nie auf dem Haupte seiner Fürsten; abgesondert von dem Politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Wert gegründet, und wenn auch das Imperium unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten. Sie ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im Charakter der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist". Von 1813 an nimmt dann dieser Glaube der deutschen Dichter wieder bestimmte Gestalt in dem Sehnen nach einem Kaiser an, das in immer weiterem Strom bis 1870 anschwillt und seine Erfüllung in Auffassungen findet, wie der Kaiser Wilhelm II. „Wir sind das Salz der Erde, aber wir müssen dessen auch würdig sein; darum muß unsere Jugend lernen entsagen und sich zu versagen, was nicht gut tut für sie, fern zu halten, was eingeschleppt ist von fremden Völkern und Sitten, Zucht und Ordnung, Ehrfurcht und Religiosität zu bewahren. Dann werden wir von allen Seiten mit Achtung, teilweise

Digitized by Google

auch mit Liebe, als sichere und zuverlässige Leute betrachtet werden und können stehen die Hand am Schwertknopf, den Schild vor uns auf die Erde gestellt und sagen: Tamen, komme, was wolle." Die Zeugnisse dieser Entwicklung sammelte F. Stieve in einem Buch, das in geschickter Auswahl das Werden und Wachsen des Kaisergedankens veranschaulicht. S.

Curt von Schlözer. Römische Briefe. (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.)

Der verstorbene Gesandte schildert in den Briefen die Zeit seines römischen Aufenthaltes von 1864—1869, die er als Legationssekretär zubrachte. Er hat die Jahre miterlebt, in denen das junge Italien breit heraufkam, das Kaleidoskop der Ereignisse, das das Ringen zwischen Kirchenstaat und junger Staatsgewalt und die europäischen Geschehnisse ausmachten: Reichsparlament, Drohen eines deutsch-französischen Krieges, das Ende Maximilians, die Krönung Franz Josephs in Pest usw. Der Schwerpunkt liegt politisch in den Bildern aus dem päpstlichen Rom, der glänzenden Feste und der althergebrachten Kirchenbräuche, in dem Einblick in das Leben der Diplomatie, in dem Aufkommen „Ottos", dessen weitleuchtende Gestalt auch in diese römischen Jahre hineinragt. Auch einige Intimitäten aus dem politischen Leben fallen dabei ab, so die, daß laut Urkunden im österreichischen Botschaftsarchiv durch einen Erlaß der Wiener Staatskanzlei aus den Jahren 1786 bis 1787 dem Botschafter mitgeteilt wurde, daß sich ein gewisser Goethe, ein „junger Deutscher", nach Rom begeben habe, der „sehr freie, gefährliche Tendenzen verfolge und daher zu beaufsichtigen sei". Daneben bringt das Buch den Gewinn einer menschlich anziehenden Persönlichkeit, eines Mannes, der warmherzig und begeisterungsfähig sich um Roms Vergangenheit und Gegenwart kümmert, der mit Overbeck und Liszt, mit Gregorovius und Rossini zusammenkam, auf den Roms Umgebung und der Reichtum seiner Kunstschätze tiefen Eindruck gemacht haben. S.

Hermine Cloeter: Häuser und Menschen von Wien. (Verlag Anton Schroll & Co., Wien, 249 Seiten, 62 Abbildungen.)

Der große Krieg, in dem wir stehen, hat wie bei uns in Deutschland so in Österreich die Blicke in die eigene Vergangenheit gelenkt, und uns, die wir von der übrigen Welt abgeschnitten scheinen, soweit die Ereignisse der Gegenwart es zuließen, Entschädigungen für das draußen Verschlossene in der Durchforschung der Werte finden lassen, die früher mehr oder minder ungekannt im Dunkel der Vergangenheit schliefen. So ist es auch mit Wien ergangen, auf dessen fast vergessene Schönheiten aus alter Zeit dies Buch mit liebevoller Hand hinweist. Eine ganze Fülle heimlicher Schönheiten mitten im belebten Zentrum einer Riesenstadt tut die Verfasserin auf, Bilder aus schönen Straßen mit gefälligen Häusern, große prächtige Theater, Erinnerungen an große Zeiten und große Männer der Vergangenheit. Was durch einige reiche Jahrhunderte in Wien an innerer Kultur sich angesammelt hat, wird aus diesen Darstellungen deutlich, eben-

Digitized by Google

so wie aus der Vielfältigkeit der Ereignisse erhellt, mit wie wachen Sinnen Wien an der Entwicklung der modernen Bildung sich beteiligt hat. Solche Bücher des Besinnens sind für uns selbst ebenso wichtig, wie sie Zeugnisse darstellen, die jetzt und später nach außen hin berufen sind, wo das Gespenst des deutsch-österreichischen Barbarentums noch immer umgeht. Das Buch ist sauber gedruckt und schön, der Einfachheit der Zeit gemäß gebunden. S.

Deutsche-Feld- und Heimatbücher. Der Verlag B. G. Teubner in Leipzig hat in Verbindung mit dem Rhein- und Mainischen Verband für das Feld eine Sammlung veranstaltet, die die weiteste Aufmerksamkeit verdient. Es handelt sich um kleine, aus den Bändchen der Natur- und Geisteswelt erwachsene Hefte, die den Wunsch nach Wissen von der Grundlage der Volksschulbildung aus erfüllen und das für die einzelnen Gebiete wirklich Notwendige in gedrängter Darstellung geben wollen. Über Naturwissenschaften, Mathematik und Physik im Kriege, die Heimat im Kriege, die Industrie, das Geldwesen, die Landwirtschaft, über Freund und Feund in der Geschichte wird man aus den Heften schnell und zuverlässig orientiert. Man mache recht oft Gebrauch von diesen Heften für Übersendungen ins Feld und beachte sie auch zu Hause!

Rußland. Von F. Liffschitz. (Verlag Orell & Füßli, Zürich. 3 M.)

Die Landeskunden über Rußland sind spärlich: Hettner hat vor Jahren eine vom Standpunkt des Geographen gegeben, Palme von dem der Staatswissenschaft; Sering hat Aufsätze zur Kultur und Volkswirtschaft zu einem Sammelwerke vereinigt, das kurz vor Ausbruch des Krieges das Verständnis für Rußland förderte.

Das neue, kleine Buch des Berner Privatdozenten Liffschitz will mit keinem dieser Werke wetteifern. Es faßt lediglich zusammen, was in Europa über Rußland bekannt ist, über Land und Leute, Verfassung und Kultur, Volkswirtschaft und Staatsfinanzen.

Der Nutzen solcher kleinen Handbücher, wenn sie solide gearbeitet sind, wie das vorliegende, steht außer Frage. Sie sind die Grundlagen für die politische Erziehung, die eine der dringlichsten Zukunftsaufgaben ist.

Von Kriegsberichterstattern. Die Front in Tirol hat F. K. Ginskey, der bekannte Tiroler Dichter, in Augenschein genommen. Seine Erlebnisse legt er in einem kleinen Buch „Die Front in Tirol" dar, das bei S. Fischer Berlin erschienen und erfreulich durch die Anspruchslosigkeit und Schlichtheit ist, mit der die Beobachtungen aus „dem Lande des Ernstes und der Treue" wiedergegeben werden.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar
Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 10. März 1916 * Heft 11

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh * Paul Rohrbach * Philipp Stein

Die vierte Kriegsanleihe.

Seit Kriegsbeginn wendet sich die Reichsfinanzverwaltung in regelmäßigen Zeitabschnitten an das gesamte Volk, an die Großkapitalisten und kleinen Sparer, an die Großindustrie und die Handwerker, an alle Erwerbs- und Berufskreise, um sich immer neue Mittel zur Wehrhaftmachung des Vaterlandes und zur Fortführung des Krieges bis zum siegreichen Ende zu holen. Das ist eine Bekundung der allgemeinen Wehrhaftigkeit, deren Inanspruchnahme ebenso selbstverständlich ist wie ihre Befolgung. Darüber herrscht im Deutschen Reich kein Zweifel. Niemand, der mit offenen Blicken die weltgeschichtlichen Ereignisse an sich vorüberziehen sieht, ist in Unkenntnis über die Bedeutung des Geldes bei diesen Geschehnissen. Er weiß, daß der Krieg nicht nur Geld kostet, sondern auch immer teurer wird. Heute muß Deutschland täglich fast das Doppelte der Summe aufwenden, die es in den Anfängen des gewaltigen Ringens um seine Existenz ausgegeben hat. Und daß die Aufbringung dieses notwendigen Aufwands nicht versage, ist eine der wesentlichen Vorbedingungen des Sieges. Die Feinde verkünden den Zusammenbruch der deutschen Finanzen. Wir aber werden ihnen beweisen, daß die Stützen ungebrochen sind und daß die Kraft des Volkes unerschöpfbar ist.

Im Zeichen unbedingter Gewißheit des militärischen Sieges der Zentralmächte erscheint die vierte deutsche Kriegsanleihe.

Das ist die beste Vorbedingung des Erfolges. Und die Ausstattung der neuen Schuldverschreibungen ist wieder ein Beweis dafür, daß das Deutsche Reich für das, was es fordert, die entsprechende Gegenleistung

Digitized by Google

zu bieten gewillt ist. Die vierte Kriegsanleihe stellt der deutschen Finanztechnik insofern ein glänzendes Zeugnis aus, als sie die erste Abweichung von dem fünfprozentigen Kriegszinsfuß bringt. Es erschien zweckmäßig, den Versuch mit der Einführung eines neuen Anleihetyps zu machen; und so entschloß sich die Reichsfinanzverwaltung, neben der fünfprozentigen Reichsanleihe wieder Reichsschatzanweisungen zur Wahl zu stellen, diesmal aber viereinhalbprozentige. Damit ist, was die Verzinsung betrifft, eine neue Art von Schuldverschreibungen in die Reihe der deutschen Reichs- und Staatsanleihen eingeführt, während die Art selbst bekannt und beliebt ist. Die beiden ersten Kriegsanleihen hatten gleichfalls Schatzanweisungen gebracht. Das erste Mal im festen Betrag von 1 Milliarde, auf die 1340 Millionen gezeichnet wurden; das zweite Mal, unbegrenzt, mit einem Zeichnungsergebnis von 775 Millionen. Bei der dritten Anleihe wurde das Doppelangebot unterbrochen, um jetzt wieder aufgenommen zu werden. Die Reichsschatzanweisung ist ein allgemein beliebtes Papier, das immer wieder seine Abnehmer findet. Und der Ausgabekurs von 95 Prozent bietet bei der Rückzahlung zu 100 Prozent einen sicheren Kursgewinn von 5 Prozent. Das ist ein Reiz, der nicht unterschätzt werden wird. Die reine Verzinsung des 4 1/2 prozentigen Papiers beträgt 4,74 Prozent. Dazu ist aber der Verlosungsgewinn zu rechnen, der zum erstenmal am 1. Juli 1923 fällig wird. An diesem Tage beginnt die jährliche Rückzahlung der Schatzanweisungen zum Nennwert, nachdem die Auslosung jeweilig ein halbes Jahr vorher stattgefunden hat. Die Stücke, die zum ersten Rückzahlungstermin an die Reihe kommen, bringen also, nach rund 7 Jahren, einen Kursgewinn von 5 Prozent. Aufs Jahr berechnet: 0,71 Prozent, um die sich die jährliche Verzinsung von 4,74 auf 5,45 Prozent erhöht. Bei der Rückzahlung nach 8 Jahren (1. Juli 1924) sind es 5,36 Prozent, nach 9 Jahren (1. Juli 1925) 5,29, nach 10 Jahren (1. Juli 1926) 5,24 und selbst nach 16 Jahren (1. Juli 1932), im letzten Jahre der Auslosung, noch 5,05 Prozent. Die 4 1/2 prozentigen Reichsschatzanweisungen gehen also während der ganzen Dauer ihrer Gültigkeit mit ihrem Zinsertrag nicht unter 5 Prozent. Die letzte Rückzahlung findet am 1. Juli 1932 statt. Wichtig ist, daß ein besonderes Entgegenkommen für die vorzeitig ausgelosten Stücke besteht. Die Schatzanweisungen, die vor dem 2. Ja-

Digitized by Google

nuar 1932 ausgelost werden, können in eine viereinhalbprozentige Schuldverschreibung umgetauscht werden, die unkündbar ist bis zum Endtermin der Verlosungszeit, den 1. Juli 1932. Statt der Barzahlung kann ein solcher Umtausch gewählt werden, der den großen Vorteil bietet, daß der Besitzer des Papiers möglichst lange im Genuß einer viereinhalbprozentigen Verzinsung bleibt, während es nicht sicher ist, ob nicht in der Zeit bis zum 1. Juli 1932 der allgemeine Zinsfuß wieder auf 4 Prozent zurückgegangen ist.

Die fünfprozentige Reichsanleihe wird diesmal zu 98,50 Prozent angeboten.

Die Ermäßigung des Preises um ein halbes Prozent gegenüber dem Ausgabekurs der dritten Anleihe ist geschehen, um den Zeichnern einen Ausgleich für die um ein halbes Jahr kürzere Geltungsdauer der neuen Reichsanleihe zu bieten. Während die dritte Anleihe noch auf 9 Jahre unkündbar war, ist bei der vierten Ausgabe das Ziel des 1. Oktobers 1924 nur noch $8^1/_2$ Jahre entfernt. So wird den Zeichnern für den verhältnismäßig geringen Zeitverlust ein ansehnlicher Vorteil in der Verbilligung des Erwerbspreises geboten. Dabei sei wieder darauf hingewiesen, daß der Termin des 1. Oktober 1924 nur die Unkündbarkeit der Schuldverschreibungen durch das Reich festsetzt. Das Reich muß also bis dahin die 5 Prozent Zinsen zahlen und muß, wenn es sie von dem genannten Tage an nicht weitergewähren will, die Anleihe — und zwar zum Nennwert — zurückzahlen. Natürlich bleibt es ihm aber unbenommen, sie unter den alten Bedingungen über den 1. Oktober 1924 hinaus fortbestehen zu lassen. Auch ist von neuem darauf zu achten, daß die Unkündbarkeit der Anleihe, die einzig und allein einen Vorteil für den Zeichner darstellt, mit der Verwertbarkeit der Stücke nichts zu tun hat. Sie können jederzeit, wie jedes andere Wertpapier, durch Verkauf oder Verpfändung zu Geld gemacht werden. Die neue fünfprozentige Reichsanleihe bietet bei dem Preis von 98,50 und dem Tilgungsgewinn von 1,50 Prozent eine Verzinsung von 5,07 plus 0,17 gleich 5,24 Prozent. Ein solcher Ertrag von einem Anlagepapier ersten Ranges, dessen Sicherheit durch die Macht und das Vermögen des Deutschen Reiches garantiert wird, setzt bei dem Käufer keinerlei Opfer voraus. Nach 19 Kriegsmonaten ist

Digitized by Google

das Reich imstande, Schuldverschreibungen anzubieten, die ebenso würdige Zeugnisse seines Kredits wie vorteilhafte Kapitalsanlagen sind. Von einer Begrenzung der Anleihebeträge wurde, nach den guten Erfolgen der drei ersten Anleihen, sowohl für die Reichsanleihe wie für die Schatzanweisungen wiederum abgesehen. Immerhin könnte, bei sehr großem Zeichnungsergebnis, die Reichsfinanzverwaltung sich möglicherweise genötigt sehen, den Betrag der Schatzanweisungen zu begrenzen. Allen denen, die mit ihrer ganzen Zeichnung an der Anleihe beteiligt werden wollen, sei daher empfohlen, sich bei der Zeichnung auf Reichsschatzanweisungen, wie dies auf dem grünen Zeichnungsschein vorgesehen ist, damit einverstanden zu erklären, daß ihnen eventuell auch Reichsanleihe zugeteilt wird.

Die Bedingungen für den Zeichner sind mit den bekannten Bequemlichkeiten ausgestattet.

Die Dauer der Zeichnungen erstreckt sich wieder über einen Zeitraum von beinahe drei Wochen, und die Zahl der Zeichnungsstellen ist so groß, daß sie alle Wünsche und Wege umfaßt. Auch die Post nimmt wieder Anmeldungen an allen Schaltern entgegen, doch ist darauf zu achten, daß bei der Post Vollzahlung bis zum 18. April zu leisten ist, und daß nur Reichsanleihe, nicht auch Schatzanweisungen, bei der Post gezeichnet werden kann. Die Stückelung der fünfprozentigen Reichsanleihe und der Reichsschatzanweisungen ist wiederum auf die kleinsten Sparer zugeschnitten, und die Einzahlungen, auch für den kleinsten Betrag von 100 Mark, sind so verteilt, daß die sofortige Bereitschaft baren Geldes nicht nötig ist. Vom 31. März an können die zugeteilten Beträge voll bezahlt werden. Wer das nicht will, kann seine Einzahlungen an vier Terminen, vom 18. April bis 20. Juli, leisten. Teilzahlungen werden nur in Beträgen für Nennwerte, die durch 100 teilbar sind, angenommen. Wer 100 Mark zeichnet, braucht erst am 20. Juli zu zahlen. Für die Zeit zwischen dem Zahlungstage und dem Beginn des Zinslaufes (1. Juli 1916) werden dem Zeichner Stückzinsen vergütet, und zwar auf die Reichsanleihe 5, auf die Schatzanweisungen 4½ Prozent. Wer Vollzahlung am 31. März leistet, bekommt die Stückzinsen auf 90 Tage, bei Zahlungen am 18. April auf 72 Tage, am 24. Mai auf 36 Tage. Diese Zwischenzinsen haben die Bedeutung, daß der in neuer Kriegsanleihe ange-

Digitized by Google

legte Betrag von dem Augenblicke an Zinsen trägt, in dem er eingezahlt worden ist. Sowohl auf die Reichsanleihe als auf die Reichsschatzanweisungen werden die am 1. Mai 1916 fälligen 80 Millionen Mark 4 proz. Schatzanweisungen des Reiches in Zahlung genommen, und zwar so, daß dem Besitzer 4 Prozent Zinsen vom Berechnungstage bis zum Fälligkeitstage in Abzug gebracht werden. Er tritt dafür schon vom Berechnungstage, statt vom 1. Mai, an in den Genuß der 5 oder 4½ proz. Verzinsung. Unter normalen Umständen bekäme er das Geld für die 4 proz. Schatzanweisungen erst am 1. Mai, könnte also mit dem Gelde, das er für sie erhält, erst von diesem Tage ab Kriegsanleihe bezahlen. Dieser Schwierigkeit wird er durch den Umtausch enthoben. Auch die im Laufe befindlichen unverzinslichen Schatzscheine des Reichs werden in Zahlung genommen.

Große Vorteile bietet die Eintragung der gezeichneten Reichsanleihe-Beträge ins Reichsschuldbuch. (Die Schatzanweisungen können nicht eingetragen werden.) Die Zeichnungen sind um 20 Pfennig für je 100 Mark billiger als die gewöhnlichen Stücke. Zudem gewinnt der Besitzer eines solchen Guthabens die Befreiung von jeglicher Sorge um die sichere Verwahrung und Verwaltung seines in Kriegsanleihe angelegten Vermögens und um die Einkassierung der Zinsen. Den Zeichnern von Stücken der Anleihe und von Schatzanweisungen bietet die Reichsbank den Vorteil kostenfreier Aufbewahrung und Verwaltung bis zum 1. Oktober 1917. Bis zum gleichen Termin ist auch die kostenfreie Aufbewahrung und Verwaltung der Stücke der früheren Kriegsanleihen verlängert worden.

Alles in allem genommen bietet die vierte Kriegsanleihe dem deutschen Volke wieder so viele Vorteile, daß einem jeden, auch unter dem Gesichtspunkte seines persönlichen Interesses, zur Zeichnung nur zugeraten werden kann. Es ist deshalb abermals ein großer Erfolg mit Bestimmtheit zu erwarten.

Digitized by Google

Politische Kriegsgedanken

Von Dr. Paul Rohrbach

Der Aufsatz über Englands Amerikapolitik und den U-Bootskrieg in dem Heft unserer Zeitschrift vom 25. Februar scheint durch die merkwürdigen Vorgänge bei der Verhandlung über die Resolution Gores im amerikanischen Senat eine vorläufige Bekräftigung zu erhalten. Wenn die in der „Frankfurter Zeitung" gegebene Deutung des Sachverhalts richtig ist — sie erscheint dem an die parlamentarischen Gewohnheiten Amerikas nicht gewöhnten Urteil etwas merkwürdig, wird aber von sehr sachverständiger amerikanischer Seite bei uns als richtig bezeichnet —, so hat sich der Senat in der augenblicklich entscheidenden Frage der auswärtigen Politik der Vereinigten Staaten mit starker Mehrheit nicht für die Anhänger einer eventuellen schroffen Kriegspolitik gegen Deutschland entschieden. Dazu mag noch bemerkt werden, daß die Persönlichkeit des Senators Gore in Amerika ein patriarchalisches Ansehen als Sprecher der altamerikanischen Tradition genießt.

Was das Thema „Amerika und U-Bootskrieg" betrifft, so ist die gesamte deutsche Presse zurzeit nur mit großer Zurückhaltung darüber zu sprechen imstande. Für jedermann, der nicht selber unmittelbar an den politischen Entscheidungen beteiligt ist, erscheint die augenblickliche Lage undurchsichtig, und es bleibt so keine andere Möglichkeit, als sich darauf zu verlassen, daß unsere Regierung im Bewußtsein ihrer Verantwortlichkeit handeln wird. Die militärische Lage im Osten wie im Westen ist ausgesprochen gut und aussichtsreich. Dasselbe gilt für die österreichisch-italienische Front und für die Balkanhalbinsel. Die Italiener sind auf ihr letztes Reduit in Valona zurückgedrängt, und die Bindung einer ganzen Anzahl französischer und englischer Armeekorps in Saloniki, wo diese Truppenmacht keine andere Aufgabe hat, als die französische Regierung vor dem Sturz durch die enttäuschte öffentliche Meinung zu bewahren, erweist sich für unsere Offensive als höchst nützlich. Was Rußland angeht, so deuten die von dort herüberdringenden Stimmen darauf hin, daß die Regierung und das militärische Oberkommando sich bewußt sind, daß sie vor der Wahl stehen: entweder in absehbarer Zeit ein Sieg über die Deutschen, oder das Ende! Presse, Duma und ein Teil der Minister sind

Digitized by Google

offiziell auf Siegeszuversicht gestimmt. Andere Stimmen äußern sich zurückhaltender, und über das Endergebnis, d. h. den Preis des Friedensschlusses, mag wohl Unsicherheit bestehen. Trotzdem aber hofft man beim Angriff, für den seit einem halben Jahr die Mittel aufgehäuft werden, Vorteile zu erreichen. Die Hauptsache ist für uns, daß die inneren Zustände in Rußland unhaltbar werden. Die politische Unzufriedenheit, die Teuerung, die vollständige Verwirrung des Verkehrswesens, die Korruption, die ganz abenteuerliche, selbst in Rußland unerhörte Maßstäbe erreicht hat, und vor allen Dingen das furchtbar drohende Gespenst des Hungers infolge der verringerten Getreideanbaufläche, zwingen dazu, uns, den Feind, anzugreifen. Der politische Gesichtspunkt nötigt Rußland zum Schlagen — und damit ist in der Regel der Keim des Mißerfolges gegeben.

Die einzige Stelle, wo die feindliche Sache augenblicklich im Vorteil ist, ist der Kriegsschauplatz in Armenien. Die Unwegsamkeit, die Entfernungen und die daraus sich ergebende Schwierigkeit, große Truppenmassen zu bewegen und zu verpflegen, sprechen aber vorläufig stark dagegen, daß von dorther eine Wendung der Gesamtlage selbst nur im Orient kommt. Die Finanzen sind bei uns ohne Zweifel besser, als auf der Gegenseite. Rußland und Italien sind erschöpft, in Frankreich reicht der Patriotismus (und ganz im Geheimen wohl auch das Vertrauen) weder bei den kleinen Sparern, noch bei den Besitzern großer Vermögen dazu hin, um dem Staat so viel solide Mittel zur Kriegführung zu gewähren, wie bei uns, und in England täuschen die Redensarten an den maßgebenden Stellen nur Unkundige über die bestehende schwere Verlegenheit hinweg. Englands wirkliche Mittel sind natürlich so wenig zu Ende, wie die unsrigen, aber die Systemlosigkeit des englischen Denkens und der englischen Praxis, die sich vor dem Kriege auch auf volkswirtschaftlichem Gebiet mit den vermeintlich genügenden Erfahrungstatsachen begnügte, hat jetzt während des Krieges zu unüberlegten sprunghaften und dilettierenden Maßnahmen geführt, mit dem Ergebnis, daß nicht nur der englische Aufwand für den Krieg, sondern auch die durch den Reibungswiderstand in der Maschine verlorene Kraft unverhältnismäßig groß sind. Dies ist das Urteil nüchterner, vorsichtiger und berufener Sachkenner.

Digitized by Google

Die bevorstehende deutsche Kriegsanleihe wird natürlich ein Prüfstein für unsere wirkliche finanzielle Leistungsfähigkeit, für die Einsicht und die Stärke unseres Willens zum Siege sein, aber wir zweifeln nicht daran, daß das Ergebnis abermals günstig sein wird. Man sieht ihm auch an den maßgebenden Stellen mit ausgesprochenem Vertrauen in die Entschlossenheit der Nation entgegen, die reichlichen Mittel, die sie verfügbar hat, ohne Bedenken auch dorthin zu tragen, wohin sie gehören: in das Vorratshaus der silbernen Kugeln, mit denen England uns prahlerisch zu erschießen drohte, während es jetzt mit Unbehagen merkt, daß wir auch mit dieser Munition die schärferen Schützen sind. Ebenso hat die Rohstoffaufnahme gezeigt, daß wir mit allem, was wirklich notwendig ist, noch sicher auf so lange reichen, wie der Krieg überhaupt dauern kann und daß wir da nicht in der Illusion einer Monatsrechnung stecken, folgt schon daraus, daß wir uns über die Gründe der Hartnäckigkeit unserer Feinde durchaus klar sind.

Rußland dagegen wird sich mit seinem Kriegswillen und seiner Kriegsfähigkeit nicht länger aufrecht erhalten können, als bis es auch seine jetzt geplante Offensive gescheitert sieht. Daß sie scheitern wird, unterliegt für uns, die wir unsere Kraft kennen, keinem Zweifel. Über die französische Psychologie möchten wir keine Voraussage wagen. Die Seele des französischen Volkes wird, damit sie Kraft zum Weiterkämpfen gegen Deutschland behält, durch eine so ruchlose und wahnwitzige Haßpropaganda aufgestachelt, daß man nichts anderes dazu sagen kann, als neuerdings jener schwedische Besucher Frankreichs sagte: Frankreich war früher ein Name für geistige Kultur, heute ist es ein Name für geistige Erkrankung. Anders als in Rußland und Frankreich steht es in England. Es gibt englische Stimmen, die — vielleicht mit der unausgesprochenen Voraussetzung, daß Deutschland und Rußland keinen Frieden schließen können, bei dem ein brauchbarer Ausgleich des Prestiges und der Interessen erfolgt — sich einen solchen Frieden für England und Deutschland, wie es scheint, wohl denken können. Schon vor einiger Zeit sagte Mr. Garvin, der Herausgeber des „Observer", in einer Vorlesung, „daß er vor Deutschlands angeblichen Erfolgen weniger Befürchtungen hege als vor den kommenden Vorschlägen für ein zusammengestoppeltes Abkommen und einen vorzeitigen und verderblichen Frieden. Die von Deutschland angebotenen

Digitized by Google

Bedingungen würden einleuchtend und klug sein, sie würden die Wiederbelebung unserer (der englischen) Parteispaltungen bezwecken und schwache aber wohlmeinende Geister irreleiten."

So spricht man, wenn man weiß, daß die Leute, die (in England) der Meinung sind, es sei ein deutsch-englischer Friede mit gegenseitiger Berücksichtigung der notwendigen Lebensinteressen denkbar, wenig oder nichts bedeuten, daß dagegen Lord Northcliffe und seine Leute auf dem Zenith der Macht stehen. Trotzdem hält man es für notwendig, auch auf den schwachen inneren Feind des englischen Übermuts mit Keulen loszuschlagen. Wie hoch Northcliffe seine Macht einschätzt, geht neuerdings z. B. daraus hervor, daß er alle wichtigen Maßnahmen militärischer und politischer Natur, die in letzter Zeit getroffen worden sind, und die seinen Beifall gefunden haben, ausdrücklich auf seine Diktatur zurückführt. Sogar der Premierminister hat die alberne Formel von der Zertrümmerung des preußischen Militarismus in ausdrücklicher Übereinstimmung mit den Northcliffeschen Weisungen wiederholt.

Diese Tonart zeigt, daß ein fester und starker Kriegswille besteht, ein Wille, der von allen unsern Feinden wahrscheinlich zuletzt England auf dem Plan übrig lassen wird. Seine Stärke und Entschlossenheit werden aber England in dem Augenblick nicht mehr viel helfen, wo selbst nur einer seiner Bundesgenossen, sei es Frankreich, sei es Rußland, ihm erklärt: jetzt kann ich nicht mehr weiter! Wenn einer von der Entente matt wird, so muß die ganze Entente Frieden schließen, weil nach dem Ausscheiden eines Mitgliedes die Übrigbleibenden um so viel schwächer sind, daß ihr Widerstand nicht mehr zum Siege führen kann. Wäre die Entente eine innere Einheit, so könnte man es verstehen, wenn ängstliche Gemüter unter uns bis zu Besorgnissen gelangten. Sie ist es aber nicht; vielmehr kann es als sicher betrachtet werden, daß eins oder das andere ihrer Glieder vorzeitig brüchig wird. In dieser Lage Deutschland gegenüber den Trumpf des Erschöpfungskrieges ausspielen zu wollen, ist ein Bluff, den zu durchschauen wirklich nicht viel Anstrengung erfordert. Worum handelt es sich denn für uns? Um beides zugleich, um unsere nationale Gegenwart und um unsere nationale Zukunft. Da läßt man sich durch einige Unbequemlichkeiten und Entbehrungen in der Festigkeit seiner Entschlüsse nicht beirren und unterdrückt selbst den Mißmut über

Digitized by Google

Fehler in der Organisation der Versorgung, die nicht gemacht werden sollten und nicht gemacht zu werden brauchten. Am Leben und an der Arbeit werden wir nicht zu kurz kommen, und alles andere ist in einem Weltkrieg gleichgültig.

Wenn unter diesen Umständen die Waffe des U-Bootskrieges in erneuerter und verschärfter Gestalt eingesetzt werden soll, so können wir daraus nur den Schluß ziehen: also ist es trotzdem notwendig, ferner besteht Sicherheit, daß der Zweck erreicht wird und endlich werden Konflikte von der Art vermieden werden, daß der Schaden schwerer wiegen könnte, als der Gewinn. Daß unsere Regierung den Konflikt mit einer Macht wie Amerika, die durch ihre Geldmittel der feindlichen Klemme abhelfen könnte, keinen Augenblick scheut, wo die deutsche Ehre in Frage kommt, das hat sie gezeigt, und das hat drüben höchst erfreulich gewirkt. Wir fühlen auch alle, daß eine deutsche Regierung nicht anders handeln konnte — gäbe es eine Regierung bei uns, die imstande wäre zurückzuweichen, wo es sich um Deutschlands Ehre handelt, so würde sie bald nicht mehr sein. Dafür würden das deutsche Volk und der deutsche Kaiser sorgen. Es gibt sie aber nicht, und es wird sie nie geben; das Deutsche Reich erlebt kein Olmütz mehr. Sobald jedoch die Ehre des Reiches und der Nation unangerührt bleiben, handelt es sich bei der Frage, ob man noch einen Krieg vermeidet oder ihm entgegengeht, rein um die politische und militärische Kalkulation. Diese ist offenbar mit Rücksicht auf die Kriegslage und ihre bevorstehende Entwicklung an allen Fronten und mit Rücksicht auf die möglichen seestrategischen und überseeisch-politischen Ereignisse angestellt worden; die maßgebenden Stellen bei uns haben sich geeinigt (oder wenn sie sich etwa nicht geeinigt haben sollten, was unwahrscheinlich ist, so hat der Kaiser entschieden); der Kurs des Schiffes ist von denen bestimmt, bei denen die Verantwortung ist, und die Fahrt geht los. Den Insassen bleibt es unbenommen, innerhalb der Grenzen, in denen keine Störung entsteht, Begeisterung oder Zurückhaltung zu äußern, aber die Verantwortung haben der Kapitän und der Steuermann zu tragen.

Dies Gefühl, in der Verantwortlichkeit der entscheidenden Stellen geborgen zu sein, überwiegt bei uns in Deutschland im großen und ganzen durchaus die Stimmen einer zurückhaltenden Kritik, wenn auch gelegent-

Digitized by Google

lich solche in Betracht kommen und in Betracht zu kommen verdienen. Bei unsern Gegnern steht das anders. Die Kritik ist laut, und sie bezieht sich nicht auf Nebendinge, sondern auf den Kern des Kriegsplanes. Man könnte viele Beispiele dafür anführen, bekannte und auch noch unbekannte. Besonders hartnäckig ist die Kritik eines der führenden liberalen Blätter in England, des „Manchester Guardian", an der englischen Kriegführung. Der „Guardian" verfolgt schon seit längerer Zeit konsequent das Ziel, den Orient als den Kriegsschauplatz zu erweisen, auf dem für England die Entscheidung fallen müsse und wo allein England wirklich siegen könne. In diesen Tagen ging ein Zitat aus dem „Guardian" durch einen großen Teil der deutschen Presse, nicht der „Westen", Flandern und Frankreich, sondern ein „anderes" Gebiet sei es, wo England seinen Sieg zu suchen habe. Im Westen sei die deutsche Mauer unerschütterlich und undurchdringlich; an der „andern" Stelle aber seien die Gegner der schwächere Teil. In unseren Zeitungen ist mehrfach gefragt worden, was diese rätselhafte Andeutung besage. Sie ist nicht rätselhaft, sondern ohne weiteres verständlich, sobald man die früheren Auslassungen des „Guardian" heranzieht.

Ich zitiere ein Stück aus einer früheren Nummer der Zeitung, das für die Auffassung der militärkritischen Kreise, die hinter ihr stehen, bezeichnend erscheint. Die Stelle lautet: „Es ist indessen gerecht, anzuerkennen, daß, wenn die Deutschen zu Anfang des Krieges schwerwiegende Fehler in ihrer Strategie begingen, sie dieselben später zu korrigieren wußten. Viele Ursachen gab es für die Tatsache, daß die Deutschen in den zweiten sechs Monaten besser abschnitten, als in den ersten sechs des ersten Jahres. Zweifellos waren sie geschwinder im Erkennen, daß es nicht nur ein Krieg zwischen den Heeren war, sondern auch zwischen den Werkstätten der kriegführenden Länder, und schneller im Erfassen der veränderten Taktik und Maschinerie, die der Schützengrabenkrieg nötig machte. Aber eine noch wichtigere Ursache als diese war der grundlegende Wechsel in ihrer Strategie während des Winters. Es wäre zu viel gesagt, daß sie endgültig die Offensive im Westen aufgaben, denn die Offensive gegen Ypern im Mai war äußerst ernst. Aber ihre Hauptoffensive wurde nach dem Osten übertragen. Im großen gesehen war die Geschichte der ersten sechs Monate das Scheitern zweier Offensiven, der österreichischen im Osten und der deutschen im Westen; und die der zweiten sechs

Digitized by Google

Monate der Erfolge der deutschen Offensive im Osten und ihrer Defensive im Westen. In der Tat führten sie im Frühjahr (und Herbst!) 1915 das aus, was sie mit mehr Sicherheit des Erfolgs im Sommer 1914 hätten tun können. Es ist bemerkenswert, daß die öffentliche Meinung in England so langsam die grundlegende Umwälzung in den deutschen strategischen Plänen aufgefaßt hat, die nach dem Mißerfolg des ersten Feldzugs in Flandern stattfand. Das wahre Motiv des Krieges, obwohl die Eingangsvorgänge es verdunkelten, war Deutschlands Ehrgeiz auf dem Balkan, und alles andere war in Wirklichkeit diesem Ziel untergeordnet. Daß dies Motiv dazu gelangte, Deutschlands Strategie zu beherrschen, war vermutlich zumeist dem Einfluß Hindenburgs und dem ungeheueren Prestige seiner Siege zu verdanken."

Damit soll für den aufmerksamen Leser (in England) natürlich gesagt sein, daß dort, wo Deutschland seine wahren Siege sucht, auch England die Entscheidung des Krieges zu suchen habe. Und was sagt sich der aufmerksame Leser in Deutschland?

Streiflichter zur Weltlage III

Von Professor Dr. Schiemann

Sie vernichten den deutschen — oder wie sie sagen — den preußischen Militarismus mit pomphaften Reden in London, Paris, Petersburg — wir schweigen, aber schlagen ihre Heere und nehmen ihnen einen Stützpunkt nach dem andern. Das ist die Lage im Westen. Gleich nach den blutigen Septemberkämpfen, die den Durchbruchsversuch der Engländer und Franzosen zum Scheitern brachten, haben sie uns angekündigt, daß sie nur auf das Frühjahr warten, um mit stärkeren Machtmitteln, größeren Heeren und unermeßlichen Vorräten an Munition gegen uns vorzugehen, um dann, und dieses Mal bestimmt, die deutsche Front zu durchbrechen und ihre Scharen vernichtend durch die offenen Gefilde Deutschlands zu führen. England erreichte es wirklich, daß die britische Nation sich, wenngleich widerwillig, eben jenen „preußischen Militarismus", gegen den sie Krieg führen, aufzwingen ließ; es verdoppelte beinahe die Zahl seiner Munitionsfabriken, und ungeheuere Bestellungen, die von Frankreich, Rußland, England in Amerika und Japan gemacht

Digitized by Google

wurden, sollten zu den eigenen Vorräten den Überschuß an Kriegsmaterial liefern, von dem man den sicheren Erfolg erwartete. Deutschland, das wußte man in den drei Hauptquartieren ganz genau, machte verzweifelte Anstrengungen, um den dürftigen Rest an kriegsfähiger Mannschaft, der ihm noch übrig war, zusammenzuraffen: halbe Kinder oder wegen körperlicher Unzulänglichkeit zurückgestellte Männer. Dazu sei der Kaiser erkrankt, wahrscheinlich unter dem Druck des unvermeidlichen Verderbens, das ihm, seinem Hause und dem gesamten Reiche drohe. Kein Zweifel, es sei eine unvergleichliche Gunst des Schicksals, die den Verbündeten, der „union sacrée", den endlichen Erfolg gleichsam in den Schoß schütten wolle. So sicher fühlten sie sich, und so verlockend war die Aussicht, den Propheten zu spielen und der Welt die großen Ereignisse anzukündigen, die nun kommen mußten, daß sie der Versuchung nicht widerstehen konnten. Erst war es die Ankündigung, daß von einem Separatfrieden eines der Verbündeten keine Rede sein könne. Einer für alle und alle für einen, in Treue und Freundschaft! Das große Interesse der Gesamtheit solle an die Stelle der Sonderinteressen treten, in Politik und Krieg eine einheitliche Aktion die moralischen und materiellen Kräfte des Bundes zusammenfassen und auch die Völker: Russen, Engländer, Franzosen und Italiener in herzlicher Freundschaft vereinigen. Paris, die ewige „Lutetia Parisiorum", war der gegebene Mittelpunkt all dieser Bestrebungen. Dort tagten die Meister der Bundesstrategie und die feinsten Köpfe der weltumfassenden Diplomatie der Nationen, welche die Zivilisation der deutschen Unkultur gegenüber vertreten und so selbstlos die Rechte der „smaller nations" verteidigen; dort trafen sich die Parlamentarier von hüben und drüben und die Koryphäen der von deutscher Pedanterie befreiten Wissenschaft, und dort fanden die Journalisten beider Hemisphären die Inspiration, deren sie zur Fortsetzung ihrer Kampagne bedurften, um Licht und Schatten so zu verteilen, daß auch der Blödeste erkennen mußte, wie alles Recht auf der einen Seite und das finsterste Unrecht auf der anderen zu finden sei. Es folgten die Reden der Führer: zu London Asquith, in Petersburg Ssasonow. Im Grunde waren es dieselben Schlagworte, die in England und Rußland ausgegeben wurden: „Wir werden", sagte Asquith, „niemals das Schwert wieder in die Scheide stecken, bis Belgien und Serbien in vollem Maße alles, und mehr als alles, das sie geopfert haben, wieder-

Digitized by Google

erlangen, bis Frankreich ausreichend gegen einen Angriff geschützt ist, bis die Rechte der kleinen Nationen auf eine unangreifbare Grundlage gestellt sind und bis die Militärwirtschaft Preußens gänzlich und endgültig vernichtet ist."

Fast gleichzeitig erklärte Ssasonow in der Duma: „Ich kann erklären, daß die Regierung wie bisher unerschütterlich bleibt in dem Entschlusse, den Kampf bis zur Besiegung des Feindes fortzusetzen. . . Die Gewähr unseres Erfolges liegt in dem engen Bündnis mit unseren Alliierten und in der völligen Übereinstimmung unserer Ansichten. . . Der Erhaltungstrieb fordert, daß sie (die Alliierten) dem unerbittlichen Egoismus und dem raubgierigen Appetit, den kennzeichnenden Zügen des Preußentums.. ein Ende machen. Dieses Preußentum muß ein- für allemal zur Machtlosigkeit gezwungen werden. Wenn es anders wäre, würden alle Opfer der Alliierten vergebens sein."

Vorausgegangen war der Besuch des russischen Zaren in der Duma — an sich ein unerhörtes Ereignis — und die von ihm wiederholte Versicherung, daß er nicht Frieden schließen werde, solange noch ein Feind auf russischem Boden stehe. Auch der neue Ministerpräsident Stürmer und der Kriegsminister Poliwanow haben sich, wie ja selbstverständlich war, auf den Boden der Erklärung Nikolaus II. gestellt, ganz wie Kitchener im Hause der Lords in der sehr optimistisch gehaltenen Übersicht, die er von der Kriegslage gab, im Effekt auch darauf hinauskam, daß vor allem der deutsche Militarismus zu vernichten sei.

Der Rede von Asquith wohnten die als Vorläufer der nach London geladenen russischen Parlamentarier bereits eingetroffenen russischen Journalisten bei. Es waren die Herren Nemirowitsch Dantschenko vom „Rußkoje Slowo", Herr Jegorow von der „Nowoje Wremja" und vier Literaten, die nicht zu einer bestimmten Zeitung gehören, Baschmakow, Shukowski, Graf Alexander Tolstoi und Wladimir Nabokow. Sie wurden dem Könige vorgestellt und danach auf einem Bankett in Lancaster House gefeiert, dem Sir Edward Grey präsidierte. Er hielt, wider allen Brauch wie er selbst betonte, eine Tischrede, was bei einem von der Regierung gegebenen Diner nicht zu geschehen pflegt, und wies sehr nachdrücklich auf die außerordentlichen Anstrengungen hin, die England für die Sache der Alliierten gebracht habe. Auch er schloß seine Rede mit der vereinbarten formelhaften

Digitized by Google

Versicherung: „Unsere Sache und unser Ziel ist das gleiche. Wir sind entschlossen es zu verfolgen bis der Sieg unsere vereinigten Anstrengungen gekrönt haben wird." Es würde zu weit führen, wollte ich hier auch nur andeutend auf die zahlreichen Reden gleicher Tendenz eingehen, die in den letzten vierzehn Tagen in Frankreich gehalten worden sind. Wer irgend an die Öffentlichkeit trat, und Gelegenheit dazu fand schlug tagtäglich dieselben Töne an.

Aber es drängt sich uns in Hinblick auf dieses großsprecherische Treiben doch die Frage auf, was geschehen wird, falls, wie diese Auguren sich wohl selber zuraunen wenn sie unter sich sind, alle jene unmöglichen Kriegsziele nicht erreicht werden? Wenn, wie bisher noch immer, ihre Anschläge scheitern, ihre Vorhersagungen sich als trügerisch, ihre tatsächlichen Behauptungen sich als erlogen erweisen und schließlich nichts übrig bleibt, als eine furchtbare Enttäuschung. Die Anzeichen mehren sich, daß eine rücksichtslose Nemesis über die Männer hinwegschreiten wird, die jetzt vergeblich bemüht sind, die Schuld, die sie trifft, auf andere Schultern abzuwälzen. Die Wahrheit bricht sich zwar langsam aber sicher ihre Bahn, und wenn der Tag gekommen sein wird, da ihr Licht all die Finsternis überwindet, die sie heute noch verdunkelt, wird auch mit den Asquith und Grey, den Poincaré und Clemenceau, den Salandra und Okuma abgerechnet werden, die heute noch, wenn gleich mühsam, sich an der Spitze ihrer getäuschten Volksgenossen behaupten.

Von den Betrachtungen die von feindlicher Seite über den Verlauf unserer Operationen beim Beginn der deutschen Offensive angestellt worden sind, ist wohl die lehrreichste die des Kriegsberichterstatters des „Manchester Guardian" vom 19. Februar, also unmittelbar nachdem die Nachricht vom Fall Erzerums in London eingetroffen war. Der anonyme Verfasser legt seinen Ausführungen den Gedanken von der Rivalität der Kriegsschauplätze in Ost und West zugrunde, und wendet sich zunächst den Kämpfen zu, die bei Ypern begannen. Dabei gesteht er, daß unser Angriff auf Ypern im letzten Herbst den ganzen englisch-französischen Angriffsplan verdorben habe. Es sei daher zu befürchten, daß der Erfolg, den wir jetzt bei Ypern errungen haben, die große Offensive gefährden könnte, welche die Alliierten weiter südlich zu unternehmen beschlossen hätten. Offenbar hätten die Deutschen an der ganzen Westfront die ihnen gefährdet erscheinenden

Digitized by Google

Punkte durch Minen geschützt. „Ihr Gedanke ist nicht, sich den Weg für einen Durchbruch zu bahnen, sondern sie beabsichtigen bloß, unsere erste Verteidigungslinie zu schädigen, den point d'appui — für unsere nächste Offensive", das sei eine sehr verständliche Politik und sie ohne Zögern zu Schanden zu machen, die nächste Pflicht. Bei einer Überlegenheit von 2 gegen 1 wäre ein stetes Zurückweichen auf dieser Front nicht zu entschuldigen.

Das sind sehr interessante Bekenntnisse. Ebenso lehrreich ist es, daß er von dem Fall von Erzerum, wenn die Russen schnell vorrücken, nicht nur die Niederlage der Türkei, sondern auch das Ende der „ehrgeizigen Hoffnungen" erwartet, mit denen Deutschland den Krieg aufgenommen habe. Der mindeste Erfolg, den Erzerum bringen müsse, werde sein, daß die türkischen Truppen sich nach Norden, statt nach Mesopotamien wenden. Jetzt sei daher der günstigste Augenblick gekommen, um einen entscheidenden Erfolg in Mesopotamien zu erringen.

„Wir dürfen nicht dulden, daß wir von Flandern aus militärisch belagert werden. Ob der Krieg im Westen gewonnen werden kann, ist zweifelhaft; er hätte sonst schon früher gewonnen werden müssen. Daß er aber im Osten zu gewinnen ist, unterliegt keinem Zweifel und konnte jederzeit in den letzten zwölf Monaten geschehen. Und es sollte niemals vergessen werden, daß materielle Vorteile nur im Osten, nicht im Westen zu gewinnen sind.

„Aber man fragt sich mitunter, wo die Imperialisten des letzten Jahrzehnts geblieben sind? Ein neues Indien, das Südmesopotamien und Palästina umfaßt, erwartet England, wenn es Zeit und Gelegenheit zu nützen versteht."

Die bittere Kritik, die in diesen Ausführungen und Ratschlägen liegt, wird noch übertrumpft in einem der Dillonschen Artikel, der weiter zurückliegt und recht im Gegensatz zu den optimistischen und renommistischen Darlegungen Lord Kitcheners in die folgende Betrachtung ausläuft: „Alle unsere militärischen Erfolge und alle beruhigenden Nachrichten über die trostlosen Zustände in Deutschland, die dem englischen Volke aufgetischt werden, sind nur rosige Nebel, durch deren Schleier wir ein rein imaginäres Wirken von Kräften erkennen, die zugunsten der Verbündeten am Werke sind. Von Rußlands und Frankreichs An-

Digitized by Google

spannung hängt viel mehr ab, als man anfangs annahm. „England kann nicht eine annähernd gleiche Kraftanstrengung machen, denn die Maschinerie, von der wir abhängig sind, ist schlimmer als unvollkommen: sie wurde für den Frieden geschaffen, nicht für den Krieg! Brutal ausgedrückt steht es so: das englische Kabinett in seiner jetzigen Zusammensetzung ist, obwohl alle Mitglieder sehr patriotisch sind und es gut meinen, eine rohe, anarchische und unreife Institution, die beiseite geschoben werden muß, ehe irgendeine Entscheidung über einen annehmbaren Frieden getroffen werden kann. Es ist aber zu befürchten, daß ein solcher Kabinettswechsel, wie vieles andere, zu spät kommen wird. Die Bedingungen für unseren Erfolg liegen nach dem Urteil klar sehender Leute in einem neuen politischen System und in einer neuen Art von Führerschaft."

Was Dillon von England sagt, gilt aber genau ebenso von Frankreich, Rußland und Italien. Auch hier suchten „klar sehende Männer" nach einem neuen politischen System und nach einer neuen Art von Führerschaft. In Frankreich ist schon mehr als einmal der Ruf nach einer Diktatur oder nach einem „comité du salut public" laut geworden, in Italien gewinnen die republikanischen Bestrebungen immer mehr an Boden, und in Rußland wird der Ruf nach einem verantwortlichen Regiment, wie wir sehen, immer lauter und dringender. Es hat keineswegs den Anschein, als solle die Ära, welche die Ernennung Stürmers einleitet, ein Ära der Eintracht zwischen Regierung und Volksvertretung werden. Die jüngsten Debatten weisen vielmehr auf Sturm, und es soll uns keineswegs wundern, wenn wir über kurz oder lang von einer Vertagung der Duma zu hören bekommen. Was der Sozialist Tscheidse der Regierung vorwerfen konnte, geht noch über die schweren Anklagen hinaus, die unmittelbar vor Ausbruch des Krieges laut wurden. Es sei aussichtslos, den Krieg fortzusetzen. Die Volkskraft reiche nicht mehr und die Verluste im Kriege, obgleich größer als die aller übrigen kriegführenden Staaten, seien gering im Vergleich zu den verhungerten und verkommenen Millionen, die das Opfer der allgemeinen Mißwirtschaft wurden. Dreiviertel der Nation vegetiere nur noch, und wer von der Front komme, sei verzweifelt. Es sei die Auflösung des Reichs, die sich vorbereite usw. Fast ebenso pessimistisch aber sprachen die Abgeordneten Schulgin, Mil-

Digitized by Google

jukow und Jefremow, und nur die Minderheit der Sozialisten trat noch für Fortführung des Krieges ein.

Es charakterisiert die Zustände, die der Krieg in Rußland hervorgerufen hat, daß die „Nowoje Wremja“ es nötig findet, in einem langen Leitartikel dafür einzutreten, daß man Bestechungen nicht bestrafen solle. Dadurch werde man das Übel nur verschlimmern. Ein in demselben Blatt erschienener Artikel gibt die Aufzeichnungen wieder, die ein Korrespondent über das Gespräch zweier seiner Reisegefährten im Eisenbahncoupé gemacht hat. Er notiert folgende Ausrufe:

Werde reich und plündere!

Wer jetzt nicht reich wird, wird es niemals werden!

Nur ein Dummkopf macht jetzt kein Geld!

In der Tat, fährt der Korrespondent fort, alle sind heute klug geworden, alle gehen darauf aus reich zu werden, die Jagd nach hohem Verdienst und Profit beherrscht alles. Neben der Leidenschaft, heimlich zu trinken und Karten zu spielen, tritt noch stärker die Leidenschaft hervor von der die beiden anderen abhängen, die Leidenschaft, Geld zu machen. Nur wenn er viel Geld hat, kann der Fuhrmann oder der Lastträger für eine Flasche Schnaps 10—12 Rubel oder für eine Flasche Kognak 12—15 Rubel täglich ausgeben und in der Eisenbahn nicht anders als erster Klasse fahren.

„Archangelsk ist ein Wunderland,“ erzählt ein halb moskowitischer, halb Archangeler Händler. „Früher nahmen die Kutscher in Archangelsk, um einen Passagier von der Bahn bis in die Stadt zu fahren, 50 Kopeken. Jetzt sind keine Kutscher da. An ihre Stelle sind Bäuerinnen aus den nächsten Dörfern getreten. Wir sind die Kutscher, sagen sie, setz dich Herr, für 3 Rubel fahren wir dich in die Stadt. Es bleibt nichts übrig, als das Gepäck auf den Bauernkarren zu laden, und so fahre ich in die Stadt hinein. Ich kenne einen Dampfschiff-Wächter, Wassili, den hat der große und leichte Verdienst so verdorben, daß er zu Weihnachten sich 10 Flaschen Kognak kaufte und dafür 150 Rubel zahlte.

Wir bewegen uns in einem Zirkel — bemerkt dazu ein Akzise-Inspektor — der Großkaufmann plündert den städtischen Kaufmann aus, dieser den Händler im Dorfe, der seinerseits sich an den Bauern und Soldaten schadlos macht, die Bauern und Bäuerinnen aber plündern jeden aus,

Digitized by Google

der mit ihnen in geschäftliche Beziehungen tritt. In den großen Dörfern, wo die Soldatenfrau Unterstützung und Anteile von der Löhnung erhält, streichen die Kaufleute reichen Gewinn ein, für sie ist die Erntezeit gekommen.

So wandern, wenn die Löhnungsgelder ausgezahlt werden, gute Dreiviertel in die Tasche des Händlers. Wenn aber Holz in die Stadt geführt werden soll, nehmen die Bauern für den Saschen (gleich 7 Fuß) 10 bis 20 Rubel."

Der Korrespondent führt weiter aus, „daß die ursprüngliche Kriegsbegeisterung längst verpufft sei, die moralischen Motive hätten materiellen den Platz geräumt. So lange die letzteren sich in vollem Umfange behaupten, wird der Krieg gern ertragen. Aber ich wage nicht zu sagen, was später geschehen wird . . ."

Aus Tjumen geht der „Rjetsch" ein Bericht über die wirtschaftlichen Verhältnisse Westsibiriens zu, der auf Verhandlungen eines landwirtschaftlichen Kongresses in Tomsk basiert ist. Westsibirien, die Kornkammer Rußlands, wird, wie sich ergab, keineswegs den Ausfall decken können, den der Krieg dem europäischen Rußland gebracht hat. Die Vertreter des Gouvernements Tomsk schilderten die landwirtschaftlichen Zustände des ungeheuren Gebiets (4 Millionen Desjätinen Ackerland) folgendermaßen: 1914 brachte Tomsk 263 Millionen Pud Getreide ein, von denen 123 Millionen Pud im Gouvernement verzehrt wurden, der Rest wurde ausgeführt. Aber 1915 wurden nur 72 Millionen Pud geerntet, also die Hälfte von dem, was das Land braucht. Die Ernte war schlecht und die Aussaat mußte um 15 Prozent, d. h. um 660000 Desjätinen eingeschränkt werden. Das Ergebnis der Verhandlungen war, daß das Landwirtschafts-Ministerium um Hilfe gebeten werden solle.

Die Frage ist nur, ob die Regierung imstande sein wird, zu helfen! Kurz vor Eröffnung der Duma hat der fortschrittliche Block ein Programm veröffentlicht, das im Namen der verschiedenen Fraktionen unterzeichnet worden ist, vom Grafen Bobrinski (fortschrittlicher Nationalist), Lwow (Zentrum), Dmitrjukow (Landschaftsoktobrist), Schidlowski (Oktobrist), Jefremow (Fortschrittler), Miljukow (Volksfreiheit). Ihre Forderungen lauten: 1. Schaffung einer einheitlichen Regierung aus Personen, die das Vertrauen des Landes genießen und sich mit den gesetz-

Digitized by Google

gebenden Körperschaften darüber verständigen, daß in nächster Zukunft ein bestimmtes Reformprogramm ausgeführt wird. 2. Entschiedene Veränderung der bisherigen Verwaltungspraxis, die auf Mißtrauen gegen die selbständige Tätigkeit der Gesellschaft gegründet ist.

Diese beiden Punkte werden sehr eingehend in einer langen Reihe von Sonderforderungen spezialisiert, von denen hier nur einige hervorgehoben werden sollen:

Vernünftige und konsequente innere Politik, die auf den inneren Frieden gerichtet ist, und den Gegensatz zwischen den Nationalitäten und Klassen beseitigt.

Amnestie der wegen politischer und religiöser Vergehen in Anklage gestellten Personen.

Aufhebung aller Verfolgungen aus religiösen Gründen.

Lösung der polnischen Frage durch Beseitigung aller die Polen betreffenden Beschränkungen und Herstellung der Autonomie des Zartums Polen.

Allmähliche Beseitigung der die Juden treffenden Beschränkungen, Versöhnungspolitik in Finnland, Wiederherstellung der kleinrussischen Presse.

Verständigung der Regierung mit den gesetzgebenden Körperschaften über alle die Landesverteidigung betreffenden Fragen usw.

Dieser Erklärung haben sich im Reichsrat der Vorsitzende des Zentrums, Baron Möller-Sakamelski, und der Vorsitzende der akademischen Gruppe, A. Grimm, angeschlossen.

Daß die Regierung sich dieses Programm zu eigen macht, kann schwerlich angenommen werden. Vielmehr erwarten wir, daß sie in allen prinzipiellen Fragen, welche die Autokratie beschränken, sich völlig unzugänglich zeigen wird. Aber es verdient doch hervorgehoben zu werden, daß dieses Programm der russischen Liberalen kein einziges Wort gefunden hat, um für die meist mißhandelten russischen Untertanen deutschen Geblüts, seien es nun die baltischen Deutschen oder die deutschen Kolonisten, einzutreten. Und doch sind Recht und Gerechtigkeit nirgends flagranter und in gleich unmenschlicher Weise verletzt worden, als ihnen gegenüber. Aber auch die russischen Liberalen machen den Kampf gegen das Deutschtum mit, und sie werden sich wohl auch nicht sträuben, den von der „Nowoje Wremja" angeregten und von der Regierung bereits aufgenommenen Krieg gegen die evangelische Kirche Rußlands ihrerseits zu unter-

Digitized by Google

stützen. Trügt nicht alles, so wächst der Kampf gegen das Deutschtum schließlich noch in einen Religionskrieg aus!

Wir wenden uns nunmehr unseren Beziehungen zu den Vereinigten Staaten zu. Sie sind durch den eigensinnigen und blinden Pazifismus des Präsidenten Woodrow Wilson auf eine immer gefährlichere Bahn geführt worden. Seine Neutralität ist um so weniger ernst zu nehmen, als er, wie es scheint, grundsätzlich gegen Neutralitätsverletzungen von seiten der Engländer Augen und Ohren verschließt. Wir können dafür einen außerordentlich bezeichnenden Vorfall anführen.

„The American Independent" vom 15. Januar 1916 veröffentlicht den folgenden Bericht von John Hood, Kommandanten des Schlachtschiffs „Texas" (V. St.):

An den ehrenwerten Sekretär der Marine.

Sir.

Ich habe die Ehre, über einen Zwischenfall zu berichten, der folgendermaßen verlief:

Um 3 Uhr 20 morgens am 24. Oktober, als wir in voller Fahrt nach Hampton Roads waren, erhielten wir einen drahtlosen Ruf vom britischen Kriegsschiff „Vancouver", das von einem britischen Torpedoboot begleitet war. Verlangt wurde Auskunft über den Ort unserer Bestimmung und vollständige Angaben über unsere Mannschaft. Unsere Antwort lautete folgendermaßen: „Weshalb zum Teufel sollen wir Euch Auskunft geben? Könnt Ihr nicht unsere Flagge sehen?" Darauf erhielten wir Befehl, zu halten, was ich mit dem Befehl beantwortete, klar zum Gefecht zu machen. 15 Minuten danach wurde mir befohlen, halt zu machen, mein Deck war zum Kampf klar, meine Leute auf ihrem Posten, und ohne daß weiterhin etwas geschah, setzten wir unsere Fahrt fort.

In der Hoffnung, daß ich in Erfüllung meiner Pflicht klug gehandelt habe, verbleibe ich

Ihr gehorsamer

John Hood.

Dazu bemerkt der „Independent": Alle wahren Amerikaner werden darin einig sein, daß Kapitän Hood in Erfüllung seiner Pflicht klug gehandelt hat. Dies ist das zweite Mal, daß das Schlachtschiff „Texas" der Vereinigten Staaten von einem britischen Kriegsschiff angehalten wurde.

Digitized by Google

Zum erstenmal geschah es kurz nach Ausbruch des Krieges, als die „Texas" in den Hafen von New York einfuhr und Kapitän Grant das Kommando hatte. Als er sich weigerte zu halten, feuerte der Brite einen Schuß durch den Bug; Kapitän Grant befahl sogleich das Deck klar zu machen, und der Brite dampfte ab.

In keinem von beiden Fällen fand eine Entschuldigung oder Erklärung statt, und die Regierung in Washington steckte zahm die Beleidigung ein. Aber solange Seeleute wie Kapitäne Grant und Hood amerikanische Kriegsschiffe kommandieren, wird die Ehre der amerikanischen Flagge aufrecht erhalten werden."

Der „Independent" ist das offizielle Organ der „American Independence Union", die am 15. Dezember 1915 einen Protest an den Präsidenten Wilson, Staatssekretär Lansing und das ganze Kabinett wegen der unneutralen Haltung der Regierung richtete und vom Kongreß Untersuchung der Tatsachen und Bestrafung der Schuldigen verlangte.

Der Protest geschah im Namen von 318 amerikanischen Gesellschaften und Logen aus Kalifornien, Washington und Oregon, die 100 000 amerikanische Bürger vertreten. Er ist, wie nicht anders zu erwarten war, unter den Tisch gefallen.

Noch drastischer war das Verhalten des Präsidenten in den bereits erwähnten Beziehungen zu Mexiko, dessen ehmaliger Präsident Huerta jetzt an den Folgen der Behandlung, die ihm zuteil wurde, gestorben ist, während der von Wilson anerkannte Präsident Carranza die Drohungen und Ermahnungen, die ihm von Zeit zu Zeit aus Washington zugehen, in seinen Papierkorb verschwinden läßt. Auch dafür liegt uns ein interessantes Dokument vor.

Der Sekretär Huertas hat seinerzeit folgende Tatsachen bekannt gegeben: „Als er Präsident von Mexiko war, gab er den Amerikanern alle Bürgschaft in betreff der mannigfachen Schwierigkeiten, auf die seine Verwaltung stieß.

Bei der schwierigen Lage, in der General Huerta sich jetzt befindet, will ich in Hinblick auf die ungerechte und grausame Behandlung, welche die Regierung der Vereinigten Staaten ihm zuteil werden läßt, nur darauf hinweisen, daß diese Behandlung die Schuld trägt für seine jetzige Lage. Man hat ihn in Mexiko in Ketten gelegt, wie einen gemeinen Ver-

Digitized by Google

brecher, seine Gesundheit brach völlig zusammen und das war die Ursache seines Todes."

Hierzu bemerkt der „Argonaut": „Daß Huerta den Amerikanern nicht nur Garantien gab, sondern deren Erfüllung erzwang, ist Tatsache. Als er vorigen April nach New York kam, sagte er: „Ich berufe mich auf das Zeugnis der spanischen, deutschen, französischen Kolonien, und besonders auf die bedeutende amerikanische Kolonie in Mexiko. Sie werden und müssen bestätigen, was ich sage. Niemand kann auch nur einen Ausländer nennen, der direkt oder indirekt durch meine Regierung gelitten hätte." Die Sicherheit für die Amerikaner währte, solange Huerta Präsident von Mexiko war, und sie schwand mit ihm. Amerikaner wurden wie Tiere niedergeknallt, als Huerta im Sterben lag, und jene Amerikaner würden wahrscheinlich auch heute noch leben, wenn nur ein Funke staatsmännischen Geistes in unserer mexikanischen Politik gewesen wäre. Es ist nicht erfreulich an diese Dinge zu erinnern, aber nützlich kann es sein, wenn nicht Erfahrung allen erzieherischen Wert verloren hat."

Über den „Pazifismus in Amerika" stellt der „Argonaut" vom 29. Januar eine lehrreiche Betrachtung an, die davon ausgeht, daß die vier Genossenschaften der Eisenbahner, die einen Achtstundentag unter Beibehaltung der Löhnung für den bisher geltenden Zehnstundentag fordern, sich darauf verständigt haben, unter allen Umständen die Arbeit einzustellen und einen Vergleich im Prinzip und in der Praxis abzulehnen. Ihr neues Schlagwort lautet: „strike first and parley afterward." Auf das gleiche Programm hat die Genossenschaft der Feuerwehrleute sich geeinigt: „Die Leute sagen, wir haben genug Erfahrung von Schiedssprüchen." „Sie werden ihr Ultimatum kundgeben, und wenn es abgelehnt wird, gibt es Krieg bis zum Messer."

Hieran knüpft der „Argonaut" die folgende Erwägung: „Wenn also ein Schiedsspruch bei uns aussichtslos ist, und von der größten Kombination amerikanischer Arbeiter abgelehnt wird, wie läßt sich dann hoffen, daß er von Völkern angenommen wird, die durch Rasse, Sprache, Denkweise und geschichtliche Überlieferung getrennt sind? Und wenn wir unfähig sind, unter unseren eigenen Mitbürgern die unter den gleichen Gesetzen leben und vermutlich gleich patriotisch gesinnt sind, Schiedsgerichte zu erzwingen, welche Berechtigung hat dann unsere simulierte Entrüstung,

Digitized by Google

daß die durch weite Räume getrennten Völker der Welt nicht fähig sind, ihre Streitigkeiten anders als auf dem Schlachtfelde zu entscheiden? Wenn man die Aufrufe der Pazifisten hört, müßte man annehmen, daß die Nationen der Welt zum Krieg getrieben werden durch eine Art blinder und lasterhafter Stupidität, an der wir unsererseits keinen Anteil haben, von der sie zu bekehren unsere heilige Pflicht ist. Und um dieselbe Zeit machen wir uns einer weit blinderen und lasterhafteren Stupidität schuldig, indem wir dieselbe Methode der Verständigung ablehnen, nicht weil sie versagt, sondern weil sie erfolgreich ist.

Es wäre daher gut, wenn der Pazifismus wie die Wohltätigkeit sich zu Hause betätigen wollte. Es liegt auf der Hand, daß wir ihm alle Gelegenheit dazu geben könnten, auch könnten wir dabei einige derjenigen Tatsachen der menschlichen Natur kennen lernen, die uns heute so fremd sind."

Unser Wunsch nun geht dahin, daß Präsident Wilson nicht nur seinen Pazifismus, sondern auch seine Neutralitätsideale auf amerikanischem Boden betätigen wollte. Das giftige Wort von den Amerikanern mit dem Bindestrich war indirekt gegen Deutschland gerichtet und übersah, daß es in Amerika ebenso Staatsbürger gibt, die englischer Herkunft sind, wie solche, deren Väter und Vorväter aus Deutschland stammen. Die englische Herkunft der Familie Wilson würde auch für sie den Bindestrich verlangen. Das alles ist höchst unwürdige Verhetzungspolitik und erinnert an den Kampf der Russen gegen das Deutschtum. Mutatis mutandis ist der Unterschied nur gering.

Bis auf weiteres aber hoffen wir noch immer, daß Präsident Wilson den Amerikanern das ungeheure Unglück ersparen wird, auch die Neue Welt in den Weltkrieg hineinzuzwingen.

Britische Kriegführung

Von Thomas Morus, Lordkanzler von England

Genau vor 400 Jahren ist in Löwen ein kleines Büchlein gedruckt worden, betitelt „Ein wahrhaft goldenes Büchlein vom besten Stand des Gemeinwesens und von der neuen Insel Utopia, nicht minder heilsam als ergötzlich, des ausgezeichneten, hochberedten Thomas Morus, Bürgers und vicecomes der berühmten Stadt London."

Digitized by Google

Erasmus von Rotterdam hat das Büchlein empfohlen, und es war nicht bloß ein literarisches Ereignis seiner Zeit, es ist das nie erreichte Urbild aller sozialistischen Staatsromane geworden. Thomas Morus, Jurist und Humanist, Gelehrter und Anwalt, mit 26 Jahren Mitglied des Parlamentes, wurde durch den Erfolg seines Buches von Heinrich VIII. in den Staatsdienst gezogen, stieg dort zur höchsten Stufe des Lordkanzlers und starb, weil er nicht bloß ein Minister, sondern ein aufrechter Mann war, als Hochverräter zum qualvollen Tod verurteilt, dank der „Huld" seines Königs den einfachen Tod der Enthauptung. In dem Kapitel „vom Kriegswesen" beschreibt Thomas Morus das Militärsystem und die Kriegführung der Utopier.

„Sofort, nachdem der Krieg erklärt ist, sorgen sie dafür, daß heimlich und zu gleicher Zeit eine große Anzahl mit ihrem Staatssiegel versehener Proklamationen an den bekanntesten Orten feindlichen Landes angeheftet werden, worin ungeheure Summen als Belohnung für denjenigen ausgesetzt werden, der den Fürsten des feindlichen Landes aus dem Leben schafft, dann geringere, obwohl immer noch sehr bedeutende, für die einzelnen hervorragenden Häupter beim Feinde, die in jenen Schriftstücken desgleichen geächtet sind.

Was sie für den Mörder ausgeworfen haben, das verdoppeln sie für denjenigen, der einen der Geächteten ihnen lebendig ausliefert; wozu sie auch die Geächteten gegen ihre eigenen Genossen unter Gewährung derselben Prämie und zugesicherter Straflosigkeit auffordern.

So kommt es gar schnell zustande, daß die Feinde alle Menschen in Verdacht haben und sich gegenseitig nicht mehr trauen können und in höchster Furcht und nicht minderer Gefahr leben.

So leicht verleiten Bestechungen zu jedem beliebigen Verbrechen, und in der Höhe solcher Spenden gibt es für sie keine Grenze.

Dieser Gebrauch, den Feind als ein Versteigerungs- und Verkaufsobjekt zu behandeln, gilt bei andern Völkern als verwerflich, als eine schändliche Handlungsweise eines entarteten, grausamen Gemüts, sie aber dünken sich deswegen ob ihrer gar hohen Klugheit lobenswert, da sie auf diese Weise dem größten Kriege alsbald ohne Schlachtgemetzel ein Ende bereiten.

Digitized by Google

Kommen sie auf dem angegebenen Wege nicht zum Ziele, so streuen sie den Samen der Zwietracht unter den Feinden aus und nähren dieselbe, indem sie dem Bruder des Fürsten oder in einer Persönlichkeit aus dem hohen Adel die Hoffnung erwecken, daß er sich des Reiches bemächtigen könne.

Verspricht auch dieses Verfahren innerer Parteizerklüftung keinen Erfolg, so stacheln sie die dem Feinde benachbarten Nationen auf und setzen sie gegen ihn in Bewegung, unter dem Vorwande eines alten ausgegrabenen Rechtstitels, um welche ja Könige nie verlegen sind, geben sie Zusage ihrer eigenen Streitkräfte im Kriege und gewähren im reichstem Maße Hilfsgelder. Unter jenen senden sie von eigenen Bürgern nur sehr wenige ab, von denen das Leben jedes Mannes so hoch gilt und die sie so lieb haben, daß sie wohl den einfachsten Mann nur ungern gegen den feindlichen Fürsten selbst ausliefern würden.

Außer ihren einheimischen Reichtümern aber besitzen sie auch noch unermeßliche Schätze im Auslande, weil die meisten Völker ihnen verschuldet sind, weshalb sie von überall her Söldner in den Krieg zu schicken in der Lage sind.

Und wie sie gute Menschen aufsuchen, deren Dienstleistungen sie gebrauchen, so bedienen sie sich auch wertloser Menschen, die sie mißbrauchen, die sich unter dem Antriebe hoher Versprechungen den größten Gefahren entgegenwerfen, daher der größte Teil derselben meistens nie zurückkehrt, um in Empfang zu nehmen, was ihnen versprochen worden; den Überlebenden aber bezahlen sie aufs gewissenhafteste aus, was sie zu fordern haben, damit sie auch in Zukunft zu ähnlichen Wagnissen angefeuert werden.

Denn darum kümmern sie sich wenig, wie viele sie von solchen Bundesgenossen verlieren.

In jeder Stadt wird eine Aushebung aus der Schar derjenigen vorgenommen, die sich freiwillig stellen, denn zum Kriege nach auswärts wird keiner wider Willen zum Militär genommen.

Denn wie sie auf alle Weise trachten, nicht selbst in den Kampf eingreifen zu müssen, und den Krieg nur durch die stellvertretende Hand der Miets-truppe geführt haben wollen, so gehen sie, wenn ihre persönliche Beteiligung an der Schlacht einmal unvermeidlich geworden, ebenso uner-

Digitized by Google

schrocken ins Zeug, wie sie, solange es ihnen freistand, den Kampf klüglich vermieden haben; und zwar entwickeln sie beim ersten Anprall keineswegs ein heftiges Ungestüm; ihre Tapferkeit steigert sich vielmehr allmählich, je länger der Kampf dauert, und ihr Mut wird so erhöht, daß sie leichter niedergemetzelt, als zum Weichen gebracht werden können."

Thomas Morus redet zwar in seinem Büchlein nicht von den Briten, sondern von den Utopiern, aber wie die Insel Utopia England gleicht, so sind Briten und Utopier aus gleichem Holz geschnitzt. Die Utopier sind idealisierte Briten im Zustand der wohl temperierten Gerechtigkeit. Die wilden Völker, die sie zum Kriegsdienst benutzen, nennt Morus Zapoleten. Für die Briten haben die Zapoleten zu verschiedenen Zeiten andere Namen und andere Uniformen getragen, auch Deutsche fanden sich darunter, aber ob nun die Hilfsvölker Zapoleten, Serben, Russen, Senegalneger oder Inder, Italiener, Portugiesen oder anders heißen, die Briten-Utopier haben sie gleich behandelt, und zwar gar nicht utopisch, sondern höchst materialistisch und immer schlecht. Nur aufs Geld ist es ihnen nie angekommen, denn sie hielten es allezeit im Krieg mit dem Worte Lloyd Georges „business as usual" und wußten, daß erfolgreiche Kriege bei aller Kostspieligkeit gewinnreiche, geschäftliche Unternehmungen seien.

Professor Philipp Stein

Britische Schande

Von Li-hung-tschang, Staatskanzler von China

In den vor kurzem (englisch) erschienenen Memoiren Li-hung-tschangs, ohne Zweifel des bedeutendsten chinesischen Staatsmannes der neueren Zeit, findet sich eine Stelle über den englischen Opiumkrieg (1840—42) gegen China, die wert ist, neben Thomas Morus gestellt zu werden:

„Ich weiß, daß durch dies nach Geld-Haschen und die kaufmännische Aufdringlichkeit Englands gegen China Millionen unglücklicher Chinesen auf das tiefste erniedrigt wurden; kräftige Männer und Frauen wurden arme Landstreicher und tiefgesunkene Verbrecher, und Hunderttausende der schwächeren meiner Rasse, besonders unter den Frauen, sind zum Selbstmord geführt worden. Und das alles, damit

Digitized by Google

Indien gedeihen möge! Und das alles, damit der britische Handel in chinesischen Häfen blüht! Und das alles, weil Gold und Land in den Augen der britischen Regierung mehr wert sind, als die menschlichen Körper eines schwachen Volkes!" Nach Lis Berechnung kommt auf jeden Menschen in England ein durch das Opium verderbter Chinese. „England — stolzes, mächtiges, reiches England — England mit seinen großen Heeren, seiner Marine und seinen bedeutenden Männern, ist mit Schmach und Schande bedeckt wegen dieses Verbrechens mit dem indischen Mohn!" Auch in poetischer Form hat Li mehrfach diesen Gedanken und Stimmungen Ausdruck gegeben, am kraftvollsten 1881 in einem „Die Schande des großen Englands" überschriebenen Gedicht, dessen letzte Strophe lautet:

„Schande! Schande auf dieses große England des Westens,
Auf seine blinkenden Gewehre, auf allen andern Glanz!
Darunter ist ein Schwert verborgen, das unsre Seelen stiehlt!
Nicht als ein Freund kommt England zu uns,
Sondern mit einem Schrei nach Gut und Blut und mehr.
Das Leben von unzählig Tausenden
Versenkt es in den verfluchten Abgrund
Von jenem Trank, den sie so schamlos pflegen!"

Paul Rohrbach

Friedrich der Große und der deutsche Heroismus

Von Per Hallström

Aus dem Schwedischen übertragen von Marie Franzos

I.

Thomas Mann hat in einem kleinen Bändchen „Friedrich und die große Koalition" seine Gedanken über Deutschland und den Schicksalskrieg gesammelt und konzentriert. Die Ernte ist in mehr als einer Weise bemerkenswert geworden. Es ist eine ganz selten scharfe und feine Intelligenz, die da das Wort ergreift, und sie tut es aus einem Kampf heraus, dessen Ernst und Qual durch die Meisterschaft der Form und die vornehme Selbstbeherrschung des Tons hindurch deutlich vernehmbar ist.

Der Druck, den der erfindungsreiche Haß des Feindes und seine behende Lügenhaftigkeit auf die größte Nation der Gegenwart konzentriert hat,

Digitized by Google

muß für jeden Deutschen schwer zu tragen gewesen sein. Daß sie es mit solcher männlichen Stärke vermochten, wie es im Großen gesehen der Fall war, ist wohl auch dadurch zu erklären, daß für notwendige Handlung reichlich gesorgt war, daß keine Zeit für Grübeleien übrig blieb. Es hat auch noch einen andern Ableiter gegeben: die rechtmäßige Empörung, natürlich gegen einen Brennpunkt gesammelt, von dem aus die Herausforderung am wenigsten erwartet und am unerhörtesten war.

Thomas Mann konnte nicht so einfach gegen die widrige Absurdität reagieren, seine Natur zwang ihn, das Wie und Warum vernunftgemäß zu ergründen. Daraus ist ein sehr interessanter Entwurf zu deutscher Seelengeschichte in ihrer Eigenart geworden, und im Gegensatz zu dem Typus, den die Feinde verkünden und teilweise zu vertreten glauben. Als poetisches und historisches Symbol des tiefst Charakteristischen im eigenen Volke gerade jetzt hat sich ganz ungesucht die Gestalt des großen Friedrich eingefunden, und der Dichter hat sich bestrebt, die wohlbekannte Kontur mit wenigen scharfen Zügen aufs neue deutlich und lebendig zu machen. Von seiner Auffassung der schwer faßbaren Wesenheit des wogenden und schillernden Geistes der Nation sowohl wie der Seele des konkreten Helden soll hier eine Prüfung und Bewertung versucht werden.

Als echter Deutscher nimmt Mann seinen Ausgangspunkt in einer philosophischen Begriffsentwirrung, einer Unterscheidung zwischen den in ihrem Gebrauch so schwankenden Worten: Zivilisation und Kultur. Die Feinde (inklusive Rußland!) haben beide ganz getrost in Kommission genommen. Da lohnt es sich vielleicht zu untersuchen, inwiefern sie sich untereinander vertragen. Ungefähr wie Feuer und Wasser, erwiderte Mann, denn sie sind ewige Gegensätze. Zivilisation ist Ordnung, sie will das menschliche Zusammenleben nach den geltenden Sittenbegriffen gestalten, sie ist bürgerlich. Die Kultur hingegen ist künstlerisch, sie will geistige Organisation der Welt von innen heraus, Stil, persönliche Entwicklung, Tiefe im Gegensatz zu ebenmäßiger Glätte. Zivilisation ist feindlich gegen Triebe und Leidenschaften, während die Kultur gerade in ihnen ihren Urquell hat, ihren Stoff, dem sie Würde und Schönheit verleihen soll. Jede Lebensäußerung, die noch aus einer dunkleren und heißeren Welt strömt, stellt sich in dem trockenen, kühl vernunftmäßigen

Digitized by Google

Licht der Zivilisation als ein Anachronismus dar, so die Kunst, wenn sie nicht oberflächlich aufgefaßt wird, ebenso der Krieg. Zwischen der Kunst und dem Krieg findet unser Denker viele Analogien, vor allem die Begeisterung, das Feuer einerseits und die freiwillige Unterordnung unter strenge Gesetze andrerseits; dazu kommt noch der Opfermut, der beiden eigen ist.

Hier liegt der Nerv bloß, den man bis hinein zu dem verfolgen kann, was im Wesen der Deutschen für die Welt am fremdesten und erschreckendsten ist. Sie sind das Kriegervolk, friedliebend und geduldig, solange es angeht, gerade in dem Bewußtsein, etwas Gefährliches in sich zu haben, ohne Prahlerei und glorioses Spiel, aber offen das Recht und die Pflicht des Krieges gegenüber der Illusion und Heuchelei behauptend, die vor dem Worte zurückscheut, aber die Sache großgezogen hat.

Deutschland kämpft denn auch als Repräsentant der Kultur, nicht nur um seine Existenz, und höchstens als Ritter der Zivilisation (in dem angedeuteten Gegensatzverhältnis) kann der Feind seine Stimme erheben, am besten doch mit etwas gedämpftem Klange.

Doch damit ist nicht zugegeben, daß Deutschland in bezug auf die Früchte der Zivilisation zurückstehen sollte — nur Unwissenheit und Lüge können diese These wagen. Damit ist nur gesagt, daß diese Früchte für dieses Land nicht die absoluten und endgültigen sind, daß da eine tiefere Sehnsucht nach zukünftigen Zielen ausblickt. Dies hat den Kriegsausbruch mit all seinem Grauen befreiend wirken lassen. Was damals war, hatte das Auge lange durch faule, kranke Flecken gequält, nun konnte das Feuer und der Sturm Heilung und Erneuerung bringen. Es lag auch eine Art Freude darin, sein Wesen zu bekennen und zu wissen: nun steht die Not vor der Tür und die Prüfung, nun wird das Starke wachsen und die Wahrheit laut ertönen, nach allem ratlosen und verwirrten Geschwätz.

Die Proklamation: „der Kampf gegen den Militarismus", wie hohl und falsch die Phrase auch im Munde vollgerüsteter Eroberstaaten klingt, trifft doch insofern das Richtige, als es die höchste Kriegernation ist, die man überwältigen will. Das Recht auf diesen Namen wird durch das erwiesen, was der Krieg aus dem Volk gemacht hat. „Deutschlands ganze Tugend und Schönheit — wir sahen es jetzt — entfaltet sich erst im Kriege. Der Friede steht ihm nicht immer gut zu Gesicht."

Digitized by Google

Die andern, die speziell zivilisierten Nationen, haben hingegen erheblich verloren.

„Wo ist nun Englands Anstand? Es lügt, daß wir uns statt seiner schämen." Und Frankreich, mit seiner hysterischen Wut, wo ist seine Generosität und Menschlichkeit? „Das Hirn dieses Volkes erträgt den Krieg nicht mehr — hat es noch ein Recht auf den Krieg?" Es hat aus Eitelkeit darauf losgesteuert, um Revanche für eine alte Niederlage zu nehmen. Zu diesem Zweck hat es Rußland gemietet, um die Arbeit zu verrichten. „Aber was ist denn das für eine Revanche, die nicht aus eigener Kraft genommen wird?" Und dann das jämmerliche Geschrei, wenn man das Spiel nicht verträgt! Das ist Suffragettentaktik, Bomben zu werfen, und wenn es zur Strafe kommt, zu rufen: Man martert Frauen! „Diese Nation nimmt Damenrechte in Anspruch."

Diese beiden sind es, die sich zutrauen, erlösend in die deutsche Erziehung einzugreifen und das Volk durch seine Niederlage vom Militarismus zu befreien — teilweise durch Eroberung der Verblendeten! Welche politische und psychologische Dummheit und welche Vermessenheit! Haben sie denn auch nur im allergeringsten versucht, die Macht zu begreifen, gegen die sie ankämpfen, und besitzen sie auch nur die primitivste Fähigkeit dazu? „Solche Unwissenheit über das heute wichtigste Volk Europas ist nicht statthaft, sie ist strafbar und muß sich rächen." Deutschlands Sieg ist zweifellos, vor allem deshalb, weil die Geschichte nicht dazu da ist, Unwissenheit und Irrtum zu krönen.

Deutsches Wesen ist problematisch. „Es ist nicht einfach, ein Deutscher zu sein — nicht so bequem, wie es ist, als Engländer, bei weitem eine so distinkte und heitere Sache nicht, wie es ist, auf französisch zu leben. Dieses Volk hat es schwer mit sich selbst, es findet sich fragwürdig, es leidet zuweilen an sich bis zum Ekel, aber noch immer unter Individuen wie unter Völkern waren diejenigen die wertvollsten, die es am schwersten hatten. Und wer da wünscht, daß deutsche Art zugunsten von „humanité" und „raison" oder gar von „cant" von der Erde verschwindet, der frevelt."

Soweit Manns „Gedanken im Kriege". In möglichst kurzer Zusammenziehung und mit Auslassung so mancher glänzender und schlagender Reflexion.

Wie weit kann nun ein fremder aber auch germanischer Leser mitgehen?

Digitized by Google

Von mir soll kein Einwand gegen die nach außen gerichtete Polemik erhoben werden. Sie zieht natürlich nicht alles zur Beurteilung heran, aber sie scheint mir in dem, was sie berührt, sicher und überlegen. Ich werde mich auf einige Zweifel in bezug auf die Grundauffassung des deutschen Heroismus beschränken.

Es kommt mir vor, daß diese einfacher und menschlicher hätte ausfallen können. Mann wendet oft die Worte dämonisch und genial als Bestimmungen der Kultur an. Ich habe sie oben aus einer gewissen Unlust vermieden. Das erstere ist ein wenig altromantisch, das letztere allzu modern und abgegriffen. Aber nun es sich um Kritik handelt, können sie nicht übergangen werden, denn in ihnen liegt für mich das Anfechtbare in der Analyse des Dichters. Wohl kann man das Unmeßbare, das Irrationelle, das unbewußt Zielsichere der Mächte der Seele dämonisch nennen, aber man färbt dann die Vorstellung zu dunkel. Man entrückt sie zu weit jener Luft primitiver Gesundheit, die den Entwicklungskampf und die erlösenden Taten eines Volkes umstrahlt. Genialität gibt der Kultur natürlich ihre schönsten Flügel, aber unter einer Bedingung: daß sie nicht in ewigem Brüten und Grübeln an den Federn zupft und über lauter Modistensorgen um Gekräusel und Farbe gar nicht zum Fluge kommt. Das ist nun lange Zeit allzusehr der Fall gewesen, vor allem in Deutschland, und das Wort Genialität hat an Valeur verloren. Es hat einen Beigeschmack von etwas Eingeengtem und Gequältem bekommen und geht nicht recht mit der Natur zusammen, die für Mann die Wurzel der Kultur ist. Mit der Sache ist es ja anders — wenn wir sie nur zu sehen bekommen und nicht soviel darüber klugreden hören! Unser Dichter ist ohne Zweifel mehr als die meisten berufen, sein Wort zu sagen, aber auch er hat den Zeitgott zu lange angestarrt, und noch in das tiefe und intensive Denken, zu dem die unerhörten Zeitereignisse ihn gezwungen haben, hat sich etwas von der verkünstelten Geniespekulation mit eingeschlichen.

Der ganze Gegensatz Kultur — Zivilisation will für mich nicht so recht seine Schärfe behalten, wie wertvoll die Idee auch als reflexionsanregend ist. Handelt es sich hier nicht eigentlich um ein zusammenhängendes, wenn auch unendlich zusammengesetztes Wesen? Symbolisieren wir es als einen Baum — was allerdings dürftig ist — dann ist die Kultur, wenn man so will, die Blüte, und die Zivilisation das Blätterwerk. Aber das, was

Digitized by Google

Leben und Einheit des Baumes ist, was in der Erde tastet, was zum Licht empor will, was in den Blüten leuchtet und im Sturm kämpft und im lässigen Winde einlullt, wie sollen wir das nennen? Nicht Zivilisation, aber auch nicht, wie weit man den Begriff auch spannt, Kultur. Es ist ein springender Quell aus geheimnisvollen Tiefen, ein flammender Brand von Begierde und Freude und Qual. Es ist eine Lust, in der Sonne der Welt dazusein, aber auch eine Sehnsucht, nicht mehr dazusein, dahinter und darüber hinaus zu kommen, Ruhe und Licht in Regionen zu finden, wo in irgendeiner Weise nichts von dem Innersten verloren geht, aber nichts von seinem Schein und seiner Müdigkeit und Qual noch da ist. Menschengeringheit und Menschengröße in Haß und Liebe zueinander, auf einem Gemeinsamen aufbauend, instinktiv und geschäftig wie die Ameisen im Haufen! Da ist oft der scheinbar sinnlose Streit um den Halm, aber da ist eine Gewißheit: daß der äußerste Einsatz mutiger Kraft und selbstlosen Willens die Seele aus der Verwirrung errettet.

Die ihrem Wesen nach mystischen Größen, die Thomas Mann mit Recht in der Formel seiner Nation betont, sie haben ihr Wesen in dieser Tiefe und dieser dunklen Gewalt. Sie werden an den Tag gezwungen, in Völkern wie in Individuen, wenn der Druck zu hart wird und sich der Grenze dessen nähert, was das Leben zu ertragen vermag. Sie sind unermeßliche Werte, und sie werden nur um den höchsten Preis erkauft. Der Krieg ist ein solcher, der Krieg, der die Früchte einer ganzen Geschichte und die höchsten Güter eines ganzen Staatswesens bedroht, ja seine Existenz selbst. Das einfachste Herz faßt da, was es gilt, und gibt alles, was es hat, und jede Opferhandlung hat das Gepräge der schlichten, stummen, selbstverständlichen Pflicht. Es ist, wenn man so will, dieselbe Intuition darin, wie in den Äußerungen des Genies, aber der Glanz und Prunk, den Bewunderung und Verwunderung in ihre Auffassung des Genies verwoben haben, der entfällt da, er wird von unmittelbarem und warmem Verständnis ersetzt.

So haben Deutschlands Freunde in dem Jahre, das gegangen ist, seinen beispiellosen Heroismus angesehen. Er war die aus bitterer Not und Gefahr hervorgezwungene Klarheit einer gehaltvollen und mächtigen Natur über sich selbst, über die innersten Bedingungen des Lebens und ihre eigene Stärke. Daraus ward der Sieg geboren, und darin wird er Be-

Digitized by Google

stand haben. Gerade weil Deutschland, dank dem Haß der Feinde, so ganz auf eigene Kraft gestellt war, ohne die Stütze der Phrasen und Formeln, die die Wirklichkeit verdunkeln, aber mit jenem Feuer im Gemüt, das bis auf den Grund der Lebenswerte brennt und dort Halt findet, darum ist es unüberwindlich gewesen. Wie eine durch langen Druck gestählte Verkörperung von Kriegertugend und Männlichkeit hat sich das ganze Volk vor uns erhoben. In diesem stolzen Bewußtsein hat es die Schlaffheit und Illusion des Friedens herausgefordert, die in Gemächlichkeit und Zerstreutheit ganz vergessen hat, was blutiger Ernst ist.

II.

So wie Mann, als es sich um die Psychologie des modernen Deutschland handelte, sich das Problem durch überflüssigen Scharfsinn überflüssig schwer gemacht hat, ist er mit Friedrich als nationaler Typengestalt verfahren. Ja, er hat die Sache noch weiter verwickelt, indem er seiner etwas manierierten Künstlerneigung, in dem effektvollen Spiel von Licht und Schatten die letzteren so dunkel und so phantastisch kompliziert als nur möglich zu machen, keine Schranken angelegt hat. Desto interessanter ist das Kunststück, die Heldengestalt trotz alledem in ihrer ganzen Größe zu verteidigen und ihm gegen die feindliche, irregeführte Mitwelt recht zu geben. Die Tendenz ist sicherlich nicht bewußt, aber wie alle Tendenz hat sie eine Fehlzeichnung im Gefolge gehabt — so will es mir wenigstens erscheinen. Diese tritt vielleicht am schärfsten in dem im übrigen brillanten Exposé zutage.

Der junge Fürst, den Mann die Erwartung von ganz Europa durch seine Verwandlung bei der Thronbesteigung düpieren läßt, hatte in seiner Vergangenheit ein Moment, das wenigstens uns den Schlüssel zu seinem Rätsel gibt. Dieses hat der Verfasser ganz übergangen, hauptsächlich vielleicht, weil er es von Vorgängern zu ausgeschrotet fand. Da läßt sich aber nichts tun, es muß doch mit hinein. Es ist das tragische, tief bedeutungsvolle Drama seiner Erziehung.

Die glänzende, leichtfüßige Erscheinung, die unter dem Namen Frédéric (oder geradezu Frédéric) Roy de Prusse, als eine Verkörperung des siegreichen Aufklärungsideals auftrat, gesandt von einer wohlwollenden und aufgeklärten Vorsehung, um alles zu verwirklichen, was gesunder

Digitized by Google

Menschenverstand und vorurteilslose Humanität nur von einem Staate verlangen konnten, er hatte als „Fritzchen", Friedrich Wilhelms Sohn und erster Untertan, Erlebnisse gehabt, die tiefere Male hinterließen, als vielleicht irgendein Prinz unter dem Seidenrock getragen. Wir kennen alle die Geschichte des zum äußersten gesteigerten Konfliktes zwischen zwei Generationen und Epochen. Er war hier nicht, wie so oft sonst, ein Kampf zwischen Masken, die unter scheinbarer Unversöhnlichkeit Gesichter von beträchtlich weniger verschiedenen Mienen verbergen. Es war kein häuslicher Sturm, der nach erklecklichem Lärmen und Toben in dem halb genierten Nachdenken verstummt, worüber man denn eigentlich Worte gewechselt hat und ob es auch der Mühe wert war, dafür das Behagen aufzuopfern. Die Versöhnung kam wohl, aber wie im Trauerspiel, streng und teuer erkauft, nach einer Krise, bei der die Schicksalsmächte mitgekämpft hatten, bei der Blut geflossen war, und ein Wille sich dem Unausweichlichen gebeugt hatte. Es ist fraglich, ob Friedrichs ungeheure Prüfungen im Herrscherberuf die überstiegen, die der Knabe im Gefängnis zu Küstrin abschloß; eines dürfte sicher sein, daß er sie ohne die frühe Abhärtung nicht so bestanden hätte wie er sie bestand.

Er hatte begreifen gelernt, aus welchem Stoff die Welt erbaut ist. Die Weisheit, die beim Vater naiv und primitiv war, Instinkt für das Echte und Haltbare, brutale Verachtung für alles Feingeschmiedete, das das Metall schwächt, blinder Zorn gegen Phrasen und Prätentsionen, die für Mächte gelten wollen, sie bildete sich in Friedrichs klarem Geiste zu Scharfblick aus. Seinen Aufklärungsglauben hatte er noch — der frivole Ton, mit dem Mann seine humanitären Reformen erwähnt, ist nicht am Platze. Mit diesem Glauben war es dem König ernst, und darüber hinaus kam er wohl kaum in seinen Reflexionen, aber er blieb auch nicht dahinter zurück, trotz aller skeptischen Kühle der Manieren. Das, was nach seiner und aller hellen Köpfe Ansicht einstmals werden sollte, trübte doch nicht im geringsten seinen Blick für das, was war. Darin liegt der Unterschied zwischen ihm und den andern glücklichen, unproblematischen und unparadoxalen Naturen, die nur ihren Puderstaub von den offenbarten Wahrheiten der Feder fortzublasen brauchten. Er hatte die Schicksale eines Staates zu schreiben und wußte wohl, daß dies einen andern Saft erfordern kann als Tinte. Er kannte Preußens Kraft, und er kannte

Digitized by Google

seine Möglichkeiten. Er wußte auch aus Erfahrung, was Menschen tragen können, ohne geknickt zu werden, und in seinem spannkräftigen Sinn war so die Kühnheit entstanden, Handlungen zu wagen, und die Härte, sie durchzuführen. Man kann sein Wesen zwiespältig nennen, aber es für zweideutig anzusehen, das hieße sich blind gegen jene Kompliziertheit stellen, die mit wenigen erfreulich schönen Ausnahmen die Regel für entwickeltes geistiges Leben ist. Das fliegt nicht leicht und frei und gerade dahin wie ein Lichtstrahl. Es hat schwerere Elemente zu tragen, und mehrere Ströme von Kälte und Wärme, von Dunkel und Klarheit kämpfen um den Lauf des Flußbettes.

Für Friedrich wurde seine erste politische Tat entscheidend für sein ganzes Schicksal und für das Preußens mit ihm. Ja, noch heute, und nie deutlicher als heute, wird Deutschlands Stellung unter den Völkern davon bestimmt. Der bestürzte Zorn, den seine Eroberung erregte, starrt noch so gut wie von überall nach Potsdam-Berlin. War das harte Urteil auch nur damals gerechtfertigt? Thomas Mann scheint mir der tugendhaften Verwunderung der damaligen Zeit zuviel Zugeständnisse zu machen, vielleicht auch hier aus koloristischen Gründen. Es war jedoch wahrlich nicht lauter Unschuld, die da aus dem Schlaf gerissen wurde.

Nicht das erstemal wurde ein Erbe mit Gewalt in seinem Rechte gestört. Schweden könnte unter anderen ein Wort dazu zu sagen haben. Das beraubte Österreich hatte seinerzeit ungefähr, was es wagte und konnte, getan, um seinen Vorteil zu wahren.

Eben jene schlesischen Fürstentümer, die Friedrich verlangte, hatte es ohne allzuviel Skrupeln über die Art und Weise in die Hand bekommen. Es wäre von einem Ungelehrten vermessen, etwas über die Rechtstitel der Hohenzollern auf diese Fürstentümer zu sagen, aber waren die alten Erbverträge für ihre Zeit nur Luft, im Gegensatz zu so vielen anderen, die gelten durften? Im Zeitalter des Großen Kurfürsten hatte der Kaiser den Ansprüchen Bedeutung genug zugemessen, um sie sich durch einen häßlichen Streich vom Leibe zu schaffen. Er erbot eine sehr karg zugemessene Entschädigung an Land und kaufte zugleich insgeheim die Wiedergabe vom damaligen Erbprinzen zurück, der Geld brauchte und sich über Wucherkniffe nicht viel den Kopf zerbrach. Eine solche Intrige deutet darauf hin, daß es etwas Reales fortzuintrigieren gab, und so wie Friedrichs Groß-

Digitized by Google

vater und Vater sich für ernstlich verunrechtet hielten, konnte er selbst auch dieser Meinung sein.

Möge dem sein, wie ihm wolle, Friedrich nahm das, was er haben wollte, reichlich. Er tat es, weil Preußens Körper sonst zu schwach für den Geist des Landes und seinen eigenen gewesen wäre, und wie er in seiner stolzen Ehrlichkeit zugestand, auch darum, weil er Glanz und Ruhm für seinen jungen Namen suchte. Die Schuld, die ohne Zweifel in dem letzteren Motiv lag, sühnte er hinlänglich, wenn man nach dem gewöhnlichen Lauf der Welt urteilt. Ruhm wurde ihm wohl mehr, als er geträumt, aber er mußte seinen Wert mit dem Einsatz seiner Gesundheit und seines Glücks bezahlen, der ganzen Kraft seines Geistes und seiner heroischen Seele. Er hatte etwas weit Unversöhnlicheres herausgefordert als politische Rechtsbegriffe, nämlich politische Machtbegriffe, und der Neuankömmling, der das Spiel am Tisch der Großen störte, mußte für seinen Platz bezahlen wie niemand je zuvor. Sofort erhob sich um Preußen jener Plan einer Koalition zur Vernichtung des Landes, der einige Jahre später Wirklichkeit wurde, ja, der hinfort wie eine Gestirnkonstellation an Europas Himmel verblieben ist, eine fixe Idee. So wie er Friedrichs Albtraum gewesen war, so störte er Bismarcks Schlummer, wir wissen nun alle, mit wie gutem Grunde.

An der Rolle des Friedensstörers, die Friedrich der Große etwas zu leichten Herzens gewählt, als Europa im übrigen vor der Versuchung zauderte, war er verurteilt festzuhalten wie ein Schauspieler, der sich in keiner andern Rolle zeigen darf.

Er mußte sie mit tiefem Ernst und bitterem Schmerz im Sinne durchführen. Die Feinde verstanden ihre Kunst, damals wie heute, und diese Kunst war auch, damals wie heute, nicht schwer gegenüber einem gedankenlosen Publikum. Man schloß die korrektesten Bündnisse zur Verteidigung (und rief den Himmel zum Zeugen seiner friedlichen Absichten an), nur um sich gegen das einsame und gefährliche Preußen seiner Haut zu wehren. Man zog den Kreis enger und enger und gab mutig und ruhig seinen unerschütterlichen Entschluß kund, sich nicht überwältigen zu lassen. Als Friedrich endlich die Ruhe der plastischen Gruppe brach, schrie man, so wie heute: Nun also, was sagten wir, wer ist es, der gewissenlos Frieden und Glück vernichtet?

Digitized by Google

Die Ironie, die die Szene birgt, findet bei Mann einen feinen, überlegenen Ausdruck. Aber hier wie überall läßt er dem „Problematischen" in Friedrichs Gestalt zuviel Spielraum, es muß Europas Mißtrauen neben den übrigen Gründen zu dieser Haltung motivieren. Und doch sieht es aus, als hätten die Feinde beruhigt darüber sein können, daß ein kluger Mann sich nicht ohne Zwang in ein so verzweifeltes Spiel gestürzt hätte, wie dieses offenbar war. Ihre Motive waren wohl einzig und allein Revanche — von mehr als einer Art — und Spekulation auf Beute.

In bezug auf die diplomatische Niederlage vor der Krise möchte ich auch einen Einwand vorbringen. Mann läßt Friedrichs Frauenfeindlichkeit eine verhängnisvolle Rolle in der von so vielen weiten Brokatröcken markierten politischen Lage spielen. Ja, die Tragik — und Komik — dieser Situation war ein schweres Kreuz für einen so männlichen Staatsmann wie Friedrich, und gut wäre es für ihn gewesen, wenn er es besser verstanden hätte, die Katze nach dem Strich zu streicheln. Daß er das nicht tat, daß er Elisabeth scheute und sogar die seidenweiche Pompadour, das hatte doch noch einen andern Grund als starren Kaltsinn gegen das Ewigweibliche. Er war nicht nur Staatsmann, er war ein sehr stolzer Fürst und in allem Persönlichen ein selten ehrlicher Mann; es fiel ihm schwer, seine berechtigte Verachtung zu schlucken.

Im Zusammenhang damit möchte ich mich gegen allerlei Hypothesen über seine sittlichen Verhältnisse vorsichtig reservieren. Man weiß da nicht viel mit Sicherheit. Der Leichtsinn seiner Jugend dürfte in seiner Sphäre nicht aufsehenerregend gewesen sein, wenn er auch besprochen wurde, weil seine Prinzenwürde ihn interessant machte. Seine aufgezwungene Ehe war vermutlich in früheren Jahren weniger abnorm, als Mann annimmt — darüber wachte wohl der alles andere als diskrete Vater, der ihn zu dem peinlichen Schritt kommandiert hatte. Was möglicherweise seiner „Soldatenaskese" zugrunde lag, wenn man nach einer anderen Ursache zu forschen braucht als der Kühle eines streng intellektuellen und streng in Anspruch genommenen Mannes, das bleibt am besten unter all dem andern, worüber man auch in Ungewißheit schwebt. Die Zeitgenossen mußten sich vielleicht den Kopf darüber zerbrechen, aber damit könnte es wohl sein Bewenden haben.

Dagegen, daß Friedrich das Herzensleben gefehlt haben sollte, spricht

Digitized by Google

schon sein starkes Gefühl für die Familie, für die Schwester Wilhelmine, für die Mutter, ja nicht zum geringsten für den Vater — trotz alledem — und seine Treue gegen die wirklichen Freunde, die er sich in den Jahren gewählt hat, in denen Freundschaften entstehen.

Um zur Geschichte zurückzukehren, so fiel Friedrich in Sachsen ein, und damit war der Siebenjährige Krieg begonnen. Meisterlich und mit Größe in der Auffassung hat Mann die moralische Bedeutung des Wagestücks behandelt. Es hieß, vor einer Welt Unrecht auf sich nehmen, in der Überzeugung, daß auf diesem Gebiete das Recht, das er sein nannte, durch den Sieg verfochten werden mußte, um überhaupt eine Stimme in der Diskussion zu erlangen. Geschlagen war er nur ein Abenteurer, der Europa um einer nicht lebensfähigen Sache willen in Brand gesetzt hatte, ein Missetäter, der seine Strafe erlitt. Der Heroismus gegenüber der Gefahr, wie groß er auch angesichts einer so unerhörten Übermacht war, er war beinahe leicht, verglichen mit dem Heroismus, ungebeugt unter dem Druck des Hasses die Seele aufrecht zu erhalten, alle Verantwortung allein zu tragen, allein all das zu stützen, was in einer in ihrem Leben bedrohten Nation unter dem Warum und Wohin der Fragen zweifelt und kränkelt. Ich weiß nicht, ob dieser Heldenmut Friedrichs, die Grundlage all seiner unvergleichlichen Taten, je zuvor so intensiv und stark begriffen worden ist. Es wäre nicht zu verwundern, wenn es gerade dieser Schicksalszeit Deutschlands vorbehalten geblieben wäre, die richtigen Maße zu finden — die historische Vergangenheit wiederholt sich ja in dem, was jetzt ist, in allen wesentlichen Zügen. Dies brennend deutlich gesehen und die Parallele mit Schärfe und Tiefe durchgeführt zu haben, das ist es, was Manns Aufsatz so bedeutend macht.

Nun wohl, der Verlauf der Ereignisse erwies Friedrich wenigstens bald den Dienst, daß die aufgezwungene Offensivmaske von ihm abfiel. Wie man auch die Einleitung zum Spiele nennen wollte, wurde es ein offenkundiger Verteidigungskrieg von einer Gewalt und Hartnäckigkeit, zu der es damals vielleicht kein Gegenstück gab. Auch sonst zeigte das Schicksal keine sanfte, versöhnliche Miene. Das Unglaubliche, ja das Wunderbare mußte gewagt und durchgeführt werden, nur um es wieder und wieder wagen zu dürfen. Rings herum standen die Feinde, übermütig vor der Probe, nachher meistens verblüfft und beschämt, aber stets

Digitized by Google

in der Lage, neue Kräfte heranzuziehen und einander mit neuen Zurufen im Kreise zu ermuntern. Mitten in diesem Friedrich, spannkräftig und behend, den Rücken vorzeitig gebeugt, durch die Gewohnheit, die Übermacht von sich abzuschütteln, zu Stahl und Nerven trainiert, nach jeder Möglichkeit mit Augen ausschauend, in denen aus Tiefen trotziger Verachtung weißes Feuer sprühte. Wie Mann sagt: „Mit der Zeit wurde er sich selber grotesk, er übersah nicht die fürchterliche Komik seines Daseins, verglich sich mit Don Quichotte, mit dem ewigen Juden."

Was sollte er von einer Welt denken, die ihm nur „die Qual der Verdammten" bereitete, und die er doch nicht ganz negieren konnte, wollte er nicht zugleich seine ganze schwere Aufgabe ad absurdum führen? Ja, was war es, das ihn aufrecht hielt? Bitterer Heroismus, der Entschluß, sich nicht zu ergeben, solange der Lebensfaden hielt, weil dies dasselbe gewesen wäre, wie die Unterwerfung dessen unter materielle Schwere einzugestehen, das darüber stehen sollte? Ja, aber vielleicht ebenso stark das Pflichtgefühl, schlicht und fast ohne das Bedürfnis, Worte zu machen, nicht einmal sich selbst gegenüber, unreflektiert und unausweichlich wie die Alltagsarbeit, um alltägliche Forderungen zu erfüllen. Mit ihm stand und fiel sein Staat, das war eine Gewißheit, die für Friedrichs Natur nicht erst mit Gefühlsinhalt erfüllt zu werden brauchte, die nicht zur Beredsamkeit inspirierte, aber darum nicht weniger gebieterisch war!

Sieht man ihn so, dann entfällt jene düstere Fatalität, die für Mann der Inhalt der Gestalt ist und wohl auch ihr größter Reiz. Er wird dann nicht so geheimnisvoll merkwürdig, aber ist er darum weniger groß, und vor allem, wird er dadurch nicht wahrer? Es scheint so, wenn man ihn nicht beim Friedensschluß verläßt, wie es unser Dichter getan hat, in der Auffassung, daß nun seine Mission vorüber war und daß seine friedliche Arbeit eigentlich von einer Art Besessenheit angetrieben wurde, einer Manie, zu wirken und zu ordnen.

Was er in diesen zwanzig Jahren zustande brachte, das war doch ein großes Werk der Schaffenskraft und des brennenden Eifers, das nicht hinter den Arbeiten des Krieges zurücksteht. Seine Haltung war wohl ebenso militärisch barsch, seine Miene ebenso weit entfernt von Herzlichkeit, wie als es noch galt, vor dem Feinde in eisenharter Disziplin das Äußerste aus den Reihen der Soldaten zu pressen. Seine Worte waren

Digitized by Google

ebenso nahe bei der Verachtung, bei Mißtrauen und Hohn. All dies hindert nicht, daß seine landesväterliche Fürsorge Raum hatte für verborgene Wärme, verborgene Liebe zu der Erde, die er zum Blühen brachte, und den Menschenleben, denen er Platz bereitete.

Lieber als bei der Szene unheimlicher Kälte, dämonischer Übermenschlichkeit, zu der Mann mit ergreifender phantastischer Wirkung seinen Tod umgeformt hat, verweile ich vor einem letzten Strahle des großen Mannes, bei einer ungekünstelten zeitgenössischen Aufzeichnung über einige glückliche Stunden aus dem Leben des Greises. Ich meine jene bekannte photographisch und stenographisch treue Erzählung von Fromme von der Reise durch die Neuanpflanzungen in der Gegend von Fehrbellin. Da sehen wir in dem dahinrollenden Wagen die abgezehrte und gebückte Gestalt in dem verklärenden Glanze der Abend- und Erntesonne. Wir hören, wie seine rastlosen Gedanken sich befriedigt und neugierig mit tausend kleinen Dingen beschäftigen, alle prosaisch und einfach wie die Erde selbst, alle von Gewicht für ihn als Zeichen praktisch durchgeführter Pläne, und alle irgendwie schön, ja poetisch, im Lichte eines unermüdlichen guten Willens. Er tut lange Atemzüge des Glücks und der Ruhe und sagt, daß diese Gegend doch merkwürdig verbessert sei und daß nichts ihm so gefallen habe wie diese Reise.

Gibt dies nicht einen Blick, so gut wie nur irgendeinen, in das Innerste des großen Friedrich? Er war nicht nur der Kriegsheld, dem das Schicksal gebot, die Schlachten zu schlagen, die geschlagen werden mußten, und das zu wagen, was kein anderer gewagt hätte, er war nicht nur der Typus des deutschen Heroismus in seiner streitbaren Unüberwindlichkeit. Bei ihm wie bei der Nation, die er verkörperte und umgestaltete, war der tragende Grund die moralische Stärke, die in der vollkommenen Erfüllung der Pflicht liegt, welcher Sache sie auch gelten mag, dem Bluthandwerk oder der friedlichen Kulturarbeit.

Digitized by Google

Notizen

Deutscher und englischer Welthandel

Die Rede des Herrn Ainscough, die derselbe in der ostasiatischen Abteilung der Londoner Handelskammer über die Handelsverhältnisse in China gehalten hat, findet in der „North China Daily News" einen auffälligen Kommentar:

„Verstehen diese Herren etwas von chinesischen Verhältnissen? Gibt es solche, die auch nur fünf Minuten in den einfachsten Ausdrücken mit einem chinesischen Beamten sich unterhalten können? Oder die — auch mit Hilfe eines Dolmetschers und eines Lexikons — eine chinesische Zeitung zu lesen verstehen? Oder die es fertig bringen, außerhalb der festgeregelten Lebensverhältnisse der europäischen Niederlassungen in China zu leben? Oder die eine Reise ins Innere machen können, es sei denn mit allen europäischen Bequemlichkeiten in der ersten Klasse des Dampfers oder der Bahn?

Als der englische Handel in China noch keine Konkurrenz hatte, brauchte man in solchem Leben nicht gerade etwas Unpassendes zu finden. Aber die Zeiten haben sich geändert; was früher recht war, ist jetzt nicht mehr erlaubt. Wenn man heute nicht mit aller Kraft der Klugheit und Beharrlichkeit den Anforderungen der Zeit gerecht wird, dann ist es zwecklos, noch über den englischen Vorzug zu sprechen. Wer in Zukunft als „Chinakundiger" gelten will, muß anders sein als die heutigen, die den Namen haben, aber nicht die Sache. Wenn Herr Ainscough laut seine Stimme erheben und die, welche nach China zu gehen beabsichtigen, aufrütteln würde, daß sie ihr Augenmerk auf die Notwendigkeit von chinesischen Spezialkenntnissen richten, dann täte er dem englischen Vaterlande einen großen Dienst. Und als Regel muß von jetzt ab gelten: Nur wer die Sprache versteht, kann sich wirkliche Kenntnisse des Landes erwerben."

Man braucht nicht daran zu erinnern, daß hier dem englischen Kaufmann etwas aberkannt wird, was bis jetzt als allgemeiner Vorzug des deutschen Kaufmanns angesehen wurde, der sich in fremden Ländern bemüht, wie dem Geschmack so den Bräuchen und der Sprache sich anzupassen.

Daß ein solches Vorgehen zwar weniger bequem aber aussichtsreicher ist, als das von England bis jetzt beobachtete, erkennt selbst England an. So meinte jüngst „Manchester Guardian" im Anschluß an die Besprechungen des Gutachtens der Handelskammer von Manchester: „Was wir brauchen, ist mehr Gründlichkeit oder Vorbildung, wir müssen zeigen, daß wir Deutschland geistig und in unsern Einrichtungen gewachsen sind."

Englische Stimmen über den Handelskrieg mit Deutschland

„Manchester Guardian" bekannte am 16. Februar offen folgende Auffassung:

„Ich habe die allerstärksten Einwendungen gegen Leute zu erheben, die in ihrem Wunsche, Deutschland zu treffen, eine Taktik befolgen, die nur dazu dienen kann, uns selbst zu schaden. Kann ein großes Handelsvolk den Handel mit

Digitized by Google

über 30 Millionen seiner besten Kunden einstellen?"

Dem entspricht die Bemerkung der „Morning Post" vom 17. Februar:

„Deutschland hat 1913 an Rußland die Hälfte der gesamten Einfuhr für zirka 145 Mill. Pfd. Sterl. geliefert. Es wäre selbstmörderisch, sich einzureden, daß nach dem Krieg die Russen aus sentimentalen Allianzgefühlen englische Waren zu teueren Preisen und schlechteren Kaufbedingungen beziehen werden."

Britische Schiffsverluste und Schiffsbau

Nach den amtlichen Zahlen der Schiffsverluste vom 4. August 1914 bis 31. Oktober 1915 verlor die englische Handels-Marine:

	Dampfer	Segler	Insgesamt	Tonnengehalt
Versenkt	204	19	283	558178
Gestrandet verloren vermißt	167	299	466	175182
Fischerschiffe	68	76	144	5750
Insgesamt	499	394	893	739110

Diesem Verlust standen folgende Zahlen für den Schiffsbau gegenüber:

Der Tonnengehalt der in England 1914 für den Handelsverkehr gebauten Schiffe umfaßte 1683553 t

im Vergleich zu 1915

Dampfer 317 mit	648639	
Segler 10 mit	2299	650919 t

Einschränkung im Schiffsbau 1032633 t = 61 1/2 %

Der Schiffsbau vermochte also, abgesehen von dem absoluten Rückgang gegenüber der Friedenszeit, die während des Krieges entstandenen Verluste nicht auszugleichen. Man versteht danach, warum die „Morning Post" vom 17. als einziges Mittel, um das Gleichgewicht zwischen dem verfügbaren Schiffsraum und Ladungen herzustellen, vorschlägt, daß die Ladungen durch die Beschränkung der Einfuhr vermindert werden.

Amerikas Ärger über die englische Beschränkung des Seeverkehrs

In rascher Folge haben im Senat zwei Senatoren zu Schritten gegen England aufgefordert. Walsh erneuerte seinen Vorschlag von Wiedervergeltungsmaßregeln gegen Großbritannien, vor allem durch ein Gesetz, das den Handel mit jedem Lande verbietet, das den legitimen Handel der Vereinigten Staaten störe. Senator Hoke Smith begründete Maßnahmen gegen England damit, daß England den deutschen Handel vernichte, um auf Kosten des amerikanischen seinen eigenen zu fördern.

Französische Zollbeschwerden gegen England

„Oeuvre" vom 25. 2. klagte:

„England belegt Luxuswaren mit einem Einfuhrzoll von 33 %. Dieser Zoll ist übertrieben hoch; er dürfte höchstens 12—15 % betragen. Nur zu diesem Satze wäre z. B. eine Ausfuhr von Musikinstrumenten unter gleichzeitiger Aufrechterhaltung unseres Wechselkurses auf einem mäßigen Satz möglich. Unsere Fabrikanten von Luxusartikeln setzen Gegenstände, die aus England geschickt werden, keinem solchen Zoll aus. Warum zeigt sich England so schroff? Hier ist eine Ungleichheit, eine falsche Behandlung vorhanden. Wenn man in England den deutschen Handel ausmerzen und den unsern entwickeln will, so ist das eine Angelegenheit auch unseres festen Willens, aber auch eine Angelegenheit, die auch Englands guten Willen erfordert."

Digitized by Google

Französische Behandlung der Neutralen

Einen Beitrag zu der Art, mit der Frankreich den Neutralen gegenübersteht, gibt ein Artikel der Zeitung „La Bataille" vom 4. Februar.

Von der Voraussetzung ausgehend, daß mit Deutschland Handel treiben sich mit ihm verbinden heißt, daß sich mit ihm verbünden so viel bedeutet wie alle seine Verbrechen richtig finden, ist die Zeitung der Ansicht, daß man keinen sehr stichhaltigen Grund habe, die Neutralen allzusehr zu schonen. „Die jetzige Form der Blockade war durch diese Schonung der Neutralen bestimmt. Wenn auch zugegeben werden muß, daß das Leben der neutralen Staaten für die Alliierten von einem gewissen Interesse ist, so braucht man seine Gutherzigkeit doch nicht zu sehr ausnützen zu lassen. Man muß den Neutralen Gelegenheit geben, ihren Lebensunterhalt zu erwerben. Ein Verdienst hierüber hinaus ist aber vollständig unnötig.

Ganz anders natürlich sieht die Sache aus, wenn die Neutralen sich entschließen, an der Seite des Vierverbandes in den Krieg einzugreifen. Aber für alle die, die diesem Ersuchen nicht nachkommen, gilt nur das eine: man muß ihnen eine Existenzmöglichkeit bieten. Sie haben nur das Recht: das, ihr Leben zu fristen. Mehr braucht ihnen die englische Regierung, von der die Verschärfung der Blockade abhängt, nicht zuzubilligen."

Dr. N.

Amerikas Furcht vor einer Invasion

Bei den Erörterungen über die nationale Kriegsbereitschaft erklärte Generalmajor Wood: bei dem gegenwärtigen Stande der Bereitschaft sei eine Macht von 150 000 Mann imstande, dem Lande unermeßlichen Schaden zuzufügen. Oberst Glen wies darauf hin, daß an der atlantischen Küste 116 unbeschützte Landungsplätze sich befinden, die ein Feind, wenn er die See beherrsche, mit Leichtigkeit besetzen könne. Die Gründe für die Befürchtungen, die diesen Mitteilungen zugrunde liegen, verriet „New York Sun", als sie am 14. 1. mitteilte: „Die größte Gefahr für die Vereinigten Staaten liegt in Deutschlands Absicht auf Südamerika und in der Stimmung Japans wegen der Behandlung der Japaner in Kalifornien." Besonders die letzte Befürchtung wird neuerdings in der amerikanischen Presse auffallend stark unterstrichen.

Die amerikanische Farben-Industrie

Welche Mühe die Amerikaner sich geben, das Fehlen der deutschen Anilinfarben auf dem Weltmarkte für ihre eigenen Interessen auszunützen, erhellt aus den Zahlen über die Produktion. Innerhalb der 17 Kriegsmonate ist die Produktion auf das Fünffache gestiegen: auf 15 000 Tonnen jährlicher Produktion gegen 3000 Tonnen in der Friedenszeit.

Warum Frankreich seine neuen Zehnfranks-Noten nicht ausgeben kann

„Daily Telegraph" vom 17. meldete: „Die Banque de France hatte beschlossen, 10 Franks-Noten herauszugeben. Man setzte voraus, daß diese Noten bereits

Digitized by Google

fertig gedruckt seien und demnächst zirkulieren würden. Jetzt wird festgestellt, daß sie erst innerhalb der nächsten drei bis vier Monate abgeliefert werden können. Bei dem vor 18 Monaten erfolgten Angriff auf Paris ist die Banknotenpresse in Morin zerstört und alle Vorräte und maschinellen Einrichtungen sind von den Deutschen mitgenommen worden."

Wie die Franzosen über ihre eigenen landwirtschaftlichen Komitees denken

Die französische Presse fordert neuerdings energisch Einsetzung landwirtschaftlicher Komitees zur Hebung der Landwirtschaft. Mit großem Vertrauen sieht man ihnen nicht entgegen. „Excelsior" z.B. schrieb vor kurzem:

„Leider ist bei uns das Genossenschaftswesen in seinen ersten Entwicklungsstadien, trotzdem einige Landwirtschaftskammern gute Arbeit leisten. Jeder Versuch, diese Organisationen zu entwickeln und zu vervollkommnen, ist immer an bedauerlichen Zwistigkeiten und blindem Konkurrenzneid gescheitert."

Frankreich und England die Erben Deutschlands in Rußland

Auch Bonar Law, tritt nun für eine wirtschaftliche Entente zwischen den Verbündeten nach dem Kriege ein. Er erklärte in einem Interview: „Der feste Halt, den Deutschland vor dem Kriege durch ein System kommerzieller Durchdringung gewonnen hat, muß in die Hände Englands und Frankreichs übergehen, die an Stelle Deutschlands die „tatsächlich übernommene kommerzielle Entwicklung Rußlands" leiten werden. Nie wieder sollen sie mit Deutschland unter ungleichen Bedingungen in Wettbewerb treten."

England und Rußland

Die Schweizer Zeitung „Volksrecht" charakterisierte das Verhältnis Englands zu Rußland jüngst dahin: „So sehr England die deutsche Flotte haßt, ebenso sehr ist ihm das deutsche Schwert als Waffe gegen den russischen Verbündeten erwünscht."

Rußlands Finanzschwierigkeiten nach dem Kriege

Die russische Presse gibt seit langem die Finanzschwierigkeit während des Krieges zu. Nach den Vorschlägen Barks zur Steigerung der Einkünfte aus den Staatseisenbahnen und seitdem sich die Frage über Einführung von Monopolen erhoben hat, spricht man, wie zuletzt die „Rjetsch", nun auch offen von den Schwierigkeiten nach dem Kriege:

„Nach Beendigung des Krieges wird das Finanzressort 2 Milliarden Rubel, wahrscheinlich aber noch viel mehr, beschaffen müssen. Eine solche enorme Vermehrung der Einnahmen aber ist nur möglich bei einem völligen Umbruch des Finanzsystems."

Es haben sich nun zwei Strömungen gebildet, die einen verwerfen jedes Monopol, weil dadurch die so notwendige Privatinitiative unterbunden wird, die andern sind dagegen der Ansicht, daß es sich gar nicht um Staatsmonopol oder Privatinitiative handelt, sondern einzig um Staatsmonopol oder Privatmonopol, da dank dem Schutzzoll viel Industrien völlig zu Syndikaten zusammengeschlossen sind.

Digitized by Google

Russische Meinung über Rußlands Wirtschaftspolitik nach dem Kriege

Der frühere Handelsminister Timirjasew äußert in der „Rjetsch" folgende Ansicht: „Rußland muß nach dem Kriege zu einer Politik des reinen Schutzzolles übergehen, bei dem auch die Bundesgenossen keine Vorzüge erhalten dürfen, da Deutschland sonst dank der kaum zu umgehenden Meistbegünstigungsklausel und seiner Anpassungsfähigkeit von diesen Vorzügen den Löwenanteil erhalten wird."

Russische Klagen über Desorganisation

Es muß in Rußland schon schlimm aussehen, wenn aus guten russischen Kreisen Klagen ertönen, wie sie die „Rjetsch" anstimmt:

„Die Kräfte der Kämpfenden sind allerseits stark verbraucht, siegen wird daher dasjenige Volk, das in diesen furchtbaren Zeiten am meisten Widerstandskraft besitzt. Rußland kann alle seine Feinde besiegen, wenn die Stimmung der ersten Monate wieder hergestellt wird. Es handelt sich eben gar nicht so sehr um die militärisch-technische Seite der Sache, als vielmehr um die Hebung der Stimmung. Zuversicht aber ist schwer bei den jetzigen Zuständen zu erreichen und unter diesen psychischen Bedingungen. Trotz der scheinbaren äußerlichen Ordnung kann man sich schwer ein größeres Chaos in einem Staatsleben vorstellen, als man es jetzt beobachten kann. Nehmen wir z. B. unser Eisenbahntransportwesen. Die Bestechlichkeit der Beamten auf den Bahnen ist so allgemein bekannt, daß es unnütz ist, darüber noch ein Wort zu verlieren. Dieses moralische Manko und dieser Mangel an Staatsbürgersinn wäre einfach nicht denkbar und psychologisch unmöglich in einer Atmosphäre allgemeiner moralischer und politischer Gesundheit wie zu Anfang des Krieges. Ist doch selbst bei Räubern und Verbrechern das menschliche Gewissen nicht völlig verschwunden und beginnt sich unter Umständen zu regen.

Wir haben auf den galizischen und polnischen Schlachtfeldern Niederlagen erlitten, und uns sind auch die Ursachen dieser Niederlagen bekannt. Noch größer aber sind die Niederlagen hinter der Front. Von diesen verlorenen Schlachten im Innern des Landes ist es viel schwerer sich zu erholen. Trotzdem müssen wir uns wieder zusammenraffen. Unser zukünftiges Schicksal wird sonst gar zu kläglich und erniedrigend. Wir würden einfach von dem eisernen Ring des deutschen Imperialismus so zusammengedrückt werden, daß wir uns nie davon erholen könnten."

Ouvertüre zur Dumasitzung

Die Stimmung der Duma-Mitglieder beleuchten Bemerkungen des Zentrummitgliedes Basakow: „Die Regierung benötigt ein Budget, das Land eine normale Gesetzgebung, welche auch den Kriegsumständen Rechnung trägt. Vor allem ist es aber notwendig, der allgemeinen Unzufriedenheit einen Ausweg zu schaffen. Diesen drei Aufgaben hat die Duma ihre Aufmerksamkeit zu widmen. Ich halte das Programm des Blocks für rein deklarativ und befürchte, daß es mehr Schaden als Nutzen bringen wird.

Digitized by Google

Das Blockprogramm hätte nur dann einen Sinn, wenn es sich auf eine bestimmte Kraft stützen könnte. Solange aber die Duma auf ewig-schwankenden Elementen ruht, sind alle ihre Bestimmungen unfruchtbar."

Die neue Bahn nach dem Weißen Meer

Die italienische Zeitung „Momento" warnt, sich über die Leistungsfähigkeit der neuen Bahn von Petersburg nach Kola Illusionen hinzugeben. Sie begründet das folgendermaßen: „Die Wagen werden in dem Hafen von Simeonosk im Fjord von Kola ausgeladen, von da werden sie durch einen Dampferdienst von Kien transportiert. Das Meer kann an dieser Stelle das ganze Jahr eisfrei gehalten werden. Ab Kien tritt die Bahnbeförderung nach Petersburg und Moskau ein. Jeder Zug kann aber nur 200 Tonnen transportieren, täglich können nicht mehr als 15 Züge verkehren, so daß die Tagesleistung höchstens 3000 Tonnen betragen wird. Als Folgewirkung der Eröffnung der Bahn erwartet man eine Verminderung der Zufuhren von Schweden nach Deutschland, da das Abkommen mit Schweden dahin geht, daß Deutschland ebensoviel Waren von Schweden erhalten soll, wie von dort nach Rußland geliefert werden. Durch die neue Bahnlinie wird aber der Durchfuhrverkehr von Schweden nach Rußland sich vermindern."

Rußland und Schweden

„Nowoje Wremja" eröffnet gegen Schweden wieder einen neuen Feldzug. Die Zeitung wirft Schweden vor, daß es seine Neutralität aufgegeben habe, weil es in seinen Gefühlen zu Deutschland hinneige und voll Mißtrauens gegen Rußland erfüllt sei.

Auch „Rjetsch" vom 18. begründet den Widerstand gegen die Aufnahme einer russischen Anleihe in Finnland zur Regelung des Rubelkurses mit den Worten: „Jetzt, wo die Möglichkeit von Verwicklungen an der schwedischen Grenze nicht ausgeschlossen ist, sollte es unseren professionellen Nationalisten nicht gelingen, die an sich nicht leichten Aufgaben Rußlands noch weiter zu erschweren."

Was die russischen Kaufleute am Branntwein verdienen

In Rußland behilft man sich jetzt mit Zucker, um den Branntwein, der trotz aller Verbote in gewissen Gegenden Volksnahrungsmittel geblieben ist, herzustellen. Laut „Rjetsch" sagen dabei die Kaufleute: „Früher verdienten wir 10 Kopeken auf den Rubel, jetzt dagegen 1 Rubel auf 10 Kopeken." Nach Mitteilungen des „Manchester Guardian" hat dagegen der Staat um so schlechtere Geschäfte gemacht. Im Jahre 1915 verdiente er nur 8848000 Gallonen an Spirituosen, gegen 146791000 im Vorjahre. „Dadurch verlor er 44000000 Pfund Sterling."

Notstand als Propagandamittel

Die Ententepresse findet kein Ende, den in Deutschland herrschenden Notstand ins rechte Licht zu setzen. Es kommt ihr dabei nicht darauf an, Tatsachen so zurecht zu rücken, wie es ihr paßt. So hat „Gazzetta del Popolo" letzthin behauptet, während englisches Fleisch im Preise nicht zugenommen habe, Butter

Digitized by Google

und Tee nur ganz geringe Erhöhungen erlitten hätten, seien in Deutschland die Preise für dieselben Lebensmittel um 83,4% gestiegen. Nun hat die englische Zeitschrift „Ecomonist" vom 5. 2. zugestanden, die Preise für Getreide und Fleisch seien seit Kriegsausbruch um 74¼% gestiegen, ebenso seien die Preise für Tee sehr in die Höhe gegangen. „Der Inderpreis für Fleisch und Getreide hat sich von 500 auf 946 Punkte, für Tee und Zucker von 300 auf 565, für Textilstoffe von 500 auf 780½% infolge der hohen Frachten erhöht."

Literatur

K. Fr. Nowak, Hötzendorfs Lager. (S. Fischer, Berlin.)

Dem neuen, einigen, siegesgewissen Österreich, das auf polnischen und galizischen Schlachtfeldern den russischen Koloß todesmutig anging, das sich seinem zermalmungdrohenden Ungestüm in den Karpathenpässen mit eiserner Stirn entgegenstemmte, das in den Maitagen von 1915, riesenhaft aufgereckt, zu vernichtendem Schlage gegen den tückischen Räuber ausholte, ist hier ein würdiges literarisches Denkmal gesetzt, in dem sich die sachliche Wahrheitstreue des Geschichtschreibers, die schöpferische Bildnerkraft des Dichters und die stolz aufjauchzende Begeisterung des Patrioten zu starker Wirkung vereinen. Nicht nur spätere Geschlechter werden diese Kriegsberichte als unverfälschtes Zeugnis eines Teilnehmers in Ehren halten, auch uns Mitlebenden (und, ach, so rasch Vergessenden) haben sie Erhebliches zu sagen.

W. St.

H. Fechner, Kommende Kunst?? Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. d. S.

Von dem Grundsatz ausgehend, daß „die Wertschätzung guter Kunst international ist, Kunst aber nur wirklich gut sein kann, wenn sie ihrem Wesen nach national ist", sucht hier ein Berufener der als Frucht des neubelebten nationalen Hochgefühls zu erhoffenden nationaldeutschen Kunst die Wege zu bahnen, indem er zunächst die Forderungen klar herausstellt, deren Erfüllung für die Erreichung jenes Zieles unerläßlich ist (Wandlung der Kunstkritik, Umgestaltung des Ausstellungswesens, Kunsterziehung unserer Jugend in vaterländischem Geiste), sodann in einem sehr aufschlußreichen Rückblick die bösen Schäden, die dem deutschen Kunstleben in den letzten Jahrzehnten aus der blinden Bewunderung und Nachäffung des Auslandes erwuchsen, schonungslos aufdeckt. Nicht um Kunst„richtungen" handelt es sich ihm, sondern um die entscheidungsschwere Frage, ob die kommende deutsche Kunst die innere Kraft zu selbstständiger Gestaltung, die der zukünftigen politischen Weltstellung entspricht, wird aufbringen können. Den zumeist in seiner Bedeutug unterschätzten Zusammenhang zwischen Kunst und Politik rückt diese Schrift in eigenartige Beleuchtung.

W. St.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 17. März 1916 * Heft 12

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh * Paul Rohrbach * Philipp Stein

Zeichnet die vierte Kriegsanleihe!

Das deutsche Heer und das deutsche Volk haben eine Zeit gewaltiger Leistungen hinter sich. Die Waffen aus Stahl und die silbernen Kugeln haben das ihre getan, dem Wahn der Feinde, daß Deutschland vernichtet werden könne, ein Ende zu bereiten. Auch der englische Aushungerungsplan ist gescheitert. Im zwanzigsten Kriegsmonat sehen die Gegner ihre Wünsche in nebelhafte Ferne entrückt. Ihre letzte Hoffnung ist noch die Zeit; sie glauben, daß die deutschen Finanzen nicht so lange standhalten werden wie die Vermögen Englands, Frankreichs und Rußlands. Das Ergebnis der vierten deutschen Kriegsanleihe muß und wird ihnen die richtige Antwort geben.

Jede der drei ersten Kriegsanleihen war ein Triumph des Deutschen Reiches, eine schwere Enttäuschung der Feinde. Jetzt gilt es aufs neue, gegen die Lüge von der Erschöpfung und Kriegsmüdigkeit Deutschlands mit wirksamer Waffe anzugehen. So wie der Krieger im Felde sein Leben an die Verteidigung des Vaterlandes setzt, so muß der Bürger zu Hause sein Erspartes dem Reich darbringen, um die Fortsetzung des Krieges bis zum siegreichen Ende zu ermöglichen. Die vierte deutsche Kriegsanleihe, die laut Bekanntmachung des Reichsbank-Direktoriums soeben zur Zeichnung aufgelegt wird, muß

der große deutsche Frühjahrssieg auf dem finanziellen Schlachtfelde

werden. Bleibe Keiner zurück! Auch der kleinste Betrag ist nützlich! Das Geld ist unbedingt sicher und hochverzinslich angelegt.

Digitized by Google

An unsere Herren Mitarbeiter!

Es wird dringend gebeten, für die Schriftleitung bestimmte Briefe stets an die Schriftleitung, nicht aber an die Person eines der Schriftleiter zu adressieren, da sonst unter Umständen Verzögerungen in der Beantwortung unausbleiblich sind.

Verlag und Schriftleitung der „Deutschen Politik"

Die Sehnsucht nach dem neuen Deutschland. Eine amerikanische Stimme

Von Dr. Paul Rohrbach

Die „New York Times", eine der größten und einflußreichsten amerikanischen Tageszeitungen, uns entschieden gegnerisch gesonnen, aber in besonderen Fällen einer objektiveren Stimme zugänglich, hatte in diesem Winter einen Korrespondenten nach Deutschland geschickt, der sich die Mühe gab, auch einiges über das innere deutsche Wesen zu erfahren. Es war Garet Garrett, ein Journalist von Ruf und Bedeutung. Die „New York Times" ist abgesehen von ihrer Deutschfeindlichkeit ein ausgezeichnet geleitetes Blatt; Garretts Person galt bei ihr sehr viel und genießt in ganz Amerika großes Ansehen. Bei seinem Besuch in Deutschland fiel Garrett dadurch auf, daß er im Unterschied zu manchen anderen Korrespondenten nicht als Nachrichtenjäger auftrat, mit Freimut den politisch-amerikanischen Standpunkt vertrat, und eine von Herzen kommende Bewegung über die Wunden äußerte, die diese Weltkrisis dem Kulturleben der Völker schlägt. Ich habe ihn persönlich kennen gelernt und interessierte mich daher lebhaft für das Spiegelbild von Deutschland, das dieser kluge Kopf und scharfe Beobachter in den Artikeln für seine Zeitung gab. Dem wichtigsten davon, datiert Berlin, den 30. Dezember 1915, möchte ich hier für die „Deutsche Politik" besprechend wiedergeben.

Garretts Fragestellung beginnt, echt amerikanisch, bei der Zukunft des demokratischen Gedankens in Deutschland. Das ist es, was ihn vor allen Dingen interessiert. Man merkt bei ihm eine starke, hinter der Kühle des Tones verhaltene Sympathie mit Deutschland durch. Er ist — für einen Amerikaner keine gewöhnliche Leistung! — scharfblickend und

Digitized by Google

gerecht genug, um hinter der schematischen Prinzipienfrage „demokratisch oder undemokratisch?“ das wirkliche Wesen des Staatszwecks, die Leistungen für das Gemeinwohl, zu erblicken. Auf der andern Seite aber erkennt man doch, wie ihm das aufrichtige Interesse, das er an Deutschland gewonnen hat, unversehens zum Interesse an der Demokratisierung unseres öffentlichen Wesens wird. Ich möchte nicht, daß aus meiner Behandlung des Garrettschen Artikels Folgerungen auf die Haltung der „Deutschen Politik“ und ihrer Herausgeber in bezug auf unsere innerpolitischen Fragen gezogen werden, denn es ist Grundsatz für unsere Zeitschrift, um der Einheitlichkeit des Urteils in den äußerpolitischen Fragen willen, die Gegensätze, die es auf diesem Gebiete gibt, nicht zu berühren. Trotzdem halte ich es für notwendig, dem deutschen Leser zu zeigen, daß wir auch mit unserer inneren Politik kein dem Auslande gleichgültiges Dasein führen. Ob und welche praktischen Folgerungen wir im Einzelfalle daraus zu ziehen uns veranlaßt sehen, ist eine Frage für sich. Man kann sehr wohl zu dem Schluß kommen, daß trotz der Rückwirkungen der innerdeutschen Politik nach außen keine Veranlassung zu inneren Änderungen vorliegt, oder wenn doch, daß für solche Änderungen innere, nicht äußere Gründe maßgebend sind. Nur wird es in jedem Falle nützlich sein, zu wissen, daß es Rückwirkungen nach außen gibt.

„Was immer in Deutschland falsch gewesen ist, wird endlich in Ordnung kommen — nach dem Kriege! Diese Wendung ist in jedermanns Munde. So vielerlei wird dann sehr anders sein. Vieles, was längst hätte geändert werden müssen, wird sich sofort fast automatisch ändern — nach dem Kriege. Große Zugeständnisse werden dem Volke gemacht werden. Das ist eine Voraussage, die man überall zu hören bekommt, wie einen volkstümlichen Refrain. Sie erhebt sich in Preußen und schallt als Echo aus den Schützengräben in Flandern zurück. Ihre Erfüllung wird als sicher angenommen. Warum auch nicht? Das Volk wird den Krieg ausgefochten und gewonnen haben. Das Volk wird fürchterliche Opfer gebracht haben. Deshalb werden ihm Zugeständnisse gemacht werden müssen; das scheint höchstwahrscheinlich.“

So beginnt Garrett, und er fügt gleich hinzu, das Rätsel fange aber dort an, wo ein Rätsel aufhören sollte, nämlich, wenn man nach der Antwort frage! Garrett gibt ein Gespräch mit einem sozialistischen Abgeord-

Digitized by Google

neten des Deutschen Reichstags wieder. Er fragt zunächst, wie und worin denn die deutschen Dinge nach dem Kriege anders sein würden als vorher. Daß sie anders sein würden, sei ihm wieder und wieder gesagt worden, aber niemand von denen, die es sagten, schiene sicher zu wissen, was das Volk wünsche. „Ich glaube," antwortet der Reichstagsabgeordnete darauf, „ich könnte es dahin definieren, daß das Volk ein größeres Maß formaler Freiheit wünscht."

„Aber formale Freiheit — das ist immer noch eine sehr vage Sache, kaum bestimmter als Zugeständnisse. Beziehen Sie es einmal auf sich persönlich! Welche Art formaler Freiheit wünschen Sie sich? Auf welche Weise fühlen Sie sich durch die bestehenden Umstände eingeengt?"

Er sieht erstaunt aus. „Persönlich bedarf ich keiner weiteren Freiheit, formell oder informell. Natürlich," fährt er fort, als sei das Vorherige nicht ganz im Ernst gewesen, „das eine, was das Volk wirklich ernstlich wünscht, ist eine Reform des preußischen Wahlrechts."

„Das sagen viele Deutsche," erklärt Garrett, „wenn sie anfangen, ins einzelne zu gehen betreffs der Dinge, die nach dem Kriege politisch anders sein werden. Manchmal kommen sie nicht weiter, denn es bedarf einer vollen Sitzung, das preußische Wahlgesetz erst verständlich zu machen und dann in gebührender Weise den Stab darüber zu brechen ... Dies Gesetz sollte abgeändert werden. Die kaiserliche Regierung hat gesagt, daß es geändert werden soll. Jedermann sagt, es werfe ein schlechtes Licht auf den politischen Geist des preußischen Volkes, daß ein so widersinniges und undemokratisches Gesetz bestehen kann ... Und dennoch, seltsam zu sagen, das Gesetz besteht unverbessert und bleibt weiter unverändert auf eine unsinnig vergeßliche Weise. Es ist in manchen Gesetzen in Deutschland ebenso. Man gehorcht ihnen noch lange, nachdem jedermann sie für veraltet hält, jedermann sich über die Unbequemlichkeit ihrer Befolgung beklagt, einzig, weil es Gesetze sind. Erst muß die Gewohnheit des Gehorsams gegen ein Gesetz sich überlebt haben, dann ist es möglich, das Gesetz zu ändern. Man kann nicht umhin, am Ende eine Art geheimer Sympathie für das freundlose, einem langsamen Verhängnis preisgegebene preußische Wahlrecht zu fühlen; man hat auch den Verdacht, daß seine Früchte vielleicht besser sind, als sie sein dürften, sonst wäre der Baum schon früher vernichtet worden."

Digitized by Google

„Das Gespräch nimmt nun folgenden Fortgang: „Zugegeben, daß das preußische Wahlrecht verkehrt ist, so ist doch die preußische Regierung in vielen Hinsichten eine sehr gute Regierung, nicht wahr?"

„Das ist sie," sagt der Abgeordnete ganz großmütig. „Die preußische Regierung ist unbestechlich, wirksam und gerecht."

„Sie hat das vielleicht beste Steuersystem der Welt entwickelt, und sich hervorragend ausgezeichnet auf dem zweiten wichtigsten Feld einer Regierungstätigkeit, nämlich dem der Erziehung?"

Hierin stimmte er bereitwillig ein. „Aber," setzte er hinzu, „es gibt vielleicht keine Regierung in der Welt die so unsympathisch wäre, so wenig feinfühlig für die Psychologie des regierten Volkes, wie die preußische."

„Nichtsdestoweniger, wenn Sie eine Regierung nicht nach ihren Methoden und ihren Daseinsprinzipien beurteilen sollten, sondern allein nach ihren materiellen Erfolgen, so würden Sie sehr günstig über die preußische Regierung aussagen müssen?"

Er gibt es zu. Man kommt nun zur letzten Frage: „Wünscht das deutsche Volk vor allem anderen eine wirksame Regierung? Zwischen einer wirksamen und unsympathischen und einer unwirksamen und sympathischen Regierung — würden Sie welche wählen?"

„Eine Regierung," sagte er, „sollte zugleich wirksam und sympathisch sein."

Aber man mag in der Tat gern glauben, daß die Sehnsucht nach Demokratie, die dem ganzen neuen politischen Bewußtsein Deutschlands zugrunde liegt, in gewissem Grade eine Rückwirkung auf eine unsympathische Regierung ist.

Oder wieder man hört einen ausgezeichneten, klardenkenden, phantasievollen Redakteur geruhsam von der Revolution sprechen, die nach dem Kriege und großenteils als seine Folge statthaben wird. Bei der dritten oder vierten Wiederholung des Worts fühlt man sich gedrungen, sich aufzuklären, ob man recht verstanden hat.

„Bitte," sagt man, „wollen Sie angeben, was Sie mit einer Revolution in Deutschland meinen?"

„O, hoffentlich denken Sie nicht, daß ich so eine Revolution meine, wie sie sich auf der Straße abspielt?" fragt er, erstaunt und ein wenig gekränkt.

„Nein," sagt man schnell, „natürlich nicht; aber es ist gut, sich über die Meinung im Gespräch ganz zu verstehen."

Digitized by Google

Dazu bemerkt nun Garrett: „Hier ist ein Mann, der in den Geist des Problems ganz eindringen kann. Er weiß genau, was gemeint ist, wenn man sagt: die Deutschen sprechen von den großen politischen Zugeständnissen, die nach dem Kriege gemacht werden sollen — und wenn man sie dann um eine Formulierung der Wünsche des Volkes drängt, werden sie plötzlich sämtlich sehr vage in ihren Begriffen. Die Wahrheit ist, dieser Redakteur weiß einem zu erzählen, daß die Deutschen nicht verstehen, was sie haben wollen, und noch nicht klar bestimmen können, was sie brauchen. Was sie aber wollen und brauchen, ist ein größeres Maß parlamentarischer Regierung. Alles andere muß notwendig hieraus fließen. Die Engländer und die Amerikaner sind den Deutschen weit voraus sowohl in der Theorie als auch in der Praxis der parlamentarischen Regierung. Indessen würde weder das englische noch das amerikanische Muster genau für Deutschland passen."

„Vielleicht", sagt Garrett, „ist es für einen Fremden überhaupt leichter als für einen Deutschen, zu erkennen, was das deutsche Volk will, nämlich: politischer zu werden! Als Masse, lesen wir weiter, sind die Deutschen ein unpolitisches Volk. Das geben sie „mit gewinnender Einfachheit" zu. Wie merkwürdig von einem Volke, das im Laufe des letzten Jahrhunderts das einzig wirklich Neue auf dem Gebiet der politischen Lehren geschaffen hat, nämlich den Sozialismus! Ein Volk, das Karl Marx und seine Anhänger hervorgebracht hat, ist zugestandenermaßen noch unpolitisch und ist ein oder zwei Jahrhunderte in der parlamentarischen Praxis hinter England, Frankreich und den Vereinigten Staaten zurückgeblieben — ein folgerichtiger Widerspruch!"

Es ist nicht nötig, eine Kritik dieser Garrettschen Ausführungen zu geben. Wir als deutsche Beurteiler unserer eigenen Verhältnisse werden beides, das Richtige und das Schiefe in der Auffassung dieser geistreichen amerikanischen Persönlichkeit leicht erkennen. Was uns vor allen Dingen interessiert, ist, daß wir erfahren: so spiegeln wir uns im amerikanischen Geiste und zwar in keinem gewöhnlichen, und so werden wir drüben einem Publikum von Millionen gebildeter Leser geschildert — Lesern, die in ihrer Gesamtheit einen erheblichen Teil der öffentlichen Meinung in den Staaten ausmachen. Garrett beginnt an einer anderen Stelle seines Artikels mit der für amerikanische Verhältnisse außerordentlich scharfen

Digitized by Google

Paradoxie, daß er sagt: findet man irgendwo einen radikalen Sozialisten, dem der Weltkrieg nichts als ein blindes und zweckloses Unheil wäre, wenn er nicht die Änderung des preußischen Wahlrechts brächte, so sei man versucht, „aus Widerspruchsgeist konservativ zu werden"! Weiter aber gibt er eine Darstellung über unser „inkompetentes Parlament, das sich vor dem Gebrauch seiner eigenen Macht fürchtet", aus der man erkennt, wie seine wahre Meinung ist: Was wären diese Deutschen doch für Kerle, wenn sie zu allem andern, was sie sonst haben, auch noch etwas mehr Demokratie hätten! Deutschlands „vorgeschrittener, praktischer und streitbarer Gemeingeist" ist der Welt ein Vorbild, der Reichstag aber, obwohl er in Wirklichkeit keineswegs machtlos ist, weiß seine Macht nicht zu gebrauchen. Der deutsche Genius für Massenorganisation, für Massenhandhabung von Menschen zu staatlichen Zwecken, ist enorm, aber wie die Leute sich in einem deutschen Garderobenraum drängeln und einpferchen lassen, das würde in New York nicht geduldet werden! So meint wenigstens Garrett. New Yorker Garderobenräume kenne ich nicht, aber die Gepäckabfertigung auf Eisenbahnen im amerikanischen Westen kenne ich gut; ich glaube, sie kann es getrost mit den Garderobenverhältnissen unserer Theater aufnehmen. Diese kleinen Spitzen, die Garrett hie und da einstreut, sind aber mehr stilistischer Natur. Viel beachtlicher ist, was er zum Schluß über das neue Deutschland sagt, so wie es sich in seinem Kopfe malt:

„Ein neues Deutschland muß entstehen, weil es ein junges Deutschland gibt, ein wunderbar idealistisches, sehr politisches und selbstlos strebendes. Es ist ohne Kastengefühl, ohne Vorrechte und ohne Tyrannei. Es haßt Bismarck als Politiker, weil er es war, der das politische Streben des einzelnen grausam erstickt hat, ihn zur Kreatur des Staates gemacht und weiter nichts von ihm gefordert hat, als die Tugend des Gehorsams, ihm im übrigen die Freiheit lassend, unter Brummen, in Behagen und ohne Verantwortung, dahinzuleben. Er war es, der es einem jungen Mann unmöglich gemacht hat, seine Begabung in den Dienst des Staates zu stellen und ihn gezwungen, an Stelle dessen der Wissenschaft oder der Industrie zu dienen."

Bismarck ist nur für ganz wenige Amerikaner verständlich. Drüben kaufte ich mir einmal ein in Millionen von Exemplaren verbreitetes Lehr-

Digitized by Google

buch der europäischen Geschichte seit Karl dem Großen, nach dem in zahllosen amerikanischen Schulen unterrichtet wird. Dort stand zu lesen, man könne zwar Bismarcks Vaterlandsliebe nicht anzweifeln, aber seine Politik sei in einem Maße auf Lug und Trug, Blut und Gewalt gegründet gewesen, daß seine Schöpfung, das Deutsche Reich, den Frevel des Gründers um der geschichtlichen Gerechtigkeit willen noch einmal teuer werde bezahlen müssen. Das erinnert, wenn auch in anderer Art, einigermaßen an die Garrettsche These, Bismarck habe vom deutschen Staatsbürger nichts anderes gefordert, als die Tugend des passiven Gehorsams!

Garrett meint endlich: „Man erwartet Bedeutendes von den jungen Männern, die aus dem Kriege zurückkehren. Man glaubt vielfach, und es ist vermutlich wahr, daß mehr aufbauende Gedanken und Kritik sich in den Schützengräben bilden, als im ganzen Beamtentum Deutschlands zu Hause. Die jungen Leute aus den Schützengräben schreiben die wunderbarsten Briefe. Es zeigt sich darin eine vollkommen neue Denkweise. Sie enthält die Kristalle einer politischen Philosophie, die für Deutschland eine ihm ganz eigentümliche Demokratie schaffen würde. Wie sie aussehen würde, kann man nicht genau sagen; das bleibt der Entwicklung vorbehalten. Aber was sie nicht sein würde, wenn sie den Idealen des jungen Deutschland entsprechen soll, das kann man sagen. Eine Bureaukratie würde es nicht sein. Man brauchte nicht in gewissen begrenzten Umständen geboren zu sein, oder seinen Geist in bestimmter Weise auf bestimmte Dinge gerichtet zu haben, um Diplomat, Politiker oder Minister zu werden. Man würde nur noch die Beglaubigung des Verdienstes nötig haben, während jetzt — —"

„Wissen Sie einen Grund", fragt ein Vertreter des jungen Deutschland, der selbst über 45 Jahre alt ist, „gibt es einen Grund, warum Köpfe von der Art und dem Wert, von dem Charakter und der Qualität, die Deutschlands Finanzen zu den ersten in Europa gemacht haben, den deutschen Handel zum zweiten in der Welt und die deutsche Wissenschaft zu dem, was sie ist, nicht fähig sein sollten, die Geschäfte des politischen Staates zu leiten?" Wissenschaft, sagt Garrett dazu, Finanz, Industrie und Handel bekommen die allerbesten Männer in Deutschland. Sie sind die Auslese von 65 Millionen. Der Staat aber erhält untergeordnete Männer, weil er sie sich erst nach Vorwegnahme der besten durch das Wirtschaftsleben auswählen kann!

Digitized by Google

„Jedermann weiß, daß, wenn das Volk in Deutschland ein sehr starkes Verlangen nach einer demokratischen Melodie gezeigt hätte, es sie längst hätte haben können. Der Reichstag in seiner jetzigen Zusammensetzung durch allgemeines männliches Wahlrecht ist ein Instrument, dessen Möglichkeiten nur sehr unvollkommen erprobt sind. Die darauf spielen, sind erst Anfänger. Ein Reichstag mit andern Abgeordneten wäre imstande, eine Melodie zu spielen, wie man sie in Deutschland noch nicht gehört hat. Darum ist es in erster Linie die Frage, wie tief das Volk das wünscht, was es wünscht . . .!"

Woher also, so lautet die Schlußfrage, kommt es, daß trotz aller vorhandenen Vorbedingungen das demokratische Deutschland — und damit im Sinne des amerikanischen Fragestellers Deutschlands Zukunft überhaupt — keine Fortschritte gemacht hat? Hierauf bekommt Garrett von einer hervorragenden deutschen Persönlichkeit eine sehr wunderliche Antwort, die er ohne Kommentar wiedergibt: weil noch ein Erbe sklavischer Untertanengesinnung in einem Teil des deutschen Volkes vorhanden sei! Ich bedauere diesen Schluß des Artikels lebhaft. Nicht die Untertanengesinnung ist die Ursache, sondern der Wohlstand und die staatliche Ordnung sind es, die Deutschland im Sinne Garretts relativ „unpolitisch" gemacht haben. Das hat der kluge Amerikaner aber im Grunde schon selber richtig erkannt.

Über die weltpolitische Bedeutung des deutsch-russischen Krieges

Von J. Hashagen, Bonn

Die Großmachtstellung des Deutschen Reiches ist abhängig von der Unversehrtheit der Großmachtstellung Österreich-Ungarns. Sie verlangt darüber hinaus eine völlig selbständige Türkei und ein völlig selbständiges Bulgarien. Nur auf diesem Wege können auch die deutschen Orientinteressen geschützt werden. Von hier aus gesehen, liegt die weltpolitische Bedeutung des deutsch-russischen Krieges darin, daß er ein Krieg ist zur Verteidigung unseres Bundes mit Österreich-Ungarn und unserer unabhängig von diesem Bunde entwickelten Orientinteressen, die dann schließlich auch zum Bunde mit der Türkei und mit Bulgarien geführt haben.

Digitized by Google

Hiernach ist die weltpolitische Bedeutung des deutsch-russischen Krieges im wesentlichen „nur" eine südosteuropäische.

Weitere weltpolitische Reibungsflächen zwischen Deutschland und Rußland sind, wenn man nur ihre amtliche, öffentliche Politik ins Auge faßt, vor dem Kriege kaum hervorgetreten. Besonders auf dem nächst dem Oriente gefährlichsten weltpolitischen Konkurrenzgebiete, dem ostasiatischen, fehlten deutsch-russische Streitigkeiten fast ganz, auch noch in den Jahren, als Rußland sich bereits mehr oder minder den Westmächten verschrieben hatte.

In Europa selbst aber gibt es sonst nur noch zwei Fragen, bei deren Bearbeitung Deutschland und Rußland amtlich hätten aneinandergeraten können: die Polen- und die Baltenfrage. Aber weder in der einen noch in der anderen sind die beiden Mächte vor dem Kriege heftiger aufeinander gestoßen. Die deutsche Regierung hat die schamlose Unterdrückung des baltischen Deutschtums bis in die neuste Zeit ruhig mit angesehen. Der brutalen russischen Polenpolitik hat sie ebensowenig Hindernisse in den Weg gelegt. Es ist vielmehr bekannt, daß Bismarck gerade mit seiner Polenpolitik die neuere russische „Freundschaft" begründete. Wegen der Balten- oder wegen der Polenfrage wäre es nie zum Kriege zwischen Deutschland und Rußland gekommen — wenigstens, wenn man auf die Entwicklung der amtlichen Beziehungen achtet. Und auch nach Bismarck stand die russische Freundschaft in Berlin fortwährend höher im Kurse als polnische und selbst deutsch-baltische Dankbarkeit. Die wohlwollende Neutralität der deutschen Regierung während des russisch-japanischen Krieges und während der russischen Revolution erscheint dann als selbstverständlich.

Solange man sich auf eine Untersuchung der amtlichen deutsch-russischen Beziehungen vor dem Kriege beschränkt, kann man die weltpolitische Bedeutung des deutsch-russischen Krieges immer nur als eine südosteuropäische bestimmen. Indem man aber diese rein äußerliche Feststellung versucht, wird man schon von dem Gefühle ergriffen, daß sie nicht ausreicht. Man gelangt zu der Meinung, daß zwischen Deutschland und Rußland noch mehr steht als Südosteuropa und die ganze Fülle der Orientinteressen. Oder wenn man vor dem Kriege dieser Erkenntnis noch fern blieb, so ist man durch den Krieg zu ihr bekehrt worden. Begnügt

Digitized by Google

man sich mit den bisherigen Ermittelungen, so macht man sich einer verhängnisvollen Unterschätzung der weltpolitischen Bedeutung des deutsch-russischen Krieges schuldig.

Davon kann man sich nur befreien, die weltpolitische Bedeutung des deutsch-russischen Krieges kann man allseitig nur bestimmen, wenn man wenigstens den russischen Hauptfeind, der sich aber keineswegs immer in ein amtliches Gewand gehüllt hat, kennen lernt und sich davon überzeugt, daß er es ist, gegen den sich der deutsche Krieg richtet.

Dieser Hauptfeind ist der russische Wille zur Ausdehnung, zur Unterwerfung anderer Völker, zur „Sammlung russischer Länder", der Wille, den Anteil Rußlands an der Weltherrschaft ständig zu vergrößern, die russische Weltmacht nach allen Seiten unersättlich weiter auszubauen, mit einem Worte der russische Imperialismus, ohne dessen Kenntnis die weltpolitische Bedeutung des deutsch-russischen Krieges niemals ermittelt werden kann. Deutschland verteidigt in seinem Kriege gegen Rußland nicht nur sein Bündnis mit Österreich-Ungarn, der Türkei und Bulgarien, die Fülle seiner Orientinteressen, sondern es verteidigt ja viel, viel mehr als das: seine eigene Existenz, sich selbst gegen den russischen Imperialismus.

Man muß sich einmal klar machen, welch gewaltige geistige Macht dieser russische Imperialismus darstellt. Das ist möglich, wenn man seinen Wurzeln nachgeht, seine Triebkräfte aufdeckt, seine Ziele verfolgt und endlich auch seine Träger richtig bestimmt.

Schon wenn man den Wurzeln des russischen Imperialismus nachgräbt, wird man in Schrecken gesetzt durch ihre Tiefe, ihre Ausdehnung, ihr Alter, ihre Festigkeit. Sie hängen in sich noch wieder tausendfältig zusammen und halten sich gegenseitig. Nur eine große Katastrophe könnte dies Wurzelsystem auflockern.

Der Ausdehnungswille des Russen hängt mit seiner Religion zusammen. Der russische Imperialismus hat eine religiöse Wurzel, die viel tiefer sitzt als die religiöse bei den Angelsachsen. Die Angelsachsen gefallen sich zwar auch darin, den lieben Gott zu bemühen, wenn sie sich zu Eroberungen rüsten. Bei den Russen ist aber dieser Zusammenhang zwischen dem Ausdehnungswillen und der Religion viel enger. Denn die orthodoxe russische Religion ist ja keine selbstzufriedene und selbstgenügsame, sondern schon selbst eine erobernde Größe: ein furchtbarer Wille zur Propaganda

Digitized by Google

mit allen Mitteln lebt in ihr; das gläubige Rußland muß auch ein eroberndes Rußland sein. Die russische Kirche ist aber schon seit zwei Jahrhunderten ein willenloses Werkzeug des russischen Staates und des Zarismus. Als weitere Triebkraft der russischen Ausdehnung arbeitet der großrussische Nationalgedanke. Schon innerhalb Rußlands hat ein Ausdehnungsprozeß von weitestem Ausmaß stattgefunden, indem sich der großrussische Kern durch die nichtrussische Schale der Fremdvölker hindurchfrißt. Schon innerhalb Rußlands hat das Großrussentum erfolgreiche Eroberungszüge durchgeführt, die an der russischen Grenze nicht halt machen; die Großrussen, die innerhalb ihres eigenen Staates schon so viel unter die Füße getreten haben, sind um so befähigter, nun auch außerhalb ihres Staates alles unter die Füße zu treten. Der großrussische Nationalismus innerhalb Rußlands ist eine der stärksten Triebkräfte des großrussischen Imperialismus außerhalb Rußlands. Zu diesen alten, wenn man will mehr idealen Motiven kommt endlich ein ganz modernes, materielles. Der Ausdehnungswille eines Bauernvolkes muß eine agrarische Wurzel haben, eine Wurzel in der russischen Erde selbst. Die seit der Revolution begonnene Agrarreform hat diese Wurzel erst zu vollem Wachstum gebracht. Der Imperialismus wird zum Landhunger des großrussischen Bauern.

Die Ziele des russischen Imperialismus scheinen zunächst in unabsehbarer Ferne zu liegen. Sein Arbeitsfeld ist unendlich ausgedehnt wie Rußland selbst. Versucht man die Ziele näher ins Auge zu fassen, so verschwimmen sie vor dem Beobachter in phantastischer Uferlosigkeit. Aber neben den gleichsam überirdischen Zielen der russischen Weltmachtsphantasten erscheinen recht irdische und völlig greifbare. Ehe Traumziele erreicht werden können, müssen Wirklichkeitsziele erstrebt werden. Zu diesen Wirklichkeitszielen der russischen Ausdehnung gehören die bekannten eisfreien Häfen. Soweit sie in Asien liegen, ist Rußlands Streben nach ihnen für Deutschland natürlich ungefährlich. Soweit sie aber in Europa und im Orient liegen, werden Deutschlands Interessen durch das Streben nach diesem Ziele aufs schwerste gefährdet. Das sieht man bei Alexandrette und bei Konstantinopel. Die Meerengen im russischen Besitz bedeuten aber nicht nur die völlige Vernichtung jeder selbständigen deutschen Orientpolitik, sondern man tut auch gut, sich in diesem Zusammenhange Fried-

Digitized by Google

richs des Großen zu erinnern, der auf die Frage, warum er den Russen Konstantinopel nicht gönnen wollte, zur Antwort gab: weil sie dann am anderen Tage in Königsberg wären. „Erst mit Königsberg, Danzig und Stettin würde der russische Gigant einen nördlichen Lungenflügel bekommen, durch den er auch im kältesten Winter zu atmen vermöchte." Der Kampf um die Vorherrschaft in der Ostsee, um das Dominium maris Baltici, ist wohl nach deutscher, aber nicht nach russischer Ansicht erledigt. Endlich strebt Rußland nach dem Atlantischen Ozean. Rußland hat zwar schon 1897 an der Grenze der Kolahalbinsel den Hafen Alexandrowsk neu angelegt. Aber er reicht nicht aus. Die begehrlichen Blicke der Russen richten sich zunächst auf die ganz in der Nähe am Varangerfjord gelegenen norwegischen Häfen Vadsö und Vardö; sie schweifen weiter um das Nordkap herum zu Tromsö und Narwik, die alle noch von den Segnungen des warmen Golfstroms zehren, was Ssasonoff freilich nicht zu wissen vorgibt. Es genügt für unsern Zweck jedoch nicht, diese verschiedenen eisfreien Häfen aufzuzählen und das langjährige russische Streben nach ihnen aufzuzeigen. Denn die Gefahr für Deutschland wird auch abgesehen von jener Warnung Friedrichs des Großen erst dann klar, wenn man sich noch ein Doppeltes zum Bewußtsein bringt: die durch die Kriegserfahrungen erst recht enthüllte völlige Unzulänglichkeit der jetzt in russischem Besitze befindlichen Häfen für ein auf Ausfuhr und jetzt während des Krieges besonders auf Munitionseinfuhr angewiesenes 170-Millionen-Volk und sodann die geschichtliche Tatsache des fast völligen Scheiterns des russischen Strebens nach den eisfreien Häfen. Daraus ergibt sich, daß Rußland dies sein wirklich oder auch nur angeblich notwendiges Streben stets wieder aufnehmen wird. Selbst wenn die wirtschaftliche Notwendigkeit neuer Häfen nicht so zwingend wäre und einige der genannten in russischem Besitze ihren Zweck in der gewünschten Weise gar nicht erfüllen würden und könnten: so kommt es doch hier nicht darauf an, daß das Ziel überall das richtige ist und richtig begründet wird. Es kommt nur darauf an, daß es immer wieder aufgepflanzt wird und auch die Massen zu begeistern vermag.

Das andere Ziel der russischen Ausdehnung ist ganz allgemein der Westen. An der russischen Westgrenze verfolgt die russische Politik seit langem Ziele, die weiter reichen als nur bis zur Unterwerfung der Slawen. Mit

Digitized by Google

dem Ausdrucke panslawistisch ist diese Politik schon deshalb nicht genügend charakterisiert, weil sie auch die Unterwerfung nichtslawischer Völker erstrebt und von jeher erstrebt hat. An der Westgrenze haben die Russen ein gewaltiges Vorgelände für die großrussische Festung geschaffen. Hier wohnen die von den Großrussen seit langem unterworfenen Fremdvölker, Slawen und Nichtslawen in buntem Durcheinander. Dies riesenhafte, von Finnland bis nach Bessarabien reichende Außenwerk hat seine Westgrenze zwar im wesentlichen schon vor hundert Jahren erhalten. Aber man darf daraus nicht schließen, daß nun auch die Russen diese Grenze für fest hielten. Wie sie diese ihre glänzendste äußerpolitische Schöpfung vor 1815 ständig erweitert haben, so wollten sie sie im Kampfe gegen die Mittelmächte jetzt von neuem erweitern. Sie hatten nur eine Kunstpause von einem Jahrhundert gemacht. Sie hatten nur ein Jahrhundert Atem geschöpft, und nun brachen sie los.

Übrigens hat diese Pause doch uur äußerlich bestanden. Äußerlich ist die Vergrößerung des Westgebietes zwar seit 1815 im wesentlichen zum Stillstand gekommen. Aber innerlich ist die Eroberung durch die Russifizierung fortgesetzt worden. Die Russifizierungspolitik war das sichere Zeichen dafür, daß eines Tages die alte Eroberungspolitik an der Westgrenze wieder aufgenommen werden würde. Die durch das Westgebiet laufenden Zündschnuren, die eines Tages die Eroberungsminen zum Aufflammen bringen sollten, wurden durch das Gespinst der Russifizierung rechtzeitig gesichert. Das sind große, erschütternde geschichtliche Zusammenhänge, die durch das Geschwätz eines russischen Auslandsministers nicht aus der Welt geschafft werden.

Königsberg ist für die Russen dann nicht nur als eisfreier Hafen erstrebenswert, sondern auch als Vorort eines neuen russischen Grenzorganismus, dem dasselbe Schicksal zugedacht war, wie es die andern schon unter russischer Herrschaft stehenden Grenzorganismen schon erlitten haben. Denn Einordnung in diesen dem Angriffe und der Eroberung dienenden Grenzorganismus — das ist das Westgebiet im weitesten Sinne — bedeutet Russifizierung. An der andern sogenannten russischen Eroberung, an Galizien, kann man das noch besser erkennen. Aber außer dem hier im Hinblick auf die ukrainische Bewegung gewiß besonders stark entwickelten nationalistischen Motiv wirkt doch auch hier das nackte Eroberungsmotiv,

Digitized by Google

das über jede Grenze hinausführt. Rußland hofft jede Sprach-, Wirtschafts-, Konfessions-, Kulturgrenze zerbrechen zu können.

Die Ziele der russischen Ausdehnung wären für Deutschland nur halb so gefährlich, wenn sie nur von einigen wenigen Personen oder Kreisen vertreten würden. Das glaubte man in Deutschland vor dem Kriege allgemein; man glaubte, daß einerseits die am weitesten zurückgebliebenen und andererseits die wenigstens in ihren politischen Anschauungen am meisten fortschrittlichen Bevölkerungsgruppen als Träger des Imperialismus nur ausnahmsweise gelten könnten: also einerseits das Bauerntum und andererseits Liberalismus und Radikalismus. Allein beide Annahmen haben sich als irrig erwiesen. Man hat sich in Deutschland den Krieg Rußlands wohl so vorgestellt, daß eine ehrgeizige Kriegspartei, geschart um einige Großfürsten, hauptsächlich am Kriege schuld sei und das arme ungebildete Volk mit sich gerissen habe. Aber was hätten die Großfürsten wohl machen sollen, wenn hinter ihnen nicht der räuberische Eroberungswille des russischen Volkes gestanden hätte?

Für den russischen Bauern bedarf es nicht mehr vieler Worte. Man braucht die Wurzeln des Imperialismus nur ganz oberflächlich bloßzulegen, um zu erkennen, daß er gerade beim Bauern eine volkstümliche Macht ist. Seit dem gegen die deutschen Kolonistenbauern gerichteten Enteignungsgesetze vom 15. Februar 1915 muß sie noch beträchtlich gestiegen sein. Aber auch der Liberalismus ist vom Imperialismus überrannt worden. Wenn man das hervorhebt, so ist das insofern sogar noch ein zu schwacher Ausdruck, als die Liberalen auch innerlich zu den Westmächten und damit zur Verbandspolitik hinneigen, die aber, mit russischen Augen angesehen, nichts weiter ist als russische Eroberungspolitik. Man müßte deshalb nicht sagen: sogar die Linksparteien der Duma, sondern gerade, natürlicherweise die Linksparteien: sie verschreiben sich auch aus eigener innerpolitischer Überzeugung der vermittelst der westmächtlichen Freundschaft zu bestreitenden russischen Kriegs- und Eroberungspolitik.

Nicht nur der Zar und die Großfürsten und die Popen und die Heiligenbilder, sondern auch das russische Volk steht gegen Deutschland im Felde und hinter ihm der Geist des russischen Imperialismus. Es ist der russische Eroberungswille, der die russischen Massenheere zuerst vorwärts getrieben hat. Und dann später, als die Niederlagen kamen, hat dieser

Digitized by Google

selbe Geist und dieser selbe Wille bewirkt, daß die Russen eine schwere Niederlage nach der andern auf sich nahmen und in aussichtslosem Kampfe noch immer ausharren. —

Wenn man sich von der Tiefe und Volkstümlichkeit des russischen Ausdehnungsstrebens überzeugt, die greifbaren, die Existenz des Deutschen Reiches erschütternden Wirklichkeitsziele der russischen Eroberer kennen gelernt und sich zu der Überzeugung durchgerungen hat, daß für das uralte, mongolisch bestimmte Eroberertideal nicht nur kriegslüsterne Großfürsten nebst Anhang kämpfen, sondern ein ganzes Volk: wenn man diesem furchtbarsten Feinde Deutschlands in sein haßverzerrtes, blutiges Antlitz geblickt hat: erst dann ist man befähigt, die weltpolitische Bedeutung und damit den weltgeschichtlichen Sinn des deutsch-russischen Krieges zu ermessen. Nun sieht man: das ist kein Krieg mehr nur um die Selbständigkeit Südosteuropas und um die Orientinteressen Deutschlands, sondern es ist ein Verteidigungskampf auf Leben und Tod gegen die russische Weltpolitik, nicht in Ostasien, sondern an der deutschen Ostgrenze, ein fürchterlicher Grenzkrieg, wie ihn die neuere Geschichte noch nicht gesehen hat.

Der englische Druck auf Deutschland ist schwer und hart und grausam. Aber er stellt keine unmittelbare Gefahr dar. Den russischen Druck aber, wenn er je an unsere elende Ostgrenze zurückkehren sollte, spüren wir bis ins innerste Mark hinein. Er bedroht uns weit mehr, als die Knechtung der Meere durch England. Die Freiheit der Meere ist gewiß ein kostbares Gut. Aber kostbarer ist die Freiheit unseres Landes von den räuberischen und mörderischen Russen. Deshalb ist Hindenburg der deutsche Nationalheld und wird es bleiben, weil er die schwerste Gefahr von uns abgewandt hat. Nicht nur über russische Heere von Fleisch und Blut hat er seine weltgeschichtlichen Siege erfochten, sondern auch gegen die russischen Gedanken über Ausdehnung, Eroberung, Unterdrückung, Weltmacht, Weltherrschaft, die tiefer wurzeln und sich höhere Ziele stecken, als sich unsere Schulweisheit träumen läßt.

Wer über die weltpolitische Bedeutung des deutsch-russischen Krieges und über den russischen Eroberungswillen noch nie nachgedacht hat, und wer sich dann bei den Friedensverhandlungen mit Rußland mit seiner Versöhnlichkeit und seiner Bescheidenheit brüsten und mit dem Status quo, den alten elenden Grenzen begnügen würde, der handelt frevelhaft

Digitized by Google

an der Zukunft des deutschen Volkes, dessen Verhängnis es bisher gewesen ist, daß es im Osten nicht an einen gesättigten Nationalstaat, sondern an einen heißhungrigen imperialistischen Erobererstaat grenzt oder vielmehr, das hoffen wir, gegrenzt hat. Allen Deutschen aber, denen das Wort Annexion noch mehr Schrecken einjagt, als das Wort Rußland, antworte man mit der kürzlich von einem Balten mannhaft formulierten Gegenfrage: „Wer wagt es, von Eroberungen zu reden, wenn man dem anfallenden Räuber die Waffen aus der Hand windet und als Siegesbeute heimführt?"

Die russische Psyche

Von * * *

Das Folgende ist von einem alten guten Kenner Rußlands, der bis vor kurzem die russischen Segnungen im Reiche des Zarismus selber genoß, geschrieben und der „D. P." zur Verfügung gestellt. Rb.

Bismarck! Ach, wenn wir jetzt einen Bismarck hätten! Wie oft hört man heute diesen Stoßseufzer! Und da uns ein neuer Bismarck nicht wieder erstanden ist, so sucht man sich damit zu behelfen, den alten als Gewährsmann für politische Fragen unserer Tage hinzustellen. Praktische Politik, die er in den 70er, den 80er Jahren trieb, die er damals als für das Deutsche Reich notwendig hinstellte, die sucht man heute, auf die Wucht seines Namens pochend, wieder zur Geltung zu bringen.

Ist das in Bismarcks Sinne? War er wirklich der Mann, der allein seligmachende politische Theorien aufstellte und heute eine Politik vertrat, weil er sie gestern oder vorgestern vertreten hatte? War er nicht vielmehr — man denke an seine Politik Österreich gegenüber vor und nach 1866 — einer jener Großen, die im Augenblick sich neuen Situationen anzupassen wußten und unweigerlich mit einem System brachen, wenn andere Zeiten andere Wege verlangten?

Eine seiner sogenannten Bismarckschen „Richtlinien", die heute immer wieder als auch für uns bindend hingestellt wird, ist seine „traditionelle Freundschaft mit Rußland".

Weil Bismarck damals, vor 30 und mehr Jahren, eine solche Bismarck-Politik verfolgte, — darum sollen wir das heute auch tun?! Wir hätten wenig von ihm gelernt, wenn wir so schuljungenhaft ihn nur nachahmen

Digitized by Google

könnten. Sind das Deutschland, das Rußland, die allgemeine politische Konstellation von heute etwa dieselben, wie zu Bismarcks Zeiten? War der Balkan schon damals das Zünglein an der Wage? Hatte der Panslawismus etwa schon seine Fangarme weit über die Grenzen Rußlands ausgestreckt? Hatte vor allem die Kriwoscheinsche und Stolypinsche Agrarreform bereits eingesetzt, die auf dem Wege ist, die stumpfe Masse der russischen Bauernschaft zum Leben zu erwecken, den Landhunger bei ihr ins Unermeßliche zu steigern, die bisher triebhaften Expansionsgelüste Rußlands zu einer bewußten Volkssache zu machen? Nein, und nochmals nein! Die Situation ist ganz anders, als sie zu Bismarcks Zeiten war. Und andere Zeiten verlangen andere Mittel und Wege.

Vielleicht war es recht gehandelt, Rußland nicht herauszufordern, um seine Freundschaft zu werben, solange noch eine Hoffnung darauf bestand, durch diplomatische Künste einen modus vivendi mit Rußland zu finden, Zunächst wenigstens. Jetzt aber, wo die Würfel gefallen sind, der Weltbrand entstanden ist, wo es um Sein oder Nichtsein für Deutschland geht. wo uns endlich die Gelegenheit geboten wird, diesen furchtbarsten Feind dauernd zu schwächen, — sollen wir jetzt noch von „Schonung", von „Es-nicht-verderben-dürfen" reden? Es wäre Selbstmord! Rußland will uns — man möchte fast sagen aus einem Naturtriebe heraus — verschlucken. Nicht einen Augenblick würde Rußland, vorausgesetzt, es könnte überhaupt, zögern, seine Grenzen weit hinaus nach Westen vorzuschieben. Und, unersättlich, würde es seine gierigen Blicke dann noch weiter nach Westen richten.

Schonung! Courtoisie! Ich mag nicht von Unversöhnlichkeit mit Rußland sprechen!

O, wie wenig kennen wir hier die russische Psyche! Eine jede „Schonung" wird der Russe ausschließlich als Schwäche auffassen. Sie wird ihm eine Ermunterung sein, nachdem er Atem geschöpft, aufs neue den Kampf zu wagen. Revanchegedanken aber, wie die französischen auf verletzter Eitelkeit beruhend, die liegen dem russischen, noch durchaus primitiven Volksempfinden vollständig fern. Wie wäre sonst die heutige Verbrüderung Rußlands mit Japan möglich?!

Furcht allein, Furcht, die sich im Laufe der Zeit in Respekt vor der unbesiegbaren Größe und Macht Deutschlands umwandeln wird, nur

Digitized by Google

die kann Rußland niederhalten. Ein kleines Beispiel, eines unter vielen, soll dieses illustrieren. Da wurde kürzlich der russisch-österreichische Journalist Janczewecki des Hochverrates überführt und in Österreich zum Tode verurteilt. Ein Sturm der Entrüstung über diesen „feigen Mord an einem Unschuldigen" brach selbstverständlich in Rußland los. Man konnte sich nicht genug tun an Schmähartikeln. An die ganze Welt wurde appelliert. Und leider sah sich der König von Spanien veranlaßt, Fürsprache beim greisen Kaiser Franz Joseph einzulegen — mit dem Resultat, daß die Todesstrafe in mehrjährige Gefängnishaft umgewandelt wurde.

Und wie quittierte Rußland dieses Entgegenkommen, diese „Courtoisie" des österreichischen Herrschers?

Wörtlich heißt es in der „Nowoje Wremja", dem tonangebendsten offiziösen russischen Blatte: „für einen kurzen Augenblick ist das Gewissen des Henkers erwacht.... und jetzt fordern wir vollen Freispruch für den unschuldig Verurteilten!"

Das ist das wahre Gesicht Rußlands! Unersättlich, zynisch in seiner Selbstüberhebung und Anmaßung. Nicht Entgegenkommen, nicht Milde sieht es in der Nachgiebigkeit des alten Kaisers, sondern Schwäche! Und frech und plump wird die Forderung gesteigert. Die Faust drauf — das ist die einzige Sprache, die Rußland versteht! Den groben Keil auf den groben Klotz! Schonungsgedanken werden uns doch nur als Schwäche ausgelegt und reizen die unersättliche Gier.

Dauernde Schwächung Rußlands — das sei unser Ziel! Ist das erreicht, dann werden wir, unsere Kinder und Kindeskinder die Segnungen des dauernden Friedens genießen, den wir in furchtbar blutigem Ringen für unser Deutschland erfochten haben.

Wilsons Persönlichkeit in seinen Schriften

Von Dr. Wilhelm Stahl

Für den Deutschen, der sich um ein tieferes Verständnis der zweifellos bedeutenden Persönlichkeit des amerikanischen Präsidenten bemüht, kommen in erster Linie die beiden Aufsatzsammlungen in Frage, die unter dem Titel „Nur Literatur" und „Die neue Freiheit", von H. Wiegand

Digitized by Google

vorzüglich verdeutscht, bei G. Müller (München) erschienen sind. Während aus der ersten neben geistvollen Ausführungen über das Wesen und die Bestimmung des Dichters, Schriftstellers und Geschichtsschreibers vor allem einprägsame Charakteristiken hervorragender englischer und amerikanischer Politiker hervorgehoben zu werden verdienen, erörtert die zweite, die aus wirklich gehaltenen Wahlreden entstanden ist, mit programmatischer Schärfe die gewaltigen organisatorischen Aufgaben, die das moderne Amerika zu lösen hat, wenn es seinem „nationalen Leben seine Reinheit, seine Selbstachtung und seine ursprüngliche Stärke und Freiheit wiedergeben" will. Gerade diese Schrift, die zugleich ein schönes Beispiel wirkungsvoller politischer Beredsamkeit darstellt, ist für unsere Kenntnis des Staatsmannes Wilson und seiner Ziele von besonderer Bedeutung.

Die landläufige europäische Auffassung sieht in dem derzeitigen amerikanischen Präsidenten mit Vorliebe einen gelahrten Professor, der aus der Stille seiner Studierstube durch Schicksalslaune plötzlich auf die Bühne des öffentlichen Lebens versetzt wurde und nun dort in seiner Weltfremdheit eine recht merkwürdige Figur macht. Nimmt man aber die eben empfohlene Schrift zur Hand, so gewinnt man sofort die Erkenntnis, daß Wilson von Jugend auf die praktische politische Tätigkeit als Lebensinhalt und -notwendigkeit empfunden hat, und daß alle seine gelehrten Studien nur dazu dienen sollten, sich und anderen über die wahren Bedürfnisse des amerikanischen Volkstums und die gangbaren Wege zu ihrer Befriedigung Klarheit zu verschaffen. Mit 22 Jahren veröffentlichte er bereits einen Aufsatz „Kabinettsregierung in den Vereinigten Staaten", der modernen Reformideen mit seltenem Scharfblick und Verständnis Ausdruck gab, und seine mit 29 Jahren verfaßte Schrift „Kongreß-Regierung" erregte in politischen Kreisen gewaltiges Aufsehen. Zwanzig Jahre lang vertrat er dann als einflußreicher Hochschullehrer rückhaltlos die Forderung einer zeitgemäßen Fortentwickelung des amerikanischen Staatslebens und opferte endlich in einem für amerikanische Verhältnisse bezeichnenden Konfliktsfalle seinen demokratischen Überzeugungen die Präsidentenwürde der Princeton-Universität. Die darauffolgende kurze Zeit seiner Tätigkei als Gouverneur von New Jersey bedeutete für den seit Jahrzehnten von den Trusts tyrannisierten Staat den Beginn einer neuen glückverheißenden Ära. Als ein aufrechter Mann von festen Grundsätzen und reifer politischer

Digitized by Google

Einsicht übernahm Wilson im März 1913 die Leitung der amerikanischen Regierung. „Ich habe meine Schüler so lange gelehrt, wie es gemacht werden könnte, daß es Zeit wird, ihnen zu zeigen, daß es gemacht werden kann", hatte er einige Jahre vorher in stolzem Selbstvertrauen geäußert. Amerika durfte den Taten seines neuen Herrn mit hoffnungsfreudiger Zuversicht entgegensehen.

Aber nach einigen glücklichen Ansätzen begannen die Enttäuschungen. Schon die seltsame, bald zögernde bald hastig zufahrende Aktion gegen Mexiko, die beinahe einen blutigen Bürgerkrieg entfesselt hätte, bewies ein geradezu erstaunliches Maß von diplomatischer Ungeschicklichkeit und politischer Kurzsichtigkeit. Auch die mit so verblüffender Rücksichtslosigkeit erneuerte Monroe-Doktrin, welche die Beziehungen des lateinischen Amerika zu Europa kurzerhand auf eine gänzlich veränderte Grundlage stellen wollte, zeugte von einer bedenklichen Verkennung geschichtlich gegebener Verhältnisse. Man hat diese diplomatischen Mißgriffe dadurch erklärt, „daß, als mit Präsident Wilson die demokratische Partei ans Ruder kam, alle Personen, die in auswärtigen Angelegenheiten praktische Erfahrung hatten, beseitigt und ersetzt wurden durch Leute, deren Ehrenhaftigkeit unantastbar war und von denen einige ungewöhnlich tüchtig waren, jedoch kein einziger staatsmännische Erfahrung und irgendwelche Kenntnis in auswärtigen Angelegenheiten mitbrachte"[1]. Die Tatsache bleibt jedenfalls zu Recht bestehen, daß Wilsons auswärtige Politik von dem Vorwurf eines verhängnisvollen Dilettantismus nicht freizusprechen ist; und Ereignisse der allerjüngsten Zeit haben für dieses Urteil leider nur allzu schlagkräftige Belege geliefert.

Als typischer Vollamerikaner, der an die einzigartige zivilisatorische Mission seines Volkes mit Inbrunst glaubt, mangelt Wilson offensichtlich jedes Augenmaß für das wahre Wesen und die besonderen Aufgaben und Ziele fremder Staaten. Es ist für die ihm eigene Geistesrichtung sehr bezeichnend, wie wenig er in den beiden Aufsatzsammlungen über europäische Verhältnisse (von England abgesehen) zu sagen weiß; sie liegen gänzlich außerhalb seines Gesichtskreises oder werden nur mit einem flüchtigen geringschätzigen Blick gestreift. (Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß

[1] I. D. Whelpley, Foreign Relations of the United States, Fortnightly Review, Juni 1914 (angeführt von Th. Schiemann, Deutschland und die große Politik, 1914 S. 185).

Digitized by Google

er sich als Forscher um eine wissenschaftliche Einsicht in europäisches Denken nicht bemüht habe; aber es scheint ihm zu ergehen wie manchem grundgelehrten Philologen, der sein ganzes Leben der Erforschung des klassischen Altertums widmet und doch von dem Geiste der Antike nie einen Hauch verspürt.) Kein Wunder, daß Wilson heute dem Schicksalskampfe des Deutschtums so verständnislos gegenübersteht und ihn nur in trüber englischer Beleuchtung zu sehen vermag. Nur wo das Sternenbanner weht, scheint ihm wahres Glück und echte Freiheit gedeihen zu können. Das pharisäische Dankgebet „Wir haben prosperiert“[1] ist der unverfälschte Ausdruck einer Weltanschauung, die den Vorteil des eigenen Landes zum höchsten Lebensziel erhebt und die Betätigung dieses sacro egoismo ganz naiv als vollberechtigt und der göttlichen Weltordnung gemäß erachtet. (Wobei für nüchtern Urteilende freilich der Zweifel bestehen bleibt, ob Amerikas gegenwärtiges Verhalten wirklich seinen Interessen entspricht; die Zeit wird wohl bald kommen, da man drüben erkennen wird, wie kurzsichtig man für einen schmählichen Judaslohn eine glänzende Zukunft geopfert hat.)

Dieses bedenkenfreie, wurzelfeste Amerikanertum ergibt meines Erachtens den einen wesentlichen Zug in Wilsons Charakterbilde. Dazu gesellt sich als zweiter ein unentwegter, pathetischer, idealistisch gefärbter Doktrinarismus, der zu der herkömmlichen Vorstellung von dem weltfremden Gelehrten nicht übel paßt, aber doch wohl als eine eigentümliche Naturanlage anzusprechen ist. Man ist keineswegs befugt, die schönen Worte von Tugend und Gerechtigkeit, von denen Wilson so verschwenderisch Gebrauch zu machen liebt, kurzerhand als eitel Bluff und Politikerrhetorik abzutun. Eine derartige kümmerliche Auffassung würde dem unleugbar vorhandenen sittlichen Hochsinn des Präsidenten zweifellos nicht gerecht werden. Nein, wie sein Regierungsprogramm, daß fortan Gerechtigkeit und Gesetz in Amerika herrschen sollen, sicherlich ehrlich gemeint war, so ist er gewiß auch jetzt fest davon überzeugt, daß das Verhalten der Vereinigten Staaten heute ein Musterbeispiel reifer Sittlichkeit darstellt und daß sie deshalb einmal berufen sind, die entzweiten Völker wieder auf die Bahn des Rechten und Guten zurückzuführen. Daß Wilson freilich den abgrundtiefen Widerspruch zwischen streng sittlichen Forderungen und brutalem Geschäfts-

[1] Vergl. Wilsons Ankündigung des Danksagungstages, 25. November 1915.

Digitized by Google

egoismus, der in seiner Politik so augenfällig zutage tritt, völlig übersieht, bezeugt zur Genüge, daß auch seine anscheinend so frei und groß gedachte Staatsethik gewisse mit seinem hochgestimmten Amerikanertum unlösbar verbundene nationale Beschränktheiten nicht zu überwinden vermag.

In allen Auseinandersetzungen, die zwischen der amerikanischen und der deutschen Regierung während der Kriegszeit stattfanden, taucht immer wieder der Begriff „Gesetz" auf, den Wilson mit der tyrannischen Starrköpfigkeit eines Shylock nach dem engsten Wortsinn deutet, ohne der Erkenntnis zugänglich zu sein, daß auch löbliche Gesetze im Zusammenwirken der Umstände sich als widersinnig und unheilstiftend erweisen können. Über diesen pedantischen, höheren Zweckmäßigkeitsrücksichten unzugänglichen juristischen Rigorismus hat sich Wilson (bei einer Gegenüberstellung des englischen und amerikanischen Konstitutionalismus) einmal in folgender bemerkenswerter Weise geäußert: „Der amerikanische konstitutionelle Staatsmann konstruiert seine Politik wie ein Rechtskundiger. Die Maßstäbe, denen er sein Verhalten anpassen muß, sind ihm durch ein Schriftstück gegeben, auf dessen endgültigen Bestimmungen das ganze Gebäude der Regierung unmittelbar ruht. Und dieses Schriftstück ist dazu noch die konkrete Verkörperung einer bestimmten Regierungstheorie. Sie beruht darauf, daß bestimmte, von einer außerhalb der Regierung stehenden, politischen Macht erwählte Gesetze die Grundpfeiler des ganzen politischen Gebäudes sind und daß nichts, was nicht in dies Fundament eingefügt werden kann, eine sichere und gesetzmäßige Politik ist. In der Vorstellung des amerikanischen Staatsmannes ist das Gesetz der Schöpfer der Staaten, sie leben nur auf Grund jener Vergünstigungen, die sich aus den Gesetzen ableiten lassen. Dadurch durchzieht unsere Geschichte der enge Zusammenhang zwischen dem Amt des Richters und dem Amt eines Staatsdieners." Amerikanische Staatsmänner „lehrten die Menschen die neue Kunst, Politik mit dem Gesetz zu durchdringen, ohne dabei die Politik zu verfärben." („Nur Literatur", S. 173f.) Vielleicht können solche typisch-amerikanischen Anschauungen dazu beitragen, Wilsons gegenwärtiges Verhalten in seinen psychologischen Grundlagen etwas verständlicher zu machen.

Soll es der Kulturmenschheit jemals gelingen, das Verhältnis zwischen Sittengesetz und Politik einwandfrei zu bestimmen, — wie weit sie davon

Digitized by Google

noch entfernt ist, enthüllt dieser Weltkrieg tagtäglich mit niederschmetternder Deutlichkeit — müßte vor allem für den Begriff „Recht" selbst eine klare, allgemein als bindend anerkannte Auslegung gefunden werden. Mit der Forderung buchstabenmäßiger Befolgung juristisch formulierter (wie alles Menschenwerk notwendigerweise lückenhafter und verbesserungsbedürftiger) Verträge, worin Wilson das Allheilmittel zu erblicken scheint, ist dieses Problem gewiß nicht zu lösen. Es ist nämlich eine eigentümliche Tatsache des sittlichen Lebens, daß seine Gesetze, bis in ihre letzten Folgerungen durchgeführt, in ihren Gegensatz umschlagen und die schwersten Pflichtverletzungen bewirken. So gewiß also ein wahrer Staatsmann dafür einstehen und darauf hinarbeiten wird, daß auch in der Politik sittliche Grundsätze zur Geltung kommen, so wenig darf er bestimmte Abmachungen als unverbrüchliche Normen anerkennen, deren Aufrechterhaltung unter allen Umständen, auch wenn sich der Gegner längst davon losgesagt hat, zu gewährleisten ist, vielmehr muß er im Bewußtsein seiner ungeheuren Verantwortung es gerade als seine heilige Pflicht erachten, so seine Entscheidungen zu treffen, daß das Selbstbewahrungsrecht der Völker nicht einem starren Prinzip geopfert wird (vgl. Deutschland und Belgien).

Dieser tiefsittlichen Auffassung echter staatsmännischer Klugheit hat Wilson nur die blendenden Phrasen eines wirklichkeitsfernen Doktrinarismus entgegenzusetzen. Mit Wehmut gedenken wir heute der erhabenen Rolle, die Amerika in diesem Völkerkrieg beschieden gewesen wäre, wenn sein Führer die Zeichen der Zeit richtig hätte deuten können, wenn er statt in einem leidenschaftlichen Kampfe um Amerikas Ehre, die von uns Deutschen gewiß nicht bedroht wird, seine Kräfte zu verzehren, den wahren „Grundsätzen der Menschlichkeit" (vgl. das Telegramm Kaiser Wilhelms II. an Wilson, September 1914) bei denen hätte Eingang und Achtung verschaffen wollen, die sie aufs schnödeste tagtäglich mit Füßen treten. Aber Idealismus, den keine vorurteilsfreie Einsicht bedient, ist noch stets jedem schlaubemäntelten Eigennutze zur Beute gefallen. Auch Wilson ist diesem Schicksal nicht entgangen. Wie er durch seine „moralische" Merikopolitik (wahrscheinlich ohne es zu wissen) nur die Geschäfte der Standard Oil Company besorgt hat, so ist er, der strenge Tugendapostel, heute der tatkräftigste Förderer des Großkapitalismus, dessen Bekämpfung das Ziel seiner Regierung bilden sollte.

Digitized by Google

Vielleicht hätte Wilson in gesicherteren Zeiten Großes und Segensreiches für sein Land leisten können. Im weltgeschichtlichen Drama der Gegenwart gehört er zu jenen tragischen Gestalten, die wider ihren Willen an dem namenlosen Leiden der Menschheit mitschuldig werden müssen, weil sie nicht hellsichtig genug sind, um zu ermessen, was dieser Zeit nottut oder nicht die Willensstärke besitzen, um das als heilsam Erkannte, allen Widerständen zum Trotz, siegreich durchzuführen.

Expulsons les Barbares

Von Dr. Werner Weisbach

Ein im Märzheft der „Revue des deux Mondes" des Jahres 1831 erschienener Aufsatz des Gelehrten, Staatsmannes und Kunstfreundes Comte de Montalembert, Mitglieds der Académie française, der im sechsten Bande seiner Gesammelten Werke (Paris 1861) wiederabgedruckt ist, schließt mit den Worten: Expulsons les Barbares. Wer das hört, müßte nach der in der Entente-Literatur heute gangbaren Terminologie denken, daß sich das nur auf die Deutschen, die allgemein als Zerstörer verschrienen „boches", beziehen könnte. Aber schon ein Blick auf den Titel der Schrift belehrt eines anderen; er lautet: „Über den Vandalismus in Frankreich". Der Verfasser wendet sich in seinen Ausführungen gegen die kunstschänderische und denkmalfeindliche Gesinnung, von der das Frankreich seiner Zeit beherrscht ist; er geißelt die völlige Achtlosigkeit gegenüber den geschichtlichen Monumenten der Vergangenheit, die man nicht nur unbekümmert verfallen ließe, sondern deren Verfall man auch noch beschleunigte. „Man glaubt sich in einem eroberten Lande," heißt es einmal, „in dem die barbarischen Einbrecher alle Generationen, die es bewohnt haben, bis auf die letzten Spuren auslöschen möchten" (S. 13). An einer langen Reihe von Beispielen aus den verschiedensten Teilen Frankreichs wird die durch alle Kreise gehende Zerstörungswut erläutert. „Es ist ein methodischer und überlegter Vandalismus, der in Frankreich herrscht."

Welche weltgeschichtliche Ironie liegt nun aber für den heutigen Beobachter darin, daß den in Frankreich verbreiteten Zuständen Deutschland als das Musterland der Denkmalpflege und der Achtung vor allem historisch Ge-

Digitized by Google

wordenen gegenübergestellt wird! „In Deutschland haben die Pflege der Vergangenheit in der Kunst und die Einflüsse dieser Vergangenheit auf die modernen Schöpfungen einen unerhörten Grad von Popularität erreicht und stellen diesem glorreichen Land in Aussicht, das Vaterland einer neu belebten Kunst und ein zweites Italien zu werden" (S. 11). Aus Preußen und Bayern werden mannigfache Beispiele herangezogen, um diese Behauptung zu stützen.

Daß die Auffassung Montalemberts von dem Ernst und der Gewissenhaftigkeit des Denkmalschutzes und der Kunstliebe in Deutschland nicht einer vorübergehenden Aufwallung entsprang und etwa nur ausgesprochen wurde, um dem Mangel an Interesse, dem liebloſen Unverstand und der Zerstörungswut des eigenen Volkes gegenüber eine brauchbare und wirkungsvolle Antithese für den Augenblick zu prägen, geht daraus hervor, daß er acht Jahre später noch ganz dieselbe Anschauung vertrat. Er kam im Jahre 1838 in der „Revue des deux Mondes" auf dasselbe Thema zurück in dem Aufsatz: „Über den augenblicklichen Stand des Vandalismus in Frankreich" (Ges. Werke, Bd. VI, S. 210 ff.). Aufgabe der Arbeit ist, zu zeigen, daß, während infolge eines Eingreifens der Regierung in den von ihr abhängigen Gebieten eine Besserung für die Denkmalpflege eintrat, überall da, wo die Lokal- und Munizipalbehörden etwas zu sagen haben, noch „die ungeheuerste und gefährlichste Art des zerstörerischen Vandalismus zu finden ist" (S. 218). Wiederum wird Deutschland als Vorbild ein Loblied gesungen: „Heut' ist es Deutschland, dem man die Palme reichen muß dank dem Eifer, der in gleichem Maße Regierungen und Menschen beseelt gegen das Fortschreiten des Vandalismus, der ebenso wie bei uns, wenn auch sehr viel kürzere Zeit, geherrscht hat. Die Verwaltungsmaßnahmen werden dort gestützt durch den guten Willen und die Intelligenz der einzelnen Menschen, woran es in Frankreich so völlig fehlt" (S. 227). Das Ärgste, das Montalembert seinen Landsleuten vorzuwerfen hat, gipfelt vielleicht in dem Satze: „Frankreich allein ist es, wo der Vandalismus ausschließlich und zügellos herrscht."

Und nun sollte es geschehen, daß nach einer Reihe von Jahrzehnten von einem Teil der sogenannten gebildeten Welt, der sich zu Frankreich als dem Hort der alten Kultur bekennt, Deutschland als das Land verfehmt

Digitized by Google

wurde, das einen überkommenen Zustand der Barbarei noch nicht überwunden habe und seiner Gewohnheit treu den Vandalismus auf seine Fahnen schreibe. Sähe sich der ehrliche Montalembert in den heutigen Konflikt versetzt, er müßte, wollte er sich nicht mit den Intellektuellen seines Landes überwerfen, vielleicht eine Geschichtstheorie ausfindig machen, die für die Entwicklung der Deutschen eine rückläufige Bewegung nachwiese, die zu zeigen vermöchte, wie tief der Deutsche von 1915 unter den Deutschen von 1835 gesunken sei. In welchen Widerspruch würde er dann aber mit den Entwicklungskonstruktionen von Auguste Comte und Hippolyte Taine, an denen seine Landsleute doch so sehr hängen, geraten! In diesen Gedankenketten verfängt sich der denkende Verstand. Dem französischen Verfechter des deutschen Barbarentums bleibt nur ein Ausweg: den Verstand und das Denken auszuschalten und sich ganz dem Gefühl des Augenblicks zu unterwerfen. Unter dem Gesichtspunkt der Kriegspsychose wird er für die Waffen des Geistes unangreifbar. Von dem Panzer, den er sich umlegt, muß dann auch die überlegene Ironie abprallen, mit der vor kurzem ein großer Gelehrter und freier Denker des Frankreich verbündeten Italien, Benedetto Croce, die Frage des deutschen Barbarentums in einem Interview streifte, dessen Inhalt im römischen „Messaggero" vom 1. Oktober 1915 zu lesen war. Der Neapler Professor, der im Gegensatz zu seinen französischen Kollegen nicht das Denken einem dunklen Drange und einer fanatischen Voreingenommenheit aufgeopfert hat, antwortete auf die Frage, wie sich denn die barbarische Kriegführung der Deutschen mit ihrer vielgerühmten Kultur zusammenreimte: „Vor dem Kriege hat doch niemals jemand etwas davon bemerkt, daß die Deutschen barbarisch und grausam wären." Er hat auch eins der Hauptbeweisstücke, das, mit angeblicher wissenschaftlicher Gründlichkeit aufgestellt, für deutsche Barbarei und deutschen Vandalismus ins Feld geführt wurde, entkräftet, indem er sagte: „Ich selbst habe die groben Irrtümer feststellen können, die Professor Bédier beim Lesen und Übersetzen begangen hat in jener zu tausenden von Exemplaren in Italien verbreiteten Schrift, in der er Aufzeichnungen deutscher Soldaten mit Faksimile-Reproduktionen veröffentlicht." Nicht einmal vermag also die Wissenschaft der Wissenschaft innerhalb der verbündeten Nationen stand zu halten.

Digitized by Google

Von deutscher Seite hat man den Franzosen an der Hand ihrer eigenen Veröffentlichungen vorhalten können, daß es auch kurz vor dem Kriege noch mit der Achtung und dem Schutz ihrer nationalen Baudenkmäler nicht gut bestellt war. Ein reichhaltiges Material, das sich auf diesen Gegenstand bezieht, ist von Dr. Otto Grautoff zusammengestellt und in einem stattlichen reichillustrierten Band unter dem Titel: „Kunstverwaltung in Frankreich und Deutschland" veröffentlicht worden (Akademische Buchhandlung von Max Drechsel, Bern 1915). Wie bei Montalembert, treten auch in den hier zur Kenntnis gebrachten literarischen Urkunden Franzosen auf, die wider ihr eigenes Land zeugen. Die schon früher durch die Süddeutschen Monatshefte verbreiteten Auszüge aus der Schrift von Maurice Barrès: La grande pitié des églises de France (Paris 1914) entwerfen ein erschreckendes Bild von der Zerstörungswut, der die historischen Kirchenbauten Frankreichs beständig ausgesetzt sind. Neben dem klerikalen Schriftsteller erhebt sich der Künstler Rodin als ein furchtbarer Ankläger. In seiner voller Bewunderung für die Kirchenbaukunst des Mittelalters vor kurzem verfaßten und mit Zeichnungen von seiner Hand geschmückten Schrift: Les Cathédrales de France (Paris 1914) ergeht er sich in leidenschaftlichen Vorwürfen gegen die Sorglosigkeit, mit der man diese Ewigkeitswerte ihrem Schicksal überläßt. „Die Franzosen", sagt er, „stellen sich den Schätzen der Schönheit, die den Ruhm ihrer Rasse krönen, feindlich gegenüber, und ohne daß sich jemand dagegen auflehnt, zerschlagen sie sie, zerstören sie aus Haß, aus Dummheit, aus Borniertheit oder sie schänden sie unter dem Vorwand, sie restaurieren zu wollen." Das sind nicht nur im Affekt gesprochene Worte, die sich der Übertreibung bedienen, um eine Mahnung eindrucksvoller zu machen, Worte, hinter denen nicht entsprechende, die Schwere der Anklage rechtfertigende Tatsachen ständen. In der Schrift von Barrès wird ein umfangreiches Belegmaterial ausgebreitet, das die der Vernichtung anheimgegebenen Denkmäler im einzelnen namhaft macht. Ein von Grautoff im Jahre 1911 im „Cicerone" veröffentlichter, hier wieder abgedruckter Aufsatz über die Mängel in der französischen Kunstverwaltung gibt dazu eine Ergänzung. Man erfährt aus ihm, daß trotz der nach der Aufhebung des Konkordats getroffenen staatlichen Bestimmung, daß sämtliche künstlerisch wertvollen Kirchen inventarisiert werden sollten

Digitized by Google

und trotzdem der Regierungsvertreter im Januar 1911 erklärt hatte, daß das geschehen sei, gemäß einer zuverlässigen Aufstellung für 25 Departements in diesen nur 372 Kirchen inventarisiert waren, 1566 aber fehlten. Solche nicht inventarisierten Kirchen sind jedweder Willkür preisgegeben. Man kann sich an der Hand von urkundlichen Berichten eine Vorstellung davon machen, wie häufig auf dem Lande infolge der antikirchlichen Gesinnung einer beschränkten, verständnislosen, sich vorgeblich nur zu der Göttin Vernunft bekennenden Gemeindedemokratie manche altehrwürdige Kirche von künstlerischem Wert zu Tode gehetzt wird.

Dieselbe geistige Verfassung, die der Grund dafür ist, daß reizvolle kirchliche Baudenkmäler ohne Not vom Erdboden verschwinden, wird beleuchtet durch ein Erlebnis, das mir kürzlich ein Freund von der Westfront aus dem von uns besetzten französischen Gebiet mitgeteilt hat. Er unterhielt sich eines Sonntags mit einer französischen Bauersfrau, als ein Trupp katholischer deutscher Soldaten vorbeizog, die mit ihren Rosenkränzen in der Hand sich zur Kirche begaben. Die Frau sagte, auf die Soldaten weisend: „Das wäre bei uns nicht möglich, daß die Leute mit ihren Rosenkränzen öffentlich herumgehen; sie würden so verhöhnt und verlacht werden, daß sie sich nicht mehr sehen lassen könnten. Da hat man bei euch mehr Freiheit — und das ist schön."

Es gehört zu dem modernen französischen Freiheitsbegriff, daß er antiklerikal und rationalistisch gefärbt ist. Individuen und Körperschaften wehren sich gegen jedwede Eingriffe in das, was sie als ihre berechtigten Freiheiten ansehen, von Seiten einer staatlichen Obrigkeit, mag diese auch höhere und allgemeine Interessen im Auge haben. Ortsgemeinden nehmen sich die Freiheit, die ihnen unterstehenden Baudenkmäler verfallen oder gar abreißen zu lassen, und die vorgesetzten Behörden bieten dazu die Hand.

Dem aus verschiedenen einwandfreien Quellen geschöpften, den Geist der Kunst- und Denkmalpflege im heutigen Frankreich beleuchtenden Material hat Grautoff eine Reihe von Dokumenten hinzugefügt, aus denen ersichtlich wird, wie die in Deutschland ausgebildete Organisation des Denkmalschutzes auf die von den Truppen besetzten feindlichen Gebiete angewandt worden ist und diesen zugute kommt. Man findet da die über den Befund und den Erhaltungszustand der Monumente in diesen

Digitized by Google

Gegenden aufgestellten Rechenschaftsberichte des Museumsdirektors von Falke und des Bonner Professors Paul Clemen, sowie eine Anzahl von Schriftstücken und Aufsätzen, die sich auf die Fürsorge der deutschen Regierung für die unter ihre Obhut genommenen Kunstwerke und auf das in Deutschland durchgeführte System obrigkeitlichen Denkmalschutzes beziehen.

Daß die schon von Montalembert gerühmte Denkmalpflege in Deutschland immer weitere Fortschritte gemacht und eine immer höhere technische Vervollkommnung erfahren hat, ist dem Kenner dieser Verhältnisse zur Genüge bekannt. Clemen hat ein gutes Recht, in dem von Grautoff abgedruckten Aufsatz „Der Schutz der Kunstdenkmäler im Kriege" Deutschland das klassische Land der Denkmalpflege zu nennen. Die Wahrung und sachgemäße Konservierung des alten Denkmälerbestandes ist eine selbstverständliche Ehrenpflicht geworden. Die hieraus sich ergebenden Gedanken ziehen immer weitere Kreise und lassen sich von der Zeitkultur nicht trennen; sie machen auch nicht an den Grenzen des eigenen Landes halt. Mit einem allgemein menschlich-ethischen Bewußtsein sind sie tief verwachsen. Das prägt sich bei uns darin aus, daß diese Bestrebungen nach einer immer umfassenderen behördlichen Sicherung und gesetzlichen Normierung drängten. Die Beschränkung individueller Freiheiten zugunsten allgemein sozialer und idealer Ansprüche ist eine besondere Eigenschaft der deutschen Auffassung des Freiheitsbegriffs.

In welcher Weise auf dem Gebiete des Kunstschutzes bei uns ein ethisch begründeter und altruistischer Standpunkt vertreten wird, dafür sei als Ergänzung zu dem Grautoffschen Material noch auf eine Rede verwiesen, die der Straßburger Professor Dehio im Jahre 1911 auf dem Tage für Denkmalpflege und Heimatschutz in Salzburg gehalten hat (wiederabgedruckt in der Sammlung seiner kunsthistorischen Aufsätze 1914, S. 287). Er mahnte dort: „Was heißt denn das, wenn wir mit Pathos für unser eigenes Land Denkmal- und Heimatschutz proklamieren und in gleichem Atem unsere Sammler loben, die in den Besitzstand fremder Völker einbrechen und diesen das antun, was wir für uns verwünschen? Inkonsequenz ist doch wohl nur ein schwacher Name dafür." Und dieser Ausspruch wollte nur vor der den Denkmalbesitz der verschiedenen Länder gefährdenden Tätigkeit des internationalen Kunsthandels warnen, der

Digitized by Google

zur Befriedigung des Sammeleifers von Museen und Privatleuten vor keinen Mitteln zurückscheut. Ein Volk, das durch den Mund eines seiner hervorragendsten Vertreter auf dem Gebiete der Kunstpflege gleiches Recht für alle verkündet, darf wohl getrost ein besonderes Maß von Gerechtigkeitssinn und Anerkennung der Interessen anderer für sich in Anspruch nehmen.

Am Schluß von Grautoffs Buch steht ein Aufsatz von Wilhelm Waetzoldt über den Begriff des „Barbarischen", in dem gezeigt wird, wie seit den Tagen der Antike im Verlauf der Geschichte die germanische Welt von der romanischen immer wieder mit dem Omen des Barbarentums behaftet worden ist. Es ist innerhalb der großen durch die Zeiten sich forterbenden Völkerinvektiven zu einer stehenden Formel geworden, die in Epochen gereizter Stimmung und gespannter Beziehungen stets mit Behagen dem säkularen Archiv entnommen wird. In dem den europäischen Kampf der Waffen begleitenden geistigen Krieg hat man dem Begriff neues Leben zuzuführen gesucht und in seinen Inhalt die Verdächtigung Deutschlands als eines zerstörungswütigen vandalischen Landes aufgenommen. Mit demselben Vorwurf hatte Montalembert den eigenen Landsleuten mitten im Frieden sein: Expulsons les Barbares! entgegengeschleudert. Warten wir ab, ob nicht, wenn nach dem Weltbrand eine allgemeine Ernüchterung eingetreten ist, eine objektive Instanz einmal befinden wird, daß jene Begriffsverschiebung noch jetzt zu Recht besteht.

Das Studium der chinesischen Sprache

Ein Mahnwort an alle China-Interessenten

Von Wolf v. Dewall

Das Studium der türkischen Sprache ist heute populär geworden. Das ist eine durchaus erfreuliche Erscheinung. Unsere tapferen Bundesgenossen im Südosten, die so wacker mit Deutschen vereint die Wacht an den Dardanellen gehalten und auch ein wirtschaftliches Zusammengehen mit Deutschland für die Zeit nach dem Kriege auf ihr Programm gesetzt haben, verdienen unser Interesse. Sie verdienen, daß wir ihren Volkscharakter studieren, indem wir in das Wesen ihrer Sprache eindringen. Sie verdienen, daß wir ihnen unsere Wertschätzung zeigen, in-

Digitized by Google

dem wir die türkische Sprache zum Range einer Verkehrssprache erheben. Der große Andrang zu den Schulen, an denen Türkisch gelehrt wird, hat jedoch auch zu warnenden Worten Anlaß gegeben. Die Listen der Lernenden haben gezeigt, daß sich unter ihnen eine große Anzahl von Leuten befindet, die hoffen, nach dem Kriege in der Türkei eine lohnende Beschäftigung zu finden, und die Zahl dieser, zu denen auch völlig ungeeignete Elemente gehören, wird von den Warnern als weit über das Bedarfsmaß hinausgehend erachtet. Neue Bewegungen sind stets geeignet, zu Übertreibungen und Auswüchsen zu führen. Baldige Maßnahmen sind daher erforderlich, um schädliche Rückschläge zu vermeiden. Rückschläge in der Bewegung zugunsten des Studiums der türkischen Sprache wären auf jeden Fall sehr bedauerlich, dies nicht allein im Sinne der deutsch-türkischen Bestrebungen, sondern auch von größeren Gesichtspunkten aus betrachtet. Das in Deutschland erwachte Interesse für die türkische Sprache hat eine Bedeutung, die über den Rahmen der jetzigen Bewegung selbst hinaus geht. Zum erstenmal wird eine asiatische Sprache für ebenbürtig erachtet, zum erstenmal sind breitere Kreise Deutschlands zu der Erkenntnis gekommen, daß man mit den Völkern Asiens am besten nicht auf Englisch oder Französisch verkehrt, sondern daß, wenn eine Verständigung in der deutschen Sprache nicht erreicht werden kann, der Verkehr in dem Idiom der Landesbewohner das geeignetste Verständigungsmittel ist. Dies gilt in vollem Maße auch für unsere Beziehungen zu China, ein Land, das mit seinen 400 Millionen fleißiger und erwerbsfähiger Einwohner berufen ist, das größte Absatzgebiet der europäischen Industrie zu werden.

Über praktische Kenntnisse der chinesischen Sprache verfügen heute nur wenige Deutsche. Der deutsche Kaufmann, der nach China kommt, lernt Pigeon-Englisch, aber nicht Chinesisch. Die Firmenchefs tun im allgemeinen wenig, ihre Angestellten zum Studium der chinesischen Sprache anzuhalten. Ich kenne in der Tat nur eine größere Firma in China, die ihren jungen Leuten eine Erlernung des Chinesischen nahelegt, und die, was ebenso wichtig ist, erfolgreiches Studium durch geeignete und aussichtsvolle Beschäftigung belohnt. Anstatt daß, wie es in den Ländern Europas und Amerikas der Fall ist, die Kaufleute in China, die nicht Chinesisch verstehen, Ausnahmen sind, sind diejenigen, die trotz jahre-

Digitized by Google

langen Aufenthalts im Lande kaum zehn Worte der Landessprache gelernt haben, in China die Regel. Nun ist es merkwürdig, daß unsere Konkurrenten auf dem chinesischen Markt ganz das Gegenteil von uns behaupten. Englische und amerikanische Zeitungen weisen auf unsere hervorragenden Geschäftsmethoden hin und erklären, daß eine unserer erfolgreichsten Maßnahmen die Hinaussendung sprachkundiger Kaufleute sei. Die Geschäftsmethoden unserer Chinafirmen sind hervorragend. Sie haben jedoch eine große Schwäche, das ist, wie gesagt, die Gleichgültigkeit gegenüber der chinesischen Sprache. Wenn unsere Konkurrenten eine Eigenschaft an uns rühmen, für die wir in China bisher fast keine Beweise gegeben haben, so tun sie das, um ihre eigenen Landsleute anzuspornen, und vielleicht auch, um unseren Handel an seiner schwächsten Stelle zu treffen.

In England und in englischen Handelskreisen hat zurzeit eine starke Propaganda für das Studium der chinesischen Sprache eingesetzt. Die Engländer sind zur Einsicht gekommen, daß gerade in Ostasien der deutsche Handel durch den Krieg nicht vernichtet werden kann und daß letzten Endes allein die Tüchtigkeit der beiderseitigen Handelsvertreter entscheiden wird. Es ist in Deutschland nicht genügend beachtet worden, daß während und trotz des Krieges ein Kommissar des englischen Handelsministeriums auf einer anderthalbjährigen Rundfahrt 18 Provinzen Chinas bereist und in den Vertragshäfen und an weit entlegenen Stätten des Innern die Handelslage gründlich studiert hat. Dem Bericht über die Erfahrungen dieses englischen Beamten ist weiteste Veröffentlichung gegeben worden, und die englischen Zeitungen sind mit dem Verfasser des Berichts zu dem Resultat gekommen, daß die zurzeit bestehende Barriere der chinesischen Zwischenhändler niedergebrochen werden muß, die Zukunft des fremden Handels in China in direkter Verteilung liegt, und zu diesem Zwecke die Ausbildung der jungen Kaufleute in der chinesischen Sprache ein unbedingtes Erfordernis ist. Die Handelssachverständigen der englischen Gesandtschaft und Konsulate in China haben gleichfalls diese Anschauung zu der ihrigen gemacht, und die britische Handelskammer in Schanghai, deren Hauptzweck die Bekämpfung des deutschen Handels und Einflusses in China ist, ist insofern schon zur Tat geschritten, als sie

Digitized by Google

eine Sprachenschule gegründet hat, auf der junge englische Kaufleute Chinesisch lernen sollen. Man sieht daraus, daß gerade die Engländer, die bisher in echt britischem Hochmut von allen Ausländern verlangten, daß sie die englische Sprache beherrschen, jetzt bereit sind, gründlich umzulernen, und dies allein, um den deutschen Handel zu verdrängen. Da dürfen wir nicht zurückstehen.

Wir Deutsche gelten im allgemeinen als Menschen, die gern und leicht Sprachen lernen. Das ist auch richtig. Denn während Engländer, Franzosen und Amerikaner oft nicht mehr als ihre Muttersprache verstehen, beherrscht der Deutsche im Ausland in vielen Fällen zwei oder drei fremde Sprachen. Wenn der deutsche Kaufmann in ein fremdes Land kommt, dann gilt es ihm im allgemeinen als erste Pflicht, die Landessprache zu erlernen. Warum nicht auch in China? Daran ist zunächst ein gewisses Überlegenheitsgefühl schuld, das der Ausländer dem Chinesen gegenüber empfindet und das wir Deutschen von den Engländern angenommen haben. Für den Engländer gehören alle Schwarzen, Braunen und Gelben zu der Kategorie der Farbigen, ob sie Kultur besitzen oder nicht, und die Farbigen stehen für ihn so tief unter den Weißen, daß er es bisher unter seiner Würde erachtete, ihre Sprache zu lernen. Mit den Farbigen wollte der Engländer Englisch sprechen, und da die Farbigen, Neger, Inder und kultivierten Chinesen, zu dumm sind, gutes Englisch zu lernen, wurde ihnen Pigeon-Englisch beigebracht. Die Chinesen haben lange Zeit nicht das Demütigende des Pigeon-Englisch empfunden, und noch heute radebrechen Kuli und Händler, ohne Unterschied, diesen törichten Jargon, der überhaupt keine Existenzberechtigung hat. Und der Deutsche, der im Gefolge des Engländers nach China kam, hat die Unsitte mitgemacht. Der junge deutsche Kaufmann, der Pigeon-Englisch erlernte, hätte sich vielleicht ebenso leicht die notwendigsten chinesischen Brocken einprägen und dadurch seinem englischen Konkurrenten von vornherein einen gewissen Vorsprung abgewinnen können. Aber nein, dem Engländer mußte nachgeahmt werden. Die Zeiten des Pigeon-Englisch werden für den Handelsverkehr in China wohl bald vorüber sein, denn Jung-China lernt in den modernen Schulen die ausländischen Sprachen nach grammatikalischen Gesetzen. Doch auch reines Englisch darf für Deutsche nicht mehr die Handelssprache im Verkehr mit Chinesen sein. Der Deutsche, der mit Chinesen

Digitized by Google

Englisch spricht, präsentiert sich in einem fremden Kleid, er dient dem englischen Geist und entwürdigt das Deutschtum. Natürlich wäre es sehr wünschenswert, wenn die deutsche Sprache sich auf den chinesischen Schulen die ihr gebührende Stellung erobern würde. Aber dazu wird Zeit erforderlich sein. Gegenwärtig bietet Englisch dem Chinesen, zumal dem chinesischen Kaufmann, noch viel mehr als Deutsch; man kann es ihm also nicht verargen, wenn er dem Englischen den Vorzug gibt. Aber könnte der Chinese nicht mit Recht von dem Ausländer, der sich in seinem Lande einen Verdienst sucht, erwarten, daß er sich im Verkehr mit Chinesen der chinesischen Sprache bedient? Einstmals konnten auch in Deutschland Ausländer ein Leben lang deutsches Geld verdienen, ohne ein Wort Deutsch zu sprechen. Solche Ausländer sind heute bei uns Ausnahme geworden. Auch die chinesische Sprache verdient Gleichberechtigung. Ist denn der Chinese als Mensch weniger wert als der Europäer? Eine erschöpfende Beantwortung dieser Frage würde eine Abhandlung für sich erfordern. Wir wollen sie auch so mit einem Nein abtun. Aber ganz abgesehen davon wird die Politik Wandel schaffen. Bis zu diesem Kriege trugen die Beziehungen Europas zu Asien den Stempel britischer Herrschsucht. Der Krieg, der Japan zur Weltmacht und die Türkei zur vorderasiatischen Großmacht werden läßt, gibt den Kulturvölkern Asiens politische Ebenbürdigkeit, und Deutschlands Ziel wird es sein, die asiatischen Wirtschaftsgebiete durch freie Wirtschaftsbündnisse, anstatt wie England durch wirtschaftliche Abhängigkeit zu gewinnen. Deutschland wird auf den asiatischen Märkten als Freundschaftswerber auftreten. Zur Freundschaft zweier Nationen gehört gegenseitige Würdigung ihrer nationalen Güter, deren wichtigsten eines die Sprache ist. Diejenigen deutschen Kaufleute in China, die in der Zeit nach dem Kriege die Sprache der Chinesen verachten und sich nicht ihrer Erlernung befleißigen, werden also schlechte Werber um die Freundschaft des chinesischen Volkes und ungeeignete Vorkämpfer für den deutschen Handel in China sein.

Chinesisch aber steht im Verruf, die schwerste Sprache der Welt zu sein. Auch aus diesem Grunde hat der Ausländer bisher geglaubt, nicht Chinesisch lernen zu brauchen, und von dem Chinesen erwartet, daß er mit ihm in einer europäischen Sprache verkehrt. Als ob dem Chinesen unsere Gedankenwelt nicht ebenso fremdartig erschiene und das Eindringen in das

Digitized by Google

Wesen der europäischen Sprachen trotz aller grammatikalischen Regeln nicht ebenso schwer fiele, wie uns das Studium der Chinesischen! Der Chinese erlernt europäische Sprachen im allgemeinen mit gutem Erfolg. Dies sollte uns entweder ein Beweis dafür sein, daß die Verschiedenartigkeit der europäischen und chinesischen Ideenwelt nicht so groß ist, als wir denken, oder — wenn wir auch weiter an diesem Vorurteile festhalten —, daß der Chinese dank höherer Intelligenz zu etwas imstande ist, was wir uns nicht zutrauen. Tatsächlich kann der Europäer, der den festen Willen dazu hat, sich sehr wohl ohne zu viel Zeitaufwand die für den täglichen Verkehr nötigen Kenntnisse des Chinesischen aneignen. Ein Durchschnittsmensch, der auf der Schule keine Sprachen getrieben hat, wird mindestens drei Jahre brauchen, bis er sich genügende Kenntnisse in einer anderen europäischen Sprache erworben hat. In drei Jahren läßt sich auch das für den Umgang nötige Chinesisch lernen. Der Anfang ist natürlich beim Studium des Chinesischen besonders schwer, und es ist gewiß für einen erwachsenen Menschen eine harte Geduldsprobe, wenn er wie ein unmündiges Kind völlig neue Laute lernen, und Stimme und Ohr an das Wesen der chinesischen Töne gewöhnen muß, und es ist sicherlich kein kleines Stück Arbeit, sich die Bilder der chinesischen Wortzeichen dem Gedächtnis einzuprägen. Es ist auch für den Studierenden oft recht entmutigend, wenn sein an grammatikalische Gesetze gewöhnter Verstand in der scheinbaren Wirrnis der chinesischen Satzlehre vergeblich nach ihm verständlichen Regeln sucht. Aber Schwierigkeiten bietet jede fremdartige Aufgabe, und wer beim Studium des Chinesischen die ersten Schwierigkeiten überwunden und vor allem verstanden hat, daß es bei dieser Sprache weniger auf ein Verstehen und Auswendiglernen als auf ein Sich-Gewöhnen und Hineinfinden durch Übung ankommt, der wird nicht mehr Hemmungen fühlen und sich mit dem Gedanken über neue Schwierigkeiten hinwegsetzen, daß er auch diese durch weitere Übung von allein überwinden wird, oder daß er, wenn die Übung ausbleibt, die neuen Erschwerungen als unnötigen Ballast beiseite werfen kann. Wer erst mit dem Geist der chinesischen Sprache richtig vertraut ist, der macht in ihr leichtere Fortschritte als in anderen Sprachen. Und was die Wortzeichen anbetrifft, vor denen der Anfänger die größte Scheu empfindet, so liegt in ihnen tatsächlich die geringste Erschwerung. Ich lasse es dahingestellt, ob es nicht manchmal

Digitized by Google

schwieriger ist, europäische Worte orthographisch richtig zu schreiben, als die Bilder chinesischer Wortzeichen richtig wiederzuerkennen. Ein Offizier oder Fabrikleiter wird die Gesichter seiner drei- bis viertausend Untergebenen zuerst auch nicht von einander unterscheiden können, aber, wenn er Interesse dafür zeigt und sich seine Leute stets genau ansieht, wird er mit der Zeit dazu imstande sein. So wird auch der Schüler des Chinesischen mit der für den Gebrauch nötigen Zahl von Wortzeichen durch dauernde Übung vertraut werden, und dies um so leichter, als die chinesischen Schriftzeichen nicht willkürlich zusammengesetzt sind. Mehr als ein Wiedererkennen der Worte ist für den Mann der Praxis nicht notwendig. Das Schreiben ist eine ziemlich brotlose Kunst, die man den Sinologen überlassen mag. Denn selbst jemand, der 10000 chinesische Zeichen schreiben kann, wird trotzdem in den meisten Fällen nicht imstande sein, ein einziges chinesisches Schriftstück aus sich heraus einwandfrei aufzusetzen, da dazu eine unbedingte Schulung in chinesischen Texten von frühester Jugend auf erforderlich ist. Ausländer, die erst als erwachsene Menschen das Studium der chinesischen Sprache beginnen, werden natürlich nie zu perfekten Chinesen werden können — es ist beim Chinesischen schließlich nicht viel anders wie bei anderen Spracheu — aber das für die allgemeine Unterhaltung und Lesen von Schriftstücken, Zeitungen und Büchern Erforderliche kann ohne zu große Mühe sehr wohl gelernt werden. Ich möchte der Mär, daß Chinesisch eine unerlernbare Sprache sei, energisch entgegentreten, und ich wende mich dabei vor allem an die für die Ausbildung der Jugend Verantwortlichen. Unerlernbar ist nur das, was praktische Leute nicht brauchen, nämlich das Schreiben von Texten. Und auch darin wird vielleicht ein Wandel eintreten, da die chinesische Regierung jetzt auf den Schulen Versuche mit einem Alphabet von 39 Buchstaben begonnen hat und beabsichtigt, dieses zur Wiedergabe der Umgangssprache einzuführen.

Häufig hört man die Ansicht äußern, für einen Kaufmann sei es völlig zwecklos, Chinesisch zu lernen, da in jeder Stadt ein anderer Dialekt, fast könne man sagen, eine andere Sprache gesprochen werde. Die Uneinheitlichkeit der chinesischen Sprache ist gewiß ein ernstes Hindernis. Aber diese ist nicht so groß, wie der Kaufmann, der nur die Hafenstädte kennt, oft glaubt. Dem Umstand, daß in Tientsin, Schanghai, Futschou,

Digitized by Google

Amoy, Swatow und Kanton verschiedene Sprachen gesprochen werden, steht die Tatsache gegenüber, daß in ganz Nordchina, von der Küste bis an die Grenzen von Russisch-Turkestan und selbst in den meisten Teilen des eigentlichen Hinterlandes von Südchina eine Sprache, die Kuan hua, vorherrscht! Zwar hat auch diese unzählige Mundarten, aber durch Übung gewöhnt sich das Ohr an die Abweichungen der örtlichen Aussprachen.

Es ist hohe Zeit, daß mit den Vorurteilen, die gegen das Studium der chinesischen Sprache bestehen, gründlich aufgeräumt wird. Der Krieg bedeutet den Eintritt in eine neue Epoche. Alte Methoden werden schwinden, und es ist gut, wenn man auch in Deutschland zu der Erkenntnis kommt, zu der die Engländer, wie eingangs erwähnt, auf Grund der Reiseberichte ihres Regierungskommissars gelangt sind, daß nämlich die Zukunft des Handels in China in direkter Verteilung liegt. Eine direkte Verteilung ist aber nicht möglich, wenn die Vertreter des deutschen Handels der chinesischen Sprache nicht mächtig sind. Der deutsche Handel muß für die Erfordernisse der Zukunft gerüstet sein und seine Aufgaben rechtzeitig erkennen. Mit allem Ernst muß das Studium der chinesischen Sprache von allen denen gefordert werden, die sich für einen längeren Aufenthalt und eine verantwortliche Stellung in China qualifizieren wollen. Den Ernst müssen vor allen die Leiter der Firmen zeigen, indem sie die Erlernung der chinesischen Sprache zur Vorbedingung für dauernde und bevorzugte Anstellung ihrer Leute machen. Es ist sicherlich nicht nötig, daß unsere Kaufleute zu chinesischen Sprachgelehrten werden. Aber die praktischen Kenntnisse, die für das Geschäft notwendig sind, kann und muß sich in Zukunft jeder Kaufmann erwerben. Die Engländer haben bisher versucht, den chinesischen Markt zu erobern, indem sie den Chinesen Englisch lehrten. Wir wollen jetzt ihren eigenen Winken folgen und China für deutsche Produkte gewinnen, indem wir mit den Chinesen Chinesisch sprechen.

Ein Heer von Handelspionieren, die mit glänzenden chinesischen Kenntnissen ausgerüstet sind, läßt sich natürlich nicht aus der Erde stampfen. Sachgemäße Vorbereitung ist erforderlich, und wie das Türkische jetzt weiten Eingang auf deutschen Lehranstalten gefunden hat, so ist zu hoffen, daß auch das Studium des Chinesischen, dieser Sprache eines kultivierten

Digitized by Google

400 Millionen-Volkes, auf einer größeren Zahl von deutschen Lehrinstituten eingeführt werden wird. Denjenigen, die sich mit dieser dankenswerten Aufgabe befassen wollen, sei jedoch ausdrücklich wiederholt, daß unser Handel dort draußen Gelehrte nicht braucht, daß wir nicht in alte Fehler verfallen dürfen, sondern daß der Lehrgang ein durchaus praktischer sein muß.

Notizen

Die Deutschen, die Sieger

Hervé schrieb am 22. in der „Victoire“: „Die Wahrheit ist, sie sind die Sieger, voll und ganz die Sieger, sie besitzen Belgien, Serbien, Polen und ganz oder zum Teil sieben unserer Departements. Sie haben alles geplündert, alles fortgeschafft, alles gestohlen, ... bis jetzt hat die Blockade sie nicht gehindert Sieger zu sein; was besagt dagegen, daß in einem verlorenen Winkel Kameruns eine französisch-englische Kolonie von 300 bis 400 Weißen und 2000 bis 3000 Negern eine ihrer Kolonien von 50 Weißen und 500 Negern geschlagen hat? Zählt das in den Augen der Welt? Zählt das im Vergleich zu den Siegen, die sie in allen Ländern Europas errungen haben? — Mit dem Rücken stehen wir gegeneinander? — Nein! — Sie haben ihre Absätze auf unserer Brust. — Solange sie in Lille, Brüssel, Nisch, Warschau sind, fühle ich ihre Absätze auf meiner Brust. — Wenn wir in diesem Augenblick Frieden schließen, sind sie die Sieger, sind sie es, die mit den Ehren des Krieges aus dem Tumult hervorgehen.... Wenn wir jetzt Frieden machen, werde ich zu unseren Nationalisten gehen und ihnen demütig sagen: Ihr habt recht gehabt, als ihr sagtet, daß der Militarismus die einzige Rettung der Völker ist, und daß die Republik unfähig war, die Völkerverteidigung zu organisieren.“

Frankreich und seine Verbündeten

Die heilige Einigkeit ist der offizielle Prunkmantel der Entente. Wenn man unter sich ist, ist man ehrlicher und offener. Am offensten in Italien. Aber auch Rußland ist schon bärbeißig dazwischen gefahren, und selbst den einträchtigen Chor französischer Schönredner unterbrechen bisweilen die schrillen Mißklänge von Äußerungen, die die Dinge beim rechten Namen nennen. Verdun gab zu solchen Bemerkungen wieder Anlaß. Sagte da eine Zeitung nicht ohne Grund und mit einer Sachlichkeit, die überzeugt: „Frankreich hat von allen im Kampfe mit Deutschland befindlichen Mächten die größten Opfer gebracht und die wichtigsten Dienste geleistet. Es hat in militärischer Hinsicht dem Feind die stärksten Schäden beigebracht. Es hat alle seine gesunden Männer von 19 bis 47 Jahren zu den Fahnen gerufen — ja sogar auch nichtgesunde. In industrieller Hinsicht hat es als erste Macht die intensive Herstellung von Kriegsmaterial organisiert. In finanzieller Hinsicht hat es ohne irgendwelche Unterstützung ungeheure Ausgaben auf

Digitized by Google

sich genommen, hat seinen Verbündeten seine Hilfe geliehen. Und alles das, ohne daß es ihm, wie es für England möglich war, gelang, seine wirtschaftliche Tatkraft aufrecht zu erhalten. Der Augenblick ist gekommen, wo die Mitkämpfer sich Frankreichs Anstrengungen anschließen und es in seiner weiteren Entwicklung unterstützen müssen.... Die Bundesgenossen müssen Frankreich Menschen liefern, durch die es instand gesetzt wird, die Herstellung von Kriegsmaterialien in großem Maße zu organisieren. Dies ist die dringendste Forderung der Zusammenarbeit. Für jeden Arbeiter, den man uns sendet, werden wir Material liefern, um 100 Soldaten kampfbereit zu machen."

Verdun und Wallstreet

„Times" vom 26. bringt folgende Verdrehung der Tatsachen zustande: „Nachrichten von Verdun hätten den deutschen Wechselkurs verschlechtert, den französischen bedeutend gebessert. Wallstreet habe volles Vertrauen zu der Widerstandskraft der Franzosen." Wozu ein solches Vertrauensvotum in einem Augenblick, in dem das Gewicht der Tatsachen nur die entgegengesetzte Wirkung erzeugt?

Die Angst vor der deutschen Industrie

Die Angst vor der deutschen Industrie, die ängstliche Beschleunigung, mit der das feindliche und zum Teil auch das neutrale Ausland der deutschen Industrie das Wasser abzugraben sucht, bevor Deutschland als freier Wettbewerber wieder auf den Platz treten kann, bezeugt im allgemeinen die Furcht vor der Überlegenheit der deutschen Waren. Am lebhaftesten und stärksten zeigt sie sich da, wo die chemische Industrie in Frage kommt. Vor allem ist Amerika interessiert. Die Forderungen für eine anti-dumping-Gesetzgebung, die dort sich drängen, gehen u. a. von Interessenten dieser Industrie aus. So schrieb am 1. 2. die Bostoner Zeitung „Boston Transcription": „Deutschland ist in der Lage gewesen, während des Krieges Teerprodukte für Kriegszwecke zu verarbeiten und als Nebenprodukte Anilinfarben in ungeheuren Mengen aufzustapeln, die es nach Friedensschluß billig abgeben kann. Dagegen muß sich Amerika schützen."

Auch „Dépêche de Toulouse" vom 25. berechnet aus der Steigerung deutscher Anilinfarben um 400% „daß die holländische Industrie sich in England, in Amerika oder in der Schweiz (aus der schon der zehnte Teil der ganzen deutschen Produktion geliefert werde!) versorgen wird."

Die Leipziger Messe

Die englische Presse tut allerlei, um der Leipziger Messe höfliche und unhöfliche Trauerreden zu halten. Ein gewisses Bangen wird sie aber auch so nicht los, daß es der Leipziger Messe doch wieder einmal einfallen könnte, trotzdem zu neuem Leben zu erwachen. Z. B. sieht „Daily Telegraph" vom 16. dieser Möglichkeit ins Auge: „Wenn die Reste der zusammengeschossenen Armee zurückkehren, wird die Leipziger Messe wohl wieder aufleben." „Aber vorher", so setzt die Zeitung beruhigend hinzu, „wird auch die Niederlage des deutschen Handels von der Konkurrenz ausgenützt

Digitized by Google

sein." England gibt sich, so lehrt es die Londoner Industrie-Ausstellung im South-Kensington Museum, alle Mühe, das „Made in Germany" durch das „Made in England" überflüssig zu machen. Aber wenn die englische Presse ehrlich sagen darf, wie sie darüber denkt, (bei festlichen Anlässen, wie dem jetzigen, verbietet es sich natürlich von selbst) überwiegen die Zweifel, daß der Krieg lang genug dauern wird, um Englands Absichten verwirklichen zu lassen, die Zuversicht in den Erfolg der vielen Maßnahmen, mit denen England an der Ausschaltung des deutschen und der Förderung des eigenen Handels arbeitet.

Einlenken der „Times" in der Schutzzollfrage

Im Anschluß an die Amtsniederlegung der Direktoren der Handelskammer von Manchester, deren Freihandelsmemorandum nicht die Billigung der Kammermehrheit fand, führt „Times" vom 15. Februar aus:

„Nach unserer Meinung sollte die Streitfrage nicht angesehen werden als eine zwischen dem gegenwärtigen Zollsystem und Tarifreform, oder zwischen Freihandel und Schutzzoll, sondern zwischen Freiheit der Entscheidung in einer unbekannten Zukunft und starrem Stehenbleiben bei den Formeln einer Vergangenheit, die vorbei ist und nicht wiederkehren wird.

Was auch immer die Zukunft im Schoß hält, große wirtschaftliche Veränderungen sind sicher, und es wäre Torheit, uns die Hände zu binden durch eine positive Weigerung, uns ihnen anzupassen, bevor wir wissen, welcher Art sie sein werden. Aus demselben Grunde glauben wir, würde ein Befürworten irgendeiner besonderen Änderung unklug sein. Es ist natürlich, daß glühende Tarifreformer im Krieg eine Verwirklichung ihrer Ziele sehen. Aller Art von Reformern betrachten ihn im selben Licht. Das ist eins von den merkwürdigen Dingen in diesem Kriege und ein Beweis seines alles durchdringenden und zersetzenden Charakters. Alle Leute mit „Sachen" neigen dazu, in Komödien zu degenerieren, scheinen den Krieg als Tor zu einem neuen Himmel und einer neuen Erde anzusehen, die von der triumphierenden Verwirklichung ihrer besonderen Reform geschaffen sind. Die Tarifreformer sind deshalb nicht vereinzelt und haben bessere Gründe als andere für ihre hoffnungsvollen Erwartungen.

Aber gerade aus diesem Grunde und weil ein Wechsel in unserem Finanzsystem etwas Praktisches und Wahrscheinliches ist, halten wir es für unklug, für eine besondere Form davon jetzt zu agitieren. Erstens wird das die Art von vorurteilsvoller Opposition erregen, auf die die Direktoren der Manchesterer Handelskammer diese Körperschaft festzulegen versuchten. Zweitens ist es unmöglich, die Bedingungen vorauszusehen, die unsere Politik bestimmen müssen. Vier Gruppen von Beziehungen müssen erwogen werden, die zu den britischen Tochterreichen, zu unseren Verbündeten, zu neutralen und feindlichen Ländern. Wir mögen uns einem Wirtschaftskampf mit den letzteren gegenüberbefinden, der nicht weniger entschlossen, erbittert und mög-

Digitized by Google

licherweise sogar anstrengender ist als der wirkliche Krieg. Jedenfalls kann eine wahre wirtschaftliche Anpassung nur aus den Umständen erwachsen, und der vernünftige Weg ist, den Geist offen zu halten, sich weder an vergangene Praxis noch an Theorie zu binden, aber für jede Veränderung, die wünschenswert sein mag, gerüstet zu sein."

Die Zukunft des deutschen Handels in Italien

Nicht alle französischen Zeitungen glauben das Märchen von der vollkommenen Abdrängung Deutschlands vom europäischen Markt. So meint „Sémaphore" am 25. Februar: „Es ist sehr schwierig, den deutschen Handel aus Italien zu vertreiben, denn die deutschen und österreichischen Waren sind nicht leicht zu ersetzen, teils, da weder Frankreich noch England imstande sind, alles, was die Zentralmächte anboten, in gleicher Qualität, zu gleichem Preis usw., anzubieten, teils weil der italienische Markt, der sehr geschickt präpariert worden war, an die deutschen Fabrikmarken, Namen und Verpackungen gewöhnt ist, und es sehr schwer ist, die Gewohnheiten einer großen Masse von Verbrauchern zu ändern." Stimmen der Vernunft sind naturgemäß vereinzelt und werden ebenso naturgemäß leicht überhört. Ob sie darum aber weniger zu Recht bestehen?

Die feindlichen Attacken gegen die deutsche Kriegsanleihe

„Daily Telegraph" versucht am 26. Februar durch ein drastisches Mittel die neue deutsche Kriegsanleihe zu diskreditieren. Sie wagt das Märchen, Deutschland bringe unter Vermeidung jeden Aufsehens in Dänemark durch geheime Agenten eine deutsche Anleihe unter, deren Bedingungen — drei Bonds im Werte von 3000 M., mit 4 1/2 % verzinslich, sollten 2000 M. kosten — ein so extravagantes Entgegenkommen zeigen, daß dadurch am besten die deutsche Not illustriert wird. Wie planmäßig hat England Deutschlands wirtschaftliche Kraft verkleinert, wenn es solche Behauptungen mit der Aussicht wagen darf, irgendwelchen Glauben zu finden!

Friedrich der Große und Wilhelm II. als Notenfälscher

Der „Times" ist es eine feststehende, unbestreitbare Tatsache, „daß Friedrich der Große große Quantitäten polnischen Papiergeldes fälschte, mit denen bei der Aufteilung Polens alles „bar" bezahlt worden sei." Davon sollte Wilhelm II. lernen, fügt die „Times" hinzu, wenn er es nicht schon getan habe, da laut Mitteilungen vom 21. in Deutschland ein bedeutender Betrag von englischem Papiergeld zirkuliert, das mit 25,40 M. für ein Pfund Sterling bezahlt werde. Wie weit ist das moderne England von jenem abgerückt, in dem Carlyle seinen Friedrich den Großen schreiben konnte!

Das neuerstandene Rußland

Die französische Presse sieht in Ssasonows Rede ein „neu gewordenes, entschlossenes, geeinigtes Rußland" aufstehen, das freudig der Entente unbegrenzte Hilfsmittel zur Verfügung stellt. Dem demokratischen Frankreich ist es, wenn man seiner Presse Glauben schen-

Digitized by Google

ken will, ein weiteres Wunder, ein Ereignis, „das außerhalb aller Voraussicht lag," daß der Zar aller Reußen sich in die Duma begeben habe, wie es ein konstituierender Fürst tun würde. Wie wundergläubig man noch in Frankreich ist!

Englands Freude über Erzerum

Die Einnahme von Erzerum verpflichtete die englische Presse zu einigen anerkennenden Worten. Aber auch die werden in der Regel nur im Hinblick auf das eigene Interesse gezollt. So schrieb „Morning Post" vom 19. 2.: „Das britische Volk versteht, daß die Rettung in Rußlands Händen liegt. Wie die Russen bei Kriegsbeginn durch ihren Einbruch in Preußen den Druck auf Paris abschwächten, so sucht der Großfürst durch den schwierigen Erzerumschlag jetzt unsere schwerbedrängte Tigrisarmee zu retten. Wenn wir dort gerettet werden, danken wir es Rußland."

Welchen Ingrimm mußte das stolze England überwinden, um ein solches Geständnis zu tun. Dasselbe England, von dem eine Schweizer Zeitung vor kurzem mit Recht behauptet hat, es hasse zwar Deutschlands Flotte, aber Deutschlands Schwert sei ihm gegen Rußland sehr erwünscht.

Die englischen Reedergewinne

Die italienische Zeitung „Corriere de la Sera" verzeichnet am 25. 2. die Gewinne der englischen Reeder.

Die Cairus-Gesellschaft z. B. hat 30% verteilt und bei einem Kapital von 6 Millionen Lire 7 Millionen Lire verdient. Die Moor-Linie, die Linie von Runcimans Vater, verdiente bei einem Kapital von 9 16000 Lire 9 350000 Lire. Daß der Verdienst der Moor-Linie hinter dem der Cairus-Gesellschaft zurückblieb, ist nur dem zufälligen Umstand zu danken, daß deutsche Unterseeboote fünf Schiffe dieser Linie versenkt haben. Der „Corriere" macht diesen Zusatz zu den nackten Zahlen mit einigem Ingrimm. Die Phantastik dieser Gewinne scheint auch die Begriffe der gewiß üppigen italienischen Phantasie zu übersteigen.

Die Nahrungsmittelpreise in England

„Manchester Guardian" vom 13. verzeichnet die Nahrungsmittelpreise:

	seit 1. Februar 1915:		seit Juli 1915:	
Fisch . . .	um 50%	teurer	über 100%	teurer
Tee	„ 28%	„	um 50%	„
Fleisch . . .	„ 25%	„	„ 40%	„
Speck . . .	„ 20%	„	„ 30%	„
Zucker . . .	„ 20%	„	„ 100%	„
Brot. . . .	„ 20%	„	„ 50%	„

„Manchester Guardian" findet einen Trost für diese betrübende Liste nur in dem Vergleich mit den Preisen in Berlin und Wien, die die Zeitung in folgenden Zahlen festzustellen glaubt: 83,40% Steigerung in Berlin, 112,9% Steigerung in Wien.

Das Nationalitätenprinzip

Das Wort gehört bekanntlich zu den schönen Phrasen, mit denen die Entente den Kampf für Recht und Freiheit führt. Jetzt kommen schon die Franzosen, die doch gewiß am längsten an hergebrachten Phrasen festhalten, dahinter, daß sie bisher mit einem Wort gestritten haben, das keinen Inhalt hat. So bekannte „Victoire" vom 22.: „Wir schlagen uns, um den unterdrückten

Digitized by Google

Völkern Freiheit zu bringen, rief Viviani aus ... Jawohl, das war schön. Die Regierungen hatten nicht die Diplomaten konsultiert. Diese Herren Diplomaten von Petrograd brachten es durch ihre Schmeichelei in der Tat zuwege, daß die Proklamation des Großfürsten an Polen vom Kaiser nicht gezeichnet wurde, so daß sie wertlos blieb. Diplomaten, russische Beamten entdeckten in genialer Weise, daß diese Proklamation sich nicht an die russischen Polen richtete, sondern nur an die deutschen und österreichischen Diplomaten. Jene bedauernswerten Esel schmiedeten den Plan, das ruthenische Galizien als russischen Grund und Boden anzusehen, wollten in der alten galizischen Stadt Lemberg eine russische Stadt, in der griechisch-ruthenischen eine orthodox-russische Religion erblicken und verscherzten während der zehn Monate der russischen Besatzung durch ihre Intoleranz, ihre Heuchelei und ihre Ungeschicklichkeit die sympathische Rolle, die Rußland in Österreichisch-Polen hätte spielen können. Außer den Russen haben die Italiener in Dalmatien, die Serben in Albanien, die Italiener auf den griechischen Inseln gegen das Nationalitätenprinzip gesündigt.

Die Deutschen hatten Grund, sich über dies Pochen der Verbündeten auf das Völkerrecht und die Befreiung der unterdrückten Völker lustig zu machen. Deutschland befreite sie ja, Deutschland würde Irland den Irländern geben, Ägypten den Ägyptern, Indien den Indiern; Deutschland würde Polen vom russischen Joch befreien, ebenso Lithauen, die baltischen Provinzen, Finnland, Ruthenien, ohne von den Juden, Rumänen, Bessaraben, den Muselmännern Kaukasiens zu sprechen. Deutschland würde Marokko den Marokkanern, Mazedonien Bulgarien, Tripolis der Türkei, Gibraltar Spanien geben, Nizza, Savoyen und Malta Italien, wenn letzteres diese Orte zu halten verstände."

„Victoire" steht mit dieser Erkenntnis nicht allein. Daß Rußland der Presse verbietet, von der Zukunft Polens zu sprechen, hat auch den „Radical" hellsichtig gemacht. Daß Völker wie Menschen nur durch die Erfahrung klug werden!

Englands Maßnahmen in Ceylon

Eine in Colombo gewählte Abordnung überreichte dem englischen Kolonialminister eine Denkschrift über den Aufstand in Ceylon. Darin heißt es: „Die Verhängung des Belagerungszustandes war unbegründet; drei Monate wurde er unnötig aufrecht erhalten. Singhalesen sind von Soldaten und Polizisten erschossen und gepeitscht worden, ohne daß Untersuchungen vorausgingen oder eine Schuld erwiesen war. Angesehene Singhalesen sind ohne Haftbefehl wochenlang in Haft gehalten und ebenso willkürlich wieder auf freien Fuß gesetzt worden. Von Singhalesen sind große Geldbeträge unter Androhung von Verfolgung oder Verhaftung erpreßt, Zivilisten kriegsgerichtlich zu lebenslänglicher Haft oder zum Tode verurteilt worden, obwohl Anklage wegen Aufstandes gegen die Staatsgewalt nicht erhoben werden konnte; selbst Todesurteile wurden vollstreckt, ohne daß Verurteilungen vorlagen. Alle diese Beschuldi-

Digitized by Google

gungen bilden eine schwere Anklage, die mit erschöpfendem Beweismaterial der Regierung namens der singhalesischen Bevölkerung von einer verantwortlichen Korporation angesehener, zuverlässiger Männer unterbreitet wird. Die Antragsteller verlangen eine unparteiische Untersuchung, wogegen sich die Beamtenschaft natürlich wehrt, aber die Ehre Englands und die Gerechtigkeit fordert sie."

In solchem Vorgehen liegt englisches System. Die indische Zeitung „Bengalee" vom 26. 2. verzeichnet z. B. folgenden Fall: „Bei uns erwachen viele Leute des Morgens und finden sich plötzlich mit polizeilichen Aufmerksamkeiten überschüttet. Man schleppt sie auf unbestimmte Zeit in die Gefängnisse, ohne ihnen diese außergewöhnliche Behandlung zu erklären. Der Staat wird wohl seine geheimen Gründe für diese Einkerkerungen haben, doch sind auch Freunde und Schützer der Betroffenen berechtigt, zu wissen, weshalb plötzlich dieser Blitz aus heiterem Himmel ihre Landsleute getroffen hat."

Wenn solche Mittel dazu gehören, Kolonien zu beherrschen, so hatte der „Daily Telegraph" in der Tat recht, wenn er am 21. 2. sagte: Die deutschen Kolonien bewiesen ausnahmslos, wie tief gewurzelt die deutsche Unfähigkeit sei, irgendwelche außerdeutsche Völker zu regieren.

Literatur

Preußische Prägung

Lucia Dora Frost hat in einem kleinen Bändchen, das bei S. Fischer, Berlin, erschienen ist, die preußische Idee zu erfassen und darzustellen gesucht. Preußen ist ihr „mehr als ein Staat, der Verschiedenartiges notdürftig zusammenhält: ein System und ein Stil. Als System ist Preußen die vorbildliche Form für eine Zusammenfassung aller Volks- und Landeskräfte zu einer dynamischen Maschine und deren Richtung auf Kolonisation, das größte Beispiel für die Art, wie man eine Aufgabe erfüllt, die über die naturgemäße Leistungsfähigkeit hinausgeht. Denn das gesetzgebende Schicksal Preußens war, daß es auf zu schwachem Grunde stand für die Aufgabe, die es erfüllen wollte und mußte: einen norddeutschen Großstaat zu bilden." „Der Stil, der sich aus der notgedrungenen Dynamik ergibt, war der einer erzwungenen Tüchtigkeit. Preußisches Handeln heißt immer etwas schneller laufen als natürlich ist, immer noch tapferer sein als tapfer. Zu diesem Stil gehört ferner das Mißtrauen gegen die Zulänglichkeit der natürlichen Begabungen und Talente gegen das Unzuverlässige, Launische, das jedem Stück Natur eigen ist." „Die weitzielende Nüchternheit der preußischen Idee hat die besondere Verkoppelung des Realen mit dem Ideellen begünstigt, die allen unseren Gegnern als Kennzeichen preußischen Stils verhaßt ist." „So haben die preußischen Könige einen Adel, ein Heer, ein Beamtentum, wenn auch kein Volk geschaffen. Ihre Politik wurde eine Politik der Förderung „zur Freude der Aufblühenden, zum Schrecken der Untauglichen".

Digitized by Google

Wie sehr dieser preußische Geist selbst einen Dichter beeinflußte, der im deutlichsten Gegensatz zu diesem Geiste sein Lebenswerk begonnen hat, beweist Heinrich von Kleist. Es ist also kein Zufall, daß zwei neue kleine Bücher Heinrich von Kleist gewidmet sind. Eins von Max Fischer (B. G. Cotta in Stuttgart), in dem man in der Entwicklung des Dramatikers Kleist die Entwicklung des preußischen Volkes sich wiederholen sieht, jenes „idealistischen Preußentums, das auf gegenseitige Druchdringung der staatlich-organischen und der kulturellen, individuellen Kräfte bedacht ist". Mit einem Blick auf Heinrich von Kleist beginnt Julius Bab eine Schriftenreihe über Preußen und den deutschen Geist (Reuß & Itta in Konstanz). Auch er sieht, wie Fischer, in dem Werke Kleists die Zukunftsaufgabe des preußischen Geistes verkörpert: die Spannung, die es einmal zwischen Preußen und Deutschland gab, dadurch zu überwinden, „daß Deutschland gestählt, Preußen durchseelt wird."

Betrachtet schon Bab die Anschauung als ein Paradoron, Preußen sei nur ein Staat, eine Idee, ein Begriff, und betont er demgegenüber, daß in Wahrheit eine politische Idee nur durch eine Menschenrasse fortleben könne, in deren Blut sie sich vererbe, so gibt ihm Möller-van den Brucks schönes Buch über den preußischen Stil recht (erschienen bei R. Piper in München, mit 34 Tafeln, 184 Seiten 7 Mark), der an den Denkmälern der Architektur und der Plastik, die Preußen aufweist, die kulturelle Entwicklung zeigt. „Auch Preußen, dieser karge und harte Staat, in dem die Menschen zu Disziplinen gefroren erscheinen, ist den Problemen der künstlerischen Formung nachgegangen, hat in der Lösung auch sie, die draußen in der Welt seit langem nur Schein und Vortäuschung waren, wieder zur Sache und Sachlichkeit zurückgeführt und eine letzte künstlerische Wahrheit über sein staatliches, sittliches, geistiges Ich hervorgebracht, an der man nunmehr in Einfachheit, aber auch in Großartigkeit die Äußerungen alles Preußischen erkennt: die deutliche Einheit eines preußischen Formenbaues: einen preußischen Stil."

Dieser preußische Stil, der letzte deutsche, den wir gehabt haben, ist durch Schlüter, Schadow, Gilly (den van den Bruck in seiner vollen Bedeutung erst entdeckt), Rauch, Schinkel, Genz geschaffen (die Entwicklungslinien zeichnen außerordentlich klare Photographien der Meßbildanstalt, die dem Werke beigegeben sind) und von Behrens und Messel in die Gegenwart getragen „als der einzige, bei dem wir anknüpfen können, der einzige, der von Preußen nach Deutschland hinüber wirken kann". „Er kann künstlerisch unter uns das Werk einer ähnlichen Einigung auf sich nehmen, wie die Tat war, die uns politisch von Preußen aus zur Einheit von Deutschland führte: kann durch das Beispiel, das in ihm liegt, uns von der Stilverwirrung befreien, die über uns kam, seitdem wir uns in Deutschland wie in Preußen damit begnügten, Stile statt Stil zu suchen."

So wurde auch der hundertste Geburtstag A. von Menzels (28. 12. 1915) Anlaß, in ihm den Maler deutschen Wesens zu sehen, als den ihn der

Digitized by Google

politisch gewordene, ausschließlich auf die deutsche Art gerichtete Geist der Zeit schneller und tiefer begriff, als dies sonst möglich gewesen wäre. Als einen Typus des wurzelständigen Berlinertums, wie es aus den Rosenbergschen Ansichten erscheint und wie man es aus Fontanes Romanen kennt, und als den Maler der deutschen Art schildert ihn das Bilderheft von G. J. Wolf (Bruckmann, München), das das ganze Lebenswerk des Mannes in Bild und Wort in seiner ganzen Größe veranschaulicht.

Dieselbe Sehnsucht, das deutsche Wesen in den großen Männern der Vergangenheit wieder zu finden, trieb unsere Zeit zurück zu der Gestalt Friedrichs des Großen, dessen Werk, mit den Bildern von Menzel geschmückt, in der Übertragung von A. Ritter in wohlfeiler volkstümlicher Ausgabe (2 Bände, 558 und 573 Seiten, 10 Mark), bei Wilhelm Borngräber in Berlin herausgekommen ist. Aus den Denkwürdigkeiten, dem Antimachiavell, dem politischen Testament von 1752, den Denkschriften und Aufsätzen, sowie aus den Briefen ist das Lebendige und Große ausgewählt und damit dem deutschen Volke der große preußische König als der fruchtbarste Erzieher zum politischen Denken und zur Erhaltung und Förderung deutschen Wesens vor Augen gestellt.

S.

Oskar Wingen, Die Bevölkerungstheorien der letzten Jahre. Ein Beitrag zum Problem des Geburtenrückganges. Münchener Volkswirtschaftliche Studien. Herausgegeben von Lujo Brentano und Walther Lotz. 136. Stück. Stuttgart und Berlin 1915.

Der Titel läßt recht interessante Auseinandersetzungen vermuten. Eine Darstellung und auch wohl eine Kritik der zahlreichen Bevölkerungstheorien der letzten Jahre, die vor allem den Geburtenrückgang berücksichtigt, kann auf allgemeine Beachtung rechnen. Ein reiches Literaturverzeichnis leitet die Arbeit ein. Es ist nicht lückenlos und nach den trefflichen Vorarbeiten im Deutschen Statistischen Zentralblatt und Oldenbergers Aufsatz im Archiv für Sozialwissenschaft Band XXXII (?) leicht zusammenzustellen.

Der Leser soll alsdann mit den Tatsachen vertraut gemacht werden. Wer sie einigermaßen kennt, ist erstaunt über die Dürftigkeit der Nachweise. Zwar findet man lange Aufzählungen der Geburtenziffern aller möglichen Länder, aber von einem näheren Eingehen auf die Bevölkerung, der die Geburten entstammen, findet sich keine Spur. Schüchterne Versuche werden gemacht, an der Hand von ehelichen Fruchtbarkeitsziffern dem Problem etwas näher zu treten, aber von der Zusammensetzung der Ziffern der Ehefrauen nach Lebens- und Ehealter erfährt man nichts, ja nicht einmal, ob alle Ehefrauen oder nur die im fruchtbaren Alter in den Tabellen berücksichtigt sind, wird einem mitgeteilt. Wenn allerdings der Verfasser meint, daß die folgende Tabelle Brentanos den „exakten Nachweis" liefert, „daß seit 1880 etwa die eheliche Fruchtbarkeit im Reich sehr merklich nachgelassen hat", so nimmt einen die Dürftigkeit reiner Nachweise nicht weiter Wunder.

Ehelich geborne (Lebendgeborene) auf 1000 Ehefrauen:

Digitized by Google

Deutsches Reich	
1876—1885	268
1886—1895	258
1896—1905	243

Alle Belege, die der Verfasser liefert, machen stark den Eindruck, als werde nirgends aus erster Quelle geschöpft, sondern zum Teil sogar recht bedenklich getrübtes Wasser weitergeleitet. Eine ganz sonderbare Tabelle findet man auf Seite 16 (angeblich stammt sie nur aus den Mitteilungen des Statistischen Amtes der Stadt München). Staunend sieht man da, daß z. B. 1907 in München auf 1000 Einwohner 552 Lebendgeborene fielen. Und da rede noch einer von niedriger Geburtenzahl. Die gleiche Tabelle besagt allerdings auch, daß es im gleichen Jahre in der gleichen Stadt nur 27,2 waren. Ein weiteres Beispiel „exakter" Arbeitsweise bietet die Tabelle Seite 99, in der die Kinderzahl der verheirateten höheren Beamten mit der der verwitweten mittleren Beamten und der geschiedenen Unterbeamten verglichen wird. Entweder arbeitet der Verfasser mit Tabellen, die er selbst nicht versteht, oder er hat flüchtig Korrektur gelesen.

Im Mittelpunkte des Buches steht eine vollkommen kritiklose Wiederholung der Brentanoschen Wohlstandstheorie. Ausführlich wird die lange bekannte Tatsache bewiesen, daß die Reichen weniger Kinder haben als die Armen, und daraus der Schluß gezogen, daß steigender Wohlstand die Ursache des Geburtenrückgangs sei, ohne nachzuweisen, ja ohne überhaupt nur zu fragen, in welchen Bevölkerungskreisen der Rückgang der Geburten sich zeigt, und ob tatsächlich der Wohlstand gerade dieser Kreise gestiegen ist. Daneben, aber unentwirrbar mit dieser Theorie verbunden, findet sich dann wieder die Behauptung, nicht eigentlich der Wohlstand, sondern das Streben nach Wohlstand und im Zusammenhang damit die Teuerung seien die Ursachen des Geburtenrückganges. Es verlohnt sich nicht, auf die Stellungnahme Wingens zu einzelnen anderen Theorien einzugehen. Er liebt es, gegen Windmühlen zu fechten und Ansichten zu widerlegen, die kein Mensch vertritt. So hat Wolf, wenn auch seine Erklärungen des Geburtenrückgangs gründlich verfehlt sind, doch niemals behauptet, daß das Fortschreiten der Elementarbildung allein irgendwo den Geburtenrückgang veranlaßt habe.

Wingens Buch ist leicht lesbar und anschaulich geschrieben. Eine Darstellung der Bevölkerungstheorien der letzten Jahre ist es nicht. Es behandelt überhaupt nur das Problem des Geburtenrückgangs. Und wer sich darüber unterrichten will, der findet anderswo — z. B. in den Aufsätzen Oldenbergs und Momberts im Archiv für Sozialwissenschaft Band XXXII—XXXIV — zuverlässigere und genauere Aufklärung.

Dr. phil. Paul Hermberg

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 24. März 1916 • Heft 13

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Eine englische Ohrfeige für Rußland

Von Dr. Paul Rohrbach

Unsere Leser finden an einer anderen Stelle dieses Heftes eine Skizze über England-Rußland, in der sich der unmittelbar überraschende Eindruck des Faktums spiegelt, daß der englische leitende Minister in seiner großen politischen Februarrede von der verbündeten Macht Rußland überhaupt nicht gesprochen hat. Bezeichnenderweise waren es englische Zeitungen, die selber darauf hinwiesen, wie merkwürdig das doch eigentlich sei! Es ist etwas nicht in Ordnung zwischen England und Rußland, und man kann auch ziemlich bestimmt sagen, was es ist. Rußland fordert Hilfe, finanzielle, politische, militärische, und es droht mit unangenehmen Entschlüssen, wenn seine Forderungen nicht berücksichtigt werden. Im Fordern und im Drohen hat die russische Politik niemals gewußt, was es heißt, sich zu genieren. Der russische Kriegswille, der erschreckt auffuhr über die Gefährdung seines Zieles Konstantinopel durch den deutsch-englischen Bagdadbahnvertrag vom Sommer 1914, und unmittelbar danach England mit der Stärke der überlegenen brutalen Entschlußkraft zum Kriege zwang, in dem Augenblick, wo es ihm paßte — er schleift, obwohl schon selber etwas lahm geworden, England immer noch mit zwingender Faust hinter sich her. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß es in England selbst keine aktive, zum äußersten Durchhalten entschlossene Kriegspartei gibt. Es gibt sie nicht nur, sondern sie beherrscht unter Lord Northcliffes Diktatur die englische Öffentlichkeit weitaus überwiegend. Ihre Stärke und Sicherheit aber, und dementsprechend die Schwäche der mühsam und hilflos sich regenden Friedensfreunde, ist zu

Digitized by Google

einem großen Teil dadurch mit bedingt, daß Rußland gewissermaßen mit erhobenem Stock hinter England (und auch hinter Frankreich) steht und droht: „Ich bin der einzige in unserer Genossenschaft, der es wagen kann, einen Sonderfrieden zu machen! In Deutschland wie in Österreich-Ungarn, in Bulgarien wie in der Türkei, wird man den Frieden annehmen, so wie ich ihn biete! Er kostet mir nur eine Kleinigkeit an wirklichen Zugeständnissen; von den finanziellen Folgen befreie ich mich leichter als ihr alle, indem ich euch nicht bezahle, was ihr mir geborgt habt — und die mißglückte Unterhaltung über den Bosporus und die Dardanellen fange ich von neuem an, sobald ich wieder bei Kräften bin! Ihr aber, ihr seid verloren, sobald ich zurücktrete und euch ausliefere!"

In der Tat, ein groteskes Bild. Rußland, geschlagen, hungernd, fierend, wund, von innerer Uneinigkeit, von fressender Korruption und von einem unerhörten Gewaltregiment geschüttelt, hält die Genossen des mißglückten Raubüberfalls durch Drohungen beieinander. Frankreich muß weiter bluten und England muß weiter zahlen. Wie sagte unser Schatzsekretär Helfferich am 16. März im Reichstage? „Die täglichen englischen Ausgaben werden inzwischen 100 Millionen erreicht haben. Englands Kriegskosten sind jetzt, absolut genommen, 50 v. H. höher als die unserigen. Auf den Kopf der Bevölkerung machen sie etwa 2 M. gegen 1 M. bei uns aus. In Frankreich haben die Kriegskosten bisher 18(?) Milliarden Franken erreicht, die letzten Angaben aus Rußland nennen 31 Milliarden Rubel. Unsere Kriegskosten waren in den Monaten August bis Dezember 1914 bloß um ein Drittel höher als in England. Damals standen wir an erster Stelle. Heute braucht England 50 v. H. mehr als wir, Frankreich und Rußland haben uns erreicht. Die täglichen Kriegskosten unserer Gegner belaufen sich auf 240 Millionen, die täglichen Kriegskosten von uns und unseren Bundesgenossen auf 110 Millionen Mark. Ich kann heute sagen, daß unsere und unserer Bundesgenossen tägliche Kriegskosten nicht unerheblich hinter der Hälfte derjenigen unserer Gegner zurückbleiben." So Helfferich.

Also England ist der Hauptzahler. Dieses eine Glied der Entente muß soviel Mittel hergeben, als wir mit unseren Bundesgenossen zusammen. Jetzt merken die Engländer, was es für ein Geschäft geworden ist, mit Deutschland anzubinden. Ein so schlechtes, daß sie, wie Helfferich sagt,

Digitized by Google

noch nicht einmal gewagt haben, ihre dritte Kriegsanleihe herauszubringen. Sie, die reichen Engländer! Sie, deren typischer Wortführer, Herr Grey, beim Kriegsbeginn meinte, England trete hinzu, um die Sache mit Deutschland kurz und schmerzlos abzumachen! Es gibt Leute in England, die sich sagen: Wenn wir schon vor dem Kriege bereit waren, den Deutschen durch den Vertrag über die Bagdadbahn und über Äquatorialafrika vom Sommer 1914 einen anständigen Spielraum zu gewähren — warum sollte es denn unmöglich sein, diese selbe Grundlage der Verständigung wieder hervorzuholen? Natürlich, nach einem verlorenen Kriege macht sich so etwas peinlicher und schlechter, als es sich vorher aus gutem Willen und guter Einsicht gemacht hätte, aber, ob gut, ob schlecht: Rußland droht mit dem Stock, und das ist unangenehm.

Auf diese freundliche russische Geste hat es nun in dem Märzheft der englischen Zeitschrift „Contemporary Review" eine Maulschelle gesetzt, die weithin hörbar schallt. Außerdem im selben Heft noch einen Stich, der viel unscheinbarer aussieht, aber in Wirklichkeit auch lieblos genug ist. Von dem Stich heute nur einige Worte, nächstens wird mehr von ihm zu reden sein. Es handelt sich um eine Besprechung von Naumanns „Mitteleuropa". Der Autor in der „Contemporary Review" findet, daß sich über dies „Mitteleuropa" reden lasse, es sei eine „nichtoffensive" Idee. Das ist sehr freundlich gesagt. Auch Naumann und wir alle, die wir den mitteleuropäischen Gedanken, zumal mit seiner Ergänzung durch das Balkan- und das Orientbündnis, für groß und zukunftsreich halten, begreifen ihn durchaus „nichtoffensiv". Für Rußland ist er trotzdem sehr unangenehm, denn es versteht sich von selbst, daß damit die russische politische Filiale Serbien in der österreichisch-ungarischen Flanke beseitigt und der Zugang zu dem eigentlichen Brückengebiet nach dem türkischen Orient, nach Bulgarien, gesichert ist. Mitteleuropa so wie es allein Zweck hat es zu verstehen, bedeutet ein nichtrussisches Konstantinopel. Das hat sich auch der Engländer gesagt, der den Artikel über Naumanns Buch schrieb. Er gehört scheinbar in dieselbe Richtung, wie vor dem Kriege die politischen Gedanken in England, die zu dem Bagdadbahnabkommen mit Deutschland und damit zum unmittelbaren Losbruch Rußlands führten. Ihr Hauptvertreter war der frühere Gouverneur von Uganda und Britisch Zentralafrika, Sir Harry Johnston, der unendlich oft in der

Digitized by Google

Presse die Politik der Zusammengehörigkeit zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn vorweg genommen und den Orient als das gemeinsame zukünftige Interessengebiet der beiden Reiche bezeichnet hat. Während des Krieges machte er dann, um sich von dem furchtbaren Vorwurf der einstigen Deutschfreundlichkeit zu reinigen, einen mehrfach bemerkten geistigen Kopfsprung: nachdem Deutschland sich dermaßen als Scheusal benommen habe, dürfe man ihm natürlich nicht einmal in Afrika mehr irgendwelche Kolonien belassen, geschweige denn ihm Anweisungen auf den Orient geben.

Die Bedeutung politischer Artikel in der „Contemporary Review" liegt auch dann, wenn kein großer Name darüber steht, in der Tatsache, daß eine Monatsschrift von führender politischer Rolle sie aufnimmt. Das gilt für den mitteleuropäischen Stich gegen Rußland so gut wie für die ukrainische Ohrfeige, die wir uns nun etwas näher betrachten wollen. Für sie zeichnet als Urheber ein Herr Bedwin Sands. Er nennt seinen Artikel: „The Ukrainians (Ruthenians) and the War. Ein reines und ein doppeltes Vergnügen, diesen Aufsatz kennen zu lernen! Erstens ist er von einem wirklichen Kenner der ukrainischen Dinge geschrieben und bis in die Einzelheiten hinein sachlich so zutreffend, daß er mit einigen Ergänzungen auf wirtschaftlichem Gebiet auch bei uns in Deutschland als vollgültige Orientierung in der ukrainischen Frage verbreitet werden könnte! Zweitens aber sagt er der russischen Politik in bezug auf die Ukraine in einer so gründlichen und raffiniert unbefangenen Weise die Wahrheit, daß man beim Lesen nur mit aufrichtiger Teilnahme an die Gesichter denken kann, die die Herren an der Newa gemacht haben mögen, als ihnen dieses Produkt vorgelegt wurde. Jedenfalls müssen der Autor, der es verfaßte, die politische Stelle, die die Anregung dazu gab, und die Redaktion, die es aufnahm, von der gemeinsamen Erkenntnis geleitet gewesen sein, daß es Zeit sei, eine sehr grobe Garnnummer Rußland gegenüber zu spinnen.

Wir erfahren zunächst, daß der Verfasser schon mehrere Bände und Artikel über die Ukraine geschrieben hat und daß seine Familie seit einem Jahrhundert (anscheinend geschäftlich) mit dem Leben des ukrainischen Volks in Verbindung steht. Dann hören wir (die Zitate sind im folgenden an allen wichtigen Punkten wörtlich gegeben): Die Ukrainer sind

Digitized by Google

nicht Russen, wenn auch von demselben slawischen Stamm. Tatsächlich ist ihr slawisches Blut reiner, als das russische. Die russischen Nationalisten behaupten zwar, Ukrainer und Russen seien dasselbe Volk, aber dem widersprechen die sprachlichen und geschichtlichen Tatsachen ebenso, wie der offenbare Augenschein in russischen und ukrainischen Dörfern. Die Sprachen sind so verschieden, wie Französisch und Portugiesisch. Das eigentliche und echte Rußland ist nicht Moskowien, sondern die Ukraine. Wladimir der Heilige, der 988 n. Chr. sich mit seinem Volke taufen ließ, war ein ukrainischer Fürst, ebenso der zweite Wladimir, Monomachus, der Gytha, eine Tochter des angelsächsischen Königs Harold, heiratete.

Als die Ukraine durch den Vertrag von Perejaslaw (1654) zu Moskau kam, blieb sie ein eigener Staat. Ihr Hetmann, frei gewählt, wahrte sich die gesetzgebende und ausübende Gewalt; die zarische Regierung sollte sich nicht in die inneren Angelegenheiten der Ukraine mischen: die Ukraine behielt ihre eigene bewaffnete Macht und die Regelung ihrer ausländischen Politik blieb dem Hetman vorbehalten. Moskau hielt diesen Pakt nicht, und der Hetmann Maseppa verband sich deshalb mit Schweden. Mit der Schlacht von Poltawa 1709 war die ukrainische Unabhängigkeit in der Hauptsache zu Ende.

Seitdem wird die Ukraine russifiziert. Im Jahre 1709 hatte das Land mehr Schulen, als es heute unter moskowitischer Herrschaft besitzt. Trotzdem stellt der Ukrainer noch gegenwärtig den überlegenen Typus („superior Ukrainian type") in Rußland dar. Rußland hat sein Volkstum unterdrückt, aber von Ostgalizien und der Bukowina, wo es ukrainische Lehrstühle auf den Universitäten von Lemberg und Czernowitz gibt, ging eine Kräftigung des ukrainischen Wesens aus. Peter der Große machte im Jahre 1706 an John Churchill, den ersten Herzog von Malborough, das Anerbieten, er solle Fürst von Kiew werden und die ukrainische Krone erhalten (hierfür zitiert der Verfasser Cambridge Modern History, Vol. V. Chap. 9, p. 595). Der letzte Hetman, der den Versuch unternahm, etwas für die Unabhängigkeit des Landes zu tun, zugleich der letzte ukrainische Fürst überhaupt, war Cyrile Razumowsky, einer der Günstlinge Katharinas II. Mit ihm versank die Ukraine als besonderer politischer Begriff. Die Zahl der Schulen wurde begrenzt, die ukrainische Literatur wurde

Digitized by Google

verfolgt. Um Leser zu haben, mußte der ukrainische Dichter Gogol „in the Muscovite or Great Russian Language" schreiben. Die Bibel in ukrainischer Sprache „was declared a revolutionary publication". Allerdings hat die britische Bibelgesellschaft trotzdem für eine ukrainische Ausgabe der Heiligen Schrift gesorgt. Während des russisch-japanischen Krieges wollte die Gesellschaft den Ukrainern im russischen Heer diese Gabe darbringen, wurde aber zurückgewiesen. So mußte sie sich damit begnügen, wenigstens die ukrainischen Soldaten in der Kriegsgefangenschaft bei den Japanern damit zu versorgen!

Die Ukrainer empfinden es bitter, daß zwei so zivilisierte Länder wie England und Frankreich sich nicht um ihr Unglück und um ihre Gefühle kümmern. In Kanada, dem englischen Dominium, leben mindestens 300 000 Ukrainer, in Australien und andern englischen Kolonien 50 000, in den Vereinigten Staaten über 200 000. Schon aus diesem Grunde sollte man sich in England etwas um die Ukrainer kümmern. In Rußland leben 29 Millionen Ukrainer (in Wirklichkeit etwa 35 Millionen), in Galizien 4 Millionen (bei Sands steht, offenbar verdruckt, 400 000), in der Bukowina 0,3 Millionen, in Ungarn über eine halbe Million. Die ukrainischen Bauern in Rußland hängen fest an ihrer Religion, ihrer Sprache, ihrer Tracht. Leider bekommen sie ihre Geistlichen von dem schroff moskowitisch gesinnten Heiligen Synod zugewiesen. Die meisten russischen Liberalen geben zu, daß die Ukrainer nicht Russen sind, aber die Regierung denkt anders. Der Verfasser (Herr Sands!) hat einmal gesehen, wie ein ukrainischer Bauer aus Poltawa wahrhaftige Tränen weinte, als er eine national-ukrainische Schule in Galizien besuchte. „Wollte doch Gott, unsere Kinder möchten so unterrichtet werden!" murmelte er. 1914 wurde das hundertjährige Gedächtnis von Taras Schewtschenko, dem größten ukrainischen Dichter, gefeiert, d. h. es sollte gefeiert werden, aber die russische Regierung verbot die Feier. Schewtschenkos Grab wurde von Soldaten bewacht, damit die Bauern nicht zu ihm pilgerten. Die Dichterin Lescia Ukrainka starb 1914 in Kiew und wurde am 9. August beerdigt. Kiewer Polizisten mit gezogenem Säbel wachten an ihrem Sarge, sie verboten Kränze oder Bänder in dem ukrainischen Blau und Gold zu bringen und Reden zu halten. Sie jagten Kinder fort, die um Erlaubnis baten, ihre Blumensträußchen auf das Grab zu legen.

Digitized by Google

Was Wunder, daß, als der Krieg ausbrach, Hunderte von Ukrainern in Kiew und Poltawa arretiert wurden: „on suspicion of Germanophile tendencies!“ All das steht bei Sands zu lesen!

Der Wunsch der Ukrainer, unabhängig zu leben, gründet sich auf ihre physische, moralische und intellektuelle Verschiedenheit vom Russentum. Diese Verschiedenheit, schreibt Sands, verstärkt sich mit der Zeit, statt sich zu vermindern (im Englischen durch den Druck hervorgehoben). Der poetische, lebhafte Ukrainer hat wenig Gemeinsames mit dem Großrussen. Die Ukraine ist wirtschaftlich sehr reich. Sie hat gute Häfen und natürliche Grenzen. Das scheint der Hauptgrund gegen die russische Abneigung zu sein, die Rechte der Ukraine anzuerkennen! Napoleon I. und gelegentlich sogar Bismarck haben die Wichtigkeit der ukrainischen Frage erkannt!

Mit diesem Appell an die großen Politiker wendet sich nunmehr Bedwin Sands am Schluß dem Bedeutendsten zu, was er offenbar zu sagen hat. Ich gebe den Text wegen der Bedeutung dieser Stelle zunächst englisch: „Wether it be the possible recurrence of rivalry between Russia and the German nation, the fear of Russia's future difficulties with Greece, Italy and Turkey owing to the possession of the Dardanelles and a contingent strong Mediterranean policy, or wether it be the distrust of Pan-Slavism with a powerful Russia at the head and none but weak small States under her — the autonomy of the Ukraine would relieve all these issues. A neutral Ukraine would be a solid block of 40000000 people between Russia and Germany, between Russia and Roumania. It would give more confidence to the smaller Slav nations who wish to develop themselves under the protection, but not under the dictature, of Russia. The Czechs and the Bulgars in particular are keenly interessed in the national claims of the Ukraine.“

Dies Programm ist in der Tat ebenso originell, wie den Wünschen und Interessen der russischen Politik entgegengesetzt. Der Verfasser meint in voller scheinbarer Harmlosigkeit, sowohl die zukünftige Erneuerung des deutsch-russischen Gegensatzes, als auch die zukünftigen russischen Schwierigkeiten mit Griechenland, Italien und der Türkei, die Dardanellenfrage, der Panslawismus (das Mißtrauen der kleinen slawischen

Digitized by Google

Staaten gegen ein übermächtiges Rußland gehört offenbar mit zu dieser Art von Panslawismus) und was es sonst noch an europäischen Schwierigkeiten gebe, alles werde durch die Errichtung der ukrainischen Autonomie gelöst. Wie autonom die Ukraine in Zukunft sein soll, ist nicht ganz deutlich gesagt, aber offenbar doch recht autonom, so autonom, daß Rußland für die übrigen slawischen Völker keine Gefahr mehr bildet. Wenn man diesen Plan näher durchdenkt, so leuchtet ein, wie vorteilhaft er unter Umständen für England gewendet werden kann. Eigentlich fehlt nur noch eins: daß Herr Sands die alte Offerte Peters des Großen an John Churchill, Herzog von Malborough, gegenüber dem gegenwärtigen, ja auch ohne Zweifel zum Fürsten von Kiew und der Ukraine recht geeigneten Herrn Churchill wieder aufgreift, und ihn einladet, vom Thron Wladimir Monomachs Besitz zu ergreifen. Eine angelsächsische Prinzessin hat ja so wie so schon einmal darauf gesessen. Vielleicht hat Herr Churchill die ganze Dardanellenexpedition sogar nur zu dem Zweck gemacht, um in den Ruinen von Baturin die Keule und das Siegel Mazeppas, die alten Insignien der ukrainischen Fürstenwürde, aufzunehmen! Wir empfehlen dem mehrfach von Herrn Sands so freundlich apostrophierten Moskowiter, einstweilen über diese Frage nachzudenken.

Spanien und Deutschland

Von Professor Dr. Paul Herre, Leipzig

„In der Politik haben Spanien und Deutschland wirklich keine solidarischen Interessen (außer dem allgemeinen des Friedens), nicht weil die beiden Nationen im Gegensatz zu einander stünden, sondern weil sie nicht gemeinsamer Art sind.“ So schrieb im Jahre 1907 Gabriel Maura in einer deutschen Zeitschrift, um die von seinem Vater, dem Ministerpräsidenten Maura, kurz zuvor vollzogene Verbindung Spaniens mit den Ententemächten England und Frankreich vor der öffentlichen Meinung Deutschlands zu rechtfertigen, und er gab sicherlich nur das Urteil wieder, das die große Mehrheit des spanischen Volkes damals über das Verhältnis Spaniens zu Deutschland hatte. In den letzten Wochen aber vereinigten sich nahezu 15000 Vertreter der spanischen Intelligenz zu folgender Kundgebung: „Die unterzeichneten Verehrer und Pfleger

Digitized by Google

der Wissenschaften und Künste geben unter Bejahung der Neutralität des spanischen Staates ihrer ergebensten Bewunderung und Sympathie für die Größe des deutschen Volkes Ausdruck, dessen Interessen mit denen Spaniens völlig im Einklang stehen, und erklären auch ihre tiefe Dankbarkeit der glänzenden deutschen Kultur und deren Anteil am Fortschritt der Welt."

Durch die Gegenüberstellung dieser gegensätzlichen Bekenntnisse wird die tiefe Wandlung bezeichnet, die Spanien und mit ihm die Beurteilung der spanisch-deutschen Beziehungen im letzten Dezennium erfahren haben und an der der Weltkrieg einen entscheidenden Anteil hat. Spanien erscheint wie aus langem Schlafe aufgewacht. Das spanische Volk ist zum Bewußtsein seiner selbst gelangt und tritt mit nationalen Hoffnungen und Wünschen hervor. Zugleich aber hat sich sein Blick geschärft, und mit der reifenden politischen Erkenntnis gewinnt es Verständnis für die großen Probleme des internationalen Zusammenlebens und für die besonderen staatlichen Aufgaben, denen Spanien gegenübersteht. Es befreit sich aus der Umarmung der Ententemächte, die unter dem Scheine der Freundschaft und Bundesgenossenschaft Spanien in Abhängigkeit zu halten suchen, und strebt seinerseits nach einer freieren Stellungnahme zwischen den Staaten. Die Erschütterung der englischen Weltherrschaft zumal, die seit den Tagen König Philipps II. schwer auf den Ländern der iberischen Halbinsel lastet, eröffnet für die Zukunft neue Möglichkeiten, und es ist natürlich, daß die Macht damit eine neue Beurteilung erfährt, der diese Wandlung der Dinge zu verdanken ist: Deutschland.

Der Zusammenbruch des Kolonialreichs im Kampfe mit den Vereinigten Staaten (1898) hatte Spanien vor die Notwendigkeit einer umfassenden Reformarbeit gestellt. Aber anstatt die Bahnen innerer Reorganisation zu betreten, wandten sich entsprechend den nationalen Traditionen Regierung und Volk in voller Übereinstimmung neuen Machtzielen zu, deren Verfolgung das schwache Land wieder in die Abhängigkeit der überlegenen Weltmächte bringen mußte. Das alte Programm der Aufrichtung eines afrikanischen Kolonialreichs und der Vereinigung mit der portugiesischen Schwesternation zur Herstellung einer iberischen Einheit, die auch die stammverwandten einstigen Kolonien Süd- und Mittelamerikas umfassen sollte, lebte in neuer Gestalt wieder auf und entfremdete Spa-

Digitized by Google

nien den innerstaatlichen Aufgaben, deren Lösung die unerläßliche Voraussetzung war für die Wiederaufnahme neuer machtpolitischer Pläne. So verlor man den Boden der Wirklichkeit unter den Füßen. In der Gefolgschaft Englands und Frankreichs gewann man zwar Nordmarokko, aber die Beschränkung auf den unwirtlichen Küstenstreifen des Rif und auf das vom Hinterland abgeschnürte Gebiet von Larasch und Elksar sowie die Ausschließung von dem beherrschenden Tanger waren eine berechnete Entwertung des neuen Besitzes. Vollends das Spanien auferlegte Verbot, auf dem eignen spanischen Boden und dem gegenüberliegenden Gebiet an der Straße von Gibraltar Befestigungen anzulegen, wirft ein bezeichnendes Licht auf die Rolle, die die beiden „befreundeten" Großmächte ihrem Schützling zuzuweisen bestrebt waren, und die Madrider Regierung war schließlich schwach genug, sich in das von England und Frankreich betriebene Einkreisungssystem einbeziehen zu lassen, das gegen Deutschland gerichtet war.

Immerhin waren es äußere Erfolge, die Spanien durch diese Politik der Anlehnung an die Ententemächte erntete. Indessen auch Deutschland war daran nicht unbeteiligt. Daß Spanien überhaupt ein Anteil an Marokko gewährt wurde, war freilich vorwiegend in dem selbstsüchtigen Streben Englands begründet, das südliche Ufer der Weltstraße vom Atlantischen Ozean zum Mittelmeer Frankreich vorzuenthalten, das der britischen Machtstellung hier ernste Hindernisse bereiten konnte. Aber die Bindung, die die französische Republik für die gemeinsame Beherrschung Marokkos eingehen mußte und die Spanien vor einer Vergewaltigung durch den Verbündeten schützte, verdankte es vornehmlich der Stellungnahme Deutschlands. Ebenso hatte die militärische Besetzung der nordmarokkanischen Einflußzone, die die Madrider Regierung entgegen den französischen Wünschen 1911 durchführte, in dem deutschen Einspruch gegen Frankreichs Vorstoß nach Fes ihre Voraussetzung. Trotz dieser Parallelität der Interessen hielt Spanien aber an der Verbindung mit England und Frankreich fest, und wenn das Cartagena-Abkommen vom 10. Oktober 1913 auch unvollzogen blieb, das die Beziehungen zu den beiden Westmächten weiter verengerte und Spaniens Ansprüche auf Portugal formal sicherstellte, so stand der Pyrenäenstaat bei Ausbruch des Weltkriegs doch unzweifelhaft im Lager der Entente.

Digitized by Google

Noch während der ersten Monate des großen Ringens aber bereitete sich die Wendung vor, die nunmehr zum Abschluß gelangt und aufs klarste zu erkennen ist. Allerdings war für die konservative Regierung die Wahrung der Neutralität von vornherein beschlossene Sache. Maßgebend dafür war zunächst die Tatsache, daß Spanien für eine größere kriegerische Unternehmung nicht gerüstet war. Bald aber übte die Volksstimmung, die nach der Zerreißung des über die Welt gespannten französischen und englischen Lügennetzes in wachsendem Maße deutschfreundlich wurde, eine weitere Wirkung. Mehr und mehr wurde dem schillernden und vieldeutigen Begriff „Neutralität" ein bestimmter Stempel aufgedrückt, den er zuvor nicht besessen hatte und den manches andere neutrale Volk noch heute nicht kennt, und mit den Niederlagen der Ententemächte erwachten im Schoße des spanischen Volkes nationale Hoffnungen und Wünsche, denen sich auch die Staatsleitung nicht entziehen konnte.

Die Verantwortung für die spanische Politik trugen bei Ausbruch des Weltkrieges die gemäßigten Konservativen. Die innere Spaltung der liberalen Partei, die zur Begründung einer selbständigen demokratischen Gruppe unter dem früheren auswärtigen Minister Garcia Prieto geführt hatte, hatte im Herbst 1913 das Ministerium Romanones, den Repäsentanten der eigentlich liberalen Hauptgruppe, zum Rücktritt genötigt. Der „liberal-konservative" Eduardo Dato, der Führer der Reformen geneigten Richtung in der konservativen Partei, hatte die Führung übernommen, nicht der langjährige konservative Parteiführer und Ministerpräsident, der klerikale Maura, und in maßvoller Haltung nach innen wie nach außen verstand er das Staatsschiff geschickt durch die unruhigen Wogen zu führen. Aber im Sinne des spanischen Parteilebens, das sich seit der Neubegründung der Monarchie (1876) auf der Grundlage der wechselnden Herrschaft der beiden Regierungsparteien abspielt, warteten die Liberalen auf die Stunde, die ihnen die Staatsleitung wiederschenkte. Mochten die Abspaltungen, die in beiden Lagern erfolgten, auch den mechanischen Charakter des Schaukelsystems mildern: tatsächlich ist es auch in unsern Tagen der Rahmen geblieben, in dem sich die innerpolitische Entwicklung Spaniens vollzieht. Aber es ist überaus lehrreich zu verfolgen, welche Erziehungsarbeit der Weltkrieg mit seinen un-

Digitized by Google

geheueren Umwälzungen dabei im Bereiche der spanischen Parteien leistete.

Es unterliegt keinem Zweifel, daß die Liberalen im Gegensatz zur Regierung während der ersten Monate des Krieges einer aktiven Beteiligung Spaniens auf seiten der Ententmächte geneigt waren. Sie waren die eigentlichen Betreiber der engen Anlehnung an England und Frankreich seit Beginn des 20. Jahrhunderts. Sie waren von Sympathien für die Länder erfüllt, in denen sie bürgerliche und menschliche Freiheit verwirklicht wähnten, und hielten an der geistigen Gemeinschaft mit den Franzosen fest, in denen sie die stammverwandte und kulturschenkende Schwesternation erblickten. In voller Unkenntnis über deutsches Wesen glaubten sie, von Paris her instruiert, an die Legende der Militärdiktatur und Tyrannei Deutschlands, die mit barbarischer Gewalt auf Europa laste. Romanones wie Garcia Prieto und Melquiades Alvarez machten kein Hehl aus ihrer Vorliebe für die Westmächte und gedachten auch die politischen Konsequenzen daraus zu ziehen. Noch entschiedener stellten sich die radikalen Elemente sozialistischer und republikanischer Färbung auf die Seite der Gegner Deutschlands, wenn sie auch bei ihrem geringen Anhang im Lande ohne Einfluß blieben. Selbst die konservativen Kreise neigten, obschon sie den Pariser Kulturträgern fernstanden, politisch zu Frankreich und England, und während die herrschende „liberal-konservative" Partei, dem Winke der Regierung folgend, sich zurückhielt, nahm der in den Hintergrund geschobene Maura, der als Vollzieher des Cartagena-Abkommens von 1907 auch im Sinne der auswärtigen Politik gebunden war, zugunsten der Gemeinsamkeit mit den alten Verbündeten Stellung. Nur die Karlisten, die seit dem Tode Don Carlos (1909) zu Jaimisten geworden waren, sich neuerdings aber meist Traditionalisten nennen, traten als Partei für die Lösung der gefährlichen Verbindung ein und immer wieder stellte ihr Führer Vasquez de Mella, der glänzendste Redner Spaniens, Deutschland als das nachzuahmende Vorbild innerer Zucht und staatlicher Ordnung hin. Von diesen Anschauungen bereitete sich die Wendung in der Volksstimmung vor, um schließlich über die Parteien hinweg für die große Mehrheit des gesamten Volkes Geltung zu gewinnen.

Seit dem Herbst 1914 setzte sich der spanische Volkscharakter als der

Digitized by Google

bestimmende Faktor gegenüber allen Bindungen und Einflüssen siegreich durch. Mit ihrem ritterlichen Sinn und ihrer inneren Wahrhaftigkeit nahmen die Spanier einerseits Anstoß an der heuchlerischen Maske der Ententemächte, begeisterten sie sich anderseits an der tiefsittlichen deutschen Auffassung von der pflichtgetreuen Hingabe an das Staats- und Volksganze. Von den rechts stehenden konservativen und klerikalen Kreisen ging die Bewegung aus, von jenen Gruppen, die parteimäßig auf das in autoritativen Bahnen sich bewegende religiöse und kirchliche Leben Deutschlands hinzuweisen pflegten. Aber bald sprang der Funke zu den übrigen Kreisen über und bis tief in die Reihen der Liberalen wuchs die Erkenntnis der Bedeutung der deutschen Kultur und damit das Verständnis für Deutschland in seinem großen Daseinskampfe. Von Woche zu Woche mehrten sich die deutschfreundlichen Stimmen in der Presse und Schritt für Schritt traten die alten Gegensätze gegen die Ententemächte in den breiten Schichten des Volkes wieder hervor. Der Groll gegen Frankreich, das einst eine grausame Fremdherrschaft über das freie Spanien verhängt hatte, erwachte zu neuem Leben, und noch schärfere Formen nahm der Haß gegen England an, dem die eigentliche Schuld am Untergang des spanischen Weltreichs und an der Verelendung des spanischen Volkes zugewiesen wurde. Schon kam der neue Stand der Dinge in den Cortesverhandlungen des Winters 1914/15 zum Ausdruck. Sie ließen eine volle Übereinstimmung der Regierung und Parteien zur Wahrung der Neutralität, aber auch zur Verstärkung der Verteidigungsmittel erkennen, die Spanien eine lautere Stimme im Rate der Völker verleihen sollte. Freilich trat dabei zugleich das spanische Erbübel wieder zutage: das Mißverhältnis zwischen dem staatlichen Wollen und Können. Die finanziellen Kräfte legten Spanien die größten Einschränkungen auf und wiesen immer von neuem auf die Notwendigkeit, die inneren Verhältnisse des Staates zu heilen, bevor ehrgeizige Pläne nach außen aufgenommen wurden. Tatsächlich mehrten sich seitdem die Stimmen, die der Entfaltung eines werktätigen Patriotismus das Wort redeten und die das Volk mahnten, es nicht bei dem passiven Dulden bewenden zu lassen. Der Sinn für den „Frieden der Arbeit" begann die Dämme einzureißen, die ein gleichgültiges Sichabfinden mit den bestehenden Verhältnissen aufgerichtet hatte. Trotzdem blieb der alte Widerstreit zwischen Können und Wollen bestehen.

Digitized by Google

In der Folgezeit zeigte sich das in steigendem Maße. Aus dem Boden der neuen Anschauungen wuchs eine nationale Bewegung empor, die die Zeit für gekommen hielt, die Verwirklichung der alten politischen Ziele ins Auge zu fassen. Die Hoffnungen in bezug auf die heimische Halbinsel wie auf Nordafrika erstanden zu neuem Leben. Es erwachte das Bewußtsein für die demütigende Tatsache, daß Gibraltar, das wertvollste Stück spanischen Bodens, sich in fremden Händen befand; daß Tanger, das wichtigste Gebiet im nordmarokkanischen Bereiche, Spanien vorenthalten wurde; daß bei der Aufteilung Marokkos Frankreich sich den wirtschaftlich bei weitem kostbarsten Teil gesichert und Spanien in mehrmaliger Beschneidung wenig mehr als das ungastliche Rifgebiet überlassen hatte; daß durch die englische Fremdherrschaft in Portugal dem paniberischen Einheitswerke ein unübersteigbares Hindernis bereitet wurde. So gestaltete sich im Laufe des Jahres 1915 das Verlangen nach einer Wiedergewinnung Gibraltars, nach einer Besetzung Tangers und einer Erweiterung des marokkanischen Besitzes, sowie nach einem Zusammenschluß der beiden iberischen Völker. Und wieder steigerten sich diese Zukunftspläne zu dem politischen und kulturellen Ideal einer Wiederherstellung der einstigen Verbindung des lateinischen Amerika mit dem spanischen Mutterlande: lockend eröffnete sich die Aussicht auf die Neuerrichtung eines Weltreiches, in dem die Sonne nicht unterging.

Es lag auf der Hand, daß solche umfassenden Hoffnungen die beiden Verbündeten England und Frankreich zu entschiedenen Widersachern haben mußten, und das lenkte die Blicke auch in politischem Sinne auf Deutschland. Das Deutsche Reich war nicht nur die überlegene Großmacht, die die als Herren der Welt sich gebärdenden Ententemächte zurückzuweisen vermochte, sondern auch die zukünftige Mitbeherrscherin des Erdballs, von der keinerlei Widerstand gegen die spanischen Zukunftspläne zu erwarten war, die vielmehr bei ihrem Wesen und ihren Interessen ihnen kräftige Förderung zuteil werden lassen konnte. So stellte sich neben die Sympathien für das deutsche Volk und seine Kultur ein starker Glaube an die Nützlichkeit und Notwendigkeit eines zukünftigen Zusammengehens mit Deutschland und seinen Verbündeten, und es ist sicher, daß diese politische Erkenntnis mehr als die allgemeine Stimmung die Partei der Germanófilos in so überraschendem Maße hat wachsen lassen. Das ist

Digitized by Google

auch das Urteil des Franzosen Louis Bertrand, der jüngst eine „Enquete" über die wachsende Deutschfreundlichkeit des spanischen Volkes angestellt und in der „Revue des deux mondes" über das für die Ententemächte höchst ungünstige Ergebnis berichtet hat. Nur so läßt sich erklären, daß die Abneigung gegen Frankreich und England sich heute auf alle Parteien erstreckt, auch auf diejenigen, die ihr Land bei Ausbruch des Krieges den Gegnern Deutschlands zuführen wollten.

Aber wie war es möglich, auf dem Wege zur Verwirklichung der hochfliegenden nationalen Hoffnungen vorwärtszukommen? Entsprechend dem idealistischen Charakter der Spanier setzten sich die Äußerungen der an der zukünftigen Gestaltung des spanischen Staatslebens Mitarbeitenden auch jetzt vielfach über die Gegebenheiten hinweg, und unbekümmert um die rauhe Wirklichkeit richteten sie ein allzu weites Programm auf. Die Politiker, die parteimäßig Stellung zu nehmen hatten, und mehr noch die verantwortliche Regierung mußten eine größere Zurückhaltung üben. Auch sie unterlagen als Spanier mit starkem Nationalgefühl sicherlich der aufklärenden Wirkung, die der Krieg auf das spanische Volk ausübte; die geistige Selbständigkeit, die sich Spanien trotz aller inneren und äußeren Hemmungen bewahrt hat, kam auch in den Männern zum Durchbruch, die die Führung in Händen hatten. Aber sie sahen wohl, daß die Stunde noch nicht gekommen war, um die staatlichen Mittel für die Erreichung der hochgesteckten Ziele einzusetzen. Die Wahrung der Neutralität blieb das unverrückbare Gebot der Politik. Eindrucksvoll wurde die Notwendigkeit dieser Stellungnahme dem Volke immer wieder vor Augen geführt, und es geht zu einem guten Teil auf die Mahnungen der Regierung und der Parteiführer zurück, wenn trotz der wachsenden Deutschfreundlichkeit der Neutralitätsgedanke in der öffentlichen Meinung allmählich zur unumschränkten Herrschaft gelangte. In der Bildung des Zeitungsblocks, der sich auf das Eintreten für die unbedingte Neutralität verpflichtete und dem die führenden Blätter fast aller Parteien sich anschlossen, fand diese Entwicklung den bezeichnendsten Ausdruck. Vor dieser Einmütigkeit der Volksstimmung gingen selbst die radikalen Elemente zurück, und der Sozialist Lerroux, der schon sein Roß zum Ritte nach Berlin gesattelt hatte, begnügte sich seitdem mit der Forderung einer moralischen Unterstützung der Ententemächte.

Digitized by Google

Damit war der Staatsleitung die Bahn gewiesen. Das politische Programm mußte lauten: Beobachtung einer starken und selbstbewußten Neutralität, danach erst Wirken zugunsten der nationalen Ansprüche! Wie sich dieses Verfahren im einzelnen abgespielt und zu welchen Ergebnissen es geführt hat, entzieht sich bisher der öffentlichen Kenntnis.

Eine andere Tatsache ist für den Stand der Dinge von großer Bedeutung. Die Schwierigkeit, den Ausbau des Verteidigungssystems mit den geringen finanziellen Kräften in Einklang zu bringen, führte mit dem Beginn der zweiten Kriegstagung der Cortes zu einer Ministerkrise, der die konservative Regierung schließlich zum Opfer gefallen ist. Es waren durchaus ungewohnte Worte, mit denen Graf Romanones Mitte Oktober seine Eignung als Nachfolger Eduardo Datos nachzuweisen suchte. Derselbe Mann, der sich in den Wochen nach dem Kriegsausbruch vorsichtig, aber nicht mißverständlich der Neutralitätspolitik der Regierung widersetzt hatte, trat jetzt mit Entschiedenheit allen Berechnungen entgegen, die sich an einen Ministerwechsel knüpften: „die spanische Neutralität ist kein von einer Partei oder Regierung aufgestelltes Programm, sondern eine einmütig von der ganzen Nation vorgezeichnete Verhaltungsmaßregel." Tatsächlich vollzog sich nicht die geringste Änderung in der politischen Haltung Spaniens, als der bewanderte Staatsmann am 7. Dezember das Ministerium übernahm. Die Zusammensetzung der neuen Regierung, die trotz des liberalen Grundcharakters neben demokratischen auch gemäßigt konservative Männer in sich aufnahm, und die Heranziehung eines Ententegegners wie des ehemaligen Kammerpräsidenten Villanueva als Minister des Auswärtigen redeten eine laute Sprache, die durch die klug berechnete Ersetzung der konservativen Botschafter durch ententefreundliche Persönlichkeiten wie den Marques del Muni nicht abgeschwächt wurde. Zumal in diesem unerwarteten Vorgang machte sich die große Wandlung geltend, die der Weltkrieg auch auf spanischem Boden hervorgerufen hat. Man wird nicht fehlgehen, wenn man die Behauptung aufstellt, daß auch der klerikale Maura nicht anders Stellung genommen hätte, wenn ihm die Nachfolge Datos zugefallen wäre.

Aber eben die Unruhe des Regierungswechsels mit den daran geknüpften Befürchtungen führte die „Germanófilos" in diesen Wochen am Schluß des Jahres 1915 und am Beginn des Jahres 1916 dazu, ihre

Digitized by Google

Stimme zugunsten der nationalen Forderungen zu erheben und sich in jener wirksamen Kundgebung zu Deutschland zu bekennen, von der am Eingang dieses Aufsatzes die Rede war. Vollends jetzt begnügten sich die leidenschaftlichen Patrioten nicht mehr mit der Forderung einer Gewinnung Tangers, sondern sie begehrten auch die Wiedererwerbung Gibraltars, dessen Name nach dem Ausspruch des temperamentvollen Erzbischofs von Tarragona wie ein Peitschenhieb und der Schall einer Ohrfeige klingt. Die Bewegung nahm Formen an, daß der englische Gesandte bei der Regierung vorstellig wurde, und es beweist ihre tiefe Wirkung, daß die britische Publizistik zeitweilig die Internationalisierung der Meerenge in Erwägung zog, wenn der Vorschlag auch von der öffentlichen Meinung Englands mit Heftigkeit zurückgewiesen wurde.

Daß die Madrider Staatsleitung im Ernste die Zurückgewinnung Gibraltars ins Auge gefaßt hat, ist allerdings zu bezweifeln. Es erscheint völlig ausgeschlossen, daß England in der gegenwärtigen Lage den beherrschenden Felsen gutwillig herausgibt, und ein wirksames Zwangsmittel hat Spanien nicht in Händen. Ja der schwache Staat ist bei der Unterbindung der Beziehungen zu Deutschland seinerseits in mancherlei Hinsicht auf das meerbeherrschende Inselreich angewiesen und deshalb sogar zu entgegenkommenden Schritten in bezug auf Kriegslieferungen genötigt, die dem Wirtschaftsleben teilweise mehr schaden als nützen, obschon sie ihm im ganzen Gewinn bringen. Wenn man die Zeichen der Zeit recht versteht, richten sich die politischen Bestrebungen der Regierung vielmehr auf Marokko und damit gegen Frankreich. Die Republik hat selbst die Zeit des Weltkriegs nicht vorübergehen lassen, um in dem gemeinsam, wenn auch in getrennten Einflußzonen beherrschten Gebiet die französischen Interessen auf Kosten der spanischen zu fördern und selbst das gerade von Spanien erstrebte Tanger in ihre Botmäßigkeit zu bringen. Diese rücksichtslose Politik Frankreichs, das ein gleichwertiges Spanien niemals in Marokko neben sich dulden wollte, scheint einen besonderen Einfluß auf das liberale Kabinett Romanones zu üben, das bei seiner alten Verbindung mit der Pariser Regierung dieser sonst nur nachgiebig gegenüberzutreten geneigt sein dürfte. Und Frankreich ist auf dem Landwege erreichbar! Nicht umsonst hat Bismarck das Scherzwort geprägt, daß Deutschland „die spanische Fliege in Frankreichs Nacken" willkommen sein würde.

Digitized by Google

In der Tat besteht die Möglichkeit, daß Spanien in bezug auf seine marokkanischen Wünsche noch während des Krieges Erfolge erzielt, zum wenigsten im Anschluß an die Friedensverhandlungen, um deren Verlegung nach Madrid sich König Alfons und die Regierung bereits mit gutem Recht beworben haben. Indessen die weiteren nationalen Forderungen werden sich erst in späterer Zeit verwirklichen lassen. Die Zurückgewinnung Gibraltars wird zunächst ebenso Ideal bleiben wie die Herstellung der paniberischen Einheit wie schließlich auch die Schaffung einer neuen Gemeinschaft mit dem lateinischen Amerika. Freilich haben sich seit dem Eintritt Portugals in den Weltkrieg Entwicklungsmöglichkeiten eröffnet, deren Tragweite in bezug auf das zukünftige Zusammenleben der beiden iberischen Völker sich heute nicht abmessen läßt. Das eine ist jedenfalls sicher: bevor jene umfassenden Ziele erreicht werden können, bedarf es der Fortführung des inneren Gesundungsprozesses, die das spanische Volk zu ernster und unverdrossener Arbeit an sich selbst erzieht und die schlummernden Volkskräfte weckt. Erst dann wird die Wendung gegen das britische Weltreich möglich sein, das trotz aller Bundesgenossenschaft mit unerträglichem Druck auf Spanien lastet und es in dieselbe demütigende und ertötende Botmäßigkeit zu zwingen droht, die es bei dem pyrenäischen Nachbarvolk erreicht hat. Daß die kulturwidrige Diktatur Englands eine Minderung erfahre, dafür bringt jetzt das deutsche Volk in voller Hingabe an den ihm aufgezwungenen Daseinskampf sein Blut zum Opfer. Das spanische Volk aber hat erkannt, daß es auch um sein Dasein geht, und hofft von einem für Deutschland siegreichen Ausgang des großen Ringens für sich selbst. Das verständnisvolle Mitgefühl, das die ritterliche Nation unserm schweren Kampfe entgegenbringt, ist im tiefsten begründet und wird über den Krieg hinaus seine Wirkung üben.

Das deutsche Volk ist mit seiner Eigenart und Kultur befähigt, Spanien bei seiner Befreiung von der geistigen Bevormundung Frankreichs und von der politischen Herrschaft Englands, d. h. bei seinem Aufstieg als Volk und Staat wertvolle Dienste zu leisten. Für eine engere Verbindung zwischen den beiden Ländern tätig zu sein, ist deshalb eine lohnende und fruchtbringende Aufgabe: für Spanien zumal, aber auch für Deutschland. Allerdings hatten die wirtschaftlichen Beziehungen bereits in den letzten Jahrzehnten eine erhebliche Steigerung erfahren, und namentlich die

Digitized by Google

Einfuhr deutscher industrieller Erzeugnisse war in den letzten Jahren teilweise um ein Vielfaches gewachsen. Aber trotz des Anschwellens des Wertes der deutschen Ausfuhr von 72 Millionen Mark im Jahre 1910 auf 143 Millionen im Jahre 1913 bedeutet dieser Betrag doch nur eine geringe Ziffer in den großen Werten des deutschen Exports; er kann bei planmäßiger Weiterführung der wirtschaftlichen Erschließung Spaniens erheblich gesteigert werden. Im umgekehrten Falle ist diese Möglichkeit noch sehr viel größer. Der Wert der spanischen Ausfuhr nach Deutschland ist von 140 Millionen Mark im Jahre 1910 auf 199 Millionen im Jahre 1913 angewachsen, aber er stellt nur den achten Teil der spanischen Ausfuhrquote dar, an der England mit ein Drittel und Frankreich mit ein Viertel beteiligt sind. Deutschland kann nach dem Kriege, auf Kosten weniger bewährter Völker, in wesentlich gesteigertem Umfange Spanien als Produzenten heranziehen und dessen Haupterzeugnisse: Erze, Wein und Südfrüchte seinem wirtschaftlichen Konsum zuführen.

Politik und Wirtschaft werden sich ihren Weg suchen und ihn zum Nutzen der beiden Länder finden. In einer Zeit aber, wo das politische und wirtschaftliche Leben von allgemeinsten Volkskräften getragen wird, ist es von nicht geringer Bedeutung, die Völker selbst in kultureller und geistiger Hinsicht einander näher zu bringen. Unter dem harten Druck des Krieges ist diese Aufgabe bereits in Angriff genommen worden. Auf spanischem Boden schufen unsere dort lebenden Landsleute mit der Beihilfe des Heimatlandes eine Organisationzur Aufklärung der öffentlichen Meinung. Sie werden seit Jahresfrist durch zwei von spanischen Freunden Deutschlands herausgegebene Zeitschriften in ihrer Tätigkeit unterstützt und in einergrößeren Zahl angesehener Blätter sind ihnen neuerdings weitere wertvolle Helfer erwachsen. Auf deutschem Boden aber ist zu Jahresbeginn eine „deutsch-spanische Vereinigung" (Sitz Stuttgart) entstanden, die sich die Pflege der wirtschaftlichen und geistigen Beziehungen zwischen den beiden Völkern zur besonderen Aufgabe gemacht hat und eine segensreiche Arbeit zu leisten berufen ist. So sind hüben und drüben Kräfte tätig, das angesponnene Freundschaftsband immer enger zu knüpfen. Hoffen wir, daß sich aus ihrem Zusammenwirken die Gemeinschaft gestaltet, die in Spanien wie in Deutschland mit aufrichtigen Wünschen für die zukünftige Wohlfahrt der beiden Völker erstrebt wird.

Digitized by Google

Streiflichter zur Weltlage IV

Von Professor Dr. Schiemann

Was aus der Front in West und Ost und wo immer unsere Mannschaften kämpfen und die unserer Verbündeten, zu uns herüberklingt, ist durchweg erfreulich. Im Osten behauptet sich unerschütterlich die Grenze, die wir vorläufig, bis die Zeit für eine weiter vorzuschiebende Grenzlinie gekommen ist, dem Feinde gesetzt haben. Im Westen sind wir, seit am 21. Februar der volle Ernst unseres Angriffs sich dem Feinde fühlbar machte, stetig weiter nach Süden und Westen in der Richtung auf Verdun vorgedrungen, trotz der „unüberwindlichen" Forts und Feldbefestigungen, auf welche die Franzosen ihre Hoffnungen gesetzt hatten. Schon am 26. fiel der stärkste ihrer Stützpunkte Verduns, das Fort Douaumont; die verzweifelten Versuche des Feindes, den verlorenen Posten zurückzugewinnen, scheiterten unter ungeheuren Verlusten für ihn, und seither ist er keinen Augenblick dazu gelangt, aufatmen zu können. Aber Engländer und Franzosen suchen sich damit zu trösten, daß wir den Höhepunkt unserer Leistungsfähigkeit bereits erreicht oder gar überschritten hätten. „Deutschland — so schrieb die „Times" am 28. Februar — kann niemals in Westen oder sonst irgendwo in größerer Stärke schlagen, als es jetzt geschehen ist. Die Alliierten dagegen, die schon jetzt weit stärker sind als sie vor Jahresfrist waren, sind noch im Besitz ungenützter Reserven ihrer Kraft. Wenn Deutschland jetzt unterliegt, hat es für immer Schiffbruch gelitten ... Sollte der große Kampf vor Verdun auf andere Punkte der Westfront ausgedehnt werden, so wird der größte Augenblick des größten Krieges der Geschichte gekommen sein. Im Hinblick auf so ungeheure Möglichkeiten treten alle geringeren Fragen und Streitpunkte in den Hintergrund ..." Der „Temps" aber schrieb am 1. März: „Die Deutschen rücken nicht mehr vor. Sie werden nicht endlos so blutig vorstürmen; die Kraft der Menschen hat ihre Grenzen und die Zahl der Bataillone und der Soldaten, die geopfert werden können, ist auch nicht endlos. Auf dem übrigen Teil der französischen Linie und auf allen anderen Fronten hat kein wichtiger Kampf stattgefunden. Alles Interesse richtet sich auf die ungeheure Anstrengung Deutschlands gegen unsere Soldaten. Wir können sagen, daß die Schlacht bei Verdun die ernsteste des ganzen

Digitized by Google

großen Krieges ist, daß unsere Soldaten sie schlugen, und daß wir die Empfindung haben, daß sie Sieger sein werden."

Seither sind über 14 Tage hingegangen, und die Grenze unserer Stellungen hat sich Verdun immer mehr genähert. Trotzdem klingen uns die gleichen Versicherungen von der Erschöpfung Deutschlands und der unerschöpflichen Kraft und Ausdauer unserer Feinde immer aufs neue entgegen, und die Versicherung, daß der endliche Sieg ihnen zufallen müsse, ist der Refrain, in den schließlich alle Leitartikel der englischen und französischen Presse auslaufen, die dem Kampf an unserer Westfront gewidmet werden.

Das soll zuversichtlich klingen, aber wir glauben nicht, daß diese Stimmen der offiziösen und offiziellen Presse Englands und Frankreichs die Nervosität niederringen werden, die auf beiden Seiten des Kanals immer lauteren Ausdruck in den Zeitungen und Zeitschriften findet, die sich noch einen Rest von Unabhängigkeit gewahrt haben. Ein Unterschied in der Stimmung östlich und westlich vom Kanal ist jedoch ohne Zweifel vorhanden. Wenn auch die Angriffe unserer Luftschiffe, die neuerdings den Radius ihrer Tätigkeit bis auf die südlichen Grafschaften Englands ausgedehnt haben, den Engländern den Glauben an ihre insulare Unverletzlichkeit erheblich erschütterten, so haben sie sich die Zuversicht gewahrt, daß, da trotz allem ihre Flotte als unüberwindliches Werkzeug zur Aufrechterhaltung ihrer Weltstellung und ihres Welthandelmonopols intakt erhalten sei, die Entscheidung in ihren Händen liege. Wir werden noch sehen, wie ausschweifend die Hoffnungen sind, die in den Kreisen der englischen Kriegsmarine an ihre künftige Tätigkeit geknüpft werden. Es komme nur darauf an, sie im rechten Augenblick vorzuschicken. Dagegen sind die Hoffnungen auf Erfolge, welche die englische Armee auf dem Kontinent erringen könnte, fast ganz zusammmengeschrumpft. Gibson Bowles hat die Parole ausgegeben, daß England nur zur See siegen könne, und das ist wohl die allgemein verbreitete Vorstellung in England. Die Kritik, die sich dort geltend macht, richtet sich gegen die Regierung, vor allem gegen Asquith, Grey, Haldane, aber auch Churchill hat bittere Wahrheiten hören müssen, und selbst das militärische Paradepferd der letzten 40 Jahre englischer Geschichte, Lord Kitchener of Chartum usw., wird als verbrauchte Größe beiseite geschoben. Das Vertrauen der Nation

Digitized by Google

ist den Führern im Parlament und im Kabinet entzogen worden. Es gehört den Kriegsmaschinen und findet seine vornehmste Stütze in dem Aberglauben, der sich an die providentielle Mission Englands, als des auserwählten Volk Gottes, knüpft. Weniger fest sitzt die Überzeugung von der finanziellen Überlegenheit des britischen Reichs. Die sachliche Kritik, mit der der „Economist" allwöchentlich seine Sonde an die Finanzverwaltung des Reiches anlegt, hat diese Überzeugung mit Recht erschüttert, obgleich auch er bemüht ist, schließlich alles zum besten zu kehren. Der Schluß, der sich aus alledem uns aufdrängt, sagt daß eine Abwendung Englands von der Teilnahme an dem Ringen auf dem Kontinent keineswegs als ausgeschlossen zu betrachten ist. Behaupten wollen sie unter allen Umständen ihre Stellung in Ägypten; schon weniger sicher erscheint ihnen ihre Aussicht auf Erfolg in Mesopotamien. Sie richten dort ihre Hoffnungen auf Rußland, das Townshend entsetzen und Aylmer retten soll, was bei dem langsamen Vorrücken der Russen, denen Mesopotamien weit weniger wichtig ist als die Ufer des Schwarzen Meeres in Vorderasien und in Hinblick auf die jüngste Niederlage der Aylmerschen Entsatztruppen nur geringe Wahrscheinlichkeit hat.

In Frankreich, dessen Flotte während des ganzen Verlaufs des Krieges eine klägliche Rolle gespielt hat, hängt aber im Gegensatz zu England alles von der Entscheidung an der Deutschland zugewandten Front ab. Die Beschönigung aller dort erlittenen Mißerfolge durch die Regierung. und die Unkenntnis, in der die Nation über die tatsächliche Lage gehalten wird, bringt diejenigen Franzosen, die die Wirklichkeit sehen, fast zur Verzweiflung. Die Engländer haben wenigstens die Möglichkeit, sich an der Hand unserer telegraphischen Kriegsberichte ein Urteil zu bilden, in Frankreich dürfen, wie in Rußland und in Italien, nur die Berichte der Bundesgenossen veröffentlicht werden, und selbst englische Zeitungen werden unterdrückt, sobald sie unliebsame Wahrheiten mitteilen. Im „Rappel" hat zu Anfang des Monats Roux Costadau einmal gewagt, auf diese Preßverhältnisse hinzuweisen. Wie könne, fragt er, Frankreich siegen mit einer dreifachen Lügenbinde über die Augen, mit einer Maske vor dem Gesicht und mit Ketten an den Füßen. Er spricht von der Sklavenseele Frankreichs und wendet sich dabei an die Regierung: Minister und Parlamentarier: „Muß man noch lauter schreien, um euch zu zeigen, daß die

Digitized by Google

Erde um euch her erzittert, daß die Gefahr größer und größer wird ... Auf unserer Front war der Anfang, — auf unserer Front wird auch das Ende sein! Der Schlüssel des Weltreichs ... ist nicht Bagdad, nicht Saloniki, nicht Kairo, nicht Erzerum — es ist Paris. Ja! Paris ist es. Ihr lacht — aber seht euch vor, in Babylon lachte man auch; man trank hinter den dicken Mauern, ohne sich um die Perser zu kümmern. Aber Cyrus lenkte den Lauf des Euphrat ab, und das Lachen verstummte. Wenn Frankreich unterliegt, triumphiert Deutschland. Dies ist sein Ziel, und es wäre das Ende des Krieges ..." Wegen eines ähnlich gestimmten Artikels wurde das „Homme enchaîné" von Clemenceau unterdrückt, wenn auch nur auf einige Tage, und wir wissen nicht, was den „Rappel" vor dem gleichen Schicksal bewahrt hat. Aber gewiß wird man in London anderer Ansicht sein als Roux Costadau. Kein Mensch in London denkt daran, das Schicksal des Landes an den Ausgang der Schlacht bei Verdun und an ihre möglichen und wahrscheinlichen Folgen zu knüpfen. Der Gedanke, daß kein Sonderfriede geschlossen werden dürfe, ist bindend für Frankreich, Montenegro, Italien und Japan, wohl auch für Portugal, und gibt England das Recht, jene Staaten als Verräter an der großen Sache des Rechts und der Zivilisation an den Pranger zu stellen, wenn sie sich erlauben sollten ihre Interessen den englischen überzuordnen, für England gilt die Verpflichtung gewiß nicht. Es wird handeln nach Erwägung der eigenen Interessen, ohne sich um Werkzeuge zu kümmern, die sich verbraucht haben. So ist es immer gewesen, so wird es auch in Zukunft sein. Wer sich davon überzeugen will, greife zu der in Edinbourgh erscheinenden Monatsschrift „The Thistle (Die Distel) a Scottish patriotic Magazine", deren Nr. 20 vom 1. Januar 1916 uns vorliegt. Dieses Heft bringt die Fortsetzung einer Artikelserie, die den Titel führt: „The Matter with the Englishman", was wohl am besten zu übersetzen ist: Wie der Engländer wirklich aussieht. Kapitel 5 hat die Überschrift: „Seine Heuchelei" und beginnt folgendermaßen: „Der Engländer, der andern Unvollkommenheiten sein Kritteln hinzufügt, ist aus zwingender Notwendigkeit heuchlerisch.

Er ist in der Tat so heuchlerisch, daß sein Kritteln oft nichts anderes bedeutet, als die eigenen Fehler an anderen Menschen zu geißeln.

Das ist die Heuchelei des allergemeinsten Heuchlers; der Heuchler, der

Digitized by Google

nicht nur Tugenden in Anspruch nimmt, die ihm fehlen, sondern auch Laster verleugnet, von denen er voll ist und die er dazu durch die indirekte, tückische und feigherzige Methode verleugnet, sie auf seine Nachbarn zu übertragen, in dem er sie für diesen Nachbarn als besonders charakteristisch hervorhebt."

Die Politik, die England während des ganzen Verlaufs des Krieges und während der langjährigen Vorbereitung desselben, Deutschland gegenüber verfolgt hat, könnte nicht besser charakterisiert werden, als es Thomas Falkland, so heißt der Verfasser des Artikels, in diesem Kapitel über den Heuchler unter den Völkern, tut. Da Falkland Schotte ist, kennt er die Engländer aus erster Hand, und es ist meisterhaft, wie er seine These an der Hand der englischen Literatur beweist: an Fieldings Tom Jones, an Dickens David Copperfield, Thackerays Vanity Fair. Er zeigt, wie diese spezifisch englische Eigenschaft, die eigenen Laster an den anderen zu geißeln, auch bei der Zeichnung amerikanischer Charaktere in Dickens Romanen mitspielt. Es ist immer dasselbe, sie regen sich heuchlerisch über den Splitter in des Bruders Auge auf und sehen den Balken im eigenen Auge nicht.

Aber wir gewinnen an der Hand der Darlegungen von „The Thistle" doch einen sehr lebhaften Eindruck davon, wie tief der Gegensatz ist, der zwischen Engländern und Schotten besteht, und es kann nicht zweifelhaft sein, daß, wenn nach Abschluß des Krieges die größeren und kleineren Dependenzen Englands ihre Rechnung für die geleisteten Dienste verwiesen werden, auch Schottland mit seiner Forderung von Home Rule nicht zurückstehen wird. Schottland beruft sich dafür auf den Unionsvertrag vom 22. Juli 1706, den England nach der Devise. „Macht geht vor Recht" gebrochen habe. Wenn Lloyd George am 19. September 1914 seinen Waliser Landsleuten sagte: „England kämpfe, um die Unabhängigkeit eines friedlichen Nachbarstaates zu schützen", so habe, wie „Thistle" nachweist, England in weit schlimmerer Weise die Rechte Schottlands verletzt, als es durch den Vertrag zwischen Großbritannien und Irland vom 2. Juli 1800, ohne Schottland zu befragen, tatsächlich sich über die nationalen Rechte Schottlands hinwegsetzte. Der Vertrag von 1706 aber sei der wichtigste internationale Vertrag, den England je abgeschlossen habe.

Nun darf man freilich aus der Erbitterung, die in solchen Ausführungen

Digitized by Google

sich Luft macht, nicht schließen, daß Schottland je eine Gefahr für England werden könnte. Zwischen beiden „Königreichen" liegen Eitelkeitsfragen, die sich befriedigen lassen, nicht eigentlich Interessengegensätze. Dagegen spitzen sich die Gegensätze zwischen England und Irland immer mehr zu, die durch die Verschiedenheit der Rasse, der Religion und infolge jahrhundertlanger Ausbeutung und Mißhandlung der Iren durch ihre englischen und schottischen Herren hervorgerufen wurden, und sich seit Ausbruch des Krieges noch gesteigert haben. Daß man in England beginnt die Haltung der Iren als eine Gefahr zu betrachten, hat zum erstenmal eine Korrespondenz der „Times" gezeigt, die am 4. März unter dem Titel „Unheil in Irland" (Mischief in Ireland) erschien und ungewöhnliches Aufsehen erregte, da die Presse bisher angehalten worden war, nur von den tapferen Iren an der Front, nie aber von den Zuständen in Irland zu reden. Es ist leider nicht möglich, den vollen Inhalt der sehr umfangreichen Korrespondenz hier wiederzugeben, aber der wesentliche Inhalt läßt sich dahin zusammenfassen, daß es in Irland einen nicht sehr zahlreichen Kern entschlossener und kluger Feinde Englands gibt, eine weit größere Zahl enttäuschter Homeruler, die den Standpunkt vertreten, daß dieser Krieg Irland nicht angehe: „This is not Irelands war", daß aber die Zahl derjenigen noch größer ist, welche die Lehren des Sin Fein zum Vorwand nehmen, um die englische Werbetrommel abzuweisen. Aus diesen drei Gruppen hat sich die Organisation der Irish Volunteers rekrutiert, die auf jede Weise bemüht ist, die von Redmond betriebene Werbung von Rekruten für das englische Heer zu Schanden zu machen. Nun haben jene „Irish Volunteers" sich allmählich bewaffnet, obgleich die Einfuhr von Waffen nach Irland streng verboten ist. Sie halten regelmäßige militärische Exerzitien ab und haben neulich um 11 Uhr vormittags in Dublin gleichsam eine Generalprobe für die Besetzung des Schlosses gemacht, in dem der Vizekönig residiert. Die Polizei wagt nicht, ihnen entgegenzutreten, und in den Grafschaften Wexford, Cork und Kerry sind sie stark vertreten. Der „Times"-Korrespondent klagt zudem über die Feindseligkeit der irischen Presse und über die Parteinahme der Richter und Geschworenen für diese irischen Rebellen. Er schließt mit der Mahnung, die bisherige Politik des „laisser faire" endlich aufzugeben.

Digitized by Google

Es ist uns aufgefallen, daß die „Times“ es unterlassen hat, bei dieser Gelegenheit auch der Rede zu gedenken, die der Pater O'Flannagan in Cork vor einer mehr als tausendköpfigen Versammlung gehalten hat und die im „Gaelic American“ vom 12. Februar wiedergegeben wird. Was O'Flannagan nachwies, war, daß alle Interessen Irlands den Sieg Deutschlands verlangten. Die Iren möchten, schloß er, auf Gott vertrauen und ihr Pulver trocken halten.

In derselben Nummer des „Gaelic American“ finden wir den Aufruf zu einer Konvention der Männer irischer Rasse, die am 3. und 8. März in New York stattfinden soll und von großer politischer Bedeutung zu werden verspricht. Die hier eingetroffenen amerikanischen Zeitungen sind alle noch vom Februar datiert, aber wir dürfen wohl annehmen, daß die nächste Übersee-Post uns Nachricht vom Verlauf dieser großen Kundgebung bringt. Die Iren treten hier als Macht auf, und es läßt sich hoffen, daß die Bedeutung dieses politischen Faktors in Hinblick auf die bevorstehende Präsidentenwahl auch in Washington nicht unterschätzt werden wird.

Welches die endliche Entscheidung Mr. Wilsons in der zwischen uns und Amerika schwebenden Streitfrage sein wird, läßt sich, da diese Zeilen niedergeschrieben werden, noch nicht vorhersehen. Wir geben die Hoffnung nicht auf, daß schließlich der gesunde Menschenverstand des Amerikaners den Ausschlag für eine friedliche Haltung der Vereinigten Staaten geben wird, zumal jetzt kein Zweifel darüber bestehen kann, daß England daran festhält, seine Handelsschiffe als Kriegsschiffe auszurüsten und zu gebrauchen. Die „Times“ vom 7. März hat sich nachdrücklich dafür ausgesprochen, daß die Bewaffnung der Handelsschiffe nicht nur beizubehalten, sondern noch zu verstärken sei. Für ein nicht durch vorgefaßte Meinungen bestimmtes gesundes Urteil ist es überhaupt schwer faßlich, wie der Präsident Wilson einerseits darauf besteht, daß es ein unverbrüchliches Recht des Amerikaners sein soll, sich in Gefahr zu begeben und andererseits es für seine Pflicht hält, Amerika der Gefahr eines unter allen Umständen an Gut und Blut kostspieligen Krieges auszusetzen, wenn derjenige, der sich in Gefahr begibt, dabei umkommt. Er legt damit die Entscheidung über die Haltung Amerikas in die Hand Englands, das gewiß keinen Anstand nimmt, sich zur Sicherung seiner bewaffneten Kauf-

Digitized by Google

fahrer Amerikaner zu erl[illegible]n, die in der gefährlichen Fahrt einen Sport sehen, der zugleich die Reize eines Hazardspiels mit hohem Einsatz hat. Es wird in der Presse behauptet, daß derartige Geschäfte bereits abgeschlossen würden.

Nun steht Amerika, dank der merkwürdigen Politik, die es seit der Verdrängung von Porfirio Diaz und der Beseitigung von Huerta verfolgt, Mexiko gegenüber in einem Verhältnis, das dem Kriege näher steht als dem Frieden und das nach amerikanischer Berechnung schon jetzt einen Verlust von 80 Millionen Dollar bedeutet. Seit Villas räuberischem Einbruch in amerikanisches Gebiet und seit der stolzen Antwort, die Carranza in Anlaß der Verfolgung Villas durch amerikanische Truppen auf mexikanischem Boden der Regierung in Washington erteilte, kann aber daraus über Nacht ein wirklicher Krieg werden, dessen Ausgang zwar nicht zweifelhaft sein kann, der aber doch in Hinblick auf die Beziehungen Mexikos zu Japan zu höchst unbequemen Verwicklungen führen könnte. In Japan haben die Verstärkungen der amerikanischen Wehrkraft zu Wasser und zu Lande große Besorgnisse erregt, zumal die amerikanische Presse das viel besprochene Thema von der japanischen Gefahr wieder aufnahm. Das offizielle Organ der japanischen Regierung in New York „Japanese-American Commercial Weekly" hat es daher nützlich gefunden, den Nachweis zu bringen, daß die japanische Flotte weit schwächer sei als die amerikanische: 6 Dreadnoughts, 4 Schlachtkreuzer, 13 Schlachtschiffe vom älteren Typus, 4 Kreuzer, 50 Zerstörer und 17 Unterseeboote von in Summa 560484 Tonnen gegen Amerikas 1 121 117 Tonnen, darunter 29 Dreadnoughts, von denen die sieben größten eine Wasserverdrängung von 32 500 Tonnen, gegen 30 600 der vier größten japanischen Dreadnoughts hätten. Auch das Geschütz Amerikas sei überlegen usw. Nun schweigt der „Japanese-American" freilich über das Stärkeverhältnis der beiderseitigen Armeen, aber wir glauben ihm aufs Wort, daß Japan jetzt alles eher wünscht, als einen Konflikt mit Amerika. Es hat sein Augenmerk ganz anderen Aufgaben zugewendet: der Gewinnung einer überlegenen strategischen Basis auf der Inselwelt des Stillen und des Indischen Ozeans, und es würde daher heute nichts lieber sehen, als einen Konflikt zwischen Deutschland und Amerika, durch den das Augenmerk der Vereinigten Staaten nach Osten abgelenkt werden würde. Das

Digitized by Google

sind Probleme, die der Erwägung des Präsidenten wohl durch seinen neuen Staatssekretär für den Krieg, den Nachfolger Garrisons, Mr. Newton D. Baker, vorgelegt werden dürften. Baker war Privatsekretär Wilsons von 1896 bis 1897, danach Anwalt in Cleveland (Ohio) und schließlich Bürgermeister daselbst. Der Sprung von da ins Kriegsministerium ist ja nicht größer, als der vom Katheder zum Präsidentensitz. Der erste politische Schachzug Bakers aber ist ein Rückzug vor Mexiko gewesen. Er hat Carranza zugestanden, daß die mexikanischen Truppen ebenso berechtigt seien, Villas Truppen auf mexikanischem Boden zu verfolgen, wie amerikanische Truppen es auf mexikanischem getan haben — diese freilich ohne vorher bei Carranza um die Genehmigung dazu zu bitten. Eine Parallele zu diesen Grenzüberschreitungen findet man wohl nur in den preußisch-russischen Beziehungen während des polnischen Aufstandes von 1863. Damals aber wurde ein Vertrag am 8. Februar 1863 abgeschlossen, durch den diese ungewöhnliche Maßnahme legalisiert wurde, bevor Überschreitungen des Territoriums des Nachbarstaates erfolgt waren. Und das gibt eine durchaus andere Lage als sie heute zwischen Mexiko und den Vereinigten Staaten besteht. Auch wird interessant sein, zu verfolgen, welche Haltung Amerika den sich neu gestaltenden russisch-japanischen Beziehungen gegenüber einnehmen wird. Daß sie ihre Spitze gegen China richten und der Politik der offenen Tür feindselig sind, kann wohl mit Bestimmtheit vorausgesetzt werden. Die russische wie die japanische Politik haben von jeher darauf hingearbeitet, sich fremde Konkurrenten auf chinesischem Boden vom Leibe zu halten. Am 19. Januar des Jahres hat der Mikado in seinem Palais die Fürsten Oyama, Jamagata, den Marquis Matsukata und den Baron Ishii, den Minister des Auswärtigen, empfangen, wobei, wie das „Journal des Débats“ vom 7. März nach japanischen Quellen berichtet, wichtige diplomatische Fragen erwogen wurden, infolge deren formelle Verhandlungen zwischen Baron Motono, dem japanischen Botschafter in Petersburg, und Herrn Ssasonow, stattfinden würden. Der „Kukomin“, der diese Konferenz bespricht, sieht in einer russisch-japanischen Verständigung eine Bürgschaft für den Frieden im fernen Osten. Das ist ja der Vorwand, unter dem derartige Verschwörungen stets abgeschlossen werden. Aber Japan und Rußland sind ebenso sehr

Digitized by Google

geographische und wirtschaftliche Gegner, wie Rußland und England es sind, und die anderen alle, die Neid und Haß zum Kriege gegen Deutschland zusammengeschlossen haben. Bezeichnend dafür ist auch der Verlauf des Besuchs russischer Journalisten in England, von dem an dieser Stelle vor 14 Tagen die Rede war. Jetzt liegen die Berichte jener Journalisten über die Eindrücke vor, die sie bei Besichtigung der englischen Flotte in sich aufnahmen. Die Engländer haben ihnen wirklich ihr großes Geheimnis enthüllt, den Ort, an dem sie ihre „unüberwindliche Armada" verstecken. Die russischen Gäste durften auf englischen Torpedobooten in die geheimnisvolle, von einer Kette gesperrte, Bucht dringen, einer Schießübung zweier Panzerkreuzer und einem Angriff von vier Torpedojägern beiwohnen, die trotz Sturm und Schneegestöber, in voller Fahrt ihr Ziel zu treffen verstanden. Es folgte ein Besuch auf dem Flaggschiff von Sir John Jellicoe, dem „Iron Duke", den sie bis in das kleinste Detail hinein besichtigen durften. Bei dem sich daranschließenden Frühstück aber hielt ihnen Sir John die folgende Ansprache: „Es ist mir eine große Freude, Sie als Gäste der Flotte begrüßen zu können. Wir sind Ihnen sehr dankbar, daß Sie eine so weite Reise in dieser Jahreszeit unternommen haben, und ich hoffe, daß Sie angenehme Erinnerungen von diesem Besuch heimbringen werden.

Wir kennen und schätzen das große Werk, das die russische Armee vollbracht hat, sie hat uns zu Anfang des Krieges gerettet und rettet uns auch jetzt: ich brauche nur an den glänzenden Sieg der kaukasischen Armee in Erzerum zu erinnern. (Stürmischer Beifall.) Auch die russische Flotte hat sich unsere Bewunderung erkämpft, und nichts würde uns größere Freude bereiten, als Schulter an Schulter gegen den gemeinsamen Feind mit den russischen Seeleuten zu kämpfen. Es wäre uns schwer, in das Baltische Meer einzudringen, aber unmöglich ist es nicht, und ich hoffe, daß der Tag kommen wird, da unsere Kriegsschiffe zusammen den gemeinsamen Feind bekämpfen werden. (Zustimmung.) Erlauben Sie mir, meinen Pokal auf die Gesundheit unserer russischen Gäste zu erheben, sowie auf die russische Armee und die große russische Flotte."

Auch die „Times" bringt die Rede unter der doppelte Überschrift „British Navy in the Baltic" und „Sir I. Iellicoes Hope". An Varianten

Digitized by Google

des englischen Textes notiere ich, daß der Admiral seine Flotte „the Grand Fleet“ nannte, und daß er vom „progressal efficiency“ der russischen Flotte sprach. Auch der Überdreadnought „Queen Elisabeth“ ist von den russischen Journalisten besichtigt worden, dann hat man sie unter den Tönen der russischen Zarenhymne heimkehren lassen.

Was uns an diesen Kundgebungen meist interessiert, ist das Bekenntnis Jellicoes, daß England durch den russischen Vorstoß gegen Ostpreußen und Galizien gerettet worden sei, und daß er auch jetzt noch die Rettung Englands durch Rußland erwartet. Die letztere Bemerkung soll wohl andeuten, daß der Entsatz Kut el Amaras durch russische Truppen erwartet wird, was wohl ebenso unwahrscheinlich ist, wie das Erscheinen der englischen Flotte im Baltischen Meer. Inzwischen werden jene russischen Journalisten unterwegs nach Petersburg sein und dazu ihren Weg bestimmt nicht durch das Baltische Meer nehmen. Zu Hause aber werden sie keineswegs auf eine gehobene Stimmung stoßen. Die Debatten in der Duma sind wiederum überaus stürmisch und leidenschaftlich gewesen. Man hat der Regierung nichts an unangenehmen Wahrheiten erspart, und das in denkbar gröbster Form zum Ausdruck gebracht. Es wird aber, wie immer, bei großen Worten bleiben. Die Regierung denkt nicht daran, von ihrer absolutistischen Politik zu weichen, die Opposition aber hat ihrem Herzen Luft gemacht und wird sich nach wie vor fügen. Die Verfolgung der Fremdvölker wird rücksichtslos fortgesetzt und beginnt selbst in England Aufsehen zu erregen. Im „Manchester Guardian“ finden wir eine sehr wohl unterrichtete Korrespondenz, die speziell die Stellung der Deutschen in Rußland betrifft. Sie handelt zunächst von der Übersetzung deutscher Städte- und Familiennamen ins Russische und exemplifiziert an Oreschek für Schlüsselberg, Petrodwor für Peterhof, Rambow für Oranienbaum, Kolywan für Reval. Den Beamten mit deutschen Namen sei freigegeben worden, entweder einen russischen Namen anzunehmen oder um ihren Abschied einzukommen, das letztere hätten die Herren von Brümmer, Baron Stempel und Rennenkampf getan. Versetzt seien Baron Hahn und Graf Pahlen in Gouvernements, die außerhalb der Kriegszustandszone liegen, Baron Mirbach nach Sibirien, der Bürgermeister von Dwinsk (Dünaburg) nach Irkutsk, und ebenfalls per Etappe nach Sibirien ein Graf Keyserling, ein Meyendorf, ein Heyking, ein Hinden-

Digitized by Google

burg. Jetzt sei ein Komitee beschäftigt, die baltischen Privilegien zu revidieren, um ihre endgültige Aufhebung zu veranlassen. Der Artikel schließt mit Schilderung der Maßregeln zur Verdrängung deutscher Geschäftsleute und zur Expropriierung und Umsiedelung der deutschen Kolonisten. Schutz gegen diese Maßregeln gebe nur der Übertritt zur russisch-orthodoxen Kirche.

Der Korrespondent, der diese Vergewaltigung der Deutschen offenbar nicht billigt (obgleich es in England nur wenig anders hergeht) sucht die Tatsache dadurch zu erklären, daß das mündig gewordene russische Volk sich der deutschen Vormundschaft entledigen wolle. Um konsequent zu sein, hätte es höher greifen sollen. Das jetzige russische Kaiserhaus hat bekanntlich kaum einen Tropfen russischen Blutes in seinen Adern. Schon Peter III. war Halbblut. Seither sind sechs Generationen gefolgt, und alle haben deutsche Mütter gehabt. Der Großfürst Thronfolger führt die siebente Generation ein. Sie russifizierte Deutsche. Übrigens hat der Zar auf Antrag des heiligen Synod Rußland mit einem neuen Fürbitter beschenkt, den einstigen Metropoliten von Tobolisk, Joann Maximowitsch. Am 21. Januar hat Nikolaus II. höchst eigenhändig auf den Antrag des Synod geschrieben:

„Ich nehme den Antrag des heiligsten Synod mit Rührung und mit einem um so größeren Gefühl von Freude an, als ich an die Fürbitte des Metropoliten Joann Maximowitsch in diesem Jahr der Prüfung für das rechtgläubige Rußland, glaube."

Wir erinnern uns dabei der zahllosen Heiligenbilder, mit denen Kuropatkin 1904 gegen Japan ins Feld zog, und glauben nicht, daß der neu ernannte Fürbitter siegeskräftiger sein wird als seine älteren und heiligeren Vorläufer.

Am Isonzo haben die Italiener den fünften Anlauf zur Durchbrechung der österreichisch-ungarischen Stellungen gemacht. Trotz der unbestreitbaren Tapferkeit, mit der sie sich schlugen, kann der Ausgang kein anderer sein als bisher: Rückzug und schier endlose Verlustlisten. Im italienischen Volke aber gewinnt die Überzeugung immer mehr an Boden, daß es vom Ministerium Salandra-Sonnino auf falsche Wege geführt worden sei.

Digitized by Google

Japan und England

Von Franz Kolbe

Unter dem Titel „Japans Rat an England" hat die japanische Zeitung „Yamato Schimbun" im Dezember 1915 in fünf Artikeln ihre Stellungnahme zum englisch-japanischen Bündnis auseinandergesetzt und die japanischen Politiker aufgefordert, ihrerseits sich zu diesen Artikeln und den künftigen Beziehungen Japans zu England zu äußern. Der „Ostasiatische Lloyd" hat sich das Verdienst erworben, zunächst diese fünf Artikel in wortgetreuer Übersetzung wiederzugeben. Die Artikel sind hochinteressant, sie zeigen, wie gewaltig das Selbstbewußtsein der Japaner gestiegen ist und wie nüchtern das Bündnis mit England jetzt beurteilt wird. Auch die Stellungnahme Japans zum Deutschen Reiche verdient höchste Beachtung.

Im Eingange des ersten Artikels wird festgestellt, daß der Krieg in Europa sowohl für England, als auch für Japan eine große Enttäuschung gebracht hat. Niemand habe geglaubt, daß er so schwer sei und so gewaltige Verluste erfordern würde. Japan habe zwar die Kraft der deutschen Armee von Anfang an richtig eingeschätzt, aber die außerordentliche Schwäche der Alliierten und ihre vollkommene Planlosigkeit habe in Japan aufs äußerste erschreckt. Zur Zeit der Kriegserklärung habe man angenommen, daß die vereinigte Kraft Englands, Rußlands und Frankreichs in wenigen Monaten den Krieg zu Ende bringen werde. Das bisherige Ergebnis aber habe diesen Traum zerstört und zeige ein ganz anderes Gesicht: schon heute sei entschieden, daß die Alliierten militärisch nicht mehr siegen können. Es müsse vielmehr mit einer schweren Niederlage der Alliierten gerechnet werden.

Unzweifelhaft neige der Krieg seinem Ende entgegen und ebensowenig sei es zweifelhaft, daß die Beziehungen der Alliierten ihre Ziele ändern, vielleicht dem heutigen geradezu entgegengesetzte Wege einschlagen werde. Können da die Völker Japans und Englands wie bisher die alten Freunde bleiben?

Das Bündnis mit England sei aus dem gemeinsamen Gegensatz zu Rußland entstanden und hatte eigentlich bereits mit dem Ende des russischen Krieges seine Geltung verloren. Der Ausbruch des Krieges in Europa

Digitized by Google

habe Inhalt und Sinn des Bündnisses vollkommen geändert. Nur aus Bündnistreue gegen England und um seine China-Politik einen Schritt vorwärts zu bringen, die Überlegenheit seines Rechtes, über Ostasien mitzusprechen, darzutun, habe Japan am Kriege teilgenommen. „Das japanische Volk hegt kein tiefes Rachegefühl für die Einmischung von Liaotung." Das Verhalten Englands der China-Politik Katos gegenüber aber habe eine grundsätzliche Entfremdung beider Völker herbeigeführt, die immer stärker gewachsen sei. Japan müsse großzügig zugleich China und das ganze Netz der diplomatischen Beziehungen überschauen und dürfe nie seine China-Politik von der europäischen Politik gesondert betrachten.

Die Stellung Japans zu England sei im Grunde genommen dieselbe, wie die Deutschlands zu England. Wenn letzteres sich nicht nach Außen ausdehne, könne es als Volk einfach nicht weiter bestehen. England habe dagegen überall auf der Erdkugel Gebiete, es sei gewissermaßen gesättigt und sein Volk sehe daher die Erhaltung des bestehenden Zustandes als seine erste Pflicht an. „Der Zusammenstoß Englands mit Deutschland ist ein Zusammenprall politischer Weltanschauungen ersten Ranges, bei dem es sich um Sein oder Nichtsein handelt, der mit Recht oder Unrecht nichts zu tun hat." Japan sei gleich England ein Reich der See, habe aber nicht gleich England ausgebreitete Gebiete dazu. „Wenn Japan gleich England für die Erhaltung des bestehenden Zustandes eintreten wollte, würde es sich damit selbst den Untergang bereiten. Wirtschaftlich würde es dann verhungern und geistig verdursten müssen. Ehe die Engländer unsere China-Politik kritisieren und unser Verhältnis zu Indien und den Südsee-Gebieten beargwöhnen, sollten sie erst diesen Verhältnissen auf den Grund zu kommen versuchen. Für Japan handelt es sich bei all diesen Fragen einfach um Leben oder Sterben. Mit andern Worten: das englische Bündnis zielt auf die Erhaltung des chinesischen Länderbestandes und die Befestigung des Gleichgewichtes der Kräfte in China... Japans Streben nach friedlicher Durchdringung Chinas und Kulturarbeit in China tut China nicht im geringsten Schaden und dem Glück der Menschheit nicht den geringsten Abbruch. Es ist nur leider Englands Politik, einzig vom Standpunkt des englischen Vorteils aus der Politik aller Staaten Gewalt anzutun. Aber die Engländer sind durchaus nicht

Digitized by Google

im Besitz der ganzen Wahrheit im Weltall, die Moral ist durchaus nicht von England allein gepachtet."

Es folgt nun eine längere Untersuchung darüber, welche Vorteile England und Japan gegenseitig aus dem englisch-japanischen Bündnis gehabt haben. Es wird daran erinnert, daß bis zum chinesisch-japanischen Kriege England Japan feindlich gegenüberstand und sich diesem erst näherte, als der Ausgang dieses Krieges Japans Macht gezeigt hatte. Der Abschluß des ersten Bündnisses wurde keineswegs durch Englands Freundschaft für Japan veranlaßt, sondern durch das immer drohendere Vorgehen Rußlands in Richtung auf Persien und Indien. Auch für Japan sei damals das Bündnis vorteilhaft gewesen infolge des drohenden Vorgehens Rußlands in Korea und der Mandschurei. Mit jeder Erneuerung des Bündnisses habe das Verhältnis sich dann für Japan verschlechtert. Der einzige Vorteil, den Japan in letzter Zeit von dem Bündnis mit England gehabt habe, sei die wirtschaftliche Hilfe, die Gewährung von Anleihen durch England. Das sei aber keineswegs ein besonderes Freundschaftszeichen, denn England ziehe ebenfalls Nutzen aus diesen Anleihen und dann habe es ja auch an China, die Türkei, Griechenland, Bulgarien und viele andere Länder Anleihen gewährt.

Weiter heißt es dann wörtlich:

„Wir wollen noch einmal kurz unsere eigene Ansicht zusammenfassen: Das ursprüngliche Bündnis entsprach durchaus den gemeinsamen Interessen. Aber mit den Veränderungen des zweiten und dritten Vertrages wurde es ein einseitig verpflichtendes Verhältnis, und militärisch wie politisch wurde uns Japanern nur die Kruste vom Kuchen geboten, während die Engländer allein das süße Innere erhielten. Und nicht nur das! England, der Hort des bestehenden Zustandes, hört nicht auf zu fürchten daß Japan mit seiner überlegenen Macht China, Indien und die Südseegebiete an sich reißen könnte. Japan ist sehr viel stärker geworden, als die Engländer wünschten. Wir haben den Grad, den die Engländer uns gestatten zu müssen glaubten, überschritten und viel zu große Fortschritte gemacht. Als ihm die Russen Kopfschmerzen machten, reichte uns England die Hand; aber das Ergebnis war anders, als es sich die Engländer gedacht hatten. Der Gedanke des englisch-chinesischen Bündnisses, das Hineinziehen Chinas in die Entente, alle reden dieselbe Sprache. Japan

Digitized by Google

muß, um sich selbst zu erhalten, notwendig Fortschritte machen und immer weiter vorwärts kommen, das erfordert der Kampf ums Dasein. Wenn aber Japan Fortschritte macht, so fürchtet England davon eine Verletzung seines Prinzips von der Erhaltung des bestehenden Zustandes. Dazu sind dann noch Katos verunglückte Chinaverhandlungen hinzugekommen. Er hat England die sogenannten Wunschforderungen der Gruppe V unterschlagen. Daß wir die indischen Revolutionäre nicht ausgewiesen haben: alles wird von den Engländern auf demselben Konto verbucht. Daß wir dem Londoner Vertrag beigetreten sind, geschah, aufrichtig gesprochen, nur auf englisches Betreiben hin zu dem Zweck, den japanischen Feuerdieb durch die vereinigte Macht von England, Rußland, Frankreich und Italien in den Schranken zu halten. Kaum zwei kurze Wochen nach dem japanischen Rat an China, die Kaiserfrage aufzuschieben, begann die Bewegung, China, durchaus seinen Interessen zuwider, in die Entente hineinzuziehen."

Das entscheidende Urteil über das englische Bündnis, heißt es, werde gefällt mit Beantwortung der Frage, ob sich Englands Prinzip der Erhaltung des bestehenden Zustandes mit Japans Grundsatz der fortschreitenden Entwickelung vollkommen in Einklang bringen läßt. Das sei doch auch klar, daß die englische Flotte wohl kaum aus der Straße von Dover herausgefahren kommen würde, um Japan im Falle eines Krieges mit Deutschland, Rußland oder Amerika zu helfen. Dagegen sei es nicht ausgeschlossen, daß nach 5—10 Jahren die englische und die deutsche Flotte zusammen gegen Japan vorrückten.

Trotzdem sei es nicht unbedingt notwendig, daß das englische Bündnis aufgegeben wird. Ein weiteres Zusammenarbeiten sei aber nur dann möglich, wenn das englische Volk Japans Politik der friedlichen Aufwärtsentwickelung anerkennt und gemeinsam mit ihm am Wohle der Menschheitskultur zu arbeiten gewillt ist. Dazu müßten aber die folgenden davon untrennbaren Bedingungen erwogen werden:

1. „England muß Japans absolute Vorherrschaft in China tatsächlich anerkennen. Es muß seinen Anspruch, daß das Yangtsetal Englands Interessensphäre ist, und alle harten und ungerechten Unterdrückungsmaßregeln aufgeben. Mit andern Worten: es muß verstehen, daß die Aufrechterhaltung der Ordnung in China auf Japans Macht allein beruht und muß die volle und unbeschränkte Gleichberechtigung allerachten."

Digitized by Google

2. „Der Ausbreitung der japanischen Wirtschaft in Indien und in der Südsee muß England den denkbar besten Willen entgegenbringen und England muß gegenüber Japans Waren und Schiffen und sonstiger Kulturarbeit alle unterschiedlichen Beschränkungen zugunsten der Engländer aus dem Wege räumen. Mit andern Worten: die volle Gleichberechtigung Englands und Japans muß in diesen Gebieten durchgeführt werden."

3. „In Australien, Kanada, Afrika, Indien und anderen vollberechtigten englischen Besitzungen müssen die japanischen Staatsbürger den Engländern an Stellung, Rechten und Ehren vollkommen gleich gestellt werden; jegliche Ausschließungsmaßregeln aus Rassen-, Wirtschafts- oder Gefühlsgründen müssen aufhören."

4. „§ IV des dritten Bündnisvertrages muß aufgehoben werden, damit das rein formelle, aber inhaltlich sinnlose Schutz- und Trutzbündnis aus den Bestimmungen herauskommt."

5. „Ebenso muß in der Einleitung zum vorliegenden Vertrag das Wort „indisch" fortfallen. Denn es ist im höchsten Grade ungerecht, daß japanische Leben geopfert werden sollen für ein Gebiet, in dem die beiden Länder keine gemeinsamen Interessenbeziehungen haben, ohne daß dieser Bestimmung die ausgleichende andere Bedingung entgegensteht."

Je nachdem ob sich England darauf einläßt, diesen Wünschen Rechnung zu tragen oder nicht, müsse es sich entscheiden, ob England mit Japans Politik in Frieden und Eintracht leben kann oder nicht.

*

Nach Beendigung des Krieges würden die politischen Beziehungen Europas eine gewaltige Umwälzung erfahren und Japan müsse sich schon jetzt entscheiden, welche Stellung es dann einnehmen wolle. Der Londoner Vertrag binde nicht für alle Ewigkeit, sondern werde wahrscheinlich zugleich mit dem Friedensschluß erlöschen. „Mindestens müssen wir Japaner wissen, daß uns der Londoner Vertrag nicht für alle Ewigkeit bindet." Daß Japan diesen Vertrag leichtfertig eingegangen ist, sei im Grunde eine undenkbare und unerhörte Politik. Jedenfalls müsse Japan dafür sorgen, daß, welche diplomatischen Veränderungen auch eintreten mögen, daraus für Japan keine Gefahr entsteht.

Rußland und Deutschland würden nach dem Friedensschluß am leichtesten geneigt sein, sich aufs allerengste zusammenzuschließen. So sehr

Digitized by Google

die russischen Staatsmänner zu einem Zusammengehen mit England geneigt sein mögen, werden sie doch die Gewißheit erlangt haben, daß die Dardanellenfrage in ihrem Sinne nicht zu lösen ist und damit fielen die Gegensätze zu Deutschland fort. In der persischen und indischen Frage seien die deutschen und russischen Interessen identisch. Eine deutsch-russische Annäherung bedeute sowohl für Japan, als auch für England eine Gefahr. Könne Japan in diesem Falle das englische Bündnis weiter pflegen oder sei es besser, Deutschland und Rußland in Persien und Indien freie Hand zu lassen und sich darauf zu beschränken, in China wirtschaftliche Fortschritte zu machen? Auch Frankreich werde an dem russischen Bündnis festhalten müssen, da sonst eine Gegenerschaft zu Deutschland seinen Bestand gefährde. „Wie können wir uns da unsere Zukunft als Verbündeter Englands vorstellen."

Ferner müsse Japan nach dem Kriege die Beziehungen der Mächte zu den Vereinigten Staaten beachten. Letztere seien bisher die erfolgreichste der Mächte; zweifellos würden sie mit den Mächten Europas um die überragende Stellung und Volksrat zu kämpfen haben. Wahrscheinlich würden England und die Vereinigten Staaten sich später die Hand gegen Deutschland reichen, mit dem Amerika höchstens in einigen Fragen zusammengehen könnte. Im Stillen Ozean hätten dagegen Amerika und England gemeinsame Interessen gegen Japan „und darin liegt für Japan auch kein weiterer Grund, das englische Bündnis beizubehalten."

Das wichtigste für Japan sei aber die Stellung der Mächte China gegenüber. Wenn Japan in China größere Fortschritte macht und stärker wird, so wird dadurch englisches Interesse verletzt. „Deshalb steht Japan jetzt in Englands Augen genau so da, wie Rußland vor dem russisch-japanischen Krieg."

Je mehr Japan fortschreitet, desto heikler würden die Beziehungen zu England werden, solange dagegen Rußland und Japan gegenseitig ihr Abkommen für Mandschurei und Mongolei achten, bestehe keine Gefahr für das Eintreten realer Gegensätze. Auch mit Deutschland und Amerika könne Japan keine Zusammenstöße haben, solange es sich nicht territorial aggressiv ehrgeizig zeige.

Dagegen könnten Schwierigkeiten mit Rußland entstehen, wenn Rußland infolge des Bestehens des englisch-japanischen Bündnisses seinen

Digitized by Google

Ausdehnungsdrang nicht in Richtung auf Persien—Indien betätigen kann und dann etwa versucht, seinen Ehrgeiz wieder in Richtung auf Ostasien zu befriedigen. Besonders unangenehm würde dies für Japan werden, wenn Deutschland Rußlands Bundesgenosse wird. Selbst wenn Rußland seinen Weg nach Mittelasien nehmen sollte, müsse Japan als Englands Verbündeter ihm dabei in den Weg treten. Sollte Japan dagegen England zum Feinde bekommen, so sei kaum anzunehmen, daß letzteres ohne Rücksicht auf Deutschlands Flotte die seinige aus der Nordsee herausnimmt und nach Ostasien schickt.

Zum Schluß wird die Frage gestellt,

„was muß geschehen, wenn:

1. England nicht Japans Seeherrschaft im Stillen Ozean anerkennt, sondern Japan niederzuhalten oder gar zu bedrängen sucht?

2. Wenn England sich widersetzt, daß Japan in Indien und den Südseegebieten seinen Interessen entgegenstehende Einrichtungen beseitigt?

3. Wenn England damit einverstanden ist, daß in den britischen Kolonien, wie bisher, Ausschließungsmaßregeln gegen die Japaner getroffen werden?

4. Wenn England von Japan die Erfüllung der schweren Verpflichtung, Indien zu verteidigen, verlangt?

5. Wenn England im Bündnisvertrag Bedingungen stehen lassen muß, die Japan nötigen, gegen unerfreulichen Verdacht auf seiner Hut zu sein?"

Zu einer Beantwortung dieser Fragen werden die Politiker und Schriftsteller Japans aufgefordert.

Die Intellektuellen des Zaren

Von * * *

Die Anwesenheit der russischen Schriftsteller und Journalisten in London gerade zur Zeit der Friedensdebatte im Unterhause entbehrte nicht eines eigenen Reizes. Am 24. Februar stellte der russische Botschafter Graf Benckendorff seine Landsleute dem Könige vor und überreichte das kürzlich in Rußland erschienene Buch des Herrn Schukowsky. Seine Majestät wird es gewiß mit großem Interesse gelesen haben. Nachdem die

Digitized by Google

Untertanen des Zaren die nicht zu verkennende Ähnlichkeit und Wesensart der verbündeten Monarchen hatten feststellen können — the King welcomed them in a few cordial words — wohnten sie der Friedensdebatte im Unterhause bei. Man muß sich solche Sitzungen im englischen Parlament vergegenwärtigen, um zu begreifen, daß die Aufmerksamkeit der mit den eigenartigen Verhältnissen nicht Vertrauten so in Anspruch genommen ist, daß ihnen der Sinn der dort gehaltenen Reden völlig verloren geht. Man darf annehmen, daß die meisten gar nichts, einige nur weniges verstanden haben. In jener gewissen gehobenen Stimmung, die Mitgliedern irgendwelcher Kommissionen eigen zu sein pflegt, welche die Gastfreundschaft anderer Nationen genießen, erledigten sie das weitere Programm des Tages: Empfang auf der russischen Botschaft.

Erst dort erfuhren sie aus dem Munde ihres Botschafters, daß in jener Rede Asquiths, von der die meisten gar nichts und einige nur weniges verstanden hatten, mit keiner Silbe des heiligen Rußland Erwähnung getan war. Auch der immer siegreiche Optimismus Cambons vermochte die Stimmung an jenem Nachmittag nicht zu heben, und sie erreichte ihren „Höhepunkt", als man vergebens den italienischen Botschafter suchte, der es vorgezogen hatte, nicht nur der historischen Sitzung im Parlament, sondern auch dem Entente-Tee auf der russischen Botschaft fern zu bleiben. Man geht wohl nicht fehl, daß Briands Mißerfolg in Rom an diesem gänzlichen Vergessen Italiens in der Rede Asquiths schuld war. Vom Quai d'Orsay waren am Morgen auf der französischen Botschaft in London sehr ernste Vorstellungen erhoben, als Cambon den Wortlaut der englischen Rede nach Paris mitgeteilt hatte. Poincaré beschloß sofort, wie er das in solchen Fällen stets seit dem etwas beschleunigten Aufbruch nach Bordeaux zu tun pflegt, sich zur Armee — diesmal nach Verdun — zu begeben und überließ die kalte Dusche au Ministère des viellards, wie Clémenceau so schön sagt.

Aber der unermüdliche Cambon benutzte sofort die Anwesenheit der Intellektuellen des Zaren auf der russischen Botschaft und machte Nicholson klar, daß Sir Edward Grey auf dem am Abend stattfindenden Bankette unbedingt erscheinen müsse. Hatte auch Asquith in seiner Rede Montenegro vergessen, was man schließlich nach den Erklärungen des Prinzen Mirko entschuldigen kann, so wird man eine Gedächtnisschwäche Asquiths

Digitized by Google

Rußland und Italien gegenüber nicht annehmen dürfen. „Unsere Blicke richten sich nicht nach Skandinavien," hatte Ssasonow in der Duma erklärt, und da die Aussicht auf Konstantinopel und die Meerengen geschwunden, so können wir Ssasonows Hinweis wohl nur auf den Persischen Golf beziehen, wo die Interessengegensätze beider Verbündeten bei den Bahnplänen Rußlands seit Jahren ja so eklatant in die Erscheinung getreten sind — von allen übrigen ganz zu schweigen. On revient toujours à ses premiers amours — so kehrt alles zum Ursprung zurück. Man mag sonst über die englische Diplomatie denken wie man will, aber wir können Mr. Asquith doch nicht auf eine gleiche Stufe mit jenem meisterhaften Lügner an der Newa stellen, wenn wir auch nicht gewillt sind, ihm mildernde Umstände zu gewähren, daß er sich so wenig über die Vorgänge im Deutschen Reichstage am 9. Dezember 1915 orientiert hatte. Jene Anfragen an den Reichskanzler waren nicht, wie Mr. Asquith vorgibt, von 20 Sozialisten gestellt, sondern im Namen der ganzen Partei, und sie entsprachen der von Mr. Snowden angegebenen Zahl, die dem englischen Ministerpräsidenten neu war.

Am Abend jenes 24. Februar finden wir Rußlands Intellektuelle im Lancaster House wieder und wir vernehmen, daß Sir Edward Grey wirklich erschienen war. Nachdem er der Kommission von dem Anteile Englands am Weltkriege gesprochen, der ruhmreichen russischen Armee gedacht und die ‚gracious words' des Zaren in der Duma betont, gebrauchte er Worte, die wir unseren Lesern nicht vorenthalten möchten, weil sie den Gipfel der Phrase erklimmen und das Niveau der Zuhörer auf ein Minimum herabsetzen: „We have much to learn from Russia and Russia may perhaps learn something from us ..." Nicholson wurde an diesem Abend vermißt; das war aber wohl selbst ihm zu viel gewesen, doch Cambon und Benckendorff sahen sich verständnisvoll an, und des letzteren Züge erhellten sich ein wenig, als er auf die so zufriedenen Gesichter der Intellektuellen des Zaren blickte — von denen die meisten gar nichts und einige nur weniges verstanden, aber doch wohl fühlten, daß diesmal das heilige Rußland nicht vergessen war. . . .

„Rußland ist groß, der Himmel ist hoch und der Zar ist weit" — die Intellektuellen des Reiches werden hoffentlich unbehelligt heimkehren und hochbefriedigt ihren Landsleuten über den Londoner Aufenthalt be-

Digitized by Google

richten, und Buchanan wird zum nächsten Wochenempfang beim meisterhaften Lügner weniger geniert sein.

Aber kehren wir zu jener Rede Asquith' zurück: „Wir werden das Schwert, welches wir nicht leichtfertig gezogen haben, nicht wieder in die Scheide stecken, bevor Belgien nicht voll und ganz wieder hergestellt ist und noch mehr" usw. Darauf wäre zu bemerken, daß dieses wohl in erster Linie eine Frage ist, welche Belgien selbst zu entscheiden hat, denn wir wissen, daß es bisher jenem Vertrage der Entente, nur gemeinsam Frieden zu schließen, nicht beigetreten ist, sich also freie Hand vorbehalten hat. Die Umstände erlauben es nicht, näher auf diese viel umstrittene Frage einzugehen, aber wir glauben nicht, daß noch jemand in der Welt die Verantwortung auf sich nehmen kann, deswegen dieses furchtbare Ringen noch einen Tag länger anhalten zu lassen, wenn sonst eine mögliche Lösung des unseligen Konfliktes gefunden würde. Wir glauben nicht, daß es Graf Tiszas Absicht ist, Serbien rund zu annektieren; Österreich dürfte anders saturiert sein. Es gehört zur Phraseologie des diplomatischen Wörterschatzes, daß Frankreich vor Angriffen geschützt sein solle, und wir können es Mr. Cambon überlassen, sich von dem englischen Ministerpräsidenten darüber aufklären zu lassen, wie er diese schöne Phrase mit der Wiedergewinnung Elsaß-Lothringens vereinigt, die uns bis zur Stunde als das Ziel hingestellt wurde, für das Frankreichs Söhne ihr Blut vergießen. Was Mr. Asquith über die Sicherstellung der kleinen Nationen sagt, werden diese interessiert vernommen haben. Begreiflich, daß es Mr. Asquith schwer wurde, noch länger die Phrase der belgischen Neutralität aufrecht zu erhalten, und er ist gewiß Lord Northcliffe dankbar, der die Formel von der Niederwerfung des preußischen Militarismus in seinen sechs Blättern mit bewundernswerter Ausdauer verarbeitet. Man müßte ja annehmen, daß Mr. Asquith von allen guten Geistern verlassen wäre, wenn er im Ernste daran glaubte, daß die Wehrmacht des Deutschen Reiches dadurch zu vernichten sei, daß Lord Nothcliffe sie als brauchbare Formel gefunden hat, um seinen Landsleuten die soeben eingeführte Wehrpflicht schmackhafter zu machen. Wenn aber Mr. Asquith gemeint hat — und wir zweifeln keinen Augenblick, daß er's so gemeint hat —, daß einmal dem Wettrüsten der Mächte eine Grenze gezogen werden möchte, damit Europa sich auch noch seiner anderen Aufgaben bewußt werden kann, so wird er nicht nur in der gan-

Digitized by Google

zen Welt, sondern vor allem auch in Deutschland dafür volles Verständnis finden.

Wie sie sich anschwärmen!

* * *

(Aus Rußland)

Eine Sturmflut von Büchern über Rußland überschwemmt augenblicklich den englischen Büchermarkt. In unzähligen wunderschön eingebundenen grünen und roten Leder-Bändchen wird das „Ruhmreiche Rußland", das „Jetzige Rußland", das „Bewaffnete", das „Freundschaftliche", das „Unbekannte" und das „Sich wandelnde Rußland" dem englischen Publikum erschlossen und in fast hysterischen Tönen angeschwärmt und verherrlicht. In einem Buch, das betitelt ist: „Der Weg Mariae und der Weg Marthas", leistet sich ein gewisser Mister Grey, der schon mit einem halben Dutzend tiefsinniger Werke über Rußland hervorgetreten ist, den schönsten Vergleich: Rußland ist Maria, die zu Füßen Christi sitzt und seinen Worten lauscht, — während Europa und Amerika in der Gestalt Marthas sich um alles sorgen, und nur das Eine, was not tut, dabei vergessen!

Anderswo heißt es: „Fort mit Virgilius, — es lebe Puschkin!" „An die Stelle des Titus Livius soll Karamsin treten, — und an die Stelle Platos — Wladimir Solowjew!" „In allen Schulen soll an Stelle des Griechischen und Lateinischen — das Russische eingeführt werden!" „Die Zukunft gehört nur Rußland, und nicht Frankreich und sogar nicht England!"

Mehr Selbstverleugnung kann man jedenfalls nicht von einem Bundesgenossen verlangen! Aber nicht was die Engländer über die Russen denken oder zu denken vorgeben, sondern das Verhalten der Russen diesen Schmeicheleien gegenüber ist für uns interessant. Das „Russkoje Slowo" vom 20. Februar fügt den oben angeführten Zitaten folgendes mit zarter Ironie hinzu: „Rußland zu lieben ist für die Engländer etwas Neues, und da sie nicht daran gewöhnt sind, wissen sie noch nicht recht, wie und wofür sie uns lieben sollen; aber lieben wollen sie uns unbedingt... Sie haben es noch nicht ganz erraten, daß es mehrere Rußlands gibt, nicht nur eines, und daß Maria selbst leidenschaftlich gern eine Mar-

Digitized by Google

tha werden will! ... Bevor ich alle diese englischen Bücher gelesen hatte, wußte ich gar nicht, was wir für gute Menschen sind. Nach russischer Gewohnheit schimpfen wir immer über uns selbst und sind ewig mit uns unzufrieden; aber dort, im Spiegelbilde der Engländer, erscheinen wir als solche Schönheiten, daß es fast peinlich ist: sind wir es wirklich selbst? Wir dachten, wir wären viel schlimmer! Es erweist sich aber, daß wir die allerfreiesten Bewohner des allerfreiesten Landes sind! Es gibt nichts Freieres auf der ganzen Welt! Die Europäer sind neben uns — nur Sklaven, die uns um unsere Freiheit beneiden! Alles dieses erfuhr ich heute aus einem kleinen englischen Büchlein und freute mich natürlich sehr darüber ..."

Daß der Engländer zwischen „Europäer" und „Russen" streng unterscheidet, ist sehr charakteristisch und zeigt, daß er selbst bei der gröbsten Schmeichelei den angeborenen Rassen-Instinkt nicht verliert: er umarmt den Russen, — aber selbst in der Umarmung vermag er es nicht, trotz aller freundschaftlichen Gefühle, den Russen als europäischen Bruder anzuerkennen!

Noch unzweideutiger macht sich der „Denj" vom 27. Februar über einen Petersburger Korrespondenten der „Times" lustig: dieser behauptet nämlich „alles mit eigenen Augen gesehen zu haben", und schildert nun ein „vergnügtes, lebensfrohes und wohlhabendes Rußland", — vor allen Dingen „die glänzende Lage der russischen Dörfer", — so daß jede seiner Zeilen der Wirklichkeit ins Gesicht schlägt und der „Denj" die Vermutung ausdrückt, der Korrespondent habe seine ganze Weisheit den kürzlich den Vertretern der Presse zuteil gewordenen Worten des Ministers des Innern Chwostow entnommen! Und während man in ganz Rußland in der Neuernennung des Ministerpräsidenten nur einen Personenwechsel erblickt hat, läßt sich der eifrige Korrespondent der „Times" zu der Versicherung hinreißen, daß nun eine „neue Ära" für Rußland begonnen habe. Angesichts der deprimierenden ersten Dumasitzungen muß die Verkündigung auch dieses für Rußland schwärmenden Engländers in den Ohren der Russen wie Hohn klingen. Trocken schließt der „Denj": „Lord Northcliffe gibt sich Mühe!"

Einstweilen wird mit allen künstlichen Mitteln der Narkose die russisch-englische Freundschaft am Leben erhalten: die Vertreter der russischen

Digitized by Google

Presse werden an der Themse gefeiert, und die Vertreter des russischen „Parlamentarismus" sind ebenfalls freundlichst geladen, sich durch persönlichen Besuch von den ungeheueren Leistungen der Verbündeten zu überzeugen. Denn es ist betrübend, wie wenig Rußland hiervon weiß; ja, wie wenig man überhaupt in Rußland von den Engländern zu ahnen scheint. Mußte doch kürzlich ein Korrespondent der „Times" berichten, wie ein russischer Soldat sich bei ihm erkundigte, wo denn eigentlich die Engländer in Rußland leben?

„Sie leben nicht in Rußland, — sondern weiter, hinter der Nordsee!" — „Ach, das ist dort, wo die Unterseeboote sind?" — „Ja." — „Nun, auf Wiedersehn, — behüte euch Gott der Herr!" — war die freundliche Antdes russischen Soldaten! („Russkoje Slowo" vom 20. Februar.)

Vielleicht hat jener amerikanische Journalist nicht unrecht, der neulich behauptete:

„Das Herz des russischen Volkes ist gleichgültig für Europa, — wie ein Stein!"

Charakteristisch für die englisch-russischen Beziehungen ist auch der Kommentar, den wiederum der „Denj" zu einem kürzlich in St. Petersburg veranstalteten englisch-russischen Bankett gibt. Die höchsten Würdenträger, darunter Ssasonow und der englische Botschafter, waren erschienen. Die Einnahme von Erzerum bot den Anlaß, sich gegenseitig mit Lobeshymnen zu überschütten. Der Führer der Konstitutionell-Demokraten, Miljukow, schlug hierbei den Rekord, indem er sich am Schluß seiner Rede zu folgenden Worten hinreißen ließ: „Dieser Krieg kann nicht ohne Ergebnis enden — weil England es nicht zulassen wird! Wo sind die Garantien, daß die hohen Ideale nicht vergessen werden, die uns zwangen, die freche Herausforderung anzunehmen? Das freie England wird sich dieser Ideale erinnern! Wo sind die Garantien, daß dieser Krieg uns das letzte fehlende Glied unseres Staates — das freie Meer (Konstantinopel) — schenken wird? Auch diese Garantien gibt uns England!"

Zu dieser Kriecherei vor England schreibt der „Denj": „Die Rede Miljukows ist unverständlich; er hat sie in Fragen und Antworten gekleidet, die an die französische Grammatik von Margaux erinnern:

„Wer ist jener gute Herr, der diesem Bettler Geld gegeben hat?" —

Digitized by Google

„Ich weiß nicht, wer jener gute Herr war, aber mein altes Pferd frißt auch zuweilen Hafer!" Miljukow hat natürlich andere Fragen gestellt, aber die Antworten waren fast ebenso gelungen.

Frage: Wer wird unsere Ideale verteidigen?

Antwort: Ich weiß nicht, wer unsere Ideale verteidigen wird, aber mein altes Pferd usw.

Frage: Wer wird unser Schicksal gestalten?

Antwort: Ich weiß nicht, wer unser Schicksal gestalten wird, aber meine gute Tante liebt sehr ihre alte Katze ...

Aus den Fragen und Antworten Miljukows ist ja klar, daß die „Kadetten" alle ihre Hoffnung auf England setzen: England wird sogar „unsere Ideale" verteidigen, — was aber werden wir selbst denn eigentlich tun?!" —

Es scheint hiernach, daß der „Denj" meint, England wäre zu Unrecht in die Miljukowschen Antworten hineingeraten!

Notizen

Zur Vertreibung der Deutschen aus China

England, Frankreich und Rußland haben es bekanntlich Japan gegenüber als außerordentlich bezeichnet, die heimliche Agitation der Deutschen in China mit der Wurzel zu beseitigen. Mit welchen Gründen die Entente auf Japan zu wirken suchte, erhellt aus einer Meldung der „Peking-Tientsin-Times", die am 11. und 12. sagt:

„Was die Deutschen in Persien verübten — indem sie die Polizei und die Truppen bestochen haben, den Befehlen ihrer Regierung zuwider zu handeln —, können sie jederzeit auch in China wiederholen, um so mehr, als ihre Versuche, die Beziehungen zwischen Japan und China zu verwirren und zwischen Japan und seinen Verbündeten Reibungen zu erzeugen, fehlgeschlagen sind. Natürlich wäre es besser, wenn China selbst sich vor diesen Angriffen auf seinen Frieden schützen würde, aber China kann nichts tun oder darf nichts tun."

Einen weiteren Grund deutete dieselbe Zeitung kurz zuvor an, als sie schrieb:

„Es ist offensichtlich, daß bei einer gewissen Klasse von chinesischen Beamten eine starke deutschfreundliche Gesinnung vorherrscht. Obwohl China zahlreiche Vorteile durch einen Beitritt zu den Ententemächten ernten würde, besteht doch ein starker Widerstand gegen einen solchen Schritt."

Im besonderen wurde China der Vorwurf gemacht, daß es aus eigener Kraft Verletzungen seiner Neutralität wie in dem Falle von Pappenheim und dem Waffenschmuggel Nielsens, sowie in

Digitized by Google

dem Vorgehen gegen die deutsche Propaganda nicht habe ahnden können.

Japan behandelte die Forderung der Entente zunächst dilatorisch. So meldete der Berichterstatter der „Hsin-wen-pao" aus Japan folgendes: „Was die Beseitigung der Tätigkeit der Deutschen in China und die Lieferung von Kriegsmaterial aus chinesischen Arsenalen anbetrifft, so wird es zur vollkommenen Ausführung dieser Pläne erst noch allseitiger Verhandlungen bedürfen." Auch die „North China Daily News" berichtet in diesem Sinne: „Was Japans Antwort auf den Vorschlag der Vertreibung der Deutschen aus China anbetrifft, so ist es wohl bekannt, daß sie zwar verbindlich lautet, in Wahrheit aber eine Absage bedeutet. Japan will nicht die Ausdehnung des Krieges in den Osten und fürchtet, daß der Plan der Verbündeten Unfrieden in China hervorrufen könne."

Vereinzelt rief das Verhalten Englands, freilich auch Japans Spott hervor; so schrieb „Yamato Shimbun": „Englands Stellung nach dem Krieg wird der des heutigen China gleich sein. Deshalb ist es begreiflich, daß die beiden, die zueinander passen, ein Bündnis suchen." — Dazu bemerkte die englische Zeitschrift „Kuang chih pao": „Das ist eine Mißachtung Chinas und zugleich eine Beleidigung Englands; ein deutliches Zeichen, wie sehr die Gesinnung der Japaner im Widerspruch zu ihrem Bündnis steht."

Indiens Forderung nach Selbstverwaltung

Die indische Zeitung „Bengalee" brachte Ende Januar einen Aufruf, der die Stimmung Indiens kennzeichnet: „Behandelt uns als Mitbürger, wenn ihr es vorher nicht getan habt, gebt uns selbst jetzt noch das Gefühl, daß wir zusammen stehen und fallen. Die Selbstverwaltungsidee liegt in der Luft. Sie beherrscht Denken und Trachten der Gebildeten. Jeder, der die Zeichen der Zeiten zu deuten versteht, muß merken, daß sie entschlossen sind, sie mit jedem erdenklichen verfassungsmäßigen Mittel durchzusetzen. Wenn ein ganzes Volk ein politisches Ziel entschieden verfolgt, ist seine Erreichung nur eine Frage der Zeit."

Warum der Papst von der Haager Friedenskonferenz im Jahre 1899 ausgeschlossen wurde

Die „Stampa" vom 17. 2. hat folgendes als Grund für die Ausschließung des Papstes von der Haager Friedenskonferenz im Jahre 1899 enthüllt: „Visconti-Venosta ließ eine päpstliche Vertretung nicht zu, weil er fürchtete, daß dadurch für künftige Kongresse ein Präzedenzfall geschaffen werden könnte. Die entschiedene Haltung Italiens, welches drohte, die Konferenz nicht zu beschicken, wenn der Papst teilnähme, hat sich gegen die Auffassung der Mehrheit der Mächte durchgesetzt. Kurz vor Schluß der Konferenz wurde ein Brief verlesen, in dem die Königin von Holland den Papst zur Teilnahme an der Konferenz eingeladen hatte, sowie das Antwortschreiben des Papstes." Die Zeitung fügte zur Darlegung die vieldeutige Bemerkung hinzu: „Daß diese Umstände gerade jetzt bekannt werden, kann vielleicht noch eine politische Bedeutung haben."

Digitized by Google

Deutsches Wirken in Wilna

Die „ukrainischen Nachrichten" vom 11. März bringen einen Brief aus Wilna, der die deutsche Verwaltung dort, im besonderen ihr Wirken für die Hebung des weißrussischen Schulwesens, warm anerkannt. Es heißt dort: „Kaum sind diese Gegenden die russische Herrschaft losgeworden und schon beginnt unter der verständnisvollen und für alle, sowohl kleine als auch große Nationen wohlwollenden deutschen Verwaltung eine neue Ära der weißruthenischen Renaissance." Es wird dann berichtet, daß in fünf Vorstädten Wilnas weißrussische Elementarschulen eröffnet sind, in denen der Unterricht in weißrussischer Sprache erteilt, dabei aber auch deutscher und polnischer Sprachunterricht gegeben wird. Es haben sich mehr Kinder gemeldet als alle Schulen fassen konnten; es besteht daher die Absicht, neben diesen fünf Schulen noch zehn andere in allen Stadtteilen zu gründen. Zunächst werden zur Vorbereitung von Lehrkräften für die weißrussischen Schulen seit Dezember 1915 besondere „Abendkurse" gehalten. Das Schreiben schließt mit den Worten: „Man kann hoffen, daß die österreichischen Behörden der ukrainischen Bewegung, der Gründung von ukrainischen Schulen und Zeitschriften dasselbe Wohlwollen entgegenbringen werden wie die deutschen Behörden in Weißruthenien." So erscheint auch an dieser Stelle Deutschland als wirklicher Förderer kleinerer Nationen, während England alles tut, solche Nationen zu unterdrücken und als bloße Werkzeuge seiner Politik zu behandeln. n.

Barbaren im Felde

Ein österreichischer Kadett-Aspirant, im Zivilberuf Musiker, schreibt aus dem Felde:

„Ich habe mit meinen Feldgrauen Schuberts Deutsche Messe einstudiert und werde sie nächsten Sonntag in der Kirche vom Stapel laufen lassen. Es war eine kolossale Arbeit, erst die Chöre selber zu setzen, dann die Stimmen herauszuschreiben, (sogar das Notenpapier mußte ich mir selber linieren, denn so etwas gibt's hier nicht) und schließlich das Einstudieren mit den bärtigen Kriegern, von welchen nur ganz Wenige sangestüchtig sind — aber es geht, die täglichen Proben in der Kirche werden immer schöner und weihevoller, und was ich da an Schönem und Erhebendem mit den Feldgrauen erlebt habe und immer mehr erlebe, ist nicht nur „Lohn, der reichlich lohnet", sondern gehört zu meinen schönsten Erlebnissen in meinem ganzen Musikantenberuf."

Pan-Amerikanismus

Die panamerikanischen Absichten der Vereinigten Staaten nehmen in letzter Zeit öfters Spitzen gegen England an. So meint jetzt eine Bostoner Zeitung: „Wir könnten größeren Einfluß in Südamerika gewinnen, wenn wir, wie von Percival Farquahar von der „Brazil Railroad Co." vorgeschlagen wurde, von den drei Milliarden Dollars südamerikanischer Werte, die sich jetzt in englischen Händen befinden, einen entsprechenden Teil durch Kauf an uns brächten."

Digitized by Google

Literatur

H. Mühlestein, Der Vorrang der deutschen Staatsidee und ihr Sieg in Europa. München, Rosenlaui-Verlag.

Ein unbefangen urteilender Deutschschweizer erörtert hier in knappen, wohldurchdachten Ausführungen die bedeutungsschwere Frage, wie die politischen Beziehungen der europäischen Staaten nach dem Siege der Zentralmächte sich gestalten müssen, damit die heute zerstörte europäische Kulturgemeinschaft wieder schöpferisch wirksam werden und sich in dem kommenden Entscheidungskampf mit dem Osten siegreich behaupten kann. Mit Recht lehnt er jeden Gedanken an die Aufrichtung eines gewaltsam zentralisierten Imperiums nach römischem oder napoleonischem Muster als dem scharf ausgeprägten Nationalgefühl moderner Völker widersprechend ab. Dagegen sieht er das Heil in der ungehemmten Entwicklung der spezifisch germanischen Staatsidee, in einem gesamteuropäischen „aristokratischen" Bundesstaate, der wie das Deutsche Reich auf einer freiwilligen Unterordnung der politisch und wirtschaftlich schwächeren Staaten unter einem Führerstaat, dem siegreichen Mitteleuropa, beruhen und so, ohne das Eigenleben der einzelnen Glieder zu gefährden oder gar zu vernichten, unseren Erdteil befähigen soll, „nach außen als aktives, weltgeschichtemachendes Ganzes machtvoll und zielsetzend aufzutreten." Mag dieser Gedanke heute auch noch phantastisch erscheinen, so sieht der Verfasser doch vertrauensvoll eine Zeit kommen, wo seine Verwirklichung mit der gleichen ruhigen Selbstverständlichkeit und weltgeschichtlichen Notwendigkeit, wie ehedem die Einigung Deutschlands sich durchsetzen wird.

Von dem schweren Kampfe der Gegenwart richtet dieses Schriftchen unseren Blick auf eine helle Zukunft, die unserem Volke zu erreichen beschieden ist, wenn es pflichttreu, ernst, tätig seinen Weg aufwärts schreitet.

Als eine Mahnung und eine Hoffnung sei es dankbar willkommen geheißen.

W. St.

Zur gefälligen Beachtung! Die Rassenkraft des deutschen Volkes wird ohne Frage durch die lange Dauer des gegenwärtigen Krieges, der Hunderttausende kräftiger, tüchtiger Männer ausmerzt, gefährdet. Auf Mittel und Wege zur Erhaltung und Mehrung der deutschen Rassenkraft weist der beiliegende Aufruf der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene hin. An alle deutschen Männer und deutschen Frauen, welche den Ernst und die Größe der Aufgabe erkannt haben, richtet die Gesellschaft die Aufforderung, sie in ihrer Arbeit zu unterstützen. Nähere Auskünfte erteilt die Geschäftsstelle der Deutschen Gesellschaft für Rassenhygiene, München SW 2, Paul Heyse-Straße 26.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 31. März 1916 * Heft 14

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh * Paul Rohrbach * Philipp Stein

Rußlands Wille und Weg

Von Dr. Paul Rohrbach

In diesen Tagen jährt sich zum zweiten Male in Rußland der Entschluß, mit Deutschland und Österreich-Ungarn ohne weiteren Aufschub den Krieg herbeizuführen und die unmittelbaren Rüstungen für ihn zu beginnen. Es scheint, man erhielt etwa im März Kenntnis in St. Petersburg, daß zwischen Deutschland und England wahrscheinlich eine Verständigung in der Bagdadbahnfrage zustandekommen werde. Im April ging in Berlin bei der Redaktion der „Preußischen Jahrbücher" der Brief Mitrofanows ein, der die Antwort auf die Frage Hans Delbrücks enthielt: Warum haßt man uns in Rußland? Die Frage war gestellt im Bewußtsein der drohenden allgemeinen Kriegsgefahr zwischen den beiden Ländern — die Antwort wurde dort, wo sie überhaupt die notwendige Aufmerksamkeit fand, ebenso allgemein als eine Bejahung der Gefahr an sich, nicht aber als Ankündigung des Krieges schon innerhalb der nächsten Monate verstanden. Jetzt, wo man den Zusammenhang der Dinge übersieht, muß man es für sehr möglich halten, daß im April eingeweihte Kreise in Rußland schon wußten, daß der Krieg für 1914 beschlossene Sache war, falls Deutschland nicht zurückwich, indem es Österreich-Ungarn, den Balkan und die Meerengen an Rußland auslieferte.

Man streitet darum, ob dies der Krieg Englands oder Rußlands gegen uns ist. Darauf antworten die Gegner: Es ist überhaupt nicht unser Krieg, sondern es ist euer Krieg; ihr wolltet uns unterdrücken, davon ist der Kampf gekommen. Im russischen wie im englischen Bewußtsein lebt abgesehen von der unverkennbaren Dosis Heuchelei, die bei dieser Antwort

Digitized by Google

ist, doch auch eine subjektive Überzeugung, mit dem Gedanken von der deutschen Gefahr im Recht zu sein. Gehen wir dem nach, so gelangen wir auch zu dem richtigen Urteil in der Frage: Krieg Englands oder Krieg Rußlands?

Weder England noch Rußland haben uns in früheren Tagen geliebt. Es ist nicht nötig, hinter 1870/71 zurückzugehen, aber wenn wir uns der Zeit der Reichsgründung erinnern, so gedenken wir der englischen Mißgunst, die in der Unterstützung Frankreichs mit Kriegslieferungen und sonstiger parteiischer Neutralität lag, und gedenken der widerlegten Fabel von der Uneigennützigkeit, mit der die russische Politik der Niederlage Frankreichs zusah. Es ist wahr, der Kaiser Alexander II. hat auf den Sieg der Heere seines Oheims getrunken, aber sein Hof und sein Heer haben ihm schlecht Bescheid getan — ihr Herz war schon damals bei Frankreich. Was die russische Politik wollte, das war auch nicht der Triumph der deutschen Waffen um ihrer selbst willen, sondern die Zerbrechung der Fesseln, die Frankreich und England dem Verlangen Rußlands im Orient durch das Verbot einer russischer Seemacht auf dem Schwarzen Meere angelegt hatten. Die fielen mit der Niederlage der Franzosen und dem Siege Deutschlands ab.

Hiernach kam die berühmte russische Frage: Wollt ihr uns gestatten, daß wir ein Ende mit Österreich machen? Unmöglich, sagten wir, und „das russische Kriegsgewitter zog nach dem Balkan ab" (Bismarck). Das war der Anfang der Verstimmung. Sie wuchs ins Große durch den Berliner Kongreß von 1878, den die russische Regierung dazu benutzte, um die nationale Mißstimmung über die mageren Ergebnisse des Türkenkrieges von sich selber auf den „unehrlichen" Makler Deutschland abzulenken. Von da an ist in Rußland der Haß gegen uns geschürt worden und gewachsen, und schon damals war die Veranlassung das fehlgegangene Trachten der Russen nach dem Ziel ihrer Sehnsucht, Konstantinopel. So starr geht das russische Denken in diese Richtung, daß Mitrofanow in dem Brief an Delbrück sagt: Selbst wenn Bismarck auf dem Kongreß wirklich hätte „russischer" als die russischen Delegierten sein müssen, um den Zielen der russischen Politik zu dienen, so wäre es eben klug von ihm gewesen, sie besser zu erkennen und ihnen besser zu dienen, als jene!

Digitized by Google

Um die Zeit war von einem deutsch-englischen Gegensatz weder der Stimmung noch den Interessen nach die Rede. Die öffentliche Meinung in England verhielt sich uns gegenüber im ganzen ebenso hochmütig uninteressiert, wie sie es der übrigen Welt gegenüber tat. Ein Zug ärgerlichen Mißvergnügens kam erst in sie hinein, als in den achtziger Jahren der Wettbewerb der deutschen Industrie merklich zu werden begann. Das damalige „Made in Germany"-Gesetz war aber noch so weit von der Vorstellung entfernt, unser Großgewerbe könnte irgendwelche dem englischen überlegenen inneren Vorzüge besitzen, daß man allen Ernstes glaubte, die Kennzeichnung der billigen Konkurrenzartikel als „deutsch" und damit selbstverständlich als „schlecht" würde genügen, um jedermann in England abzuhalten, eine Schere zu kaufen, über deren Minderwertigkeit er sich unterrichtet sah. Nach 1890 war ganz England soweit von der Idee entfernt, in Deutschland den gefährlichsten Feind der Sicherheit des englischen Imperiums zu sehen, daß man in dem Gefühl, ein vorteilhaftes Geschäft zu machen, auf den Helgolandtausch einging. Stanleys Wort vom Anzug gegen den Hosenknopf entsprach der damaligen populären Anschauung in England.

Der Skandal — das ist oft gesagt, darf aber trotzdem nie ungesagt bleiben, wenn über diese Dinge gesprochen wird — wurde für die weitere Öffentlichkeit zum ersten Male deutlich, als die „Saturday Review" 1897 das Wort prägte, der Kampf zwischen den beiden Industrie- und Handelsvölkern sei unausweichlich, und Deutschlands Vernichtung bedeute das unmittelbare Reicherwerden jedes einzelnen Engländers. Das, was heute geschieht, ist die Erfüllung jener Prophetie bis ins einzelne. Der Krieg als Fortsetzung des Geschäfts mit veränderten Mitteln — das war das Schlagwort von 1897, und genau so lautet es in den englischen Handelskriegmaßnahmen von 1914—16.

Das Wesen Englands als des herrschenden Handelstaates schließt nach der Auffassung vieler Engländer bereits aus, daß ein emporkommender Rivale geduldet wird, und von dem Augenblick an, wo der Krieg wirklich ausbrach, sehen wir, daß die englische Regierung in der Tat alle ihre Machtmittel ohne Rücksicht auf Anstand, Treu und Glauben anwendet, um die deutsche Handelskonkurrenz für die Zukunft zu erwürgen. Es gibt aber auch Engländer von politischem Ansehen und Einfluß — diesen

Digitized by Google

Typus vertritt z. B. Archibald Hurd, der beste Kenner der deutschen Flotte in England und Marinesachverständiger der „Daily News“ —, die sagen: Wegen der Teilnahme an Welthandel und Weltwirtschaft wäre die Einigung doch möglich gewesen; wir konnten Deutschland wachsen lassen, ohne selbst in Gefahr zu geraten, daß wir zugrunde gingen. Was aber unerträglich war und den Krieg in Wahrheit unvermeidlich machte, das war der deutsche Flottenbau. Der bedrohte die Sicherheit des Reichs, und das konnten wir uns nicht gefallen lassen!

Hier haben wir in der Tat den Kern des Problems. Hätten wir die Flotte nicht gebaut, so hätte England vielleicht die weitere Entwicklung unseres Handels geschehen lassen, aber wir wären dauernd in der Lage gewesen, das der englischen Gnade zu verdanken. Von dem Augenblick an, wo England uns nicht mehr wohl wollte, wäre der deutsche Überseehandel eine haltlose Größe geworden.

Archibald Hurd hat kürzlich in einem Artikel über den Rücktritt des Staatssekretärs v. Tirpitz gefragt, wie man es wohl in Deutschland aufgenommen hätte, wenn England gesagt hätte: Ich will eine Armee aufstellen, die so groß ist, daß es auch für die stärkste Landmacht ein gefährliches Risiko wäre, sie sich in einem Kriege gegenüber zu sehen!? Dieser Vergleich klingt dem Engländer sehr überzeugend, obwohl er kaum eine halbe Wahrheit bedeutet. Selbst aber wenn er eine ganze enthielte, so könnte er uns nicht dazu bringen, das Flottengesetz von 1900 mit der Tirpitzschen Formulierung des Risikoprinzips für eine politisch falsche Maßnahme zu erklären. Es ist richtig, daß England durch unsere Marinepolitik klar vor die Wahl gestellt wurde, ob es von seiner bisherigen Alleinherrschaft über See gewisse Abstriche zugunsten der deutschen überseeischen Entfaltung machen, oder ob es für ihre unverminderte Aufrechterhaltung kämpfen wolle. Der entscheidende Einwand von unserem Standpunkt dagegen ist aber, daß, wenn wir die Flotte nicht gebaut hätten, England damit von uns selber in Stand gesetzt worden wäre den deutschen Wettbewerb, sobald er eines Tages nach dem Urteil der Mehrheit der englischen öffentlichen Meinung nicht mehr gut erträglich war, *ohne allen ernstlichen Kampf* zu beseitigen. Die Katastrophe aber, die Deutschland dadurch hätte erleiden können, wäre vielleicht in chronischer Form dieselbe gewesen, wie akuter Weise durch einen verlorenen Krieg.

Digitized by Google

Für diejenigen Engländer, die in dem Übergang eines Teils der englischen Weltstelluug an Deutschland oder an der ausgiebigeren Mitbeteiligung Deutschlands über See einen unerträglichen Schaden Englands sahen, war also, wie wir zugeben müssen, die „Sicherheit" Englands durch den deutschen Flottenbau „bedroht". Das zu ändern, wären wir aber nur dann imstande gewesen, wenn wir das höhere Recht Englands in der Welt als politischen Glaubenssatz hätten annehmen wollen — eine Zumutung an uns selbst, die nicht in Frage kam. Trotzdem aber gab es immer noch Engländer, die selbst die deutsche Flotte und den Risikogedanken als kein unüberwindliches Hindernis eines friedlichen deutsch-englischen Zusammenlebens ansahen. Dabei begriffen sie, daß selbstverständlich in dem Falle Deutschland wirkliche Zugeständnisse auf Kosten des bisherigen englischen Überseemonopols gemacht werden müßten. Eine Frucht dieser teilweise in England vorhandenen Einsicht war das Abkommen mit Deutschland über die Bagdadbahn und über Angola, das in der ersten Hälfte des Sommers 1914 fertig wurde. Es bedeutete ohne Frage einen englischen Verzicht von so erheblichem Umfange, daß es für längere Zeit als solide Grundlage des politischen Zusammenlebens der beiden Mächte hätte dienen können — wenn nicht in die englische Politik seit dem deutschen Flottengesetz und seit der Thronbesteigung König Eduards VII. ein von Grund auf durchgehender Zug zur „Einkreisung" Deutschlands für alle Fälle hineingekommen wäre, und wenn nicht Rußland diesen Zusammenhang und den günstigen Moment dazu benutzt hätte, um England von dem zweiten, versuchsweise gleichfalls betretenen Wege der Verständigung mit Deutschland hinunterzustoßen, als das russische Interesse auf ihm Schaden zu nehmen drohte!

Die Politik Eduards VII. muß nicht so verstanden werden, als ob sie im Sinne ihres Urhebers durchaus den Krieg mit Deutschland zur Folge haben sollte. Sie ließ aber, zu Ende geführt, Deutschland nur die Wahl zwischen Unterwerfung (was der König persönlich wohl für das Wahrscheinlichere hielt) und Kampf unter ungünstigen Umständen. Es war daher richtig geurteilt, wenn die belgischen Gesandten in Berlin, Paris usw. das System der Einkreisung Deutschlands als eine zunehmende Bedrohung des Friedens durch England, Frankreich und Rußland charakterisierten, im Gegensatz zur deutschen Friedensliebe. Frankreich mußte überdies, um entgegen dem fort-

Digitized by Google

schreitenden natürlichen Abflauen der Revancheidee doch noch für die Stellungnahme gegen Deutschland gewonnen zu werden, eine scharfe Bearbeitung durch erneute Hetze zur Kriegsbereitschaft erleiden. Das besorgte der König Eduard mit großem Erfolg persönlich, und nach ihm brauchten seine Schüler kaum noch viel zu tun; die Maschine in Paris lief von selber. Das Ende all dieser Machenschaften war, daß England, halb bewußt, halb in der Einbildung, es bleibe tatsächlich für die Entscheidung des letzten Augenblicks frei, selber so in den „Mechanismus der Entente" hineingeriet, daß es nicht mehr anders als mitgehen konnte, als Rußland erklärte: Heute paßt mir der Krieg, heute will ich ihn!

Rußland war in den 90er Jahren vorübergehend von dem alten Ziel Konstantinopel durch seine Weltpolitik in Ostasien abgelenkt worden. Daraus entstand für die Politik Eduards VII. die Unbequemlichkeit, die russische Macht nicht gleich zu unserer Einkreisung mit zur Verfügung zu haben. Die Aufgabe, Rußland im englischen Interesse aus Ostasien zurückzuholen und ebenfalls mit der Front gegen Deutschland zu stellen, wurde aber glänzend durch den von England eingefädelten japanisch-russischen Krieg gelöst. 1905 gab sich Rußland im Frieden von Portsmouth geschlagen; 1907 schloß es mit England den Vertrag nominell über die Teilung Persiens tatsächlich über die Einleitung der Liquidation der Türkei, wobei für England Mesopotamien, für Rußland Armenien und Konstantinopel in Aussicht genommen waren. In Konstantinopel aber fand Rußland jetzt ein mit den Türken solidarisches deutsches Interesse vor, und das eben war es, worauf Eduard VII. als auf seinen stärksten Trumpf im Einkreisungsspiel spekuliert hatte. Seine Rechnung stimmte mithin glänzend.

Von jenem Vertrage von 1907 an war die russische Politik in einer natürlichen Reaktion gegen das mißglückte ostasiatische Unternehmen dazu entschlossen, Konstantinopel so bald wie möglich an sich zu bringen, sei es auch im Kriege, wenn es nicht anders ging. Rußland sah sich um so bedingungsloser dazu gezwungen, weil seine Volks- und Staatswirtschaft, seine Finanzen und seine gesamte Politik in immer stärkere Abhängigkeit von der Zahlungsbilanz, mit anderen Worten von der Getreideausfuhr gerieten. Diese aber ging, wie Mitrofanow zuletzt an Delbrück schrieb, vor dem Kriege bereits zu 70 Prozent über das Schwarze Meer und durch

Digitized by Google

den Bosporus. Von dem verunglückten Einmarsch in Türkisch-Armenien im Januar 1913 an erscheint Rußland deutlich als der Treiber zum Kriege, während England umgekehrt neben seiner Ententepolitik den friedenspolitischen Parallelversuch des Bagdadbahnabkommens mit Deutschland unternimmt. Gerade diese englisch-deutsche Extratour aber führte unmittelbar den Krieg herbei, denn Rußland erkannte sofort, welch eine Gefahr für seine Zukunftspläne von einer englischen Anerkennung unserer Interessen im Orient drohte. Diese hängen am Verbleiben der türkischen Macht in Konstantinopel und müssen daher notwendig zur Stärkung des deutsch-türkischen Einvernehmens führen. Wo blieb da die erstrebte Sicherung der russischen Politik für alle Zukunft durch die Gewinnung des Bosporusschlüssels? Die Verständigung über die Bagdadbahn hat den Kriegswillen Rußlands beschleunigt und durch Rußlands Willen wurde Europa in den Krieg gezwungen.

Für Englands und Rußlands Rolle beim Ausbruch des Weltkrieges liegt der Schlüssel in der Mahnung des englischen Botschafters Buchanan in St. Petersburg in den letzten Tagen des Juli: man möge bei der russischen Mobilmachung bedenken, daß sie die Kriegserklärung Deutschlands hervorrufen werde, weil für uns, sobald Rußland mobilisierte, es zu gefährlich sei, abzuwarten. Es blieb aber bei der bloßen Warnung, und die russische Kriegspartei wußte wohl, daß England zu fest mit dem „Mechanismus der Entente" verbunden war, um sich energisch zu sträuben, sobald Rußland wirklich entschlossen war, diesen Mechanismus in Bewegung zu setzen. Mit derselben Rücksichtslosigkeit schleppte Rußland auch Frankreich in dem Augenblick, wo es den Krieg wollte, hinter sich her. Jaurés fiel durch Iswolski, wie man jetzt sehr wahrscheinlich vermuten muß, und die deutsche Mobilmachung ließ man in Paris ohne die russische verkünden, um bei der kriegsunlustigen Mehrheit der Franzosen die patriotische Angst und den Zorn gegen Deutschland zu erregen. Im März und April aber, als man erfuhr, daß England außerhalb der Entente das Orientabkommen mit Deutschland vorhatte, da schon fielen die russischen Kriegswürfel und die Vorbereitungen zur Mobilmachung setzten ein.

Digitized by Google

Die Grundlagen der finanziellen Kraft Frankreichs

Von Prof. Dr. Paul Arndt

Als eine der Hauptquellen der Kraft Frankreichs in den weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Kämpfen der Neuzeit galt seit Jahren sein Reichtum. Der wachsenden Volkskraft Deutschlands stellte Frankreich seine beständig zunehmende Kapitalkraft gegenüber. Stolz bezeichnete es sich selbst als „Weltbankier", „überall Gläubiger, nirgends Schuldner!" Das Kapital sollte Frankreichs „fünfte Waffe", „vielleicht seine wichtigste" sein! Tatsächlich verdankte Frankreich in den Jahren, die dem Weltkriege vorangingen, einen großen Teil seiner politischen Erfolge seiner wirtschaftlichen Kraft. Allen Staaten, die geneigt schienen, der französischen Politik im Westen oder im Osten als Werkzeuge zu dienen, öffnete man bereitwillig die Tore der Pariser Börse: So kettete Frankreich Rußland an sich und umwarb die kleineren Staaten, deren Mitwirkung bei der „Einkreisung" Deutschlands von Wert sein konnte. Namentlich in den Balkanländern hat die deutsche Politik in den letzten Jahren vor dem Kriege in der französischen Finanzwelt einen hartnäckigen und oft kaum besiegbaren Gegner gefunden. Sicher spielte bei der Entfesselung des großen Völkerringens das französische Gold neben den englischen „silbernen Kugeln" in der Siegesberechnung der Feinde Deutschlands eine große Rolle, und auch mancher Deutsche hat mit Sorge der Entfaltung ungeheurer wirtschaftlicher Kräfte im Lager unserer Gegner entgegengesehen.

Um so größer war die Überraschung bei Freund und Feind, als sehr bald offenbar wurde, daß Frankreich auf wirtschaftlichem Gebiete keineswegs Glänzendes leistete, zur finanziellen Unterstützung seiner Verbündeten sehr wenig beitrug und sogar selbst in Zahlungsschwierigkeiten geriet. Sind wir nun wirklich berechtigt, auf Grund dieser während der bisherigen Kriegsdauer gemachten Erfahrungen die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit Frankreichs viel geringer als früher einzuschätzen? Sollte man sich früher geirrt haben, oder verfügt Frankreich vielleicht noch auf finanziellem Gebiete über erhebliche Reserven, die es bisher geschont hat, aber

Digitized by Google

am Schlusse des Riesenkampfes noch gegen den erschöpften Feind ins Feld führen könnte[1]?

Wer die Größe der finanziellen Kraft eines Landes richtig einschätzen will, muß zunächst seine allgemeine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit, die Gesamtheit seiner „produktiven Kräfte", wie Friedrich List sagte, ins Auge fassen.

Vergegenwärtigen wir uns kurz, welche natürlichen Quellen wirtschaftlicher Kraft Frankreich besitzt. Das Land ist zweifellos von der Natur reich gesegnet, in mancher Hinsicht reicher als alle seine Nachbarländer, die zu den bevorzugtesten der Erde gehören. Trotz aller in anderen „jüngeren" Erdteilen gemachten wirtschaftlichen Fortschritte ist das am höchsten entwickelte und ertragreichste Wirtschaftsgebiet, das auf unserem Planeten zu finden ist, noch immer „unser Kontinent, der alte", insbesondere Nordwesteuropa, und der Boden Frankreichs bildet nicht den schlechtesten Teil desselben.

Auf eine rege Teilnahme am Welthandel und Weltverkehr wird Frankreich schon durch seine einzig günstige Lage hingewiesen. Es teilt mit England, den Niederlanden und Nordwestdeutschland den Vorzug, natürlicher Ausgangspunkt des mitteleuropäisch-transatlantischen Verkehrs zu sein, hat aber außer dem den ebenfalls sehr hoch zu bewertenden besonderen Vorteil der günstigen Verbindung mit allen südeuropäischen, nordafrikanischen, vorderasiatischen und durch den Suezkanal auch mit den süd- und ostasiatischen, sowie den australischen Ländern. Das Glück, große Häfen an den beiden Hauptstraßen des Weltverkehrs, der nordatlantischen und der mittelländischen, zu besitzen, hat Frankreich ganz allein.

Der Länge seiner Küsten und der Höhe seiner Gebirgswälle nach Süden und Osten verdankte Frankreich die Möglichkeit, verhältnismäßig früh ein

[1] Die Kapitalkraft Frankreichs vor dem Ausbruch des Weltkriegs, insbesondere die früheren Kapitalanlagen Frankreichs im Auslande, habe ich in mehreren Aufsätzen in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft" (Jahrgang 1915, S. 158 ff.) und im „Weltwirtschaftlichen Archiv" (Januar 1916, S. 34 ff.) ausführlicher behandelt. Ferner habe ich eine Besprechung der französischen Finanzen im Frühjahr 1915, in der auch die Grundlagen der wirtschaftlichen Kraft Frankreichs kurz erörtert wurden, in der Zeitschrift „Das Größere Deutschland" (Jahrgang 1915, S. 820 ff.) veröffentlicht. Einige frühere Ausführungen sind in dem vorliegenden Aufsatz wiederholt worden, weil sie zur Erläuterung der gegenwärtigen finanziellen Lage Frankreichs notwendig erschienen.

Digitized by Google

großes einheitliches Wirtschaftsgebiet zu bilden, in dem eine weitgehende, reichen Gewinn bringende Arbeitsteilung entwickelt und die „Industrialisierung" planmäßig gefördert werden konnte. Darin lag auch die Vorbedingung einer nationalen Handelspolitik großen Stiles mit dem Ziel der Beherrschung des Weltmarktes.

Frankreich hat nicht so viele vorzügliche Seehäfen wie England, jedoch mehr als Deutschland. Die größeren französischen Flüsse, mit Ausnahme der Rhone, erweitern sich in ihrem Unterlaufe trichterförmig, und so wird es den Seeschiffen möglich, ziemlich weit in das Innere des Landes vorzudringen. Das Flußnetz Frankreichs ist reich und ebenmäßig gegliedert; nach allen Richtungen erstrecken sich schiffbare Wasserläufe, und die Oberfläche des Landes ist so günstig gestaltet, daß eine Verbindung der verschiedenen Stromsysteme durch Kanäle keine großen Schwierigkeiten bereitet. Ein großer Nachteil besteht allerdings darin, daß die Flüsse auf ihrem Ober- und Mittellaufe durchweg ziemlich seicht oder zu reißend sind. Einen Strom von der wirtschaftlichen Bedeutung des Rheins oder der Elbe besitzt Frankreich nicht. Deshalb hat an der Mündung der französischen Flüsse auch kein Hafen von dem Range Hamburgs, Rotterdams oder Antwerpens entstehen können; es fehlt an der französischen Küste die einzigartige Verbindung des großen ozeanischen Verkehrs mit einer gewaltigen Binnenschiffahrt, wie sie die deutschen Ströme ermöglichen.

Da Frankreich zum weitaus größten Teil eben ist, so ist die Anlegung von Wegen, Straßen und Eisenbahnen leicht. Nur das Hochland von Auvergne mit den Cevennen bietet im Innern des Landes größere Verkehrshindernisse; es kann aber an allen Seiten leicht umgangen werden. Die Gebirge im Osten haben in zahlreichen Tälern bequeme Durchlässe. Sogar das von den Alpen und den Cevennen begrenzte Rhonetal hat gute Verbindungen mit den mittleren, nördlichen und südwestlichen Teilen Frankreichs.

Außerordentlich günstige Bedingungen bestehen in Frankreich für die Entwicklung der Landwirtschaft. Der Boden der weiten Ebenen, die fünf Sechstel der Oberfläche des Landes ausmachen, ist durchweg von vorzüglicher Beschaffenheit; auch in den Gebirgstälern, namentlich denen des Südens, lassen sich vielerlei Früchte gewinnen. Das Klima ist ausgezeichnet, gleich frei von übergroßer Kälte und Hitze, durchschnittlich etwas

Digitized by Google

milder als in Deutschland. In dem größten Teil des Landes stehen die Wärme- und Niederschlagsverhältnisse unter dem segensreichen Einfluß des nordatlantischen Ozeans. Im Süden, namentlich dem Rhonetale, erinnert das Klima an Italien.

Weniger gut ist Frankreichs Boden mit gewerblichen Rohstoffen versehen. Vor allem fehlt es an Kohle; nur in der Nähe der nordöstlichen Grenze findet sich dieses Lebenselement der Industrie in größeren Mengen. Deutschland ist in dieser Hinsicht seinem Nachbarlande weit überlegen. Größere Eisenerzlager besitzt Frankreich vor allem in der Nachbarschaft der luxemburgischen und deutsch-lothringischen Eisenfundstätten. An sonstigen Erzen, namentlich an Kupfer- und Silbererzen, ist es arm. Dagegen finden sich in Frankreich große Mengen nutzbarer Steine und Erden.

Für die Entfaltung des Wirtschaftslebens nicht minder wichtig als die natürliche Ausstattung des Landes ist die wirtschaftliche Befähigung seiner Bevölkerung. Vor fast zwei Jahrtausenden sind die Bewohner Galliens als reizbar, schnell entschlossen, gesprächig, witzig, eitel und kampflustig geschildert worden. So sind sie auch heute noch. Was die Zivilisation in 19 Jahrhunderten hinzugefügt hat, ist eine gewisse mit gutem Geschmack verbundene Verständigkeit („rationalisme") im alltäglichen Leben: Redlichkeit, Sparsamkeit, Mäßigkeit, Fügsamkeit, Höflichkeit. Die wirtschaftlichen Tugenden, die der moderne Franzose besitzt, sind nicht gering anzuschlagen. Vor allem ist es die Sparsamkeit des Durchschnittsfranzosen, auf der der Wohlstand Frankreichs beruht. Aber jene Tugenden sind doch fast sämtlich nur negativer Art; sie beruhen auf vorsichtiger Berechnung und Enthaltsamkeit. „Prudence!" ist das Losungswort. Es fehlt in Frankreich — Ausnahmen natürlich zugestanden — das Positive: die Freude an der Arbeit und die Unternehmungslust. Gewiß ist der Franzose auch arbeitsam, aber doch nicht so wie der Deutsche, dem die Arbeit vielfach geradezu das Lebenselement ist. Wenn der französische Gewerbetreibende sich anstrengt, um es zu einem verhältnismäßigen Wohlstand zu bringen, so tut er dies doch meistens nur eine Reihe von Jahren hindurch, und sein Ziel ist in der Regel, sich möglichst bald zur Ruhe zu setzen. Hat der französische Arbeiter Gelegenheit, etwas mehr als sonst zu verdienen, so benutzt er dies vielfach zum Einschieben

Digitized by Google

von möglichst vielen Feiertagen. Der Tätigkeitsdrang, die Arbeitslust, die Berufsfreudigkeit des Deutschen sind dem Franzosen fremd. Der Deutsche hängt an seinem „Geschäft", was es auch sei, oft bis zum Tode; der Franzose strebt nach frühem Rentnertum. Trotz aller individuellen Beweglichkeit bleibt der Franzose vorsichtig, ja ängstlich, am liebsten in altgewohnten Bahnen, während der Deutsche unermüdlich, oft rastlos, aber methodisch, wissenschaftlich schaffend, nicht selten kühn experimentierend nach Verbesserung der Arbeits- und Verkehrstechnik strebt. Der Franzose bleibt fast immer zu Hause, während der Deutsche die Welt zu durchwandern liebt. Das kühne, großzügige und doch streng solide Unternehmertum, auf das wir in Deutschland mit Recht stolz sein können, fehlt in Frankreich fast ganz. Nach unseren Begriffen ist das französische Wirtschaftsleben in vieler Hinsicht beengt und kleinlich; es wird dadurch allerdings auch vor heftigen Erschütterungen bewahrt.

Zweifellos hält sich der Franzose, der die „Mühe und Plage" der Arbeit auf ein Mindestmaß beschränkt, für den größeren Lebenskünstler, und er blickt auf das deutsche „Arbeitstier" oft geringschätzig herab. Darüber soll hier nicht mit ihm gerechtet werden. Die beiden Völker werden sich über die Ideale, die ihnen vorschweben, niemals einigen können, und es ist ja auch nicht einmal wünschenswert, daß alle dem gleichen Ziele nachstreben. Die kulturelle Entwicklung erfordert Mannigfaltigkeit.

Auch zu einer eingehenden Besprechung der sonstigen sozialen Eigenschaften der Franzosen, soweit sie nicht eine wirtschaftliche Bedeutung haben, seiner Tugenden und Fehler, die ihn bald zu einem liebenswürdigen Gesellschafter, bald zu einem streitsüchtigen Nachbarn machen, ist hier nicht der Platz.

Wirtschaftlich höchst bedeutsam ist der französische *Individualismus*. Er verdient bei einem Vergleich der „produktiven Kräfte" der einzelnen Völker ganz besondere Beachtung. In Betracht kommt dabei hauptsächlich die Stellung des Individuums zur Gesamtheit, zu Staat und Gemeinde. Zur selben Zeit, in der in Deutschland Kant den Menschen vor den kategorischen Imperativ der *Pflicht* stellte und der große Preußenkönig sich als den ersten *Diener* des Staates bezeichnete, proklamierte man in Frankreich die *Menschenrechte*, d. h. die *Ansprüche* des einzelnen *Individuums* auf Freiheit und Gleichheit. In Deutschland

Digitized by Google

lernt jedes Kind schon in der Schule, sich als Glied des großen Ganzen zu fühlen, und echt ist aller Gebet um Kraft, „zu leben und zu sterben fürs heil'ge Vaterland". In Deutschland herrscht der „Staatsgedanke", das „Sozialprinzip", die Überzeugung, daß das Ganze der vornehmste Träger der menschheitlichen Entwicklung ist, und daß der einzelne sein Wohlergehen dem der Gesamtheit unterzuordnen hat. Der Staat erscheint uns als eine organische Einheit, innerhalb deren der einzelne „wirkt und lebt" — als dienendes Glied, aber vom Ganzen Kraft und Würde empfangend. Gewiß fehlt auch den Franzosen nicht die Vaterlandsliebe. Das an unserer Westgrenze in Strömen vergossene kostbare Blut bekundet, was auch heute noch „l'amour sacrée de la patrie" in Frankreich bedeutet. Aber das Verhältnis des Franzosen zum Staate ist doch ein ganz anderes als bei uns. Die französische Staatsauffassung entspringt dem „Individualprinzip", dem Glauben an die „angeborenen" Rechte des Einzelmenschen. Der französische Individualismus sieht im Staat nur ein Mittel zur Erhöhung des Wohlbefindens der einzelnen Individuen. Der Staat ist ihm der Diener des Individuums, und zwar ein Diener, den man genau beaufsichtigen muß, wenn man sicher sein will, daß er seine Schuldigkeit tut, ein Diener, dem man nicht zu viel Vertrauen entgegenbringen darf und den man möglichst kurz halten muß. Mehr als irgend jemand sträubt sich der Franzose dagegen, dem Staate Einblick in die privaten Verhältnisse des einzelnen zu gewähren. Mit welcher Erbitterung hat man in Frankreich gegen die Einführung der Einkommensteuer mit ihrer Deklarationspflicht gekämpft! Alle Organe des Staates, Beamte wie Parlamentarier, sind in Frankreich von einer uns ganz unbekannten Atmosphäre des Mißtrauens umgeben. Überall wittert man Korruption, und die vielen öffentlichen „Skandale" verstärken nur den Argwohn. Auch das Organ der „öffentlichen Meinung", die Presse, hält man allgemein für käuflich, vielfach nicht mit Unrecht. Das gewaltige Anschwellen des Beamtenheeres (1870: 200 000, jetzt über 600 000 bei fast gleicher Volkszahl) wird auf parlamentarische Günstlingswirtschaft zurückgeführt. Die Umwandlung privater in Staats- oder Gemeindebetriebe — bei uns meistens eine reine Zweckmäßigkeitsfrage — scheitert in Frankreich fast immer an dem Verdacht, es handele sich dabei um eine offene oder heimliche Bereicherung der beteiligten Beamten und Unter-

Digitized by Google

nehmer. Viele sind davon überzeugt, daß die französische Republik nur scheinbar vom Volke, in Wirklichkeit aber von den Geldmächten, der „Hochfinanz", beherrscht wird. Das gegenseitige Mißtrauen, welches das ganze öffentliche Leben Frankreichs durchdringt, ist eines der stärksten Hemmnisse wirtschaftlichen Fortschritts. Es hindert die planmäßige Zusammenfassung der Kräfte der Gesamtheit, des Staates und der Gemeinde, zur Lösung großer gemeinsamer Aufgaben. Es erschwert auch die Entfaltung privater Initiative, sofern man dabei irgendwie der Mitwirkung öffentlicher Gewalten, z. B. der Erteilung von „Konzessionen", bedarf. Ferner hemmt das gegenseitige Mißtrauen, wenn auch vielfach nur als Übertreibung an sich berechtigter „prudence", den freiwilligen Zusammenschluß der Interessenten zu Kartellen, Genossenschaften und sonstigen Verbänden. Vor lauter Bedenken kommt man in Frankreich so oft nicht dazu, das Zauberwort „Organisation!", das in der deutschen Volkswirtschaft solche Wunder gewirkt hat, auszusprechen. Auch dem französischen Arbeiter scheint es schwerer zu fallen als dem deutschen, sich einem großen Ganzen einzuordnen und Selbstzucht zu üben. In keinem Lande klagen die Unternehmer so beweglich über die Unbotmäßigkeit der Arbeiter, die Gewaltherrschaft der Gewerkschaften und die „Sabotage".

Aus den besprochenen Eigentümlichkeiten des Durchschnittsfranzosen, seiner Vorsichtigkeit, Ängstlichkeit, Bequemlichkeit, seinem Individualismus und seinem Skeptizismus gegenüber seinen Mitmenschen ist auch zweifellos das Grundübel des modernen Frankreich, die Kinderarmut, abzuleiten. Der Stillstand in der Volksvermehrung ist aber eine der für die Entwicklung der Volkswirtschaft bedeutsamsten Tatsachen. Er führt schon bei den heranwachsenden jungen Leuten, denen die besorgten Eltern alle ernsthaften Schwierigkeiten im Kampfe ums Dasein aus dem Wege räumen wollen, leicht zu einer gewissen Erschlaffung. Er erleichtert ein Verharren bei veralteten Einrichtungen und wird so zu einem Hemmnis wirtschaftlichen Fortschritts. Viele Industrielle behaupten, wegen der schwachen Volksvermehrung zu großen Unternehmungen überhaupt nicht genug Arbeitskräfte vereinigen zu können.

In welcher Weise haben nun die Franzosen die natürlichen Produktivkräfte ihres Landes ausgenutzt? In welchem Umfange ist es ihnen gelungen, seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit durch Kapitalbildung zu

Digitized by Google

erhöhen? Bei Vergleichen mit Deutschland ist zu beachten, daß die Oberfläche der beiden Länder fast genau gleich groß ist, während die Bevölkerung Frankreichs vor dem Kriegsausbruch auf 40, die Deutschlands auf 68 Millionen zu veranschlagen war.

Die Hauptstärke der französischen Volkswirtschaft liegt in der Landwirtschaft. Zu ihr gehörten bei der letzten Zählung (1906) fast 43 % der Erwerbstätigen, in Deutschland (1907) nur 35 %. Es ist aber in Frankreich der Ertrag der landwirtschaftlichen Arbeit weit geringer als in Deutschland. An Brotgetreide (Weizen und Roggen) erzeugte man 1913 in Frankreich 10,0, in Deutschland 16,9 Mill. Tonnen, an Futtergetreide (Gerste und Hafer) 6,2 bezw. 13,4 Mill. Tonnen, an Kartoffeln 13,0 bezw. 54,1 Mill. Tonnen. Der Hektarertrag war im Jahre 1913 (nach den letzten Zusammenstellungen im „Statistischen Jahrbuch für das Deutsche Reich", dem auch die meisten anderen Zahlen entnommen sind):

Doppelzentner bei	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Kartoffeln
in Frankreich	13,3	10,6	13,7	13,0	85,6
in Deutschland . . .	23,6	19,1	22,2	21,9	158,6

In Frankreich wurden 1913/14 fast 0,7 Mill. Rübenzucker gewonnen, in Deutschland über 2,4 Mill.

Sehr bedeutend ist dagegen in Frankreich der Weinbau. Deutschlands vielbesungene Rebenhügel bringen jährlich nicht mehr als 2—3 Mill. Hektoliter Wein hervor, während Frankreich 50—60 Mill. Hektoliter erzeugt.

Der Viehbestand war 1912 in den beiden Ländern folgender (Millionen Stück):

	Pferde	Rindvieh	Schweine	Schafe	Ziegen
in Frankreich	3,2	14,7	6,9	16,5	1,4
in Deutschland	4,5	20,2	21,9	5,8	3,4

Wie diese Zahlen zeigen, hat Frankreich nur auf dem Gebiete der Schafhaltung, die in Deutschland in den letzten Jahrzehnten wegen Mangel an Weideland stark eingeschränkt worden ist, einen Vorsprung. Die Rindviehzucht und Schweinezucht ist in Deutschland viel bedeutender.

Leider ist es nicht möglich, auf anderen Gebieten der Bodenausnutzung, z. B. des Obstbaues, der Gemüse- und Blumenzucht, der Tabak-, Hopfen-, Flachs- und Hanfgewinnung, zwischen Frankreich und Deutschland zahlenmäßige Vergleiche anzustellen; das statistische Material ist dazu zu lücken-

Digitized by Google

haft und ungleichartig. Jedoch genügen die bisherigen Zahlenangaben, namentlich die auf die Gewinnung der wichtigsten Feldfrüchte bezüglichen, zur Feststellung der Tatsache, daß der deutsche Landwirt es trotz vielfach ungünstigerer natürlicher Bedingungen weit besser versteht, den heimischen Boden auszunutzen, als der französische. Äußerungen von Kennern der bäuerlichen Technik in beiden Ländern bestätigen dies durchaus; auch auf gärtnerischem Gebiete — abgesehen von Spezialkulturen, die auf der besonderen Milde des Klimas Frankreichs beruhen — scheint die Leistungsfähigkeit der Deutschen größer zu sein. Außer der größeren Arbeitsamkeit der deutschen ländlichen Bevölkerung dürfte die bessere Schulung derselben (landwirtschaftliche Hochschulen und niedere Schulen, Fachkurse, Vorträge, Fachzeitschriften, Ausstellungen usw.) dieses erfreuliche Ergebnis herbeigeführt haben.

Vergleiche der industriellen Leistungsfähigkeit Frankreichs und Deutschlands lassen sich nur auf wenigen Gebieten, namentlich der Rohstofferzeugung, anstellen. Die außerordentlich mannigfaltige Fertigindustrie, in der beide Länder Großes leisten, entzieht sich fast ganz der statistischen Erfassung. Zur Industrie rechnete man bei der letzten Zählung (1906, bezw. 1907) in Frankreich nicht ganz 32, in Deutschland 40 % der Erwerbstätigen. In Deutschland waren dieses 11,3, in Frankreich nur 6,6 Mill. Personen. Kurz vor dem Ausbruch des Weltkrieges dürfte die Zahl der von der deutschen Industrie beschäftigten Arbeitskräfte ungefähr doppelt so groß gewesen sein wie die entsprechende Zahl in Frankreich. Da nun die deutsche Industrie durchweg mit moderneren Betriebsmitteln ausgerüstet ist als die französische, so kann man aus den angeführten Zahlen unbedenklich schließen, daß die Leistungsfähigkeit der deutschen Industrie in den letzten Friedensjahren mindestens doppelt so groß war wie die der französischen. Sicherlich leisten manche französische Gewerbezweige, namentlich die Textil-, Bekleidungs- und Modewaren-, allgemein die Luxusindustrien, Hervorragendes; auf vielen gewerblichen Gebieten ist der französische Geschmack tonangebend. Aber selbst in diesen Industrien muß der Gesamtwert der Erzeugnisse geringer sein als in den entsprechenden deutschen, über deren scharfen Wettbewerb in vielen französischen Berichten geklagt wird. Die große französische Textilindustrie z. B. beschäftigte (1906) nur 771 600 Arbeitskräfte, die deutsche (1907)

Digitized by Google

dagegen 1 088 280, das französische Bekleidungsgewerbe 1 152 000, das deutsche 1 303 853. Die Zahl der Baumwollspindeln betrug 1914 in Frankreich 7,4 Mill., in Deutschland 11,4 Mill. Gewaltig ist Deutschlands Überlegenheit in der „Schwerindustrie", wie die folgenden Zahlen (von den Jahren 1911 oder 1912) beweisen:

Es betrug die jährliche Erzeugung von

(Millionen Tonnen)	Kohlen	Eisenerz	Roheisen
in Frankreich	41	18	5
in Deutschland	256	33	18
(Tausend Tonnen)	Bleierz	Zinkerz	Kupfererz
in Frankreich	14	44	0
in Deutschland	143	644	969
(Tausend Tonnen)	Blei	Zink	Kupfer	Silber
in Frankreich	33	57	13	22
in Deutschland	181	269	45	190

Dem riesigen Aufschwung der metallverarbeitenden Industrien, namentlich der Maschinen- und Elektrizitätsindustrie, sowie der chemischen Industrie in Deutschland hat Frankreich nichts Ähnliches gegenüberzustellen. Wie groß der Abstand zwischen den Leistungen der beiden Länder ist, kann man sich vorstellen, wenn man aus der Handelsstatistik erfährt, daß Deutschland (hauptsächlich für seine Elektrizitätsindustrie) im Jahre 1913 Kupfer im Werte von 335 Mill. Mark einführte, Frankreich dagegen nur solches im Werte von 139 Mill. Mark, und daß die Maschinenausfuhr Deutschlands sich auf 680, die Frankreichs auf nur 55 Mill. Mark belief.

Auch auf dem Gebiete von Handel und Verkehr ist Deutschlands Überlegenheit unverkennbar.

Frankreichs Außenhandel (Ein- und Ausfuhr zusammengerechnet) stellte vor 25 Jahren einen Wert von 6,6 Milliarden Mark dar; der deutsche Außenhandel war damals nicht viel bedeutender (7,5 Mill. Mark). 1913 dagegen brachte es Deutschland auf 20,9, Frankreich nur auf 12,3 Milliarden Mark.

Ende 1912 hatte Frankreich ein Eisenbahnnetz von 50 232 km, Deutschland von 62 734 km. Die Länge der französischen Telegraphenleitungen betrug 611 736, die der deutschen 2 135 907 km.

Frankreich hatte 1913 fast 18000 Seehandelsschiffe, Deutschland da-

Digitized by Google

gegen kaum 5000. Aber die Ladefähigkeit der deutschen Schiffe überstieg um das Doppelte diejenige der durchschnittlich viel kleineren französischen Fahrzeuge. Dampfer hatte Frankreich nur 1857 gegenüber 2098 deutschen.

Der Seeverkehr Frankreichs war in den letzten Friedensjahren anscheinend etwas größer als der Deutschlands. Der Rauminhalt der in den französischen Häfen angekommenen Schiffe betrug 1912 ungefähr 31,3 Mill. Registertons, während die entsprechende Ziffer in Deutschland nur 25,5 Mill. war. Dabei ist jedoch zu berücksichtigen, daß ein sehr großer Teil des deutschen Seeverkehrs sich über holländische und belgische Seehäfen vollzog, also von der deutschen Statistik nicht erfaßt werden konnte. Rotterdam und Antwerpen hatten 1913 einen fast ebenso großen Auslandsverkehr wie Hamburg. Von dem Seeverkehr der französischen Häfen entfiel 1912 nur ein Viertel auf französische Schiffe, während in den deutschen Häfen mehr als die Hälfte des Verkehrs sich unter deutscher Flagge abspielte.

Einen Hafen von der Größe Hamburgs (mit einem Auslandsverkehr von 24,9 Mill. Registertons im Jahre 1912) besitzt Frankreich überhaupt nicht. Der größte Hafen Frankreichs, Marseille, hatte 1912 einen Auslandsverkehr von nur 16,9 Mill. Registertons. Die französischen Häfen zweiten Ranges, Havre (9,0 Mill. Registertons), Cherbourg (8,3 Mill. Registertons), Boulogne (5,9 Mill. Registertons), Dünkirchen (4,0 Mill. Registertons) usw., sind anscheinend bedeutender als Bremen und Bremerhaven, die 1912 zusammen einen Auslandsverkehr von 6,7 Mill. Registertons hatten. Der Verkehr der französischen Häfen am Kanal weist aber nur deshalb so hohe Zahlen auf, weil sie von den großen englischen und deutschen Dampfern auf ihren Ozeanreisen regelmäßig angelaufen werden. Ihr Verkehr ist also hauptsächlich Durchgangsverkehr im Gegensatz zum Eigenverkehr Bremens und Bremerhavens.

Auch die französische Binnenschiffahrt ist trotz der vielfachen Bemühungen, sie zu heben, bei weitem nicht so leistungsfähig geworden wie die deutsche. Das französische Wasserstraßennetz umfaßte in den letzten Jahren rund 11500 km (darunter fast 5000 km Kanäle), das deutsche ungefähr 16000 km (darunter etwa 3000 km Kanäle). Die natürlichen Wasserstraßen Deutschlands sind also ungefähr doppelt so lang wie diejenigen Frankreichs. Auch die Beschaffenheit der deutschen

Digitized by Google

Flußläufe (Wasserreichtum, Gefälle, Tiefe) war durchweg besser als die der französischen. Im Jahre 1912 hatte Frankreich 12483 Schiffe ohne eigene Triebkraft, Deutschland dagegen 25042; einem Tonnengehalt der französischen Schiffe von 3015383 stand in Deutschland ein solcher von 7133602 gegenüber. Außerdem hatte damals Frankreich 676 Schiffe mit eigener Triebkraft, Deutschland dagegen 4478, deren Tonnengehalt fast zehnmal so groß war wie der der französischen.

Den bei weitem größten Binnenschiffahrtsverkehr in Frankreich hat Paris; er erreichte 1912 die Größe von rund 11 Mill. Tonnen. So groß ist in Deutschland ungefähr der Verkehr von Mannheim-Ludwigshafen. Der bedeutendste deutsche Binnenhafen, Duisburg-Ruhrort, hat dagegen einen Verkehr von 31 Mill. Tonnen.

Die angeführten Zahlen ließen sich noch leicht durch andere ergänzen, worauf hier verzichtet werden möge. Alle ergeben das gleiche Bild: eine beträchtliche, auf manchen Gebieten hervorragende Leistungsfähigkeit Frankreichs, aber durchweg, abgesehen vom Weinbau, einigen Luxusindustrien und dergleichen, kein Erreichen der höchsten Stufe. Gewiß zeichnet sich die französische Volkswirtschaft, wenn man den Blick über die ganze Erde schweifen läßt, vor vielen anderen erheblich aus. Man kann Frankreich sogar allenfalls noch zu den „wirtschaftlichen Großmächten" rechnen. Sicher steht es dann aber erst an vierter Stelle, und zwar in ziemlich weitem Abstande hinter den drei anderen, England, Deutschland und Amerika. Auf fast allen Gebieten, mit wenigen Ausnahmen, zeigt sich eine erhebliche, teilweise gewaltige Überlegenheit der deutschen Volkswirtschaft über die französische. Wirft man einen Rückblick auf die Entwicklung der letzten Jahrzehnte, so wird man nicht mehr in Erstaunen geraten, wenn von neueren Nationalökonomen das deutsche Volkseinkommen doppelt so hoch (40 Milliarden Mark) veranschlagt wird wie das französische. Die Steigerung des Wohlstandes ist in Deutschland so beträchtlich gewesen, daß man wohl mit Sicherheit annehmen kann, daß sogar das deutsche Volksvermögen vor Ausbruch des Weltkrieges nicht unbeträchtlich größer war als das französische. Steinmann-Bucher schätzte im Jahre 1909 das deutsche Volksvermögen auf 350, das französische auf 250 Milliarden Mark. So unsicher auch diese Ziffern sein mögen, so dürften sie doch das zwischen den beiden

Digitized by Google

Volksvermögen bestehende Verhältnis einigermaßen richtig wiedergeben.

Die bevorstehende Krisis in Englands Volksmeinung

Von Dr. W. Götze

Man soll Presseartikel gewißlich nicht zu tragisch nehmen, besonders nicht in England, wo sich hinter solchen Presseangriffen meist Persönlichkeiten verstecken, deren Absichten nur auf Sturz der jeweiligen Regierung gehen. Aber doch kann man nicht achtlos an drei Artikeln vorbeigehen, die völlig unabhängig von einander gerade jetzt in Englands angesehensten Monatsschriften erschienen sind. Sie scheinen mir klar zu zeigen, daß jetzt in England maßgebende politische und finanzielle Kreise langsam und mit innerem Grauen zu der Erkenntnis kommen, in welch ein fürchterliches und aussichtsloses Unternehmen die englische Regierung die Nation hineingeritten hat.

Ein ungenannter Verfasser eines Artikels „England und der Krieg" in der angesehenen englischen Vierteljahrszeitschrift „The quarterly review" beginnt Anfang Januar den Reigen. Nach seiner eingehenden Personalkenntnis zu urteilen, scheint er den leitenden Männern Englands durchaus nicht fernzustehen. In überaus bitteren Worten spricht er sich über die gänzliche Unfähigkeit der leitenden englischen Staatsmänner aus. „Unsere größte Schwäche in diesem Kriege war der Mangel an Männern, insbesondere eines Mannes, der geeignet gewesen wäre, den Patriotismus der Nation zu wecken und richtig zu leiten. Diese äußere Schwäche bei uns ist aber nur ein äußeres und sichtbares Zeichen der Schwäche, die unser gesamtes politisches System durchsetzt hat, dessen Hauptstärke in der letzten Generation in der übergroßen Entwicklung der ‚Partei-Maschinerie' lag."

Dann werden die leitenden Staatsmänner Englands einzeln einer Kritik unterzogen. In dem Premierminister Asquith sieht der ungenannte Verfasser „den besten Vertreter dieses Parteisystems". Seine parlamentarischen Talente sind hervorragend. Er kann auf dem Hause „wie auf einer Fiedel" spielen. Seine Fähigkeiten, über Schwierigkeiten hinwegzugleiten oder sie zu verkleistern — Phrasen zu finden, hinter denen sich

Digitized by Google

die Wirklichkeit verbirgt — alles gesunde Urteil hinter ein paar wohlklingenden Ausdrücken zu verkleiden — im Laufe einer halbstündigen Rede nichts von Bedeutung zu sagen — und doch den Eindruck einer geschäftsmäßigen Knappheit zu lassen, — das sichert ihm die Bewunderung aller derjenigen, die das Spiel kennen, einen Parteifaden weiter zu spinnen."

„Aber", so fährt das Blatt fort, „hinter dieser imponierenden Parteifassade ist — — nichts. Mr. Asquith ist, um es offen auszusprechen, aller Ideen bar. Er kennt keine Tatsachen — außer seinen paar Gerichtsurteilen, — seine Reden, trotz aller ihrer Phrasen, sind außergewöhnlich flach. Und endlich — er ist ein Mann der Untätigkeit, der Unentschlossenheit. Der natürliche Instinkt des Parlamentariers, Schwierigkeiten von sich fortzuschieben . . . hat bei ihm einen geradezu krankhaften Ausdruck gefunden. Sein Grundsatz ist ‚Wait and see' — — —

Und das ist der Mann," fährt das Blatt fort, „dem das britische Weltreich während der kritischsten Zeit seiner ganzen Geschichte anvertraut ist."

„Sir Edward Grey hat", so sagt der Artikel, „genau dieselben charakteristischen Züge des routinierten Parlamentariers. Wir finden bei ihm denselben Mangel an Ideen — dieselbe Unfähigkeit, die Wirklichkeit zu erkennen oder klar in die Zukunft zu schauen — denselben Mangel an Voraussicht und Zielen — alles umkleidet mit einer oberflächlichen Beredsamkeit. — —

Dagegen hatte Churchill beides — sowohl Ideen wie Entschlossenheit. Aber seine großen Fähigkeiten waren leider vereinigt mit einem völligen Mangel an Urteil; — einem Mangel der Fähigkeit, eine Verbindung zwischen seinen Plänen und den Mitteln zu ihrer Durchführung zu finden. Außerdem besitzt er eine hervorstechende Sucht, dramatische oder sonst auffallende Effekte zu erzielen."

Lloyd George ist nach dem Blatte — „im guten wie im schlechten Sinne — ein Demagog." Ihm fehlt das „Gleichgewicht, die Reserviertheit, die Akkuratesse und die administrative Fähigkeit". Dafür besitzt er Einbildungskraft, Einsicht, Mut und Entschlossenheit. „Er mag uns noch unschätzbare Dienste tun, um den Mut und die Entschlossenheit der Nation aufrecht zu erhalten, ihre Fähigkeit heben, üblen Ereignissen zu begegnen und große Opfer in der schweren Zeit zu tragen, die vor uns liegt . . . ."

Digitized by Google

Der Artikel kommt zu dem Schlusse, daß unter der jetzigen Regierung keinerlei Aussicht besteht, daß sich die Verhältnisse Englands ändern könnten. „Was England in diesem Augenblicke gebraucht, ist Wahrheit und Führung. Wir haben viel zu lange, wie Platons Höhlenbewohner, in einer Welt der Schatten und Täuschung gelebt ... Die Oberfläche unseres öffentlichen Lebens mag zerfressen sein — der Kern ist gesund.

Unsere sogenannten Führer sind Gaukelpuppen — England braucht jetzt Männer. „Und als Retter in der Not schlägt er den Advokaten Sir Edward Carson vor, die stärkste Persönlichkeit im Hause und in der öffentlichen Meinung, die alleine den Mut hatte, die verfehlte Balkanpolitik der Regierung nicht mitzumachen." Er hat zwar ebensowenig wie Lloyd George, fährt der ungenannte Verfasser fort, die Gelegenheit gehabt, die Probleme des Krieges im Frieden zu studieren — aber trotzdem — er besitzt die „Konzentration des Denkens — die natürliche Schnelligkeit der Auffassung — und einen sicheren Instinkt". Außerdem hat er das, was Carlyle „die Gabe der Führerschaft" nennt, eine Gabe, die außer ihm im heutigen England nur noch Lord Milner besitzt.

Viel pessimistischer noch als dieser Artikel, der offenbar aus der Sphäre des englischen Parlamentes kommt, klingt ein anderer Artikel, der aus den Erfahrungen des englischen Auslandsdienstes in einer andern sehr bekannten englischen Wochenschrift, der „Fortnightly Review", veröffentlicht ist. Der Verfasser dieses Artikels ist kein anderer als der auch uns Deutschen recht bekannte Dr. J. E. Dillon, jenes fliegenden politischen Korrespondenten des „Daily Telegraph", der eine Zeitlang in Berlin war und seitdem wie kein anderer seit Jahren unablässig in diesem Blatte gegen Deutschland gehetzt hat. Wie man aus neutralen Zeitungen fast wöchentlich einmal verfolgen konnte, ist dieser Dr. Dillon seit Beginn des Krieges immer gerade auf den kritischen Plätzen der äußeren Politik gewesen. Zuerst war er monatelang in Rom, dann siedelte er nach Kriegsausbruch nach Athen und Saloniki über, dann war er in Bukarest, dann in Paris, dann in Christiania — Stockholm — man konnte seine Spuren ganz deutlich dadurch verfolgen, daß immer gerade aus dem Orte, wo er sich befand, die unsinnigsten Tendenzmeldungen über Deutschland und seine Verbündeten, meist sogar mit seiner Unterschrift, in die Welt gesetzt wurden und durch das ganze neutrale Ausland gingen.

Digitized by Google

Dr. Dillon und „Daily Telegraph" — das war eigentlich stets gleichbedeutend mit einer tendenziösen Lügenmeldung.

Dr. Dillon war auch einer der rectores spiritus bei den Balkanverhandlungen vor dem Bukarester Frieden — er kennt deshalb die englische Politik in Italien und auf dem Balkan ganz genau und gibt äußerst interessante und wertvolle Enthüllungen über diese Politik. Vor mir liegt ferner ein Buch, das ebendieser Dr. Dillon in den ersten Kriegsmonaten veröffentlichte — ein Buch, das geradezu strotzt von Deutschenhaß, von abfälligen Äußerungen über deutsche Kultur, an der er kein gutes Haar läßt. Das Buch hat er „a scrap of paper" genannt und er kann nicht Worte der Entrüstung genug finden über ein Volk, das von ihm gezeichnete Verträge, die Grundlage aller Sitte, aller Moral und alles Rechtes, nicht hält.

Seit England und Frankreich gemeinsam den 1864 geschlossenen Neutralitätsvertrag über Korfu *ohne* irgendwelchen zwingenden Grund gebrochen haben und unter eklatanter Verletzung der griechischen Neutralität Saloniki und eine Reihe anderer griechischen Inseln besetzt haben, ist unser schreibseliger Gegner über *diesen* Punkt seiner Angriffe plötzlich auffallend still geworden.

Um so interessanter sind für uns jetzt die Auffassungen dieses genauen Kenners der äußeren und inneren englischen Politik, die mit einem geradezu trostlosen Ergebnisse endigen. Verklungen sind die Siegesfanfaren seines genannten Buches — verklungen alles das, was er Abfälliges über die deutsche „Kultur und die deutsche Überhebung" sagte. Jetzt hält er fast auf jeder Seite seines Artikels seinen Landsleuten die Deutschen als „Beispiel" vor und sieht schließlich mit völliger Verzweiflung in den Ausgang des englischen Unternehmens. Die einzige Möglichkeit für England, aus diesen Schwierigkeiten überhaupt herauszukommen, sieht er in einem „möglichst baldigen Frieden". Es ist das erstemal, daß ich in einer angesehenen englischen Zeitschrift dieses ominöse Wort finde.

Doch hören wir ihn selbst — nur auszugsweise —: Den Grund der bisherigen englischen Niederlage, die dieser genaue Kenner der Verhältnisse und unermüdliche Deutschfeind offen zugibt, sieht er

1. in dem Mangel an genialen Leitern;
2. in dem Fehlen einer inneren Organisation in England (in der die

Digitized by Google

Deutschen, denen ebenso eine geniale Persönlichkeit fehle, den Engländern gewaltig überlegen seien);

3. dem Mangel einer internationalen Verständigung unter den Alliierten zum Zwecke gemeinsamer Durchführung ihrer Ziele.

Als Motto an Anfang und Ende seines Artikels setzt er die Worte:

Wenn wir nicht unsere Handlungen beschleunigen, so wird Vernichtung auf die heilige Sache fallen, für die so viel edles Blut geflossen ist. — Er erinnert an dies Wort, das ein anderer klarer englischer Kopf nämlich Lloyd George, vor etwa Jahresfrist in seinem Agitationsreden aussprach, um damit die Arbeiter für die Munitionsherstellung zu gewinnen — und konstatiert, daß sich die Verhältnisse seit jener Zeit leider nicht verbessert, sondern noch wesentlich verschlechtert hätten. Er sieht auch keinerlei Hoffnung, daß sich diese Verhältnisse noch wesentlich verändern könnten. Er sieht in der Existenz der englischen Flotte noch das „einzige Bollwerk, das England von einer völligen Niederlage trennt". Er hält durch diese Existenz eine solche Niederlage für ausgeschlossen. Eine vernichtende Kritik spricht er über die ganze Balkanpolitik der Regierung aus. „Der ursprüngliche Sinn unserer Kriegspolitik war die feierliche Verkündigung des Prinzipes der Nationalitäten. Aber trotz dieser besten Absichten fehlte unsern Alliierten, insbesondere Italien, die Möglichkeit, dieses Prinzip, das wir als eine der Quellen der Reinheit unserer Sache in die Welt posaunt hatten, immer anzuerkennen." Wir verteilten stets das Fell des Bären, bevor wir ihn hatten, und stießen durch eine höchst ungeschickte vorzeitige Verkündigung unserer Pläne betreffs Konstantinopels, dessen Besitz wir Rußland „insgeheim hätten zusichern müssen", ohne dies vor aller Welt zu verkünden, gegen die elementarsten Grundsätze unserer Politik gegenüber Bulgarien und Rumänien.

„Uns fehlt der lebendige Glaube an das Gesetz von Ursache und Wirkung, das der Eckstein der deutschen Lebensauffassung geworden ist.

Die Hoffnung auf einen Sieg könnte ich mir unter den jetzigen Verhältnissen nur noch mit einem Bruche dieses Gesetzes von Ursache und Wirkung vorstellen. Aber wenn sich die Dinge auf der bisherigen Linie weiter bewegen, — und ich sehe keine Anzeichen, daß sie sich ändern könnten — so wird das Ende eines Krieges nur das Ende eines Kreises erschöpfender Reibungen sein, die — vielleicht, das Empire zerbrechen

Digitized by Google

können — aber unfehlbar jede Spur der sozialen und politischen Ordnung hinwegfegen werden, um deren Willen wir jetzt uns glänzende frühere Errungenschaften systematisch vernichten und unsere Verhältnisse ruinieren."

Damals, Januar 1916, als diese Zeilen geschrieben waren, waren den Engländern die erdrückenden finanziellen Lasten, die ihnen der Krieg bis jetzt auferlegt hat und in Zukunft mit Notwendigkeit auferlegt, noch nicht voll zum Bewußtsein gekommen. Die Reden von Asquith und Mc. Kenna haben jetzt auch diesen Schleier gelüftet. Und jetzt erheben plötzlich englische Finanzpolitiker ihre warnende Stimme: Wohin steuern wir, so tönt der erschrockene Ausruf überall, dem eine dritte Wochenschrift, der „Economist", eines der führenden englischen Finanzblätter, einen überaus besorgten Ausdruck in einem Artikel bringt:

Das Finanzblatt stellt zunächst fest, daß jetzt erst England einen wirklich klaren Überblick über die ungeheuren Lasten erhalten habe, die ihm dieser Krieg und seine Fortsetzung auferlege. England habe nach den Worten Mc. Kennas und Asquith bislang 2082 Millionen Pfund, d. h. über 40 Milliarden Mark Kriegsschulden kontrahiert, die aber nur bis zum 10. März reichten. Es gebrauche jetzt durchschnittlich mindestens 5 Millionen Pfund täglich, d. h. 100 Millionen Mark täglich. Alle 10 Tage wird also eine Milliarde fällig, alle Monate drei Milliarden. Da der Finanzminister noch mit einer Steigerung dieser Ausgaben rechnen müsse, macht das im Jahre also mindestens vierzig Milliarden. Die englischen Staatskriegsschulden würden sich also, wenn der Krieg bis Ende 1916 dauere, auf mindestens 80 Milliarden vermehren, dauert der Krieg, wie Kitchener dies ja prahlend ausgesprochen, sogar bis Ende 1917, so würden 120 Milliarden mindestens das Ergebnis sein.

„Economist" ruft bei diesen ungeheuren Zahlen aus: „Wer hat uns denn diese ungeheuren Lasten auferlegt? Doch die Politik desselben Mannes, der jetzt so tut, als seien uns diese ungeheuren Lasten von irgendeiner Art Vorsehung auferlegt. Und kann England diese Lasten tragen, die doppelt so groß sind, als die Frankreichs? Ist England, ein Land des Freihandels, denn doppelt so reich, wie das reichste, durch Zölle geschützte Land Europas? Oder sind denn für diese beispiellosen Schulden, in dem bereits die Ersparnisse der Vergangenen verschlungen sind, irgendwelche Gegenwerte geschaffen?"

Digitized by Google

Der „Economist" vergißt dabei noch die vielleicht ebenso ungeheuren Verluste zu erwähnen, die England durch den Rückgang seines Exportes, durch die Verluste der Versenkung von weit über dreihundert Schiffen mit ihren vollen wertvollen Ladungen, durch die starke Erhöhung aller Preise für Rohmaterialien und Lebensmittel, die England vom Auslande zu beziehen genötigt ist, bereits erlitten hat und täglich neu erleidet. Selbstverständlich geht „Economist" auch an der weiteren Bedrohung von Englands Einfuhr durch die deutschen Unterseeboote vorsichtig vorbei. Er schildert die Lage deshalb noch gar nicht einmal in ihrer vollen Schwere.

Trotzdem ruft „Economist" aus:

„Wenn wir aber dann zu den von Mr. Asquith angegebenen Hilfsquellen kommen, werden wir ungefähr von einem Gefühle der „Verzweiflung" ergriffen. Natürlich war es leichter, damit fortzufahren, unsere Verpflichtungen, unsere Expeditionen, unsere militärischen Kräfte zu erhöhen, so lange man das aufbrauchen konnte, was aus der Vorzeit her aufgespart war und was auf die Industrie der kommenden Generation aufgeliehen werden konnte. Aber wenn dies jetzt ein Krieg von langer Dauer bleibt, wie kann der Premierminister seine Politik dann noch rechtfertigen."

In voller Geringschätzung dieser Schwierigkeiten, die die drei vorstehenden Berichte erfahrener Innenpolitiker, Außenpolitiker und Finanzpolitiker Englands klar enthüllen, deren Erkenntnis heute erst in besonneren englischen Köpfen zu dämmern scheint, stellt sich der englische Premierminister vor das Parlament und spricht die klassischen Worte:

„Weder wir noch unsere Alliierten werden das Schwert in die Scheide stecken, bis Belgien (und sogar Serbien!), alles das, und noch mehr wieder erstattet erhalten haben, was sie verloren haben und bis der preußische Militarismus (das soll wohl heißen, die deutsche Wehrmacht) vollständig gebrochen ist!"

Kann man einen solchen verantwortlichen Staatsmann noch ernst nehmen? Kann man nicht vollauf verstehen, wenn die „Fortnightly Review" bei dieser Regierung „jede klare Erkenntnis der Wirklichkeit" vermissen, wenn Dr. Dillon verzweifelnd die einzige Lösung in einen möglichst raschen Frieden sieht und wenn der „Economist" zum Schlusse fragt:

Digitized by Google

„Ist da der Zeitpunkt nicht gekommen, wo wir von der Überzeugung nicht fortkommen, daß wir eine neue Regierung gebrauchen?"

Ja wenn mit einer neuen Regierung, für die ja auch nach der übereinstimmenden Meinung der drei Autoren die geeigneten Männer sehr schwierig im heutigen England zu finden sind, an diesen unerbittlichen Zahlen, an diesen noch ständig wachsenden Verlusten, die Englands Wohlstand und Industrie nach der Meinung des „Economist" für Jahrzente in Frage stellen, irgendetwas geändert würde! Und wenn es so leicht wäre, jetzt mit Deutschland zu einem Frieden zu kommen. Diesen Faktor berücksichtigt Dr. Dillon wohlweislich noch gar nicht.

Es könnte doch auch im Interesse Deutschlands liegen:

„das nach einer zuverlässigen Schätzung täglich etwa 60 Millionen Kriegskosten, also etwa 2/3 der englischen Kriegskosten bei seinem Kampfe nach drei Fronten hat, das an das Ausland keine namhaften Summen mehr für Rohstoffe und Lebensmittel, für Munition und Frachten auszugeben braucht, sondern sich mit eigenen Mitteln und eigener Produktion jetzt einzurichten gelernt hat"

diesen Krieg solange fortzusetzen, bis Englands Finanzmacht, auf der seine Stellung in der Welt beruht, gründlich zerstört ist. Wenn England an jedem Tage für jede Mark, die Deutschland ausgibt, 1 1/2 Mark jetzt dank seiner Finanzpolitik ausgeben muß, so ist es doch sehr die Frage, wer diesen „Erschöpfungskrieg" länger aushält, den England heute noch predigt.

Jedenfalls dürfte bei der Möglichkeit eines Friedens, wie ihn Dr. Dillon jetzt wünscht und herbeisehnt, nachdem er jahrelang in giftigen Artikeln und Büchern zum Kriege gegen Deutschland gehetzt hat, auch das deutsche Marineamt und die deutschen Unterseeboote noch ihr Wörtchen mitzusprechen haben. Und es könnte dann doch noch sehr in Frage kommen, ob das einfache Vorhandensein der in geschütztem Hafen liegenden englischen „Riesenflotte" die Möglichkeit einer englischen „vernichtenden Niederlage" völlig ausschließt.

Jedenfalls sind diese ersten Äußerungen einer ernsten Kritik der englischen Regierung und ihrer „Zertrümmerungspolitik" durch besonnene englische Wochenschriften, die der Zensur nicht unterliegen, bedeutsam genug, da sie im Resultate völlig übereinstimmen und uns ein genaues

Digitized by Google

Bild darüber geben, welche Erörterungen heute in England „hinter der imponierenden Siegesfassade" sich anspinnen.

März 1916.

Deutschlands Wirtschaftskraft

Von Otto Jöhlinger

Mehr als einmal kann man von ängstlichen Gemütern die Frage hören: „Halten wir diesen Krieg wirtschaftlich durch?" Ihre Beantwortung ist eigentlich durch das erste Kriegsjahr bereits hinreichend erfolgt. Die jährlich heranwachsende Ernte setzt uns in den Stand, unsere Bevölkerung, wenn auch unter gewissen Entbehrungen, so doch unter allen Umständen zu ernähren, selbst auch in Jahren, in denen wir eventuell infolge der Witterung einen geringeren Ernteertrag haben würden. Wir werden stets genügend Getreide, Kartoffeln und Fleisch besitzen, um unsere Bevölkerung so zu versorgen, daß sie nicht zu hungern braucht.

Eine andere Frage, die oft schwieriger zu beantworten sein wird, ist die nach der finanziellen Kraft Deutschlands. Immer wieder kann man die Frage hören: „Hat Deutschland genug Geld für diesen Krieg und ist es stark genug, ihn bis zum siegreichen Ende durchzuführen?" Für jeden, der sich mit dieser Frage noch nicht beschäftigt hat, gibt ein jetzt erschienenes kleines Büchlein, das die Dresdner Bank in Berlin herausgegeben hat und das den Titel führt: „Die wirtschaftlichen Kräfte Deutschlands im Kriege", recht interessante Aufschlüsse. Das Büchlein enthält lediglich Zahlen, die aus amtlichen oder aus privaten Statistiken entnommen sind und einen Vergleich zwischen Deutschland und seinen Gegnern zulassen. Für den Fachmann bringen sie zwar nichts Neues, aber in der geschickten Gruppierung regen sie zu allerlei Schlußfolgerungen an. Dem Laien bringen sie dagegen eine Fülle neuer Feststellungen. An dieser Stelle sollen nur kurz einige der interessantesten Ziffern aus dem deutschen Wirtschaftsleben herausgegriffen und mit denen unserer Feinde verglichen werden.

Daß das Volksvermögen Deutschlands größer ist als dasjenige unserer Feinde, ist in Deutschland längst bekannt. Zahlenmäßige Angaben hierüber sind stets unzuverlässig, da sie nicht auf den gleichen Grund-

Digitized by Google

lagen beruhen können. Macht man diesen Vorbehalt, dann kann man die Zahlen der einzelnen Volksvermögen getrost einmal gegenüberstellen und es ergibt sich folgendes Bild:

Deutschland	330—390	Milliarden Mark
Großbritannien	300—360	" "
Frankreich	200—260	" "

Das Vermögen Deutschlands übertrifft das englische Volksvermögen im Durchschnitt um ca. 10%. Die niedrigsten Schätzungen aus der neuesten Zeit stammen von Helfferich mit rund 330 Milliarden Mark, die höchsten von Steinmann-Bucher mit 397 Milliarden Mark.

Ein Bild der deutschen Sparkraft gibt die Bewegung der deutschen Sparkassen. Trotzdem Beträge in nie gekanntem Umfang für die verschiedenen Kriegsanleihen von den Sparkassen hergegeben wurden, haben die deutschen Sparkassen von August 1914 bis Ende Dezember 1915 einen reinen Zuwachs der Sparguthaben um 660 Millionen Mark erfahren. Die neuen Einzahlungen betrugen 2,8 Milliarden Mark, die gutgeschriebenen Zinsen über 800 Millionen Mark. Hiervon gingen ab für erste und zweite Kriegsanleihe 2,9 Milliarden Mark, so daß trotz der Zahlung für die Kriegsanleihen sich bis zum September 1915 die Guthaben infolge der Zinsen vermehrt haben.

Ein Bild von der großen wirtschaftlichen Stoßkraft Deutschlands bieten die Bestandsziffern und die Produktionsstatistik. Vor dem Kriege besaß Deutschland 20 Millionen Stück Rindvieh, Frankreich 14 Millionen und Großbritannien 10 Millionen. An Schweinen waren in Deutschland 25 Millionen, in Frankreich 6 Millionen und in Großbritannien 3 Millionen vorhanden. Aber nicht nur in bezug auf Fleisch, sondern auch in bezug auf Getreide übertrifft Deutschland seine beiden Gegner. Die deutsche Ernte an Roggen und Weizen stellt sich auf 16,8 Millionen Tonnen, diejenige Frankreichs auf rund 10 Millionen Tonnen und diejenige von Großbritannien auf 1,4 Millionen Tonnen. Hieraus erklärt sich die wesentlich größere Abhängigkeit unserer Gegner von der überseeischen Versorgung gegenüber Deutschland. Am weitesten voraus ist Deutschland bei der Kartoffelproduktion. Deutschlands Kartoffelernte betrug 54 Millionen Tonnen, die französische 12 Millionen und die englische nur 6 Millionen Tonnen.

Digitized by Google

Bei einer Gegenüberstellung der Preissteigerung ergibt sich, daß die Steigerungen in Deutschland während des Krieges durchaus normal waren und einen Vergleich, namentlich mit Frankreich, sehr gut aushalten können.

Besonders interessant ist ein Vergleich bezüglich der Zahlung der Wechselschulden. Ende November befanden sich bei der Deutschen Reichsbank 55 Millionen Mark verfallene Wechsel, bei der Bank von Frankreich 2910 Millionen Mark, bei der Bank von England ruhten 2193 Millionen Mark. Hieran sieht man, wie vorteilhaft es für Deutschland gewesen ist, daß auch nicht einen Tag lang die Zahlungsverpflichtungen unterbrochen waren und daß Deutschland kein Moratorium erlassen hat. Würde Deutschland dem Beispiel Frankreichs gefolgt sein und gesetzlich die Zahlungspflicht unterbrochen haben, dann wäre das Portefeuille der Reichsbank in ganz anderer Weise belastet, als es jetzt der Fall ist. —

Sofort nach Ausbruch des Krieges haben die deutschen Gewerkschaften den Beschluß gefaßt, während des Krieges keine Streikunterstützung zu gewähren, um das Wirtschaftsleben nicht zu stören. Die segensreichen Wirkungen dieses Beschlusses machen sich besonders daran erkennbar, wenn man einen Vergleich mit England zieht. Dort ist ein ähnlicher Beschluß nicht gefaßt worden. Die Folge davon war, daß England in der Zeit vom 1. September 1914 bis 31. August 1915 durch große Streiks rund 3 Millionen Arbeitstage verloren hat, Deutschland dagegen nur 3700 Tage. Dabei sei bemerkt, daß in England die kurzen Streiks statistisch nicht erfaßt werden, so daß die Zahlen für England in Wirklichkeit wesentlich größer sind.

Ein Überblick über das Gewinn-Ergebnis der Aktien-Gesellschaften in Deutschland zeigt, daß die Durchschnitts-Dividende im Geschäftsjahr 1914/15 sich bei mehr als 3000 Gesellschaften auf 6,48% stellte, gegenüber 8,37% in der gleichen Zeit des vorangegangenen Jahres. Daß die Rentabilität bei der Mehrzahl von Industrien zurückgehen mußte, ist kein Wunder, wenn man bedenkt, daß der Export zum weitaus größten Teil in Fortfall gekommen ist und auch sonst die Produktion sich unter schwierigeren Verhältnissen vollzieht als sonst. Immerhin ist eine Durchschnittsverzinsung von 6,48% als durchaus zufriedenstellend zu bezeichnen.

Digitized by Google

Die Zahl der Konkurse hat sich im Jahre 1913 auf 9725 gestellt. Sie sank im Jahre 1914 auf 7739, in 1915 stellte sie sich auf 4594. Freilich darf man aus dieser Gegenüberstellung nicht ohne weiteres einen Schluß ziehen. Man muß vielmehr berücksichtigen, daß infolge der bestehenden Gesetze gegen Kriegsteilnehmer Konkurs nicht eröffnet werden kann und auch das Gesetz über die Geschäftsaufsicht während des Krieges die Verhängung des Konkurses in sehr vielen Fällen verhindert hat. Nur dadurch erklärt es sich, daß die Zahl der eröffneten Konkurse im Jahre 1915 nur halb so groß war, wie in Friedenszeiten.

Ein sehr lehrreiches Bild gibt die Zusammenstellung der Staatsschulden vor dem Kriege. Die Schulden des Deutschen Reiches und der Bundesstaaten zusammen stellten sich auf 21 Milliarden Mark, die von Großbritannien und Irland auf 14 Milliarden Mark. Hierbei sei aber betont, daß ein sehr großer Teil der Schulden in Deutschland damit zusammenhängt, daß das Eisenbahnnetz bei uns verstaatlicht ist, was in England nicht der Fall ist. Den deutschen Staatsschulden steht also eine sehr reelle Deckung gegenüber; denn man schätzt den Wert des staatlichen Eisenbahnnetzes in Deutschland allein auf 20 Milliarden Mark. In Deutschland sind also die Staatsschulden fast ganz durch die Eisenbahnen gedeckt. Das übrige deutsche Staatsvermögen beläuft sich auf mindestens über 4 Milliarden Mark, wenn man allein die Bergwerke, Domänen und Forsten kapitalisiert. Denn diese drei Vermögensobjekte werfen jährlich eine Verzinsung von 200 Millionen Mark ab, was einem Kapitalswert von 4 Milliarden Mark entspricht. Dabei sei bemerkt, daß die Forsten einen wesentlich höheren Wert darstellen, als aus der Verzinsung berechnet werden kann. Dasselbe dürfte auch bei den Domänen der Fall sein. Man hat also in Deutschland Aktiva in Höhe von mehr als 24 Milliarden Mark, denen Schulden in Höhe von 21 Milliarden Mark vor Ausbruch des Krieges gegenüberstanden. Das Deutsche Reich verfügte also bei Kriegsausbruch immer noch über mehr als 3 Milliarden Mark Staatsvermögen nach Abzug der Schulden. Das ist in Großbritannien anders: Hier steht der Staatsschuld von 14 Milliarden Mark nur wenig staatliches Vermögen gegenüber. Die Dresdner Bank beziffert es auf ungefähr 780 Millionen Mark, so daß also in England 13,6 Milliarden Staatsschulden nicht durch staatliches Vermögen gedeckt waren. Ähnlich liegen

Digitized by Google

die Verhältnisse in Frankreich. Dort betrug die Staatsschuld vor dem Kriege 26 Milliarden Mark, wobei bemerkt sei, daß in Frankreich die Eisenbahnen, ebenso wie in England, zum größten Teil kein Staatseigentum sind. Auch in Frankreich sind die Staatsschulden wesentlich größer als das Staatsvermögen. Nimmt man die Kopfzahl, so ergibt sich, daß in Frankreich die Staatsschulden vor Ausbruch des Krieges mehr als doppelt so groß waren, wie die in Deutschland. Pro Kopf der Bevölkerung betrugen nämlich die Schulden in:

Deutschland	312,—	Mark
England	313,—	„
Frankreich	664,—	„

Auf den Kopf des Franzosen kommen also soviel Staatsschulden, wie in England und Deutschland zusammen.

Ein ganz anderes Bild geben die finanziellen Rüstungen vor dem Kriege. Die Dresdner Bank hat die Ausgaben für die Landesverteidigung für die Jahre 1905—1914 gegenübergestellt und da zeigt sich, daß in dieser Zeit die Zentralmächte 18 Milliarden Mark, der Vierverband 42 Milliarden Mark für Heer und Marine ausgegeben haben. Auf den Kopf der deutschen Bevölkerung betrugen diese Kosten 202 M., in Österreich-Ungarn ist der Satz 111 M., in Großbritannien dagegen 305 M., in Frankreich 259 M. und in Italien 140 M. Nur in Rußland ergibt sich infolge der riesigen Bevölkerung eine kleinere Kopfquote, als bei uns, nämlich 87 M. Insgesamt haben die Alliierten 2¼mal so viel für Rüstungen ausgegeben, wie die Zentralmächte. Am meisten, sowohl absolut, als auch relativ, hat Großbritannien in dieser Zeit verausgabt. Bei Frankreich sind die Kosten absolut etwas kleiner, als in Deutschland, relativ dagegen wesentlich größer. Dabei darf man aber nicht vergessen, daß Frankreich nicht nur direkte Kriegsvorbereitungskosten hat, sondern auch indirekte in Form der in Friedenszeiten an Rußland gegebenen Gelder, die zu einem großen Teil als Ergänzung der heimischen Kriegsvorbereitungskosten anzusehen sind und die sich auf mehr als 18 Milliarden Mark belaufen. Demnach hat also Frankreich am meisten in der Zeit vor dem Kriege für Rüstungen verausgabt.

Entsprechend den bisherigen Aufwendungen sind auch die Kosten während des Krieges. Nach einer Aufstellung des „Economist“ entfallen von

Digitized by Google

den Kriegskosten 39% auf die Zentralmächte und 61% auf die Verbündeten, d. h. die Alliierten brauchen beinahe doppelt soviel an finanziellen Aufwendungen, wie die Zentralmächte, wobei zu bemerken ist, daß die Finanzkraft der Zentralmächte die stärkere ist. Würde der Krieg am 31. Juli 1916 beendet sein, dann hätten die Zentralmächte eine Aufwendung von 69 Milliarden Mark zu machen, die Alliierten dagegen von 107 Milliarden Mark. Diese Zahlen rufen die Erinnerung wach an das Wort von den „silbernen Kugeln". Den Alliierten rollen die Kugeln beinahe doppelt so schnell fort wie den Zentralmächten, wobei volkswirtschaftlich der große Unterschied sehr wichtig ist, der zwischen der Verwendung der deutschen Kriegskosten und der englischen besteht. In Deutschland bleibt das Geld zu einem sehr großen Teil im Lande. In England und Frankreich muß es in erheblichem Umfange nach Amerika überführt werden. Für England bedeutet jeder Auftrag für Munition usw. nach Amerika einen Verlust in voller Höhe des Betrages. In Deutschland dagegen sind die Kriegskosten nicht als voller Verlust am Nationalvermögen anzusehen.

Die täglichen Kriegskosten sind bei den Zentralmächten auf 120 Millionen Mark, bei unseren Gegnern auf 245 Millionen Mark veranschlagt, d. h. die Alliierten geben täglich doppelt so viel für den Krieg aus wie die Zentralmächte.

Ein anschauliches Bild von den finanziellen Verhältnissen gibt das Barometer der Finanzlage, nämlich: die Kursbewegung. Bei Kriegsausbruch sind die deutschen Reichsanleihen um rund 13%, die französischen und englischen um rund 22% gesunken.

Gerade jetzt, angesichts der neuen Steuervorlagen, ist es sehr vorteilhaft, wenn man die Steuerbelastung Deutschlands, Englands und Frankreichs gegenüberstellt. 1911 waren nach einer vom Reichsschatzamt im Jahre 1913 veröffentlichten Übersicht die Steuerlasten in

Deutschland	4,0	Milliarden Mark
England	4,7	„ „
Frankreich	3,7	„ „

Pro Kopf der Bevölkerung ergibt das in

Deutschland	62,—	Mark
England	106,—	„
Frankreich	96,—	„

Digitized by Google

An direkten Steuern werden in Deutschland nur 30 M., in England 59 M., an Erbschaftssteuern in Deutschland 0,95 M., in England 11,66 M. erhoben. Die Kopfbelastung mit indirekten Steuern und Zöllen stellt sich in Deutschland auf 30 M., in England auf 35 M. In Frankreich betragen sie sogar 61 M. Hieraus ersieht man, daß Deutschland noch über Steuer-Reserven in einem Umfang verfügt, wie sie England und auch Frankreich nicht mehr besitzen.

Die Nettoverzinsung der Staats-Anleihen ist in allen Ländern während des Krieges gestiegen. Das ist sowohl bei uns, als auch bei unseren Gegnern der Fall. In Deutschland stieg die Nettoverzinsung der Reichsaleihe von 3,90% auf 5,05 %, in Frankreich von 3,60 % auf 5,75 % und in England von 3,33 % auf 5,21 %. Das Interessante dabei ist, daß vor dem Kriege unsere Gegner eine niedrigere Nettoverzinsung der Staats-Anleihen hatten, als wir. Jetzt ist sie in beiden Ländern höher als bei uns. Die Steigerung des Zinsfußes beträgt während des Krieges in Deutschland 30 %, in Frankreich 60 % und in Großbritannien 57 %. Während Deutschland im Laufe des Krieges die Verzinsung der Kriegsanleihe, infolge der ständig günstiger werdenden Kurse steigern konnte, war es bei unseren Gegnern umgekehrt. Die Nettozinsen einschließlich der Tilgungsquote betragen in Deutschand bei der ersten Kriegsanleihe 5,38 %, bei der dritten war sie auf 5,16 % gesunken. In Frankreich wurde die erste Kriegsanleihe mit 5,53 %, die dritte mit 6,58 % netto verzinst. Am stärksten hat Großbritannien seine Aufwendungen erhöhen müssen und zwar von 4,04% auf 6,01 %. Dieser letzte Satz wurde bewilligt bei der berüchtigten Dollar-Anleihe, die in Amerika untergebracht wurde.

Eine große Rolle spielt jetzt während des Krieges die Notenpresse. Sowohl bei uns, als auch in Frankreich ist der Noten-Umlauf gegen normale Zeiten beträchtlich gestiegen, aber er bleibt bei uns weit hinter dem zurück, was in Frankreich ausgegeben ist. Ende November betrug der deutsche Noten-Umlauf zuzüglich der Reichskassenscheine abzüglich der im besetzten Feindesland umlaufenden deutschen Noten rund 6 Milliarden Mark. Der Noten-Umlauf der Bank von Frankreich stellt sich auf 11 Milliarden Mark. Der französische Umlauf übersteigt also den deutschen um rund 90 %; pro Kopf der Bevölkerung waren in Deutschland 52 M. nicht durch Gold gedecktes Papier im Umlauf, in Frankreich dagegen 190 M.

Digitized by Google

Beispiellos in der Geschichte der Finanzwirtschaft steht der Goldstrom, der der Reichsbank während des Krieges zugeflossen ist, da. Bei der Deutschen Reichsbank hat sich während des Krieges der Goldbestand um 1,18 Milliarden Mark vermehrt, bei der Bank von Frankreich nur um eine halbe Milliarde, bei der Bank von England nur um etwas mehr als eine viertel Milliarde.

In welchem Umfange die Kredithilfe in Deutschland und in England in Anspruch genommen wurde, geht aus nachstehenden Zeilen hervor: In der Krise bei und nach Ausbruch des Krieges wurden in Deutschland 479 Millionen Mark von den Reichsdarlehnskassen gegen Verpfändung von Waren und Wertpapieren vorgeschossen. In England erreichte dieser Betrag die Höhe von 4 Milliarden Mark, darunter waren Ende November 1914 ca. 2,2 Milliarden Mark verfallene Wechsel, für die der englische Staat Garantie leisten muß behufs Diskontierung bei der Bank von England.

Ein Zeichen von Vertrauen, das in Deutschland während des Krieges eingetreten ist, bietet die Tatsache, daß die Depositen bei den Großbanken Ende 1914 um 10 % höher gewesen sind, als Ende 1913. In Frankreich dagegen ist eine Abnahme um 28 % eingetreten. In Großbritannien, wo das Depositenwesen eine größere Rolle spielt, als bei uns, ist freilich sogar eine Steigerung um 16 % eingetreten, wobei bemerkt sei, daß die Depositen in englischen Großbanken beinahe doppelt so groß sind wie bei uns. — Seit Kriegsausbruch bis Ende November 1915 haben die Aktien dreier führender Banken bei uns einen Kursrückgang um 3 %, in Frankreich um 43 %, in England um 24 % erlitten. Hier kommt deutlich das große Vertrauen, das unser Finanzwelt zu unseren Großbanken hat, zum Ausdruck und gleichzeitig die Zerrüttung, die im französischen Finanzwesen eingetreten ist.

Vor dem Kriege waren in Deutschland die Zinssätze stets höher, als in Frankreich oder England. Jetzt ist in allen Ländern der Zinsfuß gleichmäßig 5 %. Der Privatdiskont ist in Deutschland jetzt sogar niedriger, als in England, was noch niemals vorher der Fall gewesen war. Ein Zeichen der Geldflüssigkeit in Deutschland ist die Tatsache, daß in Berlin für Bankdepositen nur 1 ½ % bewilligt werden, in London dagegen 3,50 %!

Diese kurzen Gegenüberstellungen bieten ein ebenso interessantes, wie

Digitized by Google

auch erfreuliches Bild, sie zeigen am besten unsere gewaltige wirtschaftliche und finanzielle Stoßkraft im jetzigen Kriege, und sie zeigen auch vor allem, warum die Theorie von den „silbernen Kugeln" Englands falsch ist und es Deutschland länger auszuhalten imstande ist, als unsere Gegner.

Notizen

Die Lage in Rußland

schildert Armando Zanetti im „Giornale d'Italia":

„Infolge des Krieges sind unüberwindliche Verkehrsschwierigkeiten entstanden. Das in den unmittelbar hinter der Kriegszone gelegenen Gebieten herrschende Elend ist ungeheuer. Infolge des Fehlens der deutschen Einfuhr und der mangelhaften Verbindung mit Moskau macht sich ein großer Wassermangel fühlbar. Die Regierung genießt auch nicht einmal bei den gemäßigten Elementen Vertrauen."

Unzufriedenheit Italiens mit Rußland

Die „Stampa" beklagt sich neuerdings über die russischen Zeitungen. Was sie berichteten, sei wenig und zeige, wie schlecht man unterrichtet sei. Besonders erbost ist man darüber, daß die russische Presse darin, daß „Italien Deutschland nicht den Krieg erklärt hat, stillschweigendes Einvernehmen sieht." Die „Stampa" fährt sodann fort: „Die Petersburger Blätter sind insgesamt antiitalienisch und sprechen in einem Ton, den sich die italienische Presse Rußland gegenüber niemals erlaubt hätte. Rein egoistische Motive werden Italien bei allen seinen Handlungen untergeschoben. Es sieht so aus, als bestände die Absicht, die Ziele der italienischen Politik vor der öffentlichen Meinung Rußlands zu entstellen und die Bedeutung des italienischen Krieges zu verkleinern, um ein kritisches Material anzusammeln, das dazu dienen soll, in gewissen Punkten die Rechte und Ansprüche Italiens zu bekämpfen. Die Gefährlichkeit dieses Spiels ist nicht zu verkennen."

Die Klage der „Stampa" unterstützt der „Corriere" vom 3., der die Mitteilung brachte, daß „die in Rußland lebenden Italiener schmerzlich irgendwelche Maßnahmen ihrer Regierung vermissen, die dazu dienten, die unfreundliche Haltung der Presse und des Landes Italien gegenüber zu paralysieren".

Der japanische Handel in Tsingtau

Den Japanern ist es schon im Jahre 1915 gelungen, die Konkurrenz des rührigen englischen Handels in Tsingtau vollkommen auszuschalten. Die chinesische Zeitung „Shen-djon-jih-pao" gibt dafür die Zahlen:

„Im November 1915 betrug die Einfuhr in Tsingtau 16 574 Tonnen, die Ausfuhr 13 136 Tonnen; das ist dem Oktober gegenüber ein Plus in der Einfuhr, ein Minus in der Ausfuhr. Der gesamte Handel ist fast ausschließlich in japanischer Hand. Nur die Engländer haben noch einen minimalen Anteil;

Digitized by Google

nämlich im November mit 92 Tonnen Ausfuhr, 667 Tonnen Einfuhr."

Die unzureichende französische Handelsflotte

Eine französische Wirtschaftszeitung berechnet, daß im Jahr 1915 der Anteil der französischen Flagge im Schiffsverkehr nur 31 % beträgt, was gegen 1913 eine Verminderung von 33 % darstellt. Da $^9/_{10}$ des französischen Außenhandels über See gehen, ist dieser Rückgang des Verkehrs besonders bedenklich. Die Zeitschrift hat es darum nicht schwer, aus den Zahlen nachzuweisen, daß die französische Handelsmarine den Bedürfnissen des Außenhandels überhaupt nicht genüge.

Beladene Schiffe

Einfuhr	1915 zu 1000 t	1913	Verminderung	1915 %
Französische Schiffe . .	6 207	8 308	2 101	25,3
Fremde Schiffe . .	17 729	26 201	8 472	32,3
zusammen	23 936	34 509	10 573	30,6
Ausfuhr				
Französische Schiffe . .	4 317	7 473	3 156	42,2
Fremde Schiffe . .	5 572	18 636	13 064	73,0
zusammen	9 889	26 109	16 220	62,2
Gesamtsumme	33 825	60 618	26 793	44,4

Nach Flaggen geordnet

Französisch	10 524	15 781	5 257	33,3
Ausländisch	23 301	44 837	21 536	48,0
	33 825	60 618	26 793	44,2

Die deutschen Handelseinrichtungen als Muster

„Echo de Paris" sieht in der Londoner Industrie-Ausstellung einen Ersatz für die Leipziger Messe. Dieser Ruhm läßt Frankreich nicht schlafen. Seine Zeitungen überbieten sich mit eigenen Vorschlägen zur Abwehr der deutschen Handelseinrichtungen. So soll die Leipziger Pelzmesse nach Paris verpflanzt werden und in Paris ein deutsches Handelsmuseum „den Franzosen alles Nachahmenswerte zeigen".

Die französische Presse und die deutschen Leistungen

Die Hetze der französischen Presse gegen alles, was deutsch heißt, wird nun selbst dem befreundeten Italien zu stark. Dort schreibt nämlich „Idea Nazionale": „Den Glauben zu erwecken, daß alles, was die Deutschen tun, die Ausgeburt primitiver und verrohter Gehirne ist, heißt dem niedrigen Geschmack und der Unwissenheit der Massen nachgeben, aber nicht dazu beitragen, den Glauben des Volkes zu kräftigen." Die Zeitung erwähnt als Beispiel solcher tendenziöser Berichterstattung hauptsächlich die Militärkritik des „Matin".

Der Papst auf der Friedenskonferenz

Italien ist der Gedanke peinlich, daß der Papst auf der Friedenskonferenz vertreten sein könnte, weil dadurch die Stellung Italiens erheblich geschwächt würde. So schreibt ein Abgeordneter in der „Tribuna": „Der Antagonismus der Interessen zwischen Italien und dem Vatikan bildet ein unübersteigliches Hindernis für eine Beteiligung Italiens an Verhandlungen in Gegenwart eines päpstlichen Vertreters."

Amerikas Sorge um die Farbstoffe

Trotz der Bemühungen Amerikas um die Herstellung von Farbstoffen will die

Digitized by Google

Angst nicht aufhören, daß nach dem Kriege Deutschland doch wieder zum ersten Lieferanten von Farbstoffen sich aufschwingen wird. Dazwischen hinein fallen dann und wann auch Äußerungen, die über die Farbstoffnot klagen, die trotz der erhöhten Produktion in Amerika eingetreten ist. So rief der Abgeordnete Eb. Hill aus Connecticut den Kongreß auf, zur Abhilfe der Farbstoffnot zu schreiten und dafür zu sorgen, daß Amerika endgültig vom deutschen Farbenmonopol unabhängig bleibe. Bevor das geschehen könne, müsse man freilich die Schande ertragen, „daß die Vereinigten Staaten einen englischen König um Erlaubnis zur Einfuhr der Farbstoffe bitten müssen".

Die Vorbereitungen für den Antideutschen Wirtschaftsbund

Der Präsident der Vereinigten Emaillierfabrikanten hat vor kurzem eine Allianz der französisch-italienischen metallurgischen Industrie vorgeschlagen. Dagegen wendet sich nun die italienische Zeitung „Economista": „Unser Land will die Mängel seiner wirtschaftlichen Rüstung beheben. Es hat aber nicht die Absicht, seinen Markt einem fremden Land zu verschließen, um ihn einem anderen fremden Land weit zu öffnen. Das Gefühl muß uns sagen, daß wir vorziehen, unseren Bedarf bei den befreundeten und verbündeten Ländern zu decken, aber man darf sich über den relativen Wert dieser Gefühlsmomente nicht täuschen. Wenn wir nach solchen Gesichtspunkten handeln, anstatt nach denen des nüchternen Interesses, so würde dies zum Nachteil unserer nationalen Wirtschaft und somit mehr zum Vorteil unserer Feinde wie unserer Freunde erfolgen."

In der französischen Presse wollen die Bedenken gegen die englischen Schutzzollpläne nicht verstummen. So schreibt der „Temps": „Die neue britische Zollpolitik sieht Vorzugszölle für das ganze britische Weltreich vor, gleichmäßige Zollsätze zwischen Britannien und den anderen Ententemächten, Begünstigungen für die Neutralen und schließlich Maximalzölle mit Prohibitivcharakter gegen die feindlichen Mächte. Dieses Programm enthält im Hinblick auf die wirtschaftliche Entwicklung aller Alliierten Unannehmlichkeiten und Gefahren, die man nicht mißachten soll. Es ist unbedingt notwendig, daß man schon jetzt die nötigen Unterhandlungen einleitet, um jedem Mißverständnis in dieser Hinsicht entgegenzutreten."

Der Wirtschaftsbund der Feinde Deutschlands zeigt also klaffende Risse, schon bevor er überhaupt gegründet ist.

Ein englisches Urteil über Mitteleuropa

„Manchester Guardian" ließ sich jüngst über Mitteleuropa folgendermaßen aus:

„Deutschland plant ein mitteleuropäisches Reich von Antwerpen, mindestens aber von Hamburg bis zum Persischen Golf. Es bedarf gar keiner neuen Siege, um wenigstens das zu sichern, ganz kleine Landstriche an der Donau gewähren ihm den Durchgang nach Konstantinopel; es begnügt sich wahrscheinlich vorläufig mit der friedlichen Durchdringung Bulgariens und der Türkei. Daraus folgt, daß Deutschland, sofern es nicht ziemlich entschieden geschlagen wird, viel von seinen gegenwärtigen

Digitized by Google

Plänen erreicht, und das ist eine der Möglichkeiten, mit der wir, von unseren Kriegsgefühlen abgesehen, zu rechnen haben. Die Wahrheit ist, daß Deutschland uns wesentlich überlegen war und sich im Kriege großer Vorteile vor uns, dank seiner ausgezeichneten Erziehung zu Methodik und geistiger Disziplin, erfreuen konnte. Seine Universitäten waren seit Generationen die ersten in der Welt, die unsrigen hauptsächlich angenehme Klubs für junge Männer. Seine Schulen haben große Volksschichten wissenschaftlich und technisch herangebildet, während auf den unsrigen Kricket- und Fußballmeisterschaften errungen wurden. Schutzzölle werden uns nicht retten, sie werden unsere Aufgabe nur komplizieren. Wir müßten dem Können mit Können begegnen, gerade wie wir Waffen mit Waffen zu bekämpfen hatten."

Is England superior?

„Yamato Shimbun" beantwortet diese von dem „Times"-Korrespondent in Peking aufgeworfene Frage mit merkwürdigen Auslassungen:

„Die „Überlegenheit" der Engländer scheint einen solchen Grad erreicht zu haben, daß sie Quantität und Qualität verwechseln. Wenn ihre Flotte so riesengroß ist, warum mußte sie dann uns darum bitten, die paar deutschen Schiffe aus dem Osten zu vertreiben? Warum sollte Japan minderwertiger sein, weil es nicht die Erfahrung des Rückzuges von den Dardanellen hinter sich hat und weil es nicht die Komödien aufführt, mit Trommel- und Schellenklang Jagden auf Freiwillige zu veranstalten? Wir lehnen die Ehre ab, mit England verglichen zu werden, das nur darauf erpicht ist, Kolonien zu erwerben, und mit der englischen Armee, die zwei Jahre zum Burenkrieg gebraucht hat."

Die Bewegung gegen den Schutzzoll in England

Nach dem Einlenken der „Times" in der Schutzzollfrage verurteilt nun auch der „Manchester Guardian" den Schutzzoll. Dabei entgleitet der Zeitung das Eingeständnis eines der Hauptgründe, die England zum Krieg gegen Deutschland veranlaßt haben: „Es ist unmöglich, deutsche Industrie, deutsche Schiffahrt leidenschaftslos zu erörtern." Trotzdem ist sich auch der „Manchester Guardian" darüber klar, „daß auf Empfindungen, die durch Kriegsereignisse überhitzt sind, sich etwas Dauerndes nicht aufbauen läßt". Überhaupt glaubt „Manchester Guardian" nicht, „daß ein allgemeiner Boykott Deutschlands im Interesse des Weltfriedens, Englands oder seiner Verbündeten liegt. Ein solcher Boykott würde nur einen neuen Krieg herbeiführen".

Nach dem „Daily Chronicle" vom 7. März wendet sich das Parlamentsmitglied Robertson gegen den Boykott Deutschlands: „Die Vorschläge, sich Deutschlands Handel nach dem Kriege anzueignen, seien unausführbar. Er sei gewiß dafür, Deutschland zu schädigen und verwerfe menschenfreundliche Prinzipien bei der Behandlung von Feinden, doch jede der vorgeschlagenen Methoden zur Schädigung des deutschen Handels treffe den britischen, und ein Boykott treibe die Neutralen nur in Deutschlands Arme. Es sei sehr wohl möglich, daß Deutschland, bisher ein

Digitized by Google

Schutzzollstaat, nach dem Kriege freihändlerisch werde, während England sich in eben das Schutzzollsystem verwickelt sehen werde, das Deutschland in seine jetzige Lage gebracht habe. England stehe vor einer wirklich großen Gefahr."

Sir Swire Smith verteidigt als Freihändler denselben Standpunkt in einer der letzten Nummern des „Economist":

„Wir dürfen nicht vergessen, daß Deutschland selbst ohne Österreich für viele Jahre bei weitem unser größter Kunde gewesen ist. Von 1890 bis 1911 haben unsere Importe von Deutschland um 50% zugenommen, während unser Export nach Deutschland um 105% gestiegen ist. Im Jahre 1911 kaufte Deutschland für über 17 000 000 £ von unseren Woll- und Baumwollfabrikanten = 44% seiner gesamten Einfuhr. Die Textilindustrie repräsentiert unseren größten Export und stellt wahrscheinlich die größte Beschäftigung unserer Schiffahrt dar. Es ist leicht, einen Handelsboykott über Deutschland und Österreich zu verhängen, aber wir würden uns dadurch mehr schaden als unseren Feinden. Wie würden unsere Kolonien dadurch betroffen werden, welche 1911 für 8 000 000 £ Waren von Deutschland kauften und über 50 000 000, also sechsmal mehr, dahin verkauften? Die Zentralmächte haben ein Bevölkerung von ca. 120 Millionen Menschen, und wenn diese künftig boykottiert werden sollen, wo werden wir für unsere Arbeiter in Yorkshire und Lancashire Ersatz finden?

Man kann Personen boykottieren, aber keine großen Nationen, und wenn britische Waren während des Krieges durch die Blockade nach Deutschland geschmuggelt werden können, so können sie schwerlich im Frieden zurückgehalten werden. Keine Regierung wird Gesetze im Parlament durchzubringen wagen, wodurch britische Fabriken in Friedenszeiten geschlossen werden müßten und die Schiffahrt von der Ostküste in Frage gestellt würde.

Vor 100 Jahren war England in einen großen Krieg verwickelt, und die Staatsmänner jener Zeit führten ähnliche Methoden ein, wie sie jetzt wieder empfohlen werden. Sie besteuerten fremde Waren und ausländische Nahrungsmittel und brachten dadurch die große Masse des Volkes an den Rand des Verderbens.

Wir sind jetzt wieder in einen noch schrecklicheren Krieg verwickelt, und es ist unverständlich, daß die Vertreter so vieler Handelskammern, die ihren ganzen Reichtum den Segnungen des Freihandels verdanken, jetzt wieder zum Schutzzoll zurückkehren wollen."

Frankreichs Außenhandel

Die Zahlen des französischen Außenhandels für 1915 zeigen die Verteilung der Einfuhr auf England und die Vereinigten Staaten. Sie lauten:

Der Import von England 1915: 1914 Mill. Fr., 1913: 1115 Mill. Fr.; der Import von den Vereinigten Staaten 1915: 2273 Mill. Fr., 1913: 895 Mill. Fr.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 7. April 1916 * Heft 15

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh * Paul Rohrbach * Philipp Stein

Kriegspolitische Ausrichtung

Von Dr. Paul Rohrbach

Es entspricht nicht den Grundsätzen, nach denen diese Zeitschrift geleitet wird, innerpolitische Angelegenheiten, an denen sich bei uns die Geister und die Interessen mehr oder weniger heftig scheiden, mit zum Gegenstand der Erörterung zu machen. Aus diesem Grunde müssen wir auch unser Urteil über den Streit im Reichstage und in der Presse, wegen der seestrategischen Methoden in der Verwendung der U-Boote gegen England, auf die Feststellung beschränken, daß, so weit Erläuterungen über das militärisch und politisch Tatsächliche wirksam sein können, die Regierung jedenfalls auf die beunruhigten Gemüter einen entscheidenden Eindruck gemacht hat. Dabei versteht es sich von selbst, daß die Region des politischen Urteils, innerhalb derer es gelungen ist, diesen Eindruck hervorzurufen, auf der einen Seite durch diejenigen Kreise abgegrenzt wird, bei denen innerpolitische Tendenzen und Befürchtungen mit der patriotischen Besorgnis wegen des U-Bootkrieges unlösbar verbunden sind, und auf der andern Seite durch eine bestimmte, unerschütterliche Willensrichtung, die ohne Rücksicht auf andere Erwägungen das vaterländische Ziel in der Anwendung der schärfstmöglichen, augenblicklich wirkenden Kampfmittel gegen England erblickt.

Auch wir sind durchaus davon überzeugt, daß die schon seit längerer Zeit schüchtern in England und noch schüchterner in Deutschland auftauchende Formel von den „zwei Siegern" für die zukünftige Gestaltung der Weltverhältnisse in unserem Interesse nicht brauchbar ist. Es darf in diesem Kriege nicht zwei Sieger geben, Deutschland und England, sondern

Digitized by Google

nur einen Sieger, die mitteleuropäisch-orientalische Bundesgenossenschaft. Ihr Sieg muß sich darin ausdrücken, daß alle Angehörigen dieser Genossenschaft ihre entscheidenden Interessen gegen den Willen der Feinde durchsetzen und diese so weit schwächen, daß sie sobald nicht wieder sich gegen uns erheben können. Ein nichtbesiegtes England ist in dem zukünftigen politischen Aufbau nicht brauchbar, weil sowohl der Hochmut als auch die Niedrigkeiten der englischen Gesinnung (Baralong! King Stephan! Rassenschande! Unehrenhaftigkeit und Wortbruch in Recht und Geschäft!) erst vor dem Bewußtsein Englands selber und der Welt besiegt und überführt sein müssen. Bis dahin wird England stets ein unerträglicher politischer und moralischer Kumpan bleiben. Auch die Entwickelung der Ereignisse in Holland, die sich zu der Zeit, da diese Zeilen geschrieben werden, noch nicht übersehen läßt, aber ohne Zweifel auf heuchlerisch-gewalttätige Beschlüsse der Entente unter englischer Leitung zurückführt, zeigt zum hundertsten Male die wirkliche englische Natur, die England, so wie es ist, untauglich zum Element einer ehrlichen und friedlichen Staatsgemeinschaft macht.

Dies im Prinzip zugegeben, ist es im übrigen beinahe mehr Geschmackssache, sich über die größere oder geringere Weichheit des Empfindens England gegenüber zu streiten — vorausgesetzt, man ist auch in dem andern Punkte einig, daß es auch nach dem Kriege notwendig sein wird, mit England zu leben, mit England zu handeln und England als dauernde Welt- und Kulturmacht anzuerkennen. An diesem Punkte scheidet sich das Urteil über England und über Rußland. Auch Rußland gegenüber versteht es sich von selbst, daß ein so großes Gebiet und ein so zahlreiches Volk weder zum Verschwinden gebracht werden, noch sonst dauernd aufhören können, Machtfaktoren von sehr starkem Gewicht zu sein. Der Unterschied in unserem Verhältnis zu England und zu Rußland ist aber der, daß, was England angeht, die Zeit zu unsern Gunsten und zuungunsten Englands arbeitet, sobald wir erst einmal gesiegt und unsere Lebensinteressen in der Welt trotz England durchgesetzt haben, auf der russischen Seite dagegen wird die Zeit auch nach unserem Siege nicht für uns, sondern für Rußland arbeiten, wenn wir nicht bis zu der Einsicht vordringen, wo die Wurzeln des gefährlichen, überwältigenden russischen Kräftewachstums und damit zugleich die Wurzeln des

Digitized by Google

russischen Vernichtungsstrebens gegen uns liegen. Daraus gilt es dann die praktischen Folgerungen zu ziehen.

Gegenüber England sind wir die aufsteigende und wachsende Macht, mit der energischeren Lebensbetätigung und dem kräftigeren Vordringen in der Weltwirtschaft. England führt gegen uns Krieg, um seine Stellung zu erhalten und zu sichern. Zwar hat es sich zum Überfall auf uns mit Rußland, Frankreich usw. verbunden, zwar will es unser Wachstum vernichten und uns für die Zukunft unschädlich machen, zwar will es auch fernerhin allein auf den Schätzen der Welt liegen bleiben, die es genießt und bewacht, aber der eigentliche Zweck seines Krieges ist nicht, sich selber auszudehnen, sondern uns in Schranken zu halten. Wenn es am Ausgang des Krieges geschlagen von diesem Vorhaben ablassen muß, so ist damit auch entschieden, daß unsere eigene Entwicklung siegreich weitergeht. Rußland dagegen ist umgekehrt in der Angriffsbewegung gegen uns. Indem es diese Bewegung vollzieht, folgt es einem unwiderstehlichen Naturtrieb. Ausdehnung, Eroberung sind das Wesen Rußlands. Irgendwohin hat Rußland sich immer ausgedehnt. Die geringe durchschnittliche kulturgeschichtliche, allgemeinhistorische und geographische Bildung, die wir in den osteuropäischen Dingen besitzen, läßt uns immer von neuem vergessen oder bringt uns nicht zum Bewußtsein, wie unausgesetzt die russische Expansion seit einem halben Jahrtausend fortgeschritten ist, und welche gewaltigen Stücke von Europa Rußland namentlich in den letzten zweihundert Jahren verschlungen hat. Dieser Prozeß geht weiter, und wir sollten jetzt das auserlesene Opfer sein. Das eigentliche Ziel ist Konstantinopel, aber es ist für Rußland nur zu erreichen, wenn wir niedergeworfen werden. Einmal soweit gelangt, überlegt sich Rußland, was es gegenüber Deutschland und Mitteleuropa sonst noch für eine Rechnung aufmachen kann. Diese Rechnung läßt es vom Panslawismus schreiben, und als Exekutoren läßt es die 175 Millionen aufmarschieren, die sich Jahr für Jahr um weitere drei Millionen vermehren und durch die in Angriff genommene Landreform an innerer Kraft wachsen.

Man hat mich aus einem hervorragendem Kreise, der zum Lesergebiet der „Deutschen Politik" gehört, darum gebeten, obwohl schon reichlich bei uns von Rußland die Rede gewesen ist, doch um der Größe und der Schwierigkeiten des russischen Problems willen in den nächsten Nummenr

Digitized by Google

möglichst viel neues Material zu seiner Beurteilung vorzulegen. Ich bin bereit, das zu tun, und es trifft sich gut, daß mir bestimmte, interessante und erschütternde (nur zu erschütternde!) Mitteilungen aus Rußland selber zugegangen sind, geeignet, das Wesen der russischen Gefahr für uns bis in ihre Tiefe zu beleuchten. Ich verschiebe das erste Stück davon bis zum nächsten Male und bitte den Leser, sich vorher noch mit dem Artikel in diesem Heft von unserem Mitarbeiter Axel Schmidt vertraut zu machen. Schmidt spricht darin an einer Stelle von dem Programm der drei früheren Minister Schtscheglowitow, Maklakow und Baron Taube, das die Annexion von Ostdeutschland als Preis des Sieges in diesem Kriege für Rußland verlangt. Er erwähnt auch das Sammelbuch über die russischen Kriegsziele („Was erwartet Rußland vom Krieg") das von den führenden russischen Liberalen Anfang 1915, als es mit der russischen Sache in Galizien günstig zu stehen schien, in St. Petersburg veröffentlicht wurde. Hierin findet sich ein Aufsatz von Miljukow, der sich besonders mit den notwendigen Erwerbungen an der russischen Westgrenze beschäftigt. Wer diese Arbeit einmal gelesen hat, der wird wissen, was es im Sinne der politischen Führer Rußlands mit der russischen Gefahr für uns auf sich hat.

Miljukow geht davon aus, daß die polnische Nation, selbstverständlich unter der Oberherrschaft Rußlands, vereinigt werden soll. Er untersucht also zunächst, in welchen Kreisen von Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen Polen leben, und in welchem Zahlenverhältnis sie zu der deutschen Bevölkerung stehen. Das Ergebnis ist, daß die zukünftige deutsch-russische Grenze in Schlesien von Krotoschin nach Brieg gezogen werden soll, Breslau deutsch lassend; danach soll weiter die ganze Provinz Posen auf die polnisch-russische Seite fallen, und westlich von Danzig, wo die „polnischen" Kaschuben wohnen, soll das Meer erreicht werden. Dadurch entsteht für Miljukow allerdings die Schwierigkeit, daß eine deutsche Enklave zustande kommt, Danzig, die Weichselniederung und den nördlichen Teil Ostpreußens mit Königsberg umfassend. Der südliche Teil Masuren, ist von Natur polnisch und somit russisch. Durch irgendeine besondere Art von nationaler Arithmetik reduziert Miljukow dann die Zahl der Deutschen in der rings von der neu ausgedehnten slawischen Welt umschlossenen „Oase" auf nur anderthalb Millionen. Dann fährt

Digitized by Google

er fort: „Diese Oase im Streulagenbesitz Deutschlands zu belassen, ist unmöglich, Rußland wird aus ihr ein neues Ostseegouvernement machen müssen." Die Ostgrenze Polens danach festzulegen, ist „eine innerrussische Angelegenheit!"

Ein Gesinnungsgenosse Miljukows findet sich in dem Fürsten Abamelek-Lasarew, einem bekannten politischen russischen Schriftsteller, der um dieselbe Zeit, Anfang 1915, in Moskau eine Broschüre über die „Bedingungen eines ehrenvollen und dauernden Friedens" erscheinen ließ. Sie ist besprochen im Märzheft der Zeitschrift „Der Panther" von 1915. Lasarew schreibt: „Wir müssen Ostpreußen und Polen annektieren, wodurch Deutschland über 3½ Millionen Polen und Kassuben verlieren würde. Letztere sind den Polen nahe verwandt und leben südlich (?) von Danzig. In der Nähe von Königsberg gibt es noch viele Deutsche. Aber man kann diesen Deutschen gegenüber, die in der Gegend von Danzig und Königsberg leben, das gleiche Expropriationsgesetz anwenden, das einst die Preußen für gerecht und notwendig hielten gegenüber den Polen in Posen. Dadurch würde in wenigen Jahrzehnten die Umgebung Danzigs und Königsbergs von den Deutschen gereinigt werden, an deren Stelle durch Vermittlung der Bauernbank und nach Aufteilung des Großgrundbesitzes landarme Bauern angesiedelt werden können. Wir selbst aber müssen außer der Befreiung der Polen unbedingt noch die Mündung des Niemen und der Weichsel erhalten, zu welchem Zwecke wir uns in Memel, Königsberg und Danzig festsetzen müssen."

Wenn man diese Ideen richtig würdigen will, so muß man sich immer vorstellen, daß es nicht beliebige unverantwortliche Leute sind, die keinen Ruf und keine Stellung zu riskieren haben, sondern die Führer des staatlichen Lebens in Rußland, die Deutschland auf diese Weise behandeln wollen. Man stelle sich vor, daß Persönlichkeiten, wie die anerkannten Führer unserer großen politischen Parteien im Reichstage, oder inaktive Staatsminister von hohem Ansehen, sich vor der Öffentlichkeit in derartigen Auslassungen ergingen! Hinter allem aber steckt das eine große, die übrigen Dinge beherrschende Ziel: Konstantinopel! Das ist und bleibt Rußlands Wille, dorthin wird es den Weg als Herr suchen, solange ihm noch ein Rest von Kraft bleibt — und dorthin führt der Weg nur über die zertrümmerten und zerstückelten staatlichen Körper von Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und der Türkei.

Digitized by Google

Streiflichter zur Weltlage V

Von Professor Dr. Schiemann

Am 27. März hat die erste Sitzung des großen Rats unserer verbündeten Feinde, natürlich in Paris, stattgefunden. Den Vorsitz führte Briand, der den großen Gedanken von der „einen Front" aufgebracht und seine Anerkennung auch glücklich durchgesetzt hat. An sich ist der Gedanke nicht neu, daß ein gemeinsamer Feind nach einheitlichem Plan zu bekämpfen ist, aber er ist in Koalitionskriegen bekanntlich schwer durchführbar und in der Praxis der Kriegführung durch Interessengegensätze, wie sie der Augenblick brachte, oder wie sie eine historische Entwickelung bedingte, kaum jemals durchgeführt worden. Im vorliegenden Fall steht die militärische Wirklichkeit mit dem Gedanken der einen Front in schreiendem Gegensatz. Für Frankreich ist die eine Front die französische Westgrenze und die Durchbrechung unserer Linien der Gedanke, vor dem alles andere zurücktritt. Wir wissen, daß die große Frühjahrsoffensive die uns so emphatisch angekündigt wurde, durch unsere Februaroffensive zu einer Defensive wurde, und es ist sehr fraglich, ob sich das ändern wird. Herr Briand wird Gelegenheit haben zu erkennen, daß die „Bundesgenossenschaft der Seelen" (la ligue des âmes, wie das „Journal des Débats" so hübsch sagt) mehr in Worten als in Taten zum Ausdruck kommen wird. Die von Iswolski geführten russischen Vertreter werden den Engländern erklären müssen, weshalb der Großfürst Nikolai Nikolajewitsch seine Truppen nicht nach Bagdad und Kut el Amara führt, um Townshend und Aylmer zu entsetzen, und es statt dessen vorzieht, sich in Ispahan einzunisten, das ein noli me tangere für den russischen Einfluß bleiben sollte. Wer sich der sehr großen Verlegenheit erinnert, in welche Grey, während der letzten Monate, die dem Kriege vorausgingen, durch die umsichgreifende Politik Rußlands in Persien versetzt wurde, wird auch begreifen, daß, wenn England jetzt mit einem Protest zurückhält, es doch nicht übersehen kann, daß seine Interessen in Zentralasien und Indien durch eine dominierende Stellung Rußlands in Persien gefährdet werden könnten. Die russische Politik rechnet wie die englische mit der Zukunft und schon Peter der Große hatte sein Augenmerk auf Persien und das „warme Meer" gerichtet. Seither ist dieser Gedanke ebensowenig

Digitized by Google

aufgegeben worden wie der Entschluß, früher oder später einmal die Stellung in Ostasien zurückzugewinnen, die ihm im Frieden von Portsmouth von Japan mit englischer Hilfe entrissen wurde. Im Grunde sind die Vertreter der 8 Mächte, die sich in Paris zusammengefunden haben, um über die Zertrümmerung Deutschlands und seine wirtschaftliche Vernichtung zu beraten, entweder säkulare Gegner oder bloße Figuranten: wie Serbien, Portugal, Belgien. Montenegro hinzuzuziehen hat man nicht einmal für nötig gefunden. König Nikita ist in Frankreich interniert und mag sich bittere Vorwürfe machen, daß er nicht rechtzeitig seine Zuflucht bei Österreich gesucht hat. Höchst zweideutig ist auch die Rolle der Salandra, Sonnino, Cadorna. Sie sollen auch ihrerseits an der großen Offensive teilnehmen und sind doch selbst in der ärgsten Bedrängnis. Ihre gegen Österreich gerichtete Landfront ist um keinen Kilometer über die ursprüngliche Linie hinausgekommen, die Adria so gut wie verloren, seit Österreich-Ungarn in den Bocche di Cataro eine uneinnehmbare Stellung für seine Kriegsmarine gewonnen hat; daß Valona sich behaupten läßt, wird immer unwahrscheinlicher, und Tripolis zurückgewinnen würde mindestens die gleichen Opfer kosten wie einst die Besitznahme. Was aber Japan betrifft, so ist die Bewegung, die dort auf Lösung von der englischen Bundesgenossenschaft dringt, in steter Zunahme, und wenn der Mikado rechtzeitig zum Entschluß käme, einen Frontwechsel vorzunehmen, böte sich ihm die Möglichkeit, den leichten Gewinn, den ihm im Stillen Ozean der europäische Krieg brachte, sich dauernd zu sichern. Darüber aber kann kein Zweifel sein, daß, wenn England einmal, nach Beendigung des Krieges, Zeit und Möglichkeit fände, seine Interessen im großen Orient zur Geltung zu bringen, es unter dem Druck seiner großen Dominien: Australien, Neu-Seeland, Kanada, sich vor allem gegen Japan zu wenden genötigt sein würde. Der jetzt in England erschienene Vertreter des commonwealth von Australien, Hughes, hat keinen Zweifel darüber gelassen, daß die großen Kolonien für die Opfer, die sie an Menschen und Geld dem Mutterlande gebracht haben, als Gegenleistung einen vollen Anteil an der Mitregierung des Reichs verlangen werden. Was ihnen in den früheren Kolonialkonferenzen verweigert wurde, eine Mitbestimmung über die Politik des englischen Kabinetts, läßt sich ihnen heute nicht mehr versagen, und das

Digitized by Google

bedeutet ohne allen Zweifel eine Auflösung der englisch-japanischen Allianz. Zu glauben, daß die japanischen Staatsmänner dieser sich vorbereitenden Entwickelung blind gegenüberstehen und sich von ihr würden überraschen lassen, wäre naiv. Sehen wir recht, so handelt es sich für Japan nur noch darum, den rechten Zeitpunkt zu finden, um diesen Frontwechsel zu vollziehen, und es wäre eine Torheit, wenn wir unsererseits ihnen nicht so viel Entgegenkommen zeigten, als möglich ist, um diesen Schritt zu erleichtern.

Von den anderen Teilnehmern an der Konferenz sind wohl nur Rußland und Frankreich durch Interessen und aufrichtige Sympathien miteinander verbunden. Das gemeinsame Interesse beruht auf der Tatsache, daß sie beide Nachbarn Deutschlands sind, und daß Rußland nicht die französischen Pläne in Afrika, Frankreich nicht die russischen Ansprüche in Asien behindert. Was aber die Sympathien von Volk zu Volk betrifft, so gehen sie darauf zurück, daß sie einander nicht kennen. Das russische Volk hat gar keine Vorstellung vom Franzosen. Er ist ihm ebenso ein „Ungläubiger", wie jeder, der nicht der russischen Kirche angehört. Die Sympathien werden von dem Strom jener Reisenden gepflegt, die alljährlich nach Paris gehen: Großfürsten, Aristokraten, Beamte, Gelehrte, radikale Politiker, die ihr Geld den französischen Restaurants und den Pariser Kokotten zutragen, und von den Damen, die bis nach Sibirien hinein ihre Toiletten aus Paris beziehen. Den französischen Bauern aber ist der russische Mushik etwas nie Gesehenes, völlig Unverständliches, aber doch ein Stück jener „Alliance franco-Russe" die zu den Idolen gehört, vor denen jedermann in Frankreich niederfällt. Daß Franzosen und Engländer einander gründlich unsympathisch sind, ist eine bekannte Tatsache, und die Haltung der Engländer auf französischem Boden hat diesen Gegensatz eher gemindert als gesteigert. Dazu kommt, daß die Engländer, abgesehen von wenigen Ausnahmen, zu denen Sir Edward Grey bekanntlich nicht gehört, französisch weder reden noch verstehen, so daß auf jener Konferenz wohl auch das Dolmetschen eine Rolle spielen wird. Zurzeit aber ist man auf beiden Seiten fest entschlossen, über diese und andere unbequemen Gegensätze hinwegzusehen und sich gegenseitig, soviel wie immer möglich, auszunützen. Das zeigt sich auch darin, daß man beiderseits entschlossen beide Augen zudrückt, wo es sich um Fehler und Sünden des Bundesfreundes

Digitized by Google

handelt. Im allgemeinen kann aber darüber kein Zweifel sein, daß mit wenigen Ausnahmen, wie in der unverzeihlichen Baralong-Affäre, die Haltung der Engländer, sobald es sich nicht um die Gesamtpolitik, sondern um den einzelnen Feind handelt, vornehmer und menschlicher ist als die der Franzosen. Sie lassen die Grundsätze des fair play, die sie aus ihrem Sportleben übernommen haben, auch dem tapferen Gegner gegenüber in der Regel nicht außer acht. Bei den Franzosen tritt dagegen der sadistische Zug, der unausrottbar in der Nation wurzelt, immer wieder in empörender Weise hervor. Was die zu Beginn des Krieges in Frankreich zurückgehaltenen Deutschen und was die ersten deutschen Gefangenen in Frankreich erlebt haben, wird noch in frischer Erinnerung sein, wobei besonders bezeichnend ist, daß selbst Damen der gebildeten Kreise an den schmutzigen Ausschreitungen teilnahmen, von denen die Wehrlosen zu leiden hatten. Für undenkbar aber hätten wir es gehalten, daß die Spitzen der französischen Armee sich nicht nur zu Mitschuldigen, sondern ex officio zu Führern und Anstiftern dieser sadistischen Unmenschlichkeiten machen würden. Als Zeugnis dafür wiederholen wir an dieser Stelle den von der „Nordd. Allg. Zeitung" veröffentlichten Befehl des Generals de Bazelaire vom 12. März dieses Jahres, zum Denkmal der Schmach, durch welche Frankreich seine militärische Ehre besudelt hat.

Der Armeebefehl lautet:

Gruppe de Bazelaire,
Generalstab. 2. Bureau
Nr. 4094. Hauptquartier, den 12. März 1916.

Besondere Anweisung.

„Es ist Tag für Tag festgestellt worden, daß die zurückgeführten Gefangenen mittdrichter Milde und sogar mittdrichten Aufmerksamkeiten behandelt wurden. Eine solche Behandlung zeitigt nur eine noch größere Unverschämtheit unserer Feinde.

Es ist ausdrücklich verboten, den Gefangenen, vor ihrer Ankunft im Hauptquartier der Gruppe de Bazelaire, Nahrungsmittel, irgendwelche Getränke (einschließlich Wasser), Kleider, Kopfbedeckungen, Decken oder Stroh zu geben; ferner ist jeder Person des Soldatenstandes, die nicht hierzu befugt sind, verboten, die Gefangenen auszufragen oder das Wort an sie zu richten.

Digitized by Google

Die Gefangenen müssen unseren Unteroffizieren und Offizieren gegenüber eine mindestens ebenso korrekte und unterwürfige Haltung einnehmen, wie die, welche von ihnen ihren eigenen Offizieren gegenüber verlangt wird.

Jedes Vergehen in dieser Hinsicht muß sofort rücksichtslos geahndet werden.

Die begleitenden Unteroffiziere und Gendarmen sind persönlich für die Beobachtung dieser Vorschrift verantwortlich."

Wenn man bedenkt, daß es sich bei diesen deutschen Gefangenen fast ausschließlich um Verwundete handelt, tritt die Gesinnung, aus der heraus dieser Armeebefehl erlassen wurde, in besonders grelle Beleuchtung. Es ist ein militärisches Gegenstück zum Verhalten der französischen Presse in Schrift und Bild, Erscheinungen, die in dieser Roheit nur in Frankreich zu finden sind. Eine Aufgabe für Psychologen wird es sein, die Denkmäler dieses Treibens zu sammeln und als Beitrag zur Geschichte der französischen Psyche zu analysieren.

Als Beobachter steht außerhalb des Kreises der in Paris versammelten Staatsmänner, und doch in der Vorstellung derselben als geistiger und physischer Verbündeter, Amerika, das ihnen allen durch Stellung von Kriegsmaterial jeder Art und Anleihen über schwierige Zeiten hinweggeholfen hat. Auch ist ja nicht zweifelhaft, daß die überwiegende Majorität der Amerikaner, wenn wir von den naturalisierten Deutschen und Iren absehen, mit ihren Sympathien auf Seiten unserer Feinde steht. Es ist unter diesen Umständen mit Genugtuung zu begrüßen, daß die ursprünglich in der „New York Times" erschienenen Berichte von Garet Garrett über die Eindrücke, die er in Deutschland gewonnen hat, nun mehr an der Spitze des Märzheftes der „Current History of the War" erschienen sind. Es sind zunächst Schilderungen der Lebenshaltung Deutschlands während des Krieges, der Schwierigkeiten, die überwunden werden, und der Art und Weise, wie sie tatsächlich bewältigt worden sind. Garrett hält dabei mit seiner staunenden Bewunderung nicht zurück und ebenso läßt er seine Leser nicht im Zweifel darüber, daß die Zuversicht auf einen siegreichen Ausgang des Kriegs Gemeingut ist, und daß tatsächlich alle Parteigegensätze verstummen, wo die Sicherheit des Vaterlandes in Frage kommt. Dagegen ist er fest überzeugt, daß die Deutschen als Volk un-

Digitized by Google

politisch sind, was an Beispielen exemplifiziert wird, die sich nicht ohne weiteres beiseite schieben lassen, aber er hat die Vorstellung, daß nach dem Kriege ein neues Deutschland erstehen werde, in welchem mehr als heutzutage Kapazitäten jeden Berufs eine politische Stellung zugänglich sein werde: Männer, wie Karl Schurz, für die es früher in Deutschland keine Lebensstellung gab, weil sie nicht zu den politisch Privilegierten gehörten, würden emporkommen und Wissenschaft, Finanz, Industrie und Handel, aus deren Kreisen die besten Männer der Nation hervorgehen, ihren Platz auch in der großen Politik finden. Man bestreite auch jetzt nicht die Tüchtigkeit der Regierung, finde sie aber nicht sympathisch und wünsche dem Parlament einen tiefergreifenden kontrollierenden Einfluß zuzuweisen. Es ist dabei vielleicht überraschend, daß Garrett für das Dreiklassenwahlsystem in Preußen eintritt, weil er niemand gefunden hat, der bestreiten konnte, daß Preußen trotz dieses Systems gut regiert werde. Die antideutsche Richtung Amerikas erklärt Garrett einerseits aus Gründen, die Fragen der Empfindung waren (Belgien, „Lusitania"), andererseits aus der politischen Erwägung, daß man in den Vereinigten Staaten glaube, daß Deutschland eine politische Philosophie verfolge, die der amerikanischen antagonistisch sei, und daß der Triumph Deutschlands in diesem Kriege ein Unheil (disaster) für die Demokratie der Welt sein würde. Das sei ein politischer Instinkt, der in der Hitze des Konflikts sich nicht werde beseitigen lassen, der in die Region des Gefühls falle und in diesem Licht aufgefaßt werden müsse.

Das Schlußkapitel (X) „Deutschlands Stellung zur Frage des Friedens" geht von der Erwägung aus, daß es in Deutschland zahlreiches Rohmaterial für ein Friedensprogramm gebe, daß aber weder ein rationelles noch ein irrationelles Programm für den Frieden existiere. Er, Garrett, erklärt die Tatsache aus dem Gegensatz von Zivil- und Militärmacht, wobei die letztere die stärkere Autorität besitze. Das gäbe eine tragische Lage. Entweder müsse Deutschland seine Feinde bis zu hilfloser Erschöpfung schlagen, oder durch die zivile Intelligenz der Kriegführenden einen Weg zum Frieden finden. Die dritte Möglichkeit, welche die außenstehende Welt eine Wahrscheinlichkeit nennen würde, daß nämlich Deutschland physisch erschöpft und völlig geschlagen werden könnte, schiene dem Deutschen außerhalb des Möglichen zu liegen und werde von ihm überhaupt nicht in Betracht

Digitized by Google

gezogen. Auf die gegen diese Stellung unseres Volksbewußtseins gerichtete Polemik des Verfassers gehen wir nicht ein. Aber er sagt, er sei überrascht gewesen, wie viele Deutsche einsehen, daß England und Deutschland eine gemeinsame Zukunft haben, die freilich nur durch zwei Schlüssel zu erschließen sei, und wie viele auf eine schließliche Allianz Englands und Deutschlands gegen die russische Gefahr ihre Hoffnung setzten.

Der Schluß der Ausführungen von Garrett, von denen hier nur ein ganz geringer Teil aufgeführt worden ist, zeigt uns die Überlegenheit, mit der der Sohn der Neuen Welt auf das alte Europa glaubt herabblicken zu dürfen: „Man hat, wenn man in Europa ist, das Gefühl, daß die Völker toll sind und beginnen es zu wissen; es ist als ob sie plötzlich in einem Irrenhause erwacht seien und alle zusammen herausschreien, daß sie gesund sind, es aber weder sich selbst, noch einer dem andern oder der Welt außerhalb beweisen können. Und niemand kann einen Ausweg sehen. Es ist ein verzweifeltes Bekennen, daß die europäische Diplomatie bankerott ist...

Er aber, den man den ökonomischen Diktator Europas nennen könnte, sagt ruhig: „Ist das nicht Unsinn? Könnt ihr verstehen, was eigentlich los ist? Ich kann es nicht. Es scheint mir der scheußlichste Unsinn zu sein." Und so geht er hin und zwingt die industrielle Energie Deutschlands, sich der Arbeit für Kriegszwecke hinzugeben. Das ist sein Geschäft.

Ein Ausweg muß aber gefunden werden. Jedermann, der es sagt, macht, als wäre es etwas, das wahr sein müßte, ohne sagen zu können, weshalb. Und obgleich die Amerikaner aus naheliegenden Gründen nicht geliebt werden, glauben die meisten Deutschen, daß die Initiative für den Frieden von den Vereinigten Staaten ausgehen wird ..."

Der ökonomische Diktator, der Deutschland dazu gezwungen hat, seine Industrie ganz dem Kriege dienstbar zu machen, indem er die Alliierten mit Munition versorgte, ist aber Wilson, der heute Amerika repräsentiert und ihm gerade traut, wie es scheint, in Amerika niemand zu, daß seine Initiative zum Frieden führen könnte. Man traut ihm überhaupt in Amerika Einsicht und Kraft nicht zu, Amerika, geschweige denn die Welt, auf den rechten Weg zu führen.

„Vielleicht niemals war zu einer Zeit, da vom häuslichen Standpunkte aus das Land gedieh und sich des Friedens freute, ein Staat mehr gei-

Digitized by Google

stiger und moralischer Führung bedürftig, als unser Vaterland", schreibt in einem seiner stets beachtenswerten Leitartikel der „Argonaut" (San Franzisko, 26. Februar). „Wir haben — fährt er fort — danach gesucht, aber vergeblich. Unser Präsident, ein Mann von gewinnenden Manieren, von dem unzweifelhaft wertvolle Anregungen ausgingen, hat gezeigt, daß er vornehmlich ein Mann ist, der Worte bringt. Seine Vorurteile sind zwar feststehende Größen, aber sein Urteil ist veränderlich wie Sand. Er bietet uns das Schauspiel eines Mannes, der in akademisch gefestigten Theorien geschult ist, der aber in seinem Bemühen um Popularität und Anerkennung, von Ebbe und Flut opportunistisch bestimmt wird. Die Pflichten eines hohen Amtes in der Exekutive und die Versuchungen, die persönlicher Ehrgeiz mit sich bringt, haben zur Entdeckung geführt, daß Mr. Wilsons wesentliche Schwäche im Charakter liegt. Ein anerkannter Grundsatz sagt, daß der kein Führer ist, der nicht weiß, wohin er geht. Unser Präsident ist über seine Ziele so wenig im klaren, daß er heute den Erfolg von gestern preisgibt, indem er den gestern aufgestellten Grundsatz zurückzieht, und heute einen politischen Kurs vorschreibt, den er gestern als falsch und irrig verdammt hat.

Und wie unser Präsident versäumt hat, dem Lande zu geben, was es aus seiner Hand erwartete, so hat auch ein halb Dutzend anderer Männer getan, an die unser Volk sich mit mehr oder minder großem Vertrauen wandte, um weise Ratschläge und Sicherheits-Bürgschaften zu erhalten. Als ein ernstes Ereignis bevorstand, fand sich kein Mann, dessen geistiges und moralisches Fassungsvermögen sich unseren Bedürfnissen gewachsen gezeigt hätte. Wir erwarteten voll Vertrauen Beweise unserer Macht und haben Politik gefunden. Wir hofften auf Mut und stießen auf Schüchternheit. Wo wir Klarheit und Einsicht erwarteten, haben wir Konfusion gefunden. Um es kurz zu sagen, wir dachten an Führung, die Vertrauen einflößen werde, und fanden Unentschlossenheit, Zögern und Mangel an Selbstvertrauen."

Mit dieser Betrachtung leitet der „Argonaut" die Rede ein, die Mr. Elihu Root gegen den Präsidenten Wilson vor einer politischen Versammlung in New York Mitte Februar gehalten hat. Er faßte zum Schluß seine Vorwürfe gegen das Regiment Wilsons unter den folgenden drei Gesichtspunkten zusammen:

Digitized by Google

1. Mangel an Voraussicht, um rechtzeitig die amerikanische Diplomatie durch aktive und sichere militärische Mittel zu stützen;
2. Verlust des Ansehens in der Welt durch eine Politik, die zwar drohte, aber ihre Drohungen nicht verwirklichte;
3. Verlust moralischer Kraft, weil versäumt wurde, der Welt den Geist der amerikanischen Demokratie in bezug auf ihre Stellung zu den schrecklichen Ereignissen bei Beginn des Krieges klar darzulegen.

Dagegen könne Amerika, wenn die republikanische Partei wieder ans Ruder käme, mit vollem Vertrauen darauf rechnen, daß die Diplomatie der Republik durch ehrliche, mutige Männer und entsprechende militärische Vorbereitungen unterstützt werden würde.

Der „Argonaut" knüpft hieran die Bemerkung, es gäbe Zeiten, in denen der stärkste Mann auch der nützlichste sei. „Es liegt in der menschlichen Natur, daß sie in Notfällen sich von dem Schwachen abwendet und dem Starken zufällt. . . Wenn dieser tolle Krieg zu Ende sein wird, wird die Welt sozusagen umzumachen sein. Amerikas Pflichtanteil bei diesem Prozeß des Ummachens wird in Abhängigkeit stehen von der Qualität des Verstandes und des Charakters im Weißen Hause. Kann es da zweifelhaft sein, daß Mr. Root als Präsident der Vereinigten Staaten eine kolossale Figur bei der bevorstehenden Neuordnung sein würde? Und gibt es jemanden, der glaubt, daß es unter uns einen Mann gibt, der gleich geeignet wäre für eine Stellung, von der die Wohlfahrt der Welt und gewiß auch die unseres eigenen Landes abhängt? . . ."

Da nun nicht zweifelhaft sein kann, daß die Wahl Roots zum Präsidenten der Vereinigten Staaten eine gegen Deutschland gerichtete Politik zur Folge haben würde, würde sie uns ebensowenig freuen wie etwa die Roosevelts, der gleichfalls im republikanischen Lager zahlreiche Anhänger hat. Am günstigsten wäre für uns und für den Weltfrieden die Wahl eines neuen Mannes aus den Kreisen der Demokraten, da sich von ihm am ehesten die Behauptung einer wirklichen Neutralität erwarten ließe. Mehr aber wollen wir nicht von Amerika, und das zu wollen ist unser gutes Recht. Vielleicht führen übrigens die steigenden Schwierigkeiten, die der Raubzug Villas zur Folge gehabt hat, zu einer mehr nüchternen Beurteilung der europäischen Fragen. Auch glauben wir, daß das Heldentum von „Emden" und „Möwe" und der heroische Untergang des „Greif"

Digitized by Google

nicht ohne Nachwirkung auf die Stimmung der Amerikaner uns gegenüber sein wird, ganz wie erwartet werden darf, daß der glänzende Erfolg unserer vierten Kriegsanleihe den Männern von Wallstreet den Eindruck hinterlassen wird, daß es nützlich sein könnte, mit der Finanzkraft Deutschlands in guten Beziehungen zu bleiben.

Von dem Eindruck, den der Eintritt des Großadmirals von Tirpitz ins Privatleben außerhalb Deutschlands gemacht hat, läßt sich eine klare Vorstellung um so weniger gewinnen, als die Gründe seines Ausscheidens nicht bekannt sind und wohl auch bei uns nicht der Öffentlichkeit preisgegeben werden dürfen. Daß wir unseren Unterseebootkrieg kraftvoll fortsetzen, haben die Meldungen der letzten Tage deutlicher bewiesen, als unseren Feinden lieb ist. Da Admiral von Capelle bis vor kurzem noch der nächste Mitarbeiter seines berühmten und hochverdienten Vorgängers war, kann von einem Systemwechsel keine Rede sein. Wenn sich unsere Feinde und Neider einen Vorteil von dem Scheiden des Großadmirals versprachen, hat die Resolution ihre Hoffnungen vernichtet, zu der sich unsere politischen Parteien in der Reichstagskommission vereinigt haben, nachdem sie die vertraulichen, und, wie ausdrücklich hervorgehoben wird, rückhaltlos offenen Erklärungen der Regierungsvertreter, speziell des Reichskanzlers, angehört hatten. Die „Nowoje Wremja", die gewohnt ist, wo sie nicht weiß, zu erfinden, erklärt sich den Hergang so, daß die Engländer mit ihren Stahlnetzen mehr als achtzig deutsche Unterseeboote gefangen hätten. Daher usw. Es lohnt kein Wort der Erwiderung zu verschwenden.

Inzwischen hat an unseren Fronten in Ost und West der Erfolg alle unsere Unternehmungen begleitet, im Osten in der Defensive gegen eine Übermacht, die mit jedem neuen Tage immer mehr zusammenschmilzt, im Westen durch ein systematisches Vordringen gegen Verdun, ohne daß die verzweifelten Vorstöße der Engländer und Franzosen etwas daran zu verändern vermöchten. Daß wir noch Zeit brauchen, ehe Verdun fallen kann, wissen wir, und wir sind nicht ungeduldig. Das Ziel wird erreicht werden.

Was die Stellung unserer Truppen und derjenigen unserer Verbündeten vor Saloniki betrifft, so tritt immer deutlicher zutage, daß die Engländer und Franzosen zu einer Offensive gegen die feste, von den Bulgaren gehaltene Stellung unfähig sind. Sie beschränken sich auf Artillerie- und Fliegerkämpfe und darauf, die Griechen weiter zu drangsalieren, sie haben jetzt

Digitized by Google

auch ihre Ansprüche auf Nordepirus auf die calendae gracae des Friedenskongresses verschoben. In Rumänien beginnen die Verhältnisse sich in unserem Sinne günstiger zu gestalten, was die natürliche Folge hat, daß die Sprache Rußlands dem Bukarester Kabinett gegenüber immer anmaßender wird. Daß die Ententemächte Rumänien ein Ultimatum gestellt und eine Bestechungsanleihe angeboten hätten, wie die Zeitungen wissen wollen, ist amtlich noch nicht bestätigt. Aber undenkbar ist es nicht, so ungeheuerlich es wäre! Die russische Presse hat seit einiger Zeit den Rumänen gegenüber einen höhnischen Ton angeschlagen. So macht die „Rjetsch" nicht nur darüber ihre Glossen, daß die Rumänen völlig teilnahmslos der Bestattung der Königin Elisabeth gegenüber gewesen seien, ja sogar den Tag in unverkennbarer Feststimmung verbracht hätten, sondern das Blatt knüpft daran noch die folgende Betrachtung: „Übrigens ist Rumänien jetzt eines der Länder, das der Krieg reich gemacht hat, und so versteht man, daß in Bukarest, wo man ununterbrochen Gold klingen hört, kein Raum für Trauer ist. Die Stadt lebt jetzt besonders heißhungrig. Endlose Reihen von Equipagen und Automobilen, die ohne Leitung durch die Polizei nicht zu entwirren sind, lange Reihen französisch geputzter Frauen, lärmende Gastwirtschaften und Cafés — kurz, überall Gelage und Bacchanalien trotz der wahnsinnigen Teuerung. Nimmt man das Spekulationsfieber hinzu und die erstickende Luft der internationalen Spionage, so ist das Bild von Bukarest skizziert.

Rumänien, das von den kämpfenden Staaten umringt ist, fühlt, daß es als mitkämpfende Macht dem Meistgebot zufallen wird. Die Regierung Bratianus gibt zu, daß sie viele Trümpfe verloren hat, indem sie dieselben vor dem Auftreten Bulgariens nicht ausspielte. Der einzige Trumpf, der ihm noch geblieben ist, ist die Unbestimmtheit der rumänischen Neutralität. . ." Man kann schwer verächtlicher von einem Staate sprechen, der noch vor kurzem unter den Balkanmächten fast die Stellung einer Großmacht einnahm. Was aber die höhnische Schilderung des Bukarester Lebens betrifft, so sind dafür die Analogien in Petersburg und Moskau zu finden.

In der inneren Politik Rußlands geht der Kampf zwischen Regierung und liberal-radikalem Block weiter, aber die Vorteile sind, solange der Block zusammenhält, was zweifelhaft geworden ist, auf seiten des letzteren.

Digitized by Google

Die letzten 14 Tage haben Angriffe gegen die Regierung von den Tribünen der Duma gebracht, die selbst in den Tagen der ersten und zweiten Duma (beide wurden bekanntlich aufgelöst) nicht übertrumpft worden sind. Chwostow, der Minister des Innern, ist darüber gefallen, wie vor ihm Souchomlinow und jetzt Poliwanow, die schmutzige Rolle Rasputins ist aufs neue zur Sprache gebracht worden, die Forderung nach unbeschränkter Amnestie tauchte wieder auf, und nur in einem Punkt waren Regierung und Volksvertretung eines Sinnes, in weiterer Verfolgung und Entrechtung aller Deutschen im russischen Reiche, gleichviel ob sie russische Staatsangehörige sind, wie die Balten und die Kolonisten, die seit den Tagen Katharina II. und Alexander I. den russischen Untertanen verbunden angehören, oder als Gäste in Rußland weilten. Gegen die Aufhebung aller erworbenen Rechte der Deutschen auf städtischen oder ländlichen Immobilienbesitz hat zwar Miljukow protestiert, aber Regierung und Duma haben sich darüber hinweggesetzt, und es ist keine Aussicht, daß die Willkür vor dem geheiligten Recht des Privateigentums halt macht. Es ist gar nicht abzusehen, wohin diese Entwicklung führen wird. Unter keinen Umständen können diese Orgien der Ungerechtigkeit zu einer Stärkung der Widerstandsfähigkeit Rußlands führen. Die Nemesis schreitet langsam aber sicheren Schrittes ihrem Ziel entgegen, und gewiß wird sie es erreichen.

Dardanellen oder Persischer Golf?

Von Axel Schmidt

Wenn von Kennern Rußlands die Ansicht vertreten wird, daß der deutsch-russische Gegensatz unüberbrückbar geworden ist, weil das russische Streben nach dem Mittelmeer nicht halt machen werde vor der deutsch-türkischen Freundschaft, so wird oft als Ausgleichsmöglichkeit auf den Persischen Golf hingewiesen, der Rußlands Streben nach dem Meere befriedigen könnte. Ist diese Ansicht richtig? Gewiß würde Rußland den dortigen Ausweg zum Wasser nicht verschmähen. Dazu ist sein Expansionsdrang zu groß. Aber mitnichten würde es dadurch sein altes Ziel Konstantinopel aus dem Auge verlieren. Man darf eben nicht übersehen, daß sowohl seine geographische Struktur

Digitized by Google

— deren Rückgrat der Dnjepr bildet — als auch seine wirtschaftliche Entwickelung es auf einen Ausweg nach dem Mittelmeer hindrängen. Die Stoßkraft dieses Wunsches ist deshalb ja gerade so groß, weil kirchliche Bedürfnisse mit machtpolitischen Wünschen und geschichtlichen Ansprüchen aufs engste verbunden sind. Solch tausendjährige Ziele lassen sich nicht mit einem Federstrich beseitigen, indem man dies Schwergewicht der russischen Entwickelung weiter nach Osten zu verschieben vorschlägt. Wenn man auch ganz von den machtpolitischen Erwägungen absehen würde, die bisher freilich in erster Linie gestanden haben, so läßt sich die Tatsache nicht leugnen, daß das jetzige russische Wirtschaftsleben im europäischen Rußland konzentriert ist und hier sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt mehr nach dem Süden verschiebt. Trotz der rapiden Entwickelung Sibiriens wird noch auf lange hinaus die Ukraine Rußlands Getreide-, Erz- und Kohlenkammer sein und bleiben. Diese Güter ließen sich aber selbst mit dem entwickeltsten Eisenbahnsystem nicht über den Persischen Golf versenden. Die lange und teuere Eisenbahnfracht würde diese Massenprodukte so verteuern, daß sie auf dem Weltmarkte nicht konkurrenzfähig wären. Dazu käme, daß ein Rußland, dessen Ausfalltor nach dem Persischen Meerbusen verschoben wäre, nicht von Petersburg aus regiert werden könnte, sondern nur von Taschkent oder irgendeinem anderen östlich gelegenen Zentrum. Auch nach Erwerb des Persischen Golfes würde die Sehnsucht nach dem Mittelmeer unverändert fortbestehen, denn ein Reich von der Größe Rußlands, das vom Eis- bis zum Schwarzen Meer, von der Ostsee bis an den Stillen Ozean reicht, kann keinen einheitlichen Wirtschaftskörper bilden, sondern bleibt trotz aller Zentralisation eine Vielheit von Wirtschaftsgebieten. All die vielen Rohprodukte, die Rußlands Export noch für lange hinaus ausmachen werden, vertragen einfach gar nicht solch lange Eisenbahnfrachten, wie von Moskau nach Wladiwostok oder von Odessa nach Petersburg. Werden doch fast alle Massengüter trotz der sibirischen Bahn noch heutzutage durch die freiwillige Flotte um ganz Asien herum nach Wladiwostok befördert. Ebenso werden Salz und andere Dinge aus dem Kaukasus nicht per Bahn nach Nordrußland versandt, sondern um Europa nach Riga und Petersburg verschifft.

Mit der Industrialisierung des Südens Rußlands, die bald

Digitized by Google

nach dem Erbauen der Bahnen zum Schwarzen Meer begann, wodurch auch ſchnell die ſüdruſſiſche Steppe in ein wogendes Kornfeld umgewandelt wurde, iſt die frühere kirchliche Motivierung des Wunſches nach dem Beſitze Konſtantinopels nüchternen wirtſchaftlichen Erwägungen gewichen. Um aber die impulſive Kraft des ruſſiſchen Wunſches nach Konſtantinopel richtig zu bewerten, iſt es nötig, einen Blick auf die ruſſiſche Geſchichte zu tun, durch die der Kampf nach dem Zugang zu dem offenen Meere im Süden wie ein roter Faden geht.

Rußlands Geſchichte, oder richtiger geſagt, die tauſendjährige Geſchichte des Gebietes, das jetzt vom ruſſiſchen Staat umfaßt wird, beginnt gleich mit dem Suchen nach dem Oſtweg, um Byzanz zu erreichen. Den Warjagern, die nach dem reichen Byzanz ſtrebten, um dort Sklaven zu verkaufen, zu rauben oder Kriegsdienſte zu nehmen, war der Weſtweg um Europa zu weit und zu beſchwerlich. Sie verſuchten daher den Wolchow hinauf und den Dnjepr hinunter zu fahren, um vom Schwarzen Meer aus das reiche Byzanz zu erreichen. Es iſt daher kein Zufall, daß das erſte politiſche Leben im ruſſiſchen Gebiete am Dnjepr in Kiew entſteht. Nur zu bald wird jedoch dieſes machtpolitiſche, wirtſchaftliche Streben durch das kirchliche Motiv abgelöſt. Die in Rußland gebliebenen Warjagerfürſten nehmen das griechiſche Chriſtentum an und trennen ſich damit von dem übrigen Europa ab.

Wie man ſieht, ſind damit bereits die beiden Motive angeſchlagen, die richtunggebend für die ganze ſpätere ruſſiſche Entwickelung werden. Nur die Tatariſierung tritt ſpäter noch hinzu, um dem Oſtſlawentum die moskowitiſche Prägung aufzudrücken. Das Erbe der Sehnſucht nach Byzanz übernimmt aber der Moskowiterſtaat von dem ukrainiſchen Reiche. Kaum iſt es Iwan Kalita gelungen, die tatariſchen Ketten abzuſchütteln, ſo gibt er ſchon ſeinen Nachfolgern den Rat, die Sammlung der ruſſiſchen Erde bis nach dem Schwarzen Meere auszudehnen. Dieſe nach Byzanz gerichtete Grundtendenz des Moskowiterſtaates erhält eine weitere Verſtärkung beim Einbruch der Türken nach Europa. Als das oſtrömiſche Reich unter den Schlägen der Türken zuſammenbrach, ging der oſtrömiſche Weltſtaatsgedanke auf Rußland über. Des letzten oſtrömiſchen Herrſchers Nichte Sophia Paleologa war nämlich mit Iwan III. von Moskau verheiratet. Als äußeres An-

Digitized by Google

zeichen dieser Ansprüche nahm der russische Herrscher das griechische Wappen mit dem Doppeladler als russisches Staatswappen an. Seit der Zeit liebte es die griechische Kirche, Moskau als drittes Rom zu feiern.

Als unter dem Vater Peters des Großen der jahrhundertelange Kampf zwischen Polen und Moskau um die Ukraine entschieden war, begann sofort der Kampf um die südliche Reichsgrenze. Zwar wurde er zuerst nicht aus wirtschaftlichen Gründen geführt, weil die Steppe keine Güter produzierte, die über Konstantinopel hätten transportiert werden können. Peters I. Streben war um so mehr machtpolitischer Natur, als er sich durch den Erwerb der Ostseeprovinzen den Zugang zum westeuropäischen Wirtschaftsleben verschafft hatte. Kirchlich war die Frage des Besitzes von Konstantinopel zu Peter I. Zeit kaum fundiert. Dieses Mittel im Kampfe gegen den Ungläubigen verwandt zu haben, ist die Erfindung der deutschen Fürstentochter Katharina II., die ihren Enkel schon in der Hoffnung auf den Erwerb Konstantinopels Konstantin taufen ließ.

Seitdem ist dieses Motiv lange Zeit ausschlaggebend gewesen, wobei die historische Objektivität es verlangt anzuerkennen, daß es anfänglich zumeist von den Balkanstaaten benutzt wurde, um russische Hilfe für ihre ewigen Kämpfe mit den Türken zu erhalten. Bald kam zum kirchlichen Motiv das nationale — die slawische Blutsverwandtschaft — hinzu. Von Nikolai I. bis Alexander II. herrschte letzteres absolut vor, wobei bis zum Krimkrieg der Gedanke überwog, den ganzen Balkan zu verschlingen, während von da an mit dem Plane geliebäugelt wurde, sich auf ihm ergebene Vasallenstaaten zu verschaffen. Mit dem Berliner Kongreß schließt diese Periode ab. Langsam und in der ersten Zeit unmerklich, später immer stärker beginnt sich das ursprüngliche wirtschaftliche Motiv wieder in den Vordergrund zu schieben. Mit der Verwandlung der südrussischen Steppe in Ackerland und namentlich seit der Stolypinschen Agrarreform verstärkt sich diese Tendenz immer mehr. Das Schreiben des Petersburger Professors Mitrofanow an die „Preußischen Jahrbücher", das gegen Deutschland in den Ruf ausklang: „Hände weg von Konstantinopel, wo 70 % unseres Getreideexports durchpassieren" —, ist der beste Beleg für

Digitized by Google

die Wandlung der Ansichten der russischen Gesellschaft in bezug auf die Frage des Besitzes von Byzanz. Daher war auch die Erregung in Rußland so groß, als General Liman von Sanders nach der Türkei berufen wurde, um die Reorganisation des Heeres zu übernehmen. Das wirtschaftliche Moment hat daher auch diesen Krieg im Gegensatz zum japanischen bei Handel und Industrie so populär gemacht, indem die fortschrittlichen Elemente, die früher vom Konstantinopeler Ideal der Panslawisten nichts wissen wollten, jetzt die Hauptrufer im Streite wurden. Die Abschüttlung des deutschen wirtschaftlichen Joches durch die Forträumung der türkischen Sperre wurde die Losung des Tages. Diesem wirtschaftlichen Ideale wurde die Erwägung zum Opfer gebracht, daß ein siegreicher Krieg die Reaktion im Innern stärken würde. Zu Anfang des Jahres 1915 erschien denn auch von den führenden Geistern der Kadettenpartei eine Broschüre, in der die russischen Kriegsziele erörtert wurden. Bezeichnenderweise wurde diese Sammlung von einem wirtschaftspolitischen Artikel des Professors Tugan-Baranowski eingeleitet. Er faßte seine Ansicht dahin zusammen, daß keine großen wirtschaftlichen Vorteile (wohl aber natürlich politische!) durch die Angliederung deutscher und österreichischer Gebiete für Rußland zu erhoffen seien, dagegen sei dies zu erwarten durch die endgültige Entscheidung der russischen historischen Aufgaben im nahen Osten. „Rußlands jahrhundertelanges Streben nach einem freien Ausgang aus dem Schwarzen Meer dürfte dieses Mal von einem vollen Erfolg gekrönt werden. Damit würden sich aber glänzende Perspektiven für eine wirtschaftliche Entwicklung unseres Südens ergeben. Nur in dieser Richtung kann Rußland einen würdigen Lohn für alle von ihm gebrachten und wahrscheinlich schweren Opfer erhalten."

Und die Autorität der Kadetten in auswärtigen Fragen, Professor Miljukow, faßt seine Wünsche dahin zusammen:

„Seit dem Eintritt der Türkei in die Zahl unserer Feinde ist uns die Möglichkeit geworden, die endgültige Entscheidung unserer jahrhundertelangen Aufgabe im nahen Osten herbeizuführen. Das Ziel muß jetzt der Erwerb des Bosporus und der Darda-

Digitized by Google

nellen zusammen mit Konstantinopel und einem genügend großen Stück der Küste zum vollen Besitze Rußlands sein, um die Verteidigung der Meerengen sicherzustellen."

Diese Worte sind zwar vor einem Jahre geschrieben, als die russischen Truppen noch tief in Galizien standen, aber trotzdem die russischen Heere seitdem eine Niederlage nach der andern erlitten haben, und die Dardanellenexpedition der Engländer kläglich zusammengebrochen ist, will Miljukow doch nicht von diesem Endziele ablassen, hat er doch erst vor einigen Tagen wieder in der Duma betont, daß Deutschland, der „Todfeind" Rußlands, vollständig niedergerungen werden müsse und der Besitz Konstantinopels samt den Meerengen die unumstößliche Vorbedingung für einen Frieden bilde. Er führte dabei aus:

„Die Parole des russischen Volkes laute gegenwärtig: Ausgang zum offenen Meere! Wir haben den Krieg nicht begonnen, allein wir werden ihn nicht beenden, ehe dieser Ausgang nicht zur Tatsache geworden ist. Der Erwerb der Meerengen wäre nicht eine eigentliche Gebietsannektion, da das riesengroße Rußland weiterer Gebietserweiterungen nicht bedarf; aber ohne das offene Meer kann es nicht gedeihen. Alle Welt gesteht Serbien das Recht zu einem Ausgang nach dem Schwarzen Meere zu. Rußland hat das nämliche Recht. Die Pläne der Deutschen liegen klar zutage. Ein allfälliger deutscher Sieg würde in Europa ein Zwitterreich schaffen, in enger politischer und wirtschaftlicher Union mit Österreich-Ungarn, und die Balkanstaaten würden unter einer solchen Entente, die danach trachten würde, sich durch die Türkei hindurch einen breiten Weg nach dem Orient zu bahnen, sehr zu leiden haben. Das geographische Ideal Deutschlands ist offensichtlich: Berlin—Bagdad. Sobald wir nun von diesen deutschen Absichten Kenntnis erhalten hatten, blieb uns keine Wahl mehr, denn es handelte sich für uns nicht mehr darum, ob die Meerengen türkisch bleiben oder russisch werden sollten, sondern bloß darum, daß sie nicht deutsch werden dürften. Übrigens seien die Aussichten wegen der Meerengen ziemlich günstig, dank dem zwischen den Verbündeten im April 1915 hinsichtlich der Meerengen vereinbarten Abkommen."

Was aber noch mehr besagt, ist, daß die Führer der Reaktion, die frühe-

Digitized by Google

ren Minister Schtscheglowitow, Maklakow und Baron Taube, die bisher von dem fortschrittlichen Blocke verdächtigt wurden, einen Separatfrieden anzustreben, ihr Programm, das sie dem Zaren eingereicht hatten, in der Duma verlesen ließen. In ihm ist auch nicht das geringste von einem Aufgeben der russischen Kriegsziele enthalten:

1. Möglichste Verstärkung des russischen Stammlandes in völkischer, ökonomischer und strategischer Beziehung. 2. Möglichste Schwächung des Deutschtums als des stärksten Feindes des Slawentums und Rußlands. 3. Möglichste Befreiung der übrigen slawischen Völker aus der Gewalt Deutschlands und Österreich-Ungarns. Zu diesem Zwecke wären nach Ansicht des Memorandums folgende Aufgaben zu erfüllen: a) Beendigung des historischen Prozesses der Vereinigung aller russischen Volkssplitter mit Rußland (Ostgalizien, Nord-Bukowina und das Ugorsche Rußland). b) Verwirklichung der historischen Aufgaben im Schwarzen Meere durch die Angliederung Konstantinopels samt den Meerengen. c) Die Geradmachung der russischen Grenze auf Kosten des östlichen Teiles von Preußen und Grenzberichtigungen in der asiatischen Türkei. d) Eine allseitige Schwächung Deutschlands durch Umgestaltung seines Staatswesens, wobei das Gebiet Preußens zu gunsten Frankreichs, Belgiens, Luxemburgs, Dänemarks und der kleinen deutschen Staaten zu verkleinern ist. Wiederherstellung des Königreichs Hannover und Hessen-Nassau. e) Vereinigung und Befreiung Polens nach seinen ethnographischen Grenzen. Befreiung der übrigen slawischen Völker vom österreichischen Joche.

Dieses Mal müssen wir es uns versagen, die übrigen Wünsche der russischen Reaktion, vor allem die in dem Artikel von Rohrbach an der Spitze dieses Heftes gleichfalls behandelte famose Geradmachung der russisch-deutschen Grenze, näher zu beleuchten. Es kam uns heute nur darauf an, zu zeigen, daß auch diejenigen Elemente, welche für einen baldigen Friedensschluß sind, weil sie durch eine Verlängerung des Krieges eine Verschiebung der innerpolitischen Kräfte nach links befürchten, im Prinzipe auch für eine Annektion Konstantinopels eintreten. Mithin gibt es augenblicklich in Rußland keine Partei, die nicht den Erwerb der Dardanellen zum Mittelpunkt ihres auswärtigen Programmes gemacht

Digitized by Google

hätte. Während noch in den achtziger Jahren der publizistische Vorkämpfer des Liberalismus, Solowjew, den Wunsch der Panslawisten nach Konstantinopel verspottete, weil sie nach fremdem Gute strebten, wo sie doch ihr eigenes nicht in Ordnung zu halten verständen, sind seine Nachfolger anderen Sinnes geworden. Diese Vereinheitlichung der Ansicht über die russischen Endziele muß es Deutschland klar machen, daß es mit Rußland keine Versöhnung geben kann, so lange wir nicht den türkischen Bundesgenossen und damit unsere eigene wirtschaftliche Zukunft preisgeben.

Die notwendige Konsequenz daraus ist ein einiges Mitteleuropa. Naumanns Idee eines mitteleuropäischen Staatenbundes ist die Verwirklichung dessen, was Friedrich der Große erdacht, List wirtschaftlich prophezeit, Moltke und Goltz militärisch vorbereitet, Marschall und Wangenheim diplomatisch fundiert und Rohrbach und Jäckh publizistisch vertreten haben. Dieses Mitteleuropa wäre die einzige feste Gewähr dafür, daß der russische Bär wie bisher vergeblich an den Gitterstäben seines geographischen Kerkers rütteln müssen wird.

Ein Durchbruch nach dem Persischen Golfe wird ihn niemals befriedigen, da dadurch weder sein macht- noch sein wirtschaftspolitischer Hunger gestillt werden könnte.

Die wirtschaftliche Annäherung Mitteleuropas

Von Dr. Felix Somary

Der Verein für Sozialpolitik hat die Frage der wirtschaftlichen Annäherung zwischen dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten durch eine Reihe seiner Mitglieder untersuchen lassen[1]. Praktiker aus Landwirtschaft, Industrie und Handel sind unter den Mitarbeitern nur in verschwindend geringer Zahl vertreten, die Akademiker überwiegen bei weitem. Der Fortschritt der mitteleuropäischen Idee kommt in der bezeichnenden Tatsache zum Ausdruck, daß niemand sich als Gegner des Annäherungs-

[1] Die wirtschaftliche Annäherung zwischen dem Deutschen Reich und seinen Verbündeten. Herausgegeben im Auftrage des Vereins für Sozialpolitik von Herkner. München und Leipzig, Duncker & Humblot. 2 Bde., 403 u. 496 S.

Digitized by Google

gedankens bekennt, selbst die sachlich schärfsten Widersacher bezeichnen sich als Anhänger. Die in der Öffentlichkeit stark erörterten Formen der Annäherung: der Zollverband mit Zwischenzöllen, die Meistbegünstigung und die bloße Verwaltungsannäherung finden eifrige Vertreter; eine selbständige neue Konstruktion hat aber keiner der Referenten gesucht, ja selbst tiefere Analysen des Zollverbandsgedankens sind ausgeblieben und auch die Frage des gemeinsamen Zolltarifs ist ihrer Lösung nicht näher gebracht worden.

Im übrigen bieten die Arbeiten in Einzelforschung manch Interessantes. Professor Spiethoff (Prag), der ehemalige Assistent Schmollers, untersucht die Gründe für und wider einen Zollverband, worunter er einen gemeinsamen Zolltarif versteht, zu dessen Sätzen jedes Land vertraglich zu vereinbarende Zuschläge erheben kann, sowie den gemeinsamen Abschluß von Handelsverträgen mit dritten Staaten. Die Vorteile für Österreich-Ungarn erblickt er in der ausschlaggebenden Bedeutung des Außenhandels mit Deutschland, der mit den wirksamsten Mitteln gepflegt werden muß, in der Ermöglichung stärkerer Arbeitsteilung, Erleichterung des wirtschaftspolitischen Verhältnisses zu den Balkanstaaten und der handelspolitischen Beziehungen zu den Weltreichen, die Vorteile für Deutschland in der Verhinderung der sonst drohenden hochschutzzöllnerischen Absperrung, den Vorteilen der Arbeitsteilung, der Begründung eines wirtschaftlichen Einflußgebietes von der Nordsee zum Persischen Meerbusen, der wirksameren Abwehr der feindlichen Absichten der Entente. Als Bedenken gegen den Zollverband wird die Befürchtung vor dem erdrückenden Wettbewerb überlegener Erzeugungszweige des Bundesgenossen — mehr von österreichischer Seite — und die Besorgnis vor Gefährdung wertvoller handelspolitischer Beziehungen — mehr von deutscher Seite — geltend gemacht. Der erste Einwand kann durch Zwischenzölle und Kartelle entkräftet werden, die Befürchtung vor Vergeltungsmaßregeln seitens der heute durch Meistbegünstigungsverträge gleichgestellten Staaten ist im Laufe der letzten Monate verstummt. Das letztere trifft nicht ganz zu und die Spiethoffsche Argumentation mit den Vorzügen des Innenmarktes hat zu dem Mißverständnis Veranlassung gegeben, als würde die Bedeutung des Außenhandels für Deutschland von ihm gering geschätzt.

Digitized by Google

Die Arbeit Schumachers über Meistbegünstigung und Zollunterscheidung befaßt sich mit den Einschränkungen des Anwendungsgebiets der Meistbegünstigung, den sachlichen und örtlichen, deren Einführung eine Neuerung nur für Deutschland und Frankreich bedeuten würde. Schumacher fordert die Anwendung von Zollunterscheidungen auch in der deutschen Handelspolitik, namentlich als Kampfmittel gegen England: Frankreich müßte durch zehn Jahre eine Zollunterscheidung zwischen der Einfuhr von der Land- und Seegrenze durchführen, wobei aus Rücksicht auf die Neutralen die Bevorzugung der Landeinfuhr sich auf die Warengruppen beschränken sollte, die England einführt und an denen Deutschland hauptsächlich interessiert ist; er verlangt ferner als Kampfmittel gegen England die Bevorzugung der direkten vor der indirekten Seeeinfuhr. Da er aggressive Handelspolitik gegen England, Beeinflussung der französischen Handelspolitik durch Deutschland und weitgehende Abtretungen von Industrie- und Landwirtschaftsgebiet von Rußland, somit bestimmenden Sieg auf dem Kontinent und wirtschaftspolitischen Kampf gegen England vorausgesetzt, teilt er logischerweise die Besorgnis vor Gegenschlägen nicht, die andere bei Abweichung von der Meistbegünstigung fürchten. Neben dem allgemeinen und Vertragstarif wünscht er die Einführung eines Vorzugstarifs, der einem kleinen Kreise politischer Freunde vorbehalten bleiben soll. Den Zollbund mit Österreich-Ungarn lehnt er als unnötig und störend ab, da er durch Rücksichten auf den Bundesgenossen die Möglichkeit der zweckmäßigsten Zollanpassung an die Bedürfnisse des eigenen Wirtschaftslebens mindere, den Österreichern nicht die angestrebte Erweiterung des inneren Marktes geben könne, zur Verselbständigung in der Versorgung mit Lebensmitteln und Rohstoffen wenig beitrage und die deutsche Ausfuhr nach Österreich, die sich ihrem natürlichen Sättigungspunkt genähert habe, nur wenig steigern könne. Gemeinsame Handelsvertragsverhandlungen mit anderen Staaten sollten nur von Fall zu Fall, namentlich aber nicht im Verkehr mit Rußland eintreten.

Schumachers Beweisführung, die sich lediglich auf die Ziffern der letzten Außenhandelsstatistik stützt, ist in der Frage der Wirtschaftsannäherung unvollständig und nicht frei von Widersprüchen. So führt er als Argument gegen den Zollbund die Verschärfung des Konkurrenzkampfes an,

Digitized by Google

„in dem der Stärkere den Sieg davontragen und der Schwächere seine Erbitterung gegen die neue Einrichtung, auf die er seine enttäuschten Hoffnungen zurückführt, wenden wird; festigend auf den Bund wird eine solche Entwicklung nicht wirken" (Seite 77); unter dem „Schwächeren" ist nach dem ganzen Zusammenhang Österreich-Ungarn zu verstehen. An anderer Stelle aber (Seite 130) wird erklärt, daß Österreich-Ungarn wegen des noch stark ausgeprägten agrarischen Charakters seiner Volkswirtschaft einen höheren Gewinn von einer Zollbegünstigung erwarten dürfte als Deutschland! Ebenso enthalten die Ausführungen über den Lebensmittel- und Rohstoffverkehr mit Österreich-Ungarn einen inneren Widerspruch: die Beweisführung tendiert zuerst dahin, daß das Nachbarland derzeit, von Rindvieh, Gerste und vielleicht von Holz abgesehen, nicht viel zu bieten hat; fraglich sei es aber, ob dies in Zukunft so bleiben wird; „eine Betrachtung der Intensität der Landwirtschaft zeigt, daß bei stärkerer Arbeit in Österreich-Ungarn ein verfügbarer Überschuß an Lebensmitteln und Rohstoffen hervorgebracht werden kann, der beide Bundesgenossen zusammen in beträchtlichem Maß vom übrigen Ausland unabhängig machen kann" — aber an diesem Punkt lenkt Schumacher plötzlich in ganz entgegengesetzte Richtung: das Streben, auf landwirtschaftlichem Gebiet die Annäherung durchzuführen, widerspreche den Möglichkeiten zur Verselbständigung der deutschen Landwirtschaft. Weizeneinfuhr aus Ungarn sei erwünscht, denn wir müßten dem Roggen den alten Platz in der Volksernährung, den ihm der Krieg wieder eingeräumt hat, erhalten und in der Handelspolitik den Entwicklungsmöglichkeiten des neu zu erwerbenden Siedlungslandes im Osten Rechnung tragen. An Futtermitteln, vornehmlich Gerste, habe es zwar während des Krieges am fühlbarsten gemangelt, aber diesem Mangel abzuhelfen sei Pflicht der deutschen Landwirtschaft und darum sei eher Heraufsetzung des Futtergerstenzolles zu empfehlen, um diese Aufgabe der Landwirtschaft zu erleichtern; endlich wäre ein engerer Zusammenschluß mit Österreich-Ungarn ein Hemmnis für die Entwicklung des Hanf- und Flachsbaues, der eben erst in diesem Kriege begonnen hat.

Ob derartige Politik „dem Willen des ganzen Volkes" entspricht, mag billig bestritten werden. Im Kriege muß selbstverständlich die Verselbständigung ohne Rücksicht auf den Preis angestrebt werden, aber soll diese Politik

Digitized by Google

auch in den Frieden übergehen? Soll nach der Absicht Schumachers die Handelspolitik „auf junge schwache Reiser, die unter den schwierigsten Verhältnissen erst mühsam herangezogen werden müssen", zugeschnitten, der Brotpreis im Reich durch die Produktionskosten des Getreidebaues in Kurland bestimmt werden, dann würde dieser Landerwerb der Nation gründlich verleidet werden. Zur Förderung eventuell zu erwerbenden neuen Siedlungslandes gibt es weniger einschneidende Maßnahmen als die Bestimmung des deutschen Brotpreises durch die Bedürfnisse einer Provinz. Die Kosten der Entwicklung des eventuellen Neulandes vom Reiche weg auf die Bevölkerung nach Maßgabe des Brotkonsums zu überwälzen wäre ein unsoziales Vorgehen, das gerade nach dem Kriege bedenkliche Konsequenzen hätte. Noch anfechtbarer ist Schumachers Stellung in der Hanf- und Flachsfrage: sollten für diese Produkte Schutzzölle eingeführt werden — wogegen sich mit Recht gerade die Kreise am stärksten wehren würden, die derzeit den Hanf- und Flachsbau in tatkräftiger Weise unterstützen — so könnte sich diese Maßnahme nur gegen Rußland richten; Österreich und Ungarn haben bisher nach Deutschland kaum soviel ausgeführt, als sie von hier im Transithandel erhalten haben, relativ geringe Mengen und ganz spezielle, hier kaum zu erzeugende Qualitäten. Daß Deutschland und Österreich-Ungarn zusammen — selbst mit Einschluß Belgiens — ihren Flachs- und Hanfbedarf in absehbarer Zeit werden decken können, ist so gut wie ausgeschlossen; es handelt sich ja nicht bloß um die technische Möglichkeit, sondern doch auch um die Preise, deren Hochstellung wichtige deutsche Industriezweige geradezu konkurrenzunfähig machen müßte.

Der österreichische Handelspolitiker Schüller charakterisiert in einer Abhandlung über Meistbegünstigung und Vorzugsbehandlung die Annäherung der mitteleuropäischen Staaten als freiwillige Verbindung koordinierter Reiche — im Gegensatz zu ähnlichen Wirtschaftsverhältnissen im Verkehr zwischen Mutterland und Kolonie. Stolper (Wien) untersucht die Formen eines Wirtschaftsverbandes. Knapp hält die Verschiedenheit der Währungen durch Forderung der beiderseitigen Zollzahlung in Gold auch beim Zollbund leicht überwindbar. Eßlen kommt in seiner Abhandlung über die deutsche Landwirtschaft zum Ergebnis, daß auch bei Gewährung völliger Zollfreiheit für die Erzeugnisse der österreichisch-ungarischen

Digitized by Google

Landwirtschaft die deutschen Landwirte keine Schädigung ihrer Interessen zu befürchten hätten, andererseits auch der Anschluß Österreich-Ungarns ohne Einbeziehung der Länder an der unteren Donau keine Verbilligung und Sicherung der Volksernährung herbeiführen würde. Zum gleichen Resultat kommt Ballod bei der Untersuchung über die österreichische Landwirtschaft. Die Untersuchung Fellners über die Landwirtschaft Ungarns ist leider bloß statistisch gehalten, ohne die Voraussetzungen der Intensivierung zu untersuchen.

Die einzige handelspolitische Arbeit des zweiten Bandes ist die Abhandlung über die Stellung der deutschen Industrie zum wirtschaftlichen Zweibund von Eulenburg, dem eigenartigen, kenntnisreichen und kritischen Leipziger Nationalökonomen. Nach seiner Ansicht ist für die Mehrheit der Industriezweige eine Zollerniedrigung für Deutschland bedeutungslos; von einzelnen Firmen und Betrieben abgesehen würde die deutsche Industrie von Zollbund oder Zollermäßigung nicht sehr empfindlich getroffen werden. Der Zollbund würde aber nur dann für die deutsche Industrie Wert haben, wenn in vielen Positionen Zollermäßigung stattfände. Dadurch würde der Absatz deutscher Produkte nach Österreich-Ungarn wesentlich größer werden, allerdings weniger durch Steigerung der Kaufkraft der Bevölkerung als auf Kosten der österreichischen Industrie — und das sei für die deutsche Industrie nicht erwünscht. Die Kaufkraft der österreichischen und ungarischen Bevölkerung selbst würde durch den Bezug billigerer deutscher Industrieartikel nicht wesentlich gehoben, da die Kaufkraft zunächst durch die Lebensmittel- und Wohnungspreise bestimmt werde. Das letztere Argument trifft nicht ganz zu, da Herabsetzung der Eisen- bezw. Maschinenpreise für die Produktivität der Landwirtschaft von sehr erheblichem Einfluß wäre. Ein gewisser Widerspruch scheint mir in der Erklärung Eulenburgs zu liegen, man würde „mit einem steigenden Schutz- und Kartellierungsbedürfnis der österreichisch-ungarischen Industrie zu rechnen haben" (Seite 107), während es an anderer Stelle heißt: „Im Anhang ist gezeigt, wie günstig auf die österreichische Industrie die Verringerung der Materialkosten wirken würde. Diese gründliche Reform und Revision des österreichisch-ungarischen Zolltarifs (nämlich Herabsetzung der Zölle auf Produktionsmittel) wird unter allen Umständen nötig sein." (Seite 116.) Wenn darin nicht ein absoluter Gegensatz

Digitized by Google

liegen soll, müßte die Behauptung über das Schutzbedürfnis auf die Fabrikatenindustrie beschränkt werden. Es würde sich daraus ergeben, daß an der Herabsetzung der Zölle für „Materialien" oder Produktionsmittel sowohl die österreichisch-ungarische Fabrikaten- wie die deutsche Halbfabrikatenindustrie Interesse hätten. Ferner müßte hier die wissenschaftliche Untersuchung einsetzen, um zu zeigen, welche österreichischen Fabrikatindustrien durch Herabsetzung der Materialpreise so gefördert würden, daß sie die vergrößerte deutsche Konkurrenz ertragen könnten, welche österreichischen Industrien Aussicht hätten ihre Produktion auszudehnen und ob dies auf Kosten der deutschen Fabrikatindustrie geschehen müßte. Es ist nicht bloß möglich, sondern nach meiner Kenntnis der Verhältnisse auch in hohem Grade wahrscheinlich, daß auf dem Gebiete der Fabrikatenindustrie Arbeitsteilung zwischen den deutschen und österreichischen Unternehmungen eintreten wird, so daß der Nutzen der einen nicht notwendigerweise der Schaden der andern sein müßte. An einer Stelle seiner Betrachtungen hat Eulenburg einen Satz aufgestellt, den ich nachdrücklich unterstreichen möchte: „Die ganze Zollfrage spielt heute überhaupt nicht mehr die Rolle wie vor einem Menschenalter; in der Reihe der Produktionsbedingungen ist der Zoll nur ein Moment neben anderen, die zusammen schließlich den Ausschlag geben." Vollständig zutreffend, doppelt zutreffend nach einem Kriege, der die Produktionselemente so gründlich verändert hat, daß zehn- oder zwanzigprozentige Wertzölle für die Lebensfähigkeit einer Industrie kaum eine Rolle spielen. Das Währungsdisagio zum Beispiel hat die Konkurrenzfähigkeit von Land zu Land stärker verschoben, als es ein Zolltarif tun könnte. Wie läßt sich aber mit solcher prinzipieller Ansicht die so ungünstige Beurteilung der Wirkung von Zollherabsetzung auf die österreichische Industrie vereinen?

Die Verkehrsarbeit van der Leyens geht leider an den Tariffragen vorbei. Wiedenfeld erörtert die deutsch-türkischen Wirtschaftsbeziehungen ohne Überschwang mit Betonung des Charakters als Sicherheitskoeffizienten. Die beiden Bände des Vereins für Sozialpolitik bringen manch interessantes Material; in der Zusammenstellung der Themen und der Mitarbeiter liegt ein großes Verdienst des Herausgebers. Gesicherte Lösungen konnten freilich in dieser Frage nicht erwartet werden, deren Beantwortung Sache der Politik, nicht Sache der Wissenschaft ist.

Digitized by Google

Ende des neuen chinesischen Kaisertums?

Von Wilhelm Schüler

Es ist hinlänglich bekannt — vergl. den inhaltreichen Aufsatz O. Frankes in Nr. 4 dieser Zeitschrift — wie im August vorigen Jahres urplötzlich von Peking aus eine monarchische Bewegung aufkam, die nach weniger als 4 Monaten, am 11. Dezember 1915, das Resultat zeitigte, daß das stellvertretende Parlament, gestützt auf die vorhergegangene Volksabstimmung, dem Präsidenten die Kaiserwürde anbot, und daß dieser nach einmaliger Ablehnung sie annahm. Als die Bewegung schon in vollem Gang war, hatte Japan und mit ihm England, Frankreich, Rußland am 28. Oktober eine feierliche Warnung eingereicht, die am 15. Dezember formell wiederholt wurde. Yuan-shi-kai ließ sich davon nicht beirren. Wenn auch der Tag der Thronbesteigungszeremonie noch nicht bestimmt bekannt gegeben war, so bestand doch kein Zweifel, daß die Regierung die Umwandlung zur Monarchie bereits als vollzogen betrachtete. Ein Volksfest wurde in Peking veranstaltet, die Prägung von Erinnerungsmünzen befohlen, Yuan-shi-kai erließ Gnadenakte und schuf in großer Anzahl unter seinen Getreuen „Prinzen, Herzöge, Fürsten. Grafen, Freiherren", und das Amt für die Ausarbeitung der Krönungszeremonien arbeitete, wie berichtet wurde, Tag und Nacht. Der republikanische Kalender wurde abgeschafft und die bedeutsame Wandlung dadurch nicht zum wenigsten nach außen kenntlich gemacht, daß wieder nach altem kaiserlichen Brauch eine Regierungsdevise (vergl. Hsüan-tung, Kuang-hsü usw.) mit dem Anfang des neuen Jahres proklamiert wurde. Am Kopf der halbamtlichen „Asia-jih-pao" lesen wir dann seitdem: Im ersten Jahr der Periode Hung-hsien des chinesischen Kaiserreichs.

Kaum ein Vierteljahr ist seitdem vergangen und ein amtliches Telegramm — an die hiesige chinesische Gesandtschaft gerichtet — meldet uns, daß Yuan-shi-kai in zwei Erlassen vom 21. und 22. März auf die Kaiserwürde wieder endgültig Verzicht leiste. — Woher der schnelle Umschwung? welches ist die Macht, welche die scheinbar so einmütig neugeschaffene Monarchie wieder zu Fall gebracht hat, noch ehe sie überhaupt wirklich lebendig geworden war? Nur in Umrissen lassen sich einstweilen die Vorgänge deutlich machen, die dieses erklären können. Und noch kann man

Digitized by Google

freilich nicht mit Sicherheit sagen, ob mit jener Erklärung Yuan-shi-kais die Monarchie nun wirklich schon endgültig zu Grabe getragen ist.

Es ist der Aufstand im Süden, der Yuan-shi-kai den Verzicht auf die bisher verfolgten Pläne hat aussprechen lassen. Mitten in die erste Freude der monarchischen Partei in Peking über ihr wohlgelungenes Werk trafen am 21. Dezember zwei Telegramme des Generals T'ang-chi-yao und des Gouverneurs Yen-k'o-teng von Yunnan bei Yuan-shi-kai ein, in denen diese Männer den Präsidenten „unter Tränen" beschwören, dem unheilvollen Rat seiner falschen Ratgeber sich noch in letzter Stunde zu versagen und den der Republik geleisteten Eid, den Himmel und Erde vernommen hätten, zu erneuern. Daß jener angeblich einstimmige Wunsch des Volkes nach einer Änderung der Regierungsform nur durch Lockungen und Drohungen zustande gekommen sei, darüber bestehe bei keinem Einsichtigen ein Zweifel. Wohl aber sei das Volk in Unruhe versetzt worden durch die Einmischung der fremden Mächte als erste Frucht der monarchischen Bewegung. Weit besser, der Präsident setze dieser jetzt noch aus freien Stücken ein Halt entgegen, als daß er es zur Schmach für Chinas Ansehn auf den Befehl Japans hin tun müsse. — Ein weiteres Telegramm forderte die Hinrichtung der hervorragendsten Führer der monarchischen Partei. Am 25. Dezember erging eine Kundgebung an alle Provinzialgouverneure, in der Yunnan seine Selbständigkeit erklärte und alle andern Provinzen aufforderte, dem eidbrüchigen Yuan-shi-kai den Gehorsam zu verweigern.

Unter den Männern, die in dieser Weise einen bewaffneten Widerstand gegen Yuan-shi-kai organisierten, steht in vorderster Linie T'sai-wo; er ist als die eigentliche Seele des Aufstandes zu betrachten. T'sai-wo stammt aus der Provinz Hunan und steht jetzt etwa im 40. Jahre. Er ist ein Schüler Liang-ch'i-ch'aos, des Mannes, dessen glänzend geschriebenen Aufsätze, die ein neues, tätiges, den Forderungen der Zeit entsprechendes China forderten, einen geistigen Einfluß auf die letzte Generation in China ausgeübt haben, mit dem kein anderer sich vergleichen läßt. Nach dem Sieg der Revolution 1911/12 wurde T'sai-wo Tutu von Yunnan. Während der zweiten, gegen Yuan-shi-kai persönlich gerichteten Revolution erregte er dessen Verdacht wegen seiner neutralen Haltung. Der Tutuposten wurde ihm genommen und er nach Peking berufen als Vor-

Digitized by Google

steher des Vermessungsamtes; gleichzeitig war er Mitglied des T'sancheng-yuan (Beratungshof; stellvertretendes Parlament). Als im Herbste die monarchische Bewegung ausbrach, legte er, ebenso wie sein Meister Liang-ch'i-ch'ao und verschiedene andere, seine Ämter nieder. Der Gedanke eines offenen Widerstandes gegen die offenbar der Monarchie zustrebende Regierung reifte ihm bei einer Reise, die er im November nach Japan machte. Er gewann dort die Überzeugung (ob mit Recht oder Unrecht bleibt für uns einstweilen unerkennbar), daß Yuan-shi-kai als Preis für die japanische Billigung der Monarchie bedeutende Zugeständnisse auf Kosten der Nation versprochen habe. Daraufhin ging er nach Yunnan, seiner alten Provinz, organisierte den Protest und Kampf gegen Yuan-shi-kai und übernahm das Oberkommando über das „Heer zum Schutz des Reiches". Nächst ihm ist als der bedeutendste militärische Führer Li-lien-chün zu betrachten, der bereits 1913 als Provinzialgeneral von Kiangsi gegen Yuan-shi-kai gefochten und sich dann nach Japan zurückgezogen hatte.

Es ist indes durchaus nicht die alte Ko-ming-tang von 1911, welche hinter der jetzigen Bewegung steht. Sun-yat-sen und Genossen sind denn auch ruhig in Japan bezw. Amerika verblieben. Die politische Gruppe, der T'sai-wo und seine Freunde angehören, ist die Chin-pu-tang, die Fortschrittspartei. Sie bildete sich in der Zeit, als nach Errichtung der Republik in der siegreichen revolutionären Partei, der Koming-tang des Sun-yat-sen und Genossen, eine Scheidung der Geister sich zu vollziehen begann. Die radikale Richtung, vertreten besonders durch Sun-yat-sen, Huang-hsing, Chen-ch'i-me, setzte sich von neuem in Opposition gegen die Pekinger Regierung, indem sie Yuan-shi-kai des Verrates an der Republik, des Strebens nach Alleinherrschaft beschuldigte und im Sommer 1913 die zweite Revolution, den Strafzug gegen Yuan-shi-kai, anstiftete, der mit ihrer völligen Niederlage endete. In der Chin-pu-tang dagegen sammelten sich alle die Elemente, welche den Präsidenten Yuan-shi-kai innerhalb der Republik gegen jene Radikalen zu unterstützen bereit waren. Sie war damals Regierungspartei und vereinigte eine Zeitlang in sich sowohl entschieden modern gesonnene Republikaner als auch die alten konservativen Beamtenkreise, sofern sich diese überhaupt schon wieder am öffentlichen Leben beteiligten. Nach der Niederwerfung der zweiten

Digitized by Google

Revolution schlug nun aber Yuan-shi-kai eine Richtung ein, welche seine Stellung faktisch zu der eines Diktators machte. Das Parlament wurde beseitigt; das T'san-cheng-yuan, welches einen gewissen Ersatz bilden sollte, bestand durchgängig aus Männern der alten Beamtenklasse und persönlichen Freunden des Präsidenten; der Gedanke nicht nur des Republikanismus, sondern auch des Konstitutionalismus war tatsächlich außer Kraft gesetzt; auch die schon seit der Mandschuzeit (seit 1909) bestehenden Provinziallandtage wurden wieder geschlossen. In dem Maße als diese Entwicklung schnelle Fortschritte machte, begann wiederum in der bisherigen umfassenden Regierungspartei eine Scheidung. Die Chin-pu-tang, welche das Recht der Vertretung des Volkes bei der Regierung nicht preisgeben wollte, trat in Gegensatz zu der Yuan-shi-kai ganz ergebenen Beamtengruppe und wurde gegen diesen selbst immer kritischer gesonnen; ihr Organ ist die „Shih-shih-hsin-pao" in Schanghai. Als dann die monarchische Bewegung aufkam, trat sie dieser mit Entschiedenheit entgegen. Liang-ch'i-ch'ao schrieb eine Denkschrift, die nicht ohne Einfluß auf Yuan-shi-kai blieb, in der er ausführte, daß das dringende Erfordernis für China nicht eine Änderung der Regierungsform sei, (ob diese monarchisch oder republikanisch sei, habe keine Bedeutung) sondern eine Verbesserung der Regierung selbst zugleich im Sinne der Ausgestaltung der Verfassung. In jetziger Zeit würde eine Änderung der Regierungsform notwendig mit Erschütterungen verbunden sein, die China nicht ertragen könne, die aber — darauf weist Liang-ch'i-ch'ao mit besonderer Besorgnis hin — nur Japan von neuem Gelegenheit geben würde, einen Angriff auf die Selbständigkeit und die nationalen Rechte Chinas zu machen. Daß der sich auf diese Weise bekundende Widerspruch gegen die Absichten Yuan-shi-kais nicht etwa nur bei Theoretikern und den „Jungen" stark vorhanden war, beweist der Umstand, daß auch Männer wie der Ministerpräsident Hsü-shih-ch'ang, der Unterrichtsminister T'ang-hua-lung und Kriegsminister Tuan-ch'i-yui ihr Amt niederlegten.

Man mag, wie das gewiß bei allen mit China bekannten Deutschen der Fall sein wird, und wie sich das aus den Zielen unserer Politik im fernen Osten von selbst ergibt, die innern und kriegerischen Unruhen, die jetzt wiederum über China gekommen sind, tief bedauern; man mag ebenso

Digitized by Google

der Meinung sein, daß für China die monarchische Staatsform das natürlich Gegebene sei, und den Wunsch hegen, daß in der Meinung des ganzen Volkes diese Anschauung und dieser Wille sich bekunden möge. Aber wir sind dazu genötigt, die Tatsache anzuerkennen, daß es sich tatsächlich doch nur in begrenztem Umfange so verhält; daß der moderne Geist, welcher gegen die Herrschaft eines Einzelnen sich wehrt, bezw. ein wahrhaft konstitutionelles Regiment fordert, viel stärker in China eingewurzelt ist, als wir gewöhnlich annehmen. Auch steht es tatsächlich doch so, daß die Lehre vom Himmelssohn ihre Bedeutung als Mittelpunkt des konfuzianischen Systems bei zahlreichen Gebildeten des heutigen China verloren hat, und daß es ihnen durchaus nicht schwer fällt, einen durch den Willen des Volkes erhobenen Führer des Volkes, einen Präsidenten, mit alten klassischen Anschauungen in Einklang zu bringen; ich meine dabei nicht amerikanisierte, geistig aus ihrem Heimatboden entwurzelte Gebildete, sondern solche, die auch für heute und die Zukunft die sittliche Kultur Chinas aus den alten klassischen Quellen geschöpft wissen wollen. Man wird auch China die Kraft zutrauen dürfen, die Erfahrung zu machen, die wir in unserer europäischen Geschichte gemacht haben, daß nämlich mit starkem Ruck ein neues Zeitalter einsetzt, eine gewaltige Veränderung der Weltanschauung und ganzen Stimmung Platz greift, daß Dogmen auf den verschiedensten Gebieten stürzen und trotzdem die eigentliche sittliche Kultur weiterhin ihr Bestes aus den alten Quellen schöpft, am alten Boden angewurzelt bleibt.

Die große Masse des Volkes ist übrigens, wie aus verschiedenartigen Berichten hervorgeht, und wie man von vornherein annehmen konnte, überhaupt nicht von der monarchischen Bewegung des vorigen Herbstes berührt worden; sie ist zufrieden, wenn nur auf irgendeine Weise „gut Regiment" und Friede im Land herrscht.

Wenn aber in den Kreisen, welche überhaupt die Problemstellung zwischen Monarchie und Republik erfaßten, der Standpunkt der Chinpu-tang so stark vertreten war, wie ist es dann nur möglich — so wird man notwendig fragen — daß bei der Volksabstimmung sämtliche Stimmen — etwa 2000 — für die Monarchie abgegeben werden konnten? Sollten doch die betreffenden 2000 Vertreter nach dem von der Regierung bekannt gegebenen Gesetz, nach demselben Modus gewählt werden, nach

Digitized by Google

dem schon früher die Wahlen zum Parlament stattgefunden hatten! Einige Aufklärung über diesen Punkt geben die Geheimtelegramme, welche von den Männern um Yuan-shi-kai in großer Anzahl seit dem Beginn der monarchischen Bewegung an die maßgebenden Stellen in den Provinzen versandt wurden. Sie sind von der „Shih-shih-hsin-pao", die sie aus Kueyang erhalten hat, in den Nummern von 25. 1. ff. veröffentlicht worden. So erfahren wir aus dem ersten Telegramm vom 28. August, wie die Petitionen der Generäle und Gouverneure zustande gekommen sind. Nicht nur ist die Aufforderung dazu von Peking erteilt, sondern auch der Wortlaut selbst von Peking aus in die Provinzen gesandt worden! Das zweite Telegramm handelt von der Auswahl jener 2000 Volksvertreter. Es heißt da:

„Was das Verfahren zur Bildung dieser Volksversammlung anbetrifft, so ist dieses zwar von dem Beratungschef festgesetzt worden. Indes kommt es den einzelnen Herrn Beamten zu, den Geist der Sache zu erfassen und sie dementsprechend erfolgreich zu gestalten. Es ist die Absicht, daß aus jedem Kreis ein Mann als Vertreter der Meinung des Volkes namhaft gemacht (wörtlich: vorgeschoben; also nicht gewählt!) werde; noch besser aber ist es, daß er von den amtlichen Stellen in der Provinzialhauptstadt ausgewählt werde, damit nur ja kein Mißverständnis über die Meinung (der Regierung) entsteht."

Die Aufstandsbewegung selbst schien anfangs auf Yunnan beschränkt zu bleiben. Erst am 27. Januar folgte die Nachbarprovinz Kuetschou, nachdem der Gouverneur am Tag vorher 300 000 Dollar von der Pekinger Regierung entgegengenommen hatte. Die Yunnantruppen rückten in Setschuan ein und eroberten am 20. Januar Suifu am Yangtse; ob sie auch Ch'ungking wirklich besetzt haben, ist nicht ganz sicher; die Nachrichten aus Peking und die Behauptungen der Aufständischen sind vielfach widersprechend. Zu größeren Kämpfen scheint es überhaupt nicht gekommen zu sein, obwohl eine Division Yuan-shi-kais nach der andern nach Süden abrückte. Von Peking aus wurde am 4. März die Wiedereroberung Suifus berichtet. Alles kam nun darauf an, ob der Aufstand auf Yunnan und Kuetschou beschränkt blieb, ob vor allem Kuangsi und Kuangtung der Pekinger Regierung treu bleiben würden. Yuan-shi-kai hatte inzwischen (am 21. Januar) die peinliche Entdeckung machen müssen, daß von zwei Dienern und Mitgliedern der Leibwache mehr als 50 Bomben in seinen Palast gebracht waren, dazu bestimmt, am Tag der Thron-

Digitized by Google

beſteigung verwendet zu werden, und daß der Hauptverſchwörer dabei der Sohn ſeines ihm ſehr nahe ſtehenden Neffen, ein junger Menſch namens Yuan-ying war. Auch bei manchen ſeiner Günſtlinge mußt er merken, daß ſie ſich zurückzuziehen ſuchten und die Haltung einzelner Gouverneure im Süden blieb zweifelhaft. Indem nun die wichtige Kantonprovinz nebſt Kuangſi ſich ebenfalls von Yuan-ſhi-kai losſagte, und zugleich, wie gemeldet wird, etwa 10 000 Mann der Nordtruppen auf die gegneriſche Seite gingen, wurde die Situation für Yuan-ſhi-kai ſo bedenklich, daß er durch ſeinen Verzicht auf der Kaiſerthron ſich vor der Macht der antimonarchiſchen Partei beugte.

Was wird nun in China werden, muß man mit einiger Beſorgnis fragen. Schon iſt gemeldet, daß die Südpartei ſich nunmehr nicht mehr mit dem angebotenen Verzicht Yuan-ſhi-kais begnügen wolle. Wer aber iſt der Mann, der ihn erſetzen könnte. Denn wie immer man Yuan-ſhi-kais Politik in den letzten Monaten und Jahren beurteilen mag, unbeſtreitbar bleibt doch, daß ſeiner Kraft und Klugheit China es zu verdanken hat, daß es durch die außerordentlichen Gefahren der inneren und äußeren Lage in den letzten Jahren überhaupt ſo hindurchgekommen iſt und daher auf manchen Gebieten deutliche Verbeſſerungen der inneren Organiſation erlebt hat.

Notizen

Zur Beratung des Kultusetats im Preußiſchen Landtag

macht Gertrud Bäumer in der „Hilfe" die reſignierte, treffende Bemerkung: „Die Bindung durch das vorauguſtliche Programm erweiſt ſich ſtärker als das Kriegserlebnis." Man hörte tatſächlich keine Fanfaren, die Neues, Großes verkündeten; man begnügte ſich mit der Erinnerung an die Begleichung wichtiger alter Reſtpoſten. Zur religiöſen Verſorgung der Diſſidentenkinder ein Wort von einem bisher wenig beachteten Standpunkt, dem des Erziehers, der hier wohl auch in Betracht kommt. Die Jugend bedarf dringend religiöſer Vertiefung und Erneuerung (wann wäre die Zeit zu Taten auf dieſem Feld geeigneter geweſen als heute!). Erſt neulich wieder gaben mir in einer mitteldeutſchen Großſtadt Männer der Volksſchule und der höheren Schule in öffentlicher Verſammlung unumwunden eine weitgehende Gleichgültigkeit, ja Abneigung der Jugend gegen das Religiöſe zu und wußten wenig Rat. Mit Zwang zum Kirchgang und zu den Sakramenten iſt da noch nichts getan. Es fragt ſich, ob die gewaltſam verſuchte religiöſe Beeinfluſſung ohnehin Widerſtrebender

Digitized by Google

das erzieherisch Richtige ist, ob sie die erhoffte Wirkung haben kann, ob man es bei entgegengesetzter Haltung von Schule und Familie wirklich verantworten darf, daß gerade den Ernsteren unter den Heranwachsenden Gewissenskonflikte bereitet werden, bei denen übrigens die Entscheidung kaum zugunsten der von der Schule vertretenen Richtung ausfallen wird. Ein Vergleich mit den Grundsätzen des Augsburger Religionsfriedens und der Übung der Gegenreformation liegt nicht so fern, als man annehmen sollte. Hier handelt es sich um junge Seelen. — Zunächst ist die Einstellung der geistig führenden Schichten in die Richtung einer strengen Verantwortlichkeit auch für die Erhöhung der religiösen Kultur notwendig, Verantwortlichkeit und ein entwickelter Instinkt für das Gerechte. Übrigens: „Die Geschichte (des Geistes) darf nicht bloß erlebt und erlitten werden; wir wollen sie leiten, wollen sie machen, d. i. gestalten" (A. Halm, „Von Grenzen und Ländern der Musik", München 1916).
Hochwaldhausen. G. H. Neuendorff

Rußlands Interesse an Deutschland

Die Handelskonferenz in Paris hat Rußland zum Bewußtsein gebracht, daß seine Einfuhr nach Deutschland für seinen Wohlstand von ganz außergewöhnlichem Interesse sei. Ein Nationalökonom hat es Rußland in folgenden Zahlen klar gemacht:

	1911 Gesamtausfuhr:	Ausfuhr nach Deutschland: (in Millionen Mark)	%
England . . .	11,360,3	808,8	7,12
Frankreich . .	4,861,5	524,4	9,88
Italien . . .	1,763,4	284,8	14,86
Rußland . .	3,437,4	1,634,3	47,51

	1912		
England . . .	12,215,1	842,6	6,89
Frankreich . .	5,309,1	552,2	11,36
Italien . . .	1,916,9	304,6	17,27
Rußland . .	3,280,3	1,527,9	46,50

Auch der „Nowy Economist" unterstreicht diese auftauchenden Bedenken mit Betrachtungen eines Professors der Nationalökonomie: „Angesichts der Notwendigkeit, ungeheure Zinsen zu zahlen für die ausschließlich zu Kriegszwecken gemachten Anleihen, zur Regulierung der aus dem Ausland zu vier- und zehnfach erhöhten Preisen bezogenen Heeresausrüstungen (an barem Geld erhielten wir nicht eine Kopeke) und zwecks Begleichung von Zins und Zinseszins auf diese neuen (und auf die alten) Schulden, wird sich Rußland niemals ökonomisch entwickeln, keinerlei Kapitalien anhäufen, und wird ewig der Tributpflichtige von Westeuropa und Amerika bleiben. Ein ökonomisches Übereinkommen mit dem Verbündeten wird uns in diesem Falle absolut keinerlei Nutzen bringen. Rußland rollt auf abschüssiger Bahn zum vollen Bankrott. Es wäre sehr traurig, wenn das das Resultat des blutigen und herrlichen Kampfes mit seinen unzähligen Opfern und Heldentaten wäre. Doch dies wird unvermeidlich sein, wenn wir nicht in gehöriger Weise unsere finanziellen Beziehungen mit den Verbündeten regeln.

Wir glauben, daß ein Übereinkommen unumgänglich nötig ist, und zwar aus folgenden Gründen: wir bringen bedeutende Opfer, wir verlieren den deutschen Markt, wir treffen alle Maßnahmen zur Besserung der ökonomischen Lage der Verbündeten, und zu ihrer Erlösung von der deutschen Gefahr. Daher haben

Digitized by Google

wir das Recht auf Kompensationen, und diese müssen um so bedeutender sein, je größer die von uns gebrachten Opfer sind."

Frankreichs und Englands Wirtschaftskämpfe

Die französische Presse hat kein rechtes Vertrauen mehr in den Wirtschaftskampf, den England auch nach Ausgang des Krieges gegen Deutschland zu führen eine Zeitlang sich so eifrig bereit erklärt hat. Die Zeitung „Débats" klagte bei Besprechung der bevorstehenden Pariser Handelskonferenz, von englischer Seite würden Frankreichs Bestrebungen nicht mit gleichem Eifer unterstützt, mindestens werde England sich volle Handelsfreiheit für die Zeit nach dem Kriege vorbehalten. Auch „Echo" hält es für nötig, Franzosen und Engländer immer wieder zur wirtschaftlichen Einigung zu ermahnen. — „Heilige Einigkeit."

Wie man sich in Frankreich über den Erfolg der Leipziger Kriegsmesse tröstet

Die französische Presse fährt unentwegt fort, Lyon gegen Leipzig auszuspielen. „Journal" wußte dabei zu melden, die deutsche Industrie sei durch den Krieg so getroffen worden, daß die in Leipzig ausgestellten Waren von viel geringerer Qualität gewesen seien als sonst. Wie konnten sich die vielen neutralen Besucher und Käufer der Leipziger Kriegsmesse aber auch so täuschen lassen!

Die russische Presse, die gelehrige Schülerin der französischen Meisterin, übernimmt dieses Leitmotiv für ihre eigenen Betrachtungen. Auch für sie hat der absolute Niedergang der deutschen Industrie, der schon „längst" vorbereitet war, durch die infolge des Krieges geschaffenen Umstände begonnen, allmählich über alle organisierten Kräfte zu triumphieren — daß Rußland sich so belügt, kann man zur Not verstehen. Schon die Einbildung, man habe einen Gefährten des eigenen Unglücks, scheint beruhigend zu wirken.

Salandra und Sonnino im französischen Urteil

Nach einer Pariser Korrespondenz des „Secolo" genießen Salandra und Sonnino persönlich die größte Achtung. Die Franzosen würden den Abgang beider Männer besonders schmerzlich empfinden, weil sie den Mut hatten, Österreich den Krieg zu erklären. „Aber das schließt nicht aus, daß sie überzeugt sind, neue Männer zu ihrer Unterstützung finden zu können, ohne bei Freund und Feind Ansehen zu verlieren." Das ist höflich, aber deutlich.

Amerikas Kriegslust

Die „Westminster Gazette" hielt es für angebracht, in einem Leitartikel die Wahnvorstellung von Amerikas Kriegslust zu zerstören. „Die überwiegende Mehrheit des intellektuellen Amerika sympathisiert zweifelsohne stark mit den Alliierten, aber von da bis zur Tat ist es noch weit. Verhältnismäßig wenige haben sich offen für die Teilnahme am Krieg erklärt; viele fürchteten die inneren Verwicklungen, die die Rassengegensätze im Volke entflammen würden; weit zahlreicher aber sind die, die in ihrer Unkenntnis europäischer Politik es für das Vorteilhafteste halten, dem „Kriegsirrsinn" fernzubleiben."

Digitized by Google

Literatur

Ph. Witkop, Heidelberg und die deutsche Dichtung. Mit 6 Tafeln. B. G. Teubner, Leipzig.

Geschichte und Dichtung, hochgelahrte Weltweisheit und feuchtfröhliche Burschenherrlichkeit haben Alt-Heidelberg mit einem immergrünen Kranze stolzer Erinnerungen geschmückt. Aus diesem reichen Schatze hat Witkop mit kundiger Hand alles ausgewählt, was für die Aufhellung der vielfädigen, äußerst fruchtbaren Wechselwirkungen zwischen der Neckarstadt und der deutschen Dichtung von Belang ist, und das einzelne geschickt um literarisch bedeutsame Persönlichkeiten gruppiert. So ist eine lange Reihe scharfumrissener Charakterbilder entstanden, die den Entwicklungsgang unserer Literatur von der Humanistenzeit bis zu Scheffels Tagen sehr anmutig vergegenwärtigen und gerade in ihrer lokalen Umgrenzung auch dem Kenner dieses Gebietes manch neuen eigenartigen Einblick in sonst wenig beachtete Zusammenhänge zu vermitteln vermögen. Umfangreiche Auszüge aus den Quellenschriften und eingehende Literaturnachweise bezeugen für jeden Abschnitt die sichere wissenschaftliche Grundlage. Mit freudiger Bewegung erfüllt uns gerade heute die Erkenntnis, welch kräftige Förderung der deutsche Gedanke allezeit diesem einen Städtchen zu verdanken hatte. Und wenn auch die Verehrung, die etwa der Sturm und Drang oder die Romantik dem Deutschtum weihten, mehr einem kulturellen als einem politischen Ideale galt, wie hätte nicht der Einblick der Schloßruine, dieser Verkörperung der Schmach und Ohnmacht deutscher Nation, das Gefühl einer großen vaterländischen Verpflichtung immer wieder lebendig erhalten sollen! Nicht feucht ist der Genius loci Heidelbergs, wie Scheffels burschikoser Vers, den Witkop leider zum Abschluß seiner Darstellung gewählt hat, uns versichert, sondern deutsch. Und gerade um dieser Deutschheit willen ist uns dieses Buch gegenwärtig herzlich willkommen.

W. St.

Robert Michel, Briefe eines Hauptmanns an seinen Sohn. S. Fischer, Berlin.

Diese Feldbriefe eines österreichischen Offiziers, die genau, wie sie geschrieben wurden, vorgelegt werden, heben sich durch ihren aufrichtigen, ungekünstelten, herzwarmen Ton bemerkenswert ab von den üblichen Erzeugnissen der Jugendschriftsteller, die zumeist mehr Nachempfundenes und Erdachtes, als Eigenes und wirklich Erlebtes zu geben haben. Ihrer Wirkung auf helläugige, die große Zeit bewußt erfassende Jugend sind sie sicher, aber auch Erwachsene werden sich der frischen Anschaulichkeit und schlichten Natürlichkeit freuen, mit der hier ein Dichter eine der schönsten Hoffnungen des neuen Österreichs, Größtes und Kleinstes mit gleich liebevoller Sorgfalt bedenkend, für das Erlebnis „Krieg" Gestalt und Farbe gefunden hat. W. St.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 14. April 1916 * Heft 16

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh * Paul Rohrbach * Philipp Stein

Klarheit im Osten

Von Dr. Paul Rohrbach

Die Rede des Reichskanzlers mit ihrer unumschriebenen Ankündigung, daß die Länder zwischen den wolhynischen Sümpfen und dem Baltischen Meere nicht wieder unter die russische Herrschaft zurückkehren sollen, hat Klarheit darüber geschaffen, daß unser Kriegsziel nach Osten eine entschiedene Schwächung der russischen Macht bedingt. Eine entschiedene und, wenn auf der angefangenen Linie, wie vorauszusehen, weiter vorgegangen wird, auch eine entscheidende und dauernde. Nach der Haltung, die unsere Zeitschrift von Anfang an in der russischen Frage eingenommen hat, werden unsere Leser mit uns darin einig sein, die Reichskanzlererklärung mit Genugtuung und hoher Dankbarkeit zu begrüßen und für das Weitere auf die Oberste Heeresleitung und den Generalfeldmarschall von Hindenburg zu vertrauen. Sein Schwert wird den Text der Rede schon noch weiter in den Grund und Boden zwischen Wolhynien und der Ostsee schreiben, von dem der Kanzler gesprochen hat.

Demgegenüber gibt es nichts, was auf der russischen Seite den unversöhnlichen Gegensatz gegen die Lebensinteressen Deutschlands schärfer charakterisierte, als die Worte des Führers der russischen Liberalen, Miljukow, in der jüngsten Dumadebatte über die auswärtige Politik. Die Haltung Miljukows und des ganzen „freiheitlichen" Rußlands bis mitten in die Reihen der Sozialdemokratie hinein hat uns zum Erstaunen vieler schon seit Beginn des Krieges Klarheit darüber gebracht, daß nichts verkehrter ist, als die Liberalen für Vertreter einer friedlicheren Tonart

Digitized by Google

gegenüber Deutschland zu halten. Im Gegenteil, nicht der friedlicheren sondern der schärferen! Es ist auch vollkommen deutlich, woher das kommt. Die Liberalen sind eng mit dem modernen russischen Wirtschaftsleben verbunden, und dieses fordert gebieterisch die Herrschaft Rußlands an den türkischen Meerengen. So oft ich auch schon daran erinnert habe, daß hier der Urgrund der russischen Todfeindschaft gegen uns liegt und daß Mitrofanows Brief an Delbrück im Mai 1914 in Deutschland die erste Offenbarung hierüber gegeben hat, so notwendig scheint es mir, auch bei der Rede Miljukows von neuem darauf hinzuweisen, daß die politisch gebildete öffentliche Meinung in Rußland heute ganz genau weiß, warum Rußland Deutschland zerschmettern muß: um Konstantinopels willen.

Miljukow braucht natürlich den billigen, für seine russischen Zuhörer und Leser eindrucksvollen Kunstgriff, daß er uns statt des Willens, die Türkei zu stärken und zu erhalten, die Absicht, sie uns zu unterwerfen zuschreibt. Das ist töricht und unaufrichtig gesprochen, denn man kann ohne viel Scharfsinn erkennen, daß die Türken als Bundesgenossen nur dann für uns etwas wert sind, wenn sie stark sind. Die Aufgabe, die Türkei uns dienstbar zu machen, wodurch die türkischen Kräfte natürlich im kritischen Fall aus Freunden zu Gegnern Deutschlands werden und wir nicht nur ihrer freiwilligen Bundesgenossenschaft beraubt, sondern noch damit belastet würden, das türkische Gebiet mit unsern eigenen Mitteln zu verteidigen, wäre so schwierig und für uns so schädlich, daß wir Narren sein müßten, sie uns aufzuerlegen. Herr Miljukow aber wird dadurch in seinem Vortrage nicht gestört. Er stellt fest, die Losung des Krieges lautet zwar nach wie vor: „Befreiung Belgiens, Serbiens, Polens und Armeniens" aber es wäre verbrecherisch, das russische Blut nur für solche allgemein menschlichen Aufgaben fließen zu lassen, nicht aber auch für speziell russische. Rußland hat einen Zugang zum Meere nötig! Rußland hat den Krieg zwar nicht begonnen, aber gerade deswegen darf es ihn nicht früher beenden, als bis es die Dardanellen in Besitz genommen hat. Wenn auch Rußland groß genug ist, um keine Gebietserweiterungen mehr nötig zu haben, so hat es seine endgültige Gestalt nicht erlangt, ohne einen freien Ausgang ans Meer. Man könnte darauf einwenden, daß Rußland nicht die Möglichkeit gehabt hätte, die Meerengen zu erwerben, falls die Türkei nicht mit in den Krieg eingetreten wäre. Darauf gibt er zur Antwort:

Digitized by Google

„Ja, meine Herren, dann hätten wir warten können. Wir konnten warten, solange die Türkei die Dardanellen beherrschte. Ich erinnere an die interparlamentarische Konferenz unseres Bundes in Berlin (ich glaube, es war 1908). Als damals die Frage der Neutralisation der Meerengen auftauchte, einigten wir russischen Delegierten uns schnell mit den türkischen Delegierten, daß alles beim alten bleiben sollte. Ich mache hier einen Einspruch, meine Herren. Ich bin kein Gegner einer partiellen Neutralisation der Meerengen, selbst wenn diese in unseren Besitz übergehen sollten. Ich bin aber ein Gegner der absoluten Neutralisation der Meerengen. Ich bin ein Gegner der Zulassung einer freien Durchfahrt für Kriegsschiffe ins Schwarze Meer. Solange die Türkei das nicht gestattete, durften wir warten, es konnte für uns nur vom Rechte die Rede sein, unsere eigenen Kriegsschiffe aus dem Schwarzen Meer ins Mittelmeer schicken zu dürfen. Aber, meine Herren, als Liman von Sanders in Konstantinopel aufgetaucht war, als ein deutscher Protégé Kriegsminister geworden war, als die türkische Flotte in andere Hände überging, als die Flotte einen Kriegsvorwand in einem für Deutschland günstigen Augenblick schuf — da hatte die Situation sich verändert, weil wir klar erkannten, worin die Pläne Deutschlands bestehen und weshalb es diesen Krieg führt."

Hierauf kam Miljukow auf Mitteleuropa zu sprechen. „Jetzt wird es klar, warum Deutschland gegen eine Aufteilung der Türkei war. Es wollte niemand etwas gönnen, weil es selbst die ganze Türkei zu verschlingen beabsichtigte. Zuerst ökonomisch, und dann politisch, um auf diese Weise einen breiten Weg zu allen Ländern des Islams, Ägypten, Persien, Afghanistan, Kaukasus und Turkestan sich zu ebnen. Enver-Pascha ist für den lockenden Plan der Wiederherstellung des türkischen Reiches vom 16. und 17. Jahrhundert gewonnen worden. Seitdem der Plan Berlin—Bagdad feste Gestalt anzunehmen begann, war es nicht mehr die Frage, ob die Dardanellen russisch werden oder türkisch bleiben sollten, sondern ob sie russisch oder ob sie deutsch werden würden." Hierauf kommt Miljukow auf die englische Opposition gegen die Besitzergreifung der Dardanellen durch die Russen zu sprechen. Er stützt sich dabei auf Ausführungen des bekannten englischen Publizisten Dr. Dillon, der bis auf den heu-

Digitized by Google

tigen Tag gegen die Zugeständnisse protestiert, die Rußland in der Dardanellenfrage gemacht werden. Im April 1915 hat, wie er mitteilt, eine Vereinbarung stattgefunden über die Meerengenfrage, „die wir gern als Erfolg der russischen Diplomatie buchen wollen." „Dieses Datum sollte den breiten Massen des russischen Volkes bekannt gegeben werden, damit sie wüßten, warum Rußland Krieg führe."

Mit besonderer Bitterkeit erinnert Miljukow an den großen Irrtum der russischen Politik, daß Bulgarien niemals gegen Rußland die Waffen ergreifen werde. Anstatt auf dem Wege über Bulgarien schicke Rußland sich aber an, der Idee „Berlin—Bagdad" einen Stoß in der Richtung auf Bagdad selbst zu versetzen: „Von Osten und Norden schieben sich unsere Truppen vor, um die englischen Streitkräfte bei Bagdad zu befreien. Wir sprechen dabei die Hoffnung aus, daß endlich die große Bedeutung der Kämpfe an der kaukasischen Front (d. h. in Armenien und Persien) erkannt werden möge!"

Mit welcher Energie der russische Liberalismus trotz der schweren und fortgesetzten militärischen Mißerfolge den Gedanken des Friedensschlusses mit Deutschland zurückweist, das geht aus dem Schluß der Rede Miljukows hervor. Hier sagte er: „Gerade weil Deutschland jetzt durch Präsident Wilson, den Papst, durch die öffentliche Meinung der neutralen Staaten, durch deutsche Organisationen und Preßerzeugnisse, die namentlich aus der Schweiz herstammen, immer wieder für den Frieden Stimmung zu machen versucht, darf der Frieden nicht früher geschlossen werden, als bis Deutschland ganz zu Boden geworfen ist. Wir dürfen uns nicht durch die Losung eines Friedens ohne Annexionen und ohne Kontributionen irre führen lassen. Von links wird man uns dann zurufen, daß man sich auf die Verteidigung beschränken müsse und daß alles Weitere imperialistische Annexionsgelüste seien. Von rechts wiederum wird man sagen, daß man dem äußeren Feinde Zugeständnisse machen müßte, um dem Erstarken des inneren Feindes vorzubeugen. Englische Ideen seien für Rußland viel zu gefährlich, und viel besser sei es, wieder die erprobte Freundschaft mit der deutschen Monarchie anzustreben."

„Kürzlich", so fuhr Miljukow fort, „kam zu mir ein Schweizer, der mir erklärte, daß Deutschland durchaus einen Frieden zu schließen wünsche.

Digitized by Google

Die Freigabe Belgiens und die Wiederherstellung Serbiens, meinte er, könnte eine gute Grundlage zu Friedensverhandlungen abgeben. Ich habe ihm darauf etwa folgendes erwidert: ‚Wir kennen die Stimmung in Deutschland, die sich auf die beginnende Erschöpfung des Landes gründet. Da aber Deutschland den Krieg begonnen hat, so kann der Krieg nicht mit einer einfachen Rückkehr zum Status quo ante bellum liquidiert werden. Deutschland hat die These aufgestellt, daß Gewalt ein neues Recht schaffe, da das alte europäische Recht ihm nicht mehr zusagte. Es wollte mit Gewalt seine Lage unter den übrigen Staaten verändern, natürlich zu seinem Vorteil. Diese seine Ansicht wird Deutschland freiwillig nicht aufgeben. Es hat den Krieg begonnen, weil es den Augenblick dafür für günstig ansah. Jetzt, wo es einsieht, daß es sich geirrt hat, will es die Entscheidung aufschieben, bis zu einem günstigeren Augenblicke. Um all die vielen Opfer nicht unnütz gebracht zu haben, müssen wir jetzt bis zum Ende gehen. Wir haben den Streitfall nicht mit Waffengewalt schlichten wollen. Deutschland hat diese Art der Entscheidung selbst gewünscht, jetzt mag es die Folgen der Theorie des Generals Bernhardi, hinter dem das ganze deutsche Volk stand, tragen. Wir haben natürlich nicht die Absicht, Deutschland zu vernichten, aber wir müssen es unschädlich machen. Außerdem müssen wir unsere nationalen Aufgaben jetzt lösen. Die Neutralen haben keine Opfer gebracht und daher haben nicht sie, sondern wir das Wort, um so mehr, als ihre Vorschläge nur für Deutschland von Vorteil sind.‘“

Es ist sehr interessant, zu sehen, von welcher Seite her den russischen Liberalen die Gefahr des Krieges mit Deutschland zu drohen scheint. Einerseits von der sozialdemokratischen Theorie her, die folgerichtiger Weise auch in Rußland gegen „Annexionen“ eifert, und andererseits von der äußersten Rechten, die da fürchtet, der englische Parlamentarismus und sonstiges englische Gift könnten das wahrhaft russische Wesen schädigen. Hierzu schreibt unser Mitarbeiter Axel Schmidt: „Nach der Rede von Miljukow spielte sich eine sehr charakteristische Szene in der Duma ab. Die ganze Volksvertretung bis auf den äußersten rechten Flügel hatte Miljukows Haßgesang auf Deutschland starken Beifall geklatscht. Da erhob sich der Vertreter der äußersten Rechten und warnte die

Digitized by Google

Duma, gar zu sehr England zu vertrauen, dessen Freundschaft bisher Rußland nie viel Gutes gebracht habe. Damit hat die Reaktion eine neue Taktik eingeschlagen, bisher verhielt sie sich wohl kühl zu England, hatte aber während des Krieges niemals sich mit einer offenen Kritik der Bundesgenossen herausgewagt. Die Reaktion hat sich wohl zu der neuen Taktik entschlossen, weil die Linke ihr bisher „verräterische" Hinneigung zu Deutschland vorgeworfen hatte. Jetzt scheint sie den Spieß umkehren zu wollen und die russischen Liberalen der verräterischen Leichtgläubigkeit zu bezichtigen, daß sie Englands Versprechungen für bare Münze nehmen. In der Tat läßt es sich nicht leugnen, daß zu Beginn des Krieges die liberale Presse immer wieder verkündete, daß in einigen Wochen Konstantinopel von den Engländern für die Russen erobert werden würde. Als dann Monat auf Monat verging und aus den Angreifern auf den Dardanellen Belagerte wurden, ward es still in der russischen Presse und jetzt müssen Reisen von Journalisten und Abgeordneten die gegen England abgeflaute Stimmung wieder in die Höhe bringen." Der Kampf zwischen der Politik der Liberalen und den Reaktionären in bezug auf England läßt sich bis in die militärischen Operationen Rußlands hinein verfolgen. Die russischen Truppen dringen in Persien, statt wirklich wie Miljukow Englands wegen behauptet, alles an den Vormarsch auf Bagdad zu setzen, vielmehr gegen den Persischen Golf vor und besetzen Ispahan. Die Rückwirkung in England sehen wir an publizistischen Drohungen in der Art des Ukraine-Artikels in der „Contemporary Review", den wir vor einigen Wochen besprachen. Auf der Rechten war der Gedanke, Deutschland mit einem vorläufigen Scheinfrieden zu betrügen und die Zeit zu benutzen, um mit dem drohenden Liberalismus fertig zu werden, schon Ende 1915 so stark, daß, wie mir in einem Briefe aus Rußland berichtet wird, ein reaktionärer Generalgouverneur den erbitterten Ausspruch tat: „diese Hunde von Revolutionären scheinen sich das Wort gegeben zu haben, daß nichts passieren darf!" „Passierte" nämlich etwas nach Art einer Revolution, so hätte man einen Vorwand, um der Regierung zum Friedensschluß zu raten.

Alle diejenigen, die aus solchen Anzeichen schließen, daß in der Tat die Möglichkeit eines soliden Friedens mit Rußland bestehe, irren darum von Grund auf, weil sie vergessen, oder nicht wissen, daß die Kraft des

Digitized by Google

deutschfeindlichen Willens bei der ungeheuren Überzahl aller derer, die in Rußland überhaupt politisch zu denken vermögen, auf der wirtschaftlichen und staatlichen Notwendigkeit beruht, die Meerengen zu besitzen. Dagegen können auf die Dauer selbst die „echtesten" russischen Leute nicht aufkommen. Auch sie wollen es im letzten Grunde ebenso energisch wie die Liberalen, nur daß ihr innerpolitischer Wille mit dem nach außen gerichteten konkurriert. Auf sie Hoffnungen zu setzen, darauf würde das biblische Wort von dem Rohrstab passen, der zerbricht, wenn man sich auf ihn stützen will, und dem Sichstützenden durch die Hand fährt.

Zu dem Zwang dieses großen politischen Zusammenhangs gesellt sich, wie dieser Krieg uns immer erschütternder, immer entsetzlicher lehrt, die Tatsache, daß Rußland im tiefsten Innern eine Barbarenmacht ist, mit der es überhaupt schwer ist, echte und rechte Verträge zu machen. Auch in dieser Beziehung enthielt die Rede des Reichskanzlers da, wo er von dem Mord und Brand, von den Knuten der Kosaken und was dem ähnlich ist, sprach, Wendungen von befreiender Kraft und Deutlichkeit. Wie Unglaubliches, Schauderhaftes dem russischen Geist zu denken möglich ist und was er zu verwirklichen unternimmt, dafür zum Beweise möchte ich in diesem Heft mit dem Abdruck einer Reihe von beglaubigten Mitteilungen aus Rußland beginnen und wähle als erstes Stück: Warum man in Rußland „1812" spielte!

Warum man in Rußland „1812" spielte

Von ***

Ist es auch Wahnsinn, hat es doch Methode" — kein Satz dürfte die von den Russen mit äußerster Konsequenz durchgeführte „Aussiedlung" der Zivilbevölkerung aus den vom Feinde bedrohten Gebieten besser charakterisieren. Wahnsinn — in seiner furchtbaren, unmenschlichen Brutalität, seinem viehischen, eines Johann des Schrecklichen würdigen Zynismus; Methode — in der Erreichung der mit dieser Maßregel von der russischen Regierung verfolgten Ziele. Welches sind diese Ziele? Nun, wir kennen sie, glauben sie wenigstens zu kennen. Wir haben sie von amtlicher und nichtamtlicher russischer Seite immer wieder gehört, wir haben ihre Zweckmäßigkeit bezweifelt, ihre Opfer bedauert. Und uns damit abgefunden.

Digitized by Google

Das Jahr 1812 sollte nachgeahmt werden! So wurde es uns gesagt, — und so glaubten wir es auch. In eine Einöde verwandelt sollten die deutschen Truppen die Gebiete bei ihrem Vorrücken antreffen, entblößt von allem Lebenden, von Mensch und Vieh, entblößt von aller Nahrung, zerstört, verbrannt die Häuser, verwüstet die Felder .... Welcher Wahnsinn! Welch sinnlose Maßregel in der Zeit der Eisenbahnen und Automobile. Und doch, — vielleicht war auch das der Zweck der russischen Regierung. Ein Zweck jedenfalls. Ein anderer, furchtbarer als wir es uns zu denken vermöchten, ist dabei von uns außer Acht gelassen, in seiner ganzen Tragweite nicht erkannt worden. Und doch ist gerade der für uns bedeutungsvoll. Bedeutungsvoll für Deutschlands Zukunft; bedeutungsvoller, als die vorübergehenden, rasch gehobenen Schwierigkeiten, die unserer Armee aus der Zerstörungswut des Feindes erwuchsen.

Vergegenwärtigen wir uns die Geschichte der russischen „Aussiedelungspolitik".

In Kurland fing es an. Da wurde nach dem ersten Vorstoß der Deutschen auf Mitau und ihrem Zurückgehen auf Libau im Mai 1915 die ganze kurländische Judenschaft, 30—40000 Menschen, ausgesiedelt. Innerhalb dreimal 24 Stunden hatten sie Haus und Hof zu verlassen; Männer und Frauen, Greise und Kinder, Kranke und Gesunde. Keine Bahnen wurden ihnen zur Verfügung gestellt, keine Hilfe geleistet. Zu Fuß, auf Wagen und Booten verließen sie das Land. In langem Zuge, still, stumm. — Warum diese Maßregel? Warum traf sie nur die Juden? Warum nicht auch Letten und Deutsche? Von einer allgemeinen Aussiedelung der ganzen Bevölkerung, von einer Zerstörung des Landes, von einer Wiederholung der Vorgänge von 1812 war nicht die Rede. Was war die Veranlassung, der Zweck dieser Judenvertreibung? Spionage sollen Juden für die deutschen Truppen getrieben haben, — so hieß es offiziell. Vielleicht war es geschehen, von einzelnen, wir wissen es nicht. Warum aber dann alle?

Es war ein Vorspiel für das Kommende, eine Generalprobe, ausgeführt an den Parias Rußlands, den Juden.

Und dann kam die große deutsche Frühjahrsoffensive und gleichzeitig der großfürstliche Befehl zur Aussiedelung der gesamten bedrohten Bevölkerung und zur Zerstörung des Landes: Polens, Litauens, Kurlands,

Digitized by Google

Die Parole wurde ausgegeben: wie unsere Ahnen im „Vaterländischen Krieg" von 1812 den Feind in die Einöde Rußlands gelockt und ihn dort vernichtet haben, so wollen wir es heute wieder tun! Und mit Begeisterung wurde diese Parole von der russischen — wohlgemerkt russischen — Bevölkerung aufgenommen, die Presse stieß ins patriotische Horn, — und die Völkerwanderung der Elenden, Vertriebenen, der Polen, Litauer und Letten begann. Und sie dauerte an durch Wochen und Wochen. Und plötzlich kam der Befehl: die Aussiedelung ist einzustellen, die Verwüstung hat zu unterbleiben. Wann war das doch? Es war in dem Augenblick, als die deutschen Truppen Polen durchschritten und im Gouvernement Minsk russischen Boden betreten hatten. Da mit einemmal hieß es: die Bevölkerung bleibe im Lande!

Warum wohl? Nun, der Grund liegt auf der Hand, sollte man meinen: es waren genug der Flüchtlinge, die Rußland schon überschwemmten, die Krankheiten und Elend, die Schrecken des Krieges in das Innere Rußlands trugen, schwer auf den Taschen der Städte und Landschaften lagen, ansteckende Seuchen um sich verbreiteten. Das war der Grund. Jawohl, — ein Grund nur wiederum.

Für den Aussiedelungsbefehl mußte das „glorreiche" Beispiel von 1812 herhalten; für die Widerrufung des Befehls die humane Gesinnung der russischen Regierung, die weiteren Flüchtlingsmassen nicht die ihnen gebührende Sorgfalt glaubte angedeihen lassen zu können. Das ist wahr und falsch zugleich, denn der tiefste Grund für beide Maßregeln liegt wo anders.

Wir werden ihn finden, wenn wir dem Leidenswege der Flüchtlinge folgen.

Eine amtliche Zählung der Vertriebenen im Februar 1916 ergab 4217000 Personen. Das war zu einer Zeit, wo diese Unglücklichen bereits einen Winter hinter sich hatten, wobei die in vier innenrussischen, an den Hauptverkehrsstraßen liegenden Gouvernements befindlichen Flüchtlinge nicht mitgerechnet waren, „da ihre Zählung noch nicht beendet sei". Deren Zahl dürfte besonders groß sein. Der bekannte russische Statistiker Professor Issajew berechnet die Gesamtzahl der im Sommer und Herbst 1915 Vertriebenen auf 12 Millionen Menschen!

Digitized by Google

Was geschah mit ihnen? Langsam wälzte sich ihr Zug von Westen nach Osten. Zu Fuß zunächst, zu Wagen. Dann stauten sie sich in den größeren Städten (im September und Oktober trafen laut amtlicher Feststellung täglich 3000 Personen allein in Petersburg ein), wurden auf die Eisenbahn verladen, — und fort ging es mit ihnen nach Sibirien. Frauen, Kinder und Greise darunter. Im Sommer, in höchster Eile aus ihrer Häuslichkeit gerissen, — hinein in den sibirischen Winter. Ohne Nahrung, ohne warme Kleidung, der russischen Sprache meist nicht mächtig. Ermessen wir das Elend dieser 12 Millionen? Können wir uns einen Begriff machen von ihren Leiden? Aber fort mit ihnen, fort. Im europäischen Rußland könnten sie gefährlich werden, Krankheiten verbreiten, der eingeborenen Bevölkerung die Augen über die Schrecken des Krieges, die Niederlagen der Regierung öffnen. Darum fort mit ihnen nach Sibirien, in die weiten Einöden, wo kein unberufenes Auge ihren Leidensweg verfolgen kann, wo sie verschwinden, verderben, sterben. Ja, — gestorben sind sie zu Tausenden, Hunderttausenden, Millionen! Wir haben ihre Toten nicht gezählt. Keine Verlustliste gibt Kunde von ihnen. Wer aber die Berichte der russischen Zeitungen gelesen, diese Berichte, denen von der Zensur noch dazu das allzu Grausige gestrichen worden ist, der weiß es: es war ein Massenmord, ein Massenmord, wie die Weltgeschichte seinesgleichen nicht kennt; ein bewußtes, planmäßiges Hineintreiben in den sicheren Tod.

In den sicheren Tod, denn wer sorgte für sie?

Die beiden größten, über außerordentliche Mittel verfügenden Kriegshilfeorganisationen, der „Allgemeine Städteverband" und der „Allgemeine Landschaftsverband", nahmen sich der Flüchtlinge an. Es wurden Komitees gegründet, Mittel aufgebracht, der Not zu steuern gesucht. Aber, — wer kennt nicht russische Organisationen? Der Wille war da, mit dem Vollbringen aber war es übel bestellt. — Und dann — das ist das wichtigste — setzte die Chikane der Regierung ein. Bewußt, planmäßig. Vom Gouverneur herunter bis zum letzten Schutzmann suchten sie die Arbeit der Verbände zu stören und zu hemmen. Kein Verbot natürlich. Um Gotteswillen, nur das nicht! Man ist doch human, bekämpft die Barbarei, ficht für die höhere Kultur. Aber — Nörgeleien, Weitläufigkeiten, Schwierigkeiten, mit denen ein bureaukratisches Regime alles

Digitized by Google

Leben zu töten vermag. Und es wurde getötet. Im November, kurz vor Anbruch des Winters, erklärte der eine der Verbände, er sehe sich außer Stande, seine Hilfsaktionen fortzusetzen, da die Regierungsmaßnahmen ihm prinzipiell und allerorten seine Arbeit lahmlege. Der andere Verband setzte seine Tätigkeit fort, betonte jedoch zugleich, daß er sich im Interesse der Menschlichkeit nicht zum Niederlegen seiner Arbeit berechtigt glaube, sich aber von seinen Erfolgen nicht mehr viel verspreche.

Auf die „Hilfe" der Regierung und die der eigenen Landsleute allein angewiesen, gingen die Vertriebenen dem kommenden Winter entgegen. 60 Pfennig pro Tag, das war die Maximalunterstützung, die sie an den Sammelstellen erhielten. Wenn sie sie erhielten. Und davon sollten die Armen alles bestreiten: Essen und Trinken, Wohnung, Kleidung und Holz. Und das im russischen Winter bei der schon damals herrschenden Teuerung. Wie viele von ihnen auf der Fahrt nach Osten niedergebrochen, am Straßenrande verreckt sind, wir wissen es, wie gesagt, nicht. Die Überlebenden wurden weiterbefördert, nach Sibirien hinein.

Und dort, in Sibirien, erwarteten sie die Ansiedelungskommissionen. Und diese geben uns Auskunft über den tieferen Sinn der ganzen Ansiedelung.

In Sibirien hörten die Unterstützungen auf. Da hieß es: verpflichtest du dich, dich dauernd hier niederzulassen, so erhältst du Land. Wenn nicht, — dann verhungere! Vergebens protestierten die Vertreter der Polen auf der 18. Sitzung der „Besonderen Konferenz in Flüchtlingsangelegenheiten" am 24. November 1915 in Petersburg gegen diese gewaltsame Ansiedelung. In flammender Entrüstung hält der Pole Grabski die teuflische Niedertracht der ganzen Aussiedelung den russischen Kommissionsgliedern vor. Vergebens. Es wird die Resolution gefaßt: „die Agenten der Ansiedelungsbehörde sollen den polnischen Bauern in Sibirien erklären, daß sie nur freiwillig sich anzusiedeln brauchen." Welcher Zynismus, welch grausamer Hohn! „Freiwillig", wo die Unglücklichen den sicheren Tod aus Hunger und Kälte vor Augen haben, wenn sie auf die Bedingungen der Agenten nicht eingehen. Und noch mehr. Nicht in geschlossener Masse werden diese Vertriebenen — Polen, Litauer und Letten — angesiedelt. Verstreut über das ganze Land, eingesprengt zwischen sibirisch-russische Siedelungen.

Digitized by Google

Nun enthüllt sich uns der wahre Zweck der ganzen Aussiedelungspolitik. Mit einem einzigen Schlage sollte der westliche Fremdstämmigengürtel Rußlands vernichtet, Raum für Ansetzung großrussischer Bauern gewonnen, die kernrussische Grenze bis hart an Deutschland herangeschoben werden. Der Russifizierung hatten diese Völker in Friedenszeiten ungeachtet aller Drangsalierung getrotzt. Hier bot sich nun die Gelegenheit, mit einem Schlage das zu erreichen, was in Jahrzehnten des Friedens nicht möglich gewesen war. 12 Millionen Fremdstämmiger konnten entwurzelt, teils vernichtet, teils fern von der Heimat entnationalisiert werden! Und das alles konnte man erreichen, ohne in den Augen der Verbündeten und Neutralen auch nur den geringsten Schein der Vergewaltigung auf sich zu laden. Im Gegenteil. Ein patriotisches Werk ohnegleichen hatte man vollbracht: lieber sein Hab und Gut, sein Haus und Hof vernichten, als es dem Feinde überlassen! Der Feind trug die Schuld, auf ihn fiel die Verantwortung für all das Elend der Millionen.

An der Wiedereroberung des von den Deutschen okkupierten Gebietes zweifelte damals noch niemand in Rußland. Sollte es nun auch nicht mehr gelingen, Land dem Feinde zu entreißen, — nun, so bot das entvölkerte Polen, Litauen und Kurland Raum genug, um seinen den eigenen Soldaten zu Beginn des Krieges gemachten Landversprechungen nachzukommen. Der Landhunger des eigenen Volkes ist zunächst befriedigt, der Fremdstämmigengürtel zerrissen und zerrieben, — ist das nicht der Opfer wert?!

So sieht es in Wahrheit mit den Zielen der Aussiedelungspolitik aus! Wir stehen hier vor einer Brutalität, wie die Weltgeschichte nicht ihresgleichen hat. 12 Millionen der eigenen Staatsangehörigen, deren Söhne, Brüder, Väter in den Reihen des eigenen Heeres kämpfen, sie werden einem elenden Tode preisgegeben, verschleppt und entwurzelt, nur, um der herrschenden Rasse das Übergewicht zu geben, um ihre Expansionsgelüste zu befriedigen. Was ist die Verschleppung der Juden ins babylonische Exil, was sind die Greuel des 30jährigen Krieges gegen diese kalten Blutes verfügte Vernichtung von Millionen eigener Staatsangehöriger in wenigen Monaten!

Wir wollen es nicht glauben, wir suchen nach anderen Motiven. Und

Digitized by Google

doch, wir können nicht anders, wir müssen es glauben. Die Sistierung der Aussiedelung an der kernrussischen Grenze, die systematische Behinderung aller Hilfsaktionen, das planmäßige Vorgehen der Ansiedelungskommissionen in Sibirien, — das alles spricht eine deutliche Sprache. Aber wir haben noch weitere Belege.

Die Aussiedelung der Fremdstämmigen an der russischen Westgrenze ist beendet. Aber mitten im Lande gibt es ihrer noch andere. 2 Millionen deutscher Kolonistenbauern siedeln in den verschiedensten Teilen des Landes. Russische Untertanen, z. T. schon vor 150 Jahren in das Land gerufen. Galt es bei der Aussiedelung der Polen, Litauer und Letten noch die Form zu wahren, — hier, den Angehörigen der feindlichen Nationalität gegenüber, fällt jede Maske. Offen und nüchtern heißt es in Presse, Parlament und Volk: fort mit den Fremdstämmigen, fort mit der „deutschen Vergewaltigung", fort mit den Bauern. Wir brauchen Land für unser eigenes Volk. Euer Land ist das beste, reichste, kultivierteste. Fort mit euch! Und die Enteignung ward verfügt. Mitten im schwersten Winter, im Januar dieses Jahres, hat die Völkerwanderung dieser 2 Millionen deutscher Bauern nach Sibirien begonnen. Ohne jegliche Entschädigung („die wird Deutschland nach dem Kriege zu zahlen haben", heißt es zynisch), werden sie von Haus und Hof gejagt, haben sie die Scholle zu verlassen, die sie und ihre Väter bebauten. Ein ministerieller Spezial-Befehl schreibt „den Gouverneuren und allen ihren Unterbeamten bis zum Landgendarmen herab" vor, die Aussiedelung der deutschen Bauern mit „allergrößter Schnelligkeit und Energie" zu betreiben, diese Aufgabe als ein „patriotisches Werk zum Lohne der glorreichen Armee" zu betrachten, und droht mit „strengsten Strafen" im Falle von Lässigkeit. Das heißt in dürren Worten: nehmt nicht Rücksicht auf Alter und Geschlecht, auf Krankheit und Not! Jagt sie fort wie Hunde vor der Tür! Und prompt wird diesem Befehl Folge geleistet: die „Aussiedelung" ist eben in vollem Gange, keine Nummer der russischen Zeitungen, die nicht mit Behagen die wachsende Zahl der enteigneten Ländereien täglich zu melden weiß. Rußland für die Russen, — ob es auch über die Leichen von Millionen russischer Staatsangehöriger fremder Nationalitäten geht.

Und wer diese Ziele der russischen „Aussiedelungspolitik" und das sich

Digitized by Google

in ihnen dokumentierende Expansionsbestreben des Russentums immer noch nicht erkennen will, und wer da meint, es handele sich hierbei um innerrussische Angelegenheiten, der möge dem Wirken der Russen in Ostpreußen nachgehen. Nicht von Raub, Mord und Brand sei hier die Rede; nein, von einer anderen Gewalttat, die man in Ostpreußen wohl in ihrer vollen Bedeutung erkannt hat, die aber sonst im Reich noch immer nicht in ihrer ganzen Tragweite gewertet wird. — Es ist das die gewaltsame Verschleppung Tausender von Zivilpersonen. Warum haben die Russen das getan? Aus roher Lust? Nein, — aus nüchterner Überlegung heraus, auf direkten Befehl „von oben" her. Offiziell hieß es (und so wurde es von den Russen in den neutralen Ländern verbreitet), die Zivilbevölkerung treibe Spionage und werde deswegen entfernt. Spionage? Die männliche Bevölkerung war ja zum größten Teil im Felde; also die Frauen, Kinder, Greise, Krüppel? Aus ihnen zumeist bestanden die Tausende der Verschleppten. Gewiß wird die Zivilbevölkerung den eigenen Truppen Hilfe gebracht haben. Aber alle die Tausende? Weggeholt von der Feldarbeit, herausgeholt aus ihren Häusern. Ohne Feldgericht, ohne Verhör, wie es doch sonst in Spionagefällen immer geschieht. Nein, die Ostpreußen wissen den wahren Grund für ihre Verschleppung, und wer in Rußland Ohren hatte zu hören, der hörte es auch; ruhig, klar, zynisch ausgesprochen: Wir brauchen Platz für unsere Bauern. Die Männer aus Ostpreußen stehen im Felde, die werden fallen, nur zum Teil in die von uns annektierten Gebiete zurückkehren. Aber die Jugend ist im Lande geblieben, auch die Frauen. Die erheben Ansprüche auf ihren Besitz auch nach dem Kriege; sie stehen uns im Wege. Darum fort mit ihnen. Und so geschah es. Tausende und Abertausende wurden verladen und nach Rußland geschleppt. Wer von ihnen kommt wieder .....?

Das ist das wahre Gesicht Rußlands! Das sind die wahren Gründe seiner Aussiedelungspolitik. Deutsches Land wollte der Russe erobern. Aber nicht dessen deutsche Bevölkerung mit in den Kauf nehmen. Ausgerottet sollte diese werden, um Platz zu schaffen für russische Bauern.

Wir haben Hindenburg und seine Braven gefeiert, weil sie Ostdeutschland vor weiterem Raub und Brand errettet haben. Sie haben mehr getan! Sie haben das Land vor einer Ausrottung des

Digitized by Google

Deutschtums, vor einer bleibenden Annexion durch Rußland bewahrt! Das war das wahre Ziel der Russen! Es gab dort drüben auch nicht eine Stimme, welche nicht die bleibende Angliederung dieser Provinzen an Rußland als etwas ganz Selbstverständliches betrachtete. Daraus machte kein Mensch ein Hehl. Was der Russe einmal in seinen Klauen hat, das gibt er freiwillig nicht mehr heraus. Unersättlich ist er in seiner Machtbegier, brutal in seiner triebhaften Eroberungslust. Man verfolge die Geschichte seiner Entwicklung, — und die nackten Zahlen werden die Wahrheit dieses Satzes belegen. Und als es den Russen dieses Mal, in Ostpreußen, nicht gelang, da sollte der Krieg doch wenigstens den einen Gewinn ihnen bringen: die Vernichtung der Fremdstämmigen in ihren Westprovinzen. In Friedenszeiten war das nicht geglückt, nun sollte der Krieg dazu verhelfen. Vorgeschoben sollte die Grenze des Großrussentums werden bis an die Ostsee, bis nach Schlesien und Ostpreußen heran. Das Ziel war seiner Opfer wert.

Was wußten wir hier in Deutschland vor dem Kriege von dem Fremdstämmigenwall der russischen Westprovinzen? Was wußten wir von dem Schutz, den er uns gewährte? Erklärte der Finnländer, der Este, Lette, Deutsch-Balte, Litauer, Ukrainer, daß er kein Russe sei, daß er das Russische wie eine Fremdsprache spreche — ungläubig zuckten wir die Achseln, verständnislos wandten wir uns ab von diesem Sonderling.

In unserem Empfinden war Volkstum und Staatsangehörigkeit identisch. Wer mit einem russischen Reisepaß behaftet zu uns ins Land kam, der war ein „Russe". Für uns hörte der Deutsche an Deutschlands Grenzpfählen auf. — Nicht so der nationale Russe. Er wußte, welche Gefahr seine fremdstämmigen Westprovinzen für den Bestand seines Reiches bildeten. Wie eine gewaltige Mauer türmte sich die elementare Macht des Großrussentums jenseits dieses Fremdstämmigengürtels auf. Vernichtend, zermalmend hat sie sich in diesem Kriege auf ihn gestürzt.

Sollen wir es dulden, daß die Mauer des Moskowitertums sich nunmehr hart an unserer Grenze aufbaut? Nein, und nochmals nein. Dieser Krieg war ein erster Stoß Rußlands. Wann folgt der zweite, der, der über die Grenze führt?!

Um Raum für seine Bauern zu schaffen, hat der Russe seine West-

Digitized by Google

provinzen gewaltsam entvölkert. Sich wollte er damit nützen, seinem Expansionsbestreben war das Opfer von Millionen Menschen nicht zuviel. Aber auch wir brauchen Raum für unsere Bauern, auch wir brauchen Siedelungsland! Mehr als er! Sich wollte er Raum schaffen, für uns hat er ihn geschafft. So soll es sein!

„Freundschaft mit Rußland!" Wie schneidender Hohn klingt es dem in den Ohren, der Rußland kennt. Freundschaft mit Rußland! Wie lange werden wir noch der Michel bleiben, der, statt seine Macht zu brauchen, schwächlich paktiert und friedensselig den habgierigen Räuber an seiner Grenze groß und stark werden läßt, — auf Deutschlands Kosten. Sieh dich vor, Deutschland! Es kann nicht dein Stolz und nicht dein Vorteil sein, mit dem Millionenmörder dich zu verbrüdern.

Die gegenwärtige finanzielle Lage Frankreichs

Von Prof. Dr. Paul Arndt

Die Überschätzung der wirtschaftlichen Kraft Frankreichs[1], die vor dem Kriege vielfach in Deutschland bestand, gründete sich zum großen Teil auf eine falsche Beurteilung der Leistungsfähigkeit, die Frankreich auf dem internationalen Kapitalmarkt bekundete. Wenn Frankreich für fremde Völker so viele Milliarden übrig hatte, mußte es dann nicht selbst im Überfluß leben? Und wie war es sonst zu erklären, daß die „Überschüsse" der französischen Volkswirtschaft, die dem Auslande zur Verfügung gestellt wurden, sehr viel größer sein konnten als die entsprechenden Überschüsse der deutschen Volkswirtschaft? An der Tatsache selbst war nicht zu zweifeln. An keiner Börse der Welt, nicht einmal der Londoner, spielten vor dem Kriege die ausländischen Wertpapiere eine so große Rolle wie an der Pariser. Nirgendswo hat man für fremde Staaten so viel Geld aufgebracht wie in Frankreich. Man kann annehmen, daß sich der Besitz Deutschlands an fremden Wertpapieren in der Friedenszeit jährlich um etwa eine halbe Milliarde Mark vermehrt hat, der Frankreichs dagegen um den doppelten oder sogar den dreifachen Betrag. Die Schätzungen beruhen allerdings auf unsicheren Grundlagen. Im ganzen

[1] Vergl. den Artikel über die „Grundlagen der finanziellen Kraft Frankreichs" in der Nummer 14 der „Deutschen Politik".

Digitized by Google

dürften vor dem Kriegsausbruch die Kapitalanlagen Frankreichs im Auslande mindestens 50 Milliarden Mark betragen haben, die Deutschlands etwa 35 Milliarden[1].

Man hat wohl gesagt, Deutschland habe wegen des starken Anwachsens seiner Bevölkerung dauernd einen sehr viel größeren eigenen Bedarf an neu gebildetem Kapital; es brauche seine Ersparnisse zum Bau neuer Häuser, Straßen, Lokalbahnen, Wasserwerke, Beleuchtungsanlagen, Schulen usw. für die neu hinzutretenden Millionen; das kinderarme Frankreich habe dagegen für seine erübrigten Kapitalien keine Verwendungsmöglichkeit im Inlande. Diese Auffassung enthält neben einem Fünkchen Wahrheit viel Irrtum. Wir haben allerdings in Deutschland dauernd mehr Kinder zu ernähren, zu bekleiden, auszubilden usw., als dies in Frankreich erforderlich ist. Auf 1000 Einwohner kamen vor einiger Zeit in Deutschland 351 Kinder (bis zu 15 Jahren gerechnet), in Frankreich dagegen nur 262. Aber es ist nicht außer Acht zu lassen, daß die Kinder, in dem einen Land viele, in dem andern wenige, allmählich heranwachsen und aus reinen Konsumenten zu brauchbaren und oft sehr gesuchten Produzenten werden, die dann selbst für ihren Unterhalt sorgen und durchweg soviel erarbeiten, daß sie auch die während ihrer Kindheit entstandenen Unterhaltungskosten decken könnten, bezw. für eigene Kinder sorgen können. Der deutsche Geburtenreichtum liefert uns eine Fülle erwünschter Arbeitskräfte, während in dem kinderarmen Frankreich die Klagen über Arbeitermangel nicht aufhören. Und wer wollte im Ernst behaupten, wir hätten in Deutschland etwa seit 1870 aus Kapitalmangel nur die allerdringendsten Bedürfnisse befriedigen können! Wir haben im Gegenteil in den letzten Jahrzehnten beim Bau von Schulen, Verwaltungsgebäuden, Geschäftshäusern usw., bei der Fürsorge für das heranwachsende Geschlecht, für Kranke und Bedrängte, auch zu bloßen Repräsentationszwecken oft recht aus dem Vollen gewirtschaftet und hätten, falls wir es gewollt hätten, zweifellos sehr viel mehr Mittel zur Kapitalanlage im Auslande zurücklegen können. Andererseits, welcher Kenner Frankreichs könnte wirklich glauben, es gäbe dort keine Möglich-

[1] Genauere Angaben hierüber finden sich in meinen Aufsätzen über die „Kapitalanlage im Auslande" in der „Zeitschrift für Sozialwissenschaft", Jahrgang 1915, S. 379 ff. und 445 ff.

Digitized by Google

keit, das jährlich ersparte Kapital im Lande selbst nützlich zu verwenden! Ist es nötig, an die vielfach jammervollen hygienischen Einrichtungen Frankreichs, an die großen Mängel des französischen Eisenbahnwesens, an die veraltete Ausstattung der Seehäfen, an die geringe Leistungsfähigkeit der Binnenwasserstraßen, an die unentwickelte Sozialreform und so manches andere, was jedem Deutschen beim Aufenthalte in Frankreich auffällt, zu erinnern? Wären die Franzosen auf manchen Gebieten nicht so anspruchslos, um nicht zu sagen, kulturell rückständig, so würden sie schon wissen, was mit den vielen, jetzt dem Auslande überlassenen Millionen Franken im eigenen Lande anzufangen wäre. Es fehlt übrigens in Frankreich nicht an Wirtschaftspolitikern, die großartige Reformprogramme, deren Durchführung viele Milliarden beanspruchen würde, aufgestellt haben. Aufs dringendste wurde z. B. die gewerbliche Ausnützung der zahllosen Wasserkräfte in den französischen Gebirgen, die Erschließung der riesigen Eisenerzlager in der Nähe der Nordostgrenze, der Umbau der veralteten Hafenanlagen in Marseille, Havre usw. empfohlen. Es ist aber infolge des Mangels an Unternehmungslust und gegenseitigem Vertrauen und infolge der Schwerfälligkeit der bureaukratischen Maschinerie in Frankreich fast immer bei den Projekten geblieben.

So ist es tatsächlich nicht ganz unrichtig, wenn behauptet wird, das französische Sparkapital sei infolge der *Lässigkeit* der französischen Unternehmer genötigt gewesen, teilweise im Auslande eine Unterkunft zu suchen. Zu der geringeren Verwertungsmöglichkeit des Kapitals im Inlande kam aber als treibende Kraft, welche die französischen Kapitalbesitzer veranlaßte, bei ihren Anlagen das Ausland zu bevorzugen, noch ein Doppeltes, der *nationale Ehrgeiz* und die *Spielsucht*.

Man weiß, daß Darlehen an das Ausland oft wertvolle *politische* Freundschaften begründen, und es kann kein Zweifel daran bestehen, daß die Franzosen sich bewußt und planmäßig ihrer Kapitalkraft bedient haben, um Bundesgenossen gegen Deutschland für den „Tag der Rache" zu werben. Das Bündnis der Republik mit dem Zarenreiche beweist das deutlich. Die Franzosen, hoch und niedrig, große Finanzleute und kleine Sparer, *wollten* nach außen glanzvoll erscheinen. Schwer lastete auf allen die Niederlage von 1870. Nichts erstrebten sie sehnlicher als einen

Digitized by Google

neuen „jour de gloire“. Und so gaben sie ihr erspartes Geld, anstatt es für die nötigsten Reformen zu Hause zu verwenden, mit vollen Händen den Russen, Serben, Griechen usw., ohne allzu ängstlich nach der nötigen Sicherheit der Darlehen zu fragen. Wer das Geheimnis der nach außen wirkenden Kapitalkraft Frankreichs ergründen will, muß diesen mächtigen politischen Einflüssen seine volle Aufmerksamkeit schenken.

Als weiterer starker Beweggrund für die Verschleuderung des französischen Kapitals an das Ausland muß die Spielsucht der Bevölkerung Frankreichs genannt werden. In wenigen Ländern ist die Leidenschaft des Spiels so sehr verbreitet wie in Frankreich. Zweifellos haben die „exotischen“, oft recht wenig vertrauenswürdigen Werte, die in so gewaltigen Mengen dem Pariser Geldmarkte zuströmten und auf ihm willige Aufnahme fanden, vielen als geeignete Spielobjekte gedient. Brasilianische, argentinische, mexikanische, venezolanische Wertpapiere waren oft in den bescheidensten Dörfern Frankreichs anzutreffen. Natürlich spielte bei den Emissionen dieser Papiere auch die Spekulation der großen Finanzleute, die für ihre Einführung auf dem Pariser Kapitalmarkte in erster Linie verantwortlich waren, eine große Rolle. Die bei solchen Emissionen erzielten Gewinne waren oft sehr beträchtlich.

Es ist nicht einzusehen, warum das wirtschaftlich so viel stärkere Deutschland, wenn es das wollte, nicht ebenso gut in der Lage sein sollte, sich nach außen mit Kapitalien kraftvoll zu betätigen, wie Frankreich es getan hat. Wir haben es allerdings vorgezogen, unser Kapital hauptsächlich im Inlande zu verwenden, und die dadurch erzielte Vervollkommnung unserer industriellen Rüstung hat sich ja auch besonders im jetzigen Kriege glänzend bewährt. Daß wir aber auch, wenn nötig, für Zwecke der auswärtigen Politik Hunderte von Millionen Mark aufbringen konnten, hat sich im letzten Jahrzehnt bei dem finanziellen Werben zwischen Franzosen und Deutschen um die Freundschaft der Balkanstaaten mehrfach deutlich gezeigt.

Als der Krieg im vorigen Sommer auszubrechen drohte, waren die Verhältnisse auf dem französischen Kapitalmarkte höchst unerquicklich. Man hatte im ersten Halbjahr 1914 fremde, hauptsächlich russische, türkische und serbische Wertpapiere im Betrage von fast 2¼ Milliarden Franken in Paris emittiert; das französische Publikum war nicht im-

Digitized by Google

stande, so gewaltige Summen sofort aufzubringen. Es hatte gerade an brasilianischen, mexikanischen usw. Werten, die von den Pariser Banken in sehr erheblichen Beträgen auf den Markt gebracht worden waren, bedeutende Verluste erlitten; denn in fast allen zentral- und südamerikanischen Staaten waren damals infolge einer unglücklichen Verkettung von widrigen Umständen, Mißernten, Revolutionen usw. wirtschaftliche Krisen ausgebrochen, und die Rentabilität vieler Kapitalanlagen in jenen Ländern war dadurch in Frage gestellt. Die Kaufkraft und die Kauflust der besitzenden Klassen Frankreichs waren außerdem durch den finanzpolitischen Streit, der in der Republik mit großer Erbitterung ausgefochten wurde, stark beeinträchtigt. Der französische Staat hatte schon längere Zeit mit Fehlbeträgen gewirtschaftet; die an ihn gestellten Anforderungen, namentlich zu Rüstungszwecken, wurden immer größer. Eine beträchtliche Erhöhung der Steuern wurde dadurch unumgänglich. Ähnlich lagen bekanntlich die Dinge vor einigen Jahren in Deutschland und England. Während aber in diesen beiden Ländern die „Finanzreform" rechtzeitig, wenn auch nach schweren inneren Erschütterungen, durchgeführt wurde, konnte man sich in Frankreich über die entscheidenden Schritte, d. h. vor allem die Einführung einer einträglichen Einkommensteuer, nicht verständigen und schob die Reform immer wieder hinaus. Infolgedessen wurde das Defizit im Staatshaushalt immer bedenklicher, die schwebende Schuld immer größer und das Steuerprogramm immer radikaler. Sachkenner behaupteten im Frühjahr 1914, daß zur „Sanierung" der Finanzen Frankreichs 3—4 Milliarden Franken erforderlich seien. Die besitzenden Klassen, denen die Kosten der Finanzreform aufgebürdet werden sollten, sträubten sich aufs äußerste nicht nur gegen die Übernahme der Last selbst, sondern vor allem auch gegen die damit verbundene Notwendigkeit, dem Staate, bezw. seinen Beamten, Einblick in die Vermögens- und Einkommensverhältnisse der einzelnen Privatleute zu verschaffen. Ein Ministerium nach dem anderen scheiterte an der Reform, und so ging Frankreich mit zerrütteten Finanzen in den Krieg. Um sich aus der größten Verlegenheit zu befreien, hatte man im Frühjahr 1914 nach langem Hin- und Herschwanken, das immer neue Beunruhigung und starke Verstimmungen des zahlungsfähigen Publikums mit sich brachte, entschlossen, einstweilen eine $3\frac{1}{2}$ prozentige Anleihe von 800 Millionen Franken aufzunehmen.

Digitized by Google

Diese Anleihe wurde vierzigfach überzeichnet, und wieder triumphierte man über die ungeheure finanzielle Kraft Frankreichs. Als sich dann aber bald der politische Horizont verdüsterte und vollends, als das furchtbare Kriegsunwetter zum Ausbruch gekommen war, da stockten sofort die Zahlungen: von den 30 Milliarden, welche die französischen Kapitalisten dem Staate anscheinend so bereitwillig zur Verfügung gestellt hatten, wurde in den ersten Kriegsmonaten kaum ein Hundertstel wirklich eingezahlt.

Das französische Publikum war in einer so gedrückten Stimmung, daß die Regierung der Republik es sehr lange nicht wagte, mit einer großen Kriegsanleihe — so wie es in Deutschland und England geschah — an den Geldmarkt heranzutreten; sie schenkte den Sparern nicht das Vertrauen, daß sie dem Staate freiwillig die zur Kriegführung nötigen riesigen Mittel zur Verfügung stellen würden, was sie damals zweifellos gekonnt hätten. Statt dessen setzte die französische Regierung die Notenpresse in Bewegung. Die Banque de France erhielt die Berechtigung, ihre Notenausgabe, die sich bis dahin auf 5,9 Milliarden Franken belaufen hatte, bis zur Höhe von 12 Milliarden zu steigern, und sie hat davon auch reichlich Gebrauch gemacht. Schon Ende April 1915 betrug ihre Notenausgabe rund 11,5 Milliarden Franken. Die Höchstsumme wurde darauf im Mai 1915 auf 15 Milliarden Franken festgesetzt. Dieser Grenze näherte man sich wiederum rasch. Im November 1915 überstieg die Notenausgabe der Banque de France den Riesenbetrag von 14 Milliarden Franken, und im März 1916 wurde es nötig, die Grenze abermals um 3 Milliarden, also auf 18 Milliarden Franken, hinaufzuschieben. Zum Vergleich sei bemerkt, daß die Deutsche Reichsbank im März 1916 Noten im Betrage von nur 6,5 Milliarden Mark ausgegeben hatte. Die Summen, welche die Banque de France dem französischen Staat bis zum Dezember 1915 vorgestreckt hatte, beliefen sich auf rund 7,6 Milliarden Franken. Der Höchstbetrag des Kredits, den die Notenbank dem Staate gewähren durfte, war zu Anfang des Krieges auf 6 Milliarden Franken festgesetzt worden. Anfang 1915 wurde eine Erhöhung dieser Summen auf 9 Milliarden beschlossen.

Im Oktober 1914 entschloß sich der Finanzminister Ribot, dem französischen Publikum kurzfristige Schatzscheine mit einer fünfprozentigen Verzinsung anzubieten; man nannte sie „bons de la défense nationale". Die Kapitalbesitzer zeigten sich aber zuerst nicht sehr bereitwillig.

Digitized by Google

größere Beträge dieser „bons" aufzunehmen, trotzdem Regierung und Presse mit allen Mitteln für ihren Absatz Propaganda machten. Im ersten halben Jahre gelang es dem französischen Staate nur, sich durch den fortgesetzten Verkauf der „bons" etwa 3 Milliarden Franken zu verschaffen. Später, als der Geldbedarf des Staates immer dringlicher wurde, entschlossen sich größere Massen des Publikums zum Ankauf der „bons". Der Betrag der abgesetzten „bons" überstieg im Juli 1915, also ein Jahr nach Kriegsausbruch, 6 Milliarden und im Herbst 1915 sogar 8 Milliarden Franken.

Da die auf diese Weise eingehenden Summen bei weitem nicht zur Deckung der riesigen Kriegskosten ausreichten, so wurde im Februar 1915 der Versuch gemacht, neben den kurzfristigen auch langfristige staatliche Schuldverschreibungen zur Beschaffung weiterer Mittel auszugeben. Aber noch immer zögerte die Regierung, sich nach dem Vorbilde Deutschlands und Englands mit einem Aufruf zur Zeichnung einer großen Kriegsanleihe an die Massen der französischen Sparer zu wenden; sie begnügte sich, monatelang die neuen Schuldverschreibungen unter günstigen Bedingungen zum Kauf anzubieten. Die „Obligationen" waren fünfprozentig und nach 10 Jahren rückzahlbar. Man gewährte auch die Möglichkeit des Umtausches der im Sommer 1914 ausgegebenen $3^1/_2$ prozentigen Obligationen und der „bons de la défense nationale" gegen die neue Kriegsanleihe. Hiervon wurde zwar in größerem Umfange Gebrauch gemacht; neue Mittel aber flossen der Staatskasse durch die Obligationenausgabe nur sehr langsam und spärlich, in 4 Monaten etwa 1,5 Milliarden Franken, zu, also ein Betrag, den der Krieg damals in etwa einem Monat verschlang. Im November 1915 gab die französische Regierung bekannt, daß durch den Verkauf von Obligationen im ganzen beinahe 2,4 Milliarden Franken in bar eingegangen seien; außerdem waren noch Obligationen im Betrage von 346 Millionen Franken gegen Eintausch von „bons" ausgegeben worden.

Bei der beständigen Geldnot sah sich die französische Regierung mehrmals genötigt, das Ausland mit Unterstützungsgesuchen anzugehen, wie schlecht dies auch zur „Weltbankiers"-Stellung Frankreichs passen mochte. Schon in den ersten Kriegsmonaten hielt sie es für ratsam, sich zur Beschaffung laufender Mittel nach New York und London zu wenden.

Digitized by Google

Aber sie stieß dabei sofort auf unerwartete Schwierigkeiten. In Amerika eröffnete man ihr nur einen bescheidenen Kredit von 10 Millionen Dollar, und auch in London erhielt sie nur eine verhältnismäßig kleine Beihilfe. Die Versuche, vom Auslande Geld zu erhalten oder wenigstens eine Stundung fälliger Forderungen zu erlangen, wurden noch mehrmals wiederholt. Über die Verhandlungen wurde jedoch selten Genaueres bekannt. Wie es scheint, waren die Amerikaner schon Anfang 1915 nicht mehr geneigt, den Franzosen allein Darlehen zu gewähren, und sie verlangten, daß die Engländer für die Zahlungsversprechen ihrer Verbündeten Sicherheit leisteten. Im Mai 1915 wurde berichtet, daß England der einst so stolzen und kapitalkräftigen Republik, die den Amerikanern für Kriegslieferungen bereits große Summen schuldete, einen Kredit von 1,5 Milliarden Franken einräumen wolle, dafür aber eine Hinterlegung von 500 Millionen Franken in Gold in London beanspruche. Dies wurde so aufgefaßt, daß Amerika der französischen Regierung allein nichts mehr kreditieren wollte, und daß infolgedessen England dort die Bürgschaft für die Zahlungsfähigkeit Frankreichs übernehmen mußte. Offenbar traute aber auch England der verbündeten Republik nur wenig und verlangte deshalb zu seiner Sicherstellung die Auslieferung eines beträchtlichen Teils, ungefähr eines Achtels, des mit so vieler Mühe gesammelten Goldschatzes der Banque de France, d. h. des französischen Kriegsschatzes. Bald darauf unternahmen England und Frankreich gemeinsame Schritte zur Unterbringung einer großen Anleihe in den Vereinigten Staaten von Amerika. Man hoffte, von den Amerikanern zunächst 5 Milliarden Franken (1 Milliarde Dollar) zu erhalten und nach einigen Monaten eine zweite Anleihe folgen zu lassen. Aber die zu Verhandlungen nach New York gereisten Londoner und Pariser Finanzleute erfuhren dort eine große Enttäuschung. Die Amerikaner bewilligten ihnen nach längeren Verhandlungen nur die Hälfte der verlangten Summe, noch dazu unter sehr drückenden Bedingungen — zu einem Zinssatze von etwa 6 Prozent — und erklärten ihnen mit aller Bestimmtheit, daß eine zweite größere englisch-französische Anleihe in Amerika nicht unterzubringen sei. Den Erlös der ersten Anleihe teilten sich England und Frankreich gleichmäßig. Frankreich erhielt also damals von Amerika 1250 Millionen Franken. Zu dieser Summe kamen nach einem Bericht des fran-

Digitized by Google

zösischen Finanzministers noch 1165 Millionen Franken, die Frankreich in den 15 ersten Kriegsmonaten gegen Begebung von Schatzscheinen vom Auslande erhalten hatte. Zusammen hatte also Frankreich vom Auslande, d. h. hauptsächlich von England und Amerika, bis zum 31. Oktober 1915 rund 2415 Millionen Frank geliehen erhalten. Das ist ungefähr so viel, wie Frankreich gegenwärtig in einem Monat auszugeben hat.

Nach einer Zusammenstellung des Berichterstatters für das Budget im französischen Senat hatte der Staatsschatz in der Zeit vom 1. August 1914 bis zum 31. Oktober 1915 folgende außerordentliche Kredite aufgenommen:

Vorschüsse der Bank von Frankreich		7000000000	Franken
Vorschüsse der Bank von Algerien		75000000	„
Obligationen der Landesverteidigung			
Zeichnungen in bar		2388178000	„
Zeichnungen in nicht fälligen Bons		345620000	„
Bons der Landesverteidigung, Ergebnis der Emission nach Abzug der Zinsen und Rückzahlungen		8319588000	„
3½% Anleihe (amortisierbar)		462263000	„
Schatzscheine im Auslande:			
in England	1028976000	1164692000	„
in Amerika	135716000		
Englisch-französische Anleihe in Amerika		1250000000	„
	Insgesamt	21005341000	Franken

Man hat Grund, anzunehmen, daß diese gewaltigen Summen nicht zur Bezahlung der Schulden der französischen Regierung ausreichten, daß die Regierung vielmehr, sowohl im Inlande wie im Auslande, ihren Zahlungsverpflichtungen nur unpünktlich nachkam. Ihre laufenden Schulden, für die jeweils keine Deckung vorhanden war, dürften sich zu verschiedenen Zeitpunkten auf 3 Milliarden Franken belaufen haben.

Im Herbst 1915 kamen die leitenden Kreise Frankreichs angesichts der immer größer werdenden Finanznot des Landes endlich zu dem Entschlusse, mit dem Aufruf zur Zeichnung einer großen Kriegsanleihe vor das französische Volk zu treten. Aber wieder vergingen Wochen und Wochen, bis der Plan ausgeführt wurde. Immer wieder hoffte man, daß irgend ein großer Sieg über die Zentralmächte die französische Bevölkerung in eine bessere Stimmung versetzen und opferwilliger machen

Digitized by Google

würde. Aber die Siegesbotschaften blieben aus, und es mußten daher, um der Anleihe zu einem Erfolge zu verhelfen, um so günstigere Zeichnungsbedingungen gewährt werden. Die neuen Papiere, für die ein Zinsfuß von 5% festgesetzt worden war, wurden zu einem Kurse von nur 88% angeboten, gewährten also in Wirklichkeit eine Verzinsung von fast 6% — in einem Lande, in dem bis vor kurzem die dreiprozentige Rente das Hauptanlagepapier gewesen war! In Deutschland war bekanntlich die fünfprozentige Kriegsanleihe vom Herbst 1915 zu einem Kurse von 99% willig aufgenommen worden.

Die erste Nachricht über die französische Kriegsanleihe, die man — etwas voreilig — „Siegesanleihe" getauft hatte, besagte, es seien innerhalb der ersten 24 Stunden nach Eröffnung der Subskription 25 Milliarden Franken gezeichnet worden. In der „Entente"-Presse begann darauf ein gewaltiger Jubel, und sogar die sonst in Geldsachen erfahrene „Times" feierte in einem Leitartikel die wunderbare Kapitalkraft der befreundeten Republik, die Deutschland mit einem Schlage glänzend übertroffen habe. Die Nachricht erwies sich aber sehr bald, was keinem Kenner der wirtschaftlichen Schwäche Frankreichs zweifelhaft sein konnte, als eine reine Erfindung. Nach einigen Tagen wurde die französische Presse recht kleinlaut, und kurz vor Weihnachten 1915 wurde bekannt, daß die gesamten Zeichnungen nur einen Ertrag von 5,5 Milliarden Franken in bar ergeben hatten; außerdem waren ältere Wertpapiere, „bons", „obligations" usw., im Betrage von 9 Milliarden Franken zum Umtausch gegen die neue Kriegsanleihe angemeldet worden. Die Barzeichnungen von 5,5 Milliarden ergaben bei einem Kurse von 88% nur einen wirklichen Bareingang von 4,84 Milliarden Franken für die Staatskasse, also erheblich weniger als den Betrag der ersten, kleinsten deutschen Kriegsanleihe. Das Ergebnis war ein wahrhaft klägliches. Nach Mitteilungen des französischen Finanzministers im Januar 1916 soll der Gesamtertrag der Anleihe noch etwas größer (15,1 Milliarden Franken) gewesen sein; das Ausland soll rund eine Milliarde beigesteuert haben, darunter England 600 Millionen Franken, die aber nicht nach Frankreich flossen, sondern zur Bezahlung fälliger französischer Schulden in England verwandt wurden. Wie gering die Bareingänge waren, zeigte sich deutlich daran, daß der französische Staat die von der Banque de France erhaltenen Vorschüsse, die im

Digitized by Google

Dezember 1915 7,6 Milliarden Franken betragen hatten, um nicht mehr als 2,4 Milliarden verringern konnte, und auch das nur vorübergehend. Schon Anfang Januar 1916 begannen die Vorschüsse wieder auf 5,3 Milliarden Franken zu steigen, und Mitte März 1916 waren sie von neuem auf einer Höhe von 6,7 Milliarden Franken angelangt.

In den offiziellen französischen Kundgebungen wird die wirtschaftliche und finanzielle Lage des Landes noch als befriedigend, ja glänzend hingestellt. Das ist während der Dauer des Weltkrieges begreiflich. Um so trostloser werden die Verhältnisse am Schlusse des verheerenden Völkerringens aussehen. Es kann aber schon jetzt kein Zweifel daran bestehen, daß Frankreich über viel geringere wirtschaftliche Mittel verfügt als Deutschland. Es war, wie wir im einzelnen gesehen haben, schon in Friedenszeiten erheblich schwächer, und es hat unter der Kriegsnot viel schwerer gelitten.

Seine Kraftreserven sind auch bereits stark angegriffen. Das anfänglich wichtigste finanzielle Hilfsmittel, die Notenpresse, ist jetzt schon schwerer verwendbar und muß binnen kurzem unbrauchbar werden. In der Friedenszeit hatte sich die Banque de France bei ihrer Notenausgabe auf einen mehr als ausreichenden Goldvorrat, etwa 4 Milliarden Franken, stützen können. Die ausgegebenen Noten lauteten 1913 auf nur 5—6 Milliarden Franken; es war also weit mehr, als die sogenannte „Drittelbedeckung" der Noten durch Gold vorhanden. Es war auch unbedenklich, bei so guter Deckung zu Kriegsbeginn die Notenausgabe um einige Milliarden zu steigern. Im März 1916 aber betrug die Summe der ausgegebenen Noten fast 15 Milliarden, und der Goldschatz der Zentralbank war mehrmals stark angegriffen worden; hauptsächlich hatten ihn die von England beanspruchten Goldsendungen vermindert. Nur durch eifrige Goldsammlungen im Publikum — nach dem anfangs verspotteten deutschen Muster — wurde es möglich, den Metallbestand der Banque de France wieder zu heben und zu verhüten, daß ihr Goldvorrat bis zur Mindestgrenze der „Drittelbedeckung" zusammenschmolz. Die Bank ist dieser Grenze schon mehrmals recht nahe gekommen. Sollte sie ihre Notenausgabe noch um einige Milliarden steigern, ohne ihren Goldschatz, der im Frühjahr 1916 auf 5 Milliarden Franken angewachsen war, weiter erheblich zu vermehren, was ausgeschlossen sein dürfte, so

Digitized by Google

würde dadurch die feste metallische Grundlage des französischen Geld- und Kreditwesens verhältnismäßig immer geringer und schwächer werden, und es wären schwere Erschütterungen der ganzen französischen Volkswirtschaft zu befürchten. Angesichts der ungeheuern Zunahme des französischen Papiergeldes ist schon mehrfach warnend auf die schlimmen Folgen der Assignatenausgabe in der Revolutionszeit hingewiesen worden.

Das allmähliche Versagen der Notenpresse wird auch sicherlich die Geneigtheit der französischen Finanzwelt und der hinter ihr stehenden Sparer, dem Staate freiwillig, d. h. durch Ankauf von Schatzscheinen und Zeichnung von Kriegsanleihen, neue größere Mittel zur Verfügung zu stellen, nicht heben. Waren die Bürger der Republik sogar in der ersten Kriegsbegeisterung nicht sonderlich bereit, dem Vaterlande mit ihrem Gute — eher noch mit ihrem Blute! — zu dienen, so gilt das erst recht für die jetzige Zeit, in der man nach furchtbaren Opfern und gewaltigen Enttäuschungen dem bitteren Ende näher und näher kommt.

Ebensowenig kann Frankreich jetzt noch auf erhebliche Zuschüsse von seiten seiner Verbündeten oder des neutralen Auslandes rechnen. England, das in erster Linie als Kapitalgeber in Frage käme, findet es schwer genug, seine eigenen riesigen Kriegskosten zu bestreiten. Zu der französischen „Siegesanleihe" vom Dezember 1915, die bei dem niedrigen Frankenkurs in London eine lockende Kapitalanlage darstellte, hat es, wie erwähnt, noch 600 Millionen Franken beigesteuert. Aber es wurde damals von zuständiger englischer Seite recht eindringlich vor einer stärkeren Beteiligung englischer Kapitalbesitzer an den französischen Zeichnungen gewarnt. Sollte Frankreich noch weiterer Kredite in England bedürfen, so würde es dieselben, wenn überhaupt, jedenfalls nur unter außerordentlich ungünstigen Bedingungen erhalten können. Frankreichs anderer „großer" Verbündeter, Rußland, ist selbst in der schwersten finanziellen Bedrängnis. Anstatt helfen zu können, erwartete es sogar, daß man in Frankreich während der Kriegszeit die Zahlung der Zinsen für die älteren russischen Milliardenanleihen übernähme, und tatsächlich hat die französische Finanzwelt, wohl oder übel, Hunderte von Millionen Franken für diesen Zweck bereitstellen müssen. Aber nicht nur zur Aufrechterhaltung seines Kredits, sondern auch zur Fortführung des Kriegs brauchte Rußland unbedingt neue finanzielle Mittel; das gleiche galt von Belgien und Serbien,

Digitized by Google

teilweise auch von Italien. Wenn es auch in erster Linie Englands Sache war, die zur Erringung des Sieges erforderlichen „silbernen Kugeln" herbeizuschaffen, so konnte sich doch der Pariser Kapitalmarkt gegenüber den großen und dringenden Ansprüchen Rußlands, Serbiens usw. nicht ganz ablehnend verhalten. Von Amerikas mangelnder Bereitwilligkeit, der französischen Republik neue Kredite zu eröffnen, war schon die Rede. Die kleineren neutralen Staaten könnten sich überhaupt nur mit geringeren Beträgen am Ankauf französischer Schuldscheine beteiligen und sind jetzt auch dazu meistens nicht geneigt. Für die französische „Siegesanleihe" sollen in der Schweiz (wahrscheinlich in den romanischen Landesteilen) 100 Millionen Franken gezeichnet worden sein.

Zum Schwinden des Vertrauens gesellt sich infolge der Kriegsnot ein allmähliches Versagen der produktiven Kräfte Frankreichs. An Lebensmitteln zwar wird das Land nicht so leicht Mangel leiden; denn der landwirtschaftlich benutzbare Boden steht den Franzosen ja auch jetzt noch in der Hauptsache zur Verfügung, und man darf wohl annehmen, daß er nicht viel anders als in Friedenszeiten bebaut wird; außerdem stehen für eine notwendig werdende Zufuhr von außerhalb die französischen Häfen offen. Sehr schwer ist dagegen die Beeinträchtigung der industriellen Leistungsfähigkeit Frankreichs. Die Hauptindustriegebiete, vor allem die wichtigsten Stätten der französischen Kohlen-, Eisen- und Textilindustrie, sind in deutschen Händen; für diese bedeutenden Erwerbszweige in andern Landesteilen rasch Ersatz zu schaffen, ist unmöglich. Dazu kommt, daß die Pariser, Lyoner und andere Luxusindustrien, die in Friedenszeiten eine Quelle des Wohlstandes der Bevölkerung sind, während eines längeren Krieges ihren Absatz einbüßen, woraus sich Arbeitslosigkeit, namentlich der vielen in ihnen tätigen Frauen und Mädchen, und sonstige soziale Übel ergeben. Eine Umwandlung der zahlreichen kleingewerblichen Betriebe in Werkstätten zur Herstellung von Kriegsbedarfsartikeln dürfte in Frankreich auf sehr große Schwierigkeiten stoßen. Was vom Kunstgewerbe gilt, läßt sich auch auf manche bedeutenden Zweige der französischen Bodenkultur anwenden, vor allem auf den Weinbau, die Blumenzucht, die Olivengewinnung, die Seidenraupenzucht usw. In dieser rauhen Zeit fragt man nicht nach den Gütern, die das Leben verschönen; jetzt schreit alles nach Waffen, Munition und alltäglichen

Digitized by Google

Bedarfsartikeln. Es ist ganz sicher, daß Frankreichs Leistungsfähigkeit auf diesen Arbeitsgebieten dauernd sehr viel geringer ist als die Deutschlands, und daß die Anpassung der Friedenswirtschaft an den Kriegszustand in Frankreich viel größeren Hindernissen begegnet ist als bei uns.

Weit mehr als in Friedenszeiten, wenn auch lange nicht in dem Maße wie Deutschland, ist Frankreich in dem jetzigen Kriege auf seine eigene wirtschaftliche Kraft angewiesen. Sein Verkehr mit dem Auslande ist stark beschränkt worden. Im ersten Kriegsjahre betrug die französische Einfuhr nur 5,6 Milliarden Franken gegenüber 8,5 Milliarden im Jahre vorher; die Ausfuhr sank in derselben Zeit sogar von 6,8 auf nur 2,7 Milliarden. Besonders unerwünscht war den Franzosen, daß auf diese Weise der Überschuß ihrer Einfuhr über ihre Ausfuhr von 1,7 auf fast 3 Milliarden Franken anwuchs. Bis zum Ende des Jahres 1915 verschlimmerte sich dieser Zustand noch beträchtlich: der Einfuhrüberschuß belief sich im Kalenderjahre 1915 auf nicht weniger als 5 Milliarden Franken. In Friedenszeiten wird die Bezahlung der verhältnismäßig geringen Einfuhrüberschüsse aus den Einnahmen, welche die französische Kapitalanlage im Auslande, die Reisen Fremder nach Frankreich, der Verdienst aus der Seeschiffahrt u. dergl. ergeben, leicht bewirkt. In den Kriegsmonaten gingen diese Gegenwerte nicht in dem Umfange ein wie früher und kamen teilweise ganz in Fortfall. Es wurde also schwerer und schwerer, die zur Bezahlung des noch dazu stark gestiegenen Einfuhrüberschusses erforderlichen Zahlungsmittel zu beschaffen. Die Franzosen hatten zwar die Möglichkeit, zur Begleichung ihrer Schulden im Auslande dorthin Gold oder Wertpapiere zu senden. Aber die Goldausfuhr suchte man möglichst zu verhindern, damit der Zentralschatz der Banque de France ungeschmälert erhalten blieb, und für die im französischen Besitz befindlichen Wertpapiere (hauptsächlich stark entwertete russische, serbische, griechische, brasilianische, mexikanische usw.) gab es im Auslande nicht viel willige Abnehmer. Der einzige neutrale Kapitalmarkt, der in der Lage war, in der Kriegszeit größere Mengen fremder Wertpapiere aufzunehmen, der New Yorker, wurde von London, das infolge der Kriegsnot amerikanische Eisenbahnpapiere in Massen abstieß, so stark in Anspruch genommen, daß Frankreich dort nur geringe Beträge unterbringen konnte. Infolgedessen konnten die Franzosen im Auslande nur wenig mit barem

Digitized by Google

Gelde zahlen oder Wertpapiere verkaufen, und sie mußten sich zur Begleichung ihrer immer größer werdenden auswärtigen Schulden fast ausschließlich der Wechsel bedienen. Die lebhafte Nachfrage nach fremden, bei Zahlungen im Auslande verwendbaren Wechseln trieb deren Kurs in die Höhe, und der Kurs des Frankenwechsels sank dementsprechend. So führte also die Schwierigkeit, für die Einfuhrüberschüsse Gegenwerte zu beschaffen, zu einer Entwertung des französischen Geldes im Auslandsverkehr. Im März 1916 stand der Franken in New York 15, in Amsterdam sogar 21 % unter Pari. Ein ähnliches Mißgeschick hat zwar alle kriegführenden Länder, die einen mehr, die anderen weniger, in ihrem Verkehr mit dem neutralen Auslande getroffen. Auch der Kurs der deutschen Mark ist, weil Deutschlands Ausfuhr fast ganz abgeschnitten und seine überseeische Schiffahrt unterbunden ist, bekanntlich im Laufe des Krieges allmählich erheblich gesunken, sogar noch tiefer als der Kurs des Franken. Aber diese Entwertung des deutschen Geldes im Auslandsverkehr, die nach dem Friedensschluß infolge der Wiederaufnahme der deutschen Ausfuhr und der deutschen Seeschiffahrt bald wieder aufhören wird, ist für Deutschland, dessen gesamter Auslandsverkehr jetzt so gering ist, doch viel weniger bedenklich, als für Frankreich, das einen so starken Einfuhrüberschuß hat, die Entwertung seines Geldes ist.

Die Staatsschuld Frankreichs, die sich vor dem Ausbruch des Weltkriegs auf ungefähr 33 Milliarden Franken belief, dürfte bis zum Beginn des Jahres 1916 auf fast 60 Milliarden Franken angewachsen sein. Sollte der Krieg noch längere Zeit andauern, und sollte vollends Frankreich am Schluß des Völkerringens zur Zahlung einer großen Kriegsentschädigung gezwungen werden, so würde die französische Staatsschuld einen Umfang erreichen, der alles bei weitem übertrifft, was bisher in der Finanzgeschichte der Menschheit erlebt worden ist. Die Tilgung einer Schuld von 60 Milliarden Franken, geschweige denn einer noch größeren, ist für Jahrzehnte ganz ausgeschlossen. Bei der vor dem Weltkriege herrschenden kritiklosen Bewunderung der Kapitalkraft Frankreichs ist vielfach übersehen worden, wie unerfreulich schon lange der Stand der französischen Staatsfinanzen war. Frankreich war mit einer größeren Schuld belastet als jeder andere Staat. Die englische Staatsschuld war nur etwas mehr als halb so groß wie die französische, und die russische betrug etwa drei Viertel der fran-

Digitized by Google

zösischen. Auch war diese nicht etwa in der Hauptsache eine Eisenbahnschuld wie die viel kleinere preußische, bei der den Passiven gewaltige Aktiva gegenüberstehen, sondern, ebenso wie die englische, im wesentlichen eine Kriegsschuld. Vor 1870 betrug sie 13 Milliarden Franken. Durch den Krieg von 1870/71 erhöhte sie sich um fast 11 Milliarden Franken. Man hat häufig die „Leichtigkeit" bewundert, mit der Frankreich im Anfang der 70er Jahre die Kriegsentschädigung an Deutschland gezahlt hat, und darüber vergessen, daß der französische Staat sich jene 5 Milliarden geliehen und bis zum heutigen Tage nicht zurückgezahlt hat. Jahr für Jahr bis zur Gegenwart mußten die gewaltigen Summen vom französischen Steuerzahler verzinst werden. Nur eine Erniedrigung des Zinsfußes hat sich im Laufe der Jahrzehnte durch mehrere Konversionen erreichen lassen.

Freilich ist Frankreich noch nicht am Ende seiner wirtschaftlichen und finanziellen Widerstandsfähigkeit. Ebenso wie wir uns vor einer Unterschätzung der noch vorhandenen militärischen Kraft der Franzosen hüten müssen, würden wir einen verhängnisvollen Fehler begehen, wenn wir annähmen, die Finanzkraft Frankreichs sei schon nahezu erschöpft. Trotz ungeheurer Verluste hat ein von der Natur so reich ausgestattetes Land wie Frankreich zweifellos noch beträchtliche, nicht leicht versiegbare Hilfsquellen. Seine produktiven Kräfte sind noch zum großen Teil vorhanden. Durch scharfe Zwangsmaßregeln könnte die französische Regierung sich auch noch auf einige Zeit aus den Ersparnissen der Bevölkerung bedeutende neue finanzielle Mittel beschaffen. Aber sehr vieles ist doch schon zerstört; aufs schwerste ist das Vertrauen zu den Machthabern in der Republik erschüttert; ein furchtbarer Druck lastet seit Monaten auf dem Volke, zu dessen Tugenden die Ausdauer nicht gehört; die Wiedererſetzung des Verlorenen erfolgt zu langsam, zum großen Teil überhaupt nicht. So geht die Zermürbung der Kraft Frankreichs unaufhaltsam vor sich. Während Deutschland ohne allen Zweifel einer jahrelangen Dauer des furchtbaren Kampfes getrost und voll Siegesgewißheit entgegensehen kann, ist ein Zusammenbruch der wirtschaftlichen Kraft Frankreichs in absehbarer Zeit unausbleiblich. Mag man die finanzielle Schwäche des Landes auch noch so sehr verschleiern, den einsichtigen Elementen in Frankreich selbst kann sie nicht verborgen bleiben. Sollten diese nicht zu dem Entschlusse kommen, einzulenken und die immer dringlicher werdende Liquidation vorzunehmen, ehe es zum äußersten kommt?

Digitized by Google

Vom Staatserlebnis

Von Dr. Richard Cahén

Aus Unvollendung des Gefühls, nicht aus schlechtem Willen sind die Dinge oft verzerrt. Das, was z. B. die Partei ihrem ideellen Werte nach sein sollte, Weltanschauungsträgerin, wird oft durch Tendenzen des Interesses getrübt, so daß kein reines Bild von dem entsteht, was der Staat — so wie ihn die großen Dichterpolitiker, als deren Führer Plato, gesehen haben, — sein sollte, eine Spiegelung der kosmischen Empfindungen eines Volkes auf die Gebundenheit seiner nationalen Bildungssphäre übertragen.

Nicht dadurch, daß die Weltanschauungen sich bekämpfen, erfüllt sich das Gesetz der Verschiedenheit menschlichen Empfindens, das die Jahrtausende als Nährmutter seiner Entwicklung bezeichnen kann, nicht dadurch, daß die Abgründe zwischen Betrachtungsweisen dazu führen, das gemeinsame große Ziel aus den Augen zu verlieren, offenbart sich der Sinn der staatlichen Gemeinschaft.

Das wenigste, was man von Parteien und Parteiungen fordern kann und muß, ist die anständige Gesinnung, die objektive Förderung des Staatswohles der Gesamtheit und die Bemühungen in dieser Richtung. Ich sage das wenigste; mit seiner Handhabe ist schon viel erreicht. Wenn persönliche Gefühle und Bestrebungen gänzlich erlöschen, wenn die Lockungen der Eitelkeit, des Ruhmes und des persönlichen Wohlergehens mit asketischer Strenge unterdrückt werden, sind schon die Vorbedingungen zu einer gedeihlichen Entwicklung nationalen Lebens gegeben.

Anderes ist denkbar und zu erfassen. Auch eine subjektive Seite des Empfindens ist selbst dem Staatsgedanken gegenüber möglich, denn dieser Gedanke ist künstlerischer als wir ahnen. Er ist durch die Bemühungen versunkener Geschlechter geheiligt, durch das Blut, das für ihn vergossen, die Summe Arbeit, die an ihn gewendet wurde, die Masse des Erlebens, das in ihm vor sich ging, von einem immanenten Künstlertum sondergleichen und begnügt und vollendet sich keineswegs in Organisation.

Wie sich die Religion in ihrem wahren Glanze, in ihrer erhabenen Wirkung erst dem Gläubigen enthüllt, wie sie dann erst ihre Gaben des Trostes und der gütigen Begnadung austeilt, wenn sie weiß, daß man ihr Hin-

Digitized by Google

gabe zollt, so verlangt im Grunde der Staatsgedanke nichts anderes, und wenn Staat und Religion sich oft befehdeten, so liegt darin ein Teil der großen Erkenntnis, daß beide um die Liebe und Hingabe des Individuums kämpfen, weil beide diese zu ihrem Bestehen und Gedeihen benötigen.

Kritik, deren schöpferische Bedeutung in unseren Tagen immer mehr hervorgehoben wurde, weil der kritische Geist des rechnenden Menschen sich verschärfte, ist allen Dingen gegenüber anwendbar. Auch vor der Religion braucht sie nicht halt zu machen. Aber mit Erstaunen erleben wir, daß die Religion dem Kritiker ihre Gnadenmittel versagt, bis zu Fausts Himmelfahrt, d. h. ihn dann erst wieder aufnimmt, wenn er wieder glaubt und hofft und aufhört zu zweifeln und zu mäkeln.

Dem Staate gegenüber glaubt man gut zu handeln, wenn man die Kritik möglichst herbe zur Anwendung bringt. Jedoch mit welcher inneren Berechtigung? Sollten wir nicht auch glauben und annehmen müssen, daß der Staatsgedanke ebensowenig wie der religiöse, allzusehr der Säure der Kritik ausgesetzt werden darf, daß er auch der Kritik gegenüber eines Tages aufhört, seinen Geist auszustrahlen und uns im Dunkeln zurückläßt. Was geschieht aber mit Kritik, die kein Objekt mehr vorfindet? Sie wendet sich gegen sich selbst und wird Anarchie.

Der meisterliche Hegel sagt einmal, „es sei leichter, an einem Staat Kritik zu üben, als herauszufinden, was sein wahrer Gehalt sei." Zur Kritik ist jeder einigermaßen in den Pfaden europäischer Gedanken Wandelnde fähig, zur Erkenntnis, zur Synthese nur der Auserwählte. Sowie wir gesehen haben, daß Kritik ein Ingredienz des Anarchischen ist, so führt die Erkenntnis des Staatsgedankens zum Staatserlebnis.

Unter Staatserlebnis kann man den seltenen Augenblick verstehen, in dem ein Individuum intuitiv gleichsam die Seele seines Staates sieht, sowie man stets nur das Göttliche an Dingen wahrnimmt, die man rückhaltlos liebt. Denn nicht menschlicher Zugeständnisse halber, sondern weil die Liebe die Erkenntnis fördert, stellte sie der Apostel an die Spitze seiner mystischen Drei.

Nicht nur das Erlebnis der Liebe von Geschlecht zu Geschlecht hat große Dinge gezeitigt, das Staatserlebnis, die Liebe zur Staatsidee an sich hat Meisterwerke der Kunst hervorgebracht und Menschen riesigen Zuschnitts, wie Friedrich von Preußen, Bismarck, Washington und Napoleon haben

Digitized by Google

ihr Leben und ihr Herz daran gesetzt. Die größten Schöpfer, die der Menschheit hervorzubringen vergönnt war, haben es erfühlt. Wir erleben es bei Shakespeare fast in jedem Wort, bei Richard Wagner beinahe in jedem Motiv, in Goethes Faust, in den Romanen Balzacs und Zolas, und Dostojewsky empfindet sich nach zehnjähriger Kerkerstrafe plötzlich als Bürger eines Staates und erlebt diesen begnadeten Augenblick, als man ihm die Fesseln löst.

Die Geister, die sich mit Willen vom Bestehenden abwandten und etwas ganz Neues, jenseits des Staates Stehendes schaffen wollten, haben mit Ausnahme ihrer Phantasien von Thomas Morus' „Utopia" über Campanellas „Sonnenstaat" bis zu Hertzkas „Freiland" keine Kunst, keine Literatur großen Stiles schaffen können. Dem Kritiker am Künstlerischen fehlt das letzte zur eigenen Produktion — die Eingebung. Sollte nicht auch der Kritiker am Staate desselben ermangeln, des Erlebens, der Erkenntnis?

Man spricht heute viel von der Zukunft, weil man die Gegenwart als unbegreiflich und überdimensional empfindet. Auch hier ist Kritik dem Augenblick gegenüber unschöpferisch und kleinlich und nur das groß, was die Zeitziele fördert und ausgestaltet oder ihnen ein Paroli von gleicher Stärke entgegendonnern könnte.

Jeder andere würde Stückwerk schaffen, nur der darf es wagen, vom Übernationalen, Internationalen zu sprechen, der das nationale Staatserlebnis in seiner Seele erlebt und ausgestaltet hat. Erst der, der den Kosmos seines eigenen Staates verstanden und hingebend in sich aufgenommen hat, darf mit uns Hand anlegen an das große Werk der Vereinigung aller Einheiten zur letzten Einheit. Nur der, der die Ganzheit seines eigenen starken Volkes begriff, seine Fehler verzieh und erlöste und in der Staatsidee zu reinigen und zu läutern suchte, ist in naher und ferner Zukunft berufen, an den großen Fragen der Politik, der Liebe und des Lebens Mitarbeiter zu sein.

Digitized by Google

Eine russisch-japanische Annäherung

Von Dr. Fritz Secker-Shanghai

In Nummer 39 des „Größeren Deutschland" vom 25. September 1915 hat Dr. Ostwald, Berlin-Schmargendorf, eine kluge Abhandlung über die Möglichkeit des Abschlusses eines Bündnisses zwischen Rußland und Japan geschrieben. Die von Ostwald angeführte Erklärung des russischen Ministers des Äußern, Ssasonow, sowie die Stellungnahme der japanischen Presse zu dem von Rußland ausgehenden Bündnisvorschlag ist seinerzeit auch in politischen Kreisen Ostasiens beachtet und damals schon so gedeutet worden, als ob Rußland auf eine Neuorientierung seiner Politik in Ostasien ausgehe.

Durch die neuerliche Entsendung des russischen Großfürsten Georg Michaelowitsch nach Japan, der den Auftrag hatte, dem Mikado Glückwünsche zu seiner Krönung zu überbringen, ist in das zwischen Rußland und Japan herrschende freundschaftliche Verhältnis eine neue Note gekommen. Fanden vor Jahresfrist die Erklärungen Ssasonows nur in einem Teil der unmaßgeblichen japanischen Presse einen Widerhall, so ist anläßlich des Besuchs des Großfürsten ein auffallend herzlicher Ton in den Regierungsblättern zum Ausdruck gekommen. Die halbamtliche „Japan Times" begrüßte den russischen Gast mit überschwenglichen Worten, die mehr als ein bloßer Akt offizieller Höflichkeit waren, sondern eher die Stimmung widerspiegelten, die in amtlichen Kreisen Japans über ein engeres Einvernehmen mit Rußland herrscht. An den russisch-japanischen Freundschaftskundgebungen achtlos vorübergehen, oder ihnen nur in dem Rahmen korrekter staatsmännischer Höflichkeit einen Platz anweisen, hieße, sehenden Auges eine sich anbahnende neue Machtgruppierung in Ostasien zu ignorieren.

Es ist nicht anzunehmen, daß die Entsendung Georg Michaelowitschs nach Japan eine bewußte Fortsetzung der von Ssasonow verkündeten russischen Ostasienpolitik ist, sondern, daß eher Rußland aus Erwägungen, die auf dem Gebiet der Chinapolitik des Vierverbands zu suchen sind, jetzt eine Schwenkung zu Japan unternimmt. Die ein engeres Einvernehmen fordernden Erklärungen Ssasonows in der Duma erfolgten in der Zeit, wo sich das russische Heer in wildem Rückzug aus Polen und

Digitized by Google

Galizien befand; die einzige Macht, von der Rußland mittelbare oder unmittelbare Hilfe erhoffen konnte, war Japan. Mit freundschaftlichen Versicherungen glaubte Ssasonow die Tokioer Regierung zu einer Mitwirkung bestimmen zu können. Die damalige, von Rußland ausgehende Annäherung zu Japan war also in erster Linie gegen Deutschland gerichtet; dafür war aber offenbar Tokio nicht zu haben.

Das Interessante und politisch Bedeutsame ist nun, daß sich die von dem Großfürsten Michaelowitsch eingeleitete Annäherung gegen England, und hauptsächlich gegen dessen Stellung in Ostasien, richtet. Wie oben schon angedeutet, sind die Gründe für diese Politik in China zu suchen. Einseitige englische Meldungen, die auf Umwegen in die deutsche Presse gelangt sind, werden sicher über die Bemühungen des Vierverbands berichtet haben, China zum Beitritt in den Verband zu bewegen. Im November-Dezember vorigen Jahres versuchte der Vierverband durch ein unsauberes, einer späteren Geschichtschreibung vorbehaltenes Intrigenspiel, China zu seinem Bundesgenossen zu machen, um einerseits Deutschland politisch und wirtschaftlich in Ostasien auszuschalten und zugleich eine Mächtegruppierung herbeizuführen, die auf eine Einkreisung Japans hinauslief. Dieser Plan war englischem Geiste entsprungen und England hatte auch die (natürlich längst wieder in Abrede gestellten) Verhandlungen mit China geführt. Englands Rechnung war aber falsch; Japan machte nicht mit, und gegen den Willen der Tokioer Regierung in Ostasien politisch etwas zu unternehmen, dazu ist England nicht mehr stark genug, selbst wenn ihm Rußland, Frankreich und Italien unterwürfige Gefolgschaft leisteten.

Als erster „Freund" Englands, der erkannt hat, daß die englische Politik in Ostasien einen jämmerlichen Schiffbruch erleiden muß, hat sich nun der blind-gehorsame Russe gezeigt. Rußlands Annäherung zu Japan bedeutet gleichzeitig eine Abkehr von England. An der Newa hat offenbar die Einsicht gesiegt, daß es fürderhin nicht mehr in Rußlands Interesse liegt, der englischen Politik in Ostasien Schleppenträgerdienste zu leisten; mittelbar mögen die Siege der deutschen und österreichisch-ungarischen Waffen für die Neuorientierung der russischen Ostasienpolitik mitbestimmend gewesen sein. Zweifellos wird die Abkehr Rußlands von England in Ostasien auch ihre Rückwirkung auf die politische Gruppierung in

Digitized by Google

Europa ausüben. Schon heute Andeutungen über die Folgen der russisch-japanischen Annäherung zu machen, ist nicht zeitgemäß. Je mehr aber die Uneinigkeit innerhalb des Vierverbands infolge starker Interessengegensätze um sich greift, desto näher rückt die Stunde, wo ein von seinen „Freunden" verlassenes, seinen Feinden ehrlich gehaßtes, finanziell und politisch zusammengebrochenes England die Trümmer einer einst stolzen Mächtegruppe betrauert und Buße für die Schandtaten tut, die es als der ewige Verschwörer und Unruhestifter unter die Völker der Erde gebracht hat.

Notizen

England

Die sibyllinischen Bücher. Die sibyllinischen Bücher sind das neueste Schlagwort der englischen Presse. Die Moral der sibyllinischen Bücher müsse den Deutschen ins Gedächtnis gerufen werden, sagt man. Was die Presse mit dem geheimnisvollen Ausdruck besagen will, sucht ein Artikel der „Nation" darzulegen, die dazu mahnt, sich des Kriegsanlasses zu erinnern, um eine dauernde Spaltung Europas zu verhindern. „Sir Edward Grey hatte an Stelle der individuellen Lösung eines Konfliktes zwischen zwei Staaten, Österreich und Serbien, eine europäische Konferenz vorgeschlagen; er war bereit, aus den Grenzen der Entente herauszutreten, um Einrichtungen zu schaffen, an denen Deutschland Teilnehmer sein könnte. Deutschland lehnte ab, weil es anti-europäisch fühlte und an nichts glaubte, als an die Macht seiner Heere. Was mögen seine Staatsmänner heute über jene Ablehnung denken? Hätte es damals seiner äußeren Politik eine europäische und seiner inneren eine demokratische Wendung gegeben, so hätte es entscheidenden Einfluß auf die künftige Regierung der westlichen Welt bekommen. Jetzt wieder, zu irgendeiner Zeit 1916 oder 1917, werden ihm die sibyllinischen Bücher wieder angeboten werden."

In welchem versteckten Zusammenhang mögen diese orakelhaften Andeutungen mit den neuerdings vorgebrachten Argumenten des „rechtverstandenen Imperialismus" stehen, zu dem England aus Angst vor dem russischen Vordringen in Persien allmählich zu gelangen scheint und dem die erneute Wendung der englischen öffentlichen Meinung zur türkenfreundlichen Politik ihre Entstehung verdankt? „Manchester Guardian" spricht offen aus, wie beunruhigt man sei, daß Rußland so viel und England so wenig Land im Osten besetzt habe. Man besinnt sich darauf, daß, falls es nicht ein Afghanistan gäbe, man zum Schutze Englands ein Afghanistan, falls es keine Türkei gäbe, man eine Türkei zum Schutze Ägyptens schaffen müsse. Was Wunder, daß darum die Türken wieder als die Nobelsten der Feinde gepriesen werden und daß unter der Maske französischer Vermittlerarbeit den Türken schon wieder ein Separatfrieden angeboten wird? Unter der

Digitized by Google

Hand erklärt man, wie England sich diesen Separatfrieden denkt. Die Türkei trete Armenien an Rußland ab, dafür begnüge sich Rußland mit der wirtschaftlichen Freiheit der Meerengen. Die „Nation" versteigt sich in diesem Zusammenhang bis zu dem kategorischen Imperativ: „Solange Rußland den Traum Konstantinopel verfolgt, sei Frieden unmöglich. Man muß Rußland dazu bringen diesen Traum aufzugeben."

Wie die „Times" sich die Kriegsentschädigungen denkt: Eine internationale Kommission soll, so schlägt die „Times" vor, für den Fall, daß der Krieg bis zum 31. März 1917 dauern wird, folgende Kriegsentschädigungen festsetzen, die Deutschland und Österreich zu zahlen hätten:

an Belgien	500	Millionen £
„ Frankreich	2500	„ „
„ England netto	2600	„ „
„ Italien	500	„ „
„ Rußland	2400	„ „
„ Serbien und Montenegro	100	„ „
zusammen	8600	Millionen £ = 172 Milliarden Mark.

Deutschland müßte die aus Frankreich, Belgien, Polen und Serbien zusammengestohlenen Fabrikate, Kunstwerke usw. nicht in Geldwert, sondern in gleichen Gattungen (Fabrikate und — Kunstwerke!) wieder erstatten. Danach bliebe noch eine Restschuld von 8 Milliarden Pfund, über die Deutschland und Österreich Schuldscheine auszustellen hätten, die unter den Alliierten ihren Ansprüchen gemäß zu verteilen wären. Jede Macht müßte auf deutsche und österreichische eingehende Waren einen Kriegszuschlagszoll und auf alle nach Deutschland gehenden Waren einen Kriegsausgangszoll legen. Die Seemächte müßten auf alle ihre Häfen anlaufenden deutsch-österreichischen Schiffe Zuschlagsgebühren legen, die der Kriegsschuldenkommission zur Verteilung überwiesen würden. Deutschlands Überseehandel würde damit von seinem Wohlverhalten abhängig gemacht. Belgiens, Polens, Nordfrankreichs, Serbiens und Montenegros Forderungen müßten bevorzugt und voll bezahlt werden.

„Müßten, sollten, hätten, wenn, wenn, wenn." — Und dabei sind wir von dem Stadium des Krieges soweit entfernt, in dem man einer überhitzten Kriegsphantasie billigerweise das Recht zugestehen könnte, zur Kriegspsychose auszuarten. Welche Leistungsfähigkeit traut uns, trotz der fortgesetzten Meldungen über Bankzusammenbrüche, England noch zu, daß es sich zu solchen Zahlen versteigt!

Frankreich

Die Diskussion über den Frieden ist in der französischen Presse nach wie vor durch den prahlerischen Optimismus bestimmt, mit dem sie ihr Volk zu beruhigen und die Welt zu überzeugen glaubt. „Parole" sagte kürzlich, „Frankreich will wohl glauben, kein Friede kann unterzeichnet oder auch nur diskutiert werden, bevor Deutschland kapituliert. Wir wünschen also, daß die Zentralmächte sich von ihrer wahren Lage

Digitized by Google

Rechenschaft geben und sich so schnell als möglich auf Gnade und Ungnade ergeben." In der Kammer sieht man die Sache schon sachlicher und darum ernster an. Der Abgeordnete Pain warnte dort, „sich von dem ewigen Lied des endlichen sicheren Sieges einlullen zu lassen". — Die Frage, ob man 1916 eine Ernte haben wolle oder nicht, beantwortet in der Kammer Compère-Morel: „Wenn man der Ansicht ist, daß keine Arbeitskräfte mehr da sind, daß in den Gemeinden überhaupt kein Mensch mehr ist, der arbeiten kann, so kann man nur eins tun, erklären, daß man nicht weiter kämpfen kann."

Die Gefahr des Alkoholismus wird nun auch in Frankreich akut. So schreibt „Eclair" aus den französischen Häfen: „Schon morgens um ½8 Uhr ist der größte Teil der Arbeiter betrunken. Sie haben vor niemand Achtung, sind frech und unverschämt und lassen sich nicht einmal von den Hafenoffizieren etwas sagen. Das einzige Hilfsmittel ist, den Alkoholgenuß während des Krieges radikal zu verbieten." „Œuvre" stellt das Verhalten der russischen Regierung als nachahmenswertes Beispiel hin.

Rußland

Die Bauern gegen die Regierung. In der Duma hat der zu den Progressisten gehörige Bauer Kalinin eine scharfe Anklagerede gegen die Regierung gehalten: „Als der Krieg begann und das Vaterland in Gefahr war, haben wir Bauern Willkür und Gewalttätigkeit in der Administration vergessen und sind wie ein Mann zum Schutze des Vaterlandes aufgestanden. Das Dorf hat alles für den Krieg gegeben: Menschen, Pferde, Vieh und Getreide. Jetzt ist das Dorf verwüstet. Vor allem fehlen ihm die Arbeiter, das Arbeitsinventar und das Vieh. Nun frage ich die Regierung: hat sie daran gedacht, dafür zu sorgen, wenn die Verteidiger des Vaterlands zurückkehren, einerlei ob sie gesund oder zu Krüppeln geschossen sind, daß sie versorgt werden? Nein, sie hat nur an ihr eigenes Wohl gedacht. Während das ganze Land alles auf dem Altar des Vaterlandes geopfert hat, weigert sich das Ministerium des Innern, die für niemand nötige Polizeischutzmannschaft zu opfern. Wir Bauern werden uns erst beruhigen, wenn wir sehen, daß die Regierung nicht mit Worten, sondern in der Tat die Forderungen des Volkes befriedigen wird."

Menschikow für Deutschland. Menschikow hat eine Schwenkung von dem chauvinistischen Standpunkt, auf dem auch er im Anfang des Krieges stand, zu folgenden Betrachtungen durchgemacht:

„Die Deutschen sind Muster, wie man die wirtschaftlichen Schwierigkeiten des Krieges beseitigen kann. Deutschland und Rußland sind wirtschaftlich so aufeinander angewiesen, daß sie nicht getrennt werden können, ohne daß beide davon schweren Schaden erleiden. Wie Deutschland auf russisches Getreide und andere Rohprodukte angewiesen ist, so Rußland auf die große Masse von Fertigwaren, die Deutschland bisher dorthin exportierte. An dieser „wirtschaftlichen Symbiose" wird auch der Krieg nicht allzuviel ändern können, denn weder kann Rußland seinen Getreideüberschuß den anderen Staaten so vorteilhaft verkaufen, noch Deutschland seine Fertigwaren in anderen Staaten absetzen."

Digitized by Google

Der „Temps" und die russische Industrie. Der „Temps" versteigt sich zu folgenden Betrachtungen: „Die russische Industrie hat unter dem Krieg weniger gelitten als die der anderen kriegführenden Länder des Kontinents. In gewisser Beziehung war für sie der Krieg sogar günstig, da sie durch die Erschwerung der Einfuhr gezwungen war, einzelne sonst importierte Produkte selber herzustellen. Dem herrschenden Arbeitermangel half man im europäischen Rußland durch Frauen und Kinder, im asiatischen Rußland durch Einstellung von Chinesen und Koreanern ab." Zu welchen primitiven Mitteln muß die französische Publizistik greifen, um die Angst um das französische Geld in Rußland zu dämpfen. Jetzt müssen schon chinesische Kulis mithelfen, daß Rußland „einzelne" sonst importierte Produkte selber herstellt, und die russische Industrie zeigen kann, was auch sie vom Krieg gelernt hat.

Amerika

Roosevelts neues Buch „Fear God and Take Your Own Part" bricht eine neue Lanze für England. „Die englische Marine wurde mit gleicher Schnelligkeit und Wirksamkeit mobilisiert wie das deutsche Heer. Sie hat jedes deutsche Kriegsschiff, einige gelegentliche U-Boote abgerechnet, und jedes deutsche Handelsschiff vom Meer vertrieben und aus dem Ozean für England, Frankreich und Rußland eine Fahrstraße des Lebens gemacht. Niemals in der Geschichte ist eine derartig gigantische Tat vollbracht worden. Man erwartete ursprünglich nicht, daß England stark auf dem Kontinent beschäftigt sein würde. Es hat sein den Alliierten gegebenes Versprechen mehr als erfüllt; kein anderes Land konnte Rußland eine solche nie dagewesene finanzielle Stütze sein. Kein Franzose dachte noch vor 18 Monaten, im Kriegsfall mehr als ein paar Hunderttausend Engländer in Frankreich zu sehen; eine Million ist jetzt da und mehr als das Doppelte steckt in voller Vorbereitung. Englands Soldaten kämpfen furchtlos und wuchtig. Seine Frauen arbeiten mit der selbstlosen Hingabe der Frauen Frankreichs. Seine Seefahrer haben sich in solcher Zahl herangedrängt, daß die Flotte doppelt so kräftig bemannt ist als im Anfang. Die Lieferung seiner Munitionswerkstätten ist, trotzdem viele von Grund auf neu geschaffen werden mußten, enorm. Die Dominions über See und Indien haben gleich opferfreudig zum Mutterlande gehalten und ihre Söhne in den Kampf für Freiheit und Zivilisation geschickt."

„Niemals in der Geschichte ist eine derartig gigantische Tat vollbracht worden" — daß Worte von solchen Dimensionen in die Welt hinausgeschleudert wurden.

„Gott strafe Amerika!" Nach einer Meldung des „Daily Telegraph" erzählt die „World" folgende kleine Geschichte: Oberst House erhielt in einem Berliner Bankhause für seinen Scheck Scheine, von denen einer auf der Rückseite die Worte trug: „Gott strafe England und Amerika." Stumm steckte er diesen Schein mit den anderen in seine Tasche.

„Stumm" stecken wir diese Blüte englisch-amerikanischer Phantastik zu den anderen in unsere Tasche.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 741. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 20. April 1916 • Heft 17

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Schützengraben und Küche

Von Professor Dr. Philipp Stein

Man kann den großen Krieg auf eine knappe arithmetische Formel bringen: Ursache und Ende sind zu drei Viertel wirtschaftlicher, zu einem Viertel politischer Natur, der Krieg selbst zur Hälfte eine militärische, zur Hälfte eine wirtschaftliche Aufgabe.

Über den militärischen Krieg brauchen wir uns keine Gedanken zu machen. Er ruht in guten Händen. Hier sind wir unseren Gegnern zum mindesten gewachsen. Das weiß der letzte Mann im Schützengraben und die einfachste Bauernfrau im abgelegenen Gebirgsdorf. Anders steht es mit dem wirtschaftlichen Krieg. Hier haben wir zum Gegner unsern gefährlichsten, weil stärksten, Feind, der den Wirtschaftskrieg ebensosehr zum Gegenstand seines besonderen Studiums gemacht hat, wie unser Generalstab den militärischen Krieg. Für den Engländer sind Krieg und Politik zugleich geschäftliche Unternehmungen. Ein englischer Clausewitz, wenn ein solcher überhaupt möglich und denkbar wäre, hätte sicherlich den Krieg definiert: der Krieg ist die Fortsetzung des Geschäfts, nur mit andern Mitteln.

Soweit der Engländer von Klasse persönlich am Kriege teilnahm, war er für ihn eine sportliche Veranstaltung, aber so dilettantisch als Amateur er militärisch den Krieg führte, im Wirtschaftskrieg war er allezeit Meister methodischer Kriegskunst, die mit langer Vorbereitung und mit Zielen auf weite Sicht arbeitet. Der Krieg ist für den Engländer ein langfristiges Unternehmen, in dem sehr viel Kapital auf lange Zeit festgelegt wird. Die Worte von 20jähriger Kriegsdauer, die zu Kriegsbeginn von jenseits des Kanals zu uns herüberklangen, waren zu einem guten Teil Geschäftskniff,

Digitized by Google

enthielten aber auch ein beträchtliches Stück Wahrheit. Wer mit Engländern kämpft, im sportlichen Spiel, an der Börse, auf dem Weltmarkt oder auf dem Kriegsschauplatze, muß sich auf Dauer einrichten, mit der gleichen Zähigkeit und Ausdauer bis zum letzten Augenblick durchhalten wie der Engländer, sonst wird er noch im Ziel niedergerungen oder es ergibt totes Rennen.

Vom ersten Tag an hat unser Volk im Engländer den gefährlichsten Gegner erkannt, nicht weil es ihn besonders haßte oder fürchtete, oder weil Englands Beteiligung am Krieg es überraschte oder entrüstete. Es fühlte in ihm einen Gegner, der anders und auf einem anderen Kampfplatz kämpfte wie die übrigen Gegner.

Militärisch leisteten die Engländer zu Anfang des Kriegs mehr als wir und ihre Verbündeten von ihnen erwartet hatten. Ihr Heer von Berufssoldaten schlug sich ebenso gut wie ihre Führung versagte. Ob das neue englische Volksheer jetzt wirklich etwas bedeuten wird, ob aus Mister Smith in sechs Monaten Ausbildungszeit ein guter Feldsoldat geworden ist, ob im Krieg ein gutes Offizierkorps, ein Generalstab geschaffen worden ist, wollen wir getrost und ruhig abwarten.

Wirtschaftlich haben die Engländer von Anfang an gar nicht dilettantisch, sondern ebenso kühl überlegend wie rücksichtslos gehandelt.

Mit dem Selbstbewußtsein des von Gott und der Vorsehung zur Weltherrschaft auserlesenen Volkes haben sie vom ersten Tag an alle internationalen Verträge, alle Rechte der Neutralen als ebensoviele Stücke Papier angesehen, die man je nachdem in die Schublade legt oder hervorzieht. — Geschäftspapiere zerreißt kein Engländer, sie können irgend einmal von Nutzen sein. — Nur ein Ziel hatten sie vor Augen: Deutschlands Zufuhren abzuschneiden. Während die Generalstäbe der Deutschen, Franzosen und Russen mit Truppen rechneten, Aufmarschlinien zeichneten, Schlachten vorbereiteten, kalkulierten die englischen Strategen, zugleich Politiker und Geschäftsleute, in der Hand die Statistiken des internationalen Handels: Sperren wir den Deutschen die Zufuhr von Kupfer, Nickel, Gummi, Baumwolle, Chilisalpeter, Weizen, Gerste, Futtermitteln, dann wird zunächst in so und soviel Monaten die deutsche Munitionsfabrikation aufhören müssen, hat doch Deutschland allein an Kupfer in den letzten Jahren über 200 000 Tonnen eingeführt und höchstens 25 000 Tonnen

Digitized by Google

selbst produziert. Da man moderne Schlachten nicht mit Dreschflegeln, Mistgabeln und Sensen gewinnen kann, wird also nach so und soviel Monaten die deutsche Heeresleitung sich auf die Verteidigung zurückziehen und einige Zeit später mit Kapitulationsbedingungen beschäftigen müssen. Ihre Entschließung wird beschleunigt werden durch Aufläufe und Revolten arbeitsloser und hungernder Massen. Churchill hat mit dem Anstand, der diesen Engländer ziert, für diese Kalkulation das Bild des Halsknebels gebraucht, mit dem widerspenstige Verbrecher zur Ruhe gebracht werden.

Als unsere Industrie und Technik ihre Friedensüberlegenheit auch im Krieg bewiesen hatte und unsere Munitions- und Waffenfabrikation trotz Rohstoffabsperrung ihrer englischen Konkurrentin bezüglich Menge und Güte der Produktion gewachsen blieb, nahmen die englischen Strategen, Politiker und Geschäftsleute zugleich, ihre statistischen Handelsübersichten und ihr Kalkulationsbuch wieder her und berechneten, welche Lebensmittel sie nun noch absperren müßten und wie sie ihre Absperrungsmethoden vervollkommnen könnten. Wer nur die Vertragsbedingungen der N. O. T. der Nederlandsche Oversee Trust maatschappij, und der S. S. S. der société suisse de surveillance économique kennt, kann schon ermessen, wie „vollkommen" die Engländer das Überwachungssystem möglicher deutscher Zufuhren organisiert haben. Das Weißbuch der englischen Regierung über die Isolierung des deutschen Handels durch die englische Flotte setzt dieser technisch vollendeten und menschlich ruchlosen Kunst des Wirtschaftskriegs das würdige Denkmal der Scheinheiligkeit.

Aber mit ethischen Werturteilen „menschlich ruchlos und scheinheilig" kommt man im Krieg nicht weit, sittliche Entrüstung ist eine unzulängliche Kriegswaffe. Es gibt nur das eine, den Kampf um die Lebensmittel mit der gleichen Entschlossenheit und Zähigkeit und dem gleichen Erfolg durchzufechten, wie wir ihn in der Munitions- und Waffenherstellung durchgefochten haben.

Die Soldaten in diesem Kampf gegen die Engländer, diesem eigentlichen Krieg gegen England, sind unsere Frauen, die Hausfrauen in Stadt und Land, die Bauernfrauen, die heute unsere Äcker bestellen.

Sie stehen jetzt ebensogut im Feld wie ihre Männer, Brüder und Söhne,

Digitized by Google

auch wenn sie hinter dem Herde stehen oder im Stall oder auf dem Acker arbeiten und solch friedlichen Arbeiten nachgehen wie kochen und füttern, säen und ernten. Der Krieg, der Großes größer und Kleines kleiner macht, hat auch die Alltagsarbeit, die Alltagstugenden in ihrem unverlierbaren Wert erkennen lassen, hat die Alltagsarbeit der Hausfrau wieder auf den Thron gesetzt. In der Küche ist kein Platz und keine Gelegenheit für Begeisterung; sie ist das Reich der Alltagstugenden der Gewissenhaftigkeit im kleinen und kleinsten, der Sparsamkeit, der Sorglichkeit, der Umsicht und des Dienens. Sie sind zugleich die Tugenden des Schützengrabens, des Stellungskrieges. Wo wären wir heute, wenn wir nur die Begeisterung und den Schwung der Augusttage gekannt und gehabt hätten. Sie sind unser Eigentum und wir wollen sie hüten und hegen als köstlichen Schatz, aber daß wir im zweiten Kriegsjahr stehen, daß wir den Krieg bis zu seinem guten Ende bestehen werden, verdanken wir den Alltagstugenden, die uns die Last und der Druck harter Jahrhunderte der Not anerzogen hat.

Aber Soldaten allein gewinnen keinen Krieg, sie müssen gemustert, eingeteilt, erzogen, in Kolonnen gegliedert, richtig geführt werden. Die Führung gewinnt den Krieg, das Offizierkorps, der Feldherr. Deshalb müssen unsere Frauen, als die Soldaten im Wirtschaftskrieg gegen England, für diesen Kriegsdienst organisiert und erzogen werden, muß ihnen die rechte Führung gesetzt werden. Echter schlechter deutscher Art, die leider auch in der Not des Krieges nicht ausgerottet, sondern, wie ein künftiger Soziologe einmal mit Schaudern feststellen wird, gerade im Krieg üppig ins Kraut geschossen ist, entspräche es nun, die Kriegsdienstpflicht der Frau in ein System zu bringen, Vereine zu gründen, Kurse zu veranstalten, Merkblätter herauszugeben und 10 Kriegsgebote für die Frauen an alle Wände zu heften. Dieser Krimskrams sozialpolitischer Geschäftigkeit ist überflüssig. Wir brauchen nichts Neues zu schaffen, nur vorhandenes zusammenzufassen, nicht erst den Geist der Entschlossenheit und die Tugenden der geduldigen, pflichttreuen Arbeit zu wecken, sondern zu steigern. Aus dem Dunkel einfachen Empfindens heraus muß in das helle Bewußtsein einer jeden deutschen Frau die Erkenntnis und die Verantwortung gehoben werden, daß eine jede unter ihnen in jeglicher Arbeit in Küche, Haus, Stall, auf dem Acker oder auch — vor dem Butterladen

Digitized by Google

Kriegsdienst verrichtet, daß von Hindenburg bis zur letzten Stallmagd, die sorgsam ihre Schweine füttert, eine Pflicht zu eigen und gemeinsam ist, dem Vaterland und dem Volke in der Arbeit zu dienen.

Das alles kann geschehen, ohne den aufdringlichen Aufwand von Rednerei und Schriftstellerei, durch die übereifrige Dilettanten beiderlei Geschlechtes in Kriegszeiten treuherzig Kriegsdienst zu leisten vermeinen.

Und die Führung und die Führer? Der Ruf nach der Einsetzung eines wirtschaftlichen Generalstabes ist verhallt. Das Experiment, im Krieg einen Generalstab erst zu bilden, sollten wir gern den Engländern überlassen. Die Bildung eines militärischen Generalstabes wäre aber noch ein Kinderspiel gegen die Schaffung eines wirtschaftlichen Generalstabes, zumal in Deutschland mit seinem Nebeneinander von Reich und Bundesstaaten. Man braucht sich nur vorzustellen, wir hätten einen Reichsgeneralstab, zu dem kein Reichsheer gehörte, dessen Entschließungen erst an die Zustimmung der Generalstäbe der preußischen, bayrischen, sächsischen usw. Kontingente gebunden wären, und der nur durch deren Vermittlung handeln könnte, um einzusehen, daß die Errichtung eines wirtschaftlichen Generalstabes zurzeit die Zahl der Reden und der Denkschriften vermehren hieße, woran wir aber zweifellos keinen Mangel haben.

Anders steht es mit der neuerdings mit verstärktem Nachdruck, zuletzt von dem Deutschen Städtetag erhobenen Forderung der Aufstellung eines einheitlichen Wirtschaftsplanes für das dritte Kriegsjahr. Man soll die Bedeutung von Kriegsplänen nicht überschätzen, und angesichts der geheimnisvollen militärischen und wirtschaftlichen Kriegspläne unserer Gegner sollen wir Deutsche uns an das skeptische Urteil Moltkes über Kriegspläne erinnern, aber was diesen Forderungen zu Grunde liegt, ist nicht die Forderung eines bis ins einzelne gehenden Schemas, sondern die Forderung nach einem einheitlichen Willen und nach einem klaren und einfachen Willen. Der Nachdruck liegt dabei auf dem Willen. Krieg führen ist Sache des Willens, nicht Sache des Geldes; und nicht die letzte Mark oder der letzte Schilling wird die Entscheidung bringen, sondern Sieger wird sein, wer seine Nerven- und Willenskraft bis zum Ende behalten wird. Für die Strategie des Wirtschaftskriegs gilt, was Moltke für die Kriegsstrategie gesagt hat, daß sie ein System der Hilfen und daß

Digitized by Google

das Einfache das Richtige sei. Von ihm als dem Erzieher müssen wir auch den stählernen klaren Willen nehmen, um uns aus dem Zuviel und Vielerlei der Organisationen, Verordnungen, der mehr oder minder guten Ratschläge wieder heraus zu finden.

Daß alles im Krieg teuer ist, ist eine Binsenwahrheit, die man nicht mehr auf dem Markt der öffentlichen Meinung zu verkaufen brauchte. Daß in diesem Krieg vieles so teuer geworden ist, verdanken wir zu einem Teil unsern Feinden, das muß ertragen werden, verdanken wir aber auch uns selbst, und das kann geändert werden. Wir haben uns auf manchen Gebieten überorganisiert. Wir haben zum andern an sich nützliche und notwendige Organisationen im falschen psychologischen Moment ins Leben gerufen, nachdem kostbarste Zeit durch Erhebungen, Beratungen und Sitzungen versäumt worden ist. So sind wir z. B. bei Kartoffeln, Butter und Fleisch in Pressungsperioden hineingekommen, so haben sich in diesen Wochen, in denen auch in Friedensjahren die Lebensmittelversorgung teurer und schwieriger ist, die Gründungen der Reichsfleischstelle, der Reichszuckerstelle, des Kriegsausschusses für Kaffee, Tee und deren Ersatzmittel, die Zentralisierung des Einkaufs und des Vertriebs so wichtiger Nahrungs- und Genußmittel wie Schmalz, Fleisch, Käse, Heringe, Zucker und Kaffee gehäuft. Auch wenn die fähigsten Leute an die Spitze dieser Organisatonen gestellt werden, wenn alles von Anbeginn wie am Schnürchen geht, so treten ganz selbstverständlich und notwendig in der Übergangszeit Stockungen und Hemmungen in der Lebensmittelzufuhr und -verteilung ein, die wiederum Angstkäufe veranlassen. Gewiß wird von den einen „gehamstert", von andern Wucherpreise verlangt, aber einmal sind die Grenzen zwischen Hamstern und vernünftigem Vorratansammeln fließende, zum andern „hamstern" nicht bloß Frau Schulze und Frau Schmidt, sondern alle möglichen staatlichen und städtischen Stellen und zwar z. T. aus verständiger Politik zur vernünftigen Ausgleichung, wie aus den gleichen Beweggründen der Angst wie Frau Schmidt und Frau Schulze. Wichtiger aber ist, daß in Kenntnis dieser Psychosen das Entstehen solcher Paniken hintangehalten wird. Die jetzige Zuckerknappheit, die in keinerlei Weise durch Zuckermangel begründet ist, läßt sich fast auf den Tag genau auf das Einsetzen einer solchen „Zuckerpanik" zurückführen. Mit Verboten und Strafen lassen

Digitized by Google

sich solche Stimmungen nicht eindämmen, ebensowenig, wie sie sich mit solch gutgemeinten Ratschlägen, im Stil der 10 Kriegsgebote, beschwichtigen lassen, die jetzt glücklicherweise aus den Eisenbahnzügen wieder verschwunden sind. In dem Wechsel der Ereignisse, gegenüber der Neigung des Publikums auf jeden Rat, mit diesen oder jenen Waren sparsam umzugehen, mit Angstkäufen zu reagieren, gab's und gibt es nur ein Kriegsgebot: Lebt im Krieg wie im Frieden, nur in allem einfacher und sparsamer, seid mit allem pfleglicher.

Eine der wichtigsten „Hilfen" der kriegswirtschaftlichen Strategie ist die Entlastung des Marktes und der Stimmung durch rechtzeitiges Hineinfließenlassen von Vorräten. Ein Lot Hülsenfrüchte, im April und Mai in den Markt gebracht, wirkt mehr als ein Kilogramm im Juni. Staat und Städte sollten in viel stärkerem Maße, als dies hier und da geschehen ist, und mit bewußter Absicht mit ihren Vorräten zu gleicher Zeit den Markt regeln, die Marktstimmung der Käufer wie namentlich der Verkäufer beeinflussen, zur rechten Zeit à la baisse spekulieren. Die Preise sind nichts starres und unterliegen selbst in Kriegszeiten starken Schwankungen. Freilich ist, nachdem nahezu unser ganzes Wirtschaftsleben zwangsläufig zentralisiert ist, für solche Angebot und Nachfrage beeinflussende Experimente wenig Raum mehr vorhanden. Nachdem wir einmal unsere Kriegswirtschaft staatssozialistisch-bureaukratisch organisiert haben, müssen wir auch für die meisten noch freien Waren die Folgerungen daraus ziehen. Das heißt, auch sie nach einheitlichem Wirtschaftsplan bewirtschaften und rationieren. Wir müssen uns schon heute auf den dritten Kriegswinter einrichten, auch wenn wir hoffen und denken, der Herbst könnte uns den Frieden bringen. Wir müssen unsere Vorbereitungen so treffen, als wenn wir ausschließlich auf unsere eigene Wirtschaft angewiesen sein werden. Was wir aus dem neutralen Ausland hereinbringen, wollen wir als Zugabe annehmen, aber nicht in den Voranschlag einstellen.

Wir leben auch nach der Öffnung der Balkanstraße in einer belagerten Festung. Trotz aller Kritik und manchem mürrischen Wort hat sich das deutsche Volk in diese harte Tatsache hineingefunden. Es weiß bis in die untersten Schichten, worum der Kampf geht, und es wird und will seine Existenz nicht um ein Linsengericht in des Wortes wirklicher Bedeutung

Digitized by Google

verkaufen. Es hat auf Linsen verzichtet und auf manches andere liebgewordene Nahrungs- und Genußmittel, und wird auf andere verzichten, wenn es weiß, daß es sein muß und wenn es Vertrauen in seine Führer besitzt. Das eine weiß es, das andere müssen seine Führer täglich neu verdienen. Aber wie draußen im Schützengraben die Männer unseres Volkes unverzagten Mutes ihre Pflicht tun, so lassen auch die Frauen zu Hause nicht die Köpfe hängen, sondern tun ihre Pflicht unverdrossen. Vor dem Krieg haben sich viele zu dem Spruch Carlyles bekannt: Arbeiten und nicht verzweifeln; der Krieg hat uns eine bessere und frohere Weisheit gelehrt: „Arbeiten und tapfer sein."

Ziele und Aufgaben des neuen Reiches

Von Dr. Flesch
weiland Stadtrat in Frankfurt a. M. und Mitglied des Preußischen Abgeordnetenhauses

Vorbemerkung. Dieser Aufsatz ist uns von befreundeter Seite aus dem Nachlaß Karl Fleschs zur Veröffentlichung übergeben worden. Er ist mehr als ein Zeugnis innerer Wandlungen eines einzelnen Menschen in dem Erlebnis des großen Krieges. Karl Flesch ist allezeit als sozialpolitischer und politischer Schriftsteller wie als praktischer Kommunal- und Sozialpolitiker ein Suchender auf ungebahnten Wegen gewesen. Sein beweglicher Geist war mit feinstem Fühlen auf die ersten Regungen werdender Gedanken und neuer Bedürfnisse eingestellt. So ist sein Aufsatz zugleich ein persönliches Bekenntnis und ein Zeichen für Wandlungen der Anschauungen der deutschen Demokratie im großen Krieg. Prof. Stein

Im Eingang der Reichsverfassung sind Ziele und Aufgaben des Deutschen Reichs in lapidaren Worten festgelegt: Das Reich ist begründet: „zum Schutz des Bundesgebiets und des innerhalb desselben gültigen Rechts, sowie zur Pflege der Wohlfahrt des deutschen Volks."

Andere Ziele und Aufgaben kann sich auch das neue Deutsche Reich, das Reich, wie es nach dem Abschluß des künftigen Friedens dastehen wird, nicht setzen. Bei der bisherigen Arbeit zur Erreichung dieser Ziele müssen wir freilich vielfach fehlgegangen sein; sonst hätte sich die Koalition gegen uns nicht bilden und das Übermaß von Mißtrauen und Feindseligkeit, dem wir auch in neutralen, ja in befreundeten Staaten so vielfach begegnet sind, nicht entwickeln können. Bei der künftigen Arbeit wird anders,

Digitized by Google

zugleich vorsichtiger und energischer, aber auch vertrauensvoller vorgegangen werden müssen.

Zunächst vorsichtiger: Die Wohlfahrt des deutschen Volkes, deren Pflege uns obliegt, bedeutet nicht einen dauernden, an sich unveränderlichen Zustand, sondern eine Entwicklung, einen steten und ununterbrochenen Fortgang. Das gültige Recht, das geschützt werden muß, kann auch nichts Unveränderliches sein, es darf die fortschreitende Entwicklung nicht hindern. Es darf auch nicht der Schein entstehen, als ob es nicht die Wohlfahrt des deutschen Volks gälte, sondern den Schutz des gültigen Rechts — auch wenn dasselbe einzelne Teile des Volkes in einer die Wohlfahrt schädigenden Weise bevorzugte. Es kann ruhig gesagt werden, daß in Deutschland keine Klasse, keine Partei bestand, die mit Bewußtsein ein anderes Ziel verfolgte, als die Wohlfahrt des Ganzen. Es muß ebenso unumwunden zugestanden werden, daß vielfach versäumt wurde, das gültige Recht mit den tatsächlich vorhandenen, infolge des wirtschaftlichen Fortschritts fortwährend in Fluß befindlichen Verhältnissen in Einklang zu bringen. So entstand, zunächst innerhalb des deutschen Volkes selbst, dann im Ausland, die Auffassung, als ob für die deutsche Regierung die Aufrechthaltung des — früheren Verhältnissen entsprechenden — Rechtszustandes die Hauptsache sei, als ob auch ihre der Wohlfahrtspflege zugewandten Bemühungen nur Mittel zu diesem Zweck, also nicht aufrichtig gemeint seien. Und dieser Glaube konnte um so leichter, insbesondere im Ausland, sich verbreiten, als, weniger infolge des formal gültigen Rechts, als infolge der tatsächlichen Übung, des Herkommens, Deutschland nach außen nur repräsentiert schien von Männern aus der relativ kleinen Schicht der Bevölkerung, die durch das überkommene Recht (Wahlrecht, Fideikommißrecht, Militärrecht, Vorschriften über Bildung des Herrenhauses in Preußen, der Ersten Kammern in anderen Einzelstaaten usw.), eine Stellung im Staat einnehmen konnte, die mit modernen Anschauungen über die staatsbürgerliche Gleichheit und mit der Bedeutung, die Technik, Handel, Wissenschaft, Industrie in den modernen Staaten beanspruchen, gleichmäßig im Widerspruch war. Die Abneigung unserer leitenden Kreise — Diplomatie, Regierung, Mehrheit der Volksvertretung — gegen eine energische Änderung hierin führte dazu, daß im Ausland falsche Vorstellungen über uns entstehen konnten, als ob bei uns ausschließlich eine kleine Minderheit

Digitized by Google

maßgebend sei, die das gültige Recht bewußt zu ihrem Vorteil ausnütze. Am Hofe, in der Diplomatie, in den höchsten Verwaltungsstellen, an der Spitze der Armee — überall sah man nur Angehörige dieser kleinen Schicht. Was Wunder, daß das Ausland glaubte, ihr Belieben sei in Deutschland entscheidend. Sie hatten den Vorteil von unserer Zollpolitik, von jeder Erweiterung des Reichsgebiets, jeder Vermehrung des Heeres; der Glaube mußte entstehen, als ob, so lange sie in Macht seien, den Friedenserklärungen, die seitens des Kaisers, wie seitens Männern der Wissenschaft, des Handels, der Industrie, bei jeder Gelegenheit abgegeben wurden, wenig Wert beigemessen werden könne!

Und das Mißtrauen, das so entstanden ist, wurde allerdings nicht vermindert durch die Art, in der wir in Deutschland die inneren Kämpfe führten, die eben durch den Widerstreit der großen Volksmassen und jener kleinen, uns nach außen repräsentierenden Schicht, hervorgerufen sind. Weniger noch von seiten der Regierung selbst, als von seiten der Regierungsparteien, die unter dem „Schutz des gültigen Rechts" überall die Aufrechthaltung überlebter staatsrechtlicher Vorschriften verstanden, wurde den Gegnern fortwährend Reichsfeindlichkeit, Staatsfeindlichkeit usw. vorgeworfen. Und die Reichsfeindlichkeit wurde ebenso aus der Forderung politischer Reformen für die Gesamtheit, wie aus dem Anspruch auf Schutz für die durch Nationalität, Religion usw. gebildeten Minoritäten hergeleitet. Und wenn so das Ausland immer wieder hörte, daß seitens der Vertreter der Regierungsparteien große Parteien und Volksgruppen in Deutschland: heute die Anhänger des Zentrums, morgen die der Fortschrittspartei, dann und vor allem die Sozialdemokratie, dann wieder die Polen, die Dänen usw. als „Reichsfeinde" bezeichnet wurden, zu deren Bekämpfung die Regierung immer wieder die schärfsten Mittel, Ausnahmegesetze usw. forderte, so wurden diese Angriffe auch seitens der angegriffenen Gruppen in einer Art erwidert, die allerdings geeignet war, Irrtümer zu erwecken. Der jetzige Krieg hat gezeigt, was jeder, der sich nicht durch Parteikampf hatte verblenden lassen, wußte: daß unsere Einrichtungen im Grunde gesund sind; daß deshalb alle Parteien im Bestehen des Reichs eine feste Bürgschaft für weiteren Fortschritt sehen; und daß alle sich darüber klar sind, daß die Wohlfahrtsbestrebungen und die geforderten Änderungen des gültigen Rechts mit den Fragen der Staats-

Digitized by Google

form und Gesellschaftsform, also mit den Grundlagen des gültigen Rechts und der bestehenden Volkswirtschaft eigentlich nichts zu tun haben — ungeachtet der Dogmen- und Glaubensartikel, die im Programm der Sozialdemokratie verkündet werden. Wer aber lediglich unsere Parlamentsverhandlungen verfolgte, oder wer seine Ansicht über unsere Zustände aus den großen Parteiblättern entnahm, insbesondere also, wer im Ausland unseren Verhältnissen Aufmerksamkeit schenkte, der konnte allerdings leicht zu der Meinung kommen, als ob Deutschland von einer ebenso unfähigen, als korrupten Klique beherrscht und zu deren Gunsten ausgebeutet würde; und als ob große Parteien, vielleicht die Mehrheit des deutschen Volkes, nichts sehnlicher wünschten, als eine Änderung dieser Zustände, sei es auch um den Preis einer vollständigen Auflösung des Reiches. Die Reden der Extremen von rechts und links sind in dieser Beziehung gleichwertig, und jene haben mindestens ebenso gewirkt wie die übertriebenen und einseitigen Verallgemeinerungen vorhandener Mißstände, die insbesondere in der sozialdemokratischen Presse (z. B. anläßlich des „Kruppskandals", der Militärmißhandlungen usw.) bis in die letzte Zeit vor dem Krieg zu lesen waren. Man hatte auf allen Seiten — auch die übrigen Parteien sind nicht frei von Schuld — vergessen, daß die Parteifehden und die Kritik an öffentlichen Mißständen nicht geführt werden können, ohne daß das Ausland zuhört, und daß es daher notwendig ist, den Streit nur in einer Art zu führen, daß er nicht abträglich für den guten Ruf und dadurch für die Bündnisfähigkeit und schließlich für die Sicherheit unseres Landes wirkt! Die Einkreisung wäre vielleicht nicht möglich gewesen, die öffentliche Meinung in Amerika, Italien, der Schweiz, hätte sich lebhafter zu unseren Gunsten und gegen die frivolen Friedensstörer geltend gemacht, wenn nicht aus Deutschland selbst fortwährend die Klagen über Militarismus, Polizeigewalt, Junkerherrschaft, oder über die schmähliche Ausbeutung und Entrechtung der Besitzlosen auf der einen Seite, und das Geschrei über die Vaterlandsfeindlichkeit der Sozialdemokratie, der Polen, der Dänen, der Elsässer, über den lauen Patriotismus der Fortschrittler, über die Zügellosigkeit der Arbeiter usw., laut geworden wären.

Vorsichtiger müssen wir also werden in der Art, in der wir unsere inneren Streitigkeiten und Parteifehden ausfechten, aber auch ener-

Digitized by Google

gischer in unseren Bemühungen zur Förderung der Wohlfahrtsbestrebungen und zur Anpassung des gültigen Rechts an die, durch die gemeinschaftliche Arbeit aller, nicht einzelner Stände oder Klassen geschaffenen Zustände. — Wer kein Vermögen hat, muß arbeiten, d. h. Arbeitsverträge abschließen. Die Art aber, wie der Arbeitsvertrag geordnet ist, stellt den Herd aller Klagen der Ärmeren, ob Arbeiter oder Arbeitgeber, dar. Die Bemühungen, die hier vorhandenen Schäden zu bessern (Verhütung der Arbeitslosigkeit, Besserung des Arbeitsrechts, Erhöhung des Arbeitseinkommens und des Arbeitslohns), bilden den eigentlichen Inhalt der Wohlfahrtsbestrebungen; und die unbedingte Notwendigkeit dieser Bemühungen ist in Deutschland allgemein bei allen Parteien anerkannt. Daß vor einem Menschenalter, im Anfang der sozialen Gesetzgebung, die Krankenversicherung usw. als Verletzung der Freiheit des einzelnen bekämpft wurde, erscheint der heutigen Generation kaum mehr glaublich. Gleichwohl aber haben unsere Wohlfahrtsbestrebungen nicht den erhofften Fortgang genommen, so daß manche auswärtige Staaten uns gerade auf diesem Gebiet erreichen oder gar übertreffen konnten: so z. B. England bezüglich der gesetzlichen Regelung der Arbeitsvermittlung und der Arbeitslosenunterstützung. Die Bemühungen in Deutschland wurden eben gehemmt, zum Teil durch den Mangel eines einheitlichen, von allen Parteien anerkannten Richtpunkts, hauptsächlich aber durch das Mißtrauen, das in Deutschland jede politische und soziale Arbeit so enorm erschwert hat. Keine Partei ließ es an Vorschlägen zur Erhöhung der Volkswohlfahrt fehlen, aber jede Partei warf der anderen vor, daß diese Vorschläge die Schädigung der politischen oder wirtschaftlichen Gegner oder lediglich das Parteiinteresse, nicht die Förderung der allgemeinen Wohlfahrt bezweckten; und die gleichen Vorwürfe wurden auch gegen die Regierung erhoben, wo sie selbst die Initiative ergriff. Die Regierung, die sich fast ausschließlich aus den Angehörigen einer kleinen, durch Geburt, Grundbesitz, Kapitalbesitz viel „vermögenden" Schicht zusammensetzt, galt ja in erster Linie als Werkzeug eben jener kleinen Schicht, und so wurden ihre Bemühungen zur Stärkung der Nahrungsmittelproduktion als „agrarisch" verurteilt, weil sie den Großgrundbesitz bereicherten. Ihre Anträge wegen der Stärkung der Landesverteidigung galten der Förderung des Militarismus und der Vermehrung der Offiziersstellen, die

Digitized by Google

allerdings in Deutschland ein Reservat der kleinen Oberschicht darstellten. Ähnlich erging es den Bestrebungen zum Erwerb von Kolonialbesitz („Ausbeutertum") oder auf Gewinnung ausländischer Märkte für unsere Großindustrie („Kapitalismus"), während umgekehrt jeder Antrag, der die Unabhängigkeit der Arbeiter gegenüber den Produktionsleitern, die Sicherung insbesondere der Familien der Arbeiter, oder gar die Vermehrung des Einflusses der Unvermögenden auf die Leitung der Geschäfte in Staat und Gemeinde bezweckte, als staatsfeindlich, als ein Schritt zum „Umsturz" der bestehenden Wirtschaftsordnung bekämpft ward. Es kann dahingestellt werden, ob derartige Vorwürfe von denen, die sie erhoben, stets in vollem Umfange geglaubt wurden.

Ziele und Aufgaben des neuen Reichs, des Deutschen Reichs nach dem Abschluß des gegenwärtigen Kriegs zu bestimmen, ist nicht schwer: wir müssen verhindern, für jetzt oder immer, daß sich wieder eine Koalition wie die jetzt vorhandene bildet. Oder, da wir uns natürlich nicht einreden dürfen, dies könne allein durch Waffengewalt, durch scharfe Friedensbedingungen erreicht werden: wir müssen die zweite Koalition verhindern, indem wir, soweit es an uns ist, die Ursachen beseitigen, die zu der ersten führten.

So weit an uns ist; denn dem Neid, mit dem uns einige unserer Nachbarn beehrten, können wir nicht wehren. Im Gegenteil, wir sind stolz darauf, daß dieser Neid seine Ursachen nicht in der natürlichen Ausstattung unseres Landes hat, sondern in den Einrichtungen, die wir ihm selbst gegeben haben, und die wir nicht aufgeben, sondern weiter entwickeln und kräftigen wollen. Hat er doch seine Ursachen gerade in den Einrichtungen, die wir nicht aufgeben dürfen, wenn wir nicht unserem Volk die Selbstbehauptung unter den anderen Völkern, und dem einzelnen im Volk die Selbstbehauptung gegenüber den anderen, stärkeren, viel „vermögenden" Individuen unmöglich machen oder mindestens erschweren wollen.

Dem ersten Zweck, der Selbstbehauptung des deutschen Volks, dient die seit 100 Jahren fast unverändert bestehende Organisation der allgemeinen Wehrpflicht; der anderen Aufgabe, der Selbstbehauptung des einzelnen, dient die kaum begonnene, in ihrer Größe und Bedeutsamkeit kaum

Digitized by Google

erkannte Organisation des Arbeitsvertrages. Dies sind die beiden Einrichtungen, deren zukünftige Schicksale die Geschicke des deutschen Volkes bestimmen werden.

Der Arbeitsvertrag ist seinem Zwecke entsprechend so zu regeln, daß der einzelne Schwache, „Unvermögende" Mittel zum Unterhalt auch während der arbeitslosen Zeit findet (Kranken-, Unfall-, Arbeitslosen-Versicherung). Sie sollte aber allerdings noch mehr vermögen: sie sollte auch verhüten, daß die Drohung mit der Herbeiführung der Lösung des Arbeitsvertrags das Mittel bildet, mittels dessen der eine Teil den andern (oder auch die Allgemeinheit) sich unterwürfig und gefügig machen kann. Der Arbeitsvertrag, oder genauer, — die Drohung mit der Verweigerung seiner Fortführung (Austritt, Entlassung, Aufhebung von Aufträgen, Einstellung von Lieferungen) ist heute das Machtmittel, durch welches der Produktionsleiter die Produktionsunterworfenen („seine" Arbeiter, Angestellten, Beamten, Lieferanten, Kunden) sich gefügig macht; durch welche die politischen Parteien das freie Wahlrecht der Unvermögenden, auf den Arbeitsvertrag Angewiesenen, vergewaltigen; durch welches die wirtschaftlichen Verbände (Gewerkschaften, Syndikate, Trusts), Staat und Volkswirtschaft ihren besonderen Zwecken dienstbar machen. Und der Arbeitsvertrag ist um so tauglicher als Machtmittel zu dienen, je mehr ihn das gültige Recht als „freien Vertrag" betrachtet; je weniger es ihn mit Einrichtungen umgibt, die den Familien des Unvermögenden die Existenz während einer Zeit der Vertragslosigkeit (Arbeitsmangel, Produktionsstockung) hinweg fristen. Das gültige Recht hat bisher fast nichts getan, dem Arbeitsvertrag diesen Charakter als Machtmittel zu nehmen. Die herrschende Schicht hatte kein Interesse an einer Verminderung der Macht, die sie, im Besitz der Leitung der großen Staatsbetriebe, des Heerwesens, der öffentlichen Verwaltung, der Verkehrseinrichtungen usw. über alle Beamte, Angestellte, Lieferanten usw. ausübte. Und auch die nicht zu der herrschenden Minderheit gehörigen „bürgerlichen" Politiker und Sozialpolitiker glaubten fast alle, das Ziel des gültigen Rechts, — die formale Rechtsgleichheit, — sei genügend weit gesteckt. Sie übersahen, daß der Kampf, den die Unvermögenden unter der juristisch falschen Flagge: „Arbeiter gegen Arbeitgeber" führten, tatsächlich derselbe politische Kampf war, den sie selbst zu führen

Digitized by Google

glaubten: der Kampf um die gleiche Möglichkeit für alle zur Teilnahme am Staat, zur Geltendmachung der eigenen Persönlichkeit, — also um jene Güter, die zurzeit nur für eine kleine Minderheit vorhanden sind, die als Produktionsleiter die plötzliche Aufhebung des Arbeitsvertrags nicht zu fürchten haben, oder im Besitz von Privatvermögen nicht zu fürchten brauchen.

Während es sich hier um Probleme handelt, die, erst seit kurzem entdeckt, erst noch der Wege zu ihrer Lösung harren, sind die Vorschläge zur Verbesserung der allgemeinen Wehrpflicht so alt, wie diese selbst. Die Zeit, in der zu unserer heutigen Armeeverfassung der Grund gelegt wurde, wird in der Geschichte als eine Zeit des Niedergangs der absoluten Monarchie bezeichnet. Kein Historiker wird bestreiten, daß in ihr die Fehler mit untergelaufen sind, die im Wesen des Zeitalters begründet waren. Diese Mängel sind es, die gelegentlich den Glauben erwecken konnten, als sei diese Organisation Selbstzweck (Militarismus). Für die Abstellung dieser Mängel gibt es klar gewiesene Wege; so klar, daß wir dafür die Ratschläge des Auslandes nicht nötig haben.

Jedenfalls, mag auch die durch beide Organisationen bewirkte Steigerung unserer militärischen und wirtschaftlichen Kraft den Neid unserer Nachbarn erregen, — wir werden sie nicht aufgeben, sondern weiter entwickeln. Unsere Nachbarn mögen sie nachahmen, das wollen wir uns gefallen lassen!

Die innere Erneuerung

Eine Osterbetrachtung

Von Christian F. Weiser

Diese Hefte befassen sich mit den Tatsachen und Notwendigkeiten deutscher Politik. Sie wollen dem Aufbau des neuen Deutschland dienen durch eine kritische Prüfung der Realien unserer Lage und der aus diesen sich ergebenden Möglichkeiten und Forderungen. „Deutsche Politik" gilt hier zugleich als Losung, als Aufforderung zur Selbstbesinnung, zur Besinnung auf Recht und Beruf unseres Volkes als staatliche Gemeinschaft inmitten der anderen Mächte. Indem der Untertitel dieser Zeitschrift die deutsche Politik als „Welt- und Kulturpolitik" bezeichnet, wird zugleich die hier gehegte Anschauung von deren Aufgabe ausgesprochen,

Digitized by Google

ein Programm äußerer wie innerer Politik, die Forderung einer Erweiterung und Vertiefung zugleich, Erweiterung des politischen Horizontes und der realen Machtsphäre, wie sie durch das drängende äußere Bedürfnis verlangt wird, und Vertiefung der staatlichen Existenz und der politischen Ziele, wie sie das innere Bedürfnis erheischt. Es ergibt sich lediglich aus dem äußeren Zwang der Lage, daß zurzeit die Kulturpolitik zurückzustehen scheint vor der Weltpolitik als staatlicher Machtbetätigung gegen die anderen Weltvölker, gleichwohl wird sich ein reales, Dauer verbürgendes Weltrecht niemals ohne sie begründen. Der Geist der Nationen ist das Entscheidende in dem Aufstieg und Untergang der Staaten, der Geist, wie er durch die ganze Lebenshaltung des Volkes und seine Staatseinrichtung sich bezeugt. Es ist damit der erste Satz deutscher Geschichtsbetrachtung ausgesprochen, unserem Denken ebenso selbstverständlich wie Auf- und Untergang der Sonne, wie Blühen und Welken der Natur. Und so sind wir Deutsche an dieser Weltwende ernsthafter als andere bemüht um eine Erkenntnis des Geistes, der uns bewegt, weil er uns das Schicksal kündet. Zwar schien es, als habe er die Probe schon bestanden; das Alte war vergangen an einem Tag, das Alte des Kleinen und Unzulänglichen, und ein neuer, gewisser Geist erhob sich als blendendes Ereignis. In den Wehen der Not vollzog sich die Wiedergeburt, die Erneuerung, und wir begannen alsbald, vielleicht zu eigener Beruhigung, ihre Dokumente zu sammeln. Nachmals freilich schien es solchen, die offenen Auges durch unsere Städte gingen, als könnten wir in einer Täuschung uns befinden. Das Wort „Erneuerung" erhielt den Klang der Forderung, die freudige Gewißheit wich ernster Besorgnis.

Erneuerung? — Das Wort allein schon mag sich heute kaum mehr in der Öffentlichkeit zeigen. Es wird mit einem Errötten ausgesprochen, als fürchte man, sich eine Blöße zu geben. Die Stimmung der großen Augusttage liegt hinter uns gleich dem Wahn verlorener Kindertage, der in der Welt der Wirklichkeit zerrinnt. — — Wir kennen die Erzählungen von versunkenen Städten und Dörfern, die alle hundert Jahre auf einen Tag sich durch Zauber emporheben zum vorigen Licht, und da widerfährt es wohl einsamen Wanderern, die sich in Wald und Moor verirrt, daß sie den verwachsen verborgenen Pfad hinabgelangen in die Zauberwelt und unter den seltsamen Menschen verschollener Zeiten sich ergehen. Sie mögen von

Digitized by Google

Glück sagen, wenn sie den Rückweg finden, ehe der zwölfte Schlag der Mitternacht von dem verwitterten Kirchturm verklingt.

Als in den Sommertagen von 1914 unser Volk in seinem Grunde bewegt ward, stieg die Welt des verklungenen deutschen Idealismus empor an das Licht der Gegenwart, und wir alle glichen Wanderern, die durch ein wundersames Erlebnis zu ihr den Zugang fanden. Wir kamen zurück an den nüchternen Tag, entnüchtert, enttäuscht. Und doch läßt uns die Erinnerung an die Zauberwelt nicht los. Es war ein Erlebnis wunderhafter Stärke und Größe, und wir fragen uns, ob es denn wirklich nur Rausch und Traum gewesen sei. Gehört jene Begeisterung, jener Idealismus wirklich einer versunkenen Welt an, die nur zu Zeiten sich emporhebt aus irrealem Dämmer, um alsbald wieder in das Wesenlose zu versinken? Oder stellen wir die Frage anders: Erwies sich jene einmütig opferfrohe Begeisterung, die sich damals unter uns bekundet, in der Tat als ein in sich Wesen- und Wirkungsloses? Zunächst ist es nicht zweifelhaft, daß es vor allem eben diese Begeisterung war, die unseren Heeren jene gewaltige Stoßkraft zu Kriegsbeginn verlieh. Das ist aber nur das eine. Zu den schmerzhaftesten Erfahrungen der ersten Kriegsmonate gehört ohne Frage die Erkenntnis, daß kaum irgendwo auf der Welt sich Sympathien für uns zeigten. Hat sich aber seither ein Wandel vollzogen, und wir forschen nach dem Grunde, so finden wir übereinstimmend, daß es die Offenbarung der „sittlichen Größe" unseres Volkes gewesen ist, die uns die Neigung oder doch die Achtung gewann, und als „sittliche Größe" wird allgemein in der Welt jene heroische Seelenverfassung verstanden, die das eigene Wohl und Wehe und selbst den Tod nicht achtet, um das Leben gänzlich einzusetzen für die erkannte Pflicht, für ein Höheres, das über uns steht. — Menschen und Völker lechzen nach der Bekundung des Erhabenen. — Wir sprechen mit vollem Recht von sittlicher Größe, von Seelengröße; denn wir befinden uns hier einer Hoheit gegenüber, in der das Wesen des Menschenseins, sein Bestes sich entfaltet, sein Sinn sich zeigt, es ist eine Höhe, da letzte Werte sichtbar werden. Und zugleich erfahren wir es, daß hier nicht von blutlosen Begriffen oder einem Kulturzierat die Rede, sondern von einer höchst realen Größe inmitten der anderen Größen der Wirklichkeit, von dem machtvollsten Faktor unseres Lebens. Die materiellen Bedürfnisse mögen den Zusammenhalt und die

Digitized by Google

gemeine Bildung der Dinge, die Ordnung der Ziviliſation bewirken; die Lebensgeſtaltung eines innerlichen, höheren Sinnes geht einzig aus von jener Begeiſterung, in der die Eigenſucht untergegangen und eine umfaſſendere Liebe mächtig geworden iſt.

Es tauchen Ideen auf aus dem Fluſſe des Lebens, aus dem wogenden Grunde der Triebe und Gefühle, oder ſie ſpringen wohl auch gleich Funken hervor bei dem Zuſammenprall der Realitäten; luſt-, leid-, noterzeugt. Sie vergingen wohl ſpurlos, wenn nicht ein ſchöpferiſcher Geiſt ſie ergriffe und opferbereite Begeiſterung ſie geſtaltete. Es iſt dasſelbe in Wiſſenſchaft, Kunſt und Religion wie in der Politik, nur daß es im ſtaatlichen Leben zumeiſt nicht genügt, daß der einzelne eine Idee mit Phantaſie und heroiſch tätigem Willen ergreift, Regierung und Volk müſſen als lebendige Einheit die große Idee zwiſchen ſich nähren und ihr die zwingende, weltüberwindende Geſtaltkraft verleihen. Wo aber unter Mühſal, unter Kampf und Leid in der Idee des Vaterlandes ein höheres, beſſeres Leben zur Erſcheinung ſich ringt, da mag der einzelne ſein kurzes Leben mit ſtolzem Mut einſetzen. Weſentlich iſt, daß das „Vaterland" als wirkſame Idee im Volke lebendig iſt, und daß wir in der ringend kämpfenden Idee des Vaterlandes ein höheres, beſſeres Leben, den geſtaltenden Willen zum Ideal auch wirklich gegenwärtig fühlen. Lebt aber der einzelne in dem Ideal, dann gibt es für ihn keine Schrecken des Todes; ſein Leben und ſeine Liebe iſt fortzeugende Tat und als ſolche geborgen in dem höheren Leben, in dem „Ganzen", dem Ewigen, das durch uns alle und über uns allen ſein Weſen hat.

Wir haben bisher von Religion gehandelt, ohne das Wort zu nennen; denn Religion iſt nichts anderes als eben das Leben im Ideale, die tätige, opferfrohe Hingabe an das Ewige, wie und wo es ſich auch zeigen mag. Nichtſehen und doch glauben, nennt es die Schrift, und wir mögen hier allerdings mit unſerm Schiller ſagen, daß dem Menſchen aller Wert geraubt ſei, der dieſen Glauben verloren hat; denn was übrig bleibt, iſt der eintönige Ablauf von Wachen und Schlaf, Arbeit und Ruhe, Hunger und Sättigung, Luſt und Leid, der dem Blöden wohl ein Genügen vortäuſcht, aber das tiefſte Verlangen nie befriedigen kann. Es ſind Unken und Dohlen, deren Geſchrei wir vernehmen, wenn dieſer Ablauf matter Alltäglichkeit durch ſtarke Geſchehniſſe geſtört wird, die um den Frieden

Digitized by Google

ihres Schlummerdaseins jammern, wenn eine große Zeit nach großen Menschen ruft. Wir mögen auch sagen, jede große Zeit rufe nach Menschen mit Religion.

Es gilt dies umsomehr für ein Volk, dessen ganze Existenz auf das Gewissen gegründet ist, das vor andern um „Weltanschauung", die geistig sittliche Umspannung des ganzen Seins sich müht und die Wahrhaftigkeit der innern Einheit als sein Ideal ergriffen hat. Es geschah also nicht von ohngefähr, daß in diesen Tagen gerade unter uns Deutschen die Religion als die große, überragende Frage lebendig ward. Sie war uns stets schon mehr gewesen als den andern; nicht nur die Überlieferung einer Offenbarung, vor Zeiten geschehen, der man zustimmen oder widersprechen konnte, auch nicht eine Form des weltabgekehrten Gefühls. Wir sahen wohl das Göttliche wirksam aus dem Mittelpunkt des einen Lebens, das Leben war uns Offenbarung, und dieses Leben war eines. Gott ist in der Welt und die Welt in Gott, wie undurchdringlich uns auch das Geheimnis scheinen mag, erhebt sich doch hier zugleich die Frage nach dem Ursprung, Recht und Zweck des Übels, nach Grund und Sinn des Widersinns, dem Recht und Sinn von Gewalttat und Zerstörung. Es dürfte sich darum auch bei einer Untersuchung ergeben, daß in keinem Lande der kriegbetroffenen Welt das religiöse Problem mit größerem Ernst und mit größerer Gründlichkeit behandelt wurde als gerade unter uns.

So begegneten wir unlängst einem Buche, das der Verlag Hinrichs in Leipzig als erstes einer Reihe ausgegeben hat, die als Beitrag gedacht ist „zur inneren Erneuerung Deutschlands". Es ist von dem Berliner Privatdozenten Hermann Mulert geschrieben und trägt als Titel: „Der Christ und das Vaterland". Nachdem man einmal den Plan gefaßt hatte, die Widerstände und Wege einer inneren Erneuerung des deutschen Volkes zu erörtern, bot sich ganz naturgemäß als nächstes und schwierigstes Problem das Verhältnis des Christen zu den Aufgaben und Nöten des Vaterlandes.

Wir haben unter den deutschen Schriften über Religion, Krieg, Staat und Kirche eine Umschau gehalten und fanden, daß das Buch von Mulert mit an erster Stelle zu nennen ist, insonderheit wenn wir das reiche Material der Anmerkungen hinzunehmen, aus dem sich eine ziemlich voll-

Digitized by Google

ständige Bibliographie über den Gegenstand zusammenstellen ließe. Auf wissenschaftliche Einzelheiten einzugehen, ist hier nicht der Ort. Mit aller unter den besonderen Umständen zulässigen Gründlichkeit wird Wesen und Beziehung von Christentum und Volkstum erwogen, des weitern das geschichtliche und grundsätzliche Verhältnis des Christen zum Staat erörtert, und endlich sucht der Verfasser in gleicher Weise das Problem von „Christ und Krieg" zu entwirren oder doch gangbare Wege der Lösung zu zeigen. — Gegenüber der anscheinend hoffnungslosen Verwirrung der Begriffe sind wohl von anderer Seite Versuche unternommen worden, in bedenklicher Annäherung an angelsächsische Theorien den Staat der Gerechtsame der Individualethik völlig zu entnehmen und sein sittliches Ideal ausschließlich auf Macht und Interesse zu gründen. Mulert ist sich wohl bewußt, daß in dem Beurteilen und Werten der Staatsbetätigung mit andern Maßen gemessen werden müsse, zugleich aber konnte es ihm als deutschem Denker nicht widerfahren, daß er sich der angelsächsischen Staatstheorie verschrieb, die entweder eine unüberbrückbare Kluft befestigt zwischen der Sittlichkeit des einzelnen und des Staates oder gar die sittlichen Begriffe als solche aus dem Staatsbedürfnis und dem Staatswillen abzuleiten sucht. Wir halten es allerdings, bei allem sonstigen Widerspruch, mit Görres, wenn er „moralische Weltgesetze" behauptet, die durch Macht und Willen des Staates ebensowenig aufgehoben werden könnten wie die Geltung mathematischer Gesetze. Jedenfalls kann die englische Theorie von uns Deutschen schon darum nicht als Letztes anerkannt werden, weil sie die Lebensentzweiung in Permanenz erklärt. Endlich pflichten wir Mulert auch darin bei, wenn er seine Abhandlung mit dem Satze beschließt: „Daß unser Volk immer mehr und mehr ein christliches Volk werde, hängt wesentlich davon ab, daß wir Christen tun, was unsere Pflicht gegen unser Vaterland ist." Damit soll doch wohl nach dem Gedankengang des Ganzen die Erwartung ausgesprochen sein, daß durch werktätige Beweisung des Geistes und der Kraft die Kompromißbeziehung von Christ und Vaterland in ein positives Verhältnis sich verwandle.

Und doch legen wir das Buch mit einem Gefühl des Unbefriedigtseins aus der Hand. Dieses ist jedoch nicht in einem Mangel der Behandlung begründet, sondern in der Sache selbst, in der, wie es scheint, unlöslichen

Digitized by Google

Schwierigkeit des Gegenstandes. Jede solche Erörterung bringt uns mit zwingender Notwendigkeit immer aufs neue den großen Widerspruch zum Bewußtsein, unter dem wir alle leiden. Die Forderung des Vaterlandes und die Predigt des Christentums scheinen gänzlich unvereinbar, und die unternommenen Versuche, eine Übereinstimmung gleichwohl zu erweisen, machen meist den Eindruck des Gequälten oder muten wohl auch wie ein Gaukelspiel mit Begriffen an. In zweifelnd peinvoller Ungewißheit geben wir dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist. Und so fliehen denn viele, des Widerspruchs müde, aus der Kirche in den Staat, um in ihm ihr Ideal aufzurichten. Bei andern stehen beide in gleicher Verdammnis, und einige wenige von diesen folgen wohl dem Propheten von Jasnaja Poljana als einem christlichen Rousseau in die verneinende Askese, in die Primitivität eines Zustandes, der die Kultur und ihre Problematik kurzerhand ausschließt, während die Mehrzahl dieser mit der Gegenwart Zerfallenen gebieterisch einen neuen Himmel und eine neue Erde verlangt. Endlich finden sich auch solche unter uns, die die Weltwidersprüche als ewige Aufgabe des tätigen Geistes und Willens begreifen und sich um deren Überwindung in belebend fördernder Zuversicht bemühen.

Für uns Deutsche ist dies offenbar der einzig gangbare Weg. Es ist uns nun einmal nicht gegeben, auf der Weltoberfläche geruhsam zu hausen, unbekümmert um die Lebensspaltungen, die darunter gähnen. Der Drang zur innern Einheit, für die wir die Wahrhaftigkeit als ein anderes Wort nannten, und die von dem deutschen Gewissen kategorisch gefordert wird, ist so übermächtig in uns, daß uns keine Lebensgestalt befriedigen kann, die nicht aus der Tiefe der Lebensverbundenheit erwachsen ist. Daher die Bedeutung der Metaphysik für die deutsche Kultur. Diese ist für uns kein Gedankenspiel, sondern ein letztes Lebensbedürfnis. Und so erhellt sich auch die Bedeutsamkeit der deutschen Mystik aus dem für uns zentralen Begriff der innern Einheit.

Vor der Frage, was das Vaterland sei und was das Christentum zu bedeuten habe, steht für uns die Frage nach Wesen und Sinn des Lebens. Und da erhebt sich vor uns eine Gestalt, die in Ausdruck und Gebärde das ganze Dunkel ihrer Tiefe mit sich führt. So haben alle Funktionen und Gestalten des Lebens an der Tragik und Problematik teil, die dem menschlichen Sein in

Digitized by Google

seinem Grunde eigen. Es mag der Geist nach logischer Klarheit, der Wille nach vernünftiger Ordnung streben; das Leben selbst strömt ewig dahin in der Melodie, in dem Rhythmus seiner Tiefe und spottet unserer Dämme und Schleusen. Doch ein Rhythmus immerhin, und Rhythmus bedeutet Gesetz der Bewegung. Was wir unter Sittlichkeit und Frömmigkeit verstehen, ist diesem Rhythmus abgelauscht. — Es kommen und gehen die Wellen in dem Spiel des Flusses. Ich saß wohl lange an seinem Ufer und vergaß mich selbst in dem Anblick. Ist vielleicht das Selbstvergessen ein letztes Gesetz des Lebens, aus dem das Wesen der Sittlichkeit und Religion, aus dem alles Schauen und Schaffen der Kultur begriffen werden mag? Das Selbstvergessen wird ergriffen durch die Bejahung, es erfüllt sich mit Kraft und Willen, und wir reden von Hingabe, von Opfer, von tätig opferfreudiger Hingabe. Eine erste Forderung scheint gewonnen, ein erstes Ideal, das vielleicht auch als letztes sich erweisen mag. Ob es in der ersten, engsten Lebensgemeinschaft als gestaltende Macht sich bewährt oder die ganze Welt einschließt in sein Bereich: es ist nur eine Erweiterung des Kreises; die ideale Forderung bleibt stets dieselbe. Zugleich ist damit aber auch in der umfassenderen „Sympathie" der Weg des idealen Fortschritts, die Richtung des idealen Zieles erkannt. Die Ethik der Humanitätsphilosophie und die Religion des Christentums zeigen gleicherweise auf dies Ziel: die ganze Menschheit eine einzige Gemeinschaft, Genossen, Brüder.

Nun ist aber dieses Ideal gleich allen Idealen letzter Zusammenfassung überirdischen Wesens, jenseitig gedacht oder nicht. Die Erdenschwere ist zurückgelassen, und es zeigen sich die Gestalten in leichter, geistiger Höhe, durch den Geist erzeugt, aus der Sehnsucht geboren. Die alte Philosophie sah diese Gestalten wohl hinabsteigen zu dem Stoffe der Welt, um ihn zum eignen Bilde zu verwandeln. So alt aber wie das Denken über die Welt und die menschlichen Dinge, so alt ist auch die Klage über den Widerstreit der Welten: der Welt des Ideales und der Welt der Wirklichkeit. Unsere strebende Welt wird erhalten und bewegt durch die Ideale, und zuweilen scheint es wohl, als gewännen die geistigen Gebilde zunehmend körperliche Gestalt in dem spröden Stoffe der geschichtlichen Wirklichkeit; aber immer wieder zerbricht das Leben in titanischem Trotz die zwingende Form, den Olymp unserer Träume, und wir finden uns

Digitized by Google

in urſprüngliche Dunkelheit zurückgeſchleudert, in den Aufruhr der Elemente. Mit wem könnten wir rechten über unſer Schickſal? Wir müßten das Leben ſelbſt anklagen, das wir nun einmal mit unſeren Gedankenformen nicht auszuſchöpfen vermögen. Notgetrieben kam ſo die deutſche Philoſophie zu dem Schluſſe, daß das Leben letzten Endes nicht unſerm Denken, ſondern unſerm Handeln als Gegenſtand gegeben ſei. Es war dies nicht ein Verzicht auf das Denken, ſondern nur ein Beſcheiden; und ſo leiſten wir auch ſelbſt in dem Chaos der Leidenſchaften nicht Verzicht auf das Ideal, es iſt auch hier nur ein Beſcheiden. Wir ſagten ja, das Weſen des begründenden Ideals ſei die opferfreudige Hingabe; der ſich erweiternde Kreis der Betätigung kommt nur als ein zweites hinzu. Zu handeln vermögen wir immer, und beſchränkte es ſich auch auf die Erfüllung der nächſten, geringſten Pflicht, die wir eben noch als ſolche zu erkennen vermögen in dem verdunkelten Umkreis; und ſo verbleibt in der Verwirrung des Krieges das Vaterland als klar umſchriebenes Lebensgebiet, ſeine Brandfackeln erleuchten, ſcharf umriſſen, den Ort der Pflicht. Zugleich entfaltet ſich das Ideal, in matter Zeit nur matt gefühlt, in allwirkſamer Gewalt und tritt vor aller Augen in der ganzen Hoheit ſeines Weſens. Wert und Würde beſtehen ihre Probe. Hier gibt es kein Zweifeln und Zaudern.

Und doch haben wir Zweifler, die das Weſen des Ideals und den Wirkſamkeitsumfang ſeines fernen Zieles verwechſeln und ſo ſich ſelbſt und andere verwirren. Indem ſie aber den tatſächlichen Lebensſtand mit ſeinen Forderungen verkennen und den weltumſpannenden Frieden des idealen Zieles predigen, während die Weltſtunde den heroiſchen Einſatz des Lebens für die Volksgemeinſchaft verlangt, werden ſie zu Verrätern an dem Ideale ſelbſt. Würde aber von ihnen zugegeben, daß die Opferſtimmung wirklich als das Große anzuſehen ſei, daß in der ſelbſtloſen Hingabe die letzten Werte ſich begründen, Schönheit und Höhe des Lebens, ſo müßte auch zugleich anerkannt werden, daß die Forderung des Opfers, ſittlich begründet, nur da erhoben werden kann, wo dem einzelnen, von dem das Opfer erwartet wird, eine reale Einheit der Gemeinſchaft, ein „Ganzes" gegenüber ſteht. Es iſt aber die zur Zeit des Kriegszerwürfniſſes einzig vorhandene reale Einheit keine andere als eben die im Kampf ſich bewährende Volksgemeinſchaft. Jene andere, die Menſchheit umfaſſende

Digitized by Google

Gemeinschaft, die wohl in Zeiten des Friedens als Ideal uns winkt, ist zur Stunde des Kriegs ein Nichtvorhandenes, ein Phantom, und wer ihm gleichwohl huldigt, ein um so gefährlicherer Phantast, je weiter seine Stimme gehört wird in der Bedrängnis des Vaterlandes.

Es gibt Seelenverfassungen, die im besonderen auf das ideale Ziel einer umfassenden menschlichen Gemeinschaft eingestellt sind. Wir nannten Humanismus und Christentum und mögen uns auch des modernen Sozialismus erinnern. Für sie ward darum der große Krieg zu einem Erlebnis von ganz besonderer Bedeutung. Erschütternd kam es vielen ihrer Vertreter zum Bewußtsein, daß sie sich über den Stand des Ideals, daß sie sich über die Weltstunde in einem Irrtum befunden hatten. Das verkannte Vaterland erhob sich als sittliche Größe und stellte seine Forderung, eine unumgängliche Forderung in dem organischen Zusammenhang und Fortschritt des Lebens, in dem mählichen Aufstieg menschlicher Kultur. Und so brach sich wohl die Erkenntnis durch, daß man das bislang gehegte Ideal zurückstellen müsse aus seiner vagen Ferne auf den einzig sichern Boden, der uns verblieben war in dem allgemeinen Zusammenbruch, und die Forderungen, die sich vordem auf die „Menschheit" bezogen, hatten sich als solche der „Menschlichkeit" zu bescheiden.

Wir sprachen bis jetzt von der „tätigen Hingabe" als von dem Wesen des Ideals und wir legten dabei den Nachdruck auf den freudigen Opferwillen; und doch wäre nur die Hälfte gesagt, ließen wir den Begriff der „Tätigkeit" außer Betracht. Selbstverleugnung und Selbstbehauptung stehen beieinander mit völlig gleichem Recht. In ihrer Mitte befindet sich der wirksame Ort des Ideals. Daß aber mit der individuellen zugleich auch die nationale Selbstbehauptung zu fordern sei, diese Erkenntnis macht eben den Inhalt des großen Erlebnisses aus, durch das Humanismus, Sozialismus und Christentum in ihren Grundfesten bewegt werden.

Am ehesten mag dem Humanismus eine Neubegründung gelingen; denn hier besteht eine alte Überlieferung, die eine Anerkennung des Staates in seiner sittlichen und kulturellen Bedeutung verlangt. Schwieriger schon ist die Aufgabe des Sozialismus; denn von ihm wird ein Verzicht gefordert, der sein innerstes Wesen berührt, den er aber leisten kann und wird, er müßte denn völlig versagen in der Deutung der Zeichen. Tragisch jedoch scheint die Lage des Christentums. Der eine Gott und Vater der

Digitized by Google

in Liebesdienst verbundenen Menschheitsfamilie, der eine Hirte und die eine Herde sind Vorstellungen, ohne die wir uns das Christentum und seine Ziele nicht zu denken vermögen, und alle Versuche, die Ansprüche des Staates aus dem biblischen Christentum zu rechtfertigen, müssen notwendig scheitern. Das Christentum ist gleich dem Humanismus aus der Weltmüdigkeit, aus dem Staatsüberdruß der Spätantike hervorgegangen und trägt bis heute die Merkmale seines Ursprungs. In verschiedener Absicht und mit unterschiedenem Erfolge versuchten Papsttum, Luthertum und Kalvinismus sich mit dem Staate auseinanderzusetzen, ohne daß ein positives Verhältnis gefunden worden wäre. Es verblieb eine Fremdheit, durch Kompromisse dürftig überbrückt, während zugleich der Staat immer kräftiger sich behauptete und um das ganze Leben seine Mauer führte.

Es ließe sich auch sagen, das Leben habe zunehmend sich seine Selbständigkeit und die Anerkennung seines Eigenwertes erkämpft gegenüber dem ragenden Jenseits, dem das biblische Christentum zugewandt steht, und der moderne Staat bekräftige diese Wandlung in seiner eigenen Selbständigkeit und Vollmacht. Es bleibt offenbar nur ein einziger Schluß: Will das Christentum als geistige Weltmacht zugleich mit dem Staat, in ihm und durch ihn sich behaupten, so muß es sich mit starkem Entschlusse aus seiner Überlieferung lösen, insofern diese hemmende Bindungen aus zeitlich Bedingtem, geschichtlich Überwundenem mit sich trägt, und sich der strömenden Lebenswirklichkeit zuwenden; eine erneute Taufe des Messias in einem andern Jordan, damit er ausrichte, wozu er gesandt. Einst verwandelte sich innerhalb des Christentums das Transzendente in ein Jenseitiges: die große Aufgabe der geschichtlichen Stunde ist eine Rückverwandlung des im Christentum Errungenen in geistige Lebenstiefe, in Welttiefe.

Eben dies war das Ziel, dem die religiösen Kräfte des deutschen Idealismus zudrängten in der größten Zeit des nationalen Geisteslebens, und so kommen wir zu dem Ausgang unserer Betrachtung zurück. Wer aber könnte die Tatsache verkennen, daß in diesem Idealismus das Tiefste und Beste, daß in ihm das Eigentümlichste der deutschen Nation nach Ausdruck rang? Der deutsche Idealismus scheint allerdings eine versunkene Welt. Doch nicht versunken in das Vergangen-Wesenlose; gesunken nur

Digitized by Google

auf den schlummernden Grund der deutschen Seele. Und wenn immer die Begeisterung erwacht, erwacht mit ihr die Welt der deutschen Sehnsucht, die Welt des deutschen Ideals, und erhebt sich als gestaltende Lebensmacht in die Sphäre des Tages mit seinem Kampf und seiner Arbeit. Wir mögen auch sagen, der schlummernde Gott erwache in der Begeisterung, um die Stufen seines Thrones zu ersteigen, der Gott, der in dem Leben waltet, so wie es aus schlafendem Urgrund rauscht und in dem wachen Bewußtsein als Lied der Tiefe vernommen wird.

Die Welt deutscher Anschauung ist eine Welt des ewigen Werdens; in der ewigen Erneuerung, in einer „ewigen Reformation" spricht sich das Wesen des deutschen Glaubens, der deutsche Kulturwille aus. Für uns Deutsche ist stets „österliche Zeit", ein Osterblühn und Osterhoffen. — Das Ziel? — Es ist noch nicht erschienen, was sein wird, wir werden es aber wohl hernachmals erfahren. Pflichterfüllung ist bis dahin der einzige Weiser unseres Wegs.

Wir haben politische Parteien unter uns, die uns den Weg der „Westmächte" führen möchten und darum zu schleunigem Vergleiche drängen in dem Weltkonflikt. Als ob der Weltgang, die Kulturleistung einer Wiederholung bedürften, als ob die romanische Form mit ihrem Mangel der Tiefe oder die in Widersprüchen gespaltene, einzig durch den egoistisch materialistischen Machtwillen geeinte Zivilisation der Angelsachen ein Letztes darstellten in der Weltbewegung, als ob wir Deutsche nicht ein eigen Vermächtnis in Verwaltung hätten, für das wir Rechenschaft schuldig sind!

Erwarten wir von der deutschen Politik eine ebenso selbstbewußte wie zielbewußte Stärke gegenüber unsern Neidern und Verleumdern unter der Sonne, die Wahrung der nationalen Selbstachtung, ohne die der Tod besser ist als das Leben, so wird sie doch als Kulturpolitik sich bewähren müssen, und sie vermag dies nur durch eine Erweckung der geistigen Lebensmächte, durch eine innere Erneuerung des Volkes aus religiöser Zuversicht, aus einem Drange der Wahrhaftigkeit, der allein in der Einheit zu ruhen vermag. Nicht Worte; ein bestimmter Lebensglaube, ein Opferwille und eine Schaffensfreude, die sich dessen gewiß sind, daß das Lebensgeheimnis unter ihren Händen zunehmend sich gestaltet, daß die Welt dem strebenden Bemühen einfältigen deutschen Glaubens zum Erbe gegeben ist.

Digitized by Google

Streiflichter zur Weltlage VI

Von Professor Dr. Schiemann

Unter der Spitzmarke „Ein bestrafter Verleumder" schreibt das „Journal des Débats" vom 29. März: „Wir haben bereits von dem vielleicht mehr stupiden als verbrecherischen Gerücht gesprochen, das allmählich das gesamte Gebiet Frankreichs durchdringt und das darin besteht, daß für den Krieg nicht die deutsche Regierung und die Alldeutschen verantwortlich gemacht werden, sondern ... die Geistlichen und die Bürger Frankreichs.

Mitunter geschieht es sogar, daß die Verleumder, die diesen Unsinn verbreiten, falls sie mit Phantasie begabt sind, dieses Thema ausmalen und erfinderisch kommentieren: der Klerus habe die Tragödie dieses Krieges entzünden wollen, um wegen des Gesetzes Rache zu nehmen, das die Trennung von Kirche und Staat gebot, die Bürgerschaft aber leistete ihm Gefolgschaft, weil sie nach den Wahlen von 1914 einsah, daß eine Gütergemeinschaft in naher Vorbereitung sei und diese peinliche Wahrscheinlichkeit abgewandt werden müßte; auch hätten Geistliche und Kapitalisten ihr Geld auf dem rechten Ufer des Rheins untergebracht — vermutlich, um daraus die Kugeln und Kartätschen zu gießen, die bestimmt sind, sich an der Front gegen sie selbst zu richten.

Es ist gewiß traurig, daß es bei uns so armselige Köpfe gibt, daß derartige Erfindungen schließlich Glauben finden konnten. Da nun aber der gesunde Menschenverstand und das Anstandsgefühl nicht ausreichten, um diese kleine Infamie, die von all zu klugen Ausbeutern erfunden wurde, im Keim zu ersticken, ist es nur zu billigen, wenn die Verleumdeten sich an die Gerichte wenden und diese eingreifen. So hat das Kriegsgericht in Toulouse soeben einen Gastwirt in Saint-Céré zu 3 Jahren Gefängnis und 1000 Franken Strafe verurteilt, weil er die oben angeführte These vertrat, und, obgleich es wohl möglich ist, daß dieser Gastwirt eher beschränkt als böswillig war, bedauern wir seine Verurteilung doch nicht. Einmal wird sie gleich geistreiche Mitbürger abhalten, sein Beispiel nachzuahmen, dann aber ist es von Wichtigkeit, daß die in Kraft stehenden Gewalten nicht über Verleumdungen nachsichtig wegsehen, die zwar blödsinnig sind, aber darum nicht weniger grausam verletzen."

Digitized by Google

Wir haben die von den „Débats“ mitgeteilte Tatsache und den daran geknüpften Kommentar in vollem Umfang mitgeteilt, weil sich hier zum erstenmal die Anfänge einer bevorstehenden Entwicklung erkennen lassen. In Frankreich beginnt die Wahrheit, wenngleich auf Umwegen, sich Bahn zu brechen. Man sucht nach den Schuldigen am Ausbruch des Krieges nicht mehr in Deutschland, sondern in Frankreich, und zwar im gesamten Frankreich (à travers tout le territoire français), und wenn heute die Schuld der Geistlichkeit und den „Bourgeois“ zugewiesen wird, läßt sich mit Sicherheit vorhersehen, daß sie schließlich den wahren Urhebern all des Unheils, den Poincaré, Delcassé und Genossen zufallen muß. Die ganz ungewöhnliche Härte des gefällten Urteils aber kann als Beweis dafür gelten, wie groß die Gefahr sein muß, von der die Machthaber sich bedroht fühlen. In der Tat, die offiziellen Siegesbulletins des französischen Hauptquartiers verfangen nicht mehr, seit sie als Kommentar durch das stete Vorrücken der deutschen Offensive, den Verlust an Terrain und durch die ungeheuren Verluste an Toten und Verwundeten illustriert werden, die jeder neue Tag den Franzosen bringt. Die Berichte über die „situation militaire“ und die „situation diplomatique“ der Pariser Zeitungen tragen den Charakter equilibristischer Kunststücke, die bestimmt sind, das Urteil der Leser zu verwirren und von der brutalen Wirklichkeit abzulenken. Namentlich lehrreich in dieser Hinsicht sind die strategischen Betrachtungen des „Journal des Débats“, die mit Vergleichen aus den napoleonischen Kriegen arbeiten, um in jedem einzelnen Fall zu beweisen, daß die Deutschen gegen alle bewährten Regeln der Kriegskunst operieren, Clausewitz und Bernhardi verleugnen und im Grunde auch da, wo sie scheinbar Erfolge aufzuweisen haben, mindestens strategische Einbußen erleiden; von den moralischen Niederlagen, die ihnen der Elan der Franzosen stets beibringe, nicht zu reden! Wir verfolgen diese Taktik der Pariser Presse seit Beginn unserer letzten Offensive und sind gespannt auf die Kasuistik, die einen Ausweg aus dem Labyrinth dieser bewußten Täuschungen finden muß.

Wie weit die Stimmung in England von der militärischen und politischen Wirklichkeit beeinflußt wird, ist schwieriger zu übersehen. Unzweifelhaft erfährt der Engländer mehr von ihr als der Franzose. Auch der großen Masse der Bevölkerung ist jenseits des Kanals das Tatsachen-

Digitized by Google

material für die Bildung eines selbständigen Urteils zugänglich, während es in Frankreich allen verborgen bleibt, die außerhalb der offiziellen Welt stehen. Dazu kommt, daß in der englischen Presse an der eigenen Kriegführung eine oft höchst rücksichtslose Kritik geübt wird, und daß die Lasten des Krieges, je länger je mehr, nicht nur als eine höchst unbequeme Beschränkung der gewohnten Lebensführung, sondern auch als eine gefährliche Belastung der englischen Zukunft empfunden werden. Die Männer, die heute an der Spitze der Regierung stehen und diejenigen, die hinter ihnen ungeduldig auf den Tag harren, da die Reihe an sie kommt die Geschicke des Landes in ihre Hand zu nehmen, wollen von dem Zwang dieser drohenden Tatsachen nichts wissen und sind bereit, wie Asquith jüngst bei seinem Besuch im Vatikan dem Papst erklärt haben soll, wenn nicht anders den Krieg noch weitere 5 Jahre fortzusetzen. Wir nehmen das Kompliment, das damit indirekt uns gemacht wird, mit Genugtuung entgegen, haben aber allen Grund anzunehmen, daß die Vertreter dieser Bulldoggenpolitik außerhalb der Kreise, die durch sehr persönliche Interessen an sie gebunden sind, im Lande stetig an Boden verlieren. Das beweist namentlich der wachsende Einfluß der englischen unabhängigen Arbeiterpartei, die so bald wie möglich Frieden schließen möchte. Wie ernst die Regierung die ihr von dieser Seite drohende Gefahr auffaßt, zeigen die Maßregeln, die sie ergriffen hat, um die Sozialisten in Glasgow mundtot zu machen. Offenbar ist man in England im Begriff, das oben angeführte Beispiel nachzuahmen, das ihnen das Kriegsgericht in Toulouse gegeben hat. Die auf dem Fundament der Magna Charta aufgebauten Freiheitsrechte der Engländer haben ja im Lauf dieses Krieges längst aufgehört, Realitäten zu sein. Aber wenn das jetzige Kabinett diejenigen, die trotz allem diese Rechte zu behaupten versuchen, noch verhältnismäßig gelinde anfaßt, werden, wenn die Unionisten ans Ruder kommen, die Ruten durch Skorpione ersetzt werden. Der Anlauf, die liberale Regierung zu stürzen, ist von den Unionisten schon mehrmals, wenngleich stets vergeblich, gemacht worden. Jetzt scheint ein neuer Anlauf unmittelbar bevorzustehen, wie nach einer Meldung des „Daily Telegraph“ die jüngsten Beschlüsse des von Bonar Law geführten unionistischen Kriegsausschusses zeigen. Man ist in England wie in Frankreich hungrig geworden nach Erfolgen und hat die Empfindung,

Digitized by Google

daß die offiziellen Berichte der Generalstäbe aller Entente-Mächte Steine, nicht Brot bieten. Die unheimliche Konsequenz und Ruhe, mit der die deutsche Heeresleitung Verdun immer fester einschnürt, das sichtliche Verbluten Frankreichs, das aussichtslose Sturmlaufen Cadornas, die Gefährdung Valonas, die allmählich nur noch Spott hervorrufende angebliche Offensive der Saloniki-Expedition, die in Wirklichkeit sich selbst belagert fühlt, die stete Gefährdung Englands und seiner Verbündeten durch den Luft- und U-Bootskrieg, endlich die trostlose Lage des Generals Townshend in Mesopotamien, das alles hat in seiner Summe eine Stimmung gezeitigt, die die „Morning Post" veranlaßt, von einer „auf die Folter gespannten öffentlichen Erwartung" zu schreiben. Wie nach der unglücklichen Unternehmung, die gegen Gallipoli gerichtet war, und an die sich so ausschweifende Hoffnungen knüpften, sucht man jetzt nach dem Schuldigen, denn man fürchtet offenbar, daß an Townshend das Schicksal Gordon Paschas in Chartum sich wiederholen könnte. „Wir haben — schreibt die „Morning Post" — Berichte über sanitäre und andere Maßnahmen, die einem die Haare zu Berge steigen lassen bei dem Gedanken an die Leiden und die Verluste, die eintraten." Das Blatt knüpft daran eine Reihe von Fragen, die, wenn sie bejaht werden müßten, allerdings beweisen würden, daß diese Expedition mit äußerster Leichtfertigkeit angeordnet und vorbereitet worden ist. „Wir stellen diese Fragen auf die Gefahr hin, gesteinigt zu werden. Aber wir halten es für unsere Pflicht, sie zu stellen. Und wir fügen noch hinzu, daß nach der Meinung der Offiziere, die die türkischen Truppen gesehen haben, diese mit allem vorzüglich ausgerüstet waren." Diese letztere Versicherung der „M. P." ist sehr erfreulich und läßt uns hoffen, daß die „Folter der Erwartung" bald ihr Ende finden wird, wenn auch nicht so, wie die Engländer offenbar noch hoffen.

Es ist wahrhaft kläglich, wie England — das ja den Reigen führt — für all diese Mißerfolge Rache nimmt an den Neutralen. Die wirtschaftliche Tyrannei, die sie, wenn auch zähneknirschend, hinnehmen müssen, hat sie tatsächlich zu Sklaven der englischen Willkür gemacht. Die Vereinigten Staaten von Amerika aber, die sich zu Anfang des Krieges als die natürlichen Führer der minder mächtigen neutralen Staaten Europas bezeichneten, haben völlig versagt und nehmen selbst jede De-

Digitized by Google

mütigung hin, die England im Interesse seiner Kriegsziele auch Amerika aufzuerlegen für notwendig findet. Auf die systematische Verletzung nicht nur des Briefgeheimnisses, sondern die zynische Behinderung des Brief- und Geldverkehrs überhaupt, ist als nächste Maßregel die Lahmlegung des Welthandels gefolgt, den England rücksichtslos in seine Hände hinüberzuspielen bemüht ist, und die Proteste Wilsons und Lansings haben daran nichts zu ändern vermocht. Noch immer hat Sir Edward Grey, wie der Reichskanzler am 5. April ausführte, „die amerikanische Note vom 5. November 1915, die eine zutreffende Darstellung der englischen Völkerrechtsverletzungen enthält", nicht beantwortet. Seither aber ist England immer rücksichtsloser und Amerika immer zurückhaltender geworden. Für die Verletzung der griechischen Neutralität hat Amerika nicht einmal Noten einzusetzen gehabt, und wir zweifeln nicht daran, daß, falls die Invasion Hollands erfolgen sollte, Präsident Wilson auch dafür Entschuldigungen finden wird, die ihm gestatten, seine sehr freundschaftlichen Beziehungen zu England nicht nur aufrecht zu erhalten, sondern zu vertiefen. Es ist uns aber fraglich, wie lange diese Richtung der amerikanischen Politik sich wird behaupten lassen. Wir jedenfalls lassen uns über das Maß der Zugeständnisse, zu denen wir uns unter bestimmten Voraussetzungen verstanden haben, nicht mehr hinausdrängen, und wir glauben, daß man sich darüber in Amerika auch klar ist.

Überhaupt ist die Weltlage nach der Rede des Reichskanzlers am 5. April wesentlich klarer geworden. Bekanntlich waren seit geraumer Zeit Wünsche laut geworden, die an den siegreichen Ausgang des Krieges, über den an keiner Stelle ein Zweifel bestand, geknüpft wurden. Über den Inhalt dieser Wünsche eingehend zu referieren, verbietet sich von selbst. Es genügt wohl, hervorzuheben, daß, wenn der Reichskanzler sich auch nicht mit ihnen identifiziert hat, mit Sicherheit angenommen werden kann, daß er sie sorgfältig erwogen, und daß die Schlüsse, die er vor dem Reichstage daraus bei Darlegung der Kriegsziele, zu denen die Regierung sich bekennt, gezogen hat, sich der lauten Zustimmung aller Parteien, abgesehen von der in nationalen Fragen nicht zurechnungsfähigen Gruppe um den Abgeordneten Liebknecht, erfreut haben. Das Wesentliche läßt sich wohl dahin zusammenfassen, daß wir im Westen auf eine Ausdehnung unseres Territorialbesitzes wohl

Digitized by Google

nur in soweit ausgehen, als für die Verteidigung unserer Grenzen absolut notwendig ist. Der Reichskanzler hat diesen Gedanken mehr indirekt als direkt formuliert. Wir werden weder Belgien noch das von uns besetzte französische Territorium annektieren, aber der Status quo ante wird nicht wiederkehren. „Wir werden uns reelle Garantien dafür schaffen, daß Belgien nicht ein englisch-französischer Vasallenstaat, nicht militärisch und wirtschaftlich zu einem Vorwerk gegen Deutschland ausgebaut wird." „Der flämische Volksstamm wird nicht wieder der Verwelschung preisgegeben werden, wir wollen," fährt der Reichskanzler fort, „Nachbarn, die mit uns und mit denen wir zusammen arbeiten, zu unserem gegenseitigen Nutzen." In anderem Zusammenhang wies er auf das französische Geld hin, das den Russen das Weichselland als Einfallstor in das ungeschützte Deutschland erschlossen hat, und wir schließen daraus, daß wir der Wiederholung solcher Praktiken vorbauen werden. Die von England zu verlangenden Friedensbedingungen hat der Reichskanzler nicht direkt erwähnt, er wies aber sehr nachdrücklich auf die Notwendigkeit hin, für das von England so schnöde verletzte Völkerrecht sichere Bürgschaften zu erhalten, und sein Hinweis auf die Zukunft des deutschen Kolonialbesitzes stellt außer allen Zweifel, daß es vornehmlich England sein wird, von dem Ersatz für erlittene Territorialverluste und Sühne für begangene Gewalttaten zu fordern sein wird.

Bestimmter waren die Erklärungen des Reichskanzlers über die Lage im Osten. Er faßte sie in der Form einer Entgegnung auf Asquiths Bemerkungen über das Prinzip der Nationalität, denen er die Frage entgegenwarf, ob Asquith denn glaube, daß das „unbesiegte und unbesiegbare Deutschland" „freiwillig die von ihm und seinen Bundesgenossen befreiten Völker zwischen der Baltischen See und den Wolhynischen Sümpfen wieder dem Regiment des reaktionären Rußland ausliefern werde, mögen sie Polen, Litauer, Balten oder Letten sein". Er erklärte mit aller Bestimmtheit, daß es unser Recht und unsere Pflicht sei, von der russischen Regierung zu verlangen, daß sie das an den beraubten und verjagten Deutschen, russischer und deutscher Staatsangehörigkeit, gegen alles Menschenrecht begangene Unrecht wieder gut mache und ihnen die Tür aus der russischen Knechtschaft öffne. Sollten unsere Feinde das Blutvergießen, das Menschenmorden, die Verwüstung Europas weiter

Digitized by Google

fortsetzen wollen, so falle die Schuld auf sie, Deutschland stehe seinen Mann und werde zu immer stärkeren Schlägen ausholen.

Wir fügen hinzu, daß mit dem Erfolg und den gebrachten Blutopfern naturgemäß auch die Befreiung vom russischen Joch, je nach dem Erfolg unserer Waffen, weitere Gebiete umfassen wird und hoffen namentlich, daß die Befreiung der Ostseelande, die mit der Besetzung Kurlands begonnen hat, auch einen Abschluß in dem historisch gebotenen Sinne findet. Schon die Beschießung von Reval und neuerdings der Angriff auf die Station der russischen Flugzeuge in Oesel, weist auf weitere Pläne hin, die über die Befreiung Kurlands hinaus den übrigen Balten begründete Hoffnungen erweckt haben. Als etwas Besonderes hat der Reichskanzler die nunmehr aufgerollte polnische Frage hervorgehoben, die Deutschland und Österreich lösen müßten und lösen würden. Wie diese Lösung in dem deutschen Okkupationsgebiet der Hoffnung der Polen in einem humanen, der polnischen Nationalität gerecht werdenden Sinn, Rechnung trägt, hat die Gründung der Universität Warschau, die Wahl eines polnischen Gemeinderats und die Reihe der übrigen Maßregeln bewiesen, die von den Zentral-Okkupationsbehörden unter der zugleich festen und milden Leitung des Generals von Beseler getroffen worden sind. Daß ein Definitivum nicht geschaffen werden kann, bevor eine Verständigung zwischen uns und Österreich-Ungarn herbeigeführt ist, liegt auf der Hand, und ebenso, daß vor der Notwendigkeit, Sicherheit für Verteidigungsmaßregeln zu schaffen, die einer immer möglichen Wiederholung russischer Angriffe gewachsen sind, alle übrigen Rücksichten zurückzutreten haben. Die Polen werden ihre Ungeduld noch bis dahin zügeln müssen, zumal noch keineswegs klar ist, welches die endgültige Stellung Österreich-Ungarns zum polnischen Problem sein wird. Die von dem bekannten polnischen Patrioten Kozmian, Verfasser des sehr beachteten Buches „Das Jahr 1863", in der Wiener Zeitschrift „Polen" vertretene Ansicht, daß Ungarn, Deutsch-Österreicher und galizische Polen über die Angliederung des „Königreichs Polen" an die habsburgische Monarchie eines Sinnes seien, ist nach unseren Informationen irreführend. Doch halten wir es nicht für ersprießlich, weiter auf diese Frage einzugehen.

Im Zusammenhang mit Polen nannte der Reichskanzler auch Finnland, freilich ohne auch nur mit einer Andeutung auf Hoffnungen und Be-

Digitized by Google

fürchtungen der Finnländer einzugehen. Und das ist sehr begreiflich. Eine finnländische Frage im weltpolitischen Sinne kann erst unter ganz bestimmten Voraussetzungen lebendig werden, da Finnland noch weit weniger als Polen fähig war, sich aus eigener Kraft von dem russischen Joch zu befreien. Sicher ist nur, daß ein Finnland, das russisch bleibt, national und konfessionell dem Untergang geweiht wäre, und daß ein russifiziertes oder auch nur russisch okkupiertes Finnland eine schwere Bedrohung Schwedens und in zweiter Linie des gesamten Ostseegebietes bedeuten würde. In ganz hervorragender Weise wird dieses Problem in einer Studie behandelt, die soeben in der von Ernst Jäckh herausgegebenen Sammlung politischer Flugschriften von Dr. Adrian Molin unter dem Titel: „Schweden und der Weltkrieg" in deutscher Übersetzung veröffentlicht worden ist. Der geistvolle Verfasser gibt uns zunächst ein historisch-politisches Bild der Kultureinflüsse, die von Frankreich und von Deutschland ausgehend, auf die Entwicklung des schwedischen Geistes zu originaler Selbständigkeit eingewirkt haben. Deutschland hat Schweden die Reformation gebracht, auf deren Fundament das gesamte Leben der Nation ruht, und die das ganze Volk erfaßte. Die französische Kultur dagegen wurde eine Angelegenheit des Hofes und der Aristokratie und blieb vornehmlich ein Formkultus, dessen Vorzüge und Schäden der Verfasser sehr anschaulich darlegt. Das sind Teile seiner Ausführungen, die gelesen werden müssen, da sie ohne Schädigung ihres Inhalts sich nicht in kurzen Zügen wiedergeben lassen. Uns interessiert an dieser Stelle, was über das Verhältnis Schwedens zu Finnland gesagt wird. Finnland ist von Schweden dem Christentum zugeführt und kolonisiert worden. Eine kulturelle und politische Rolle hat die finnländische Rasse erst in den letzten 60 Jahren gespielt; daß aber das Land von Rußland erobert werden konnte, ist die Folge einer historischen Entwicklung gewesen, bei welcher, wie Molin sich ausdrückt, „der erbärmlichste Verrat, der jemals in der Geschichte Schwedens vorgefallen ist", die entscheidende Rolle gespielt hat. Molin hält die Kapitulation der finnländischen Schweden vor dem finnischen Nationalismus für eine der Ursachen, die der zersetzenden Politik Rußlands den Erfolg sicherten.

Die Kombination von Liberalismus und Nationalismus, welche die Folge der Tatsache war, daß das schwedische Element in Finnland seine

Digitized by Google

Führerstellung aufgab, habe zu Früchten einer tauben Kultur oder, wie Molin es ausdrückt, zu moderner Kunstkultur geführt, welche die religiösen, sittlichen und patriotischen Lebenswerte beschnitt, ohne die ein Volk nicht bestehen könne. Wir wollen uns dieses harte Urteil nicht zu eigen machen. Finnländische Schweden und Finnen haben trotz allem tapfer gekämpft, um die russische Vergewaltigung abzuwehren, und wenn ihr passiver Widerstand nicht von Erfolg gekrönt wurde, lag das doch vornehmlich an der Übermacht der russischen Gewalthaber, die, wie Molin richtig hervorhebt, vor der Kultur Finnlands keinen Respekt hatten. Aber wir sehen nicht den Weg, auf welchem die Finnländer den russischen Bajonetten gleich kräftige Mittel der Abwehr hätten entgegensetzen können. Doch wir wollen nicht polemisieren und stimmen dem Verfasser durchaus zu, wenn er in dem Schicksal Finnlands eine Warnung für Schweden erkennt und zum Schluß gelangt, daß es sich um Sein oder Nichtsein der schwedischen Kultur handelt, die von dem „Todfeind im Osten" bedroht werde. Der schwedische Radikalismus unter der Führung von Hjalmar Branting erkenne die Gefahr nicht und sei einseitig französisch orientiert, aber die Rechte und ihre Presse haben sich durchweg deutschfreundlich gezeigt. Im Verlauf des Krieges sei jedoch, trotz der Ententepropaganda, die, von den schwedischen Berufspazifizisten gefördert, die „hysterischen Weiber beiderlei Geschlechts für die Sache des Westens mobilmachte", eine wesentliche Verschiebung in der Auffassung des schwedischen Volkes insofern erfolgt, als heute die gebildeten Klassen (mit geringer Ausnahme), die solide Mittelklasse und die Bauern der Rechten, unveränderlich deutschfreundlich seien. Die Gegenströmung werde im Augenblick, da es Ernst werde, die Erschütterungen der harten Wirklichkeit nicht ertragen, während die jüngere Generation, die Männer zwischen 30 und 40 Jahren, bereit stehe, binnen kurzem die Führung und Verantwortung für Schweden zu übernehmen, um es zum führenden Staat im Norden zu machen. Durch Teilnahme am Kriege wollen sie einen großen und kühnen Schritt zur Erreichung dieses Zieles tun.

Für den hochinteressanten Schluß der Schrift verweisen wir auf den Aufsatz: Molin, „Das junge Schweden und der Weltkrieg" in Heft 9 dieser Blätter.

Die Äußerung, die jüngst Dr. Seton Watson in der Londoner königlichen Gesellschaft der Künste machte, daß nämlich das 20. Jahrhundert das

Digitized by Google

Jahrhundert der Slawen sein werde, zeigt zwar, daß die Engländer in bezug auf ihre eigene Zukunft sehr bescheiden geworden sind, bedeutet aber speziell für Rumänien und Schweden ohne Zweifel eine Drohung. Rumänien würde erdrückt, Schweden auf das ernstlichste gefährdet werden, wenn dieses, aus angelsächsischem Munde proklamierte, russische Ideal jemals Wirklichkeit werden sollte. Wir wissen aber nicht, was unwahrscheinlicher wäre als die Erfüllung dieser Prophezeiung. Am 2. April hat der vielgenannte Petersburger Publizist M. Menschikow darauf hingewiesen, daß der Heißsporn der Rechten in der Duma, N. E. Markow, in Beantwortung einer Rede von Schingarew, seinem Erstaunen darüber Ausdruck gegeben hat, daß die Männer des liberal-radikalen Blocks, die bekanntlich die Majorität in der Duma besitzen, sich unzufrieden über den häufigen Ministerwechsel zeigen. Von den 11 in letzter Zeit ausgeschiedenen Ministern hätten 6 infolge von Angriffen des Blocks ihren Posten aufgeben müssen, und zwar: Maklakow, Schtscheglowitow, Sabler, Ruchlow, Chwostow und Goremykin. Der Rücktritt der anderen 5 aber sei offenbar von der Linken nicht gebilligt worden. Wie aber seien sie ersetzt worden? Ssamarin durch Wolschin, Kriwoschein durch Naumow, Charitonow durch Pokrowski, Poliwanow durch Schuwajew. Die Wahl dieser neuen Männer sei auf keinen Widerspruch gestoßen, und einige von ihnen seien sogar freudig begrüßt worden. Markow habe daraus den Schluß gezogen, daß nicht die Tatsache des häufigen Ministerwechsels Erbitterung erregt habe, sondern vielmehr der Umstand, daß die Ministerien nicht von der Duma selbst besetzt würden.

Menschikow, der eine Witterung für kommende Strömungen hat, folgert, daß die Auswahl der neuen Minister mit Rücksicht auf die Volksstimmung geschehen sei, und erkennt darin ein Symptom, das er freudig begrüßen müsse. „Wir alle", schreibt er, „sind, wie eine traurige Erfahrung gezeigt, in tragischer Weise daran interessiert, daß die verantwortlichen Stellungen in Staat und Gesellschaft von ganz ehrlichen Leuten besetzt werden. Auch andere vielseitige Fähigkeiten, Kenntnisse und Talente sind erforderlich, vor allem aber persönliche Anständigkeit. Schon Pope habe nicht ohne humoristischen Beigeschmack gesagt: „Das höchste Geschöpf Gottes ist — ein anständiger Mensch." Die traurige Erfahrung aber habe bewiesen, daß weder adelige Herkunft, noch höhere Bildung

Digitized by Google

und weltmänniſches Weſen, noch endlich Verſtand und große Verdienſte, dem Staat eine Bürgſchaft dafür bieten, daß einflußreiche Staatsmänner auch ehrliche Leute ſind." Er fehle eben an dem in Rußland, was der alte Kant den kategoriſchen Imperativ genannt habe.

Dieſer Satz läßt ſich durch alle Jahrhunderte ruſſiſcher Geſchichte hiſtoriſch belegen, und wir ſehen nicht, daß die Prüfung dieſes Krieges Männer in den Vordergrund gerückt hätte, deren Perſönlichkeit ſtark genug wäre, auch nur den Schein hervorzurufen, daß es damit anders geworden ſei. Man ſucht nach dem ſtarken und ehrlichen Manne, der den Ausweg aus all den Nöten finden ſoll, die Rußland bedrängen. Daß Stürmer der Mann nicht iſt, tritt immer deutlicher zutage. Und was den Zaren ſelbſt betrifft, ſo greift er nach immer neuen Männern, die ihm als militäri che Berater zur Seite ſtehen ſollen. In ſeiner nächſten Umgebung finden wir jetzt die Generäle Rußki, Ewert und den kürzlich vom Oberkommando im Süden abberufenen General Iwanow. Auch Nikolai Nikolaijewitſch ſcheint wieder an Einfluß gewonnen zu haben, nächſt ihm Kuropatkin, von dem man offenbar erwartet, daß er von den Erfahrungen, die ihm Japan brachte, gelernt haben werde. Es ſieht, um es kurz zu ſagen, in Rußland kläglich aus, militäriſch, finanziell, wirtſchaftlich. Auch charakteriſiert es die Stimmung, daß die „Nowoje Wremja" — wie wir dem „Temps" entnehmen — aus der ſcharfen Wendung in der Rede des Reichskanzlers, ſoweit ſie ſich gegen Rußland richtet, den Schluß zieht, daß Deutſchland durch den Mund Herrn von Bethmann Hollwegs ſich „plus modeste et plus accomodant" gezeigt habe, wovon wir mit Vergnügen Kenntnis nehmen. Offenbar hat das Blatt ſehr viel weitergreifende deutſche Forderungen erwartet.

Über die ruſſiſchen Flüchtlinge, eine Bezeichnung, die auch die Verſchleppten umfaßt, liegen jetzt die folgenden offiziellen Daten vor: Ruſſen 434739, Letten 145551, Polen 113611, Juden 36510, Litauer 20713, andere 26785, was in Summa 717901 Köpfe ausmacht und offenbar die auf Befehl der Regierung internierten und verſchickten ruſſiſchen Staatsangehörigen deutſchen Geblüts nicht mit umfaßt. Hat doch erſt am 30. März die „Nowoje Wremja" die Verbannung des livländiſchen General-Superintendenten Gaethgens, des Oberpaſtors Döbler, des Gutsbeſitzers von Gögginger, des Dr. Raue und des Herrn von Hirſch-

Digitized by Google

saidt gemeldet. Außerdem seien aus der Hirschenhoffschen Kolonie im Kreise Wenden 2000 Kolonisten verschickt worden. Das ist die Fortsetzung des Kampfes gegen das Deutschtum.

Wir mögen nicht schließen, ohne auf eine sehr erfreuliche Erscheinung hinzuweisen, die uns jetzt überall entgegentritt, wo Deutsche verschiedener Konfession zusammenwirken. Ein Geist gegenseitiger Duldung und Anerkennung beherrscht die Lage. Das Beispiel, das unser Kaiser auch in dieser Hinsicht gegeben hat, ist überall von unserer protestantischen wie von unserer katholischen Geistlichkeit aufgenommen worden und hat einen Widerhall im Herzen unseres gesamten Volkes gefunden.

Notizen

England

England und Irland. Nach Nachrichten der englischen Presse ist die Anzahl der Prozesse gegen Nationalisten beträchtlich und steigert sich stetig. In etwa 50 Fällen sind Strafen verhängt worden. „Zeitungen sind unterdrückt worden. Haussuchungen und Beschlagnahme von Waffen in Privatwohnungen sind mehrfach vorgekommen." — „Die meisten irischen Gesellschaften in den Vereinigten Staaten vertreten die Ansicht, daß Irland auf dem Friedenskongreß vertreten sein sollte; wohlbekannte Namen stehen an der Spitze." Der Gedanke, eine europäische Frage aus Irland zu machen, bleibt zwar im Hintergrund der Heimat. Aber die britischen Pressestimmen, die den Polen und anderen abhängigen Staaten Europas so große Hoffnungen gemacht haben, haben dazu beigetragen, neues Leben in den erfterbenden irischen Separatismus zu gießen.

Die britische sozialistische Partei für eine internationale Besprechung. In dem Exekutiv-Komitee der britisch-sozialistischen Partei erklärten seine Vertreter, es sei notwendig, daß die sozialistischen Parteien sowohl der kriegführenden als auch der neutralen Staaten die mit den Friedensbedingungen verbundenen Fragen in unmittelbare Erwägung zögen, vor allem im Hinblick auf die Sicherung eines gemeinsamen Programms einer sozialistischen Politik für die Parteien aller Länder. Der springende Punkt ist, wie die „Morning Post" dazu bemerkt, der, daß die Diskussion der mit den Friedensbedingungen verknüpften Fragen von den sozialistischen Parteien sowohl der kriegführenden als der neutralen Staaten geführt werden soll, d. h. daß die deutschen Sozialisten ebenso befragt werden sollen wie die anderen. Damit wird der Wunsch der regierungstreuen Blätter, dem Besuch der belgischen Sozialisten jede Friedensbedeutung zu nehmen, durch die britische sozialistische Partei selbst widerlegt.

Das wird bestätigt durch einen Leitartikel des Kopenhagener „Politiken" über deutsche und englische Friedensfreunde: „Der Hauptsache nach begegnet sich die englische Arbeiterpartei mit dem deutschen sozialdemokratischen Bund. Die Tak-

Digitized by Google

tik mag den Einzelheiten nach verschieden sein, — die Forderung ist gemeinsam: die Einstellung der Feindseligkeiten. Es ist ein wertvolles Zeichen, daß eine englische und eine deutsche Partei, ohne von einander zu wissen, diese Forderung formulieren."

Englands schwache Seite. „Shih-shih-hsin-pao" in Tokio (Yorozu) schreibt: „Der Krieg hat offenbart, daß die Engländer den Deutschen unterlegen sind in wirtschaftlicher Kraft, in patriotischer Gesinnung, in wissenschaftlicher Durchbildung und Organisation."

„Sie sind zwar ehrgeizig, aber machen sich die Mittel nicht zunutze, um die Ziele ihres Ehrgeizes zu erreichen. Den Höhepunkt seiner Macht hat England überschritten," ergänzt „Peking Daily News".

Die Politik des Premierministers von Australien, Hughes, wird nun selbst den Australiern zu bunt. Die Melbourner Zeitung „Argus" beispielsweise sagt: „Hughes sollte lieber die ernsten sozialen Probleme in der Heimat zu lösen suchen, ehe er sich damit befaßt, Richtlinien für das ganze nationale, wirtschaftliche und soziale Leben des Reiches auszuhecken."

Wie vernünftig man — trotz Hughes — in Australien sein kann!

Lloyd George und der Handelskrieg. Lloyd Georges Erklärungen gegen den Handelskrieg werden von der liberalen Presse beifällig begrüßt. So sagt „Westminster Gazette": Keine Tarif- und Handelspolitik wird uns helfen, den Krieg zu gewinnen, und wenn wir den Krieg verlören, wäre die Annahme irgendeines fiskalischen Systems — ob freihändlerisch oder schutzzöllnerisch — nur ein elender Trost. Deshalb müssen wir, wie Mr. George sagt, uns vorsehen, daß wir nicht „den Gewinn von etwas, was menschliche Freiheit, die Ehre und Selbstachtung der zivilisierten Menschheit angeht, irgendeinem Handelsinteresse unterordnen. Wir müssen uns vorsehen, daß wir böswilligen Leuten keinen Schein des Rechts geben, zu behaupten, daß wir unter dem Deckmantel hoher Worte Handelsraub suchen". — „Daily Chronicle" schließt sich dieser Richtung an: „Glaubt irgend jemand, daß England, das größte Handelsvolk der Welt, nach dem Kriege jede Gemeinschaft mit den 150 Millionen Mitteleuropas ablehnen sollte? Jede Politik dieser Art würde den Verlust unserer Handelsvormacht bedeuten; die Vereinigten Staaten würden die Nachfolger unseres Primats sein."

Rabindranath Tagore. Die indische Zeitung „India" vom 11. 2. teilt den Inhalt eines Aufsatzes von Tagore aus der „Modern Review" in Kalkutta mit, in dem der Dichter sich als Führer der intellektuell-sozialen Bewegung bekennt. Wie peinlich für England, daß auch dieser Mann, dessen Name inzwischen europäische Geltung bekommen hat, mit der englischen Verwaltung in Indien nicht einverstanden ist!

Rußland

Russische Achtung vor Deutschland. „Russkoje Slowo" sagt von den Deutschen: „Sie bringen alles fertig. Schon haben sie Surrogate von Kautschuk, Mangan, Wolframmetall, und sind auf dem besten Wege, Eiweiß und Fette zu erfinden. Tag und Nacht arbeiten dort Techniker und Chemiker. Deshalb keine

Digitized by Google

Illusionen betreffs Aushungerung Deutschlands. Deutschland als belagerte Festung fällt nicht durch Hunger."

Naphthamangel in Petersburg. Die „Rjetsch" schreibt: „Angesichts des nur noch auf 16 Tage reichenden Brennstoffes (Naphtha) für Aufrechterhaltung des vollen städtischen Tramwaybetriebes schlägt die Stadtverwaltung von Petersburg vor, den Verkehr auf allen städtischen Tramwaylinien von 10 Uhr abends ab ganz abzustellen. Wird nicht bald mit neuer Zufuhr von Naphtha wieder begonnen, so muß der Betrieb gänzlich eingestellt werden."

Wie man in Rußland über Hollands Neutralität denkt, sagt der „Djen" in besonders bemerkenswerter Form:

„Holland wünscht zweifellos neutral zu bleiben. Nicht aus Gleichgültigkeit, sondern weil die Neutralität ihm Vorteile bringt. Was die holländischen Sympathien betrifft, so befinden sie sich allerdings zum größten Teil auf seiten Deutschlands. Auch für Deutschland ist die Neutralität Hollands von größerem Nutzen, als wenn Holland aktiv gegen die Entente vorgehen würde. Denn immer noch ist Holland, trotz des von England kontrollierten Einfuhrtrustes, das Durchfuhrland für nach Deutschland bestimmte Waren. Die holländische Presse behauptet allerdings gern, daß die Neutralität Hollands für die Entente von Nutzen sei, da sie die Deutschen verhindere, Zeebrügge als Ausfallstor gegen England mit einem holländischen Hafen zu vertauschen. Es ist nun die Frage, was für Deutschland vorteilhafter ist, eine günstiger gelegene U-Bootstation oder die reiche Warenzufuhr über Holland? Für Deutschland würde die holländische Neutralität jeden Wert verlieren, wenn es den Verbündeten gelänge, die Durchfuhr nach Deutschland gänzlich zu beseitigen. Nehmen wir an, daß es ihnen gelänge — würde die Wahrung der Neutralität dann auch noch für Holland vorteilhaft sein? In einem gewissen Sinne — nein. Für die holländische Regierung gäbe es dann nur noch ein retardierendes Moment — der Gedanke an die Kolonien: es gibt sehr viele Liebhaber für Sumatra, Java usw., vor allem Japan. Diese Kolonien würde Holland im Falle eines Krieges mit der Entente nicht halten können: in ihnen liegt die Hauptbürgschaft für seine Neutralität."

Frankreich

Der Eindruck des Kampfes um Verdun in Skandinavien. Bezeichnend ist eine Stimme des „Morgenbladet": „Niemals vorher haben wir einen so mächtigen Eindruck von der unerhört schwierigen Aufgabe der Deutschen erhalten als jetzt, angesichts des Kampfes von Verdun."

Frankreich zur russisch-japanischen Einigung Der französischen Zeitschrift „Parole" wäre die Geneigtheit Japans, mit Rußland einen Vertrag abzuschließen, im Hinblick auf die französischen Interessen in Indochina sehr erwünscht. Man lernt also im Laufe der Zeit doch wohl selbst in Frankreich, sich England gegenüber auch auf den eigenen Vorteil zu besinnen.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer Weimar
Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 28. April 1916 * Heft 18

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh * Paul Rohrbach * Philipp Stein

Das katholische Kriegsbuch[1]

Von Prof. E. Troeltsch

Die deutschen Katholiken haben durch einen zu diesem Zwecke gebildeten Ausschuß ein Buch von annähernd 500 Seiten erscheinen lassen, dessen erste und nächste Aufgabe die Abwehr der Brandschrift der katholischen Franzosen „La guerre allemande et le catholicisme" ist. Allein der Zweck dieser Schrift geht offenkundig über diesen ersten Anlaß überhaupt hinaus. Sie ist das katholische Kriegsbuch geworden, das eine volle Parallele zu dem bekannten Werke des Teubnerschen Verlages „Deutschland und der Weltkrieg" darstellt. Wie dort sind in einzelnen, systematisch zusammengefügten Aufsätzen alle Fragen deutscher Weltpolitik, deutscher Kultur, deutscher Kriegführung und Heeresverfassung, deutscher politischer Moral vom katholischen Standpunkt aus behandelt. Das Buch ist um Weihnachten 1915 sofort in 10 000 Exemplaren erschienen; heute schon ist ein Nachdruck von 3000 Exemplaren nötig geworden, ein Beweis dafür, daß das Buch nicht nur für die Katholiken bestimmt, sondern von ihnen auch mit größtem Eifer aufgenommen worden ist. Die festgefügte katholische Minorität kann in ihrem Namen sprechen lassen und nimmt mit ihrer durchgreifenden Organisation und gedanklichen Gleichartigkeit eine solche Äußerung auch überall auf. Wie weit die zahlreichen, in Aussicht gestellten Übersetzungen, für welche der Katholizismus seine sprachkundigen Missionare und internationalen Be-

[1] „Deutsche Kultur, Katholizismus und Weltkrieg", unter Mitarbeit von zwanzig katholischen deutschen Gelehrten herausgegeben von Prof. Georg Pfeilschifter. Verlag Herder in Freiburg i. Br. 1916.

Digitized by Google

ziehungen zur Verfügung hat, inzwischen ausgeführt worden sind und welche Verbreitung und Aufnahme sie gefunden haben mögen, entzieht sich leider meiner Kenntnis. Es wird später von Interesse sein, über diese Dinge näheres zu erfahren.

Das Buch ist ein wichtiges Dokument der inneren deutschen Verhältnisse, des Wesens des deutschen Katholizismus, der internationalen Lage, der großen gegenwärtigen politisch-ethischen Auseinandersetzungen und der inneren Problematik eines einheitlich organisierten Weltkirchentums. Jeder deutsche Politiker und jeder Mitarbeiter an den großen geistigen Problemen der Gegenwart sollte es aufmerksam studieren und still verarbeiten. Ehe viel darüber geredet und geschrieben wird, wäre es gut, wenn sein Inhalt und die hinter diesem liegenden unausgesprochenen Hintergründe, sowie die darin liegenden Folgerungen sorgfältig und ruhig durchdacht würden. Es gab bisher keine derartig allgemein-verständliche, umfassende und grundsätzliche Selbstdarstellung des deutschen Katholizismus, in der er derartig erscheint als das, was er ist: eine in Glaube und Weltanschauung festgeschlossene, durch und durch organisierte Minderheit von größter politisch-sozialer Bedeutung, ein deutsch individualisiertes Stück einer internationalen Weltorganisation, das im deutschen politischen, sozialen und ethischen Leben eine Sonderprovinz von großer Gesundheit und Robustheit, von starker populärer Wurzel und durchgreifender geistiger Leitung, von lebendigster Anteilnahme an der modernen politischen Struktur Deutschlands, aber auch von vielfacher Gegensätzlichkeit gegen die innere Entwicklung des übrigen deutschen Geistes darstellt. Das katholische Dogma und das strengste Kirchentum ist so selbstverständlich, daß es kaum zu Worte kommt. Die wissenschaftliche und geistige Bildung der Katholiken sucht vielmehr ihre Aufgabe in der Verarbeitung der modernen politisch-sozialen Entwicklung und in der Rezeption der erträglichen Bestandteile der deutschen Nationalbildung. Das Ganze ist vor allem ein Staat im Staate von der höchsten politisch-ethischen Wirkung, reich an gesunden Volkskräften, frei von vielen modernen Vorurteilen und Sensationen und gewillt, einen erträglichen Ausgleich mit den nichtkatholischen Volksgenossen auf dem Boden der bürgerlichen Toleranz zu schaffen. Jahrelang war es der Wunsch der Katholiken, eine katholische „Intelligenz" hervorzubringen, die der der Nichtkatholiken gleichwertig

Digitized by Google

wäre, die freilich auch nach der Anerkennung durch sie etwas empfindlich und mißtrauisch strebt. In dem Buche liegt eine solche Leistung der katholischen Intelligenz vor, und es wird eine Aufgabe aller deutschen Publizisten sein, sowohl den Körper, in dessen Namen sie spricht, als die Ideenwelt, die sie vertritt, in ihrer inneren Bedeutung verstehen zu lernen. Es bedarf keines Wortes, daß diese Leistung eine sehr ansehnliche und Achdung gebietende, wenn auch natürlich spezifisch katholische ist.

Diesen Fragen weiter nachzugehen, ist heute nicht die Zeit und Stimmung. Jetzt handelt es sich mehr um die unmittelbare und augenblickliche Bedeutung des Buches. Dabei treten die spezifisch katholischen Interessen und Probleme für den Nichtkatholiken natürlich sehr zurück. Vom katholischen Standpunkt aus handelt es sich um ein sehr delikates Problem gegenüber einem Buch, das von französischen Kirchenfürsten teils geschrieben, teils offiziell anerkannt und angepriesen wurde. Auch an dem deutschen Buche sind Bischöfe beteiligt, was bei dem gewollten Charakter des Buches auch unumgänglich nötig war. So handelt es sich um einen Riß in der Weltkirche und um einen Gegensatz von Bischöfen der absoluten Einheitskirche, um eine Mobilmachung des international auf die Neutralen und den Papst spekulierenden romanischen Katholizismus gegen den deutschen und um eine Abwehr und Entkräftung eben dieser Mobilmachung. Das erforderte großen Takt, und jeder verständige Leser wird anerkennen müssen, daß die taktisch-politische Schulung der deutschen Katholiken hier eine Vereinigung von Ehrlichkeit und Klugheit möglich gemacht hat, die der Unbeteiligte nur bewundern kann. Freilich wird er sich auch seine Gedanken über die gigantische Idee einer Weltkirche überhaupt machen. Der Artikel über die Mission ist hier unendlich lehrreich, lehrreich auch für die Missionsfrage im allgemeinen, also auch für die protestantische. Hinter alledem liegt dann die große Frage: Christentum und Politik, geistig-ethische Internationalität und imperialistische Realpolitik. Für den Katholiken hat sie nur praktische, aber keine innere und theoretische Schwierigkeit, und der ersteren glaubt er ebenso wie der heimatlichen geistigen Zerklüftung durch die Einheitskirche schließlich irgend einmal Herr zu werden.

Aber sprechen wir von dem, was für den Nichtkatholiken im gegenwärtigen Moment an dem Buche von Bedeutung ist und lassen wir die

Digitized by Google

innerkatholische Problematik beiseite. Da sind es zwei Dinge, die uns allesamt nur mit der größten Freude erfüllen können, erstlich die glänzende energische Abwehr des französischen Leidenschaftsausbruches und zweitens die in aller Katholizität zugleich sich aussprechende kerndeutsche Gesinnung und Art dieser unserer Volksgenossen. Über die erstere ist hier nicht viel zu sagen. Sie zeigt uns beim Gegner das Bild einer ins Rasende gesteigerten Leidenschaft, die den französischen Katholizismus genau so mit dem moralischen Menschheitsinteresse identifiziert wie das laicisierte Frankreich es mit der französischen Demokratie und Aufklärung tut. Frankreich ist selbstverständlich frevelhaft angegriffen, und ein solcher Angriff ist zugleich ein Angriff auf das religiöse und kulturelle Heiligtum der Menschheit, der sich nur aus einer vollendeten Gemeinheit und Niedertracht erklären läßt. Die „deutschen Greuel" sind für dieses beleidigte Würdegefühl Wahrheiten a priori, die man nur aus einem Übermaß von christlicher Sorgfalt und Gerechtigkeit auch noch an einzelnen Fällen zu beweisen sich herabläßt. Ebenso selbstverständlich ist die Mißbildung, die der deutsche Geist in dem preußisch-deutschen Reiche erfahren hat, so daß es genügt, die Gemeinplätze über die zweierlei Deutschland und über die groteske Machtphilosophie des neuen Deutschland mit einer Rhetorik aufzufärben, die an sich schon durch ihre Eindringlichkeit als Beweis gelten kann; wie könnte man so schön reden über etwas, das nicht wahr ist? Diesem echt romanischen rhetorischen Wesen tritt unsere Gegenschrift mit Würde und wuchtigen Gegenschlägen entgegen. Eine tiefere Analyse der französischen Geistesentwicklung des letzten Jahrzehnts wird man hier nicht suchen; es hätten sonst die Zusammenhänge des französischen Neuidealismus, Klerikalismus und Demokratismus aufgedeckt werden müssen, die gerade in einen solchen Katholizismus des romanischen Selbstgefühls ausmünden mußten. Statt dessen ist der Gegensatz solcher blinder Leidenschaft gegen die christliche Gerechtigkeit und der Kampf der zweierlei Frankreich, des atheistischen und des christlichen, taktisch mit Geschick ausgenützt, indem zugleich die bedeutende Stellung des Katholizismus in Deutschland dem triumphierend gegenübergestellt und seine große soziale Wirkung in der Überwindung des modernen Individualismus dagegen gehalten wird. Wie weit derartige Darstellungen auf nicht-deutsche Katholiken Eindruck machen, mag auf sich beruhen. Am wichtigsten ist für

Digitized by Google

uns der Eindruck auf die deutschen Katholiken, die daraus den Eindruck ihrer befriedigenden Stellung innerhalb des Deutschen Reiches empfangen müssen, soweit sie ihn nicht schon haben.

Am erfreulichsten ist jedenfalls der echt deutsche Vaterlandssinn und überhaupt die echt deutsche Gesinnung der verschiedenen Verfasser. Hier spricht deutscher Stolz und Grimm, deutsche Kraft und Gesundheit, deutsches Verständnis für die ethisch-politische Sonderart unserer Nation. Bald ist es Bauernblut in Gelehrtenköpfen, das sich in Worten von treffender Rücksichtslosigkeit und Geradheit entlädt; bald ist es die kluge, ein bißchen matte katholische Intelligenz, die die Ergebnisse ihrer wissenschaftlichen Schulung kunstgerecht vorträgt; bald der Stil pastoraler Hirtenbriefe und triumphierender Vereinsberichte, der dem Verständnis ihrer Leser sehr zweckmäßig und frisch angepaßt ist. Immer aber ist es reinster und echtester deutscher Geist, freilich ein Geist ohne Goethe und Kant, ohne tieferen Einfluß des nicht-konfessionellen Deutschland. Ein sehr vorsichtiger Artikel würdigt dieses Deutschland, soweit es als Ausdruck der allgemein-menschlichen natürlichen Vernunft anerkannt und mit der Sittenlehre der Kirche ebensogut wie die antike Humanität vereinbart werden kann. Interessant sind die Abgrenzungen gegen den Protestantismus, mit dem man nicht bloß in bürgerlicher Gemeinschaft leben, sondern bei seiner heutigen Entwicklung auch sachliche gemeinsame Interessen des Glaubens an einen persönlichen Gott haben kann. Die Worte über die gegenwärtige protestantische Theologie enthalten viel guten Willen und ebensoviel Richtiges. Von dem liberal-demokratischen Fortschritt und der Sozialdemokratie ist wenig die Rede. Die Verfasser scheinen diese Dinge für innerlich überwunden oder doch ihre allzu eifrige Beachtung für unzweckmäßig zu halten.

Das Buch ist ein nationaler Gewinn. Mit dem Katholizismus muß man sich abfinden, die Modernen und die Protestanten. Die Gleichsetzung von Deutschtum und Protestantismus wie die von modernem Geist und deutschem Fortschritt sind gleich unmöglich. Nicht bloß, weil nun einmal dieser katholische Staat im Staate da ist und mit einem Teil der besten und urwüchsigsten Volkskräfte zusammenhängt, sondern weil, wie nun einmal alle Dinge ihre zwei Seiten haben, der Katholizismus nicht bloß Rückständigkeit bedeutet, sondern manche ihm eignende Vorzüge der Volksmäßigkeit, der anpassungsfähigen Vielstufigkeit, der nicht doktrinären,

Digitized by Google

wesentlich kultischen Religion hat. Schließlich ist dieser Katholizismus doch eben ein Stück alten deutschen Wesens, das sich vom romanischen Katholizismus auch heute im Zeitalter der Unfehlbarkeit noch stark unterscheidet und eine eigentümliche Entwicklungskraft in sich trägt, in die von außen besser nicht viel hineingeredet wird. Er hat in diesem Kriege seine vaterländische Schuldigkeit getan und doch die sittliche Einheit des geistigen Menschentums festgehalten, Treue bewährt ohne jeden Byzantinismus, Vaterlandssinn gezeigt ohne Chauvinismus, eine sittliche Grundstellung festgehalten ohne die Notwendigkeiten der Realpolitik zu verkennen. Das sind ganz unzweifelhaft große Vorzüge. Wenn unser Buch sich wesentlich auf die Darlegung dieser beiden Vorzüge beschränkt, so zeugt das von der Klugheit seiner Verfasser und rechnet es auf die seiner Leser. Für beide Teile liegt die Notwendigkeit einer gewissen reservatio mentalis vor. Das schadet unter verständigen Menschen nichts und hindert nicht die vorbehaltlose Freude an der hier dokumentierten Zusammengehörigkeit der ganzen Nation. Es ist ein gewaltiger Fortschritt, wenn man an die Zeiten des deutschen Bundes, der entstehenden Katholikenpartei und der Kämpfe zwischen kleindeutscher und großdeutscher Staatsgründung denkt. Die ungeheuere erziehende und vereinheitlichende Wirkung eines starken und festen Staatsverbandes hat im letzten Halbjahrhundert doch tief gewirkt und eine Einheitlichkeit der Nation geschaffen, die manchem noch sehr verbesserungsbedürftig scheinen mag, die aber heute zum ersten mal in der ganzen deutschen Geschichte eine ernsthafte Tatsache ist. Der deutsche Eigensinn und die deutsche Vielspältigkeit ist nicht die Ursache, sondern die Folge der deutschen Staatslosigkeit. Das aber gibt gute Hoffnung für das, was der heute sich ungeheuer verstärkende Staat noch alles aus uns machen kann.

Idealismus und Imperialismus in England

Von Prof. Dr. J. Hashagen, Bonn

Idealismus und Imperialismus scheinen in England unausgleichbare Gegensätze zu sein. Das englische Streben nach Weltmacht, das aber seit langem in das Streben nach Weltherrschaft umgeschlagen ist, scheint, aller idealen Beweggründe bar, nur aus dem englischen Händlergeiste

Digitized by Google

und zwar als notwendiges Ergebnis emporgestiegen zu sein. Besonders der Krieg zeigt uns täglich tausendfach die unauflösliche Verbindung von Imperialismus und Mammonismus in England. Es war nur natürlich, daß Werner Sombart in seinem bekannten Pamphlete die englischen Händler auf geschichtlichem Hintergrunde an den Pranger stellte. Über Sombarts „patriotische Besinnungen" die gelehrte Nase zu rümpfen, ist nicht am Platze. Sein Haßgesang in Prosa wird neben dem Lissauerschen den Krieg überdauern. Wen die Geschichte des englischen Weltreichs die ständige Verbindung von Materialismus und Imperialismus seit den Tagen der Königin Elisabeth noch nicht gelehrt hat, der ist jetzt durch Englands Kriegführung klug geworden. Händlerische Taten sind geschehen, die durch keine Dialektik und keinen Cant wieder aus der Welt geschafft werden können. Sie haben zwischen England und Deutschland eine breite Kluft gerissen, die nach dem Kriege allen frommen Wünschen zum Trotz offen bleiben wird. Sie ist gefüllt mit Blut und Leichen.

Aber auch Sombart kennt Ausnahmen. Zu ihnen gehört Thomas Carlyle. Sombart sagt von ihm: „Man wird Carlyle überhaupt nicht als einen englischen Geist ansprechen dürfen, da er von früh auf nur deutsche geistige Nahrung zu sich genommen hat" . . .; er nennt ihn „eine durchaus unenglische Sondererscheinung".

Nun ist aber Carlyle, wie zuerst hellsichtige Franzosen erkannt haben, nicht nur der Bekämpfer des um die Mitte des 19. Jahrhunderts in der englischen Manchesterschule klassisch verkörperten Händlertums, sondern auch der geistige Vater des neueren englischen Imperialismus. Carlyle ist nicht nur der geschworene Feind dessen, was Sombart den Händlergeist nennt; der „Weltauffassung, die an das Leben mit der Frage herantritt: was kannst du Leben mir geben; die also das ganze Dasein des einzelnen auf Erden als eine Summe von Handelsgeschäften ansieht, die jeder möglichst vorteilhaft für sich . . . abschließt"; Carlyle verwirft nicht nur die Verhändlerung des Staates, der Politik und des Krieges, sondern er predigt neue positive Ideale: Hingabe des einzelnen an die Gemeinschaft, an das Vaterland, Stählung seines Heldentums in Opferwilligkeit, Begeisterung für den Krieg als den großen Erzieher der Menschheit und nun vor allem: Begeisterung für das englische Weltreich, für jede einzelne mit englischem Blute erkaufte Kolonie, für Erweiterung

Digitized by Google

des Weltreichs auf Grund der göttlichen Mission der angelsächsischen Edelrasse, an die Carlyle so fest glaubt wie irgendein Engländer. (Schon deshalb darf man ihn von seinen englischen Wurzeln nicht lösen.) In der leidenschaftlichen Lehre dieses charaktervollen Mannes nimmt gerade die Verbindung von Idealismus und Imperialismus den beherrschenden Platz ein. Nicht Behaglichkeit und Geldverdienen, sondern Pflicht und Ehre: das sind die Ideale nicht nur des Einzelnen, sondern auch des Staates. Nicht englische Krämer, sondern englische Helden will Carlyle in Erweiterung des englischen Weltreichs tüchtig machen. Gerade weil Carlyle mit dem deutschen Geistesleben so eng verwachsen ist, hat er sich mit dem stolzesten deutschen Idealismus durchtränkt und versucht es nun, ihn den englischen Welteroberern mit auf den Weg zu geben. Carlyle ist der innigsten Überzeugung, daß es ein aus rein merkantilem Geiste geborenes Weltreich nicht gegeben hat und niemals geben kann. Das englische Weltreich kann deshalb nur aufrecht erhalten werden, wenn es unter dem Wuste des Materialismus seine nach Carlyle nur verschütteten idealen Grundlagen wieder ausgräbt und heldenhaft, nicht krämerhaft ausbaut. Imperialismus ist auch Erfüllung der höchsten Pflicht gegen die Nation und die Menschheit.

Besonders in den Kreisen der englischen Intelligenz sind Carlyles in leuchtende Farben gekleidete Lehren begierig angenommen worden. Unter seinem Einflusse wendet sich auch die englische Geschichtschreibung von dem platten, blutleeren und gedankenarmen Liberalismus Macaulays ab und stellt sich in den Dienst des neuen idealen Imperialismus, eines englischen Weltreichs, das aus idealen Gründen ständig erweitert werden muß und in der gottgewollten Arbeit der ständigen Anglisierung aller Welt niemals rasten darf. Auf Carlyles Schultern steht der Cambridger Geschichtsprofessor Seeley († 1895), wie so viele englische Historiker kein Stubengelehrter, sondern ein Forscher und besonders ein künstlerischer Gestalter, der unablässig bemüht ist, die Verbindung der Geschichte mit dem Leben und den großen Gegenwartsaufgaben seines Volkes herzustellen. Diese Aufgaben sind nach seiner Ansicht besonders Schutz und Ausbau des englischen Weltreichs mit selbstlosen Heroismus und hinreißendem Patriotismus. Von Seeley stammt eine der einflußreichsten Werbeschriften des neuen Imperialismus: die Vorträge über die Aus-

Digitized by Google

dehnung Englands, erschienen 1883, ein Jahr vor Beginn der deutschen Kolonialpolitik.

Sein Oxforder Kollege Cramb († 1913), der sich durch seine völlig verständnislosen Urteile über Deutschland (England and Germany, 1915) bei uns während des Krieges noch aus dem Grabe heraus unliebsam bemerkbar machte, schlägt genau in dieselbe Kerbe. Die Vorträge, die er 1900 während des Burenkriegs über die Wurzeln des imperialistischen Geistes gehalten hat, und die 1915, als der Burenkrieg sich inzwischen in ein größeres und gefährlicheres Unternehmen verwandelt hatte, wieder in neuer Auflage gedruckt worden sind, enthalten abermals einen Appell nicht nur an den Imperialismus, sondern auch an den Idealismus. Weltmachtsstreben hat nach Cramb mit Geldverdienen nichts zu tun. Dieser englische Historiker, dessen imperialistisches Buch schon wegen seiner fesselnden Form eines großen Leserkreises sicher ist, idealisiert den englischen Imperialismus derart, daß er es sogar verschmäht, ihn mit dem alten römischen noch in einem Atem zu nennen; denn die alten Römer hätten in ihrem Weltreich nur eine äußerliche Gerechtigkeit verwirklicht oder verwirklichen wollen. Die Engländer aber verwirklichen in ihrem Weltreiche die Freiheit. Englischer Imperialismus ist Erfüllung der moralisch-freiheitlichen Weltmission. Auch an einer religiösen Glorie fehlt es dem englischen Welteroberer bei Cramb ebensowenig wie bei seinen größeren Vorgängern Seeley und Carlyle. England ist die erste Weltmacht, die innerhalb ihres Machtbereiches wirkliche Menschheitsideale verwirklicht hat.

Symbolisch erscheinen bei Cramb der materialistische Imperialismus der alten Weltmächte von Cäsar bis Napoleon und der neue idealistische Imperialismus Englands verkörpert einerseits in dem Zuge Albas in die Niederlande und andererseits in dem Vormarsche des englischen Heeres gegen die Buren: dort als Ziel Grausamkeit und Knechtung, Tod und Verderben; hier Gnade und Befreiung, Recht und neues Leben.

Neben diesen und anderen Theoretikern des englischen Imperialismus sind aber auch die großen Praktiker, die großen Weltmachtspolitiker und Welteroberer der letzten Jahrzehnte von der starken idealistischen Welle, die das englische Geistesleben über die Niederungen des Händlertums emporgetragen hat, nicht unberührt geblieben. Benjamin Disraëli,

Digitized by Google

Lord Beaconsfield († 1881), obschon ihn Welten von Carlyle trennen, erbaut sich doch ebenfalls an den neuen Idealen und läßt sich bei allem Genießertum doch niemals von der unpolitischen, willensschwachen Glückseligkeitsphilosophie einfangen. Ihm aber verdankt seine Königin nicht nur Ägypten und die indische Krone und zur Sicherung Indiens den Wiederbeginn der indischen Vorwärtspolitik über die Nordwestgrenze Indiens hinaus; sondern er hat auch die praktischen Ziele des späteren englischen Imperialismus mit Meisterhand vorgezeichnet: politische, militärische und handelspolitische Einigung und Festigung des ständig der Erweiterung bedürftigen britischen Weltreichs. In seinem Fahrwasser segelt Josef Chamberlain, auch er für tiefere idealistische Regungen durchaus empfänglich — bis er äußerlich und innerlich zusammenbricht († 1914). Selbst dem Napoleon Südafrikas, Cecil John Rhodes († 1902) wird man den Zutritt zu diesem erlauchten Kreis gewähren. Mag er sich noch so tief in die Netze des kapitalistischen Händlertums verwickelt und seiner Waffen bedient haben: mit dem Händlergeiste alleine erobert man nicht Südafrika, ebensowenig wie man unter der Führung von Lord Roberts († 1915) Sturm läuft gegen das Söldnerheer, das von Sombart so treffend als das Heer des Händlerstaates bezeichnet wird. Diese und andere Praktiker der Welteroberung, Imperialisten großen Stiles, die Weltgeschichte machen, haben weder nur im Dienste des Geschäftsgeistes und des Geldsackes gestanden, noch sich nur als seine Diener gefühlt.

* * *

Aus diesen und ähnlichen Beispielen, die sich leicht vermehren ließen, erkennt man vielleicht schon, daß die Verbindung von Idealismus und Imperialismus in England keine Phantasie ist, sondern in der Arbeit vieler Theoretiker und Praktiker des englischen Imperialismus tatsächlich bestanden und von ihnen mehr oder minder sogar als beherrschende Triebkraft behandelt worden ist.

Nun könnte man aber diese wie immer gehäuften Beispiele dadurch völlig entwerten, daß man ihnen gegenüber eine deutsche Warnungstafel aufrichtete. Man könnte sagen: der idealistische Flitter dieser Lehrer und Diener des englischen Weltmachts- und Weltherrschaftsgedankens ist nur Blendwerk. Er ist nur auf den schönen Schein berechnet. Er fällt ab, wenn man ihre hochtönenden Worte auf die Wagschale legt und

Digitized by Google

ihre Heldentaten in aller Welt unnachsichtig auf ihre Motive untersucht. Diese idealistische Verbrämung eines brutalen Machthungers und eines in der Geschichte beispiellosen, nackten Eroberungs- und Unterdrückungswillens gehörte eben nur zur herkömmlichen Aufmachung des englischen Imperialismus. Durch alle schönen Worte und großen Gesten blickt dem Beschauer das Verbrechergesicht des „Vampyrs des Festlandes" entgegen. Wenn der Imperialismus in England immer wieder idealistisch unterbaut wird, so ist das nur Cant oder Bluff, jetzt im Kriege zunächst auf englische Moralphilister und urteilslose Neutrale berechnet. Und ein weltfremder Tor, wer sich bei uns dadurch noch jetzt während des Krieges täuschen und in Sicherheit wiegen läßt.

In Sicherheit wiegen? Das wäre allerdings ein verwerfliches Unterfangen. Aber niemand, der das Verhältnis von Idealismus und Imperialismus in England für Vergangenheit und Gegenwart untersucht, denkt daran. Das Ziel solcher Betrachtungen ist ein anderes.

Mag die Verbindung des Idealismus ebenso wie die Verbindung der Religion mit dem Imperialismus in England in zahllosen Fällen nur darauf berechnet sein, Freunde und Feinde Englands zu täuschen: in anderen Fällen, wofür schon einige der angeführten Namen im Zusammenhang mit allgemeinen Tatsachen der neueren Geistesgeschichte bürgen, in anderen Fällen kann jene Verbindung nicht nur als trügerischer Schein verspottet, sondern muß ernst genommen werden. Der gewaltige Aufschwung, den der englische Weltmachtsgedanke innerlich während der letzten beiden Menschenalter etwa, besonders während des letzten genommen hat, kann nicht nur aus der Verkrämerung des englischen Geistes und der englischen Politik erklärt werden. Dasselbe gilt aber auch von der notwendigen negativen Auswirkung dieses Aufschwungs: dem Hasse und Kampfe gegen Deutschland, die emporkommende Weltmacht. Die Kriegserklärung der Saturday Review von 1897 mit ihrem reinen Handelsmotive hat zwar zahllose Nachfolgerinnen gefunden, so auch die von 1909 (we give all sorts of reasons for war; but at the bottom of them all is commerce); aber neben dem Handelsmotive sind immer wieder auch andere, tiefere zu erkennen. Je mehr der Imperialismus an die praktische Arbeit geht, um so mehr „bedient" er sich nicht nur des Idealismus, sondern wird durch den wirklichen Glauben an ihn auch wirklich gefördert.

Digitized by Google

Wenn wir diese unleugbare Verbindung von Idealismus und Imperialismus in England genauer kennen und richtiger bewerten lernen, dann werden wir gerade jetzt, während des Krieges, aus einem verwerflichen und gefährlichen Gefühle der Sicherheit heilsam aufgeschreckt.

Seit Kriegsbeginn wird in Deutschland der englische Imperialismus, der den friedlichen Deutschen den Krieg aufgezwungen hat, gerne gleichgesetzt mit Händlertum. Die durch den Krieg doch nicht nur verschütteten idealistischen Unterströmungen und ihr Zusammenhang mit Imperialismus und Weltkrieg werden meistens übersehen. Von dieser gewiß nicht völlig falschen, aber doch auch nicht völlig zutreffenden und also schiefen Voraussetzung aus scheint in Deutschland nachgerade ein höchst bedauerlicher Irrtum über unseren schlimmsten Feind Platz zu greifen.

Der Gegensatz zwischen den englischen Händlern und den deutschen Helden sei gewiß beträchtlich. Wie groß er sei, das habe man durch den Krieg gelernt, während vor dem Kriege doch manches mehr im Dunkeln geblieben sei. Überhaupt — man dürfe diesen Gegensatz doch auch nicht übertreiben. Namentlich aber dürfe man nicht vergessen, daß Deutschland eben mit einem Händlervolke Krieg führe. Mit einem solchen Händlervolke lasse sich aber, und nun marschieren die geschichtlichen Präzedenzfälle auf, fast immer paktieren. Da die englische Politik unleugbar verhändlert ist, so muß es doch schließlich möglich sein, zu einem gütlichen Abkommen zu gelangen, das von Sir Eduard Grey ja schon auf dem Höhepunkt des diplomatischen Kampfes vor Kriegsausbruch mit dem ihm eigenen Scharfblicke in Aussicht genommen worden ist. Wenn Deutschland etwa alle Kraft an die Verwirklichung des neuen, den Engländern (angeblich) weniger unbequemen Mitteleuropaprogramms setzen und sich in Übersee — abgesehen natürlich von der notwendigen Befreiung der Meere — in der Bescheidenheit üben würde, wenn Deutschland überhaupt nach bewährtem Bismarckschen Muster Maß zu halten verstünde, dann würde es sich vielleicht auch mit den Engländern schließlich doch noch verständigen können, ohne daß sie darum zu Boden geschlagen zu sein brauchten; denn die Engländer sind nun einmal ein Krämervolk; und ein Krämervolk läßt mit sich paktieren. Außerdem ist doch eigentlich Rußland der schlimmste Feind, und wir können doch nicht auf die Dauer mit Rußland und mit England in Feindschaft liegen.

Digitized by Google

Also suche man durch Maßhalten eine Verständigung mit England bei Zeiten vorzubereiten, ehe es zu spät ist.

Solche Verständigungs- und Friedensmusik ist auf das Leitmotiv des Händlertums gestimmt und eben deshalb geeignet, uns der Wirklichkeit allzu sehr zu entrücken. Mit dem gegen England gerichteten Schlagworte vom Händlertum ist eben nicht alles gesagt, sind der Imperialismus und der aus ihm erwachsene Kriegswille und die von ihm gespeiste Kriegszähigkeit der Engländer nicht ausreichend charakterisiert.

Wie seit Carlyle und Disraëli der Idealismus in Theorie und Praxis des englischen Imperialismus eine Macht gewesen ist, so auch in diesem Kriege, nur daß er nicht in der vornehmen Kanzlei Sir Eduards Greys zu Hause ist, sondern in den letzten englischen Stellungen in Mesopotamien, an den Säumen der ägyptischen Wüsten und in den flandrischen Schützengräben. Für sie gilt immer noch das Wort eines der Begründer des englischen Weltreichs: England erwartet, daß jedermann sein Pflicht tut.

Gerade weil es sich beim englischen Imperialismus und seinem Geschöpfe, dem Kriege, nicht nur um Materialismus, sondern auch um Idealismus handelt, ist der Kampf gegen England so schwer. Deshalb kann er auch nicht durch Nachgibigkeit und freundliches Paktieren, sondern nur durch schonungslose Härte und durch unerbittlichen deutschen Idealismus zu einem guten Ende gebracht werden.

Die russischen Liberalen

Von * * *

Kein Irrtum wäre verhängnisvoller, als wenn wir aus den heftigen Angriffen gegen die Regierung, wie sie jetzt täglich in der Duma zu hören sind, auf eine wachsende Friedenssehnsucht in Rußland schließen wollten. Überzeugte Kriegsgegner sind nur die Sozialdemokraten um Tschehidze, und vielleicht sind auch die Gerüchte nicht ganz unbegründet, daß in gewissen hochkonservativen Kreisen für einen Separatfrieden mit Deutschland agitiert wird, — weil man nämlich in jenen Kreisen (mit welchem Recht, ist eine andere Frage) Deutschland als die einzige Stütze des Absolutismus betrachtet und es deshalb nicht zertrümmert wissen

Digitized by Google

will, am wenigsten durch England, dessen „demokratisierenden" Einfluß auf die inneren Verhältnisse Rußlands man fürchtet. Sonst aber sind sich, vorläufig wenigstens, alle Parteien darüber einig, daß der Krieg bis zum „siegreichen Ende" fortgeführt werden müsse. Aus allen Dumareden hört man den Unterton heraus: „Wir wollen und müssen siegen, und wir hätten schon längst gesiegt, wenn die Regierung uns nicht daran gehindert hätte." Wie es möglich gemacht werden soll, all die entsetzlichen Mißstände zu beseitigen, die die Herren selbst in ihren Reden aufdecken, und dann noch auf dem Schlachtfelde zu siegen, — darüber ist man sich schwerlich klar, da man gegenwärtig ja nur erst zu reden und noch nicht zu handeln braucht. Käme wirklich das von den russischen Liberalen geforderte „Kabinett des Volksvertrauens" zustande, es wäre ebenso hilflos wie das Kabinett Goremykins oder Stürmers, aber zum Frieden wäre es noch weniger geneigt als jene; es würde dem Wahngebilde einer Niederringung des preußischen Militarismus neue und immer neue Hekatomben opfern. . . .

Woher diese Erbitterung gerade bei den Liberalen, von denen so viele ihre Bildung in Deutschland erhalten haben? Deutschland gilt eben als reaktionäre Macht, und gerade das Liebäugeln mit Deutschland, das ein Teil der äußersten Rechten in Rußland nicht lassen kann, bestärkt die Liberalen in dieser Ansicht. Dazu kommen dann noch gewisse Erscheinungen des öffentlichen Lebens in Deutschland, die in Rußland sehr viel Erregung wachriefen und die von jeder Partei so ausgedeutet wurden, wie es ihr am besten paßte: so diese oder jene temperamentvolle Äußerung Kaiser Wilhelms, die preußische Polenpolitik, der Königsberger Prozeß, das Verhalten der deutschen Universitäten gegenüber der Überflutung durch russische Studenten. Alles das war Wasser auf die Mühle der „echt russischen Leute", und mußte eben darum bei ihren Gegnern eine um so stärkere Verstimmung hervorrufen. Daß dergleichen Einzelerscheinungen nicht das Wesen der deutschen Politik ausmachen, wurde überhaupt nicht beachtet.

Noch ein Umstand wirkt hier mit. Man weiß zur Genüge, wie es von jeher mit der russischen „Preßfreiheit" bestellt war und heute noch ist. Die russischen Journalisten haben daher immer wieder den Kunstgriff angewandt, unter dem Deckmantel einer Besprechung auswärtiger Dinge

Digitized by Google

Kritik an den heimischen Zuständen zu üben. Das republikanische Frankreich und das demokratische England zu diskreditieren ging aber nicht gut an, dem militaristischen Deutschland, das noch immer zögerte, sich die Segnungen des Parlamentarismus zu eigen zu machen, ließ sich eher etwas anhängen. Und so berichtete man denn — nicht immer mit der bewußten Absicht gegen Deutschland zu hetzen — mit Vorliebe von solchen Dingen, die es dem Leser besonders leicht machten, sich der politischen Übersetzung der Korrespondenz ins Russische bewußt zu werden. Es ist der Mühe wert, die mit großem Talent und scheinbar völliger Objektivität und Sachlichkeit geschriebenen „Berliner Briefe" zu lesen, die der 1905 in Moskau ermordete Jollos jahraus jahrein in der führenden liberalen Zeitung Moskaus, den „Russkija Wjedomosti" veröffentlichte. Sie bieten ein ungemein fesselndes und reichhaltiges, aber durch und durch schiefes Bild der deutschen Zustände unter Wilhelm II. — zugleich aber kommen in ihnen alle geheimen Wünsche, Hoffnungen und Schmerzen des russischen Liberalismus zum Ausdruck, und eben das macht sie für den deutschen Leser so interessant. Aber die Erwägung muß ihn bedenklich stimmen, daß in Rußland eine ganze Generation an diesen Briefen aufgewachsen ist, aus ihnen vor allem ihre Kenntnis Deutschlands geschöpft hat, und daß, wer von ihren Vertretern später nach Deutschland kam, hier die Bestätigung des bei Jollos Gelesenen suchte — und natürlich auch zu finden glaubte.

Dabei war Jollos durchaus nicht deutschfeindlich gesinnt. Im Gegenteil. Aber wie er, immer im Hinblick auf die innerrussischen Zustände, in seinen Bildern aus Deutschland Licht und Schatten verteilte, — das mußte aufreizend wirken, und die Aufreizung wurde zur Verhetzung von der Zeit an, da England eine Verständigung mit Rußland einzuleiten begann. Jollos hat diese Zeit nicht mehr erlebt. Aber seine Parteigenossen mußten auf den Leim gehen. Man braucht sie deswegen nicht gleich ohne weiteres als bezahlte Söldlinge Englands hinzustellen. Karl Leuthner trifft in seinem Büchlein über den „russischen Volksimperalismus" den Nagel auf den Kopf: „Die russischen Demokraten und Liberalen machte das Bündnis mit dem Mutterlande der Konstitution taumelig vor Freuden, sie erhofften das Beste von dem ansteckend guten Beispiel, und wie dem freiheitlichen Prinzipienmanne jede Handlung, ob gut oder schlecht, schon dadurch vor-

Digitized by Google

bildlich wird, daß sie englisch ist, kürzte sich ihnen die Lehrzeit, die sonst aus der Revolution hervorgehende Parteien brauchen, um ihre allgemeinmenschlichen Ideale in handfeste staatliche Machtpolitik umzusetzen."

Auch darin hat Leuthner recht, daß er in dem Ausbreitungstriebe einen der wesentlichsten Züge des russischen Charakters sieht. „Er hat die Weltweite des nordeuropäisch-asiatischen Tieflandes in seinen Empfindungsrhythmus aufgenommen, wie der englische die Weltweite des Meeres." Das zeigt uns ja gerade der „Neoslawismus", dessen eifrigste Prediger die Führer der russischen konstitutionell-demokratischen Partei, Miljukow und Maklakow sind, und der sich von dem alten Slawophilentum Katkowscher Prägung scheinbar dadurch unterscheidet, daß ihm nicht mehr ein Aufgehen sämtlicher Slawen im Russentum, sondern ein freies Bündnis selbständiger slawischer Staaten als Ideal vorschwebt. Aber dieser Unterschied ist nur ein scheinbarer, — denn abgesehen davon, daß die kleinen Slawenstaaten notwendigerweise in eine vollständige wirtschaftliche Abhängigkeit von Rußland geraten müßten, denken die russischen Liberalen keineswegs daran, sämtlichen slawischen Völkern staatliche Selbständigkeit zu verleihen. Sie machen es genau so, wie der Großfürst Nikolaus, der ja auch erklärte, die den Polen verheißenen Vergünstigungen bezögen sich nur auf die Bevölkerung Preußisch- und Österreichisch-Polens, nicht etwa auch Russisch-Polens. So will auch Miljukow wohl das alte Königreich Böhmen wiederherstellen und ein unabhängiges Fürstentum Kroatien schaffen, aber Ostgalizien soll mit der russischen Ukraine vereinigt und ebenso wie das erneute Polen dem Zepter des Zaren unterstellt werden. Wie es dabei mit dem Prinzip der Unantastbarkeit der nationalen Eigenart bestellt ist, auf das sich die russischen Liberalen so viel zugute tun, erhellt aus dem interessanten Aufsatz Miljukows „Die territorialen Erwerbungen Rußlands", der Januar 1915 in dem Sammelwerk „Was erwartet Rußland vom Kriege?" zu lesen war. Hier werden die Grenzen des zukünftigen, mit Rußland untrennbar verbundenen Königreichs Polen gezogen[1], und zwar werden kurzweg alle deutschen Kreise, deren Bevölkerung mehr als 50 % Polen aufweist, zu dem neuen russisch-polnischen Gebiet geschlagen. Nun aber muß dieses neue Polen auch einen Zugang zum Meere haben, also gehört ihm von

[1] Bereits in Nr. 16 erwähnt! Rb.

Digitized by Google

Rechts wegen auch die Weichselmündung, trotzdem am rechten Weichselufer die polnische Bevölkerung etwa des Kreises Graudenz nur 42 %, des Kreises Stuhm nur 40 % und des Kreises Marienwerder gar nur 36 % beträgt und „die Stadt Danzig nebst dem Weichseldelta fast ausschließlich von Deutschen bewohnt ist"! Dazu kommt dann noch eine bedeutende „deutsche Enklave im nördlichen Ostpreußen mit der Stadt Königsberg und einer Bevölkerung von ungefähr 1½ Millionen". Was soll nun damit angefangen werden? Da es sich nur um Deutsche handelt, ist die Lösung nicht schwer zu finden: „In deutschem Besitz können wir diese Oase nicht lassen, also muß Rußland aus ihr eine neue baltische Provinz schaffen." Und das liberale Gewissen wird dadurch beschwichtigt, daß die „Ungerechtigkeit einigermaßen ausgeglichen werde durch die dadurch zu ermöglichende Einigung des littauischen Volkes, von dem ein kleiner, noch nicht germanisierter Teil (etwa 150000) in der nordöstlichsten Ecke Ostpreußens lebt."

Wenn sich das liberale Gewissen in bezug auf Deutsche und Littauer schon so leicht beschwichtigen läßt, so regt es sich der Türkei gegenüber überhaupt nicht. Hier erklärt Miljukow klipp und klar, ohne alle Einschränkungen und Entschuldigungen: „Der Anschluß der Türkei an unsere Feinde hat die Frage einer endgültigen Lösung der Balkanprobleme aufgerollt. Unser Ziel muß der Übergang des Bosporus und der Dardanellen mit Konstantinopel und einem genügend großen Hinterland in den vollen Besitz Rußlands sein. Die Grenzen sind durch die Londoner Konferenz von 1912 schon vorgezeichnet. Wenn Bulgarien uns durch strenge Neutralität oder aktive Einmischung in den Krieg unterstützt, so ist ihm die Wiederherstellung der Midia-Enos-Linie sicher. Stellt es sich aber wider Erwarten uns entgegen, dann wäre es möglich, daß wir zu unserer alten, erst 1912 unter dem Eindruck der bulgarischen Siege aufgegebenen Anschauung zurückkehrten, — indem wir nämlich Adrianopel als zum Hinterland Konstantinopels gehörig erklärten."

Hier ist nun jede idealistische Larve gefallen. Miljukow und die Seinen wissen aber sehr genau, daß die Phrase vom „Kreuz auf der Hagia Sophia" heute nicht mehr wirkt. Daher heißt es einfach: „Wir brauchen Konstantinopel, also müssen wir es haben." Und wenn die Dinge so stehen, dann kann von Selbstbestimmung der Völker, Befreiung der kleinen Nationen und dergleichen nicht mehr die Rede sein.

Digitized by Google

Es gibt gutherzige Idealisten, die meinen, Rußland durch den Persischen Golf für Konstantinopel „entschädigen" zu müssen. Hier hätte es einen wirklichen Zugang zum freien Meere, während Konstantinopel wertlos sei, solange Gibraltar und der Suezkanal in englischem Besitz blieben. Ein Führer der russischen Kadettenpartei hat sich dazu folgendermaßen geäußert: „Wenn unsere Industrie einmal soweit ist, daß wir ihre Erzeugnisse nach Indien und weiter ostwärts absetzen können, wird uns der Persische Golf gewiß gut zupaß kommen. Vorläufig aber handelt sich's für uns darum, unser Getreide nach Italien und Frankreich zu verkaufen, — und dazu brauchen wir Konstantinopel. Wer am Suezkanal sitzt, ist uns völlig gleichgültig. Aus der Umklammerung durch die deutsche Riesenschlange kann uns nur der Besitz Konstantinopels erlösen, und erreichen wir es in diesem Kriege nicht, so müssen wir es nach einigen Jahren noch einmal versuchen."

Die Verfechter der Idee eines „glimpflichen" Friedens mit Rußland sollten sich diese Worte merken. Daß Rußland vor einer großen inneren Umwälzung steht, ist außer allem Zweifel; es fragt sich nur, ob sie sich schon während des Krieges, oder erst nachher vollzieht. Kommt der Liberalismus schon jetzt ans Ruder, so wird er nicht imstande sein, den militärischen Zusammenbruch aufzuhalten, und dann ist seine Rolle ausgespielt. Schließt dagegen noch die gegenwärtige Regierung Frieden mit Deutschland, so werden die Miljukow und Genossen sofort als „Retter" und „Erneuerer" Rußlands auf dem Plan erscheinen, und wenn es ihnen gelingen sollte, einigermaßen Ordnung in das Chaos zu bringen (was allerdings sehr zweifelhaft ist!), so wird späterhin ihre auswärtige Politik keine andere sein, als die des alten Regimes, nur daß sie vielleicht mit mehr Umsicht und Geschick geleitet werden wird. Daß das nicht in unserm Interesse liegt, ist klar, und es zu verhindern, gibt es nur ein Mittel: Rußland muß so hart geschlagen werden, daß es auf alle Expansionspläne verzichtet. Sollten sie aber irgendeinmal in ferner Zukunft wieder auftauchen, so muß Mitteleuropa inzwischen stark genug geworden sein, um ihre Verwirklichung von vornherein als Unmöglichkeit erscheinen zu lassen.

Digitized by Google

Die Erziehung der Franzosen zum Haß

Von Dr. Otto Grautoff

Auf der letzten Generalversammlung der ehemaligen Schüler der École normale supérieure haben Emile Boutroux und Ernest Lavisse Reden gehalten, in denen sie über das schöne menschliche Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern in Frankreich, über die zukünftigen Aufgaben der französischen Pädagogik und über die glühende Vaterlandsliebe des französischen Volkes sprachen. „Daß die Deutschen es heute schon wissen," sagte Lavisse, „wir werden weder wildes Gekreisch noch unnütze Rodomontaden halten; in unseren jungen Seelen wird nicht Galle, Haß und Blut großgezogen; das ist nicht unsere Art, und das edle Frankreich kann seinen Charakter, seine Bestimmung und sein Schicksal nicht verleugnen."

Der Rektor der vornehmsten französischen Unterrichtsanstalt hat diese schönen Worte gesprochen, die dem geistigen Frankreich die Achtung der ganzen Welt sichern würden, wenn nicht dem Sinn dieser Rede widersprechende Tatsachen sie gerade als das, was sie nicht sein sollten, nämlich als „unnütze Rodomontaden" erweisen würden.

Die Jugend Frankreichs ist ebenso unschuldig, ebenso leicht zur Liebe, wie zum Haß zu führen wie die Jugend irgendeines anderen Landes. Daß sich in den Herzen der französischen Kinder Freude, Trauer und Mitleid ohne nationale Hemmungen ausleben, beweisen die unverfälschtesten der Erzählungen von Knaben und Mädchen, die Frau Celarié aus dem Kriegsgebiet gesammelt und in der „Revue des deux mondes" vom 15. August 1915 veröffentlicht hat. Aus ihnen ergibt sich, daß die Kinder Unglück, das ihre Eltern und Geschwister, Haus und Hof, Lehrer und Mitschüler betrifft, am unmittelbarsten und härtesten empfinden. Aber außerhalb dieses engen Kreises der ihnen persönlich verbundenen Menschen haben sie für Freund und Feind das gleiche Mitempfinden. Ihre Kinderaugen nehmen unbeschwert von politischen Erwägungen die Ereignisse auf, wie sie sich abspielen. Sie sehen Gutes und Böses sowohl bei Franzosen, als auch bei Deutschen. Die wenigen Erzieher und Erzieherinnen, die, unberührt von Paris, der französischen Politik ganz fern blieben, sind ebenfalls von jenem warmen und hemmungslosen Gefühls-

Digitized by Google

leben getragen, das Güte schenkt und im Helfen, Stützen und Geben das menschliche Glück sieht. In diesem Sinne wirkt die Lehrerin Pauline Plan in Marseille, die in der „Muse du Blessé" für ihre Schüler und verwundete Lehrer Verse veröffentlicht hat, die vom Gegner überhaupt nicht sprechen, die nur trösten, helfen und das Vaterland verherrlichen wollen. Aber wie ihre Verse nur wenige erreichen, so ist auch der Brief jenes Lehrers, der kurz vor seinem Tode auf dem Schlachtfelde den Wunsch niederschrieb, die Kinder Frankreichs nicht im Haß gegen Deutschland zu erziehen, ein Einzelfall, der sich verliert.

Diese einzelnen zarten Stimmen des stillen, guten Frankreichs werden übertönt von dem Lärm der großen Glocke des öffentlichen Frankreichs. Und diese Glocke ruft und schreit zum Haß gegen Deutschland auf. Es scheint, als fürchteten die Herren der Regierung und der Verwaltung, daß einmal die Stunde kommen könnte, in der dieser Haß verraucht, und daß diese Stunde ihnen gefährlich werden könnte, darum wollen sie in die jüngsten Kinderherzen die giftigen Funken des Hasses streuen. „Man sagt, daß die Deutschen grausam sind," erzählt ein Elfjähriger Frau Celarié ... Sie berichtet, wie ein Lehrer seinen Schülern von den Verbrechen der deutschen Armeen erzählt. Ein Dreizehnjähriger reiht alle Schimpfworte, die die Franzosen gegen die Deutschen gebrauchen, auf, und fährt dann fort: „Die Deutschen führen auf widerrechtliche Art Krieg." Das ist nicht Kinderweisheit, sondern klingt allzudeutlich wie das Aufsagen eingelernter Schlagworte.

Aber nicht diese im Kriegsgebiet in erregten Wochen und Monaten aufgelesenen Dokumente des Hasses sind anklagende Beweise dafür, daß die Franzosen ihre Jugend zum Haß erziehen; sie lassen sich verzeihen und vergessen. Unmenschlicher und verwerflicher sind die von der französischen Regierung durch die offizielle Pariser Kulturpropaganda verbreiteten Schriften zur Aufreizung der Jugend zum Deutschenhaß. Hier handelt es sich nicht um Ausdrücke einer Stimmung, sondern um Dokumente einer durchdachten, wohl organisierten Haßpolitik.

Der französische Pädagoge Hollebeque hat in dem bekannten Pariser Verlag Larousse unter dem unschuldigen Titel: „La grande mêlée des peuples" eine Sammlung von Jugenderzählungen herausgegeben, die der Jugend Frankreichs die Verachtung Deutschlands lehren sollen. In

Digitized by Google

der Einleitung heißt es: Die ganze Welt, vom Nordpol bis zum Südpol, hätte sich im August 1914 gegen Deutschlands unersättlichen Haß zusammengetan. In den im kindlichen Ton gehaltenen Erzählungen wird einmal (in Le fils de L'empereur) ein verächtliches Bild des Kronprinzen entworfen. „Er war schon als Kind ein unverschämter Junge... mit seiner Mördergarde ist er in die friedlichen Dörfer Flanderns eingedrungen... Dann hat er sich auf Frankreich gestürzt, und den Raubrittern des feudalen Rheines gleich hat er die reichen Wohnstätten verwüstet... In diesem Augenblick aber machen die Armeen Frankreichs ihren Druck auf die teutonischen Banditen geltend... Der kaiserliche Totenkopfhusar ist geflohen... Er setzt für die Ehre nicht sein Leben aufs Spiel... Bleich und furchtsam hat er sich wie eine Ratte in den Keller geflüchtet... Eines Tages o meine Kinder wird der Sohn des Kaisers gefaßt werden und muß um Gnade bitten." Dieser Erzählung folgt unmittelbar eine Verherrlichung der Soldaten der Republik, die natürlich alle menschlichen Tugenden besitzen.

Ein anderes Mal klagt in einem Zwiegespräch zwischen zwei deutschen Soldaten in einem Schützengraben Fritz über Hunger und allzugroße Verluste der Deutschen; aber er ist noch voller Mut, singt „Deutschland, Deutschland über alles" und „Ein feste Burg ist unser Gott." Wilhelm dagegen empfindet Gewissensbisse über die Diebstähle, Plünderungen, Brandstiftungen, Vergewaltigungen der deutschen Armee, glaubt nicht mehr an den Sieg der Deutschen und hat vor allem alles Vertrauen zu seinem Kaiser verloren. Er weiß, daß der Kaiser sein Volk nicht liebt; daher empört er sich gegen diesen Krieg, ebenso wie seine Frau Wella (!) in ihren Briefen. „Wir hätten", sagt Wilhelm, indem er an seine Frau denkt, „weniger hart gegen die Frauen unserer Feinde sein sollen... Ich fühle, wie die Erde Frankreich uns zurückstößt." Eine Kugel tötet ihn und Fritz bricht verzweifelt zusammen.

Die gefährlichsten Partien dieses Buches für die Erziehung zum Haß sind diejenigen, in denen deutschen Fürsten, dem Kronprinz, deutschen Soldaten und deutschen Frauen Geständnisse über Deutschlands Schuld in den Mund gelegt werden; denn die Kinder begreifen nicht, daß darin ein System diabolischer Pädagogen liegt, sondern nehmen die zurechtgestutzten Geständnisse für lautere Wahrheit und formen sich aus diesen Eindrücken ein — natürlich verächtliches — Bild des Deutschen.

Digitized by Google

Unter dem zarten Titel „Les livres roses de la jeunesse“ hat derselbe Verlag in rosa Farbe eine Serie illustrierter Jugenderzählungen von Charles Guyon, Inspecteur d'Académie honoraire (!), herausgegeben, von denen das einzelne Heft 10 C. kostet; zwölf Hefte mit 189 schlechten Illustrationen kosten in einem Karton 1,50 Frs. Bereits 150 dieser Hefte sind erschienen. Der Ton dieser Erzählungen ist im großen und ganzen derselbe, dadurch eindeutiger, daß der Deutschenhaß krasser hervortritt und daß statt „Allemand“ immer das Wort „boche“ gebraucht wird.

Wer die Pariser Schul- und Buchhandelverhältnisse kennt, weiß, daß alle bei Larousse erschienenen Bücher eine außerordentliche weite Verbreitung finden, weil der Ruf dieses großen Verlagshauses. das den deutschen Verlagshäusern von Teubner, Brockhaus und Perthes entspricht, gerade in pädagogischen Kreisen fest gegründet ist. Es ist begreiflich, daß die französische Regierung sich für die Ausbreitung ihrer Haßpolitik in den Kreisen der französischen Lehrer und Schüler hauptsächlich dieses Verlagshauses bedient. Aber auch andere Verleger, wie der Militärverlag von Berger Levault, haben auf diesem Gebiet gearbeitet, wie sein Kinderalbum: „Histoire de deux petits Alsaciens pendant la guerre pour les enfants“ und das Buch für 12—15jährige Kinder von M. Marti. „Jaques sur le front, récit pour les enfants“, beweisen. Der Zeichner Hellé gab ein „Alphabet de la grande guerre pour les enfants de nos soldats“, Traipont ein Album mit Zeichnungen heraus. Daß die deutschen Greueltaten und Frauen- und Kinderschändungen zu Legespielen verarbeitet worden sind, ist schon längere Zeit bekannt. Das alles zusammen sind Musterbeispiele einer Pädagogik, über deren Tempel nicht nur die drei verbrauchten Wörter: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, sondern vor allem das Wort „Menschlichkeit“ sich wie grotesker Hohn ausnehmen.

Wenn der Friede kommt . . .!

Vom Landtagsabgeordneten Johannes Fischer, Heilbronn

Niemand kann wissen, wann dieses Ereignis eintritt. Darum kann es mir auch nicht in den Sinn kommen, darüber Meinungen aussprechen zu wollen. Nicht das „Wann“ des Friedens ist mir im Augen-

Digitized by Google

blick wichtig, sondern die Überlegung, wie unser Volk innerlich auf den Frieden vorbereitet ist und ihn aufnimmt. Deutschland lebt nun mehr als 18 Monate nicht nur unter dem seelischen Druck, den soviel Not und Tod verbreitet, sondern auch unter den ganz besonderen rechtlichen Verhältnissen, einerseits im öffentlichen Leben an sich und dann — soweit die Männer Soldat sind — auch noch unter der besonderen Strenge der Militärgesetze. Von diesen letzteren sind noch dazu Hunderttausende betroffen, die vorher frei und unabhängig dastanden, jeder einzelne noch mit mehr oder weniger kritischem Denken erfüllt. Ist es ein Wunder, wenn da im vielstimmigen Chor immer wieder erklingt: Wenn der Friede kommt dann . . . Ja dann.

Nun haben wir ja freilich unmittelbar vor Ausbruch des Krieges dieselbe drohende Geste auch dem Kriege gegenüber gesehen und das lärmende Wort gehört, und beides war wie weggefegt von dem Sturm staatlichen Willens, vaterländischer Hingabe aller in Stadt und Land, als der Krieg da war. Je größer die Kriegsaufgabe wurde, je mehr Feinde uns erstanden, um so entschlossener und geschlossener stand Deutschland im wogenden Völkerringen da. Und erst allmählich, als man innerlich mit der riesenhaften Anspannung, die nun notwendig war, sich vertraut gemacht, sich auf sie eingestellt hatte, dann bröckelte es langsam da und dort etwas ab, kam der Alltag mit seinen tausend kleinen Dingen wieder mehr zur Geltung. Die lange Dauer des Krieges brachte eine gewisse selbstverständliche Gewöhnung an das große Geschehen der Zeit notwendigerweise mit sich, darum ist von ihm weniger mehr die Rede; dagegen kamen die hunderterlei kleinen Dinge in den Vordergrund, in denen die harte Kriegsnotwendigkeit der behaglichen Friedensmöglichkeit den Krieg erklären mußte. Sie sind jetzt (leider) für sehr viele der Krieg an sich geworden, von dem man redet, zu dem man sein Verhältnis sucht. Es ist darum auch durchaus nicht einheitlich, was gewollt wird. Wenn der Friede kommt . . . und man kann deshalb auch in keiner Richtung bestimmte Folgerungen für die Friedenszeit aus dieser Stimmung ziehen. Ich stehe ja nun selber im Heere und erlebe mit einem gewissen stillen Vergnügen, wie schwer manche Leute sich jetzt an Unterordnung gewöhnen, ohne daran zu denken, nachher, wenn sie wieder selbst zu gebieten haben, ihre heutige Auffassung dann als Richtlinie für ihr eigenes Verhalten zu neh-

Digitized by Google

men oder auch umgekehrt. Wenn die soziale Umstellung des Heeres wieder der beruflichen und sozialen Schichtung des bürgerlichen Lebens Platz machen muß, dann ändert sich sofort auch bei Hunderttausenden das, was sie selbst wollen, jetzt im Augenblick oder später im Frieden.

Aber ob der Drang zur Gestaltung und zur Kritik nun so oder so sich wendet, vorhanden ist er, und es gilt, ihn in ein Bett zu leiten, wo er fruchtbar werden kann. Dazu ist vor allen Dingen notwendig, daß man unserem Volke in allen seinen Schichten auch den Frieden und die Zeit nach ihm als große, gewaltige Aufgabe darstellt, an der jeder seinen Pflichtanteil hat und sich desselben bewußt wird. Was man dem deutschen Volk zumuten kann, wenn man ihm offen die Dinge darlegt, das hat es vom ersten Tage des Kriegsausbruchs an bewiesen, und man kann an dieser großen Erfahrung nicht achtlos vorübergehen. Also gilt es die Friedensaufgabe beizeiten und so darzustellen, daß sie allen klar wird, auf deren Bereitwilligkeit und Mitarbeit wir angewiesen sind.

Unstreitig wird der Inhalt des Friedensvertrages und die begleitenden Umstände desselben dabei eine große Rolle spielen. Unter diesem Gesichtspunkt ist die Zusicherung des Reichskanzlers, daß dem Volk Gelegenheit gegeben werde beim Friedensschluß ausgiebig mitzureden, von besonderem Wert, denn die Aufgabe der Friedenszeit muß noch in erhöhtem Maße vom inneren freien Willen des Volkes übernommen werden, als das schon im Kriege nötig und vorhanden war. Das ist ein Gedanke, der im Augenblick vielleicht nicht ganz allgemein und in seiner vollen Bedeutung erkannt wird. Die Gewöhnung an den Krieg hat auch in der Richtung gewirkt, daß unter seiner andersartigen Machtverteilung im öffentlichen Staats- und Gemeindeleben sicherlich manche Stellen nicht kurzerhand sich wieder an die Verhältnisse gewöhnen, wie sie vor Kriegsausbruch waren. Es wird manche Reibungen dieser Art geben, an die man im Augenblick nicht denkt, auf die aber vorausschauend schon hingewiesen werden muß, um die Stellen und Personen, die es angeht, aufmerksam zu machen. Wenn der Friede kommt, steht auch wieder Anschauung gegen Anschauung, und es müssen an die Stelle der Gewalt werbende und überzeugende Gründe treten, um das Volk für Aufgaben zu gewinnen, die es durch eigene Anstrengung lösen soll. Es muß darum auch ernstlich davor gewarnt werden, solchen Meinungsaustausch dadurch von vornherein

Digitized by Google

einseitig zu binden, daß bestimmten Anschauungen der Stempel absichtlicher Staatsfeindlichkeit aufzudrücken versucht wird. Nach einem Volksopfer von der Größe des deutschen in diesem Kriege ist man nicht berechtigt, irgendeiner politischen Richtung den Vorwurf bewußter Schädigung vaterländischer Interessen zu machen, und schließlich, manche politische Anschauungen und Handlungen werden allein durch den Erfolg in ihrem Wert bestimmt, der seinerseits von vielem mit abhängt, was nicht vorauszusehen ist. Entscheidend für die moralische Beurteilung eines Standpunktes den Kriegszielen gegenüber ist die Gesinnung, und die war von der Art, daß sie ein Recht hat, mitzusprechen.

Aber nicht das formale Recht ist mir das Entscheidende dabei, sondern vor allem der Gesichtspunkt, daß das, was durch den Krieg geschaffen wurde und nun im Frieden ausgebaut, gefestigt und seinem höheren Ziel entgegengeführt werden soll, unser Volk so innerlich mitreißt, daß es nicht an Kleinigkeiten und ärmlichen Zänkereien und Rechthabereien hängen bleibt, sondern mit derselben Kraft, Entschlossenheit und Großzügigkeit an das Friedenswerk geht, wie wir jetzt am Kriegswerk stehen. Man muß in dieser Richtung auf das gelockerte Land die richtige Saat streuen.

Wenn ich jetzt als Kanonier gelegentlich unter meinen Kameraden drin sitze, besonders solchen, die schon lange draußen auf verschiedenen Plätzen kämpften, dann habe ich oft das Gefühl, als seien wir plötzlich ein Volk von lauter Weltreisenden geworden. Mit welcher Selbstverständlichkeit wird da geredet von Frankreich und Belgien, von Rußland, Galizien, Serbien, und was für feine Kleinmalereien von Land und Leuten breiten sie oft mit ihren Schilderungen vor einem aus. Was ihnen aber fehlt, ist der politisch-volkswirtschaftliche Blick, um die Lehren, die aus ihrem eigenen Erleben zu ziehen wären, für ihre spätere Betrachtung der Dinge richtunggebend werden zu lassen. Sie sind jetzt im Kriege und als Soldat ganz dabei, aber „Wenn der Friede kommt" . . ., dann will man zuerst von einer Fülle einzelner Unebenheiten reden, die es auch gab und gibt, aus denen auch Lehren zu ziehen sind; von den neuen großen Möglichkeiten und ihrer Ausnutzung, von dem Willen zu eigener gestaltender Mitarbeit, von den Aufgaben eines zum Weltvolk emporgestiegenen Volkes ist zu wenig dabei. Hier also gilt es beizeiten anzuknüpfen. Es wird

Digitized by Google

eine der wichtigsten inneren Aufgaben sein, den heimkehrenden Soldaten Krieg und Sieg wirtschaftlich, staatspolitisch und kulturell richtig auszudeuten und sie in eigene, persönliche Beziehung zu dem neuen Deutschland und seiner Arbeit zu setzen.

Man kann sich ja keine Vorstellung machen, wie es auf das Gemüt des Volkes wirkt, wenn einmal die Last des Krieges, die Sorge um Leben und Gesundheit lieber Angehöriger weg sein wird und die Familien wieder ihre normale Gestalt erhalten. Aber die Gefahr besteht, daß die Wirkung nach der Seite des behaglichen Sichgehenlassens sehr spürbar sein werden und daß im Gegensatz zu der jetzigen sozialen Gebundenheit und Einengung aller Art nachher wieder Eigeninteresse und Eigenliebe sich breit machen. Das ist dann der gefährliche Boden, auf dem jeder sich selbst als den Mittelpunkt der Welt oder doch des eigenen Staates betrachtet und jede Störung oder Unbequemlichkeit durch andere zum Ausgangspunkt seiner öffentlichen Betätigung macht. Demgegenüber gilt es, das im Kriege betätigte Volksgefühl auch in den Frieden hinüberzuretten und dem einzelnen Volksgenossen ein anderes Maß für die Dinge zu geben, die es nachher zu gestalten gilt, „es wächst der Mensch mit seinen höheren Zwecken".

Ich höre schon den Einwand, daß nach solcher Anspannung aller geistigen und physischen Kräfte ein Aufatmen und eine Entspannung doch sicher allen zu gönnen sei, und bin weit entfernt, daran igendwie Abstriche machen zu wollen. Was ich meine, geht in ganz anderer Richtung; es soll im ganzen Volk ein lebendiges Bewußtsein von der dem deutschen Volk gestellten Aufgabe vorhanden sein, in deren Erfüllung wir dem Krieg nicht aus dem Wege gehen konnten, die aber auch im Frieden ein Recht hat an jeden, der zu diesem Volk gehören will. Wenn das letzte Ziel, dem Deutschland als staatliche Macht dienen will, nicht über seine eigenen reinen Nützlichkeitsinteressen hinausgeht, nicht an menschheitliche Ziele sich anschließt, dann weiß ich nicht, ob sich soviel Lebenseinsatz rechtfertigen läßt, wie er in diesem Krieg verlangt und geleistet wurde. Aber eben weil die verantwortlichen Leiter der deutschen Politik daran festhalten, daß das deutsche Volk der Welt einen besonderen Dienst zu leisten imstande und willens sei, darf man nicht müde werden, dem einzelnen Bürger den Blick dafür zu öffnen.

Digitized by Google

Als ich vor 8 Wochen als Landsturmrekrut ins Heer eintrat, stand ein gleichaltriger — 36jähriger — Kamerad neben mir und wartete. Ich sang leise vor mich hin und war voll gespannter Erwartung, er aber war darob sehr erstaunt und meinte, nachdem er mich über Alter und Beruf gefragt hatte, „und du magst au no singe." Er war an diesem Volk und seinem Staat verstandesmäßig zu wenig beteiligt, als daß er dieser neuen Situation gegenüber Herr zu werden vermochte, ohne dabei gesinnungsmäßig einen Vorwurf zu verdienen. Er war sich selbst mit seinem kleinen, abgegrenzten Leben und Arbeiten Zweck genug und war für eine Volksaufgabe so großen Stils einfach nicht erzogen. Das macht im militärischen Verhältnis vielleicht nur stimmungsmäßig einen Unterschied, in der Friedensarbeit sind Menschen solcher Art ein Hemmschuh und ein Gegengewicht, das nicht zu unterschätzen ist.

Nun fürchte man nicht, es sollte durch diesen Aufsatz der freien, offenen Kritik vorhandener Schäden oder kommender Arbeiten das Wort abgeschnitten werden. Ich möchte im Gegenteil der Hoffnung Ausdruck geben, daß man nicht unnötig nervös werde und zu empfindlich sei, wenn über eine Zeit so gewaltigen Geschehens öffentliche Abrechnung gehalten wird. Nur das möchte ich wünschen, daß die Kritik selbst dieser Größe würdig sei. Wir haben diesen Krieg um unsertwillen aufgenommen, geführt und zum Siege gebracht und reden nachher als Gleiche unter Gleichen darüber, wo wir Fehler gemacht haben und wie es anzugreifen sei, die Erfahrungen für kommende Zeiten zu nützen und mit Mitteln des Friedens erneut weiterzuschreiten.

So manches alte Vorurteil ist erschüttert, falsche gesellschaftliche Wertungen haben sich überlebt, wirtschaftliche Gegensätze sind auf ein verständiges Maß zurückgegangen, aber in alles gilt es nun eine neue Ordnung zu bringen und gestaltenden Willen dafür zu wecken. Der Krieg ist für uns eine höchste Kraftanspannung geworden auf den verschiedensten Gebieten des Volkslebens, und die Schwächen des Organismus haben sich unter ihr deutlich gezeigt. Was hier an Erfahrungen gesammelt, an neuen Erkenntnissen gewonnen wurde, das soll unsere Versammlungen füllen, unsere Zeitschriften beschäftigen, in den Zeitungen in die Sprache des Volkes übertragen werden, denn der Ertrag und die Wirkung des Krieges für unser eigenes Volk und für die uns bekämpfenden Völker hängt

Digitized by Google

weitgehend auch davon ab, wie wir nachher im Frieden zu Werke gehen.

Es war vor Ausbruch des Krieges für den, der Einblick hatte, eine bedrückende Sache, zu sehen, wie ungeheuer die Leistung und der Erfolg des deutschen Volkes war und wie wenige im Grunde noch in der Lage waren, sich darüber zu freuen, daraus neuen Antrieb zu holen. Erst der Krieg gab uns dafür einen offenen Blick. Das soll von der Kriegsleistung Deutschlands nicht in gleicher Weise gelten. Und darum, „Wenn der Friede kommt", dann soll obenan stehen dankbare und stolze Freude über all die gewaltigen Opfer, deren wir fähig waren, über die Kräfte, die uns erwuchsen, dann wollen wir — frei von dem seelischen Druck und der Überanspannung jedes einzelnen — uns rückschauend auch erst noch alle Schwierigkeiten klar machen, die zu überwinden waren. Es bleibt dann auch überall dort, wo daneben sich Unvollkommenheiten und Mißgriffe zeigten, viel Bewundernswertes übrig, was den Erfolg brachte und dankbare Anerkennung verdient. Nicht um dann in faules Genießen zu verfallen, aber doch so, daß eine Stimmung voll frohen Zukunftsglaubens uns trägt und verbindet und uns die Kraft gibt für die neuen Aufgaben des Friedens. Dann steht hinter der Kritik die Selbstzucht, die ihr fördernden Wert gibt, und man hat für die Kritik auch das Augenmaß, das den Dingen gerecht zu werden imstande ist. In solchem Geist tragen wir jetzt den Krieg und gehen dann an die Arbeit „Wenn der Friede kommt".

Flüchtlingselend der von Haus und Hof vertriebenen Deutsch-Russen

Aus einem Tagebuch

1.7. „... Besuchte eine Schwabenfamilie. Eine alte Mutter von 82 Jahren. Sprachen über den schweren Stand der russischen Deutschen in Stadt und Land. Ich sagte, glauben zu dürfen, daß das große Vaterland seine Kinder aus Rußland heimholen wird. Eine Frau meinte, dieses wäre wohl sehr schön, es dürfte aber kein Raum für die russischen Deutschen im Vaterlande sein. Soll dieses Tatsache sein? Kein Raum für seine Kinder? Übrigens stellen sich die lieben Leute Deutschland ohne Flecken und Runzeln, ohne Sünde und Schuld vor. Sie sprechen davon, als

Digitized by Google

wäre es etwas sehr Schönes, aber auch Unerreichbares. So mögen die Juden beim Ziegelstreichen in Ägypten über Kanaan gesprochen haben."

9. 9. „... Nikolaus Nikolajewitsch ist abgesetzt. Die Zeitungen bringen es. Selten hat mich etwas so erfreut wie dieses. Dieser Deutschenhasser, Schuld auf Schuld geladen, muß endlich gehen. Ob es nicht manchmal in seinem Gewissen an jenen Befehl ermahnt, der wohl alles, was dagewesen, übertrifft? „Den Gefangenen deutscher Nation ist nur das äußerste Maß von Humanität zu gewähren," hat in einem der Geheimbefehle gestanden. Nur wer Rußland kennt, weiß, was dieses in sich schließt und wie dieses ausgelegt wird. Es ist dieses eine der grausamsten Grausamkeiten. Werde hoffentlich in der Kirche nicht mehr für ihn beten hören. Den letzten Sonntag war sie gesteckt voll. Fast lauter „Flüchtlinge". Trotz des toten, kalten Gottesdienstes Tränen in vielen Augen. „Allein Gott in der Höh'" gehört hier zur Liturgie. Als ich dieses Lied hörte, schüttelte es mich förmlich. Wann wird „all Fehd' ein Ende" haben? Und dann in deutscher Sprache und vor deutschen „Flüchtlingen": „Segne Nikolai Nikolajewitsch und gib uns den Sieg in dem uns aufgedrungenen Krieg!" Was müssen Diasporadeutsche nicht alles aushalten."

11. 9. „... Es ist schon recht kalt. Was wird das werden? Nachmittag war ich in der Stadt. Sprach mit „Flüchtlingen". Eine erschütternde Szene auf einem Wolgadampfer, der „Schwaben" aus dem Saratower Gouvernement beförderte. Ohne irgend Gepäck mitnehmen zu können, mußten sie schnell die Kolonien räumen. „Schon lang genug von russischem Gut gelebt!" Der russische Bauer ist natürlich gierig auf das durch hartes Arbeiten Erworbene der Deutschen. Ängstlich kauern sich die Flüchtlinge, Frauen, Kinder, Säuglinge, Greise (die Männer und Jünglinge kämpfen im russischen Heer!) auf dem Dampfer. Ein Greis spricht mahnende tröstende Worte und dann erschallt: „Ein feste Burg ist unser Gott!" Die Maschine des Dampfers geht an. Ich kann diese Leute nur bewundern. Sie sind in einem Kriege, der ihnen keine Waffe in die Hand gibt. Sie stehen Drangsalsglut aus, wie man solche nur in Rußland findet und nur der versteht, der in Rußland gewesen. Fluch dir, Rußland! Hungernde, frierende, umhergetriebene Menschen, elend Sterbende rufen: Fluch, Fluch! Ich ging nach Hause und weinte."

Digitized by Google

9. 11. „. . . Ein russischer Offizier, der hier zur Erholung weilt, hat manches von der Front erzählt. Unter anderem auch, daß beim Abzug von Brest-Litowsk die Straße mit „Flüchtlingen" so überfüllt gewesen sei, daß es unmöglich gewesen sei, Truppen usw., vorwärts zu kommen. Man hat, um Raum zu schaffen, die „Flüchtlinge" niedergeschossen. Weiter träfe man an der Front Gräber, auf denen Kinder tot lägen. Man hat Vater oder Mutter beerdigt, um die Kinder sich nicht gekümmert, und so blieben sie halt auf dem Grab ihrer Angehörigen, bis sie von demselben Schicksal erreicht waren.

In den nächsten Tagen soll hier übrigens ein Zug Kinder von 700—800 durchkommen. Bei dieser Kälte und bei russischer Verwaltung. Seit gestern ist wirklicher Winter und sehr kalt."

11. 11. „. . . Dann sah ich noch den alten, ewig neuen Flüchtlingsjammer. Gedränge und Stoßerei vor der Abspeisungsstelle, die zufällig offen. Es gab Erbsensuppe. Meistens Frauen und Kindrr, und es war sehr kalt."

14. 11. „. . . In der Stadt hört man wunderliche, echt russische Geschichten. So ist ein 14jähriges evangelisches Mädchen als Flüchtling hier an Erschöpfung (ich weiß von . . . ., was diese Krankheit bedeutet) gestorben. In der Zuschrift an das Pastorat heißt es: „und steht der Beerdigung desselben nichts im Wege"."

24. 11. „. . . Heute war ich auf dem evangelischen Friedhof. Dieser macht einen ziemlich guten Eindruck. Nur finden sich Inschriften mit sehr groben Fehlern. Bald kam ein Begräbniszug. Russische Deutsche, aus anderen Gegenden verjagt. Man brachte einen Kindersarg. Die Frauen sangen ein Lied. Dieses Singen war wohl besser gemeint als gesungen. Doch wo sollen arme ausgehungerte Flüchtlinge und Zivilgefangene klangvolle Töne herbringen? Ergreifend waren die Worte des Gesangbuches und der Bibel, die ein einfacher Mann las. Wohl ohne richtige Aussprache und Betonung. Aber dessen bedarf es nicht. Gotteswort spricht für sich selber. Dann wurde der Sarg hinabgelassen. In demselben Grabe stand schon einer und noch wurde der dritte Kindersarg erwartet. Es mangelt an Raum, deswegen immer einige Särge in ein Grab. Eine „Flüchtlingsfamilie" hat in letzter Zeit sieben Kinder begraben und die letzten drei todkrank. Nach dem Begräbnis hatte bei-

Digitized by Google

nah jeder der Anwesenden ein Grab seiner Angehörigen zu besuchen. Tote reden nicht, aber hier sprechen alle die frischen Gräber, und es sind nicht wenig, eine furchtbare Anklage aus gegen Rußland und sein System."

9. 12. „. . . War gestern bei W. Eine sehr liebe Familie. Dort erfuhr ich eine bezeichnende, von glaubwürdigen Deutschen mit angehörte Geschichte: „Hier auf dem Bahnhof trifft ein invalider Soldat aus Deutschland ein. Natürlich großes Ausfragen über seine Erlebnisse in Deutschland. Er ist voll des Lobes. Man hat ihn sehr gut gehalten. Von und zu Tisch wurde er getragen. Bekam einen gepolsterten Stuhl. Das Fleisch schnitt man ihm mundgerecht, weil ihm der Arm fehlte. Die zuhörenden Russen reißen Mund und Augen auf. Auf der Bildfläche erscheint nun ein russischer Fähnrich und hört auch die Loblieder auf Deutschland. Die Sache wird dem Fähnrich zu dumm, er wittert Gefahr und stellt den Mann zur Rede. Wie kann er solche Geschichten erzählen. Schlecht geht es den Gefangenen in Deutschland, hungern müssen sie. Der Invalide, empört, fängt den Fähnrich mit du anzureden, sagt, draußen wird man als Mensch behandelt, hier im Vaterlande wirft man mir wie einem Hunde ein Stück Brot in den Viehwagen und sonst kümmert man sich nicht um mich. Jetzt mischte sich die Polizei hinein und die deutschen Zuhörer zogen sich wohlweislich zurück. Nachträglich erfahre ich, daß dem Manne bei einem Weiterloben Deutschlands die Pension entzogen würde. Er schimpft jetzt über „Germanija", aber seine Frau erzählt es, wie es war.

. . . Neuerlich kommen wieder sehr viele deutsch-russische Flüchtlinge aus Wolhynien. Doch gehen dieselben weiter ostwärts. L. . . . hat eine wissenswerte Zusammenstellung über die nächste Ernte Rußlands gemacht. Wegen Mangel an Arbeitskräften ist der Winteranbau nur zu 40% erfolgt. Für den Frühjahrsanbau kann man höchstens 60% rechnen. Dabei ist die Bevölkerung durch Flüchtlinge usw. mindestens um 30 Millionen gestiegen. Falls noch Mißernte eintritt, dann kann das eintreten, was man Hungersnot nennt."

Digitized by Google

Notizen

England

Der Streit um Hughes' Mission nach Paris hat der englischen Presse ihre wahre Meinung über den Anteil der Dominions an der Reichsregierung entlockt. Die „Times" meint:

„Die britische Regierung spricht noch immer für das Reich über Fragen der auswärtigen Politik. Wie lange sie fortfahren kann, so zu tun, ist eine andere Sache, aber in Fragen der Handelspolitik spricht sie und kann sie nur für die britischen Inseln sprechen... Das ist der Grund, weshalb noch kein einzelner oder keine Körperschaft in der Lage ist, in Paris für das Reich als Ganzes zu sprechen." Und in der „Westminster Gazette" veröffentlicht ein Herr, „dessen Anspruch, den kanadischen Standpunkt zu vertreten, nicht in Frage steht", ein Interview, „daß Hughes für Kanada ebensowenig maßgebend sei, wie etwa Asquith, wenn er nach Kanada käme und ihm über die Handelsbeziehungen mit Deutschland Ratschläge erteilte. Hughes' Eingreifen in eine noch nicht spruchreife Sache könne nur böse Folgen haben." — Anzeichen für Englands Nachgiebigkeit gegen seine Dominions und die Verträglichkeit der Dominions untereinander und gegenüber dem Mutterlande!

Englisches Eingeständnis. „Nation" gesteht bei Besprechung des Friedensziels:

„Das freie geeinigte Deutschland, von dem Bethmann-Hollweg sprach, das ist nicht gefährdeter durch unsere Staatskunst, wie am Tage der Eröffnung des Krieges. Unsere Politik ist im Wesen protektiv, nicht punitiv aus dem Grunde unter anderem, daß über ein gewisses Maß von Entschädigung für Belgien hinaus, die verlängerte Bestrafung eines Landes wie Deutschland über unsere Macht geht, oder nur mit Bestrafung unserer selbst vereinbar wäre. Wollen wir seine Industrie verdrängen, so müssen wir im wesentlichen darauf zielen, es auf dem Felde des Ingeniums und des Fleißes zu schlagen. Wir haben nie mit Deutschland Handel getrieben, weil wir es liebten, sondern weil wir seine Waren brauchten und es unsere. Diese gegenseitigen Bedürfnisse werden nach dem Kriege fortbestehen und vertieft sein."

Rußland

Rußland reaktionär? Dem „Rußkoje Slowo" entschlüpft in den Kommentaren zur Reichskanzlerrede die Bemerkung: „Der Kanzler sprach vom „reaktionären Rußland"; woher weiß man denn in Berlin so genau, daß Rußland auch in Zukunft reaktionär bleiben wird? Große Erschütterungen gehen nicht spurlos vorüber. Und wir sind mit dem deutschen Kanzler vollkommen einig, wenn er behauptet, daß die Geschichte keine Rückkehr zum Gewesenen nach einer solchen gewaltigen Anspannung aller Kräfte kenne. Die russische Regierung war vor dem Kriege wirklich reaktionär — die Zukunft gehört einem freien Rußland." Ob nicht doch nur der Wunsch des „Rußkoje Slowo" der Vater dieses fortschrittlichen Gedankens ist?

Digitized by Google

Wie es nach russischer Ansicht in Berlin aussieht. „Nowoje Wremja" weiß zu erzählen: „Während in Petersburg die Straßen von Männern und Studenten wimmeln, sieht man in Berlin keinen Studenten, selbst Gymnasiasten nur von 12—13 Jahren, da die anderen aushilfsweise arbeiten. Massen revoltierender Weiber sind eine gewöhnliche Erscheinung. Schrei nach Brot und nach dem Ernährer ebenso. Das Auseinanderjagen der Frauen durch Militär und Anwendung von Waffen ist eine häufige Tatsache. Es ist zweimal versucht worden, das Kaiserliche Schloß in Brand zu setzen. Das Leben in Berlin ist alpdruckartig." — Ob da die „Nowoje Wremja" Berlin mit Petersburg verwechselt?

Rußland als Schützer kleiner Staaten. Das Schicksal Serbiens läßt den russischen Ehrgeiz nicht schlafen. Man möchte auch Schweden und Rumänien auf seiner Seite sehen, besonders Schweden, „der Zwerg Europas", der sich auf die Fußspitzen erhebt, um auf den Trümmern des von Giganten gestürzten internationalen Rechts ein neues schwedisches Recht aufzurichten. „Daß die Schweden uns nicht lieben, ist bekannt. Von Verfolgungswahn besessen, sehen sie in jedem Russen einen Spion, im russischen Volk ein Barbarenvolk. Ganze Klassen sind davon überzeugt, daß Rußland kein anderes Ziel kenne, als den Durchbruch durch Skandinavien zum offenen Meer. Nicht einmal die Sozialisten sympathisieren mit uns, sie sympathisieren höchstens ein wenig mit England und Frankreich. Die Schweden hätten sich schon während unseres Rückzuges von den Karpathen den Deutschen angeschlossen, so sehr waren sie vom Endsiege Deutschlands überzeugt. Sie warteten nur noch auf die Einnahme Rigas und Dünaburgs. Unser unerwarteter Widerstand hat sie dann ein wenig zur Besinnung gebracht. Sie begannen sich an den Gedanken zu gewöhnen, mit beiden kämpfenden Parteien Freundschaft zu halten und nach dem Frieden mit Deutschland zusammen von Rußland Vorteile zu ziehen." — Daß die Schweden aus lauter Verfolgungswahn aber auch Rußlands Freundschaftsbeteuerungen so ganz verkennen!

Frankreich

Die letzten Fortschritte Deutschlands. Frankreich hat die chinesische Mauer, mit der es sich umgibt, am höchsten gegen Deutschland aufgerichtet. Mit außerordentlicher Energie hat es an einem, durch Haß und Unkenntnis karikierten Bild des modernen Deutschland festgehalten. Einen Versuch zu besserem Verständnis hat V. Cambon gemacht, der in einem schönen, klaren Buche „Deutschlands letzte Fortschritte" beschrieben hat. „So sehr ich seit dreißig Jahren gewohnt bin," sagt er darin, „die deutsche Industrie zu verfolgen, ich bin bestürzt gewesen über den wunderbaren Aufschwung, den, besonders seit 1911 und 1912, das Land genommen hat." Es besteht in Deutschland, mitten in einer friedliebenden Mehrheit, eine Kriegspartei. Aber der Krieg ist und bleibt eine Möglichkeit, während der wirtschaftliche Sieg eine vernichtende Tatsache der Gegenwart ist. Dieses wirtschaftliche Vordringen muß man studieren und bekämpfen. Wenn man uns Deutschland hätte kennen lassen, sowie es wirklich ist, wäre unsere Politik vielleicht eine ganz andere gewesen. Deutschland, das als immer zum Krieg

Digitized by Google

bereit gilt, braucht jetzt Frieden, um die gewaltigen Unternehmungen fortzuführen, aus denen es seinen Reichtum zieht. Das Anwachsen seines Heeres und seiner Marine ist von verhältnismäßig untergeordneter Bedeutung gegenüber dem Anwachsen seiner Hilfsquellen und seiner Reichtümer. Das wissen jene oberflächlichen Leute nicht, die den Boykott der deutschen Waren predigen. Und welches wäre auch die Folge? „Unsere Ausfuhr nach Deutschland ist bisher der deutschen Einfuhr ungefähr gleichgekommen, jedoch mit dem Unterschied, daß wir Lebensmittel ausführten, also von unserem Überfluß, während die Deutschen bei uns Gegenstände von höchster Notwendigkeit einführen: Öl, Metall, chemische Erzeugnisse. Und es hängt nur von uns ab, die Ausfuhr unserer Agrarprodukte zu steigern, für die sie in immer höherem Grade Abnehmer sind. Mit ihnen also alle Handelsbeziehungen abbrechen, wäre also ebenso gefährlich wie schädlich."

„Bis zum heutigen Tage vermehrt sich die Bevölkerung Deutschlands unaufhörlich um eine Million jährlich. So sind die Berechnungen logisch, daß die Anstrengungen von gestern die Erfolge für morgen sicher stellen. Deutschland strebt nach der Weltherrschaft in Handel und Industrie. Und es verfolgt sie mit allen Mitteln. Erst wenn zähe und disziplinierte Arbeit, wenn sorgfältige Berechnungen der Wissenschaft ihre Wirkung versagen; wenn die großen Unternehmungen, mit denen man sich beschäftigt, die Ausfuhrhäuser, die sich vermehren, eine Verminderung der wirtschaftlichen Lebensfähigkeit bedeuten, würden wir von einem Versagen sprechen können. Aber welcher Vernünftige kann an solche Möglichkeiten denken, heute sagen, daß dieses Land sein Wachstum vollendet hat?"

Italien

Das Geheimnis des deutschen Sieges. Die Rede Bethmann-Hollwegs hat, meint der „Mattino", „die öffentliche Aufmerksamkeit auf einen augenscheinlichen Mangel bei den Regierungen des Vierverbandes gelenkt, auf das Fehlen eines genauen Programms für den Sieg". — Ein Auftakt zur Pariser Konferenz.

Italien und Deutschland. Die italienische Presse beschäftigt sich noch immer besonders eingehend mit der Stellung Italiens zu Deutschland. Bemerkenswert war darunter die Stimme des Resto del Carlino, eines weißen Raben im Chor der herkömmlichen Phraseologen:

„Eine völlige Schwächung Deutschlands wäre gar nicht im Sinne Italiens. Falls die Verbündeten auf einem Kongreß ernstlich daran denken sollten, den preußischen Militarismus zu vernichten, indem sie die Hauptbedingung für die deutsche Kraft, d. h. die Einigkeit Deutschlands zugunsten der russischen Herrschaft, ausschalteten, so würde Italien wohl dazu geneigt sein, Widerspruch zu erheben gegen ein Programm, das den deutschen Ländern gegenüber die Verträge von 1815 und den westfälischen Friedensschluß erneuerte." Del Carlino geht in seinem Entgegenkommen noch ein erkleckliches Stück weiter, denn er fährt fort: „Die italienische Regierung ist entgegen einem in Frankreich verbreiteten Vorurteil gar nicht so darauf aus, die österreichisch-ungarische Monarchie verschwinden zu sehen. Ein

Digitized by Google

Österreich als Pufferstaat gegenüber der slawischen Welt würde den Wünschen Italiens durchaus nicht widersprechen. Ebenso würde es sich auch nicht der Umwandlung Polens in einen Pufferstaat widersetzen." — Eine Schwalbe macht keinen Sommer, aber vielleicht verschafft sich in dem Lande, in dem der Unsinn siegte, nach so vielen schmerzlichen Erfahrungen der Menschenverstand doch noch sein Recht. Teuer genug hat er es schon bezahlt, und wird er es noch zahlen müssen.

Der Friede

Der Friede und die Nationalitätenfrage. Das Nationalgefühl war eines der Schlagwörter, mit dem die Entente gegen Deutschland zu Felde zog. Um seinetwillen erhob sich das Geschrei über Elsaß Lothringen, über Belgien, über Serbien. Inzwischen hat die Entente ihre Theorie an demselben Serbien, demselben Belgien in die Praxis umgesetzt und an anderen Ländern, wie Griechenland oder Holland, gezeigt, wie sich Theorie und Praxis zu einander verhalten, wenn es den Vorteil der Entente gilt. Das merken jetzt auch vernünftige Leute in der Entente. Eine italienische Zeitung nennt es sogar eine sinnlose Forderung für einen künftigen Frieden, daß jeder Staat sich völlig mit der Nationalität decken soll, weil es in Europa kaum einen Staat gebe, der eine festgefügte Nationalitätseinheit bilde. Rußland tyrannisiere fünf oder sechs Nationalitäten, das kleine Belgien selbst sei immer ungerecht gegen seine flämische Minderheit verfahren.

So entwertet der Fortgang der Ereignisse ein Schlagwort der Entente nach dem anderen.

Der „Manchester Guardian" für die Vorbereitung des Friedens. M. G. meint in seiner Besprechung der Reichskanzlerrede: „Es wäre kein Schade, wenn die Staatsmänner der Entente aus den rhetorischen Wolken niedersteigen würden und einige wirkliche Angaben machten über die Schritte, welche sie zur künftigen Sicherung Europas zu tun beabsichtigen. Bisher haben sie nur die Herstellung Belgiens und Serbiens als bestimmte Ziele genannt, das würde aber nur den Zustand von vor dem Kriege wieder herstellen, und erst darüber hinaus entstehen die Fragen. Unsere Staatsmänner müssen sich das doch gemeinsam überlegt haben. Es wäre ein Schritt vorwärts, wenn sie dem Publikum zeigen könnten, daß sie den Tatsachen fest ins Auge sehen und ihren Völkern und der neutralen Welt etwas Substantielleres vorzusetzen haben als jene Redensarten, die mehr auf den Feind als auf die Freunde wirken." — Fängt die deutsche Sachlichkeit also doch an, die Luft an der Phrase auch in England zu verleiden?

Kleine Beiträge zur Kultur

Kriegergräber. Im Königlichen Kunstgewerbe-Museum, Berlin, war eine Sonderausstellung „Kriegergräber" zu sehen, die von der Städtischen Kunsthalle in Mannheim veranstaltet worden war. Man sah Aufnahmen von Gräbern aus dem Felde, Anlagen von Grabstätten, Gedenk- und Namenstafeln, Denkmäler und Gedenksteine. Obwohl man nur eine beschränkte Auswahl zeigen konnte, traten als der durch-

Digitized by Google

gehende Grundzug Ernst und schlichte Würde hervor. Den Geist der Sachlichkeit und Selbstbeherrschung, den wir in den Jahren vor dem Krieg auszubilden begonnen hatten, ist durch den Krieg also verstärkt und gefördert worden. Das einfache Kreuz aus Holz und Eisen, der ungeformte oder bescheiden geschmückte Gedenkstein, sind wieder zu Ehren gekommen, man sieht nichts von Symbolen, keinen überflüssigen Tand, keine spielerischen Schnörkel. Der mannhafte Geist der schweren Zeit drückt sich in diesen Erscheinungen aus. Das ermißt man beim Vergleich mit der Sammlung der Kriegerdenkmäler aus dem Jahre 1813, die man in schönen Photographien sieht. Man muß darum den Veranstaltern der Wanderausstellung (die damit auch zwei noch wenig gekannte, ausgezeichnete Mannheimer Künstler: Richard Waldschütz und Hermann Esch einer weiteren Öffentlichkeit zuführen) dankbar sein, und die Bereitwilligkeit des Kriegsministeriums und des Kultusministeriums anerkennen, die sich für den fruchtbaren Gedanken mit Wort und Tat eingesetzt haben.

Vom deutschen Chauvinismus. Shakespeares 300jähriger Geburtstag wurde in Berlin durch einen Shakespeare-Zyklus, in vielen anderen deutschen Städten durch Aufführung einzelner Werke begangen. Shakespeare zu Ehren hat der Leipziger Verlag Tauchnitz eine englische Gesamtausgabe veranlaßt, die für M. 6.— sämtliche Werke in einem Bande bietet, der mindestens dazu dienen kann, der Welt die Leistungsfähigkeit des deutschen Buchgewerbes vor Augen zu stellen. Und das gilt nicht weniger von der neuen fünfbändigen deutschen Volksausgabe, die, auf Grund der Schlegel-Tieckschen, W. Keller für das Verlagshaus Bong mit der Zuverlässigkeit deutscher Gelehrtenarbeit veranstaltet hat. — In der von Paul Ernst geleiteten „Bibliothek der Romane", die der Insel-Verlag herausgibt, ist in guter neuer Übersetzung von H. Röhl Tolstois großer Roman „Krieg und Frieden", das große Dichtwerk über die napoleonischen Feldzüge, in drei schönen Bänden erschienen. — Walter Amelung hat den ersten Band seiner Sophokles-Übersetzung (mit den beiden Königen der Ödipus und der Antigone) herausgebracht. Der Verleger, E. Diederichs, hat das Buch reich und gut ausgestattet. — Kann Deutschland den Ruf, den ihm die staatliche Propaganda seiner Feinde in der Welt zu schaffen gedachte, eindringlicher widerlegen, als durch solche Leistungen privater Unternehmen während des Krieges? —

„Ihr seid Menschen". Im Verlag der „Nouvelle Revue Française" in Paris erschien das Gedichtbuch eines Franzosen P. J. Jouve. Es heißt „Vous êtes des hommes". Seine Widmung: „Aux frères ennemis". Sie gilt also uns. Der Schluß lautet: „Tais-toi, tais-toi, va, allons ensemble." Inzwischen werden die Routiniers des Hasses für die Unterdrückung oder die Verachtung des Buches und seines Dichters das Ihrige schon getan haben. Trotzdem sei es darum verzeichnet, weil mit ihm in dem Frankreich, das die Formel Allemands-barbares zum Leitmotiv seiner offiziellen Kulturpropaganda gemacht hat, auch einmal eine Stimme der Menschlichkeit sich ans Licht wagte.

Tagespresse und Bildungsreform. Seit Jahren versuche ich zu erreichen,

Digitized by Google

daß die Tagespresse regelmäßig Berichte über schulpolitische Fragen und beachtenswerte pädagogische Versuche und Anregungen bringt, bisher ohne rechten Erfolg. Nun aber scheint sich die Erkenntnis ans Licht zu ringen, daß an der Neugestaltung von Bildung und Erziehung das Volk wenigstens in seinen führenden Schichten innerlich beteiligt sein sollte. Einer solchen Einstellung nämlich könnte eine ziemlich ausgedehnte Auseinandersetzung in den Nummern 1916, 3 ff. der Sonntagsbeilage des „Dresdner Anzeigers" dienen. Von Prof. P. Schumann, einem Freunde einer deutschen Zukunftsschule, eingeleitet, wird die Erörterung von Freunden anderer Schulgattungen fortgesetzt, hauptsächlich im Hinblick auf den Lehrplan. Es ist noch wie ein Tasten an der Oberfläche, ein erster Versuch ohne das Aufblitzen neuer, grundlegender Erkenntnisse. Aus einem andern Grunde als weil hier Wichtiges, Neues gesagt würde, soll die Aussprache genannt werden. Sie ist im ganzen ein Muster in formaler Hinsicht. Erziehungsfragen wurden bisher kaum anders als in der heftigsten polemischen Form diskutiert; feine Köpfe, warme Freunde der Jugend haben sich abhalten lassen, in den Streit der Meinungen einzugreifen, weil sie sich durch Unsachlichkeit gehemmt fühlten. Hier nun waltet bei aller sachlichen Entschiedenheit ein vornehmer, würdiger Ton; der Wille zur Macht ist durch den Willen zum Besseren ersetzt. Anstatt mit persönlichen Angriffen und Spitzen wird mit Gründen gearbeitet. Das wird für die wichtige Sache nur von Nutzen sein und sollte für die Zukunft beispielgebend wirken. — Übrigens wird durch solches Hin und Wider wohl immer mehr klar werden, daß ein achtungswürdiges (wenn auch veraltetes), geschlossenes Schulideal am ehesten beim humanistischen Gymnasium zu finden ist; die Oberrealschule steckt tief im Utilitarismus; das Realgymnasium ist ein unentschiedener Kompromiß. Deutschland aber wartet auf die neue Deutsche Schule; sie soll nicht Flick- und Stückarbeit sein, sondern ein Werk aus einem Guß, großen, mutigen Wurfes. Neuendorff, Hochwaldhausen

Griechenland und die deutsche Kultur. Ein deutscher Kaufmann schreibt uns: Während meines vieljährigen Aufenthalts im Auslande habe ich sehr oft in den angesehensten deutschen Zeitungen Artikel über die Unbeliebtheit der Deutschen, über den Haß gegen Deutschland, gelesen. Bei meinem heutigen Besuch fast sämtlicher Inseln Griechenlands—von den Ottonischen Inseln nördlich Korfus, im Nordwesten, bis nach Mytilene, Chios, Samos und dem Dodekanes im Osten — des griechischen Festlandes und Kleinasiens, habe ich feststellen können, daß die Deutschen in der Levante beliebter sind als die Franzosen, und erst recht, als die Engländer. Die guten Eigenschaften des Deutschen, seine geschäftliche Tüchtigkeit, sein Ernst und seine Zuverlässigkeit werden überall geschätzt und sind die Ursachen seiner geschäftlichen Erfolge. Der Haß gegen Deutschland hat seine tiefe ernste Ursache in den zahlreichen französischen Klosterschulen, wo durch die in fanatisch französischem Geiste geschriebenen Bücher den jungen Levantinern das Gift gegen Deutschland eingeimpft wird. Jede große und mittlere Stadt und viele kleine Städte haben solche Anstalten, wogegen wir unsere Schulen in Griechenland und auf dem

Digitized by Google

Balkan an den Fingern einer Hand aufzählen können. Die mittleren und ersten Kreise vertrauen ihre Kinder diesen französischen Schulen an oder lassen ihnen durch Lehrer derselben Privatunterricht geben. Ich habe selbst ein Töchterchen einige Jahre diesen Schulen anvertrauen müssen und so Gelegenheit gehabt, die Schulbücher auf das genaueste zu prüfen. Sie triefen von Haß gegen Deutschland. Am Schlusse des Schuljahres findet, wie in Frankreich, eine Preisverteilung statt, bei welcher den Schülern, je nach Alter und Fähigkeit, Bücher ernsteren Inhalts geschenkt werden. Hier wird die Verhimmelung Frankreichs und die Beschimpfung Deutschlands fortgesetzt. Ganze Werke behandeln die Industrie. Selbstverständlich gibt es danach nur in Frankreich eine edle, ernste, gewissenhafte Arbeit zu lohnenden Preisen. Es werden die Orte aufgezählt, in welchen der gerade behandelte Artikel hergestellt wird, wie auch die Namen der Fabrikanten genannt, an die die griechischen Käufer sich wenden sollen. Die jungen Leute, die ein höheres Studium beginnen wollen, haben gar keine andere Wahl, als nach Frankreich zu gehen. Sie haben als Kinder in den Klosterschulen Französisch gelernt oder durch Privatunterricht der Lehrer dieser Anstalten und es ist ihnen nun leicht, dem Universitätsunterricht zu folgen. Dort wird in der Proselytenmacherei vollendet, was in der Klosterschule etwa vernachlässigt worden ist. Wenn ein junger Mann nach Deutschland gehen wollte, so müßte er erst eine kostbare Zeit mit dem Studium der deutschen Sprache verlieren. Es ist also leicht begreiflich, daß man einen so großen Prozentsatz französisch sprechender Ärzte, Philologen, Rechtsanwälte, Richter findet. Wie dünn sind die gesät, die unsere Sprache sprechen! Wann trifft man einen Kaufmann der Deutsch spricht? Die französischen Schulen allein sind die Ursachen, die es Venizelos möglich machten, die öffentliche Meinung Griechenlands gegen dessen Interesse den Engländern und Franzosen dienstbar zu machen, und ohne das energische Eingreifen des Königs wäre der Krieg Griechenlands gegen uns im März 1915 unvermeidlich gewesen. Ich war damals in Samos und hörte den ganzen Tag den Ruf: „Polemos!" (Krieg). Es ist nicht zuviel gesagt, wenn ich behaupte, daß jedes Jahr ungefähr 4000 bis 5000 junge männliche Griechen durch die französischen Schulen oder durch den Privatunterricht der an diesen Schulen angestellten geistlichen Lehrer zu blinden Anbetern Frankreichs erzogen werden, und daß ihnen ein selten auszutilgendes Gift gegen Deutschland und alles Deutsche eingeimpft wird. Diese Gesinnung wird dann fleißig unterhalten durch die große Anzahl in Griechenland mit jedem Postdampfer anlangender französischer Zeitungen: „Illustration", „Figaro", „Temps" und vor allem das Schandblatt „Matin". Ich hatte Gelegenheit, in Korfu, Patras, Athen, Kefallonia, Zante, Syra, Samos, Rhodos, Chios, Mytilene usw. die Berge in Ballen ankommender französischer Zeitungen, die jeder Postdampfer bringt, zu sehen. Ein Hindernis für das Studium der deutschen Sprache sind auch die in deutschen Buchstaben gedruckten Bücher und Zeitungen. Wie oft ist mir dieser Einwand gemacht worden! Man will wohl die Sprache lernen, nicht aber sich vorher mit einem ganz fremden, in fremden

Digitized by Google

Buchstaben gedrucktem Alphabet abmühen. Noch im April vorigen Jahres sagte mir ein sehr angesehener Arzt Mytilenes: „Ich habe nach Absolvierung der Universität in Frankreich durch Privatstudium Ihre Sprache soweit gelernt, daß ich fachwissenschaftliche Werke in lateinischen Buchstaben lese und gut verstehe. Ich hatte mich auf eine große, deutsche, politische Zeitung abonniert, habe aber das Abonnement nach kurzer Zeit ungern wieder fallen lassen müssen, weil ich mich an die das Auge anstrengende Frakturschrift nicht gewöhnen konnte." Wieviel wertvolle Sympathie geht Deutschland dadurch verloren! Welch großes Kapital verscherzen wir da mutwillig! Bis zu dem Zeitpunkte, wo wir durch unsere Schulen die Konkurrenz unserer Feinde nicht mehr zu fürchten brauchen, dürfte es sich empfehlen, daß einige unserer nationalen Zeitungen den Text in einer Wochenausgabe in drei Sprachen: deutsch, französisch und englisch, herstellen lassen. Das wäre sicher, neben der nationalen, eine sehr gute finanzielle Maßnahme.

Uns erwartet nach dem Kriege hier eine große Aufgabe: die Schule und die Presse.

Rohstoffe und Qualitätsarbeit. Franz Fromm hält in dem letzten Heft der „Deutschen Rundschau" Naumanns Mitteleuropa den Gedanken entgegen: „Aus dem Lande, das uns ein günstig verlaufender Krieg bringen wird, Nahrung zu gewinnen, wird gesünder, vielleicht auch befriedigender, sicher aber notwendiger sein, als für den Hausrat und Lebensschmuck anderer ablehnender Völker zu frönen." Abgesehen davon, daß es möglich werden wird, nach dem Kriege beide Ziele in der Lebensgestaltung unseres Volkes zu vereinigen, bleibt der Auffassung Fromms gegenüber ein Gesichtspunkt zu betonen, den in dem Märzheft der „Darmstädter Kunstzeitschrift für Innendekoration" A. Jaumann ins Bewußtsein rückt: „Zu den ersten Erfordernissen im Frieden wird es gehören, für die ausländischen Rohstoffe rechtzeitig genügende Mengen von Austauschgütern bereit zu haben, die wir an Stelle von Gold zur Bezahlung verwenden können. Was wir unmittelbar nach dem Kriege exportieren, sollten möglichst solche Dinge sein, die hochwertige Fabrikate aus verhältnismäßig billigem, einheimischem Rohstoff sind, und darum eigentlich nur verkörperte Arbeit darstellen. Je feiner die Arbeit und je einzigartiger, also sonst nicht oder schwer zu finden, außer in Deutschland, desto günstiger wird das Austauschverhältnis für uns sein." Was das Heft dieser Zeitschrift an Leistungen im Kunstgewerbe und Kunsthandwerk mitten im Krieg zeigt, ist nicht nur ein Beweis für die unverminderte Energie, mit der Deutschland an der Pflege der Qualitätsarbeit festhält, es ist auch eine Versicherung dafür, daß deutsche Qualitätsarbeit auch nach dem Krieg berufen ist, den Weg in die Welt hinaus zu finden, den ihr der Krieg jäh und gewaltsam versperrt hat.

Digitized by Google

Literatur

Ludwig v. Pastor, Die Stadt Rom zu Ende der Renaissance. Mit 102 Abbildungen und einem Plan. (XX u. 136 S.) Freiburg 1916, Herdersche Verlagsbuchhandlung. M. 4.50.

L. v. Pastor hat aus zeitgenössischen Berichten, Stichen und Skizzen sowie auf Grund der für die Zeit markanten Bauten im sechsten Bande seiner Geschichte der Päpste ein Bild der Stadt Rom gegen Ende der Renaissance entworfen, das die typischen Züge Roms in einer ihrer wichtigsten Zeitperioden festhält: der Zeit, in der das Wiedererwachen der Antike in einzigartiger Weise zusammengeht mit dem religiösen Sinn, der in der heiligen Stadt die christlichen Ideale in ihrer glänzendsten Form sich verkörpern ließ. Dieses Bild hat Pastor aus seiner Geschichte losgelöst und als selbständige Schrift in demselben Verlag erscheinen lassen, der die Geschichte der Päpste herausgibt. Die historische und ästhetische Bedeutung der Epoche, um die es sich handelt, rechtfertigt das ebensosehr wie die Kürze und Klarheit des Bildes, das L. von Pastor entwirft. Bei der Unbekümmertheit des modernen Rom gegen die Schätze der Vergangenheit ist ein solches Bemühen, ein wichtiges Stück des alten Rom rein festzuhalten, besonders dankenswert. Die ausgezeichneten Abbildungen, die in großer Zahl den Text begleiten, sind darum wie zur Veranschaulichung des Werkes so auch geeignet, Schätze des alten Rom festzuhalten, die allmählicher Vergessenheit oder Nichtachtung anheim fallen könnten. Neben dem Bild des antiken Rom, wie Hülsen es uns meisterhaft entworfen hat, vermag dieses topographisch und ästhetisch gleich wertvolle Heft ebenbürtig zu bestehen. S.

Oskar Wöhrle, „Soldatenblut" (Egon Fleischel & Co., Berlin. 211 S.).

Wilhelm Schmidtbonn hat die Tagebuchblätter des Färbergesellen Oskar Wöhrle aus dem Kriege in die Öffentlichkeit eingeführt. Darnach braucht es nicht die Versicherung, daß sie die Äußerungen eines kernhaften, gesunden und ursprünglichen Menschen sind, der mit hellen Augen und warmem Herzen die Dinge um sich herum ansieht. Es ist durchaus nicht das Bild von fröhlichem Kampf, das sich uns in seinen Geschichten auftut. Der Gedanke an den Tod liegt wie ein schwerer Druck auf den Begebenheiten, die geschildert werden. Weil er der Natur nahe steht, erschüttert den Verfasser der Gedanke an die Bedrohung seines jungen Lebens, der Anblick der gewaltigen Zerstörungen um ihn her. Weil sein Empfinden reinlich geblieben ist, erlebt er die Vorgänge mit ungeheurem Ernst und mit der letztmöglichen Vertiefung seiner Innerlichkeit. Unter den Kriegstagebüchern aus diesem Krieg wird dieser Band „Soldatenblut" seine Stelle dauernd behalten. Dr. F. L.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer Weimar
Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 5. Mai 1916 * Heft 19

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh * Paul Rohrbach * Philipp Stein

Usque ad mortem — et ultra!

Es gibt einen lateinischen Spruch, wie Hingabe sich bewähren muß, in guten und in bösen Tagen, zur Sommers- und Winterszeit, auf den Meeren und auf dem Lande, bis zum Tode — und darüber hinaus! Usque ad mortem — et ultra. Ja, noch über den Tod hinaus! an dieses mächtige Wort denken wir, wenn wir jetzt so schnell hinter der Nachricht vom Tode des Feldmarschalls von der Goltz die Triumphbotschaft von Kut el Amara lesen. Goltz hat als Oberbefehlshaber der türkischen Bagdadarmee die Operationen geleitet, die dank der zähen Ausdauer der türkischen Truppen endlich durch die Kapitulation des Generals Townshend gekrönt wurden. Er hat den Sieg nicht mehr erlebt, aber als er starb, wußte man, daß der Erfolg der türkischen Waffen nicht mehr aufzuhalten war. So stand am Lebensende dieses deutschen Heerführers, der die Hingabe und Treue gegen sein Werk, die türkische Armeereform, mit dem Tode besiegelt hat, doch schon die Morgendämmerung des krönenden Erlebnisses: Englands Waffen und Fahnen vor den osmanischen gesenkt! Wer will dies Schicksal tragisch nennen? Nur wer oberflächlich denkt, mag es tun. War es doch von der Goltz' Lebensarbeit, die in diesem „nachgeborenen Siege" von Kut el Amara triumphiert hat — Usque ad mortem — et ultra! Was schrieb Kaiser Karl V. unter das spanische Wappen, als er die Krone aufnahm? Plus ultra! Immer weiter hinaus. Das sei auch unser Nachruf für den toten Marschall und unser Heil! für die Sieger!

Paul Rohrbach

Digitized by Google

Die Wurzel des Konflikts

Von Dr. Paul Rohrbach

Die Zahl der umlaufenden politischen Denkschriften ist neuerdings durch eine vermehrt worden, in der wir den Vorschlag vernehmen, es möge die Stelle, wo die gefährlichste Reibung zwischen Deutschland und Rußland stattfindet, nach folgendem Rezept beseitigt werden: Man lege Rußland im Friedensvertrag die Verpflichtung auf, den deutsch-baltischen Grundbesitz durch eine angemessene Entschädigung aufzukaufen und stelle es danach den Russen anheim, die moskowitische Bauernkolonisation über Kurland, Livland und Estland bis zur Ostsee auszudehnen! Sobald das geschehen ist, werde keinerlei Grund mehr zu russisch-deutschen Gegensätzlichkeiten und Unfreundlichkeiten vorhanden sein!

Wir stimmen mit dem Urheber dieser Idee darin überein, daß sicher keine moralisch-politische Pflicht für uns besteht, das deutsch-baltische Gebiet bloß darum bei seiner deutschen Kultur zu erhalten und vor der Russifizierung zu schützen, weil es zu einem geschichtlichen Bestandteil des deutschen Wesens geworden ist. Lägen keine andern Gründe vor, so müßte unter Umständen vielleicht in der Tat der — sicher sehr schmerzliche — Entschluß gefaßt werden, dieses Kapitel der deutschen Geschichte als aus dem Buche unsres nationalen Lebens gestrichen und ausgelöscht zu betrachten.

In Wirklichkeit aber liegen die Dinge nicht so. In Wirklichkeit ist es vielmehr eine ungeheuerliche, stracks dem historisch-politischen wie dem geographisch-wirtschaftlichen Tatsachenurteil ins Gesicht schlagende Verkennung der Wirklichkeit, wenn man meint, dadurch eine deutsch-russische Reibungsfläche zu beseitigen, daß man das nationale Großrussentum bis an die mittlere Ostsee vordringen läßt, und wenn man hier, statt an den türkischen Meerengen, die eigentliche und gefährliche Konfliktsgegend zwischen Deutschland und Rußland sucht. Wenn die Düna, die kurländische und die livländische Aa und der Fluß von Dorpat einmal ganz und gar durch kernrussisches Land fließen, so wird damit an dieser wichtigen Stelle die gefährlichste Verstärkung des Moskowitertums erzielt, und eben dieses Moskowitertum, das jetzt durch weite Strecken fremdstämmigen Gebiets von Deutschland getrennt ist, zu einem unmittelbaren An-

Digitized by Google

lieger begehrlichster Art an der Grenze unsres deutschen Bodens gemacht werden; dort aber, wo sich die russischen und die deutschen weltpolitischen Lebensinteressen wirklich schneiden, bei Konstantinopel und an den Dardanellen, würde nichts geschehen, um die gewaltige, wachsende und lastende russische Gefahr von der deutschen Zukunft abzuwälzen. Rußland will die türkischen Meerengen verschlingen, wir aber müssen und werden sie ihm weigern, müssen und werden sie als türkischen Besitz erhalten. An die Stelle dieses unausgleichbaren Gegensatzes den unmöglichen Gedanken einer Moskowitisierung des baltischen Landes, einer Versöhnung des Moskowiters durch die Evakuierung der drei baltischen Provinzen vom Deutschtum, als Hauptpunkt des deutsch-russischen Friedens zu setzen, das ist ein Vorhaben, bei dem nicht einmal mehr Methode, sondern nur noch die Gefangennahme des Sinnes durch eine reine Wahnidee zu entdecken ist.

Vielleicht könnte es genügen, demgegenüber sich einfach auf das klare, treue und starke Wort des Reichskanzlers zu berufen, daß die Gebiete zwischen den Wolhynischen Sümpfen und dem Baltischen Meere keinesfalls wieder der Kosakenknute überliefert werden sollen. Gewiß, dies Wort deckt uns, soweit irgendein menschliches Wort das vermag. Daneben aber möchte ich auch die auf den folgenden Seiten niedergelegte Aufzeichnung über die innere historische Natur des Verhältnisses zwischen Deutschland und Rußland unsern Lesern zur Kenntnis geben. Sie stammt von einer Seite, die ich zu nennen nicht imstande bin, der aber eine tiefe Autorität zur Beurteilung dieser Dinge innewohnt: eine Autorität, die auf dem russischen Boden selber gewonnen und aus russischen Quellen genährt ist. Unsere Leser selbst werden aus den Worten erkennen, welch eine gewichtige Stimme hier vor ihnen das Wort nimmt.

* * *

Noch immer ist bei uns die Meinung verbreitet, daß die natürlichste und beste Politik für das Deutsche Reich die Freundschaft mit Rußland sei. Sie solle, sagt man, in der Vergangenheit die besten Dienste geleistet haben, sie werde auch in Zukunft wieder sich bewähren, wenn nur beide Länder zu ihren alten Überlieferungen zurückkehren wollten, die durch den gegenwärtigen Krieg unheilvoll, aber keineswegs notwendigerweise unterbrochen seien. Zwischen Deutschland und Rußland gebe es keine

Digitized by Google

streitigen Interessen, wohl aber starke wirtschaftliche und politische Gemeinsamkeiten. Sie seien auf einander angewiesen, sie müßten und würden sich auch wieder finden.

Diese Ansicht ist in allen Teilen falsch. Die Behauptung von der historischen Freundschaft zwischen Rußland und Deutschland ist nichts als eine sentimentale Legende, die mit den offenkundigen Tatsachen der Geschichte in Widerspruch steht. Deutschland und Rußland sind seit den ältesten Zeiten Gegner und Rivalen gewesen, sie sind es in neuerer Zeit fast mit jedem Jahr mehr geworden und werden es immer sein, weil zwischen ihnen unversöhnliche Interessengegensätze bestehen, — es sei denn, daß Rußland seinen bisherigen Überlieferungen und Zielen in Europa für immer entsagte oder ihnen zu entsagen gezwungen würde. Es ist nicht wahr, daß Rußland in der Vergangenheit der Freund Deutschlands gewesen sei und Deutschland sich dabei wohl befunden habe. Vielmehr hat die natürliche Entwicklung der deutschen Nation zu der ihr gebührenden Stellung in der Welt schon in der Vergangenheit neben Frankreich keinen schlimmeren Feind gehabt als Rußland. Auf Kosten der deutschen Nation ist das Großfürstentum Moskau zur europäischen Großmacht Rußland emporgewachsen, indem es sich Gebiete aneignete, die früher zu Deutschland oder zum Bereich deutscher Vormacht gehört hatten und von der Natur dorthin zu gehören bestimmt sind. Von West nach Ost ist nun einmal der Gang der deutschen Geschichte gerichtet. Während im Westen die staatliche Grenze langsam zurückweicht, die Siedlungsgrenze unverrückt bleibt, schieben sich die eine wie die andere im Osten im Laufe von nicht ganz dreihundert Jahren bis an den Peipus und die Morawa vor. Ostsee- und Weichselgebiet waren noch um 1500 unbestrittene Einflußsphären deutscher Kultur, als die deutsche Staatsmacht hier schon zurückzugehen begonnen hatte. Diesem Zuge nach Osten entsprach es durchaus, wenn der Große Kurfürst sich um die polnische Königskrone bewarb und Friedrich Wilhelm II. den größeren Teil des späteren Kongreßpolen dem preußischen Staat einverleibte. Dieser Gang nach Osten ist so natürlich, wie daß das Wasser den Berg hinabfließt und daß ein Körper sich in der Richtung des schwächsten Widerstands ausdehnt, und daß er zum Stillstand kam, war dem Vordringen Rußlands gegen Westen zuzuschreiben. Alle die Länder, auf denen einst die deutsche Machtstellung an der Ostsee beruhte,

Digitized by Google

oder die zur deutschen Einflußsphäre gehörten, hat es sich nach und nach angeeignet, beginnend mit Estland und Livland und endigend mit Polen. Der natürlichen Entfaltung deutscher Volkskraft schob es einen immer längeren und festeren Riegel vor.

Aber somit nicht genug, es hat auch nie aufgehört, nach weiterem Besitz deutschen Landes zu streben. Nur Unwissenheit oder Leichtsinn kann diese Tatsachen übersehen. Als Peter der Große mit der Eroberung von Estland und Livland an der Ostsee Fuß gefaßt hatte, erkannten die Zeitgenossen sogleich die Bedrohung, die darin für Preußen lag. Sie fürchteten mit richtigem Instinkt, daß das Erworbene nur ein Anfang, und daß das letzte Ziel die Herrschaft über die gesamte Ostseeküste sei. Die Geschichte hat ihnen recht gegeben. Niemals haben die russischen Herrscher aufgehört, nach Ausdehnung ihres Besitzes an dieser Stelle zu streben, angefangen von Peter dem Großen, der schon an Ostpreußen dachte und nur mit Mühe aus Mecklenburg und Holstein zu vertreiben war, über Elisabeth, die im Siebenjährigen Krieg Ostpreußen wirklich eroberte und fünf Jahre lang besaß, über Katharina II., die nur widerwillig Friedrich dem Großen in der ersten Teilung Polens den Erwerb von Westpreußen zugestand, über Alexander I., der lange schwankte, ob er als ehrlicher Feind sich mit altpreußischem Lande vergrößern oder als falscher Freund seine Beute in dem eben noch preußisch gewesenen Polen suchen solle, bis zu Nikolaus I., der während der deutschen Wirren von 1849/50 schon die Pläne für die Eroberung Ostpreußens entwarf. Die Begehrlichkeit hatte neue Nahrung, seit Polen zu Rußland gehörte und mit dem Besitz des Landes auch das geschichtlich und geographisch begründete Streben der Polen nach der preußischen Küste, nach der Weichselmündung und nach der Vereinigung mit den Volksgenossen in Posen und Schlesien auf Rußland sich vererbte. Die Gefahr, die hier von einer Vermählung großpolnischer Träume mit russischem Eroberungsdrang für Preußen-Deutschland drohte, hat niemand klarer erkannt als Bismarck, der noch in seinen letzten Lebenstagen sorgenvoll mahnte, über der Wacht am Rhein die nicht minder wichtige Wacht an der Weichsel nicht zu vergessen.

So waren es nur alte Wünsche und Pläne, die in Erfüllung gehen sollten, als Großfürst Nikolai Nikolajewitsch im August 1914 Ostpreußen zu erobern und als russisches Gouvernement zu verwalten begann, während

Digitized by Google

er gleichzeitig den Polen mit Autonomie und Erfüllung ihrer nationalen Hoffnungen winkte. Die blutigen Striche, die er auf der Karte Deutschlands zu ziehen unternahm, waren von der russischen Politik seit 200 Jahren als blinde Linien vorgezeichnet worden.

Daß dieses der natürlichen deutschen Ausbreitung so entgegengesetzte, nach deutschem Besitz lüsterne Reich der Erhebung Deutschlands vom geographischen Begriff zur Großmacht günstig gewesen sein sollte, wird niemand erwarten. Es gibt in der Tat keinen verhängnisvolleren Irrtum, als die verbreitete Vorstellung, Deutschlands Einigung habe sich gleichsam unter dem Schutz und dank der wohlwollenden Unterstützung des großen Gönners an der Newa vollzogen. Nichts war der russischen Machtentfaltung willkommener als der Zwiespalt und die Zersplitterung, die in Deutschland herrschten. Österreich und Preußen gegeneinander auszuspielen, war schon die Politik Katharinas II., durch die sie selbst in Deutschland glaubte herrschen zu können. Wie ihr Enkel Nikolaus I. in den Tagen von Warschau und Olmütz (1850) dieses System betätigt hat, weiß jedermann. Damals ist, mit Bismarck zu reden, durch Rußland selbst das Saldo an Dankbarkeit gelöscht worden, das Rußland noch von den Befreiungskriegen her für seine Bundeshilfe im preußischen Konto hatte. In Olmütz trat Kaiser Nikolaus auf die Seite Österreichs gegen Preußen und zerstörte damit die deutschen Einigungspläne Friedrich Wilhelms IV. Auch der Krieg von 1866, der die deutsche Einheit begründete, hat Rußland mit seinen Sympathien auf der Seite Österreichs gefunden, und nicht an den Russen hat es gelegen, daß Preußen nicht durch einen europäischen Kongreß um die Früchte seines Sieges gebracht wurde. Endlich die Neutralität während des deutsch-französischen Kriegs. Sie war kein Liebesdienst, noch weniger eine Wohltat, sondern ein Geschäft: die Niederwerfung Frankreichs, die von den deutschen Waffen besorgt wurde, befreite Rußlands Orientpolitik von der Fessel, die ihr Frankreich im Bunde mit England im Krimkriege auferlegt hatte.

Aber noch ein größeres Geschäft hofften die russischen Staatsmänner gemeinsam mit dem neuen deutschen Reich machen zu können: die Zerstörung Österreich-Ungarns. Als im Jahre 1876 die darauf bezügliche Anfrage an Bismarck erging, wurde ein tiefer Interessengegensatz offenbar, der von nun ab bis in unsere Tage beide Länder entzweit und im

Digitized by Google

Sommer 1914 zum Krieg geführt hat. Deutschland kann aus Gründen des europäischen Gleichgewichts die Vernichtung Österreich-Ungarns als einer selbständigen Großmacht nicht zugeben, Rußland aber muß sie aus Gründen der inneren wie der äußeren nationalen Politik erstreben. Es muß, solange es die Herrschaft über die Ukraine zu behaupten vorhat, nach der Eroberung von Ostgalizien trachten, und es kann auf dem Wege, der es nach Konstantinopel führen soll, die Hindernisse nicht dulden, die ihm von der selbständigen Balkanpolitik einer österreichisch-ungarischen Großmacht in den Weg gelegt werden. Der stärkste Trieb, den die russische Auslandspolitik kennt, ist das Streben nach dem Besitz von Konstantinopel. Ursprünglich von kirchlichen Ideen genährt, dann vorwiegend als Maßregel des militärischen Selbstschutzes gedacht, ist es in neuster Zeit mehr und mehr zu einer Forderung wirtschaftspolitischer Art und damit zu einer gebieterischen Notwendigkeit geworden. Katharina II. appellierte lediglich an national-kirchliche Hoffnungen, als sie die Eroberung der türkischen Hauptstadt ins Auge faßte und ihren zweiten Enkel, Konstantin, als künftigen Kaiser der Griechen griechisch erziehen ließ. Nikolaus I. begnügte sich damit, eine Art stillschweigendes Protektorat über den Sultan und vertragsmäßiger Verpflichtungen die Meerengen für fremde Kriegsschiffe geschlossen und damit die südrussischen Küsten gegen jeden Angriff geschützt zu sehen. (Bündnis von Hunkiar Iskelessi 1833, Meerengenvertrag 1841). Heute kann das nicht mehr genügen. Denn seit die südrussische Landwirtschaft sich so entwickelt hat, daß ihre Ausfuhr das Rückgrat der russischen Volkswirtschaft bildet und die Finanzen des Reichs wie der Stand seiner Valuta von dem Absatz des südrussischen Weizens auf dem Weltmarkt abhängen, seitdem ist es für Rußland ein zwingendes Bedürfnis, die Schlüssel zu den südlichen Pforten seines Reiches in eigene Hand zu nehmen. Es bedeutet jetzt für Rußland eine Lebensfrage, nicht daß diese Pforten für feindlichen Einfall geschlossen sind, sondern daß sie für die eigene Ausfuhr jederzeit offen bleiben. Sind die Beweggründe für das Streben nach Konstantinopel andere geworden, so haben auch die Parteien gewechselt, die den Ruf am lautesten erhoben. Früher waren es die kirchlich-nationalen Altrussen, die auf ihre Fahne die Losung schrieben, auf der Hagia Sofia müsse der Halbmond dem Kreuze weichen. Diese Kreise waren es, die 1877 Alexander II. gedrängt

Digitized by Google

hatten, der Türkei den Krieg zu erklären. Die Kriegstreiber von damals hießen Aksakow und Katkow. Heute ist Konstantinopel die Forderung der Liberalen, die Rußland zu einem freien aufgeklärten, parlamentarisch regierten Staate machen wollen. Die flammendste Rede über „Konstantinopel, das nationale Kriegsziel", hielt im Februar 1915 in der Duma der Führer der konstitutionellen Demokraten, der europäisch gebildete Professor Miljukow. Sollte diese Richtung einst in Rußland zur Macht gelangen, sie würde den Kampf um den Besitz der Meerengen nur noch entschlossener führen, als früher der bureaukratische Absolutismus.

In Konstantinopel kreuzen sich russische und deutsche Interessenpolitik. Deutschland darf niemals zugeben, daß Rußland diese Stadt in seinen Besitz bringe. Nicht nur aus allgemeinen Erwägungen des europäischen Gleichgewichts, die schon Friedrich dem Großen auf die Frage, warum er den Russen Konstantinopel nicht gönne, antworten ließen: „Weil sie dann andern Tags in Königsberg stünden" und die ebenso Napoleon I. den Ausruf entlockten: „Konstantinopel den Russen niemals: das wäre die Weltherrschaft!" Auch nicht nur, weil Österreich-Ungarn von einer auf den Besitz von Konstantinopel gegründeten russischen Vormacht über die Balkanstaaten erdrückt werden würde. Die Zeiten sind vorüber, wo Bismarck es einen Vorteil der deutschen Politik nennen konnte, daß sie keine direkten orientalischen Interessen habe. Wir haben sie längst, große, lebenswichtige Interessen. Wir haben ein Interesse daran, daß in der noch unerschlossenen, wirtschaftlich so entwicklungsreichen, für die Versorgung unserer Volkswirtschaft mit wichtigen Rohstoffen wie Baumwolle, Wolle und Petroleum so wertvollen Gebieten Vorderasiens die Türe für deutsches Kapital, deutsche Arbeit und deutschen Handel offen bliebe. Rußland, in Konstantinopel herrschend, könnte und würde diese Tür sofort zuwerfen. Wir haben weiter ein Interesse daran, daß in Vorderasien eine unabhängige Macht bestehen bleibe, durch die wir imstande sind, auf das britische Weltreich dort, wo es am empfindlichsten ist, an der Grenze von Indien und Ägypten, einen Druck auszuüben. Wie ein Alp lastet England durch seine geographische Lage auf unserer Küste. Gelingt es uns nicht, eine Stelle zu finden, von der aus wir unsererseits eine Bedrohung britischer Lebensinteressen ins Werk setzen können, so sind wir zu stetem Nachteil gegenüber England verurteilt. Die einzige Stelle, wo der erfolgreiche Aus-

Digitized by Google

gleich möglich ist, ist Vorderasien, und das Mittel ist das Bündnis mit der Türkei, die bei der Verteidigung ihrer syrisch-arabischen Provinzen gegen die britischen Eroberungspläne in natürlicher Interessengemeinschaft mit uns steht, während ihre Interessen sich sonst mit den unseren nirgends schneiden. Darum ist die Erhaltung und Stärkung des türkischen Reichs, die Deutschland sich seit einem Menschenalter angelegen sein läßt, heute mehr als je ein unverrückbarer Grundsatz der deutschen Politik. So paradox es klingt, es ist doch nur die einfache Wahrheit: auch England bekämpfen wir wirksam, indem wir Rußland hindern, von Konstantinopel Besitz zu ergreifen. Die Probe auf dieses Exempel hat England selbst vor den Augen der ganzen Welt gemacht, indem es den Russen nicht nur Konstantinopel preisgab, sondern es sogar für sie zu erobern unternahm. Wenn das glückte, so hätte das Deutsche Reich allerdings einen tödlichen Streich erhalten. Es ist nicht geglückt, aber es darf auch in Zukunft nicht glücken, ja es darf gar nicht wieder versucht werden.

Ähnlich liegen jetzt die Dinge an der Ostsee. Es ist genug bekannt geworden von Verhandlungen zwischen England und Rußland über die künftigen Handelsbeziehungen beider Länder nach dem Kriege, um zu erraten, um was es sich handelt: um den Plan, den deutschen Handel und die deutsche Industrie vom russischen Markt auszuschließen und an ihrer Stelle England eine Art von Monopol zu verschaffen. Noch wehrt sich die russische Landwirtschaft dagegen, die auf den Verkehr mit Deutschland angewiesen war. Daß sie sich wird fügen müssen, ist kaum zu bezweifeln. Voraussetzung dafür ist, daß Rußland seine Machtstellung an der Ostsee behält. Wird sie ihm entrissen, so ist der englische Plan, Deutschland wirtschaftlich dauernd einzuschnüren, auch an dieser Stelle gescheitert. Dann läßt der Spieß sich umkehren, dann hängt es vom Belieben Deutschlands ab, ob und wieviel Geschäfte England künftig noch in Rußland wird machen dürfen. Also auch hier ist es nicht anders: wir treffen England am wirksamsten, wenn wir Rußland schlagen.

Die deutsche Politik hat lange, vielleicht zu lange, an den überlieferten guten Beziehungen zu Rußland festgehalten und ihm vieles, viel zu vieles, zum Opfer gebracht. Ungeheure Kapitalien an nationalen Werten und Interessen, die noch von alten Zeiten her im neuen russischen Machtgebiet steckten, sind abgeschrieben worden, immer in der Erwartung, daß es

Digitized by Google

möglich sein werde, um solchen Preis Frieden und Freundschaft mit dem Nachbar im Osten zu erhalten. Es war umsonst. Schon Bismarck hat in seinen späteren Jahren erkannt, daß dem Verhältnis die Gegenseitigkeit fehlte. Er sah bereits den Tag der Abrechnung kommen, und für ihn gab er die Losung aus: „Wir Deutsche fürchten Gott, sonst nichts in der Welt!" Die Friedensliebe und Langmut Kaiser Wilhelms II. hat es verstanden, diesen Tag länger hinauszuschieben, als man hoffen durfte. Nun ist er doch gekommen, nun gilt es, die Abrechnung zu vollziehen, entschlossen und rücksichtslos bis zum letzten, soweit die Kräfte reichen. Es gilt, die Gelegenheit zu nutzen, alten Besitz deutscher Nation, der in bösen Zeiten verloren ging, wiederzugewinnen, die deutsche Zukunft sicherzustellen gegen ihren größten und gefährlichsten Feind und ihr die Bahnen dauernd zu öffnen, die ihr von Natur und Geschichte gewiesen sind.

Streiflichter zur Weltlage VII

Von Professor Dr. Schiemann

Wünschen und Wollen können Abstufungen eines Begriffs sein, wenn der Wunsch sich schließlich in Wille umsetzt, sie bedeuten Gegensätze, sobald das nicht geschieht. Auf Fragen der großen Politik übertragen, erklärt das Beharren beim bloßen Wünschen den Mißerfolg, der sich durchsetzende Wille den Erfolg einer politischen Aktion. Als klassisches Beispiel dafür kann uns die Haltung Griechenlands während des Weltkrieges dienen. Griechenland wünschte sich seine Neutralität zu erhalten, aber der Wunsch wurde nicht zum Willen, als die Ententemächte mit der Forderung auftraten, ihnen den Hafen von Saloniki für ihre militärischen Operationen gegen Bulgarien und gegen die Türkei einzuräumen. Sie beriefen sich zur Rechtfertigung ihres Vorgehens auf die verräterischen Zusagen Venizelos, die hinter dem Rücken des Königs und des griechischen Parlaments gemacht, zwar sofort verleugnet wurden und keine bindende Kraft hatten, auch einen Protest des Königs gegen die geplante Landung der englisch-französischen Expedition hervorriefen nicht aber den entschlossenen Willen und die daraus sich ergebende entschlossene Tat einsetzten, um die Landung zu verhindern. Es war aber in höchstem Grade zweifelhaft, ob die Entente gewagt hätte, Gewalt zu

Digitized by Google

brauchen, wenn Griechenland mit sofortigem Anschluß an die mitteleuropäischen Mächte gedroht und sich in Kampfbereitschaft versetzt hätte. Eine Mobilisierung, die von vornherein so gedacht war, daß sie nicht mehr als den Schein eines Willens zeigen dürfte, blieb naturgemäß ohne jede Wirkung und führte zu der langen Reihe von Demütigungen und Verhöhnungen, deren Kelch, wie höchst wahrscheinlich ist, Griechenland auch heute noch nicht bis auf die Neige geleert hat. Es wünscht wohl, daß diese Quälereien endlich ein Ende nähmen, aber der Wille fehlt, ihnen ein Ende zu bereiten. Und doch wäre es noch nicht zu spät dazu. Wenn Griechenland sich entschlösse, mit Bulgaren und Türken gegen die in Saloniki liegenden Entente-Truppen vorzugehen, würden ihm wohl ohne Zweifel diese Truppen als Beute und Geiseln gegen fernere Mißhandlungen zufallen. Wir sind überzeugt, daß namentlich in den Reihen der griechischen Armee, in der wir Freunde und Zöglinge unserer Kriegsakademie haben, an die wir gern zurückdenken, sich Männer finden, die solche Wünsche hegen, aber ohne einen rettenden Willen, der sich durchsetzt, ist das hohe Ziel nicht zu erreichen.

Man kann nicht sagen, daß es in den übrigen neutralen Staaten viel besser aussieht. Sie stehen noch in den ersten Stadien englischer Willkür und haben sich auch bereit gefunden, den Zwang zu tragen, den der englische Wirtschaftskrieg ihnen aufnötigte. Norwegen ist in dieser Hinsicht am weitesten gegangen; als Trabant Englands und wirtschaftlicher Verbündeter der Entente, hat es sich ihr soweit hingegeben, als ohne direkten Bruch mit Deutschland überhaupt möglich war.

Holland, dem, wie jetzt höchst wahrscheinlich geworden ist, die Erfahrungen Griechenlands zugedacht waren, wünscht offenbar nicht nur, sondern hat den festen Willen, seine Neutralität, wenn nicht anders, so mit Waffengewalt zu wahren, aber den wirtschaftlichen Schädigungen gegenüber, welche die Entente ihm auferlegt, drückt es gleichfalls beide Augen zu. Dasselbe aber gilt von Dänemark und Schweden, obgleich der systematische Diebstahl, den England an der Korrespondenz dieser Mächte verübt, — was abgesehen von allem übrigen, große geschäftliche Verluste mit sich führt — ein entschiedeneres Auftreten nicht nur gerechtfertigt, sondern gefordert hätte.

Ob sich in Rumänien wirklich eine Wendung zu wohlwollender Neutra-

Digitized by Google

lität den Mittelmächten gegenüber vorbereitet, wagen wir noch nicht mit Bestimmtheit zu behaupten, da wir nicht wissen, welcher Gesinnung die jüngsten Vereinbarungen über die Wiederherstellung erträglicher Handelsbeziehungen zu danken sind. Rumänien liegt nicht in der Einflußsphäre der englischen Flotte und hat von den englisch-französischen Truppen nichts zu fürchten; die Versuche der Russen aber, aus Bessarabien gegen die Moldau vorzustoßen, sind ebenso gescheitert, wie ihre Bemühungen, die untere Donau zu beherrschen. Die exponierte militärische Lage Rumäniens soll nicht einmal ausdrücklich betont werden, wenngleich sie als Faktor für die Haltung der politischen Parteien im Königreich gewiß mit von Bedeutung gewesen ist, ganz wie wir wissen, daß die historischen Verhältnisse, welche die Aristokratie des Landes in sehr rege gesellschaftliche Beziehungen zu Frankreich führten, politische Nachwirkungen hinterlassen haben, die auch die lange segensreiche Regierung König Karols überdauerten. Diese Regierung hat aber gerade in den Reihen der meist begabten und erfahrensten Staatsmänner Rumäniens einen Stamm aufrichtiger Freunde Deutschlands erhalten, die den hinter Take Jonescu stehenden Russenfreunden die Wage zu halten, stark genug waren. Am Zünglein der so geschaffenen Gleichgewichtsstellung aber steht der Ministerpräsident Bratianu, der weder der einen noch der anderen Gruppe zugezählt werden darf, und offenbar bemüht ist, Entscheidungen zu verhüten, durch die er es mit der einen oder der anderen der beiden Mächtegruppen endgültig verderben könnte. Aber wir glauben richtig zu sehen, wenn wir annehmen, daß es Gründe innerer Politik und wirtschaftliche Zwangslagen waren, auf welche die Wendung in der Handelspolitik Rumäniens zurückzuführen ist, und geben uns keinerlei Illusionen hin. Wohl aber glauben wir, daß vom rumänischen Standpunkte aus ein kräftiger Entschluß, der an die Seite der Mittelmächte führt, bei weitem die aussichtsvollste Zukunft eröffnen würde. Dazu freilich bedarf es mehr als des Wunsches, möglichst gut abzuschneiden, sondern eines Willens, der auch davor nicht zurückschreckt, Verstimmungen und Drohungen hinzunehmen.

Ganz in der englisch-französisch-italienischen Sphäre liegt das neutrale Spanien, das aber trotzdem so gut wie unverwundbar in ihrer Mitte steht. Vielleicht niemals haben sich ihm bessere Aussichten geboten, alle Wünsche erfüllt zu sehen, die es seit Jahrhunderten gehegt hat: die iberische

Digitized by Google

Frage durch Ausnutzung der gänzlich zerrütteten portugiesischen Verhältnisse zu lösen, die Meerengenfrage durch Ausnutzung der überlegenen Höhen, durch die es Gibraltar beherrscht, die marokkanische durch Zerreißung der Fesseln, die ihm hinterhaltige Verträge mit Frankreich um Hand und Fuß geworfen haben. Daß in Spanien der lebhafte Wunsch, über Gibraltar wieder die spanische Flagge wehen zu lassen, Gemeingut der Nation ist, das unterliegt keinem Zweifel. Ein auch in englischer Sprache veröffentlichtes Manifest der „Liga zur Rückerwerbung Gibraltars" gibt dafür laut genug Zeugnis. Es ist so charakteristisch, daß wir es in wörtlicher Übersetzung hersetzen wollen, da es unseres Wissens bisher in der deutschen Presse nicht wiedergegeben worden ist:

„Spanier! Der große Krieg, der jetzt so viele Länder Europas verwüstet, bringt der gesamten Welt eine neue Lage und einigen Ländern neue Aussichten.

Werden diese Aussichten jetzt vernachlässigt, so können sie für immer verloren gehen.

Euer geliebtes Vaterland, das Spanien euerer Sehnsucht und eurer Hoffnungen, ist eines der Länder, denen sich solche Aussichten bieten. Ihm sind die Übel erspart worden, die der Krieg den kämpfenden Mächten brachte, aber es hat noch eine Mission zu erfüllen. Sein Territorium ist unversehrt und eine fremde Flagge weht dort, wo nur das glorreiche Banner Spaniens fliegen sollte. Das ist eine Lage, die geändert werden muß. Es ist eine Demütigung, die ausgewetzt werden soll, ein Schimpf, der aufhören muß!

Die Demütigung ist die Tatsache der englischen Flagge in Gibraltar. Diesen Schimpf duldet man weiter. Daß Spanien diesen Schimpf und diese Demütigung duldet, macht es schwach im Rat Europas und unfähig, die ihm zukommende Stellung in den Weltfragen einzunehmen. Dadurch ist der spanische Einfluß auf den Nullpunkt gesunken und seine moralische und materielle Kraft gelähmt. Es ist dadurch zum Spielball und Vasallen Englands in der Vergangenheit geworden, und wird es zum Opfer und Sklaven der Entente machen, wenn sie diesen Krieg gewinnen sollte.

Gibraltar wurde 1704 von den Engländern verräterisch durch die kombinierten englischen und holländischen Flotten genommen und unter Admiral Sir George Rooke von englischen und holländischen Truppen be-

Digitized by Google

setzt. Es war nur Schein, daß sie für Kaiser Karl von Österreich vorgingen, denn die Engländer hißten die englische Flagge über der eroberten Festung.

Viermal hat Spanien zwischen 1704 und 1801 versucht, Gibraltar mit Waffengewalt zurückzugewinnen, einmal mit der Hilfe Frankreichs, aber ohne Erfolg. Die diplomatischen Verhandlungen erstreckten sich von 1713—1805, aber sie scheiterten durch die Intrigen und die Perfidie Englands, das ein uneiniges Europa vor sich sah!

Spanier!

Ihr solltet niemals den Verlust eures Einflusses und eurer Macht in der westlichen Hemisphäre und in den Philippinen im Jahr 1898 vergessen; ihr solltet euch erinnern, daß englische Intrigen daran schuld waren, und daß durch das Eingreifen eines britischen Admirals, Sir Edward Chichesters, Manila mühelos genommen ward und die spanische Flagge aus den östlichen Meeren verschwand.

Einer eurer ehrenwertesten politischen Führer hat euch gesagt, daß die Lebensfrage der spanischen Politik von England und Frankreich verwirrt worden ist und völlig ausgetilgt wurde durch den Vertrag von Algeziras, den sie durchsetzten. Das sollt ihr nicht vergessen. Grabt es in euer Gedächtnis und beschließt, daß euer Land nicht länger das Opfer der Intrigen und der Treulosigkeit der Entente-Mächte sein darf, sondern daß Spanien einen Platz als freier und unabhängiger Staat in einem freien Europa einnehmen muß.

Das aber könnt ihr nicht sein, solange ihr nicht absolute und unbedingte Herrschaft und Kontrolle Gibraltars habt, und daran sollte jeder echte Spanier, ohne sich durch andere Fragen ablenken zu lassen, alle Kräfte seiner Intelligenz und seines Willens setzen.

Lang lebe Spanien!

Frei und unabhängig!

Die Liga zur Rückerwerbung Gibraltars.

Wir können nicht übersehen, in welchem Verhältnis Wunsch und Wille in diesem Manifest zu einander stehen. Daß die spanische Regierung bisher keinen Schritt getan hat, um den hier so beredt zum Ausdruck gekommenen nationalen Gedanken zur Verwirklichung zu führen, ist sicher. Die Kanonen des englischen Gibraltar beherrschen Ein- und Ausgang des Mittelmeeres, Tanger erlauben die Engländer bekanntlich nicht zu

Digitized by Google

befestigen, und Ceuta hat keine Wichtigkeit, solange Gibraltar noch in englischen Händen bleibt. Zunächst handelt es sich auch hier noch um „fromme Wünsche".

Wir sind damit in unserer Übersicht über die neutralen Staaten zu Amerika gelangt und wissen nicht, ob man es heute noch neutral nennen darf. Die uns zugegangene letzte Lansing-Wilsonsche Note trägt alle Kennzeichen eines Ultimatums, das leicht zum Abbrechen der diplomatischen Beziehungen führen kann und dessen Folge eine fieberhafte Vorbereitung zum Kriege sein würde, den danach jeder Zufall herbeiführen könnte.

Aber man darf wohl die Frage aufwerfen, ob überhaupt Amerika seit Ausbruch des Krieges aufrichtig neutral gewesen ist. Soweit der Präsident Wilson in Frage kommt, namentlich aber seit er Bryan als Staatssekretär des Auswärtigen abgeschoben hatte, gibt es darauf nur eine Antwort und die lautet: Nein! Er war von vornherein parteiisch für England und dessen Bundesgenossen, verschloß sein Ohr allem, was an Gründen und Tatsachen vorgebracht wurde, um zu beweisen, daß eine von langer Hand vorbereitete Verschwörung den Frieden Europas und der Welt gebrochen habe. Wir werden nicht vergessen, daß viele Tausende unserer tapferen Krieger gefallen sind, um den Säckel amerikanischer Munitionsfabrikanten zu füllen, und daß amerikanische Bürger gemietet werden konnten, um englischen Waffen- und Munitionstransporten als Sicherheit zu dienen. Der heuchlerische Tugendmantel, mit dem die offiziellen und nichtoffiziellen Kundgebungen Amerikas verhüllt wurden, hat uns nur Ekel erregt. Ohne jenes Mithelfen Amerikas wäre aller Wahrscheinlichkeit nach der Krieg schon lange zum Abschluß gekommen und Hunderttausende, die in den letzten Monaten Blut und Leben hingegeben haben, wären dem Leben und der Arbeit erhalten worden. Ihr Blut fällt auf Präsident Wilsons Haupt. Aber Amerika hat sich an dem Blut Europas gemästet dank seiner lügnerischen Neutralitätspolitik, die allen englischen Völkerrechtsbrüchen, seiner Aushungerungspolitik und seinen Unmenschlichkeiten nichts entgegenzusetzen hatte als Worte, über deren Bedeutungslosigkeit man auf beiden Seiten des Atlantischen Ozeans sich vielleicht im voraus verständigt hatte. England hat sie keinen Augenblick ernst genommen und jeden amerikanischen Protest mit verstärkten Verletzungen des Völkerrechts beantwortet. Die sich in ihrer Brutalität steigernden orders in council sind dafür be-

Digitized by Google

sonders charakteristisch und eben jetzt durch die Einführung von Prisengeldern für die Mannschaften englischer Schiffe noch gekrönt worden. Dafür aber hat Präsident Wilson weder Augen noch Ohren, sondern im besten Falle hohle Worte. Was sollen wir zu den vom Präsidenten angeordneten Gottesdiensten sagen, die um Frieden beten sollten, und die in Amerika selbst einen so blutigen Spott hervorriefen, weil jedermann wußte, daß es sich um nicht mehr handelte, als um ein Manöver, das wie andere auch bestimmt war, Wähler für die nächste Präsidentschaftskampagne zu fangen. Denn darüber kann kein Zweifel sein, daß es sich nicht um einen Krieg des amerikanischen Volkes handelt — falls, was wir noch nicht glauben wollen, der Krieg wirklich kommen sollte — sondern um einen Krieg des Präsidenten Wilson, der darauf rechnet, daß ihm als Kriegspräsidenten der second term gesichert sein wird.

Solch eine Politik ist zwar über aller Beschreibung frivol, aber wir wüßten nicht, daß ein Pazifist von Beruf und Gesinnung wie Wilson, sich ein höheres Ziel stellen könnte, als den sündhaften Teil der Menschheit in Kriegsflammen umkommen zu lassen, um Spielraum für den besseren Teil der Menschheit zu gewinnen, der auf amerikanischem Boden sich seines lauteren Grundsatzes freut: Ich danke dir, Herr, daß ich nicht bin, wie jene Sünder und Zöllner!

Im „Petit Niçois" vom 13. April wird über eine Äußerung des Fürsten Cassano berichtet, der von den Gründen sprach, weshalb die Vereinigten Staaten von Amerika Deutschland nicht den Krieg erklären würden; einmal, weil sie Pazifisten seien, zweitens weil sie, auch ohne selbst Krieg zu führen, Milliarden an Kriegsgewinn ernten, drittens weil eine Revolution durch den Gegensatz von Deutsch- und von Englisch-Amerikanern entzündet werden könnte, und endlich viertens, weil weder Heer noch Marine kriegsbereit seien. Von diesen vier Argumenten ist das dritte das unwahrscheinlichste. Unsere deutschen Landsleute haben, von wenigen hervorragenden Ausnahmen abgesehen, im Verlauf der letzten Jahre so wenig politischen Sinn gezeigt, daß sie trotz der Macht, die sie darstellen würden, wenn zwischen ihnen ein politischer Zusammenhang bestände, einen wirksamen Einfluß überhaupt nicht ausgeübt haben. Sie fallen als maßgebender Faktor im politischen Leben Amerikas nicht ins Gewicht. Die Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß, falls es wirklich zum Kriege kommen sollte, sie

Digitized by Google

sich in Beteuerungen ihres amerikanischen Patriotismus überbieten werden. Aber auch die andern drei Gründe, die für Erhaltung des Friedens sprechen, sind nicht von durchschlagender Kraft. Wohin pazifistische Friedensliebe führen kann, hat ja das Beispiel Wilsons gezeigt, Milliardengewinne aber rufen — wie das Beispiel der amerikanischen Milliardäre zeigt — den Hunger nach weiteren Milliarden hervor, und bekanntlich ist die „auri sacro fames" nirgends in aller Welt mehr verbreitet, als in Amerika; was aber das Menschenmaterial für Heer und Flotte betrifft, so soll es uns nicht wundern, wenn die pfiffige Menschenliebe der Amerikaner zur Erkenntnis führte, daß es ein wahres Verdienst um die Schwarzen Amerikas wäre, wenn man ihnen die läuternde Erziehung zuwenden wollte, welche ein Kampf für Gerechtigkeit und Zivilisation gegen die Barbarei des deutschen Militarismus ohne Zweifel bedeuten muß, da ja England und Frankreich es notwendig gefunden haben, ihre schwarzen oder gelben Landsleute zu dieser hohen Aufgabe heranzuziehen. Nebenbei aber hätte Amerika damit eine Gelegenheit gefunden, die allmählich als Plage und künftige Gefahr gefürchteten Neger in wahrhaft humaner Weise auszurotten. Einen Mann von den weiten Gesichtspunkten Wilsons halten wir eines so weiten Ausblicks in die Zukunft für durchaus fähig, aber nicht ganz sicher ist uns, ob die Neger schon jetzt so idealistisch denken, daß sie sich freiwillig so hohen Aufgaben zu Dienst stellen.

Die Argumente Cassanos werden also schwerlich den Ausschlag für Wahrung des Friedens geben. Wohl aber gibt es andere Gründe, die von durchschlagender Wichtigkeit werden könnten. Dabei wäre an erster Stelle der bestimmt ausgesprochene Entschluß Deutschlands in Betracht zu ziehen, vor Drohungen nicht zurückzuweichen, oder, wie der Reichskanzler es am 5. April ausdrückte, „sich die Waffe des Unterseebootkrieges nicht aus den Händen winden zu lassen". Das war der Ausdruck eines festen und starken Willens, und es ist durchaus richtig, daß das gesamte deutsche Volk hinter diesem Willen steht.

An zweiter Stelle käme für nüchterne Köpfe wohl die Erwägung, daß eine ernste Verwicklung Amerikas in europäische Händel ohne Zweifel von Japan zur Erweiterung seiner Machtstellung einerseits in China, wo lebhafte Handelsinteressen Amerikas ohnehin gefährdet sind, benutzt würde, während es anderseits sich schwerlich die Gelegenheit entgehen

Digitized by Google

lassen dürfte, seine Ansprüche auf eine pénétration pacifique in Kalifornien und weit nachdrücklicher noch in Mexiko durchzusetzen. Eine japanische Note, die die Beseitigung der gegen die Einwanderung der Gelben geltenden Bestimmungen verlangt, ist ja bereits dem Kabinett des Präsidenten Wilson zugestellt worden. An der einen, wie an der anderen Stelle wäre Amerika nicht imstande, ein zwingendes veto den Japanern entgegen zu rufen. An dritter Stelle käme die Erwägung, daß ein Eintreten Amerikas für die überwiegende Machtstellung Englands auf den Meeren gleichbedeutend wäre mit einem Verzicht auf eigene Seegeltung. Endlich läßt's sich wohl mit annähernder Sicherheit sagen, daß die kriegerische Stimmung Amerikas „Made in England" ist und mehr auf den Einfluß der von England bezahlten und bestimmten New Yorker Presse zurückzuführen ist, als auf die tatsächliche Stimmung der Nation.

Dagegen scheint nun freilich das Manifest zu sprechen, das 500 „intellektuelle Amerikaner" den Völkern der „Triple Entente" zugeschickt haben und das uns in der Übersetzung des „Journal des Débats" vom 20. April vorliegt. Es macht in seiner Gewundenheit einen wahrhaft kläglichen Eindruck, und spricht wiederum die berühmte Phrase nach, daß die Mächte, die unter Englands Führung stehen, kämpfen, um „die Freiheiten der Welt und die höchsten Ideale der Zivilisation zu erhalten". In schwacher Wiederholung eines berühmten Wortes von Leo Tolstoi erklären sie, „daß das amerikanische Gewissen nicht schweigen kann", ohne seine eigene Reinheit und seine Selbstachtung zu verlieren. Sie behaupten, die Tatsachen zu kennen und sogar die besten deutschen Darlegungen der Kontroversen studiert, und so das reife Urteil gewonnen zu haben, das sie zu dem Wunsch führte, daß Deutschland und Österreich-Ungarn besiegt würden. „Voller Vertrauen und Hoffnung erwarten wir diesen Ausgang." Dann folgt die Aufzählung der Gründe für die moralische Entrüstung der 500; in erster Linie natürlich Belgien „crime que jamais rien ne pourra justifia", dann „schreit das Gewissen der amerikanischen Völker" und protestiert gegen die begangenen Greuel (wir empfehlen den Herren als ältere und besser begründete Anlässe zur Entrüstung die Kongo-Greuel, die Putumayo-Affaire und den Baralong-Fall, für die ihr zartes Gewissen keinen Protest finden konnte). Sie deklamieren danach über die Heiligkeit der Verträge, die Rechte der kleinen Nationen (vide Griechenland

Digitized by Google

und Irland) die Frage, ob der Militarismus die Ziviliſation beſiegen ſolle, und wie die unreifen der engliſchen und franzöſiſchen Kriegspreſſe entnommenen Schlagworte ſonſt lauten. Das ganze Manifeſt ſchließt mit der Aufzählung von Namen, die als beſonders hervorragend charakteriſiert werden. Wir müſſen geſtehen, daß uns kein einziger von ihnen jemals als bedeutend bekannt geworden iſt. Es müßten wohl ganz ſpezifiſch amerikaniſche Celebritäten ſein und wir ſind feſt überzeugt, daß auch niemand in Frankreich je von ihnen gehört hat.

Das Telegramm der 15 New Yorker deutſchen Herren an den Rektor der Berliner Univerſität, das uns verſichert, daß die Botſchaft des Präſidenten Wilſon „ſicherlich nicht als Herausforderung beabſichtigt ſei", beſtätigt uns nur die Auffaſſung, die wir oben ausſprachen, daß unſere deutſchen Landsleute in Amerika erſtaunlich unpolitiſch gerichtet ſind. Das gilt auch für den Fall, daß nicht die Note, ſondern die vor dem zu ganz ungewöhnlicher Geſamtſitzung vereinigten Kongreß verleſene Rede des Präſidenten gemeint ſein ſollte. Sie enthält alle Spitzen und Drohungen der Note, zum Teil ſogar in noch ſchärferer Form. Es gehört wirklich eine ganz ungewöhnliche Naivität dazu, zu glauben, daß es nicht ſo böſe gemeint ſei. Auch hier finden wir fromme Wünſche!

Nun, wir ſtehen ja unmittelbar vor der Entſcheidung, die im großen Hauptquartier fallen wird. Der Reichskanzler hat uns am 5. April bereits im voraus die Richtung dieſer Entſchlüſſe angekündigt: Wir werden uns die U-Bootwaffen aus unſeren Händen nicht entwinden laſſen, und wenn der Krieg durch die Schuld unſerer Feinde fortgeſetzt werden muß, zu immer ſtärkeren Schlägen ausholen. Hinter dieſer Parole ſteht das deutſche Volk geſchloſſen Mann für Mann.

Zum Schluß noch ein Wort über das gleichfalls neutrale China. Japan hat den „Kaiſer" Yuanſhi-kai gezwungen, ſich wieder auf den Präſidententitel zurückzuziehen und die Wahl eines neuen Präſidenten anzuordnen. Daß damit eine neue Zeit ſchwerer Wirren für China vorbereitet wird, läßt ſich mit Sicherheit vorherſehen, und ebenſo, daß Japan bemüht ſein wird, in den von ihm ſelbſt getrübten Gewäſſern einen reichen Fang zu machen. Zurzeit ſcheint es als Teilnehmer an dieſem Geſchäft Rußland herangezogen zu haben. Es werden ſich aber noch andere Intereſſenten melden, und wenn wir recht ſehen, bereitet ſich auf chineſiſchem Boden

Digitized by Google

eine englisch-japanisch-russisch-amerikanische Rivalität vor, die entweder zu blutigen Kämpfen oder zu einem Teilungsgeschäft führen wird. Man kann aus dem großen chinesischen Volke zahlreiche kleine Nationen herausschälen, und der Schutz der kleinen Nationen ist ja ein Schlagwort, das Rußland und Amerika von den Engländern übernommen und sich zu eigen gemacht haben.

Während wir die Korrektur obiger Ausführungen lesen, trifft die Nachricht ein, daß Sir Roger Casement, von dem seit geraumer Zeit nichts zu hören war, plötzlich in Irland aufgetaucht und von den Engländern gefangen genommen worden sei. Sie haben den tapferen irischen Patrioten in den Tower gebracht und es ist unerträglich, daran zu denken, welches Schicksal ihn erwartet.

Casement im Tower und Findlay nach wie vor Gesandter Englands in Christiania!!

Deutschland und Ungarn[1]

Von Prof. Dr. Rudolf Eucken

Die traurigen Erfahrungen, die wir mit Italien machten, stellen uns mit greller Deutlichkeit vor Augen, wie wenig diplomatische Verträge ein wirkliches Zusammenhalten der Völker im entscheidenden Augenblick verbürgen; um so mehr müssen wir wünschen und erstreben, daß künftige Bündnisse auf einer Übereinstimmung der Gemüter, auf einer gegenseitigen Hochschätzung gegründet sind und dadurch eine sichere Überlegenheit gegen schwankende Stimmungen erhalten. Das gilt besonders für unser Verhältnis zu Ungarn. Die beiden Länder und Völker können einander gegenseitig viel sein. Wie viel Deutschland mit seiner reichen Kultur und seiner wirtschaftlichen Kraft für Ungarn bedeutet, das bedarf keiner Darlegung, aber wir wollen auch nicht vergessen, daß Ungarn für uns nicht wenig bedeutet. Haben wir Deutsche, die wir von anderen Völkern, nicht nur von feindlichen, sondern auch von manchen neutralen, so

[1] In Anknüpfung an Lutz Korodi „Die deutsch-magyarische Freundschaft" (40 Seiten, Berlin 1916, Ostland-Verlag), und Maurus Révai „Das Endziel des Krieges" (168 Seiten, Berlin 1916, Puttkammer & Mühlbrecht). Letzteres Buch enthält einen besonderen Hauptabschnitt „Unser deutscher Bundesgenosse", der durchgängig eine warme Schätzung deutschen Wesens zeigt.

Digitized by Google

viel Unbill und Unfreundlichkeit erfahren, es nicht überhaupt hoch anzuschlagen, daß ein kernhaftes und tapferes Volk, ein Volk von hoher politischer Begabung, uns eine warme Sympathie entgegenbringt und unserem Geistesleben die aufmerksamste Würdigung schenkt? Dazu muß die neuerliche Richtung unserer Politik und unserer Interessen nach dem Südosten hin uns ein Land und ein Volk besonders wertvoll machen, das die verbindende Brücke zwischen uns und den anderen befreundeten Völkern bildet. Namentlich sollte uns immer gegenwärtig sein, daß wir in Ungarn einen unbedingt zuverlässigen Bundesgenossen gegen russische Eroberungsgier besitzen, wie umgekehrt auch Ungarn unserer Treue in diesem Gegensatz völlig gewiß sein kann. Der gegenwärtige Krieg hat diese Waffenbrüderschaft ja in schönster Weise gezeigt. Nirgends durchkreuzen sich die Interessen der beiden Völker, nichts hindert ein dauerndes freundschaftliches Zusammengehen, eine bleibende gegenseitige Förderung.

Dürfen wir so der zukünftigen Entwicklung beste Erwartungen entgegenbringen, so wollen wir nicht das Mindeste aufkommen lassen, was Verstimmung erzeugen könnte; es gilt den großen Gedanken, über den wir einig sind, uns nicht durch Nebendinge trüben zu lassen; eine offene gegenseitige Aussprache über solche Dinge kann jener Hauptsache nur dienlich sein. Aus diesem Grunde seien die Schriften von Révai und Korodi mit Freude begrüßt; von verschiedenen Standorten ausgehend treffen beide im Grundgedanken zusammen, aber sie lassen zugleich ersehen, wo noch Probleme liegen, und wo eine weitere Verständigung wünschenswert wäre. Wir verweisen für das Nähere auf jene Schriften selbst und beschränken uns unsererseits darauf, die Hauptpunkte anzudeuten, wo es Schwierigkeiten zu überwinden gibt, und wo die im Grunde vorhandene Einheit noch mehr herausgearbeitet werden muß.

Wir Deutsche wünschen aus voller Überzeugung ein starkes Ungarn, ein starkes Ungarn ist aber nicht möglich ohne eine feste Einheit, auch nicht möglich ohne eine von allen seinen Stämmen anerkannte und im politischen Leben verwandte Staatssprache. Diese Einheit und die Staatssprache können aber nur die Magyaren geben, wie kein geringerer als Bismarck mit aller Kraft verfochten hat; so haben auch wir ihre führende Stellung unbedingt anzuerkennen; Ungarn muß Einheitsstaat bleiben, es darf kein Föderativ-

Digitized by Google

staat werden. Daß es magyarischer Staatskunst gelingen möge, mit dieser politischen Einheit eine Anerkennung der kulturellen Eigentümlichkeit der anderen in Ungarn ansässigen Volksstämme zu verbinden, das werden wir Deutsche im eigenen Interesse einer Stärkung Ungarns nur wünschen können, ohne uns aber in diese inneren Angelegenheiten des Landes von draußen einmischen zu dürfen. Näher berührt uns die Lage der in Ungarn ansässigen Deutschen. Auch sie haben sich an erster Stelle politisch als ungarische Staatsbürger zu fühlen und sich die magyarische Staatssprache anzueignen; aber zugleich muß es ihnen gestattet sein, ihrer eigenen Sprache und Kultur treu zu bleiben, in dem Streben danach sollten sie keinerlei Hemmungen erfahren. Der Eindruck ist aber in Deutschland weit verbreitet, daß es vor dem Kriege an solchen Hemmungen nicht fehlte, und daß diese den Schein erweckten, als werde den in Ungarn bodenständigen Deutschen nicht ihr volles Recht zuerkannt. Im besonderen war es die deutsche Schule, d. h. die Schule mit überwiegend deutscher Unterrichtssprache, die statt in Fortgang in Rückgang kam. Lasen wir z. B. doch, daß in Budapest selbst mit seinen zahlreichen deutschen Einwohnern eine deutsche Schule nur für Kinder von Reichsdeutschen, nicht für Kinder in Ungarn ansässiger Deutscher gestattet sei. Die Sache liegt nicht so günstig, wie es eine dem „Pester Lloyd" kürzlich zugegangene Zuschrift darstellt, die auch durch manche deutsche Zeitung ging. Es wird dort rühmend hervorgehoben, daß noch jetzt in Ungarn 447 Elementarschulen und 8 Gymnasien mit deutscher Unterrichtssprache bestehen, aber es wird nicht gesagt, daß wohl die weitaus größte Zahl davon — die Gymnasien ausnahmslos — auf Siebenbürgen kommt und durch die dortigen Deutschen selbst mit vielen Mühen und Opfern aufrechtgehalten wird. Die Zahl der deutschen Volksschulen ist in den letzten Jahrzehnten in Ungarn unablässig zusammengeschmolzen, gewiß nicht ohne mannigfache Schuld der dortigen Deutschen selbst, welche nicht die gehörige Kraft an die Aufrechterhaltung ihrer Sprache und Schule setzten, aber gewiß doch auch unter mannigfacher Nachhilfe dortiger Behörden. Es gibt zwei Millionen bodenständiger Deutscher in Ungarn, außerordentlich gering ist dafür die Zahl der Volksschulen, und es ist doch merkwürdig, daß außer Siebenbürgen für jene zwei Millionen keine einzige höhere Bildungsstätte besteht. So entstand der Schein, als solle die deutsche Sprache

Digitized by Google

wohl als Fremdsprache geachtet, als Landessprache dagegen möglichst eingeschränkt werden.

Nun dürfen gewiß bei Erwägung dieser Dinge verschiedene Tatsachen nicht außer acht gelassen werden. Es wurden zur Zeit der Reaktion in Ungarn Germanisationsversuche gemacht, die ihr Ziel vollständig verfehlten, aber ein dauerndes Mißtrauen hinterließen; auch sei nicht vergessen, daß die Deutschen überwiegend zerstreut und mit anderen Stämmen vermischt in Ungarn leben. Aber alle Würdigung solcher Tatsachen kann den Wunsch nicht unterdrücken, es möchte der deutschen Schule in Ungarn mehr Förderung zuteil werden als bisher und zwar auch von seiten des Staates, es möchte jedenfalls dem Ungardeutschen, der bei seiner Sprache und Kultur bleiben will, dies in keiner Weise erschwert werden. Daß treueste ungarische Staatsgesinnung und eifrige Pflege deutscher Sprache und Kultur aufs beste mit einander vereinbar sind, das zeigen in unwidersprechlicher Weise die wackeren Siebenbürgen. Warum sollte, was hier so vorzüglich gelungen ist, nicht auch im übrigen Ungarn möglich sein? Mit Germanisationstendenzen hat das nicht das allermindeste zu tun. Aber für die Herzlichkeit unserer Gefühle für Ungarn ist die Sache keineswegs gleichgültig.

Andererseits gibt es manches, was die Ungarn von uns zu wünschen vollauf berechtigt sind. Vor allem müssen wir uns mehr mit den Verhältnissen jenes Landes und mit seinem führenden Volke befassen; es ist doch merkwürdig, daß, wo wir den fernsten Völkern und Kulturen sorgfältigste Beachtung schenken, erst jetzt die Errichtung eines Lehrstuhles für ungarische Geschichte an der Berliner Universität zur Erörterung kam. Ob sich das so gestalten lasse und nicht besser eine Professur für südosteuropäische Geschichte zu gründen wäre, das mag weiterer Erwägung unterliegen, aber es ist nicht bloß die Geschichte, es ist auch die Literatur, es ist die Volks- und Landeskunde, worüber mehr Aufklärung wünschenswert wäre, wir müssen uns gegenseitig näher kennen lernen. Selbst über die staatsrechtlichen Verhältnisse Ungarns herrscht bei uns viel Unklarheit oder doch Unpräzision des Ausdrucks. Die Ungarn haben sich ihre Selbständigkeit in einer ruhmreichen Geschichte und unter harten Mühen errungen, mit Recht legen sie Wert darauf, als ein selbständiger Staat, nicht eine bloße Provinz Österreichs, angesehen und benannt zu werden.

Digitized by Google

Aber wie wenig wissen die meisten bei uns von jener Geschichte! Auch die magyarische Literatur hat eine reiche Geschichte, und es sind nicht wenige Gebiete der Wissenschaft — denken wir nur an die Sprachwissenschaft —, wo in ungarischer Sprache vorzügliches geleistet ward. Überhaupt haben die Magyaren sich viel zu eifrig an der modernen Kulturbewegung beteiligt, als daß sie nicht wünschen müßten, mit ihrer Arbeit auch im Ausland Anerkennung zu finden. Das muß uns auch bei der Behandlung der orientalischen Fragen gegenwärtig sein, auch hier haben die Magyaren ein Recht, ihre eigentümliche Art zur Geltung zu bringen; mit Vergnügen lesen wir daher von der Berufung zweier angesehener ungarischer Gelehrter an die Universität Konstantinopel.

Die Mannigfaltigkeit der Verhältnisse wird in den Beziehungen der Völker immer neue Aufgaben stellen, aber sie werden sich glücklich lösen lassen, wenn wir uns gegenseitig vertrauen, und wenn alles peinlich vermieden wird, was eine geringere Schätzung des anderen auch nur scheinen könnte. Geschieht das, so wird das politische Bündnis sich auch in die Gemüter senken, es werden sich wirtschaftlich wie ideell immer mehr Fäden zwischen den beiden Ländern knüpfen, und nach Herstellung des Friedens werden sicherlich viele Deutsche persönlich jenes Land mit seinen wunderbaren Natureindrücken besuchen und aus der Berührung mit einem frischaufstrebenden Volkstum Erquickung der Seele schöpfen.

Australien, Deutschland und der Weltkrieg

Von Prof. Dr. Alfred Manes

Kurz vor Kriegsausbruch war das politische, kommerzielle und literarische Verhältnis zwischen Australien und Deutschland besser als je. Man hatte in Melbourne erkannt, daß man in Deutschland nicht nur einen Hauptabnehmer australischer Erzeugnisse habe, sondern einen noch viel leistungsfähigeren Käufer bekommen könnte, und zwar namentlich für das in Australien in so reichen Mengen vorhandene Gefrierfleisch. Der in London wohnende damalige Generalvertreter des australischen Dominiums, einer der schlauesten liberalen Politiker und Advokaten des fünften Erdteils, Sir George Reid, ist es wohl gewesen, der seine Regierung, die damals unter dem Arbeiterführer Andrew Fisher als Minister-

Digitized by Google

präſidenten ſtand, veranlaßt hat, eigene auſtraliſche Vertretungen auf dem europäiſchen Kontinent einzuſetzen. Reid ſelbſt erſchien in Berlin und hielt in einem im Reichstag zur Verfügung geſtellten Saal vor einem großen Hörerkreis einen beifällig aufgenommenen und viel erörterten Vortrag über Auſtraliens natürliche Hilfsmittel. Ich verrate wohl kein Geheimnis, wenn ich ſage, daß man ganz knapp vor Kriegsausbruch ſogar in maßgebenden Kreiſen ſich mit dem Gedanken des Abſchluſſes eines ſelbſtändigen deutſch-auſtraliſchen Handelsvertrages trug. In den letzten Monaten vor Kriegsausbruch fand Auſtralien auch in der deutſchen Preſſe eine gerechte Beurteilung, eine Reihe von Tageszeitungen berichtete regelmäßig über auſtraliſche Dinge. Auf der andern Seite fand man in auſtraliſchen Blättern wenigſtens ab und zu eine nicht gerade deutſchfeindliche Äußerung über uns. In ſeiner Berliner Rede hat Reid, der als früherer Miniſterpräſident die Deutſchen in Auſtralien kennen gelernt hat, erklärt:

„Wenn auch die Auſtralier ſo weit von Deutſchland entfernt leben, daß ſie keine dauernde und enge perſönliche Fühlung haben können mit ihren teutoniſchen Vettern, ſo kennen und bewundern ſie doch die ruhmreiche Geſchichte des deutſchen Volkes, und wir haben unter unſeren Landsleuten zahlreiche Deutſche; dieſe haben durch ihre Charakterſtärke, ihren ruhigen aber unbezähmbaren Fleiß, ihre häuslichen Tugenden und ihr ſoziales Anſehen großen Eindruck auf unſer Volk gemacht. Wir ſind der Überzeugung, daß die deutſchen Anſiedler in Auſtralien typiſche Vertreter des ganzen deutſchen Volkes ſind, und ich kann nur aufrichtig erklären, daß wir uns freuen würden, die Zahl unſerer deutſchen Anſiedler zu vermehren.“ Mit dieſer Anerkennung deutſcher Leiſtungen für Auſtralien ſteht Reid unter den offiziellen hervorragenden Politikern des Landes keineswegs allein.

Vom Auguſt 1914 an hat ſich das alles plötzlich vollkommen geändert. Trotz der in Auſtralien in Friedenszeiten keineswegs allzu tief wurzelnden Liebe zu England hat der Kriegsausbruch ganz Auſtralien zum fanatiſchen Anhänger des Kampfes für Englands Größe und Kultur gegen Deutſchlands Barbarentum gemacht. Ein geeignetes Mittel dazu geweſen ſind vor allem die auſtraliſchen Zeitungen, die ſowohl in materieller Beziehung wie im Nachrichtendienſt in vollſtändiger Abhängigkeit von London ſich befinden; ſie müſſen bringen, was ihnen von der Nachrichtenzentrale in

Digitized by Google

London übermittelt wird und dürfen nichts bringen, was dort nicht genehm ist. Alle Versuche selbst der in Australien mächtigen Arbeiterpartei, eigene unabhängige große Zeitungen ins Leben zu rufen, sind, nicht zuletzt aus finanziellen Gründen, gescheitert.

Die australische öffentliche Meinung gegen Deutschland einzunehmen, hat man aber von England aus seit langem mit Erfolg versucht. Besonders nach Abschluß seines Bündnisses mit Japan hielt es England für um so notwendiger, gegen Deutschland zu hetzen, als die Australier das englisch-japanische Bündnis höchst ungünstig betrachteten, weil sie gegen die gelbe Rasse aus Instinkt wie aus Überlegung eine unüberwindliche Abneigung besitzen und mit Recht voll Furcht nach Ostasien blicken, von wo zweifelsohne unaufhaltsam immer stärker die Gefahr einer Eroberung des fünften Erdteils heranrückt. Außer durch die bekannten englischen Märchenerzählungen von der verheerenden Wirkung des deutschen Militarismus hetzte man die Australier dadurch gegen Deutschland auf, daß man ihnen vorstellte, Deutschland erstrebe die Vorherrschaft in der Südsee, die England und seine Kolonien beanspruchen müßten. Der deutsche Kolonialbesitz in der Südsee konnte so dem ungemein ehrgeizigen Australien leicht verhaßt gemacht werden. Namentlich als Britisch-Neu-Guinea unter dem Namen Papualand zu einem Glied des australischen Bundes erklärt wurde, und hiermit die unmittelbare Nachbarschaft zwischen australischem und deutschem Besitztum in Neu-Guinea hergestellt worden war, nahm die Hetze gegen vermeintliche unberechtigte Ansprüche Deutschlands in der Südsee gelegentlich recht unangenehme Formen an.

Irmer, der frühere deutsche Generalkonsul in Sidney, gibt in seiner neuen Schrift „Völkerdämmerung im Stillen Ozean" der Meinung Ausdruck, wenn Australien in diesem Weltkrieg an die Seite Englands getreten sei, so habe die Entscheidung für diesen Schritt allein das natürliche staatliche Interesse veranlaßt, daß der australische Bund an der Erorberung von unserem Deutsch-Neu-Guinea hat. Er nennt es den ersten Akt der australischen Monroe-Doktrin, die alle politischen Parteien Australiens beherrscht.

Es war nicht schwer für Australien, den deutschen Kolonialbesitz auf Neu-Guinea wegzunehmen, da die Zahl der Deutschen dort selbst sich nur auf einige Dutzend bemißt und außer ganz wenigen eingeborenen Truppen

Digitized by Google

irgendwelcher militäriſcher Schutz nicht vorhanden war. Aber das hindert die Auſtralier nicht, ſelbſt bereits in Buchform über ihre hervorragenden Leiſtungen den Deutſchen gegenüber zu berichten und ſich gelegentlich in der roheſten und unwürdigſten Weiſe ihren Gefangenen gegenüber zu benehmen.

Der Traum eines auſtraliſchen Südſee-Imperiums dünkt durch die Wegnahme von Deutſch-Neu-Guinea den Auſtraliern verwirklicht; die gelbe Gefahr dürfte aber um ſo drohender ſein, als keine großen Rechentalente dazu gehören, zu erkennen, wie ſchwach nach dem Krieg die Verteidigungskräfte Auſtraliens gegen Japan ſein werden. Iſt an ſich die auſtraliſche Bevölkerung ſchon ungemein ſchwach, da ſie auf einem Gebiet, welches $^4/_5$ Europas beträgt, noch keine 5 Millionen Menſchen vereinigt, ſo ſind die Verluſte der auſtraliſchen Streitkräfte in dem Weltkrieg ganz ungemein ſtark. Das iſt um ſo ſchlimmer für das Land, als nach Friedensſchluß die Auswanderung nach Auſtralien noch viel ſchwächer ſein dürfte, als in der Zeit vor dem Kriege, während der abnorm geringe natürliche Bevölkerungszuwachs in Auſtralien kaum eine Erhöhung erfahren dürfte. Da wird die Kapitalarmut nach dem Krieg zufolge der ſtarken Verſchuldung beſonders ſchwer hervortreten und es auch verhindern, daß die extreme ſozialpolitiſche Geſetzgebung, die mich einſt veranlaßt hat, in meinem Buche über Auſtralien, dieſes „das Land der ſozialen Wunder" zu nennen, ſicher zum Stillſtand, vermutlich ſogar zu einer Rückbildung führen wird.

Der jetzige Miniſterpräſident Auſtraliens, Hughes, befindet ſich gegenwärtig in London und wird auch als Mitglied der engliſchen Vertretung an den Pariſer Konferenzen teilnehmen. Er hat durch allerhand temperamentvolle Reden, die aber in ſeinem eigenen Land und in ſeiner eigenen Arbeiterpartei lebhaften Widerſpruch gefunden haben, die Aufmerkſamkeit auf ſich gelenkt. Denn Hughes begnügt ſich nicht damit, in die bekannten Schimpfereien gegen das deutſche Barbarentum einzuſtimmen und die Vernichtung des deutſchen Handels zu predigen, ſeinen unbedingten Ausſchluß aus Auſtralien für alle Zeiten zu fordern, er begnügt ſich nicht mit negativen Maßregeln, ſondern er bekennt ſich als unbedingter Anhänger eines viel feſteren Zuſammenſchluſſes des britiſchen Mutterlandes mit ſeinen Tochterſtaaten. Hughes predigt vor allem den ſchutzzöllneriſchen Zuſammenſchluß

Digitized by Google

aller britischen Besitzungen und verleugnet hiermit die Politik, welche die herrschende australische Arbeiterpartei bisher vertreten hat; denn die Handels- und Zollgesetzgebung Australiens hat bekanntlich auch auf englische Waren hohe Zölle gelegt, nur genoß England gegenüber den Zöllen, welche die übrigen Staaten bei Einfuhr zu zahlen hatten, einen gewissen Nachlaß. Das Gesetz des australischen Bundes zum Schutz australischer Industrien und zur Unterdrückung gefährlicher Monopole, durch das man eine direkte Förderung der Interessen von Arbeitern und Käufern, verbunden mit den der Bekämpfung der Kartelle dienenden Bestimmungen durchgeführt hat, richtet sich gegen Engländer genau sowie gegen Deutsche oder gegen Angehörige einer anderen Nation. Mit diesem Gesetz hat man versucht, den Ausschluß des von nichtaustralischen Unternehmern nach Australien erfolgenden Verkaufs von irgendwelchen Waren zu Preisen, welche keinen Gewinn übrig lassen, zu bewirken, um auf diese Weise den Wettbewerb zu beseitigen.

Nur das Gefühl der Beklemmung und Angst kann den australischen Arbeiterführer dazu veranlassen, im jetzigen Augenblick alles preisgeben zu wollen, was der australischen Arbeiterpartei seit jeher als unantastbarer Grundsatz galt: die gesamte innere wie äußere Politik danach einzurichten, wie der australische Arbeiter so viel als möglich verdienen könne und so wenig als möglich zu arbeiten brauche. Was der Ausschluß des deutschen Handels bedeutet, merken die Australier schon jetzt während des Krieges nach den Berichten ihrer eigenen Zeitungen deutlich: es fehlt an einer ganzen Reihe von Waren, die sie bisher für mehr oder weniger unentbehrlich ansahen und die ihnen auch Japan, das sich eifrigst bemüht, den deutschen Handel und die deutsche Schiffahrt zu ersetzen, nicht zu bieten vermag. Wogegen Hughes sich mit besonderer Erbitterung wendet ist die deutsche Vorherrschaft auf dem australischen Metallmarkt, die tatsächlich vorhanden gewesen ist. Nur durch eine Gesetzgebung, die gegen jedes Völkerrecht verstößt, hat man im zweiten Jahre des Krieges in Australien die Stellung Deutschlands auf dem australischen Markt zu beseitigen vermocht. Man hat einfach alle Verträge für nichtig erklärt, die mit Firmen bestehen, welche mittelbar oder unmittelbar durch feindliche Fremde, mögen sie naturalisiert sein oder nicht, geleitet werden. Des weiteren haben Mitglieder des australischen Abgeordnetenhauses und zwar durchweg leitende Industrielle und Landwirte, sich verpflichtet, nie

Digitized by Google

wieder deutsche Waren zu kaufen. Wie lange eine solche Gesetzgebung aufrechterhalten werden kann, und wie lange man in Australien ohne deutsche Einfuhr auszukommen vermag oder geneigt ist, wird die Zukunft lehren.

Denn es ist durchaus nicht jenseits der Wahrscheinlichkeit, daß die Söhne des Mikado ohne Waffenstreich eines Tages als Herren von Australien auftreten werden, ohne daß England viel dagegen einwenden wird. Denn daß den Japanern irgendein Ventil geöffnet werden muß, weiß man in London so gut wie in New York, und die Engländer besitzen keine Kolonie, deren Bewohner sie weniger lieben, als Australien, kein Dominium, das stiefmütterlicher von ihnen behandelt wird, als der fünfte Erdteil. Aber auf den Handel mit Deutschland wird man in diesem Kontinent angewiesen sein, gleichviel ob er künftig zum britischen Reich gehört oder zu einer japanischen Kolonie wird. Denn es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß Australien sich in aller Ruhe auch für eine nichtenglische Zukunft vorbereitet.

Die Bedeutung des russisch-japanischen Staatsvertrages

Von Dr. Paul Ostwald

Wie die „Nitschi Nitschi" zu melden weiß, haben Rußland und Japan einen Staatsvertrag abgeschlossen, dem für die Zukunft der ostasiatischen Verhältnisse die größte Bedeutung beigemessen werden muß. Sollten die Vereinbarungen wahr sein — da sie aus der russenfreundlichen „Nitschi Nitschi" stammen, werden wir an den Hauptsachen wohl nicht zu zweifeln haben — so hat Japan es in ausgezeichneter Weise verstanden, die durch den Krieg geschaffene Notlage Rußlands zu benutzen, um sich seinerseits dieses ostasiatischen Gegners zu entledigen. Was ihm 1905 nur halb gelungen war, hat es dann jetzt voll erreicht sowohl in militärischer wie wirtschaftlicher Hinsicht.

Um die Hauptsache des Staatsvertrages mit wenigen Worten zu kennzeichnen, so bringt er Japan die völlige Auslieferung der Südmandschurei. Welchen ungeheuren wirtschaftlichen und politischen Wert die Südmandschurei für Japan hat, braucht hier nicht mehr erörtert zu werden. Seit seinem Siege über Rußland hat es nun systematisch daran gearbeitet,

Digitized by Google

sich in diesem Lande zum völligen Herrn zu machen. Sowohl in seinem Pachtgebiete Kwamg-tungr wie an der Strecke der südmandschurischen Bahn Dairen, Charbin mehrten sich von Jahr zu Jahr die japanischen Ansiedler und Unternehmungen. In den Städten Charbin, Mukden, Kirin, Niutschwang u. a. verdrängten japanische Banken, Filialen japanischer Geschäfte bald die russischen aus früherer Zeit. Mit dem regsten Eifer bemühten sich die Japaner auch darum, die Ausfuhr der mandschurischen Massenerzeugnisse, Bohnen, Kohle, Blei, Eisen, Kupfer u. a. ganz in ihre Hand zu bekommen. Sie verstanden es, den Hauptverkehr nach Dairen zu leiten und machten so Wladiwostok große Konkurrenz. Trotzdem sahen sie immer mit scheelen Augen auf diesen russischen Hafen. Nach dem von der „Nitschi Nitschi" verkündeten Staatsvertrag haben sie nun Wladiwostok nicht mehr zu fürchten. Rußland tritt an Japan die ostchinesische Bahn, Charbin—Wladiwostok, ab. Damit sind also die Hauptlinien der Mandschurei in japanischen Händen. Wladiwostok soll außerdem zu einem Handelshafen umgewandelt werden, es soll den Charakter eines militärischen Stützpunktes verlieren. Dem Namen nach bleibt Wladiwostok also russisch, aber unter diesen Bedingungen wird es in seinem Handelsverkehr bald japanisch werden. Vorgearbeitet haben die Japaner auch hier schon genug. Seit 1905 hat die Ansiedlung japanischer Handwerker und Unternehmer in Wladiwostok um ein Bedeutendes jährlich zugenommen. Da außerdem die Japaner in dem dritten Außenhafen der Mandschurei, in Niutschwang, die früher dort an erster Stelle stehenden Engländer schon vor dem Kriege überholt hatten, und jetzt während des Krieges erst recht die Lage zu ihren Gunsten werden ausgenutzt haben, so muß man sagen, daß der neue Staatsvertrag Japan die Südmandschurei völlig in wirtschaftlicher Beziehung überliefert.

Mit der Übernahme der chinesischen Bahnstrecke Charbin—Wladiwostok verliert Japan in Rußland aber auch seinen militärischen Gegner. Rußland kann nicht mehr seine Truppen in der Mandschurei aufmarschieren lassen, wie es will. Mit der Bahn fällt auch die militärische Bedeutung Wladiwostoks und anderer Stützpunkte. Wenn Rußland sich also verpflichtet, alle militärischen Stützpunkte in Ostasien aufzuheben, so ist das nichts Besonderes mehr, wenn es auf die Bahn Charbin—Wladiwostok verzichtet hat.

Digitized by Google

Wichtig ist dann aber weiter, daß Japan sich zum alleinigen Schützer der Integrität Chinas aufwirft und Rußland dann verpflichtet, ihm beizustehen, falls eine dritte Macht eingreifen will. Wer die „dritte Macht" nur sein kann, ist allen durchsichtig: England. In London hat man nach der Bekanntmachung der 21 japanischen Forderungen an China vor einem Jahr am lautesten geschrien, in London will man nicht davon ablassen, daß der Yangtse Englands Domäne sei u. a. m. Damit hätten wir dann aber in der Tat ein russisch-japanisches Bündnis mit der Spitze gegen England.

Diese Wendung der Dinge in Ostasien wäre für uns nicht ungünstig, denn sie bedeutet auch eine Schlappe Englands. Für England würden sich dadurch am Stillen Ozean und am Indischen Ozean wieder die alten Gefahren erneuern. Denn ein russisch-japanisches Bündnis bedroht Englands Stellung nicht nur in China, sondern auch in Indien. An den Indischen Ozean zu kommen, ist ja nicht nur die Sehnsucht Rußlands, sondern bekanntlich auch Japans. Was Rußland in Ostasien verliert, hofft es vielleicht am Indischen Ozean sich zu holen, und Japan würde ihm gegen England dort gern Beistand leisten.

Notizen

England

„**Die letzte Kohlenverordnung der englischen Regierung** beweist, daß man in London sich noch nicht vollständig als Herr über die Meere fühlt, und wie wenig man die Souveränität der neutralen Staaten achtet", meint — nicht die „Deutsche Tageszeitung", sondern das „Sydswenska Dagbladet".

Australien und das Mutterland. „Morning Post" meldet: „Australien ist entschlossen, den deutschen Krebs auszuschneiden. Die Kaiserliche Regierung wird gut tun, sich den Ernst des australischen Entschlusses vorzuhalten. Es besteht anscheinend eine Meinungsverschiedenheit zwischen der australischen Regierung und der des Mutterlandes. Erstere wünscht die deutschen Handelsinteressen zu zerstören, letztere sie zu schützen." — Vorbereitungen für den Zusammenschluß der englischen Kolonien mit dem Mutterlande!

„Das Budget hätte zur Aufrichtung unserer wirtschaftlichen und industriellen Unabhängigkeit dienen, Mutterland und Kolonien enger verknüpfen können. Aber nichts dergleichen geschah", sagte dieselbe „Morning Post" einige Tage zuvor!

England und Japan. Graf Okuma, Premierminister von Japan, erklärte dem Korrespondenten von Reuters Bureau, jede Behauptung, daß Japans Freund-

Digitized by Google

schaft für England unaufrichtig oder daß es dem Vertrage untreu sei, für durchaus falsch. „Es ist wahr, daß ein Teil der japanischen Presse kürzlich einen antibritischen Standpunkt einnahm. Es wurde mir empfohlen, mit diesen Blättern streng zu verfahren, doch ich war immer ein Anhänger der absoluten Freiheit der Presse. Ich behaupte bestimmt, ohne erfolgreichen Widerspruch zu fürchten, daß Japan seinen Verbündeten gegenüber loyal, gegen England freundschaftlich und gegen alle ihre Unternehmungen treu gesinnt ist. Wir — England und Japan, Rußland, Frankreich, Italien und alle die andern — müssen zusammenhalten, um unseren gemeinsamen Feind Deutschland zu vernichten." Daß Okuma dies alles besonders ausdrücklich und durch Reuter versichern muß!

Englisches Urteil über Polen. „Deutschland behandelt Polen gut, weit besser als seine eigenen polnischen Provinzen, und besser als Rußland sie behandelt hat. Schulen und Universität mit voller Freiheit im Gebrauch der Muttersprache sind eröffnet, und bei der Lebensmittelverteilung tut es, selbst nach dem Urteil deutschfeindlicher Polen, soviel ihm seine eigene Knappheit an Lebensmitteln irgend ermöglicht." Darum rät man, „es wäre ein Augenblick, in dem ein spontaner Ausdruck der Fürsorge der Alliierten für Polen von hohem Werte sein würde. Die Aussicht auf die Herstellung eines ganz vereinigten Polen, mit formellem Versprechen auch seitens der Alliierten, könnte in diesen Zeiten den Polen unschätzbaren Vorteil bieten." Rußland hat dem englischen Wink gehorcht, indem es das Absingen der drei polnischen Hymnen wieder erlaubt, auf dem sonst die Verbannung stand. Ob die Polen, die es schon nach der Proklamation des polenfreundlichen Nikolajewitsch konnten, nun merken, wo ihre Freunde sind?

Englischer Schmuck. „Die in London ansässige bekannte indische Hofjuwelierfirma Hamilton & Co. veröffentlicht in „Capital" und anderen Zeitschriften die Abbildung der gefährlichsten Waffen der Gorkhas, den sogenannten „Kukri"-Dolch, in Form eines goldenen Schmuckes, welchen die Damen der englischen Gesellschaft offensichtlich als Symbol des Hasses tragen, und der den Eingeborenen zum Ansporn im Gebrauch dieser nur unter den rohen Gebirgsstämmen Indiens gehandhabten Mordwaffe dienen soll." — Also kämpfen jetzt in England auch die Damen für die „Zivilisation"?

Russische Kontraste

1. „Ministerpräsident Stürmer hat im Senat darauf hingewiesen, daß die Gouverneure mit Gesuchen der deutschen Kolonisten überhäuft sind, sie aus den Listen der Personen zu streichen, deren Besitz einer Liquidation unterliegt. Die Gesuche würden damit begründet, daß die Kinder der Kolonisten zum Teil im Kriege gefallen sind, zum Teil im Kampfe ausgezeichnet wurden."

„In Kostroma sind 1600 deutsche Kolonisten, die aus dem Wolhynischen Gouvernement ausgesiedelt worden sind, eingetroffen. Ihre Ansiedelung in Kostroma bereitet unüberwindliche Schwierigkeiten, da weder freie Wohnungen vorhanden sind, noch der Vorrat an Lebensmitteln ausreicht. Der Gouverneur hat bekannt

Digitized by Google

gegeben, daß er von einer Ansiedelung der nach Kostroma geschickten Kolonisten unter solchen Umständen Abstand nehmen muß". — Verdienst und Entgelt.

2. „Nach einem neuen Gesetzentwurf wird im ganzen Reich am Montag, Mittwoch und Freitag der Fleischverkauf verboten."

„Am 11. April hatte das Petersburger Publikum Gelegenheit, an einer der belebtesten Straßenkreuzungen einen Trupp österreichischer und preußischer Gefangener unter verstärkter Bewachung zu sehen. Die gefangenen Deutschen sahen infolge der deutschen Ernährung ausgehungert aus und freuten sich sichtlich, in Gefangenschaft geraten zu sein."

Wohl weil man für sie das Fleisch aufgespart hat, das man an den fleischlosen Tagen der Bevölkerung entzieht?

3. Verschiedene Neutrale haben mehrere deutsche Gefangenlager besucht und sind zu der Entdeckung gekommen, daß die Behandlung der Gefangenen in Deutschland außerordentlich gut sei und also die englische und französische Presse Unwahrheiten verbreite. Unter diesen Neutralen war auch ein norwegischer Professor namens „Yanshen", der zusammen mit einem dänischen Arzt und einem Schweden ein Gefangenlager eingehend besichtigt und einen ausführlichen Bericht darüber in einer Zeitung Christianias gegeben hat. Sein Gesamturteil geht dahin, daß die deutschen Gefangenlager mustergültig eingerichtet sind — denn wenn man eins von ihnen gesehen habe, kenne man sie alle — und die Gefangenen in jeder Beziehung sehr gut behandelt werden, — schreibt die chinesische Zeitung „Asia-jih-pao" am 7. März.

„Das Leben der Gefangenen ist sehr schwer, besonders das der russischen, die hungern und frieren und nicht so unterstützt werden wie die Gefangenen der verbündeten Staaten von ihren Heimatgenossen. Die russischen Schweine werden besser gefüttert als die Gefangenen in Deutschland, die in schmutzigen Baracken, welche nie gereinigt werden, leben müssen. Die Behandlung der Gefangenen ist roh, selbst Verwundete werden an Pflöcke gebunden, Disziplin ist sicher in jedem Gefängnis weniger streng, alle müssen arbeiten, und die Lage in fast allen Lagern ist gleich schwer. Alle Mißerfolge der Deutschen an der Front werden durch Repressalien an den Gefangenen ausgelassen." „Als russische Ärzte eine Desinfektion der Gefangenen verlangten, wurden die Gefangenen gezwungen, sich im Freien bei Frost und Wind zu entkleiden, worauf ihnen bedeutet wurde, daß dies die Desinfektion sei. Die Gefangenen mußten auf dem Fußboden schlafen, wurden kümmerlich ernährt und von deutschen Ärzten mit Stöcken geprügelt," — schreiben russische Zeitungen.

Frankreich

Das ewige Bündnis. „Mit dem Sieg der Waffen wird die Liga des Rechts ihre Aufgaben nicht erfüllt haben. Die Gefühle der Solidarität und gegenseitiger Hingabe an ein höheres Ideal, die während dieser schmerzlichen Periode zwanzigmonatigen Krieges sich befestigt haben, werden dazu beitragen, den Schutz der Zukunft vorzubereiten. Die zwischen den Verbündeten am Vorabend der Pariser

Digitized by Google

Wirtschaftskonferenz ausgetauschten Besuche werden nicht verfehlen, dieses Resultat herbeizuführen." Wie peinlich den Franzosen solche Worte werden mögen, wenn die Zeit kommt, wo die Engländer sie aus dem gemeinsamen „höheren Ideal" erst einmal zur Wirklichkeit rufen!

Französische Phantasie. Der „Gaulois" bringt die Photographie einer Bauernwiege mit der Aufschrift: „Wiege aus Holz, mit französischem Blute gefärbt, von der Kronprinzenarmee der Enkelin des Kaisers überreicht." Wer ist mehr blamiert: der Träger einer solchen blutrünstigen Räuberromanphantasie oder der, dem sie gilt?

Italien

Griechenland und Italien. Ein deutscher Kaufmann schreibt uns aus Griechenland: „Wiederholt bin ich gefragt worden, weshalb Griechenland dem so scharfen Druck unserer Feinde nicht nachgibt und wenigstens Bulgarien und der Türkei den Krieg erklärt. Trotz der vom König gegen uns gehegten freundschaftlichen Gesinnungen wäre Griechenland diesem Druck wohl erlegen, wenn nicht folgende Gründe gegen eine Beteiligung am Kriege gegen die Zentralmächte sprächen:

1. die Türkei ist für jeden Griechen der Erbteil; jeder Grieche hofft auf ihren baldigen Verfall und darauf, daß Griechenland dann die Erbschaft in Konstantinopel, am Bosporus und an den Dardanellen antritt. Konstantinopel hat eine größere griechische Einwohnerzahl als Athen. Nach den amtlichen Erklärungen der englischen, französischen und russischen Staatsmänner hatte der Angriff auf die Dardanellen für Rußland den Zweck, die Herrschaft am Bosporus, dem Marmarameer und den Dardanellen zu erobern. Daß sich hierfür kein Grieche begeistern kann, liegt auf der Hand, und als Nachbar zieht jeder Grieche den Türken, aus uns allen verständlichen Gründen, dem Russen vor.

2. Seit dem Mai 1915 hat sich Italien unseren Feinden zugesellt, Italien hat aber seit dem italienisch-türkischen Krieg das Dodekanes besetzt. Obwohl es in dem Vertrage von Lausanne das feste Versprechen gegeben hat, diese 12 Inseln wieder zu räumen, hat Italien wiederholt die Absicht ausgesprochen, das Dodekanes zu behalten, wie auch England und Frankreich Italien dessen Besitz als einen der Preise für die Teilnahme am Kriege gegen Österreich zusicherte. Diese Inseln sind fast ausschließlich von Griechen bewohnt, die sich nach der Vereinigung mit dem Mutterlande sehnen, und man hört alle Tage größere Schmähungen gegen Italien als gegen den Erbfeind, den Türken.

3. Wiederholt ist berichtet worden, daß von unseren Feinden Italien, als Preis für seine Teilnahme am Kriege gegen uns bedeutende Bezirke Kleinasiens, namentlich das Villajet Smyrna, zugesichert worden sind, die von einem großen Prozentsatz Griechen — etwa 5 Millionen — bewohnt sind, die von denselben Wünschen, derselben Sehnsucht beseelt wird, wie die Griechen des Dodekanes. Mir sagte unlängst eine maßgebende Persönlichkeit von Mytilene, daß ein aufrichtiges Einvernehmen mit der Türkei solange nicht möglich sei, solange drüben (in Kleinasien) 5 Millionen Griechen unter türkischer Herrschaft schmachteten.

Digitized by Google

Und nun soll sich Griechenland für den Vierverband erwärmen, der diese Bezirke Kleinasiens und das Dodekanes Italien verspricht? Griechenland soll sich dafür opfern, daß für Italien alter griechischer Boden, der eine Jahrtausende alte griechische Geschichte hat, erkämpft werde?! Dazu kommt noch der Zusammenstoß Griechenlands mit Italien in Nordepirus, wo ebenfalls Italien Griechenland alten griechischen Boden mit griechischer Bevölkerung streitend macht.

Alles das weiß aber die so stark in Griechenland verbreitete Presse als ganz harmlos hinzustellen. Griechische Geschichte geht vielen Griechen nur in französischer Färbung zu, und es gehören wirklich beherzte Männer, wie der soeben verstorbene Ministerpräsident Theotokis, dazu, um gegen diesen Strom zu schwimmen.

Amerika

Amerikanische Kriegsstimmung. „Wieviel Menschen in den Vereinigten Staaten für einen Bruch mit Deutschland sind, der nach Graf Bernstorffs Meinung gleichbedeutend mit einem Kriege wäre, kann man nicht wissen, aber wie viele oder wie wenige es auch seien, sie sollten sich alle über die möglichen Folgen klar werden: Die Lasten der Kriegskosten, die Verwirrung und Verhetzung amerikanischer Bürger untereinander, fortwährende Aufstände in New York, Cincinnati, Cleveland, Milwaukee, Chicago und St. Louis, wo deutsche Sympathien vorherrschen, die Zerstörung des Panamakanals, die Zerstörung so vieler öffentlicher Bauten, deutsche U-Bootangriffe auf unsere Küsten, eure Söhne und Brüder im Schützengraben in Frankreich und Flandern — alle diese Folgen sind von einem Bruche mit Deutschland zu erwarten," meint eine amerikanische Zeitung am 31. 3.

Der Friede

Deutschlands Zertrümmerung. „Man schafft ein Volk von 70 Millionen nicht durch eine Handbewegung aus Europa hinaus. Niemand denkt daran, Deutschland zu vernichten." So der — „Temps", mitten in Tiraden über den bösen deutschen Militarismus und Imperialismus. Welche neuen Töne entlockt Asquiths Rede der Presse seiner Verbündeten!

Italien über die Kriegsziele der Entente. Die „Tribuna" gibt Asquith hauptsächlich in folgendem recht: „Die Verbündeten wollen die Integrität und nationale Freiheit Deutschlands nicht antasten, sondern einzig und allein die Möglichkeit verringern, daß Deutschland durch das Übergewicht seines Militarismus die Integrität und nationale Freiheit der andern bedroht."

Auch bei der Besprechung der Pariser Wirtschaftskonferenz erklingen solche mildere Töne:

„Von der Paralysierung oder wenigstens der teilweisen Paralysierung der deutschen Volkswirtschaft hängt der Frieden der Welt für die nächsten zwei oder drei Generationen ab. Niemand denkt daran, Deutschland und Österreich bis zu dem Grade zu verarmen, daß ihnen eine angemessene nationale Existenz unmöglich sein wird, aber alle Alliierten beabsichtigen, diese beiden Reiche daran zu hindern,

Digitized by Google

daß sie genügend Geld finden, um nach dem Frieden mit neuer Kraft die Rüstungen fortzusetzen, und es ist deshalb notwendig, daß es in der Folge für die Zentralmächte unmöglich ist, ihre ungeheuren Kreditreserven wieder zu rekonstituieren, auf welche sie sich bei Beginn der Feindseligkeiten stützen konnten und die, wenn nicht alles täuscht, bei Friedensschluß erschöpft sein werden." — Wie verträgt sich das mit der Gewißheit von Deutschlands „Zertrümmerung"? Und welche symptomatische Bedeutung hat es als Meinung des Vierverbands, in dem Italien so gern die Rolle des vorzeitigen Ausplauderers spielt?

Elsaß-Lothringen und Armenien. Elsaß-Lothringen soll nicht mehr allein stehen. Mit ihm soll Armenien auferstehen: „Das befreite Elsaß-Lothringen wird bald mit uns das befreite Armenien feiern," meint „Officiel". Wie gut es sich doch ausnimmt, mit dem Anschein der Teilnahme am Unglück anderer den eigenen Vorteil zu markieren!

Belgische Annexionisten. Frankreichs pathologisch hartnäckige Hoffnung auf die Wiederherstellung Elsaß-Lothringens hat nun auch die Belgier angesteckt. Es gibt unter ihnen richtige Imperialisten, so einen Redakteur des „XX. Siècle", der schreibt:

„Lassen Sie mich heute die Gründe auseinandersetzen, die meiner Ansicht nach die Vergrößerung meines Landes nach Osten zu fordern: Belgien hat auch sein Elsaß-Lothringen, das ist das Großherzogtum Luxemburg, das im Jahre 1815 durch Preußens Intrigen theoretisch von unseren Provinzen getrennt wurde, nach einer Vereinigung, die mehr als vier Jahrhunderte gedauert hatte; seitdem ist es dem deutschen Staatenbund einverleibt und zum vorübergehenden Nutzen des Königs von Holland 1839 dem Mutterland entrissen. Das Herz des ganzen Landes ist belgisch geblieben. Sein Besitz ist aus militärischen Gründen unerläßlich. Je mehr die belgische Grenze sich dem Rhein nähert, um so leichter ist die Verteidigung Frankreichs und Europas. Aachen ist für Belgien unentbehrlich. Der Wunsch der Belgier ist: Gebietszuwachs soviel als möglich, Deutsche sowenig als möglich. Die Schwierigkeiten eines Gebietserwerbes sind nicht so groß, wie man glaubt, müssen auch gegenüber den Forderungen der Sicherheit zurücktreten. Durch den Erwerb deutschen Landes ist keine Stärkung der germanischen Elemente nnd der Klerikalen in Belgien zu befürchten und keine Schwächung der Wallonen. Flandern ist gar nicht germanisch, es braucht französische Kultur und weiß das."

Imperialismus und geistiger Hochmut nach innen und außen, gegenüber den Flamen und dem Nachbarstaate, welch groteskes Mißverhältnis zwischen solcher Anmaßung und der Wirklichkeit!

Die Vernichtung der deutschen Landwirtschaft. Einer der Hauptpunkte, die dem besiegten Deutschland von seinen Siegern zudiktiert werden, ist die Schaffung von Bedingungen, die die Ernährung Deutschlands endgültig unter die Abhängigkeit der ausländischen Zufuhr stellen. Dies ist, meint die „Nowoje Wremja", eines der wirksamsten Mittel gegen die Möglichkeit einer aggressiven Politik Deutschlands in der Zukunft. — Wie plump, unter solcher Menschenfreundlichkeit den

Digitized by Google

Pferdefuß so in die Augen springen zu lassen. Wäre es nicht vorsichtiger gewesen, solche politische Ausblicke in die Presse des englischen Bruders zu lancieren, der wenigstens nicht an der Unterbringung seines Getreides in Deutschland interessiert ist? Wie konnte die Entente bei ihrer Meisterschaft im Dirigieren der Presse so entgleisen!

Handelspolitik der Entente nach dem Kriege. Professor Luiggi sagte (nach dem Bericht der „Times" vom 5. April) in Rom:

„Wenn Italien wirtschaftlich von der Herrschaft der Zentralmächte freikommen soll, müssen große Anstrengungen gemacht werden, da es den größten Teil seines Bedarfs, außer Kohle, von ihnen bezog. England und Frankreich könnten Italien besser bedienen und seine Artikel besser verwerten, man habe dort aber bisher Italien als Handelssphäre zu wenig beachtet. Um der deutschen Konkurrenz nach dem Kriege siegreich zu begegnen, müßte vor allem der Bankverkehr gehoben und ferner ein direkter Eisenbahnverkehr mit England durch eine Fährenverbindung zwischen England und Frankreich hergestellt werden; Post- und Telegraphengebühren sollten ermäßigt und in England das metrische und Dezimalsystem eingeführt werden, hauptsächlich aber müsse die heimische Produktion gehoben werden." Vor allem die „Hebung des Bankverkehrs" wird England angenehm in die Ohren klingen!

Literatur

Otto Jöhlinger, Weltwirtschaftliche Ursachen des Krieges. 1916, Verlag Dietrich Reimer. Preis 50 Pfg.

Diese soeben erschienene wertvolle Schrift behandelt in gemeinverständlicher Weise die weltwirtschaftlichen Ursachen des Krieges. Jöhlinger sieht sie, wie es der Verlauf des Krieges immer mehr bestätigt, unter dem besonderen Gesichtswinkel des „Sichmessens zweier Giganten, die zum ersten Male die Kraftprobe zu bestehen haben. Hie London, hie Berlin!" In der Tat sind, sieht man von dem besonderen politischen Kriegsgrund, dem Kampf um Konstantinopel, der einen russischen Hintergrund hat, ab, die allgemeinen Ursachen des Krieges allgemein weltwirtschaftlicher Natur, die durch den wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands, den England in der zwölften Stunde zu hemmen versuchte, hervorgerufen wurden. Wie sehr dieser deutsch-englische Konkurrenzkampf als Kriegsursache ausschlaggebend ist, dafür bringt Jöhlinger eine Reihe von charakteristischen Gegenüberstellungen, von denen wir folgende herausgreifen: Der Anteil Deutschlands am gesamten Außenhandel der Welt stieg von 10,8 % im Jahre 1892 auf 12,9 % im Jahre 1912; dagegen ging in der gleichen Zeit der englische Außenhandel von 20,9 % auf 16,6 % zurück (Frankreich von 11,2 % auf 9 %). Im einzelnen stieg z. B. die Ausfuhr von Fabrikaten in England 1893 bis 1913 um 121 %, in Deutschland dagegen um 239 %. In der gleichen Zeit stiegen die Eisenbahneinnahmen in England um 49 %, in Deutschland um

Digitized by Google

141 %, die Zahl der Einwohner in England um 20 %, die Deutschlands dagegen um 32 %. Diese wenigen Daten beweisen den ungeheuren wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands in den letzten Jahren. Die Schrift ist daher ganz besonders geeignet, den breiten Schichten des Volkes ein Bild von der wirtschaftlichen Widerstandsfähigkeit Deutschlands in dem jetzigen Kampfe zu geben und das Vertrauen auf den endgültigen Sieg zu stärken.

Dr. rer. pol. Carl Anton Schaefer

Englands Handelskrieg und die chemische Industrie. Von Professor Dr. A. Hesse und Professor Dr. H. Großmann, Berlin. Verlag Ferdinand Enke, Stuttgart.

Es ist ein recht verdienstvolles Werk der beiden Verfasser, das Material über den englischen Handelskrieg gegen die chemische Industrie zusammengestellt zu haben. Denn das, was gegenwärtig in der englischen Presse und namentlich in der Fachpresse über die chemische Industrie veröffentlicht wird, bietet sehr interessante Einblicke einerseits in die englische Industrie selbst und andererseits in die Leistungsfähigkeit des deutschen Gewerbes. Davon legen die Aussagen britischer Chemiker ein wertvolles Zeugnis ab. Die Verfasser zeigen zunächst, mit welchen industriellen Erwartungen England in den Weltkrieg eingetreten ist und wie es gehofft hat, bald alles an sich zu reißen, was früher die deutsche Industrie geliefert hat. Aber schon nach wenigen Monaten haben die Engländer eingesehen, daß sie hier von ganz falschen Voraussetzungen ausgegangen sind und daß eine Verdrängung Deutschlands vom englischen Markt, gerade in der chemischen Industrie, ein Ding der Unmöglichkeit ist. Neben einigen sehr oberflächlichen Aufsätzen von Engländern bringt das Buch auch recht vernünftige britische Ansichten, die zugeben, daß man die gewaltigen deutschen Fortschritte anerkennen müsse und daß die Schwierigkeiten, Deutschland zu verdrängen, von den Engländern zu sehr unterschätzt worden sind. Allgemein wird der Rückstand der englischen Industrie gegenüber der deutschen zugegeben, und bemerkenswert ist der Ausspruch eines Engländers, „daß sie auf dem besten Wege seien, von den Deutschen geschlagen zu werden". Die Gründe, welche von englischer Seite für die Rückständigkeit angegeben werden, sind sehr interessant. Es wird vor allem betont, daß es an einer gründlichen Kenntnis für die Bedürfnisse der Industrie im allgemeinen und der chemischen Industrie im besonderen fehlt. Man hat zwar neuerdings Versuche gemacht, sich von der deutschen chemischen Industrie zu emanzipieren und leider sind hierbei auch deutsche Chemiker tätig. Aber die Verfasser stehen mit Recht auf dem Standpunkt, daß den Bestrebungen ein praktischer Wert nicht beizumessen ist; sie können sehr richtig auf die Äußerung des „Economist" hinweisen, „daß Deutschlands Verlust nicht Englands Gewinn ist, sondern auch Englands Verlust". Diese Auffassung spiegelt sich in zahlreichen Aufsätzen wider, namentlich, wenn resigniert zugegeben wird, daß die Wissenschaft in Deutschland eine ganz andere Rolle spiele als in England und daß vor allem

Digitized by Google

der praktische Einfluß des wissenschaftlich gebildeten Chemikers auf die britische Industrie oft verschwindend ist, während er in Deutschland dominiert. Das Buch bildet eine wertvolle Materialsammlung für jeden, der sich mit dem Problem der Verdrängung des deutschen Handels in England befassen will, und es wäre zu wünschen, wenn auch auf anderen Gebieten ähnliche Sammlungen veröffentlicht würden.

Otto Jöhlinger

Per Hallström, „Der Volksfeind". Vier zeitpolitische Aufsätze. München 1916, Verlag F. Bruckmann, A.-G. Preis M. 2.—.

Per Hallström, der große schwedische Dichter, beschäftigt sich in vier Aufsätzen mit der Politik unserer Zeit. Zuerst betrachtet er die Politik Englands. „Hier sehen wir die ärgsten Fehler des englischen Charakters beisammen, die Härte des Reichtums, den wehleidigen Egoismus des Verwöhnten und die Überhebung des Respektablen. Von diesem brutalen Falle, den man vergessen möchte, wenn man es könnte, gehen die Nuancen bis zu den Normalmaßen der nationalen Verwirrung. Man hätte allen Grund, dem großen englischen Volke eine baldige Besserung von der intellektuellen und moralischen Krankheit zu wünschen, die seine Züge verändert — und wahrlich nicht verschönert — hat."

Frankreich gegenüber warnt er vor der Überschätzung, die man diesem „Liebling der Welt" gern entgegenbringt und bei der man die Wahrhaftigkeit des Urteils sich selbst trübt. Schließlich urteilt er über das Phänomen, das die Haltung der neutralen Welt Deutschland gegenüber darstellt. Er findet den Grund für die Zurückhaltung der Neutralen darin, daß Deutschland wirklich stark war, und sich nicht um Popularität scherte, darin, daß es sich offen zu seinem sonnenklaren Recht bekannte, zu den Mächtigen dieser Erde zu gehören. Auch noch aus einem anderen Grunde. „Die Schule, die Preußen durchmachen mußte, um Deutschland neu zu schaffen, war so hart und streng, daß sie Male hinterließ. Das Gepräge, das Deutschland auf solche Art bekam und in seiner fortdauernd schwierigen Lage beibehalten mußte, konnte nicht das der Liebenswürdigkeit sein, wenn wir darunter weiche Verbindlichkeit und geschmeidige Anmut verstehen.

Wer ruhig außerhalb steht, muß sehen können, daß es sich hier um das Leben und Glück mehrerer Staaten handelte, darunter eines, der seine Einheit teurer erkauft hat, als irgendein anderer und seinen Platz mit dem höchsten Recht zu verteidigen hatte, dem Recht der großen Vergangenheit und der großen verheißungsvollen Zukunft."

Hallström sieht den deutschen Charakter am reinsten verkörpert in dem großen Friedrich. „Er war nicht nur der Kriegsheld, dem das Schicksal gebot, die Schlachten zu schlagen, die geschlagen werden mußten, und das zu wagen, was kein anderer gewagt hätte, er war nicht nur der Typus des deutschen Heroismus in seiner streitbaren Unüberwindlichkeit. Bei ihm wie bei der Nation, die er vertrat und umgestaltete, war der tragende Grund die moralische Stärke, die in der bedingungslosen Annahme der Pflicht liegt, was es auch

Digitized by Google

gelten mag, Kriegshandwerk oder friedliche Kulturarbeit."

Derart ist der Geist, aus dem Hallström das Verhältnis Deutschlands zu seinen Gegnern beurteilt. Bei einem Dichter kann es nicht wunder nehmen, daß sein Urteil im wesentlichen auf die rein geistige Haltung beschränkt bleibt, man sieht aber aus den wenigen Proben, wie fruchtbar und anregend eine solche Betrachtungsweise ist, wie sachlich und gerecht Hallström Deutschland und seinen Gegnern gegenübersteht, um aus ihrem Wesen und Wirken „die Summe ihrer Existenz zu ziehen".

Dr. med. H. Paull, Die neue Familie. Ein Beitrag zum Bevölkerungsproblem. Der Deutsche Krieg. Siebzigstes Heft Stuttgart-Berlin.

Der Verfasser schildert in den schwärzesten Farben den Geburtenrückgang und seine Folgen und malt ein schauriges Bild der französischen Zustände und der fruchtlosen Versuche der Regierung zu helfen. Der Grund des Geburtenrückgangs in Deutschland sieht er einerseits in dem Verfall der monogamen Ehe, andererseits in der Verschlechterung, die die materielle Lage der Familie durch zunehmende Kinderzahl erleidet. Ob die Heiligkeit der Ehe sich durch die geforderten Gesetze wiederherstellen läßt, ist zweifelhaft, selbst wenn dem Ehemann die übertriebene Vorzugsstellung im Staatsleben eingeräumt wird, die der Verfasser für ihn verlangt.

Sehr glücklich erscheint dagegen der Gedanke, die wirtschaftliche Schädigung, die der Familie aus reichem Kindersegen erwächst, auf dem Wege der Versicherung aufzuheben, und sehr berechtigt die Forderung, daß die Lasten dieser Versicherung von allen Staatsbürgern gemeinsam getragen werden. Der ausführliche Plan einer deutschen Familienversicherung, den der Verfasser entwirft, wird allerdings im einzelnen manchen Widerspruch wachrufen, und und es ist unwahrscheinlich, daß in der vorgeschlagenen Form tatsächlich ein voller Ausgleich der wirtschaftlichen Nachteile des reichen Kindersegens erreicht wird. Es scheint auch, als ob dem Verfasser fast mehr darum zu tun wäre, das Familienband, das die Ehe knüpft, deren bindende Kraft zu erlahmen scheint, durch die materielle Unterlage eines Familienbesitzes neu zu festigen.

Dr. phil. Paul Hermberg.

Dritte deutsche Kriegsanleihe

Die Zwischenscheine für die 5 % Schuldverschreibungen des Deutschen Reiches (dritte Kriegsanleihe) können vom 1. Mai d. J. ab in die endgültigen Stücke mit Zinsscheinen bei der „Umtauschstelle für die Kriegsanleihen", Berlin W 8, Behrenstraße 22, sowie durch sämtliche Reichsbankstellen bis zum 22. August d. J. kostenfrei umgetauscht werden. (Vergleiche Mitteilung im Anzeigenteil!)

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer Weimar
Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 12. Mai 1916 • Heft 20

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Das türkische Kriegsziel

Von Professor Dr. E. Jäckh

Der „Balkanzug", der in gerader, sicherer Linie Berlin mit Konstantinopel verbindet, ist die lebensvolle Bestätigung der Vierbundseinheit als des politischen Gewinns des Weltkrieges. Die Zahl der Deutschen, die im Krieg nach Konstantinopel kommen, ist größer als sie je im Frieden war. Dreierlei soll darum jeder wissen, der unsere türkischen Freunde besucht:

Einmal: Die alte Türkei hat ganze 32 Jahre lang (von 1876 bis 1908) einen Sultan ertragen müssen, der nicht nur nichts entwickelt, sondern alles geradezu verwüstet hat. Während der gleichen Zeit, in der Europa und besonders Deutschland durch eine planmäßige Organisation der Arbeit und durch zielbewußte Ausnutzung aller technischen Erfindungen und Fortschritte eine in der Weltgeschichte noch nie dagewesene Entwicklung gesteigert hat, hat Sultan Abdul Hamid durch eine chinesische Mauer sein Land und Volk abgesperrt und zurückgehalten und Verfall und Verwesung förmlich gezüchtet. Keine Kluft konnte größer werden und sein, als die zwischen dem vorwärts stürmenden Europa und der rückwärts gezwungenen Türkei. Dieser superlative Gegensatz einer ganzen Generation in einem höchsten Höhepunkt und einem tiefsten Tiefpunkt muß klar gegenwärtig bleiben.

Sodann: Die junge Türkei hat erst 7 Jahre lang eine Neuordnung versuchen dürfen — aber nicht etwa durch eine ehrliche Hilfe Europas gefördert, sondern nochmals durch den feindseligen Widerstand von vier Großmächten und von vier Nachbarmächten gehemmt und geschädigt: durch

Digitized by Google

Rußland, England, Frankreich und Italien ebenso wie durch Bulgarien, Serbien, Griechenland und Montenegro. Diese sieben Jahre der jungen Türkei bedeuten einen siebenjährigen Krieg in drei Weltteilen: in Europa zwei Feldzüge in Albanien und zwei Balkankriege gegen die vier Balkanmächte; in Afrika den Tripoliskrieg gegen Italien; und endlich in Asien: in Arabien gegen englische Aufrührerei, in Armenien gegen russische Eingriffe und im Libanon gegen französische Umtriebe. Zu dieser äußeren Bedrängnis an allen Ecken und Enden in drei Weltteilen kommen noch die inneren Krisen der Umbildung aus dem ancien régime zu einem modernen Staatswesen durch drei Revolutionen ... Und trotz alledem wird jeder Kenner der wirklichen Verhältnisse vor 1908 und der seitherigen Fortschritte feststellen müssen: es ist gearbeitet, vorangeschafft worden! „Neues Leben blüht aus den Ruinen." Kein Vergleich mit Berlin gibt den richtigen Maßstab, sondern nur ein Vergleich mit der einheimischen Wirklichkeit von 1908 und von 1916. Und der Weltkrieg ist die Prüfung und Bestätigung: in der siegreichen Abwehr der englisch-französischen Doppelweltmacht vor den Dardanellen, in der weltgeschichtlichen Niederzwingung des englischen Weltruhms durch die Dardanellen wie in Mesopotamien (und wohl auch noch am Suezkanal), durch eine so gründliche Schädigung des englischen „Prestiges" im gesamten weiten Orient, wie es selbst Napoleon nicht erreicht hat. Gewiß hilft deutsche Organisation; aber die streitende und leitende Masse ist die türkische Nation.

Und drittens: Die Türkei beteiligt sich trotz ihrer siebenjährigen Kriege und Krisen noch an diesem Weltkrieg und sie kämpft mit ihrer ganzen Kraft ihren Vierfrontenkrieg durch — warum? Eben um als türkische Nation ihre Selbständigkeit und Selbstbestimmung zu erstreiten und zu sichern — zum erstenmal und einfürallemal! Die Türkei will türkisch werden! Die Türkei war seit Jahrhunderten nur Objekt für Europa gewesen, ein Objekt der Ausbeutung und Bevormundung; sie will und muß Subjekt werden, das sich selbst bestimmt. Das ist ein Kriegsziel, das ebenso vom türkischen wie vom deutschen Interesse gefordert wird. Man muß immer wieder wissen: daß die Türkei durch die „Kapitulationsverträge" der feindlichen Großmächte daran gehindert war, Eisenbahnen zu bauen, wie und wo sie sie brauchte. (Deshalb mußte Erzerum fallen, das 800 km von der nächsten Bahnstation entfernt liegt, während

Digitized by Google

die Russen dank einer Reihe strategischer Bahnen näher daran waren; deshalb war Bagdad bedroht, weil die Engländer mit ihrer Dampfschiffahrt näher daran waren, als die Türken, die keine Bahn hatten; deshalb braucht der Suezkanal seine Zeit; deshalb ist die Verteilung der Ernährung schwierig.) Man muß immer wieder wissen, daß die Türkei bisher verhindert wurde, ihre Wirtschaft nach ihren Bedürfnissen zu entwickeln, d. h. Zölle festzusetzen, wie sie sie brauchte. Die feindlichen Großmächte schrieben die Zölle vor — zu ihrem eigenen Nutzen und zum wachsenden Schaden der Türkei und auch Deutschlands. Die politische und wirtschaftliche Selbständigkeit — das ist das Kriegsziel der türkischen Regierung und der türkischen Nation. „Wenn wir ganz Ägypten eroberten und halb Rußland gewönnen — der Krieg wäre für uns doch verloren, wenn die Kapitulationen bestehen blieben" — so sagte mir schon im vorigen Oktober ein leitender türkischer Staatsmann ganz richtig. Ich behaupte: selbst die beste deutsche Behörde hätte die Türkei nicht entwickeln können, wenn und solange sie durch die Bande der „Kapitulationen" gefesselt ist.

Nochmals: Die Türkei will türkisch werden. Das ist — kurz und bündig, klar und richtig — das türkische Kriegsziel. Im Innern und nach außen! Dieser Krieg bestätigt und erfüllt die Forderung Moltkes, daß die Türkei ihre eigenen Provinzen erst noch zu erobern habe. Diese türkische „Eroberung" bringt der Krieg für Syrien und Mesopotamien. Wer in diesem März mit dem Kriegsminister Enver Pascha die Fahrt durch Anatolien und Syrien, nach Arabien und bis vor den Suezkanal mitmachen konnte, der hat als Augenzeuge mit freudigem Staunen feststellen müssen, wie die Kriegsarbeit des türkischen Gouverneurs und Kommandeurs Djemal Pascha das ganze weite Gebiet vom Taurusgebirge bis in die Sinaiwüste erfaßt und durchgearbeitet, der türkischen Zentralgewalt erschlossen und gewonnen hat: militärisch, wirtschaftlich, organisatorisch. Da sind Eisenbahnen und Automobilstraßen entstanden, Baracken und Zisternen — „mustergültig"; da sind Felder bestellt und Oasen bis in die Wüste — selbst durch „Frauenbataillone"; da sind wüste Stadtviertel beseitigt und neue Stadtanlagen gewachsen. Jetzt mitten im Weltkrieg! Da ist alles französische Wesen verschwunden, und — „Syrien gehört zum erstenmal wirklich und richtig der Türkei": so hat es ein erfahrener

Digitized by Google

Staatsmann gesehen" . . . Und ähnlich wird's drüben in Mesopotamien gehen, dadurch daß Kut el Amara gefallen ist. Das arabische Mesopotamien wird aufhorchen und aufsehen — zum türkischen Sieger hin, der eine ganze englische Garnison gefangen nimmt, so groß wie bisher keine europäische Front dieses Weltkrieges sie eingebracht hat.

Die Türkei will türkisch werden — auch nach außen. Ein Bild des türkischen „Kladderadatsch" zeigt folgende Szene: Ein Europäer wird von einem Türken gefragt: „Warum machst du denn ein so betrübtes Gesicht?" — „Ach! (antwortet der Europäer) ich muß ja jetzt türkisch verstehen, wenn ich in der Türkei vorankommen will!" — „Gut! (erwidert der Türke) bisher mußte ich Türke in meinem türkischen Heimatlande mich fränkisch geben, um bestehen zu dürfen!" — Und dann setzt er auseinander, daß die Türken deshalb Land an Bulgarien abgetreten haben, deshalb den Russen, den Engländer, den Franzosen, im Kaukasus, in Mesopotamien, in den Dardanellen hinnehmen, deshalb eine Million Menschen hingeben und deshalb die wirtschaftliche Not auf sich nehmen — freudig und siegessicher — nur um endlich frei werden zu können, um endlich türkisch sein zu dürfen. Das ist der türkische „Nationalismus" als Kriegsziel, und so wird der türkische Nationalismus auch zum Kriegsmittel. Die türkische Regierung braucht den nationalen Willen des kämpfenden und leidenden Volkes und sie stärkt ihn durch nationale Verfügungen. Da läuft auch etwas wie „Chauvinismus" mit unter; aber wo wäre ein solcher geschichtlicher Übergang ganz frei von solchen Einschlägen? Äußerliches und Vorübergehendes sollte nicht den inneren Kern einer notwendigen Entwicklung verdecken. Was in Ungarn und in Bulgarien gerecht erscheint, darf auch für die Türkei billig sein. . . Die Türkei will türkisch werden: einheitlich und selbständig, frei und stark.

Je einheitlicher und je stärker die neue Türkei wird, desto sicherer und wertvoller wird sie auch als Deutschlands Bundesgenosse. Das türkische und das deutsche Interesse deckt sich für den, der die zweihundertjährige Geschichte der preußisch-deutschen Orientbeziehungen durchgearbeitet hat, im Grunde so überzeugend, daß das Wort gewagt werden kann: die deutsch-türkische Zusammengehörigkeit ist eine geschichtliche Unerbittlichkeit. Das ist auch die Stimmung des türkischen Volkes und das ist die Einsicht und der Wille der türkischen Staatsmänner, die ganz klar und

Digitized by Google

sicher den Weg sehen: für eine freie Türkei an der Seite des deutschen Bundesgenossen im siegreichen Krieg wie im arbeitsamen Frieden.

Amerika und die japanische Gefahr

Von Dr. Fritz Wertheimer

Ein Einwanderungsgesetz, das japanische Einwanderer ausschließt, soll das Repräsentantenhaus durchlaufen haben und dem Senat zur Beschlußfassung vorliegen, es soll, was gern zu glauben ist, gegen die Würde des japanischen Volkes verstoßen. Das ist alles, was wir jetzt gehört haben. Aber wir wissen aus der Vergangenheit der amerikanisch-japanischen Beziehungen genug, um uns die Lage erklären zu können. Japans koloniale Expansion ging in den letzten Jahren unter der tätigen Agitation des Kolonialpolitikers Take-Koschi immer mehr nach Süden. Angebliche holländische und amerikanische koloniale Mißerfolge in Niederländisch-Indien und auf den Philippinen wurden dem japanischen Volke vorgeredet und in Gegensatz gestellt zu den großen Erfolgen der Japaner auf Formosa. Amerika machte schüchterne Versuche, durch Anlegung eines großen Kriegshafens auf Hawai der Gefahr zu begegnen. Es gelang ihm sogar für den Augenblick, eine Festsetzung der Japaner schon auf amerikanischem Kontinent, in Mexiko, zu verhüten. Die schwierigste Frage aber war und blieb die Festsetzung der Japaner im Gebiete der Vereinigten Staaten selbst, in Kalifornien, weil hier Japan offene Machtpolitik vermied und sich rein auf wirtschaftliche Expansion beschränkte. Seit ungefähr einem Jahrzehnt sucht sich der Staat Kalifornien dieser japanischen Überschwemmung zu erwehren, wobei es Washington immer wieder gelang, geplante gesetzgeberische Maßnahmen dagegen im Interesse der guten Beziehungen zu Japan zu verhindern. Das ging so bis zum Jahre 1913. Am 10. August dieses Jahres trat in Kalifornien ein ordnungsgemäß beschlossenes Gesetz in Kraft, wonach Ausländer, die in den Vereinigten Staaten Bürgerrecht erwerben können, hinsichtlich des Rechtes auf Grunderwerb und Grundbesitz wie Amerikaner behandelt werden sollten, Ausländer aber, die nicht Bürgerrecht erwerben könnten, Grundeigentum nur in einem Umfange erwerben, besitzen und übertragen dürften, der in den Handelsverträgen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Heimat-

Digitized by Google

lande der betreffenden Ausländer festgelegt sei. Gegen diese Bestimmung erworbenes Grundeigentum fällt dem Staate anheim, Ausländer, die nicht Bürger der Vereinigten Staaten werden könnten, sollten Grund und Boden nur für drei Jahre pachten dürfen. Der Name Japan war in diesem Gesetze natürlich nicht erwähnt, zufälligerweise haben aber die Vereinigten Staaten in ihren Handelsverträgen gerade mit Japan keine Bestimmung über den Erwerb des amerikanischen Bürgerrechtes. Das neue kalifornische Gesetz war so geschickt und scharf abgefaßt, daß es nicht einmal auf wohlerworbene Rechte, die vor dem Inkrafttreten dieses Gesetzes bestanden, die nötige „in dem Rechte der Neutralen und der Menschlichkeit" begründete Rücksicht nahm. Es hagelte natürlich sofort japanische Proteste, und gleich der erste des japanischen Botschafters Chinda richtete sich nicht mehr gegen Herrn Taft und Knox als seinen Sekretär, sondern Herr Wilson mußte am zweiten Tage seiner neuen Regierung den Japaner freundlichst empfangen. Japan versprach Einschränkung der Auswanderung nach Kalifornien und drohte zur gleichen Zeit, „daß die Ehre und Würde der Kaiserlichen Regierung eine so unbillige Behandlung ihrer Bürger nicht gleichgültig werde mit ansehen können". Herr Wilson berief sich etwas gedrückt auf die Selbständigkeit der Bundesstaats-Verwaltung und auf die Ohnmacht seiner Zentralregierung. Bryan fuhr höchst persönlich nach Kalifornien, aber die Bill ging durch. Japan protestierte, aber der kalifornische Gouverneur vollzog in kühler Ruhe das Gesetz. Japan spielte die Angelegenheit in seinen Protesten auf die Rassenfrage hinaus, Amerika erklärte sie als eine rein wirtschaftliche Angelegenheit. Herr Chinda fuhr in seinen Protesten fort, die Bill als „in ausgesprochenster und gehässigster Art" gegen Japan gerichtet zu kritisieren. Als er den Versuch machte, das kalifornische Gesetz dadurch unwirksam zu machen, daß er in den bestehenden Staats- und Handelsvertrag mit Amerika eine neue Konvention einarbeitete, die die Frage des Grundeigentumserwerbs regelte, schob Amerika die Sache sofort auf die lange Bank. Japan zog darauf seinen Konventionsvorschlag zurück und wartete die Antwort auf seine letzte Protestnote ab. Diese Antwort kam dann auch, änderte aber an den tatsächlichen Zuständen nichts.

Die japanischen Arbeiter hörten nicht auf, nach Kalifornien einzuwandern und dort für Obst- und Gemüsebau ein sehr geschicktes, gesuchtes

Digitized by Google

und hochbezahltes Arbeitermaterial abzugeben. Sie schickten sehr viel Geld in die Heimat zurück, organisierten sich leicht und übernahmen gruppenweise Kontrakte, pachteten wohl auch gemeinsam Land, um es auf eigene Rechnung zu bestellen, einzelne waren früher rasch zu Großgrundbesitzern aufgestiegen, die meisten jedoch, die eigene Besitzer geworden waren, waren mittlere Besitzer geblieben. Was aus ihnen nach dem Inkrafttreten der kalifornischen Bill geworden ist, entzieht sich zurzeit unserer Kenntnis. Jedenfalls hatten vor dem Kriege die Japaner in Kalifornien gut zentralisierte und stramm organisierte Vereine, sie hatten ihre eigenen Schulen und Zeitungen, Bankinstitute und politische Organisationen. Sie hatten, unter Roosevelt, erzwungen, daß die geplante gesetzmäßige Trennung der Schulen in rein amerikanische und rein japanische unterblieb, ohne hindern zu können, daß die Japan feindliche Stimmung nicht nur in Kalifornien, sondern in den ganzen Küstenprovinzen stetig stieg.

Nun scheint also, nach den neuesten Nachrichten, von denen man nicht vergessen darf, zu erwähnen, daß sie der Londoner „Morning Post" entstammen, ein asiatische Einwanderer überhaupt ausschließendes Gesetz dem Senat der Vereinigten Staaten vorzuliegen. Danach scheint die alte Streitfrage, ob der Obst- und Gemüsebau Kaliforniens überhaupt die leichten geschickten Hände der japanischen Arbeiter entbehren könne, in bejahendem Sinne gelöst zu sein, nachdem früher die meisten Wirtschaftsgutachten sie verneint hatten. Der neue Gesetzesvorschlag wäre allerdings von Herrn Wilson kaum mehr als reine Wirtschaftsfrage abzutun, der Rassencharakter läge so deutlich auf der Hand, daß auch das Japan von heute sich kaum mehr mit faulen Ausreden abspeisen ließe.

Das Japan von heute! Darin liegt der Kern der Sache und die besondere Gefahr, in die sich Amerika zu begeben scheint. Das Japan vor dem Weltkriege war schwach und war ein Japan von Englands Gnaden. England hatte es nicht ohne kluge egoistische Berechnung in den Krieg mit Rußland gestürzt, in dem Japan siegte, ohne seinen Sieg ausnutzen zu können. Das Ausbleiben der russischen Kriegsentschädigung, zu der ihm England im entscheidenden Momente nicht verhalf, drückte Japan zu einem folgsamen Annex englischer ostasiatischer Machtpolitik herab. Londons Börse bestimmte über Japans Willen. Der Ausbau von Heer und

Digitized by Google

Flotte, namentlich aber gerade der Flotte, mußte langsamer, viel schwächlicher erfolgen, als es der doch drohende Konflikt mit Amerika verlangt hätte. England half zwar dem Namen nach in Japan Industrien begründen, ließ sie aber, wenn es wirklich galt, vollkommen im Stich. Der berühmte Fall des Muroran-Stahlwerks, das die japanische Regierung in Gemeinschaft mit Armstrong & Vickers unter schweren Opfern begründete, ist ein Schulbeispiel dafür. England hatte ja das größte Interesse daran, daß Japan seine großen Schiffe und seine schweren Kanonen in England fertigen ließ, weil es dafür recht erhebliche Summen bezahlen mußte und so immer tiefer in die englische Schuld sank. England war die führende Macht in Ostasien und wollte es bleiben, Japans Flotte sollte nur der Hausknecht im Gelben Meer sein, der für England wachte, weil dieses glaubte, gezwungen zu sein, seine Flotte stets gegen Deutschland konzentriert zu halten. Japan machte krampfhafte Anstrengungen, aus dieser Abhängigkeit zu entschlüpfen, es gelang ihm nicht. Es belastete seine Bürger bis hart an die Grenze des Möglichen mit Steuern, es rief ihren ganzen zähen und halsstarrigen Patriotismus auf, um seine Entwicklungspolitik durchzuführen, England behielt immer noch die Oberhand. Die englische Freundschaft und das Prestige, Verbündeter Englands sein zu dürfen, wog für Japan zu schwer, als daß man es hätte wagen dürfen, die enge Gemeinschaft zu lösen. England aber kümmerte sich höchst wenig um die Nöte des Bundesgenossen, es behandelte ihn genau so, wie man einen Hausknecht behandelt. Als der Bündnisvertrag mit Japan erneuert wurde, strich England kaltlächelnd die Klausel, die ihm peinlich war. Wenn künftig Japan in Streit mit einer Macht kommen würde, die mit England einen Schiedsgerichtsvertrag abgeschlossen hatte, so sollte England nicht zur Waffenhilfe verpflichtet sein. Einen solchen Vertrag hatte England erst mit Amerika geschlossen, gerade gegen dieses Amerika aber brauchte ja Japan den englischen Schutz und die englische Waffenhilfe im Notfalle. Diese höhnische Durchlöcherung des englisch-japanischen Bündnisvertrages brachte die Japaner in helle Wut, aber als kluge Staatsmänner schwiegen sie, solange es nötig war.

Die Amerikaner auf der anderen Seite suchten den Streit zu vermeiden, auf den sie noch nicht vorbereitet waren. Was die amerikanische Flotte im Ernstfalle leisten würde, wußten damals die Japaner genau so, wie

Digitized by Google

alle Welt. Bevor der fertige Panama-Kanal die Durchfahrt der West- und Ost-Streitkräfte und damit in kurzer Zeit eine Achtung gebietende Verstärkung der antijapanischen Schiffskräfte ermöglichen konnte, war marine-strategisch die Lage für Amerika recht flau. England wollte auch keinen Krieg zwischen seinem Bundesgenossen und seinem Freunde. Es vermittelte immer wieder, und entsprechend der inneren Struktur des englisch-japanischen Bündnisses waren die Japaner immer die Gebenden, die Amerikaner immer die Nehmenden bei solchen Kompromissen.

Das Japan von heute sieht erheblich anders aus! Es gibt kaum einen schärferen Ausdruck für diese Veränderung und die Schnelligkeit des Umschwunges, als die Szene, die sich bei den Kapitulations-Verhandlungen um Tsinatau abspielte. Der japanische Admiral und Eroberer ließ bei den Besprechungen den englischen General Bernadiston, dessen Truppen allerdings den japanischen Blutopfern fußballspielend zugesehen hatten, stehen, bot ihm keinen Sitz und kein Glas Sekt an und fuhr ihn stark an, als jener sich getraute, den Mund aufzumachen und mitreden zu wollen. Das war schon im ersten Halbjahr des Weltkrieges. Und wie hat seitdem der Krieg für Japan gearbeitet! Der Beutezug nach Tsingtau war in Japan nicht populär, ohne Zweifel. Man fühlte doch in den militärischen Kreisen, daß er vom alten Samurai-Rittertum und den schönen Nitobe-Lehren des Buschido gar weit entfernt war, man schämte sich etwas. Man mußte diesen Krieg auf Englands Befehl anfangen, obgleich eigentlich der Wortlaut des Bündnisvertrages es nicht so stipulierte. England war eben der gewaltige Machthaber, der Nimbus seiner Seemacht war noch ungebrochen, seine Börse war noch allbeherrschend. Aber der alte Graf Okuma, der als 76jähriger Verlegenheitskandidat von den Genros ans Ruder gelassen wurde, weil man ihn als unangenehmen Gegner so am leichtesten los zu werden hoffte und weil nach dem üblen Bestechungs-Skandal, der die Käuflichkeit hoher japanischer Beamter schonungslos enthüllt hatte, kein anderer so recht an die Leitung der Geschäfte heran wollte, dieser alte Schlaufuchs sah sofort seine Chancen. Er peitschte die alte japanische Sehnsucht, allmächtig und ausschlaggebend im Osten zu werden, voll auf, er benutzte Tsingtau — vom japanischen Standpunkt aus wird man nicht anders sagen können, als daß es mit höchster diplomatischer Geschicklichkeit geschah —, als

Digitized by Google

Sprungbrett, um langsam China und seinen Präsidenten Yuan unterzukriegen, er hat es soweit gebracht, daß dieser auf die mächtige Stärkung der Kaiserwürde verzichten mußte und, heute wieder in schwere Sorgen gedrängt, fast dort wieder anfangen muß, wo er vor fünf Jahren stand. Das Feuer der chinesisch-revolutionären Bewegung wurde von Japan wieder fleißig geschürt und wärmte die japanischen Kastanien.

Je länger der Krieg dauerte, desto stärker wurde Japan, desto zielbewußter wurde Okumas Politik. Der alte Spieler und Abenteurer war jetzt an seinem Platze. Erinnert man sich noch, daß ihm, dem armen Handelsminister und Minister des Auswärtigen vor 30 Jahren ein phantastischer Bombenwerfer das linke Bein wegriß, weil der Handelsvertrag mit den Westmächten Ende der achtziger Jahre infolge von Japans Schwäche noch nicht so gut und für Japan vorteilhaft ausfallen konnte, wie die nationalistischen Schwärmer es wünschten? Das ist derselbe Okuma, der jetzt mit Stolz im Parlament erklären konnte, das japanische Volksvermögen habe sich während des Weltkrieges um zwei Milliarden vermehrt, der Auslandshandel des Jahres 1915 weise einen Ausfuhrüberschuß von 250 Millionen Yen, das sind über 500 Millionen Mark, auf! Japan hat eben Geschäfte gemacht. England hat ihm Arbeitsmaschinen mit Amerika um die Wette geliefert, nur damit es seine ganze Industrie möglichst rasch auf Rüstungszwecke einstelle. Japan sollte Munition und Kanonen herstellen, Tornister und Lederzeug, Uniformen und Mäntel. Es lag am nächsten zu Rußland und mußte dessen Hauptversorgung mit übernehmen. Das stolze England brauchte auf einmal, je länger der Krieg dauerte und je vernichtender seine und seiner Bundesgenossen Niederlagen wurden, das vorher verachtete Japan immer mehr. Dieses Japan verzichtete großmütig auf jede Rache und machte Geschäfte. Es half gewiß dem Bundesgenossen, die Revolution indischer Regimenter in Singapore niederzuwerfen, aber es beließ, was man nicht vergessen sollte, seit der Zeit auch eine kleine Garnison nur zur Entlastung der in Europa angespannten Bundesgenossen in der wichtigen Seefestung. Es stellte alle Gegensätzlichkeiten gegen Rußland zurück, schloß Friedens- und Freundschaftsverträge mit ihm und ließ sich alle Lieferungen bar und hochpreisig bezahlen. Es führte aus Amerika ein, was es zur Industrialisierung brauchte und machte so plötzlich, ohne sich zwei Jahre lang um

Digitized by Google

peinliche Rassen- und Einwanderungsfragen zu kümmern, seine kranke Industrie gesund, schaffte den alten, jede Balancierung des Budgets erschwerenden ungeheuren Einfuhr-Überschuß ab und verdiente, verdiente, verdiente! Der Panama-Kanal bekam Erdrutsche und wurde nicht verwendungsfähig, aber Japan bekam eine Rüstungsindustrie, die sich von anfangs herzlich schlechten Leistungen, an Hand des doch sicher und glänzend bezahlten Absatzes, immer mehr einarbeiten und bessern konnte. Okumas Gegner waren entwaffnet, kein Mensch, kein Arbeiter und kein Politiker mochte an Opposition denken, solange man so glänzend verdiente. Alle moralischen Gegner schwiegen vor dem Erfolg der Okumaschen Nützlichkeitspolitik, die ihren glänzenden Triumph feierte, als am Hofe Yuans in Peking nicht mehr der englische Gesandte als Stimmführer erschien, gefolgt vom russischen, französischen, und ganz hinten auch noch vom japanischen, sondern als der junge japanische Geschäftsträger dort in entscheidender Stunde das große Wort führte und Englands, Frankreichs und Rußlands Gesandte schweigend und folgsam mit dem Kopfe nickten und ihre Zustimmung dadurch zu erkennen gaben. „Ostasien den Ostasiaten, und Japan die Führung dabei!" Okuma war der Träger der großjapanischen Idee, der Weltkrieg und seine lange Dauer setzte das Land des Mikado in den Sattel.

Das neue Japan überreichte am 21. April seine Protestnote in Washington. Es ist nicht mehr der unterwürfige Herr Chinda, der immer vorher erst beim englischen Botschafter anfrägt, ob er auch dürfe, es ist ein stolzer und selbstbewußter Botschafter eines reich und mächtig gewordenen Staates. Darin liegt der Unterschied gegen früher.

Keine Phantasien und keine allzu kühnen Hoffnungen! Mehr als je gilt die Mahnung heute für uns Deutsche, die wir allmählich im Laufe dieses Krieges doch wohl etwas nüchterner und auswärtig-politisch egoistischer haben denken lernen. Japan wird nach dem Protest noch lange nicht den Krieg erklären, selbst wenn Amerika noch so abweisend bleiben würde. So gut rechnen kann auch Herr Okuma, daß er den glänzenden Profit, der von Tag zu Tag immer leichter, schöner und lohnender wird, plötzlich aufgäbe und nach all den Ereignissen des europäischen Krieges sein Land nun in einen Krieg stürzte. So klug ist auch Herr Wilson, daß er nicht im gleichen Moment einen Streit mit Japan vom Zaune bricht,

Digitized by Google

in dem die mexikanischen Händel ihn aufs peinlichste bedrängen und er gerade mit großer Gebärde in Europa eingreift. So schlau sind auch die englischen Diplomaten, daß sie mit allen nur denkbaren und möglichen Zugeständnissen in China und der gesamten Ostasien-Politik die Japaner zufrieden zu stellen suchen und den Konflikt mit Amerika vermeiden wollen, jetzt, wo ihnen der große Helfer Amerika alle bisherigen Fehlschläge ausgleichen soll. Okuma wird einen Strich unter die einzelnen Konten machen und wird den Geschäftsverdienst dadurch steigern, daß er die Preise aus eigenem erhöht. Er verdient weiter und steigert dadurch immer mehr auch die japanische, auf eigene Rüstungsindustrie nun gestützte Heeres- und Flottenmacht.

Vom Geist und Gang des Krieges

Von Professor Dr. Georg Misch[1]

Gewaltiger als die rückwärtige Schau des tiefsten Historikers vermöchte, hat das Leben der Gegenwart das deutsche Selbstbewußtsein geschaffen. Der Krieg hat vorwärts gerichtete Tendenzen in unserm Volk, die vor ihm da waren, aus der Vereinzelung befreit. Seit langem wußten wir, daß die Krisis hinter uns lag, in der der deutsche Geist sich selbst entfremdet schien. Eine neue Jugend wuchs heran, alte Traditionen wurden in Spiel und Ernst wieder lebendig, die Kontinuität des geistigen Lebens herstellend, ohne die eine schöpferische Entwicklung nicht möglich ist; der Wille zur neuen Gestaltung der Lebensformen sprach sich in vielerlei Ansätzen aus, die um so zukunftskräftiger erschienen, als sie aus dem breiten Boden der Arbeit herauswuchsen; das Unechte und Nachgemachte, das so lange auf uns gelastet hatte, begann der Verachtung anheimzu-

[1] Professor Dr. Misch, der Marburger Philosoph, hat zu Anfang des Krieges eine der besten Flugschriften geschrieben, die überhaupt erschienen sind „Vom Geist des Krieges und des deutschen Volkes Barbarei" (Eugen Diederichs, Jena). Inzwischen hat er den Krieg miterlebt und dadurch seine Anschauungen vertieft und erweitert. Davon legt dieser Aufsatz Zeugnis ab, der ein gekürztes, wenn auch in sich zusammenhängendes Teilstück einer größeren Betrachtung ist, die demnächst in einem zugunsten des Roten Kreuzes erscheinenden Sammelwerk „Der große Krieg als Erlebnis" erscheinen wird, als dessen Herausgeber Professor Dr. Ernst Jäckh zeichnet. Der Verlag F. A. Perthes, Gotha, hat den Vorabdruck freundlichst gestattet.

Digitized by Google

fallen — man konnte ahnen, daß, wie im persönlichen Leben bei jeder echten Entscheidung, die ganze freie Persönlichkeit des Volkes sein veräußertes Sein und Wesen sammeln werde in der Tat. Der Krieg hat uns in die Werkstatt der Geschichte schauen lassen, wo ein Volk ohne Gewand und Mittel als Totalkraft lebt und webt. Mochten dann immer die Feinde auf ihre eigenen alten Titel pochen, auf das reiche Erbe an Kultur, das sie in ihrem Blut und ihren Schätzen des Geistes hüten, oder auf den Reichtum an Mitteln, über den ein Volk verfügt, das sich noch alles von der Welt holen konnte was es wollte — es ist doch wahr geblieben, was uns zu Anfang erhob: das Siegel der Sieghaftigkeit drückt die Geschichte nicht dem Verwalter unerschöpflicher Schätze, sondern dem Träger unerschöpften Lebens auf die Stirn.

Und dies ist vielleicht der hauptsächlichste Unterschied zwischen uns und unseren westlichen Feinden. Deutschland trägt dank seiner langsamen Entwicklung noch eine Jugend in sich. Im Geistigen prägt sich das in der Tatsache des deutschen Idealismus aus — der nicht abstrakte Begriffe wie liberté, humanité, justice auf eine kümmerliche Wirklichkeit pfropft, sondern im konkreten Dasein selber die geistigen Antriebe walten sieht, die, mit dem Bewußtsein ihres Gehaltes erfüllt, ihrer Macht über das Leben sicher werden. Und in der politischen Lage stellt sich das Schaffen Deutschlands an seiner Weltgeltung wie der Anspruch einer heranwachsenden Generation an das im Besitz beruhigte Alter dar. Aber bis in den wirtschaftlichen Existenzkampf hinein hat sich gezeigt, daß es nicht auf den Besitz allein, sondern auf den geschmeidigen Umlauf der Kräfte ankommt.

Wir haben den Krieg im Glauben an das Leben empfangen, nicht trotz des deutschen Idealismus, sondern im Reinen mit ihm. Die deutschen Begriffe von Geist und Geschichte waren von jeher für das Irrationale und Dämonische offen; aber gerade bei der Erneuerung dieser Gedanken zeichnete sich als vorwärtsgerichtete Tendenz eine Hinwendung zum Leben ab, die eine tiefe Resonanz besaß für das, was der Krieg an Einheit schaffenden Mächten ausgelöst hat. Das deutsche Denken brauchte nicht still zu stehen und sich umzukehren, als der Krieg die Vernunft vor die Entscheidung stellte, ihn als ein sittliches Ereignis zu begreifen oder selber bis auf bessere Zeiten abzudanken. Muß es vor dem dauernden täglichen Zustand Krieg zum Fatalismus flüchten, nachdem die Erhebung des Anfangs ihm

Digitized by Google

die Wahrheit seiner Gedanken von dem geistigen Wesen der Macht und den irrationalen Bändern des Lebens bekräftigt hat?

Der Mensch kann nicht dauernd in Begeisterung handeln. Sie zeigt ihm das Ziel und führt ihn auf den Weg. Nichts Großes geschieht ohne sie, die uns über unser kleines Eigenleben erhebt. Wer wahrhaft herrschen will, der muß dauernd im Dunstkreis der großen Dinge atmen und durch den Blick auf das Ganze innerlich frei geworden sein von dem Interessengeschiebe der Welt, das seinem Willen dienen soll. Aber die größte Erhebung muß einmal absinken, die Hingenommenheit des Anfangs geht über in die strenge tägliche Arbeit, und auch das erhabenst gespannte Leben, das Leben im Angesicht des Todes, kann, so furchtbar das auch ist, zu einer Gewohnheit werden. Auch im Kriege gibt es, wenn er sich zum Zustand dehnt, einen Alltag, und mit ihm stellen sich die selbstischen Interessen des einzelnen und der einzelnen Gruppen ein.

Der Krieg ist kein Zauberer, der alle Schlechtigkeit, die Selbstsucht, Faulheit, Sinnlichkeit und den Stumpfsinn in eitel Heldentum verwandelte, vielmehr bringt er alles, Schlechtes und Gutes, an den Tag. Der einzelne ist, sobald er in den großen Organismns eingeordnet ist, in den engen Kreis einer Gruppe eingeschlossen, und die einzelnen Gruppen haben ein gewisses Eigenleben, das in sich zusammenhält; so einfache Bänder wie Kameradschaft und Landsmannschaft halten stark, aber ihr Gefühlshorizont ist natürlich begrenzt und schließt nicht bloß ab, sondern auch aus. Man kann einen Gruppen- oder Formations-Egoismus beobachten, der sich nicht als Abfall vom Ganzen, sondern als gesundes Gegengewicht gegen eine allzumenschliche Trägheit darstellt, die sich daran gewöhnen möchte, daß für alles vorgesorgt ist. In jeder Gruppe gibt es gute Elemente genug, die imstande sind, die minderwertigen niederzuhalten; der Führer hat es in der Hand, das Niveau zu wahren. Für die geistigen Menschen unter uns, die jetzt, aus ihrer Abgeschlossenheit gelöst, im Volke untertauchen, aber ihre persönliche Begriffs-Atmosphäre mit sich führen, ist es wohl eine der frohesten Erfahrungen, unter den einfachen Leuten soviel Menschen aus erster Hand, tüchtig und nachdenklich, zu finden, mit denen man von Freund zu Freund verkehrt. Und es ist gewiß keine bloße Verherrlichung, sondern einfach wahr, was hundertmal gesagt ist: daß das Pflichtbewußtsein und die Selbstverständlichkeit, zu

Digitized by Google

arbeiten, etwas zu leisten, bei uns so verwurzelt und verbreitet sind, daß es keines besonderen geistigen Aufschwunges bedarf, sondern in Gelassenheit das, was die Stunde fordert, geschafft wird. Viel macht dabei der bäuerliche Grund, viel die Erziehung und die ganze geistig-sittliche Atmosphäre unseres Volkes, aber es wirkt damit doch auch zusammen, daß der Krieg das deutsche Volk auf einer Entwicklungsstufe traf, wo bei hoher seelischer Kultur sich die gesunde ruhige, schlagbereite Körperlichkeit noch oben hält: nichts von der inkohärenten, gewaltsamen und weichen Primitivität russischer Massen, aber auch nicht die französische Verfeinerung, die mit Geist und Worten soviel macht und durch seelischen Elan zu glänzenden Attacken begeistert. In der vordersten Linie ist heute die Höhe des Lebens, wie in der Heimat das Reservoir der Kraft. Die Nähe an die Gefahr schließt die Menschen nicht nur enger zusammen, sondern holt auch, wo nur die paar wesentlichen Sachen zurückbleiben, das beste aus der Gemeinschaft heraus. Aber auch das gefährliche Leben, sonst die persönlichste Sache, wird zum Dienst. Und die kriegerische Arbeit hat einen wellenförmigen Gang: Perioden relativer Ruhe lösen die Kraft-Anspannung ab, die ohne jene nicht immer wieder so intensiv sein könnte. Das Bewußtsein, in einer Vorwärtsbewegung des Ganzen darinzustehen, kann nicht immer so siegesfrisch und tatsachenklar sein, daß jeder sich unmittelbar im Ganzen fühlt.

Wo der Krieg Zustand ist, ist es oft schwer, den großen Klang durchs Einzelne und Nächste hindurchzuhören. Aber er war da und tönt leise weiter. Wie man's zuerst im großen sah, so bleibt es. Nur hebt sich ein Moment des ganzen Aufbaues mit noch größerem Gewicht heraus: die Disziplin. Sie hält den Zusammenhang der einzelnen mit dem ganzen durch dick und dünn aufrecht.

Sie ist kein äußerer Zwang, sondern eine Methode der Willenserziehung — wie die besten unter unseren Offizieren von jeher ihren Stolz darein setzten, mit der Volksschule wetteifernd, Erzieher von Menschen zu sein. Was an unserer militärischen Zucht dem fremden Auge als unsachliche Arbeit erscheint, ist vielmehr eine Form der Willensgymnastik, durch die das Tun der Pflicht zur selbstverständlichen Übung wird. Sie setzt den Befehlenden instand — wie ein Pädagog als Musketier gesehen hat —, aus dem Willen des Schwächsten das Äußerste herauszuholen. Sie hat

Digitized by Google

den Erfolg, daß der leitende Teil die vorhandenen Kräfte vollkommen in die Hand bekommt. Sie setzt, wenn sie ihren vollen Sinn erfüllen soll, Männer voraus, die wahrhaft herrschen können und befähigt sind, jede Bewegung peinlich genau an den ihr zukommenden Ort zu stellen, ohne den Tüchtigkeiten der einzelnen den Spielraum zu der freien Betätigung zu verkürzen, die den Dienst zur Freude macht. Aber ihre Stärke ist, daß sie im Notfall auch von selber funktioniert als ein System der Ordnung und Unterordnung, durch das das an der Spitze gesammelte Gewissen des Ganzen sich bis an die untersten Organe mitteilt, wo die Tüchtigkeit der einfachen Leute wirkt. Unsere militärische Disziplin ist nicht, wie die Feinde meinen, das eigentliche Band, durch das die Einheit unseres Volkes im Heere geschaffen wurde. Das Ursprüngliche und Entscheidende war und ist und bleibt jenes totale Sicheinsfinden in Fleisch und Blut und Gewissen und Willen, wie wir es zu Anfang des Krieges erlebt haben als einen von innen kommenden Stoß moralischer Kräfte, der jeden unmittelbar mit dem Leben des Ganzen durchdrang. Eingebettet in solchen Grund und Boden allein, konnte die militärische Zucht die Millionen, die keine Masse mehr waren, zu den ungeheuern Leistungen im Ausharren und Anstürmen immer wieder neu zusammenführen. Die Disziplin arbeitet ins Innere des Lebens ein rationales Gerüst hinein, wie der Egoismus, den sie ans Ganze zurückbindet, sich rational aus dem Gesamtbewußtsein herauslöst.

Gift, lebenverfälschend wird der Egoismus erst, wenn er als die oberste Macht auftritt, die das Handeln eines Volkes leiten soll. Das Wort von dem „heiligen Egoismus" spiegelt die ganze rationale Zersetzung der modernen Zeit, aus der uns der Krieg befreien sollte. In früheren Zeiten wurden Weltkriege im Glauben an eine göttliche Mission geführt. Erst in Epochen der Aufklärung führt man sie auf das mechanische Geschiebe der Interessen zurück, wie Thukydides die Motive des peleponnesischen Krieges zergliedert hat — das ist eine Sache des wissenschaftlichen Intellektes, der froh sein kann, wenn er eine neue Seite des Lebens entdeckte; er macht nicht die Geschichte. Aber die Gegenwart hat erfahren, daß es möglich ist, mit dem nackten Egoismus als einzigem Grund klarbewußt in den Krieg zu gehen. Freilich glaubte England ja, den Krieg mit fremdem Blute führen zu können. Und in der Welt der Geschäfte

Digitized by Google

die eine der rationalsten Seiten des menschlichen Lebens ist, hat der Egoist einen aus der Natur der Sache entspringenden Vorrang. Wenn man auf einer Insel lebt, mit der Völkerwelt nur durch abstrakte, berechenbare Herrschafts- und Nutzungsbeziehungen verknüpft, von seinem Heim befriedigt, von der Gegenwart so ganz erfüllt, daß man von der Zukunft nichts mehr wollen kann, als auszuruhen auf der erreichten Stufe der Macht, kann man zu der Täuschung gelangen, daß die Geschicke der Völker sich geschäftsmäßig erledigen lassen, und daß man das europäische Ringen wie einen Kolonialkrieg behandeln könne. Aber der ganze Geist der Geschichte Europas wehrt sich mit uns gegen solche Vergewaltigung, die ihn aus seiner Rolle, die Menschheit in die Zukunft zu führen, entthronen würde. Sicher ist, daß das ganze utilitarische Wesen als Lebensprinzip veraltet ist, und zwar auch in der Politik; schon vor dem Kriege war das den Sehenden klar, und der Krieg hat uns allen die Augen darüber geöffnet. Sicher ist auch, daß England gegen seinen Willen und seine Ansicht von der Welt, von außen gedrängt und nur Schritt vor Schritt, aber dank einer moralischen Notwendigkeit, in das Schicksal des Krieges hineingezogen wurde: auf seiner Insel nicht nur, sondern auch in seinem weltweiten Reich, das so wunderbar fest zusammenhält, aber seinen alten Herrschaftsbau bereits umformt. Aber dürfen wir dessen sicher sein, daß die höhere Stufe des sittlichen Bewußtseins über den Sieg entscheidet? Das wäre selber eine Rationalisierung des Lebens.

Manchmal möchte man glauben, daß nur noch die Atmosphäre von Unehrlichkeit, die abseits vom Kriegsgetümmel zusammengebraut wird, die Feinde hindere, die Wahrheit der deutschen Siege zu sehen. Ehrlicher Krieg vermöchte die Völker zu befreunden, da er sie miteinander in nächste Berührung bringt und sie so zu gegenseitiger Achtung zwingen muß. Wir selber sind ja dazu erzogen und sind stolz darauf, daß wir es auch während dieses Krieges nicht verlernt haben, die Vorzüge der anderen Völker herauszufinden. Man könnte meinen, der Krieg habe lange genug gedauert, um nach den Leistungen der verschiedenen Völker ihre Kraft zu würdigen. Und man möchte träumen, daß ein objektiver Geist — der gar nicht göttlich zu sein braucht, sondern nur der Geist eines Menschen, der frei genug blickte — uns und sie überschaute und sagte: „Laßt es genug sein! Ihr habt ja nun alle gezeigt, was ihr vermögt. Nehmt die Stelle

Digitized by Google

ein, die euch nach eurer Leistungskraft gebührt." Aber auch das wäre eine Rationalsierung, eine englische Verkleinerung des geschichtlichen Geschehens zu einer Art Preisringen.

Als der Krieg über Deutschland kam und in Deutschland sittliches Ereignis wurde, haben wir den befruchtenden Geist des Lebensstromes in allen Bändern unseres Daseins gefühlt. Dürfen wir, wie er nun durch die Zeit fortgeht, ihm einen verstandesmäßigen Gang anmuten, der zwischen Opfer und Ertrag ein Verhältnis von Gleichgewicht errechnen ließe?

In der Glaubensinnigkeit des Mittelalters ist in Deutschland eine Geschichte des inneren Menschen auf den Wegen der Seele zu Gott durchlebt und geschrieben worden, die in ihrem typischen Gang aus Gemüt und Willen geboren ist. Sie beginnt mit dem Vorgefühl aller Fülle des Göttlichen. Aber das höhere Leben muß „erstritten werden": es kommt die lange Zeit der Zucht von Körper und Seele; der Glaube muß in der Verlassenheit standhalten, das Leid wächst bis zur Todesnähe; aber eben die tiefste Not, die dazu zwingt, den Tod innerlich zu durchproben, wird zum Triumph der Seele, der für die Gegenwart der Gottheit bereit macht, und erst dem, der sich bis zu Ende durchgerungen hat, öffnet sich der Lohn des Lebens.

Man darf zu einem solchen Sinnbild eines rein innerlichen Geschehens greifen, um sich der Notwendigkeit zu versichern, die in dem langsamen, schweren, Sterben und Werden aneinanderkettenden Gang der Dinge liegt: daß er nicht bloß von außen kommt, sondern eine innere Lebensform des Willens ist, der mit unbedingter Eigenkraft in die Welt greift und sich den Frieden in ihr erstreiten muß. Große Gefühle genügen nicht und sind auch zweideutig; sie können das wahre Maß echter Kraft sein, aber sie können auch, aus dem Schaume geboren, nur berückend sein. Erst wenn sie still sind und dauern, beweisen sie ihren produktiven Sinn.

Aber es wäre eine Torheit und noch einmal eine Verkleinerung, wenn man die Notwendigkeit, daß das deutsche Volk so gründlich, wie es arbeitet und forscht, seine Sache bis zu Ende durchfechten muß, als eine rein innerliche Angelegenheit, wie eine Art Prüfung des inwendigen Menschen ansprechen wollte. Gewiß ist es eine Probe auf die moralische Kraft, die im Volke steckt. Und es ist schön und groß, wenn viele heute

Digitized by Google

der Gedanke hochhält, daß ein solches Beispiel von Heldentum eine moralische Kraftquelle für alle kommenden Geschlechter bildet. Aber man möchte an das Wort eines alten chinesischen Weisen denken: ‚Wer nur an das Heil seiner eigenen Seele denkt, bringt die großen menschlichen Beziehungen in Unordnung'. Deutschland schafft heute mit an dem Schicksal der europäischen Kultur. Je länger der Krieg dauert und die Erschöpfungs-Taktik sichtbar wird, die ihm das unmittelbar Heroische nehmen will, um so mehr muß in der großen inneren Ruhe, die das gute Gewissen und das frohe Gefühl der Kraft geben, Raum werden für ein Bedürfnis nach Objektivität, die über der Befangenheit im eigenen Leben steht.

Der Vergleich mit dem, was unsere Feinde noch hochhalten mag, hilft uns dabei kaum. Man erfährt davon zu wenig, zumal wenn man nicht jeder Nachricht nachgehen kann. Und bei dem wenigen, das zu uns drang, erschien nur merkwürdig, daß es nach den Worten so scheint, als ob Europa im Grunde noch ganz einig wäre; denn die Wertbegriffe, nach denen man sich gegenseitig beurteilt, klingen hüben wie drüben gleich — Leben und Mechanismus, Freiheit und Unterdrückung, Gerechtigkeit und brutale Macht, Moralität und Antimoral —, nur daß man drüben wie hüben sich selber auf die weiße und den Feind auf die schwarze Seite der Begriffs-Paare setzt.

Macht man aber, um Luft und Licht zu bekommen, die universale Perspektive auf: wie unsere Gegenwart doch nur ein Moment in der vieltausendjährigen Geschichte der Kultur-Menschheit ist, uralte Völker und ‚Weltreiche' waren und vergingen, Indien erschlaffte, China abseits blieb, der europäische Kultur-Zusammenhang sich ausbildete, ein Volk dem anderen die Fackel in die Hand gab, aber zuletzt, seit der Renaissance, die verschiedenen europäischen Völker nebeneinander, unbeschadet ihrer individuellen Selbständigkeit, eine kulturelle Einheit ausmachten, in gemeinsamer Arbeit vorwärtsschreitend, mit einer internationalen Forschung, die schon über die Naturwissenschaft, in der die Internationalität zu Hause ist, hinausging ins Geistige und Geschichtlich-Lebendige — dann kann man den Riß, der heute durch Europa geht, nicht mehr als einen vorübergehenden Wahnsinn stehen lassen und dabei beruhigt bleiben, daß der Krieg sicher für uns, und wohl auch für die anderen alle, seinen Sinn

Digitized by Google

hat. Blickt man etwa mit den Raubtier-Augen eines Japaners nach dem jetzt so wilden Westen, so könnte der Krieg wie ein häuslicher Streit Europas erscheinen, der die ganze Familie, die sich als das Herrscherhaus aufgetan hatte, an den Rand des Abgrundes bringt. Denn das, was man über die Kultur-Wirkungen des Krieges sagen kann, ist wieder nur eine innere Angelegenheit Europas und setzt die Anerkennung einer vorgängigen Zersetzung des Lebens durch die europäische Kultur voraus — sie gehören nicht zum internationalen Wesen des Krieges. Der Krieg gehört auf die Seite der Macht, wie die Macht zur Seele des Staates: nur was aus diesem Zentrum als Sinn hervorgeht, kann von universaler Tragweite sein.

Aber gerade das, was in der realen politischen Entwicklung, langsam sich vorschiebend, uns die Hoffnung auf ein schnelles Ende genommen hat, gibt uns auch das Bewußtsein der großen Beziehungen wieder und der geschichtlichen Notwendigkeit unseres ungeheuer verantwortlichen Tuns. Seit die Landbrücke von der Mitte Europas nach dem fernen Osten geschlagen ist, die England kein Zurück mehr erlaubt, greifen wir mit Händen, daß der Krieg nicht bloß der Austrag europäischer Machtstreitigkeiten, sondern der Anfang einer neuen Gliederung und Vereinigung der Völker ist, der ein kommendes Geschlecht an die Verwirklichung des Kulturbegriffes ‚Menschheit' heranführen dürfte.

Jene Renaissance-Gliederung der europäischen Völker zu einer Kultur-Einheit selbständiger Nationalitäten, die auf der gemeinsamen Grundlage von Christentum und Antike sich ergeben hatte, ist zu eng geworden, wie die Grundlage selber nicht mehr zusammenhält. Wenn wir, zunächst nur mit Empörung, sahen, daß die Feinde ihre Reihen durch Völker aus den vier andern Kontinenten stärkten, so müssen wir mit der Zeit glauben, daß das Wort unserer Tagesberichte von den farbigen Engländern und Franzosen einen ganz weiteren Sinn habe — die Schranken Europas fallen! Deutschland selbst, das keinen Interessen-Verband schließen kann, ohne ihn mit geistiger Gemeinschaft zu füllen, hat seinen Bund mit der Türkei, der gleichfalls der Islam nichts Äußerliches ist, und in der Ferne winkt, nicht mehr so weit entfernt wie vor dem Kriege, das chinesische Volk, das von Haus aus uns geistesverwandt ist. Abgetan ist durch die Erfahrungen des Krieges, die die schließliche Überlegenheit der Staats-

Digitized by Google

idee über die Rassen und Nationalitätsbegriffe gezeigt haben, alles, was naturalistische Theoretiker über die einzig bindende Kraft der Rassen und ihre Abfolge, etwa nach dem Schema: erst die Romanen, dann die Germanen, dann die Slawen konstruiert haben. Abgetan ist auch, durch die Erfahrungen über die Neutralität, der Glaube, daß der Traum der Einheit der Völker sich durch ihre Auflösung in Kleinstaaten verwirklichen könnte. Nicht im neutralen Betrachten von oben her, sondern im Ringen und Kämpfen mit der konkreten Materie kommen, wie in der geistigen Arbeit, so auch in der praktischen Politik, die echten Probleme und die realen Möglichkeiten ihrer Lösung, die die Menschheit weiterbringen.

Aber wieder scheint es, als ob die Ereignisse, deren Wucht die großen Fragen auf einmal flüssig gemacht hat, Uraltes, Vieltausendjähriges — Kulturen, Ströme, Völkerwege — uns nahe rückend, einer Richtung unseres geistigen Lebens entsprächen, die längst vor dem Kriege sich durchgesetzt hat. Seit dem 19. Jahrhundert ist in der vergleichenden Universalgeschichte ein Bewußtsein der Kulturmenschheit von sich selber möglich geworden, vornehmlich in der Philosophie, aber annähernd doch auch schon in der Religion, das bei aller Fremdheit, die nur auf dem eigenen Boden des Landes sich erschließt, eine gemeinsame Idealität in dem geistigen Trachten der großen produktiven Völker sichtbar gemacht hat, in dem jedes am reinsten es selber ist. Und wie die vergleichende Betrachtung, um in den heterogenen, einander so fremden Antrieben den einen unendlichen Zusammenhang zu finden, die gemeinsame Substanz des Geistigen soweit fassen mußte, daß die europäische Dogmatik nur ein Modus neben anderen wurde, so scheint es, mögen die Völkerbünde, die jetzt, in solcher Not zusammengelebt, eine Gemeinschaft über die Interessen hinaus gewinnen, zu neuen, freien und weiten Grundlagen für den inneren Zusammenschluß der verschiedenen nationalen Selbständigkeiten führen, in denen die Entwicklung der Kulturmenschheit vorwärts geht. —

Der Krieg hat lange genug gedauert, um der Menschheit zu zeigen, daß Deutschland eine Selbständigkeit besitzt, die nicht überwunden werden kann. Er dauert trotzdem noch, und wir schicken uns darein nicht als in etwas Unvermeidliches, aber Sinnloses, sondern nehmen es als etwas Positives auf in dem Bewußtsein, daß Deutschland für eine ferne Zu-

Digitized by Google

kunft kämpft. Aber es ist nicht bloßer Wille zur Macht, der in uns spricht, uns durchzubeißen bei allen Opfern bis ans Ende und nicht in der Mitte aufzuhören auf Kosten von Kind und Kindeskindern, die da, wo wir aufhörten, wieder anfangen müßten. Sondern es ist das Bewußtsein, in einem Moment zu stehen, in dem sich das Schicksal von Generationen entscheidet und dem ein Volk nur eben gerade genugtut, wenn es mit all seiner äußersten Kraft sich einsetzt, um so — wie die Entscheidung dann auch fallen möge — vor der Zukunft zu bestehen: „Ich habe das Meinige getan." Und es ist nicht eine „Machtphilosophie", die unsere denkenden Köpfe trieb und treibt, mit ihren Waffen des Geistes mitzukämpfen: sondern es ist das begründete Wissen, daß im Wesen der deutschen Kultur, ihrem individualistischen und kosmopolitischen Zuge, ein Prinzip der Vereinigung enthalten ist, das, als Gegenpol zu der englischen Herrschaftspraxis, imstande ist, heterogene Kräfte lebendig, von innen zu verbinden, und der Macht bedarf, um sich in der Welt durchzusetzen.

Noch schreiten wir im Dunkeln. Wir sind mit unserem Gewissen allein in der Gewißheit, daß auf Deutschlands Schultern das Schicksal Europas ruht. Überhebung wäre es, den Gang des Geschehens errechnen zu wollen, daß es den Weg nehmen müsse, der uns allein als die Guten und Gerechten vor Gott bestehen ließe. Und unser wissenschaftliches Bewußtsein verbietet uns, mit unsern Gedanken die Zuflucht zu dem Glaubenssatz zu nehmen, daß unsere gute Sache Erfolg in der Wirklichkeit haben müsse, weil die Geschichte allen Sinn verlöre, wenn sie nicht der Verwirklichung des Guten diente. Im Bewußtsein der tragischen Härte des menschlichen Lebens scheuen wir uns davor, die Zuversicht, daß wir siegen müssen, auf die Gerechtigkeit der deutschen Sache zu bauen. Aber wir sind nach den anderthalb Kriegsjahren sicherer denn je, daß bei uns das Recht zum Siege ist. Das Recht! nicht nur der Wille zu siegen. Mit dem Recht der deutschen Sache meinen wir ganz hart, realistisch, auf der Erde stehend, das Recht des Überlegenen, der die Macht hat. Aber nicht eine nackte vitale Macht meinen wir, deutsche kampffrohe Energie oder französische geschmeidige Bravour, englische kaltblütige zähe Konsequenz oder dumpfe russische Massengeduld, sondern die Mächtigkeit des inneren Lebens, das die vitalen Energien erst zu geschichtlichen Wirkungskräften formt.

Digitized by Google

Die Frachtraumkrisis in England

Von Handelsredakteur Otto Jöhlinger

Unter den Schwierigkeiten, unter denen England zu leiden hat, steht zweifellos das Schiffahrts-Problem an allererster Stelle. Die Frachtsätze sind auf einen Stand emporgeschnellt, wie er seit einem halben Jahrhundert nicht mehr dagewesen ist, und es ist ganz klar, daß hierdurch der Bezug außerordentlich verteuert, der Export sehr erheblich erschwert wird. Die Ursachen der ungewöhnlichen Frachtsteigerung sind zunächst darin zu suchen, daß auf dem Weltmarkt die deutsche, österreichische und zum Teil auch die griechische Handelsflotte fehlen, die einen erheblichen Teil des Frachtangebotes aus dem Weltmarkt bewältigt haben. Hierzu kommt, daß die übrigen Flotten nicht in vollem Umfang für die privaten Transporte zur Verfügung stehen. Nach englischen Pressemeldungen sind allein von der britischen Handelsflotte schon ursprünglich 10 % für die Zwecke der Admiralität requiriert worden, d. h. es bestand im Jahre 1915 die englische Handlsflotte anstatt aus 20000 Dampfern nur noch aus 18000; 2000 Dampfer dienten maritimen Zwecken, sie wurden für Kohlentransporte, Wachdienst in der Nordsee usw. benutzt. Im Laufe der Zeit wuchsen die Ansprüche der Admiralität immer mehr angesichts der großen Truppentransporte, der Verpflegung der überseeischen Kontingente, der Kohlenbeschaffung usw. Wieviel Schiffe die britische Marineverwaltung jetzt mit Beschlag belegt hat, ist nicht bekanntgegeben. In der englischen Presse wurde kürzlich behauptet, daß von einem Gesamttonnengehalt der britischen Handelsflotte von 20 Millionen Brutto-Reg.-Tonnen 5 Millionen Brutto-Tonnen im Heeresdienste stehen, d. h. 25 % der Flotte! Auch diese Zahl hat inzwischen eine Steigerung erfahren.

Sehr erhebliche Ansprüche an den Frachtraum stellten vor allem die Expeditionen nach den Dardanellen, nach Saloniki, nach Ägypten usw. Die Verladung des ganzen Truppen-Kontingents erforderte einen riesigen Troß sowohl für die Mannschaften selber, als auch für die Bedienung der Transportschiffe; die hierfür verwandten Schiffe scheiden aus dem Verkehr des Handels für lange Zeit aus. Hinzu kommt, daß durch den deutschen Unterseebootkrieg und durch die Minen wertvolles Schiffs-

Digitized by Google

material vollständig zerstört worden ist und umsoweniger während des Krieges ersetzt werden kann, als die Schiffswerften zurzeit in England für Kriegszwecke außerordentlich beschäftigt sind und private Bauten nur in geringem Umfang ausführen können. Wie groß die Schiffsverluste in England gewesen sind, läßt sich naturgemäß nicht genau ermitteln, da man vor allem die Zahl der verloren gegangenen Dampfer und derjenigen Schiffe nicht immer kennt, die auf Minen aufgelaufen sind.

Nach den im Oktober des Jahres 1915 bekanntgegeben englischen Angaben sind allein im September des Jahres 1915 56 Schiffe mit 164 227 Tonnen als verloren angegeben worden, gegen 43 mit 143 191 Tonnen im September des Vorjahres und 12 mit 27 343 Tonnen im Jahre 1913. Rechnet man diese Zahl zu den Vormonaten, so ergibt sich, daß bis Anfang Oktober 1915 in 9 Monaten England 506 Schiffe mit 1 256 922 Tonnen als Verlust amtlich zugegeben hat, gegen 191 Schiffe mit 461 423 in der gleichen Vorjahrszeit. In Wirklichkeit ist der Verlust naturgemäß erheblich größer. Nach deutschen Schätzungen waren bis Ende November 6 Prozent der englischen Handelsschifftonnage als verloren anzusehen.

Zu einem ähnlichen Resultat kommt auch eine Aufstellung der „Kölnischen Zeitung" vom 20. Januar 1916, in der alle Namen der untergegangenen englischen Schiffe aufgeführt sind. Die Ergebnisse dieser Liste in Prozenten umgerechnet bieten folgendes Bild: Da 1913 die englische Handelsflotte aus 11 328 Schiffen über 100 Tonnen bestand, beträgt der Verlust bei dem Untergang von 637 Schiffen 5,6 Prozent der Bestandes. Der verfügbare Laderaum ist in noch größerem Maße betroffen. Er betrug 1913 — nach der letzten uns zur Verfügung stehenden Statistik — insgesamt 21 045 049 Tonnen; ein Verlust von 1 470 351 Tonnen macht also etwa 6,96 Prozent des ganzen Raumes aus[1]. Recht interessant ist auch die Prozentberechnung bei der französischen Handelsflotte, die 1911 1377 Schiffe über 100 Tonnen mit 1 273 593 Tonnen umfaßte. Während der Verlust der 55 Schiffe etwa 4 Prozent des Bestandes ausmacht, beträgt der Prozentsatz des vernichteten

[1] Neuerdings spricht man in England davon, daß bereits 3 Millionen Tonnen englischer Schiffsraum verloren sind, d. h. doppelt so viel, als man in Deutschland festgestellt hatte!

Digitized by Google

Raumes nicht weniger als 11,7 Prozent, weil es sich meistens um große Transportschiffe gehandelt hat.

Eine genaue Übersicht der Frachten läßt sich nicht geben, da täglich Veränderungen eintreten und auch nicht alle tatsächlich bezahlten Raten notiert werden. Wie groß die Unterschiede sind, ersieht man am besten aus folgender Tatsache: Am 4. Januar 1916 kostete die Fracht von San Lorenzo nach England 133 sh pro Tonne, zwei Tage später wurden 140 sh bezahlt und vier Taze später 150 sh, im April wurde 160 sh bezahlt. Im Dezember 1915 kostete die Fracht 133 sh, in Friedenszeiten ca. 12 sh. Die Reise Bombay—Westeuropa kostete anfangs Januar ca. 117 sh pro Tonne gegen 110 sh Ende Dezember 1915 und ungefähr 14 sh in Friedenszeiten. Von Burma nach Westeuropa stellt sich die Fracht für Reis auf 132 bis 136 sh pro Tonne, während sie im Januar 1915 nur ca. 12 sh kostete. In Friedenszeiten erfordert die Beförderung von Reis von Burma annähernd 16 sh. Der Transport von Chilesalpeter kostet nach England 125 sh gegen 120 sh Ende des Jahres 1915, 60 sh im Januar 1915 und 21 bis 22 sh in Friedenszeiten.

Unter dem Mangel an Schiffsraum hat u. a. Südamerika sehr zu leiden, namentlich die chilenischen Salpeterhäfen, dann aber auch die Getreideverladung in Buenos-Aires. Wie sehr der Getreide-Export vom Laplata verteuert wird, zeigt nachstehende Tabelle der im Januar bezahlten durchschnitlichen Frachtsätze für Weizen von Argentinien nach englischen Kanalhäfen:

In Mark pro Tonnen:

1906	11.60	1912	6.15
1907	10.90	1913	21.25
1908	15.35	1914	7.45
1909	6.—	1915	67.—
1910	8.35	1916	156.30
1911	7.90		

Wie schon erwähnt, hängt die Erhöhung der Frachten auch mit der Requirierung der Dampfer zusammen. So schreiben u. a. die „Times“: „Die Neutralen haben nur Vorteile von den englischen Schwierigkeiten. Sie können jetzt ohne Rücksicht auf die Kosten Schiffe bauen. Die von der englischen Regierung bei der Requirierung geübten Grundsätze

Digitized by Google

haben den größten Einfluß auf die Erhöhung der Frachtsätze. Diesen Methoden haben die neutralen Reeder das Anwachsen ihrer Macht zu verdanken. Ebenso wie für die Rekrutierung müßte auch für die Requirierung der Schiffe ein weitschauender Plan aufgestellt werden."

Das scheint aber, nach den Klagen der englischen Presse zu urteilen, nicht der Fall gewesen zu sein. Denn in der Zeitung „Aftenposten" hat sich kürzlich ein norwegischer Schiffsmakler dahin geäußert, „daß bei der Beschlagnahme in England sehr oft willkürlich vorgegangen wird, und daß die Zahl der dem einzelnen Reeder gehörigen Schiffe gar nicht berücksichtigt werde. So wird ein Fall erwähnt, wo sämtliche 6 Schiffe eines Reeders von der Marine beansprucht wurden, statt die Beschlagnahme pro rata zu verteilen."

Um der Schwierigkeiten aus der Frachtsteigerung Herr zu werden, hat die englische Regierung eine Reihe sehr einschneidender Maßregeln vorgenommen. In erster Reihe gehört dazu das Gesetz vom 1. Dezember 1915. Hierdurch wird die englische Regierung ermächtigt, für die Verfrachtung von Kohlen, Getreide und anderen Waren irgendein in England eingetragenes Schiff zu beschlagnahmen und seit dem 1. Dezember 1915 kann kein britisches Schiff über 500 Tonnen Ladefähigkeit von einem neutralen Hafen zum anderen Hafen Ladung bringen, falls es nicht eine besondere Lizenz in London erhalten hat. Damit hat die englische Regierung sich das Recht gesichert, die gesamte englische Handelsflotte für englischen Handel zu beschlagnahmen und den Handel der neutralen Länder zu unterbinden. Diese Maßregel hat mit Recht in englischen Schiffahrtskreisen einen starken Widerspruch hervorgerufen, und damit hängt es auch zusammen, daß die englische Regierung bis jetzt von der ihr eingeräumten Befugnis nur sehr wenig Gebrauch machte.

Die Hoffnung, die die Engländer an das sog. Ermächtigungs-Gesetz geknüpft hatten, hat sich im Anfang erfüllt, d. h. nach dem 1. Dezember stieg die Fracht nach Frankreich, Spanien, Italien, Griechenland usw. ganz außerordentlich, während sie nach England zunächst keine wesentliche Änderung erfuhr. Dieser Zustand hat aber nur ganz kurze Zeit gedauert; denn bald darauf erfuhren die Schiffsfrachten nach England eine neue Steigerung, weit über das frühere Maß hinaus, und die Situation auf

Digitized by Google

dem Frachtenmarkt verschärfte sich für England von neuem. Man kann nicht ohne weiteres die englische Handelsflotte zwangsweise nur zum Transport von Weizen heranziehen, da alsdann die Frachtsätze für andere Güter ins Ungemessene steigen würden. Denn es ist klar, daß, wenn beispielsweise ein Drittel der unterwegs befindlichen Dampfer gezwungen wird, zu niedrigeren Frachtsätzen Weizen und Mais heranzuschaffen, die Reeder die übrigen zwei Drittel benutzen würden, um die event. entstehende Differenz durch noch höhere Frachten für Kohle, Exportgüter und dergl. auszugleichen. Das scheint man in England eingesehen zu haben. Vielleicht haben auch die Einsprüche der Verbündeten, namentlich seitens Italiens, das ihrige dazu beigetragen. Neuerdings erwägt man in England, durch Importbeschränkung der Frachtteuerung Herr zu werden. So hat die Regierung die Einfuhr einer Reihe von Gütern verboten resp. eingeschränkt. Man hofft durch diese Maßnahme, die sich auch auf Sendungen für die verbündeten Länder erstreckt, die durch den Schiffsmangel hervorgerufenen Schwierigkeiten des Seetransportes zu vermindern und der immer zunehmenden Steigerung der Frachtpreise zu steuern.

Man darf freilich bei dem Frachtproblem einen sehr wichtigen Faktor nicht übersehen, nämlich, daß England hierdurch nicht so sehr geschädigt wird, wie Italien und Frankreich. Denn der weitaus größte Teil der nach England fahrenden oder von dort abgehenden Schiffe fährt unter englischer Flagge und gehört englischen Gesellschaften. Die Aktionäre sind zum größten Teil Engländer, nur ein geringer Prozentsatz befindet sich außerhalb des Landes. Diese Schiffahrts-Gesellschaften verdienen jetzt ungeheuere Beträge, und das Geld, das die Bevölkerung auf der einen Seite für hohe Brotpreise zahlt, fließt auf der anderen Seite den englischen Reedern und den in der Schiffahrt tätigen englischen Personen zu. Es handelt sich also zum Teil um eine Kapitalsverschiebung mit dem Erfolg, daß ein sehr beträchtlicher Teil des Geldes in England verbleibt. Dieses Kapital kommt der englischen Volkswirtschaft befruchtend zugute, so daß am Endresultat die hohen Frachten, namentlich beim Export, für die englische Volkswirtschaft gar nicht immer so ungünstig sind, wie man im allgemeinen annimmt.

Was einzelne Gesellschaften verdienen, geht aus nachstehender Notiz der „Times“ vom 20. Januar 1916 hervor:

Digitized by Google

„Der englische Dampfer „Elmoor" von 3744 Tonnen, erbaut im Jahre 1910, der Moor-Linie (Runciman Ltd.)' gehörig, kann im Bau etwa 42 000 Pfund Sterling gekostet haben. Wenn man 4 v. H. jährlich für Abnutzung abschreibt, würde der Dampfer jetzt unter normalen Umständen mit 35 280 Pfund zu bewerten sein. Dieser Dampfer wurde kürzlich für 12 Monate an eine italienische Firma vermietet und zwar zum Preise von 30 sh per Tonne und Monat. Das ergibt für 12 Monate 109 728 Pfund. Die laufenden Ausgaben pro Monat können 900 Pfund betragen, Kriegsversicherung 250 Pfund, zusammen 1150 Pfund monatlich oder 13 800 Pfund jährlich. Es bleibt ein Gewinn von 95 928 Pfund. Wenn man für Entwertung noch 1680 Pfund abzieht, bleibt ein Reingewinn von 94 248 Pfund! Der Durchschnittsgewinn an demselben Dampfer mag vor dem Kriege 5000 Pfund jährlich betragen haben, so daß ein Kriegsgewinn von 89 248 Pfund verbleibt. Von diesem Mehrgewinn würde der Staat die Hälfte als Kriegsgewinnsteuer an sich nehmen, so daß den Reedern ein Gewinn von 49 624 Pfund bleibt, während das ganze Schiff 35 280 Pfund wert ist.

Wenn die „Elmoor" von der Admiralität zum Satze von 11 sh per Tonne und Monat requiriert worden wäre, würde der Reeder bei genau der gleichen Abrechnung einen Reingewinn von 8614 Pfund erzielen!"

Eine wichtige Frage ist, was von den Riesen-Einnahmen den Reedern als Gewinn verbleibt. Die Schiffahrts-Gesellschaften nehmen jetzt oft das Zehnfache dessen ein, wie sie in Friedenszeiten buchen können. Es ist aber sicher, daß der Gewinn der Gesellschaften nicht zehnmal so groß ist wie sonst. Ein erheblicher Teil der englischen Handelsflotte ist ja, wie schon erwähnt, produktiven Arbeiten entzogen. Die von der Admiralität vergüteten Sätze (ca. 11 sh pro Tonne und Monat) sollen nach englischen Quellen nicht so hoch sein, daß daraus Gewinne erzielt werden. Hinzu kommt, daß die Unkosten der Reeder wesentlich größer sind als sonst. Es müssen höhere Löhne an das Schiffspersonal gezahlt und größere Aufwendungen für Nahrungsmittel, Proviant und dergleichen gemacht werden. Ferner ist zu berücksichtigen, daß die Versicherungs-Gesellschaften jetzt ganz andere Prämiensätze erheben, als in Friedenszeiten. Denn die Riesenverluste, die die Versicherungs-Gesellschaften schon bis jetzt erlitten haben, bringen es mit sich, daß sie

Digitized by Google

erheblich höhere Prämien berechnen als früher. Auch sind die Gewinne der Reedereien durch die Torpedierungen und sonstigen Schiffsunfälle stark reduziert worden. Man kann den Geldwert der seit Kriegsausbruch verloren gegangenen Schiffe bei den heutigen Dampferkosten für England auf rund 1 Milliarde Mark beziffern.

Ferner muß man bei dem jetzigen hohen Stand der Frachten auch berücksichtigen, daß nicht alles, was der Engländer für Fracht bezahlt, in englische Taschen fließt. Zwar wird der weitaus größte Teil des Verkehrs von englischen Schiffen bestritten, aber ein wesentlich größerer Teil als in normalen Zeiten wird auch auf neutralen Dampfern verladen, und wieviel die neutralen Reeder jetzt verdienen, geht daraus hervor, daß eine Reihe von skandinavischen Schiffahrts-Gesellschaften 150 Prozent und mehr Dividende ausschüttet. So melden z. B. das Kopenhagener Wochenblatt „Börsen", daß die dänische Schiffahrt im Jahre 1915 300 Millionen Kronen Brutto-Einnahme gehabt habe gegen 100 Millionen Kronen im Jahre 1914. 28 der meistbedeutendsten dänischen Dampfschiffahrts-Linien hatten allein im Jahre 1915 einen Verdienst von ca. 120 Millionen Kronen. Das ist erheblich mehr als das gesamte Aktienkapital dieser Gesellschaften zusammen.

Wieviel neutrale Schiffe jetzt immer noch nach England kommen, ersieht man aus folgender Aufstellung:

Die Zahlen für die Ankunft von Tonnage in Großbritannien in den Monaten Oktober, November, Dezember lauten folgendermaßen:

	1913	1915
Britische Schiffe	8347584 t	5728259 t
Ausländische Schiffe . . .	4286934 t	2667269 t
Insgesamt . . .	12634518 t	8395528 t

Die Ankunft britischer Tonnage ist also im Kriege um 31 v. H. gefallen, die ausländische Tonnage um 37 v. H., die Gesamttonnage um 33 v. H., d. h. 67 Schiffen müssen jetzt dieselbe Arbeit leisten wie früher 100 Schiffe. Von diesen 67 Schiffen gehören nur 46 Großbritannien, 21 dem Auslande.

Der Anteil der neutralen Schiffahrt an dem Gesamtquantum ist immer noch ungefähr so groß wie in Friedenszeiten, d. h. er stellt sich auf ein Drittel der Transporte.

Digitized by Google

Schließlich sei erwähnt, daß auch die ungewöhnlich hohen Preise, die für den Ankauf von Schiffen gezahlt werden, zu einem Teil den neutralen Ländern zugute kommen. Die Nachfrage nach alten Schiffen ist außerordentlich groß, und speziell Holland, Dänemark, Schweden und Norwegen haben einen Teil ihrer „ältesten Kasten" mit Riesennutzen nach England verkauft. Dabei sind Beträge bezahlt worden, die den Ankaufswert um das Doppelte weit übersteigen, und das sind Summen, um die die englische Zahlungsbilanz zunächst geschädigt wird. In sonstigen Jahren erzielt England aus dem Verkauf von Schiffen an das Ausland große Gewinne, die seiner Zahlungsbilanz zugute kommen. Jetzt muß es — bei reduziertem Schiffsexport — erhebliche Mehrzahlungen an das Ausland leisten.

Nach einem Bericht eines Rotterdamer Fachblattes sind in England in der letzten Zeit folgende Preise für alte Dampfer bezahlt worden: Ein Dampfschiff von 3521 Bruttoregistertonnen, ca. 6000 Tonnen schwer, gebaut in 1900 erbrachte 1,3 Mill. holl. Gulden; ein Dampfschiff von 2676 Registertonnen, ca. 4000 Tonnen schwer, gebaut in 1903, erbrachte ebenfalls 1,3 Mill. Gulden und ein Dampfschiff von 3368 Registertonnen und ca. 4700 Tonnen Gewicht aus dem Jahre 1897 1,1 Mill. Gulden. Diese Art von Schiffen wurden vor dem Kriege mit 350000, 300000 und 250000 Gulden bezahlt.

Die Verluste, die die englische Handelsflotte augenblicklich an Tonnengehalt erleidet, sind in zweifacher Hinsicht vor großem Schaden für England: Zunächst müssen die Versicherungsgesellschaften erhebliche Summen aufwenden, um ihre Policen sowohl für Schiffe, als auch für Ladung einzulösen. Die hier in Betracht kommenden Beträge sind ganz enorm, namentlich wenn man bedenkt, daß die englischen Gesellschaften nicht nur englische Schiffe, sondern auch französische, italienische und russische Dampfer versichert haben. Wie groß bis jetzt die Summen gewesen sind, die einzelne Organisationen zu zahlen hatten, geht aus einer Notiz der „Times" hervor, wonach die Versicherungsgesellschaft Liverpool Underwrighter Assoziation im vergangenen Jahre an dem Untergang von 628 Schiffen interessiert war. Der Wert dieser Schiffe betrug 29744000 Lstr. Im Jahre 1914 hatte die Gesellschaft einen Verlust von 272 Schiffen im Werte von 13688000 Lstr.

Digitized by Google

zu beklagen. In diesen Ziffern sind übrigens nur Schiffe eingeschlossen, deren Wert über 20000 Lstr. beträgt. Eine weitere Schädigung tritt dadurch ein, daß die Schiffsverluste bereits einen so hohen Umfang annehmen, daß mehrere Jahre Bauzeit notwendig sind, wenn Ersatz geschaffen werden soll, namentlich wenn man bedenkt, wieviel Schiffe nach diesem Krieg unbrauchbar geworden sein werden oder aus einem anderen Grunde außer Dienst gestellt werden müssen.

Nach der „Daily Mail" betrug der gesamte Schiffsneubau

im Jahre . . . . . 650000 Tonnen
gegen 1914 . . . . . 1780000 „
gegen 1913 . . . . . 2333468 „

Der Rückgang ist also sehr erheblich. Besonders groß war der Ausfall in Schottland. Im Jahre 1915 haben die schottischen Schiffsbau-Anstalten nur 207 Schiffe mit 233501 Tonnen gebaut, d. h. 247 Schiffe weniger mit 275444 Tonnen als im Jahre 1914. Der Rückgang wird in der Hauptsache mit der verhinderten Tätigkeit auf dem Clyde begründet, wo nur 126 Schiffe von 275000 Tonnen vom Stapel gelaufen sind gegen 307 Schiffe mit 460258 Tonnen im Jahre 1914. Die gewaltige Abnahme zeigt, daß die Werften jetzt nicht imstande sind, Ersatz zu schaffen, namentlich da sie für die Zwecke der Kriegsmarine benutzt werden. Diese Beschäftigung für die britische Admiralität wird auch nach Friedensschluß sicherlich eine ganze Zeit anhalten, während welcher Aufträge für die Handelsmarine nur in geringem Umfange ausgeführt werden können.

Notizen

England

England und Frankreich. „Es ist ein schrecklicher Gedanke", meint „Manchester Guardian" vom 22. April, „den die Fortdauer der Operationen bei Verdun nahe legt, daß es die Hauptabsicht der deutschen Hartnäckigkeit ist, Frankreich verbluten zu lassen." — Es ist leicht, Teilnahme zu heucheln, wenn man ein Unglück ruhig hat geschehen lassen, weil es einem nützlich war.

Wie ehrlich es dem „Manchester Guardian" am 22. war, zeigte er auch schon am 25., als er sich mit Worten, die nichts mehr von Rücksicht an sich hatten, energisch die Einmischung Clemenceaus in die inneren Angelegenheiten Englands verbat. „Wenn Clemenceau die Politik seiner Regierung kritisiert, so übt er nur das Recht eines französischen Bürgers. Aber es wäre für einen Engländer sehr

Digitized by Google

unpassend, über Frankreich nur den zehnten Teil von dem, was er sagte, zu sagen, und tatsächlich ist während des ganzen Krieges kein Wort der Kritik weder über die französische noch über die russische Regierung gesagt worden. Dies geschah nicht, weil, wie Clemenceau als erster zugeben würde, keine Kritik möglich war, sondern weil wir erkannten, daß eine Grenze gezogen werden muß, sowohl aus politischen wie aus Anstandsgründen, wie weit es Untertanen der einen verbündeten Macht erlaubt sei, über die inneren Angelegenheiten der andern Macht zu sprechen. England hat seine kontraktlichen Verpflichtungen gegen Frankreich in seiner Gesamtheit erfüllt. Es hat für Frankreich das getan, was es für kein anderes Land vorher getan hat. Als Napoleon im Kriege mit Preußen und Österreich lag, da war die Verteidigung Berlins und Wiens das letzte, woran Pitt dachte. Er trug zu dieser Verteidigung bei durch die Beherrschung der Meere und durch Subsidien, es fiel ihm nicht im Traume ein, eine britische Armee zu schicken, um für diese Hauptstädte zu kämpfen. Alles das tun wir jetzt für Frankreich. Wir vergießen nicht nur unser Blut, sondern verletzen dabei die ununterbrochenen militärischen und maritimen Traditionen unseres Landes. Das reut uns nicht. Im Gegenteil, wir schrecken vor keinem weiteren Opfer zurück, das nötig sein mag. Aber man muß uns gestatten, unsere Methode zu wählen, um diese Opfer nutzbringend zu gestalten." Ob man nach solchen Worten in Frankreich von der Ehrlichkeit der englischen Freundschaft noch immer so glühend überzeugt ist?

Der Reichskanzler und Herr Asquith sind nach dem „Labour Leader" gar nicht weit von einander entfernt. denn „Großbritannien und Frankreich sind beiderseits nicht in den Krieg eingetreten, um Deutschland zu erdrosseln." „Wenn das wahr ist, müssen Herr Asquith und seine Kollegen den Vorschlag eines Handelskrieges verleugnen." „Auch Herr Snowden meinte, die Rede des deutschen Reichskanzlers beweise, daß nichts mehr Deutschland und England trenne, was das Opfer eines einzigen Menschenlebens wert sei." Wird das alles nun allein aus Opposition gegen Lloyd George gesagt?

England und die Russengreuel. „Observer" vom 16. verfügt, es sei eine Legende, daß die Russen in Ostpreußen Greuel und Verwüstungen begangen hätten. — Die Entente hat schon früher bewiesen, daß sie zwischen Legende und Wahrheit keinen rechten Unterschied machen kann, sollte dieser neue Beweis wunder nehmen?

Freiheit der Meere! „Morning Post" vom 21. schreibt wörtlich: „England, einstmals die Herrin der Meere, schachert jetzt mit den Chicagoere Fleischpackern und bezahlt ihnen Geld dafür, daß sie sich der Zufuhren zum Feinde enthalten... Im ersten Kriegsjahre kaufte das Auswärtige Amt, das eine Art allgemeines Warenhaus und Nützlichkeitsdepartement geworden ist, für eine ungeheure Summe eine Menge Fleisch, die die Flotte auf dem Weg zum Feind erobert hatte, und verkaufte sie mit Verlust wieder an Privathändler. Man hätte das Fleisch für nichts haben können; wenn es für den Feind bestimmt war, war es gesetzliche Prise und unterlag als solche der Verurteilung." — Freiheit der Meere!

Digitized by Google

England als Schützer der kleinen Staaten. Zwei holländische Zeitungsstimmen besagen:

1. „Außer gegen die Ungerechtigkeiten, welche England sich erlaubte, protestieren wir noch gegen etwas: gegen die süßen Zuckerworte, womit man versucht, uns den Mund zu verschließen. Wer seinem eigenen Interesse dient, sei es auch auf Kosten der kleinen Staaten, muß sich nicht als der väterliche Beschützer dieser kleinen Staaten aufspielen, und wer die Lebensinteressen und sogar die Ehre des niederländischen Volkes so wenig achtet, muß diesem Volk keine Liebeserklärungen machen, wie wir sie in jüngster Zeit wiederholt vernahmen."

2. „Es wäre ein Fehler, wenn man in England zuviel mit einer antideutschen Stimmung in Holland rechnete, oder sich einbildete, daß das eine Blatt, worin alle Maßnahmen der Entente gutgeheißen werden, die Stimmung der holländischen Presse oder holländischen öffentlichen Meinung w edergebe. Es sei England gesagt, daß die von den „Times" angeführten „Prinzipien": Achtung für die kleinen Staaten, für die höheren Menschenrechte usw. usw., nur dann Wert für uns haben, wenn die Taten der Mächte, die mit diesen Grundsätzen prahlen, damit nicht in direktem Widerspruch sind."

Rußland

Rußlands Armut. Menschikow hat ausgerechnet, daß das Jahreseinkommen pro Kopf der Bevölkerung in Rußland $5\,^1/_2$ mal weniger beträgt als in England, 4 mal weniger als in Frankreich und $3\,^1/_2$ mal weniger als in Deutschland. Daraus ergibt sich ihm die logische Schlußfolgerung: Rußland muß reich werden, denn sonst sind ihm die Türen zu einer besseren Zukunft verschlossen. Menschikow sieht die Voraussetzungen dafür in der Gewerbefreiheit und der Erweckung des Unternehmungsgeistes — „zweier Kinder der allgemeinen politischen Freiheit". Ob, wenn diese Voraussetzungen richtig sind, Rußland noch einmal reich werden wird?

Rußlands „Freundschaft" für Schweden. In „Berlingske Tidende" meldet ein aus Rußland zurückgekehrter Schwede, daß in der letzten Zeit eine nicht geringe Anzahl schwedischer Untertanen aus Rußland ausgewiesen worden sei. „Diese Ausweisungen haben besonders die Abteilungschefs der schwedischen Geschäftsfilialen in Petersburg betroffen. Es herrscht deshalb große Beunruhigung unter den Schweden in Rußland, um so mehr, da man sich die getroffenen Maßnahmen nicht erklären kann. Das ganze Vorgehen wird von den russischen Behörden mit der größten Geheimnistuerei umgeben." „Svenska Dagbladet" befürchtet ernste Folgen dieser Maßnahmen für die schwedischen Beziehungen mit Rußland.

Rußlands Verluste. Ein Sachverständiger schreibt im „Syd-Svenska Dagblad": „Die Russen haben seit dem Ausbruche des Krieges insgesamt annähernd sieben Millionen Mann verloren."

Rußland und die holländische Frage. Die russische Presse kehrt den Spieß

Digitized by Google

um. Deutschland ist der Sündenbock. Die Engländer haben beileibe Holland nichts zuleide getan. Der böse deutsche Kaiser hat vielmehr an Königin Wilhelmine einen Brief geschrieben, in welchem er sie auf eine den Holländern drohende Gefahr aufmerksam machte, worauf die holländische Regierung einige Vorsichtsmaßnahmen ergriff. Das wirft wieder ein helles Streiflicht auf die deutsche imperialistische Politik. Wenn es zur endgültigen Abrechnung kommt, müssen auch die deutsch-holländischen Beziehungen radikal gelöst werden. Von dieser Lösung hängt das Schicksal des Rheines ab. „Jetzt wissen die Holländer, von woher ihnen Gefahr droht!"

Der deutsche Weg zur Kultur. Eine russische Zeitung empfiehlt Rußland zum kulturellen Aufstieg, zu dem es sich vorbereitet, den deutschen Weg.

„Die materielle Kultur geht den deutschen Weg — den Weg bewußter Anstrengungen, den Weg der Technik und Disziplin. Deutschland hat die Methoden der Arbeit bis zur Vollendung ausgebildet, während die anderen Völker auf diesem Gebiete zurückgeblieben sind. Wir sind also nach 20 Kriegsmonaten auf den Standpunkt angelangt, zu den Deutschen in die Schule gehen zu müssen. Diesmal aber nicht zu Schelling, Fichte und Kant, sondern zu Krupp und Hindenburg." — Und dabei gibt Rußland vor, uns zu bekriegen, weil wir Krupp und Hindenburg haben und Schelling, Fichte und Kant verleugnen.

Russische Zukunftspläne. Menschikow schreibt in der „Nowoje Wremja": „An der europäischen Front mußten wir uns, trotz unseres Bündnisses mit drei Großmächten, zurückziehen. Der ganzen Front entlang stehen wir einer lebenden, schwer überwindbaren Mauer von Feinden gegenüber, die fast ebenso zahlreich sind, wie wir, aber uns in der Kriegstechnik überlegen sind. Ohne daß unsere Verbündeten ernstlich den Rücken unserer Feinde bedrohen, können wir nicht auf den Erfolg einer Offensive gegen die Deutschen und Österreicher rechnen. Unser einziges Kriegsziel im Westen kann nur die Säuberung des russischen Bodens vom Feinde sein. Ein anderes aggressives Ziel hatte unsere Politik dort auch nicht: die Wiedererrichtung Polens, die Angliederung Galiziens wurden infolge der Kriegsereignisse aktuell, lagen aber nicht in unserer ursprünglichen Absicht. Durch die Kriegsereignisse sind sie ja auch wieder in den Hintergrund gedrängt worden. In Europa müssen wir eine Verteidigungspolitik führen: immer machten wir einen Fehler, wenn wir davon abgingen. In Asien dagegen ist es unsere Aufgabe, eine angreifende Politik zu führen." —

Frankreich

Frankreichs Kriegsziel. Die „Revue polit. et parlament." gönnt Rußland Konstantinopel und Armenien, England die Verbindung Indiens durch Mesopotamien, für Frankreich ist sie dagegen so weise zu sagen: „Frankreich wird nicht mehr so sentimental sein und daher nicht mehr grobe Fehler wiederholen, die es so oft gemacht hat." (Und die es nun, weltweise geworden, seinen Verbündeten

Digitized by Google

überläßt.) „Auf dem Meer wird es seine Kolonialpolitik kräftig weiterführen, ohne Neid gegen seine Nachbarn." Solche Worte entsprechen ganz dem Programm der Sozialisten, für die Renaudel in der „Humanité" so gesprochen hat: „Man wird uns einwerfen, daß es auch in Frankreich irregeleitete Geister gibt, die auf die rechtmäßige Rückgabe des vergewaltigten Elsaß-Lothringen, auf Annexionen — bis nach Belgien hinein — pochen. Aber die französische Regierung hat sich für die Zukunft mit keinem Wort für einen Weg festgelegt, der nach unserer Ansicht zu traurigen Folgen führen müßte."

Französische Meinungen über Deutschlands Beziehungen zu Amerika. „Dép. de Toulouse" sagen: „Deutschland kann sich neuerdings in Mesopotamien mit Baumwolle versorgen und braucht infolgedessen auf Amerika nicht mehr so viel Rücksicht zu nehmen, wie vorher. Andererseits würden sich die Vereinigten Staaten, die schon in eine äußerst unerfreuliche Expedition nach Mexiko verwickelt und, plötzlich vor ein militärisches Problem zu Wasser und zu Lande gestellt sehen, das beinahe unlöslich wäre."

Ein neues Leitmotiv. „Radical" glaubt melden zu können: „Am Tage der Interpellation von Liebknecht fanden vor dem Reichstag Aufstände statt, bei denen 200 Menschen getötet wurden. Frauen versuchten das Reichstagsgebäude anzuzünden."

Vor einer Woche ging durch die russische Presse das Leitmotiv von den Bränden, die man versucht habe an das Berliner Schloß zu legen. Die französische Presse leistet sich also, indem sie es übernimmt, nur die Variation, daß aus dem Schloß das Reichstagsgebäude wurde. Das Leitmotiv ist geblieben.

Warum so sparsam mit Lügen, wenn man sich schon darum abmüht?

Italien

Vergessenes. Im Jahre 1898 wallfahrten deutsche Kriegsveteranen nach San Remo, wo Kaiser Friedrich III. Heilung von seinem grausamen Leiden gesucht hatte, um an der dortigen Villa Zirio eine Gedenktafel einzuweihen. Ein Teilnehmer an dieser Fahrt hat vor einigen Jahren ein Erinnerungsblatt erscheinen lassen (Emil Goßlau, Nach San Remo, Magdeburg 1908), aus dem heute mancherlei hervorgehoben werden kann. Der damalige Präfekt der Stadt San Remo Cav. Nee toastete bei einem Festmahl auf die unverbrüchliche Freundschaft Deutschlands und Italiens, nannte Kaiser Friedrich den Bruder Humberts und rief den deutschen Gästen zu: „Kaiser Friedrich ist nicht nur der Eure, er ist auch der Unsre, er ist auch unser Fritz. Habt ihr die deutschen Veteranen marschieren sehen? So fest, ernst im Gleichschritt und Takt? Habt ihr gehört, wie der Boden unter ihren Füßen zitterte? Jetzt noch, nach achtundzwanzig Jahren präsentieren diese alten Krieger unseren Bundesgenossen, das wehrhafte große Deutschland! An ihrer Seite fürchten wir nicht die Welt!" Brausender Jubel folgte, wie der Berichterstatter erzählt, diesen Worten. Nach dem Vortrage einiger deutscher Lieder bemerkte ein „hochgestellter Italiener": „Ich

Digitized by Google

kann die Disziplin nicht genug bewundern, die sich auch im Gesange dieser Lieder zeigt." Ein Bersaglierli-Kommandeur, Oberst Escardt, sagte: „Ich habe Ihr Heimatland immer geliebt, seit seinen vaterländischen Kriegen aber verehre ich Deutschland." In einer Begrüßungsansprache berichtete der Commendatore Asquasciati von einem Gespräch, das er mit dem Adjutanten des Kaisers Friedrich hatte: „Was für ein Unglück wäre es für ganz Europa, wenn dieser Mann (der Kaiser) vorzeitig sterben müßte," bemerkte er. Der Adjutant erwiderte darauf: „Solange der Dreibund besteht, wird der europäische Friede nicht gestört werden." Beim Empfang der Veteranen hielt der General Adorni eine Ansprache, aus der folgende Stellen hervorgehoben seien: „Deutschland und Italien, haben beide Nationen nicht eine Gleichheit ihrer Vergangenheit, nicht beide ein selbes Wegeleid gehabt?... Ihr wart unsere Bundesgenossen, an Euerer Seite marschierten wir; wir waren aber auch Zeugen Eurer Einigung, der endlichen Erfüllung Euerer Geschichte ... Ehedem habe ich die deutsche Armee verehrt, von heute an, wo ich Euch in das Auge sehen darf, liebe ich sie ... Mein Gelöbnis möchte ich in die Herzen meines Volkes pflanzen. Die gleichen Schicksale Deutschlands und Italiens müssen das Bindeglied für alle Zeit, das Blut, das für die Einheit jeder Nation geflossen, der unlösbare Kitt bleiben, der unsere Armeen vereinigt."

Es ist gut, wenn man sich heute an solche Worte erinnert, damit man sich in Zukunft darnach richten kann, daß Worte in Italien eben meistens ... nur Worte sind. M. A. Jordan

Belgien

Belgier und Flamen. Ein Flame im besetzten Belgien stellt den früheren Zustand der Unterdrückung Flanderns durch die Wallonen dem jetzigen der deutschen Gleichberechtigung ihrer Sprache und Volksart gegenüber. Sogar an der Front, wo noch jetzt die Flamen 80 Prozent der belgischen Armee ausmachen, werden sie beschimpft und zurückgesetzt. Er schreibt:

„Das und sonst so vieles kam den flämischen Brüdern zu Ohren, die im Lande geblieben waren. Es schürte die Kampflust und es klang fest und unerschrocken: Zusammenwohnen ist nicht länger möglich; wir stellten die Forderung der Selbstverwaltung auf. — — — Die Flamen dürfen über die Zukunft beruhigt sein: Bethmann Hollweg hat erklärt, daß ‚Deutschland den so lange unterdrückten flämischen Stamm nicht wieder dem wallonischen Element freigeben wird'." — („Vaderland" vom 22. April.)

Wie Belgier sich bedanken. „Nieuwe Cour." vom 24. April druckt folgende Zeilen des belgischen Journalisten August Monet aus „De Telegraaf" ab:

„Und dann werden für Dankbarkeit der Belgier nur diejenigen in Betracht kommen, die durch dick und dünn für den Sieg der Alliierten gegangen sind. .. Nur denjenigen werden wir dankbar sein, aber dann auch ewig. Und was die anderen anbetrifft ... Brot kann man zurückgeben"

„Nieuwe Cour." schreibt dazu: „Man sieht daraus, daß, um auf belgische Dank-

Digitized by Google

barkeit Anspruch zu haben, hier sagen wir ruhig, um vor belgischem Hohn geschützt zu sein, von den Niederländern verlangt wird, daß sie die Sache des eigenen Landes der der Belgier unterordnen. . .

Die Holländer erhalten das ‚Brot', womit den belgischen Flüchtlingen helfen zu dürfen sie sich glücklich schätzten, mit Beschimpfungen zurück. Die Beschimpfungen haben sie bereits."

Die Neutralen

Holland und seine indischen Kolonien. Die Frage der Verteidigung der holländischen Kolonien ist mit einem Schlage in den Vordergrund des Interesses gerückt. Zur Verteidigung seiner Kolonien hat Holland bereits 1912 einen neuen Flottenbauplan aufgestellt, der nun durchgeführt werden soll; ferner gedenkt es aber jetzt seine indischen Kolonien mehr auf eigene Füße zu stellen, damit sie in der Lage sind, sich aus eigener Kraft zu verteidigen. Über diesen letzten Plan macht der „Nieuwe Rotterdamsche Courant" in einem Leitartikel ausführliche Angaben:

„Holland beabsichtigt seit Jahren, Indien ein eigenes Leben in der Form eines sich selbst verwaltenden Gemeinwesens zu schenken. Die Hauptsache für Indien ist in der Politik der Entwickelung seiner Bevölkerung zu suchen. Als Kolonie würde Indien gegen japanische Ausdehnungs- oder Annerionspolitik schwach dastehen. Kolonien haben aber in Ostasien keine Existenzberechtigung mehr. Die Holländer betrachten sich in Indien nicht mehr, wie seit Jahrhunderten, als Herren, sie sind nur noch die Lehrmeister. Indien wird im Interesse seiner eigenen Bevölkerung regiert, die ganze Arbeit richtet sich auf wirtschaftliche und geistige Entwicklung. Das Volk soll mündig werden. Das holländische Ideal ist, einen indischen Staat zu errichten, auf den die Einwohner stolz sein können, den sie als ihr Vaterland ansehen und zu dessen Verteidigung sie bereit sind, ihr Blut zu vergießen. Das wird die sicherste Garantie für das eigene Interesse in jeder Beziehung sein. Holland muß dafür sorgen, daß die Errichtung dieses indischen Staates nicht durch fremde Einflüsse verhindert wird. Indien muß verteidigt werden. Bisher bot das für unabänderlich feststehend angesehene Gleichgewicht im fernen Osten dafür die sicherste Garantie. Dieses Gleichgewicht ist jetzt aber gestört, und Indien muß für seine Sicherheit sorgen. Als Kolonie in Hollands Hand ist es schlecht zu verteidigen, als Staat aber sehr gut. Jedes gut organisierte und mit allen natürlichen Hilfsquellen versehene Land ist, wenn es von einer großen patriotischen Bevölkerung bewohnt ist, imstande, sich tüchtig zu wehren. Diese Verteidigung zu organisieren, das ist die Aufgabe Hollands. Von allen dortigen Aufgaben ist diese die dringendste. Jetzt ist der Archipel fast wehrlos. Die Sundastraße, die „Zugangsstraße zu den Indischen Meeren", wie die Japaner sie nennen, liegt offen da und ist der Gnade der ersten besten Großmacht ausgeliefert, die es in ihrem Interesse erachtet, sie zu nehmen. Japan muß dieses Unvermögen wirklich als eine fortwährende Bedrohung ansehen, und mit der Möglichkeit muß gerechnet

Digitized by Google

werden, daß es selber die Straße schließt, indem es dort eine Flottenbasis errichtet. Solange der Krieg dauert, ist Japan durch sein Verhältnis zu seinen Bundesgenossen verhindert, diesen Schritt zu unternehmen, aber beim Friedensschluß, wenn die Welt doch neu verteilt wird, dann kann die Sundastraße einem Starken übergeben werden, wenn sie sich in unverteidigtem Zustande befindet. Vielleicht wäre es empfehlenswert, bei einer anderen Macht, die ähnliche Interessen gegenüber Japan vertritt, Anlehnung zu suchen. Das würde sicherlich für eine gleiche Beschaffung von Abwehrmitteln seine Vorteile haben. Es würde jedoch schaden, wenn es als Entschuldigung dienen würde, um die eigene Kraft nicht bis zum äußersten anzuspannen. Wenn Niederländisch-Indien wirklich stark dastehen soll, dann kommt es auf die Anwendung der eigenen Kraft an, nicht auf ein Bündnis. Wenn Indien leben will, dann muß dieses Wort leben zu einem wirklich aktiven Begriff gemacht werden. Dann wird Indien auch geachtet werden und Japan nicht in die Hände fallen."

Dr. rer. pol. Carl Anton Schaefer

Literatur

Die slawische Volksseele. Zwei Aufsätze von Karl Nötzel und Alexander Barwinskyj. Jena 1916, Eugen Diederichs. (Schriften zum Verständnis der Völker.) 68 S., in Pappbd. M. 1.80.

Der Aufsatz von Karl Nötzel „Vom einfachen russischen Volke" bewegt sich in denselben Bahnen, wie die Einleitungskapitel in des Verfassers Tolstoi-Buch („Das heutige Rußland", München 1914, G. Müller). Nur werden da die Gegensätze zwischen Rußland und Westeuropa schärfer hervorgehoben, während hier vor allem gezeigt werden soll, was Rußland für die Kultur Westeuropas bedeutet. Rußland, — das heißt nicht das offizielle Rußland, und auch nicht das intellektuelle, sondern das eigentliche, „das weder schreit, noch schreibt, das nur da ist und sich nicht deutet, das einfache russische Volk, dieses Volk, das so geliebt wird und doch so ganz allein steht, dieses Volk, das die größten Dichter zu seinem Ruhme fand und doch von allen verlassen ist". Eine heiße Liebe zu diesem Volke spricht aus jeder Zeile des Nötzelschen Aufsatzes, eine Liebe, die den Verfasser glauben läßt, Germanentum und Slawentum bildeten keine Gegensätze, sondern ergänzten einander. „Das geistige Germanentum befreit den Menschengeist von den Fesseln des Aberglaubens; das geistige Slawentum erlöst die Menschenseele von den Ketten des Hochmuts und des Menschenhasses. Und nur eine geistig und seelisch befreite Menschheit kann genesen zu einem Dasein, in dem Gottesdienst dasselbe sein wird wie Menschendienst."

Im Kern der Sache hat Nötzel wohl recht. Und sicher ist der Zauber, den Rußland auch auf jene ausübte, die sehr wohl wußten, was vom Zarentum zu halten sei, zum größten Teil durch die Eigenschaften des russischen Volkes zu erklären und durch die unwiderstehliche

Digitized by Google

Anziehungskraft der russischen Dichtung, deren große Meister wirklich Künder der Volksseele sind, — freilich nur dort, wo sie intuitiv schaffen, nicht wo sie reflektieren oder predigen. Wohin sie in letzterem Falle geraten können, dafür bietet Dostojewski wohl das erschreckendste Beispiel. Und eben darum bedeutet Rußland vorläufig noch eine Gefahr nicht nur für uns, sondern für ganz Europa. Denn die entscheidende Gewalt liegt dort noch in den Händen nicht des eigentlichen, sondern des „bewußten" Rußlands, das, wie Nötzel an anderer Stelle sagt, „doch niemals davor lassen kann, den Heilsanspruch der Menschheit von ihrem Durchgang durchs Allrussentum abhängig zu machen". Daran würde auch ein Regierungswechsel, der das gegenwärtige reaktionäre Kabinett durch ein linksliberales ersetzte, nichts ändern. Ob und wann aber das russische Volk imstande sein wird, sein Schicksal selbst in die Hand zu nehmen, dieses Volk, das, nach Nötzels treffendem Ausspruch, „die Knechtschaft der Sünde vorzieht", — diese Frage ist heute noch nicht zu beantworten und wird es auch noch nicht so bald sein. Klar ist nur eins: daß ein Sieg der Entente für das russische Volk, wie Nötzel es sieht und wie es im Wesentlichen auch ist, das denkbar größte Unglück wäre.

Über den zweiten Aufsatz, den das Buch enthält, „Das ukrainische Volk in seiner Dichtung" von Alexander Barwinskyj, ist nicht viel zu sagen. Sein Wert besteht ausschließlich in den zahlreichen Stichproben aus ukrainischen Dichtungen älterer und neuerer Zeit, deren deutsche Übersetzung mitunter freilich zu wünschen übrig läßt. Die „verbindende Prosa" ist ganz unbedeutend. L.

Die Privatbeamten-Politik nach dem Kriege. Von Dr. Curt Köhler. Deutsche Kriegsschriften. 21. Heft. Marcus & Webers Verlag, Bonn. 1916.

Die Privatbeamtenverbände wurden durch den Krieg in eine neue, nicht gleich übersehbare Lage gesetzt; die Einnahmen minderten sich, da 60 % der Mitglieder ins Feld zogen, und die Pflicht der sozialen Kriegshilfe steigerte die Ausgaben. Immerhin konnten diese Schwierigkeiten überwunden werden. Nun aber werden die Organisationen vor die viel eindringlichere Notfrage gestellt: Wie sollen sich die Privatangestellten wirtschaftlich behaupten, wenn der Friede kommt und im allgemeinen zwar die alten Zustände des Lebens zurückführt, aber doch die Steuern anschwellen läßt und die Lebensmittelpreise und Kleinwohnungsmieten unvergleichlich höher macht, als sie vor dem Kriege waren? Der Verfasser findet hier das einzige Schutzmittel in einer Vereinheitlichung der bisherigen Sonderbestrebungen und in einem gemeinsamen Vorgehen aller einzelnen Verbände. Die Grundsätze, die bisher trennend wirkten, waren meist sozialpolitischer Natur, und er klärte die Probleme und deutet die Wege an, auf denen eine Verständigung möglich ist. Er drängt auf eine schnelle Verwirklichung, damit die aus dem Felde Heimkehrenden das ihnen heilsame Werk bereits vollendet finden.

Dr. E. Borkowsky

Die deutsche höhere Schule der Zukunft. Von Dr. Karl Horn, Di-

Digitized by Google

rektor der Humboldtschule in Frankfurt a. M. Frankfurt a. M. Verlag von Heinrich Heller. 1916. Preis M. —.50.

Ein erprobter Fachmann entwirft in der knappen inhaltsreichen Schrift das Bild der Zukunftsschule, wie sie sich im Anschluß an das Bestehende verwirklichen ließe. H. denkt sich die zukünftige höhere Schule einheitlich — eine sechsklassige Anstalt etwa wie die heutige Realschule. Auf ihr baut sich dreifach gegliedert (alt-, neusprachlich, mathematisch-naturwissenschaftlich) die Oberstufe von drei Jahren auf, Übergang und Vorbereitung für die Hochschule. Deutsch erhält etwa die Hälfte des sprachlichen Unterrichts; die Folge ist, daß die alten Sprachen erst auf der Oberstufe getrieben werden können. Zeichnen ist überall Pflichtfach; auch ermöglicht eine Verkürzung der Gesamtstundenzahl (um ca. 10 %) freie Nachmittage und damit Platz für Handfertigkeit und Körperpflege. Die Schrift ist klar, wohlerwogen maßvoll, und gibt eine Grundlage, auf der sich eine Zukunftsschule erheben könnte.

F. A. Lohmann

Heimkehr, Kriegszeitschrift des Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer. Verlag Deutsche Landbuchhandlung G. m. b. H., Berlin SW 11, Dessauerstraße 7. Monatlich 2 Hefte. Preis vierteljährlich M. 1.20, einzelne Hefte 20 Pf.

Heimkehr, unter diesem Titel erscheint seit 1. April d. J. eine vom Fürsorgeverein für deutsche Rückwanderer herausgegebene Kriegszeitschrift, welche sich zur Aufgabe gestellt hat, die Verbindung zwischen dem Fürsorgeverein und den in der Welt zerstreuten 30 Millionen Deutschen und Abkömmlingen deutscher Vorfahren, insbesondere aber denen von ihnen aufrecht zu halten und zu fördern, welche des Lebens in der Fremde überdrüssig, sich nach der Rückkehr in das Land ihrer Väter sehnen. Insbesondere erstrecken sich diese Bestrebungen auf die Kriegsgefangenen deutscher Abstammung, namentlich die Deutsch-Russen. Diesen Abkömmlingen deutscher Väter die Heimkehr nach Deutschland zu erleichtern und zu ermöglichen, ihnen die Eingewöhnung in der neuen Heimat zu erleichtern und sie darin mit Rat und Tat zu unterstützen, ist der Zweck des im Jahre 1909 in Berlin gegründeten „Fürsorgevereins für deutsche Rückwanderer". Die Lücken, die der Krieg namentlich in unseren bodenständigen Bauernstand (besonders in Ostpreußen) gerissen hat, werden sich schneller schließen, der Bauernstand schneller befestigt und neu geschaffen werden, auch Neuland kolonisiert und die Zahl der produktiven Kräfte unseres Volkes gewaltig vermehrt werden, wenn es gelingt, eine möglichst große Zahl der im Auslande lebenden bäuerlichen Bevölkerung deutscher Abstammung zur Rückwanderung zu gewinnen.

F. K.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 19. Mai 1916 • Heft 21

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Politische Volksbildung

Von Dr. Paul Rohrbach

Die politische Erziehung des Volks pflegt in Ländern mit mehr oder weniger freiheitlichen Zuständen Sache der politischen Parteien zu sein. Die Parteiorganisation ist die Volksschule und das Parteiprogramm der Katechismus. Wir wollen hier weder Parteien noch Programme von rechts nach links kritisieren und nicht untersuchen, welches Programm die beste volkserziehlich-politische Methode befolgt. Einen Fehler aber, das muß gesagt werden, haben sie alle: Sie enthalten zu wenig über auswärtige Politik, und was sie darüber sagen, liegt weit ab von den Erfordernissen der Gegenwart. Das Bekenntnis zur Internationale und zum Völkerfrieden ist an und für sich heute praktisch ebenso ziel- und wertlos, wie das zum Schutz des Vaterlandes und selbst zur Welt- und Überseepolitik. Die Allgemeinheiten helfen nichts, es muß vielmehr das Wissen um eine bestimmte Mindestmenge von positivem Stoff und eine Vorstellung davon verlangt werden, was dieser Stoff, diese Tatsachen, mit unsern nationalen Interessen und Zielen zu tun haben.

Die Menge und die inneren Zusammenhänge des Stoffes, auf dessen Kenntnis sich die auswärtige politische Bildung aufbaut, werden je nach der Parteibrille, durch die sie jemand betrachtet, zuweilen eine verschiedene Färbung tragen. Die Verschiedenheit der Auffassung wird aber nur ausnahmsweise so weit gehen, wie bei den inneren parteipolitischen Gegensätzen. Über die große Mehrzahl der Tatsachen selbst wird kaum Streit sein, höchstens über ihre Beurteilung. Einstweilen aber steht es so, daß nur zu viele bei uns weder die Tatsachen kennen, noch ein Urteil über sie

Digitized by Google

haben. Am ehesten findet man noch Urteil ohne Tatsachenkenntnis, und das ist noch schlimmer, als wenn es an beiden fehlt.

Angenommen, wir wollten das, was wir brauchen, schulmäßig lehrhaft ausdrücken, so wäre ein neues Fach in die Volksbildung einzuführen: politische Weltkunde. Bleibt man, um zunächst durch die Entwicklung eines Schemas formelle Deutlichkeit für unsern Gedanken zu gewinnen, bei dem Bilde eines Schulfachs, so könnte über die Grundlage, auf der es aufzubauen wäre, kein Zweifel sein: natürliche und politische Erdkunde. Erweitert man diesen Begriff nach der geschichtlichen, wirtschaftlichen und kulturwissenschaftlichen Seite hin, so hat man das beisammen, was als Wissen und Anschauung in unsere nationale Bildung eingeführt werden muß.

Ich sage „eingeführt", weil das, was da ist, lange nicht genügt. In unserm Volksschulunterricht ist das geographische Pensum über die Heimatkunde hinaus sehr dürftig. Weltkundliche Gedanken im politischen Sinn lassen sich mit diesem mageren Gerippe kaum verbinden. Es ist auch nicht gut möglich, der nicht gehobenen Volksschule, deren Lehrgang bestenfalls mit dem vierzehnten Lebensjahre abschließt, solche Aufgaben zu stellen. Für die Fortbildungsschule dagegen käme sie sehr wohl in Frage, ja für diese sind sie sogar notwendig. Auf den höheren Schulen war Geographie bis vor nicht langer Zeit das miserable Fach schlechthin. Mit den Kenntnissen, die sich der Gymnasiast auf diesem Gebiet erwarb oder besser nicht erwarb, kam es natürlich im späteren Leben nur zu weltkundlichen Vorstellungen von höchster Dürftigkeit. Ich denke immer noch an den akademisch gebildeten Juristen, der mich fragte, von welcher Kolonie Togo die Hauptstadt sei. So krasse Fälle waren wohl Ausnahmen, aber wo Ausnahmen von diesem Kaliber möglich waren, da konnte man auch schon einen Schluß auf die Regel ziehen. Heute ist es etwas besser geworden, aber es steht noch mangelhaft genug. Oder wie soll man es nennen, wenn dasjenige Fach, das als Fundament für jede Art von Wissen über weltpolitische Dinge das allerunentbehrlichste ist, auf dem Gymnasium nach Absolvierung der Mittelstufe gar nicht mehr oder nur ausnahmsweise getrieben wird?

Politische Volksbildung im Sinn von Weltkunde ist nur dann möglich, wenn zunächst ein festes Weltbild da ist: Wie die Länder und Meere zueinander liegen, wie sie politisch unter den Völkern verteilt sind und auf

Digitized by Google

welche Art diese Verteilung mit ihrer natürlichen Lage und Beschaffenheit verbunden ist. Man muß wissen, welches die von der Natur vorgezeichneten, die Weltgeschichte und die Weltwirtschaft formenden erdkundlichen Zusammenhänge sind. Man muß weiter wissen, durch welche geographischen Tatsachen jede Nation sich ihre politischen Ziele und Sorgen vorgeschrieben sieht, worauf sie sich stützen kann und was sie zu korrigieren bestrebt sein muß. Es ist aber auch notwendig, die Größe der Länder, die Menge und Verteilung der Menschen darin, ihre natürlichen und ihre geschaffenen Reichtümer, ihre Sinnesart, ihren politischen Entwicklungsstand und die Grundtatsachen ihrer Geschichte zu kennen. Wer jetzt, seit dem Ausbruch des Weltkrieges, damit zu tun gehabt hat, diese Dinge dem Durchschnittsverständnis nahezubringen, der weiß, wieviel ehrliches Bemühen um Aufklärung auf diesem Gebiet, aber auch wie geringe Kenntnisse im Durchschnitt vorhanden sind.

Es gibt zurzeit acht relative Großmächte auf der Welt, von Japan bis Deutschland, und eine absolute: die menschliche Unwissenheit. Ich meine damit nicht Unwissenheit um irgend welche Höhen und Tiefen der geistigen Erkenntnis aller Art, sondern Unwissenheit um greifbare und allgemein zugängliche weltkundliche Tatsachen. Alle Völker sind in dieser Unwissenheit befangen, aber das eine ist es mehr, das andere weniger. Ganz besonders unwissend sind z. B. die Amerikaner. Es ist lächerlich, wie wenig Kenntnisse selbst der „gebildete" normale Amerikaner von allen Dingen außerhalb seines Vaterlandes hat. Ihm ist das so selbstverständlich; er kann sich gar nicht denken, daß es, abgesehen etwa von England, in der nichtamerikanischen Welt bedeutende und wirklich wissenswerte Dinge geben könne. Alles Große ist in Amerika und das Größte davon ist die amerikanische Verfassung. Sie ist das Höchste und Letzte an politischer Weisheit. Sie ist demokratisch. Völker, die keine solche Verfassung haben, in der ein, wenn auch unvollkommener Abglanz, der amerikanischen Vollkommenheit sich spiegelt, sind unbeachtlich, unsympathisch oder gefährlich. Kommen sie zur Macht, so bedeutet das einen Rückschritt der menschlichen Kultur.

Das alles glaubt der normale Amerikaner neben den verschiedenen Dingen, an die er je nach seiner Besonderheit sonst noch glaubt: die Humanität, den Dollar, die Miß Eddy, das Wassertrinken oder die bessere

Digitized by Google

Sittlichkeit des Munitionsverkaufs gegenüber dem U-Boot. Er glaubt es so ehrlich, wie ihm nur etwas zu glauben möglich ist. Ein sehr unwissender Glaube, sicher! Irgendeinmal wird das amerikanische Volk auch ohne Zweifel die politische Rechnung dafür geschrieben bekommen. Einstweilen aber kann es sich den Luxus seiner Irrtümer leisten. Für uns dagegen ist Unwissenheit in bezug auf die amerikanischen Eigentümlichkeiten eine schwere Gefahr. Auch das ist ein Stück Weltkunde. Wir müssen wissen, was für die politische Gedankenwelt und für die politische Haltung des Amerikanertums daraus folgt, wenn in einem der gebräuchlichsten Bücher für den Unterricht auf der Oberstufe der amerikanischen Schulen folgendes Urteil über Deutschland zu lesen steht:

„. . . Die Geschichte der Gründung des Deutschen Reiches zeigt deutlich, daß es sich nicht nur um einen Prozeß von Blut und Eisen handelte, sondern auch um einen von Trug und Falschheit. Es ist schwierig, die Geschichte eines so gigantischen und erfolgreichen Wirkens zu erzählen, ohne dabei den Anschein zu erwecken, als ob es verherrlicht werden solle. Natürlich muß man sagen, daß Bismarck nicht für gewöhnliche oder niedrige Ziele arbeitete, auch nicht für rein preußische Ziele, sondern daß er von aufrichtigem und starkem Patriotismus erfüllt war. Nur durch eine nationale Einigung, wie er sie schuf, konnte das deutsche Volk im modernen Leben emporsteigen. Gleichzeitig hat aber Bismarcks Erfolg ohne Zweifel dazu gedient, den Stand der internationalen Moral zu erniedrigen; seine Politik des Betruges und der Gewalt hat Deutschland eine Menge von brennenden Fragen hinterlassen, mit denen es noch lange zu tun haben wird. Die Rolle des Unteroffiziers und des Polizisten im modernen Deutschland, die Feindschaft der Dänen in Schleswig und der Franzosen in Elsaß-Lothringen gegen das Reich, die bittere Eifersucht zwischen Preußen und Bayern, und endlich die ungeheuren Armeen von ganz Europa gehören zu den Ergebnissen seiner Politik. Es ist aber zu früh, um zu sagen: diese Politik hat endgültig gesiegt."

So sieht die Vorstellung des gebildeten Amerikaners über Deutschland aus, was den moralischen Wert unseres Staatswesens angeht. In diesem Vorurteil befangen, liest er den Notenwechsel zwischen seiner Regierung und der unsrigen. Alles, was da verhandelt wird, geschieht für ihn zwischen einem Staat von moralisch höherer Ordnung, dem seinigen, und einem von geringerer, dem unsrigen. Er sieht nicht den Balken im Auge seiner Demokratie, aber er sieht den Splitter im Auge unseres politischen Verfassungslebens. Trotzdem ist der demokratische Gedanke für ihn der allein seligmachende politische Glaube. Zu einem Mangel an „Demokratie" oder was er dafür hält, stellt er sich wie die Kirche zum Ketzer. Wie kann

Digitized by Google

sich auch der Ketzer der Kirche gegenüber auf moralische Motive berufen — die Kirche hat gesprochen, die Sache ist zu Ende!

Wer in seiner Weltkunde soviel Kenntnis von amerikanischer Psychologie hat (die Politik im Sinne der Lehre vom nationalen Vorteil und Nachteil behält daneben natürlich ihren Raum), der wird die äußere und innere Rolle der Vereinigten Staaten von Amerika gegenüber Deutschland und England von Anfang an auf der richtigen Grundlage einschätzen. Wer diese Dinge nicht kennt, muß aber in der Frage unseres Verhältnisses zu Amerika notwendig fehlgehen. Ganz entsprechend verhält es sich mit verschiedenen anderen wichtigen Grundfragen in diesem Krieg. Ich will auf psychologischem Gebiet nur noch ganz kurz auf etwas hinweisen, was auch nur von Wenigen von vornherein richtig bewertet wurde: den englischen Charakter. Am Anfang des Weltkrieges waren viele Leute der Meinung, der Krieg würde nicht lange dauern. Die einen begründeten es damit, daß kein Staat und keine Volkswirtschaft längere Zeit hindurch die gewaltigen finanziellen Opfer würde aushalten können; die anderen begründeten es mit militärischen oder sonstigen Erwägungen. Wer aber England kannte, der sagte sich: dies Volk hat in seinem privaten Leben und in seiner Geschichte schon so große Beispiele von zähem Durchhalten gegeben, daß nun, wo England mit eingetreten ist, an einen kurzen Krieg nicht mehr gedacht werden kann! Es gibt überhaupt auf der Welt nur ein einziges Volk, das imstande ist, es mit diesem englischen Charakterzuge aufzunehmen. Dieses Volk sind glücklicherweise wir.

Über die Grundlagen unseres Verständnisses für das russische Problem habe ich an dieser Stelle schon wiederholt gesprochen. Allerdings kann ich nicht sagen, daß die Kenntnis der Tatsachen, durch die Rußland zum unversöhnlichen Feinde der deutschen Zukunft geworden ist, während dieses Krieges bei uns große Fortschritte gemacht hat. Diese Tatsachen sind, wie unsere Leser wissen, geographischer und wirtschaftspolitischer Natur. Sie gehören ganz und gar in das Gebiet hinein, das wir „Weltkunde" genannt haben. Das fundamentalste Stück darin ist die Verschiebung des russischen Wirtschaftszentrums nach Süden in das Verkehrsgebiet des Schwarzen Meeres. Diese Verschiebung ist Tatsache, und sie läßt sich aus der überall zugänglichen russischen Produktions- und Handelsstatistik zahlenmäßig beweisen. Der Schwerpunkt des russischen

Digitized by Google

Wirtschaftskörpers liegt nicht mehr in den zentralrussischen Gebieten, sondern zwischen den Karpathen, der unteren Wolga und dem Pontus. Sobald man das vor Augen hat, ist die ganze russische Politik klar. Die russische Volkswirtschaft ist unter allen Umständen darauf angewiesen, ihre Handelsbilanz aktiv zu halten. Aktivität der Handels- und der Zahlungsbilanz fallen für Rußland zusammen, weil im russischen Wirtschaftsleben keine Mittel vorhanden sind, ein Minusergebnis im Güterverkehr mit dem Auslande auf andere Weise auszugleichen. Deutschland und England können es, sie sind zugleich Gläubiger des Auslandes und Unternehmer, die geschäftliche Gewinne im Auslande machen. Rußland kann es nicht. Nur wenn es imstande ist, soviel Waren ins Ausland zu exportieren, daß es damit alle seine Verpflichtungen, einschließlich der schweren Schuldzinsen decken kann, ist sein ökonomisches Gleichgewicht sicher. Von diesem aber hängt seine Fähigkeit und seine Freiheit zu jeder großen politischen Aktion ab. Also will Rußland freien Ausgang aus dem Schwarzen Meere haben, wohin sich sein Wirtschaftsleben während des letzten Menschenalters mehr und mehr gewandt hat. Der Ausgang aber gehört den Türken. Daraus folgt, daß Rußland an sich bringen will, was türkisches Besitztum ist. Mit der Wohlfahrt und Stärke der Türkei aber hat sich das deutsche Lebensinteresse verbunden. Unter keinen Umständen ist es für uns möglich, das politische Lebenszentrum unserer Verbündeten preiszugeben. Dies Stück Weltkunde hatten wir aber noch nicht gelernt, als der Krieg ausbrach. Wer es nicht inne hat, ergeht sich leicht in Träumen von der Zufälligkeit dieses deutsch-russischen Zusammenstoßes und von einem zukünftigen Ausgleich der deutsch-russischen Interessen. Ein Stück Weltkunde, Kapitel: Geographie und Wirtschaft Rußlands, und solche Träume verschwinden. Es sind aber gefährliche Träume, wenn die Leute, die sie träumen, Einfluß auf die Geschicke des Vaterlandes haben.

Im Anfang der Periode, in der sich das Schicksal des Weltkrieges vorbereitete, stehen die Sätze in dem brühmten Artikel „Saturday Review" von 1897, in dem es hieß:

„England mit seiner langen Geschichte erfolgreicher Angriffe, mit seiner wunderbaren Überzeugung, daß es zugleich mit seiner Fürsorge für sich selbst Licht unter die im Dunkel lebenden Völker verbreitet, und Deutschland, demselben Fleisch und Blut entsprossen, mit geringerer Willensstärke, aber vielleicht mit noch kühnerem Geiste, wetteifern miteinander in jedem Winkel des Erdballes."

Digitized by Google

„Wenn Deutschland morgen aus der Welt vertilgt würde, so gäbe es übermorgen keinen Engländer in der Welt, der nicht um so reicher sein würde. Völker haben jahrelang um eine Stadt oder um ein Erbfolgerecht gekämpft; müssen sie nicht um einen jährlichen Handel von 250 Millionen Pfund Krieg führen?"

Diesen Sätzen entspricht als Gegenstück ein halbes Menschenalter später, am Ende der Periode, in der sich der Weltkrieg vorbereitete, der Brief des russischen Professors Mitrofanow an Hans Delbrück in den Preußischen Jahrbüchern vom Mai 1914. Wir erinnern an folgende Stellen:

„Das ganze russische Budget ist auf die Ausfuhr nach dem Auslande basiert. Zwei Drittel dieser Ausfuhr gehen durch die südlichen Häfen und weiter durch die beiden türkischen Meerengen. Ist dieser Ausgang einmal geschlossen, so stockt der russische Handel."

„Nur der Besitz des Bosporus und der Dardanellen kann diesem unerträglichen Zustande ein Ende bereiten. Noch einmal: der Drang nach Süden ist eine historische, politische und ökonomische Notwendigkeit, und der Staat, der sich diesem Drange widersetzt, ist eo ipso ein feindlicher Staat."

Über solche Sätze liest achtlos hinweg, ohne sich ihr gewaltiges politisches Gewicht klarzumachen, wer keine zusammenhängenden weltkundlichen Vorstellungen besitzt. Wer solche aber hat, der weiß, was jene englischen Worte von 1897 und jene russischen von 1914 zu bedeuten hatten. Will man die Dinge richtig beim Namen nennen, so muß man sagen, daß es heute geradezu ein Beweis von Unwissenheit und politischem Dilettantismus ist, über die russischen Kriegsziele und das mögliche oder nichtmögliche zukünftige Verhältnis zwischen Deutschland und Rußland zu urteilen, ohne sich mit Rußland im Sinn der modernen politischen Weltkunde genügend beschäftigt zu haben.

Ebenso ist es ein Beweis weltkundlichen Nichtwissens, Rußland zum Ersatz für den Bosporus und die Dardanellen auf andere Ausgänge ans „freie Meer" zu verweisen. Die Ostsee kommt nicht in Betracht, weil sie selbst ein geschlossenes Becken ist. Die eisfreien Küsten im Norden von Skandinavien und Russisch-Lappland können für den Kriegsfall wichtig werden, wenn Rußland dort Häfen besitzt und die anderen Ausgänge ans Meer ihm versperrt sind. Für die Verschiffung von Getreide, überhaupt für den Import und Export des Friedens, sind sie dagegen wegen ihrer Entlegenheit bedeutungslos. Erst recht gilt das für den Persischen Golf. Rußland wird auch, wenn ihm der Persische Golf gehört, stät nach

Digitized by Google

dem türkischen Besitz streben, wird ein Feind der Türkei und damit notwendig auch unser unversöhnlicher Gegner sein.

Der Beispiele solcher Art ließen sich noch viele häufen, aus dem Orient und aus Ostasien, aus Mittelafrika, aus Südamerika und wer weiß woher sonst noch! Nirgends ist es damit getan, die Flüsse und Gebirge, die Grenzen und die Städte, die Quadratkilometer und die Einwohnerzahlen im Kopfe zu haben. Überall kommt es auf die innere Verbindung dieser Dinge an, und darauf, wie sie sich in politische Notwendigkeiten und politisches Streben umsetzen. Überall kommt es vor allen Dingen auch darauf an, was für Menschen in den Ländern wohnen und was für eine Sinnesart sich in ihnen geschichtlich gebildet hat. Das alles ist „Weltkunde", und wenn diese Art von Weltkunde nicht recht bald zu einem festen Stück unserer politischen Volksbildung wird, so werden wir nicht daran denken können, zukünftigen Krisen mit einer bessern inneren Vorbereitung entgegenzugehen, als wir es diesmal getan haben.

Aufgaben und Ziele deutscher Volksbildung im Kriege und nach dem Kriege

Von Dr. Robert Kahn, Frankfurt a. M.

Die Notwendigkeit ausgedehntester und intensivster außerschulmäßiger Bildungsarbeit am deutschen Volke allgemein zu begründen, ist an dieser Stelle und in dem jetzt eingetretenen Zeitpunkt deutscher Geschichte kaum mehr notwendig. Die Gründe, welche in früheren Zeiten die erleuchtetsten, feinsten und edelsten Geister unseres Volkes dazu getrieben haben, Kunst und Wissenschaft den breitesten Massen des Volkes, soweit es irgend möglich ist, zugänglich zu machen, gelten auch heute in unverminderter Stärke. Die Persönlichkeiten oder die Volksteile, die jetzt noch zweifelnd, grollend oder verneinend der Volksbildungsbewegung gegenüber stehen, durch Gründe allgemeiner Natur belehren oder überzeugen zu wollen, muß als aussichtslos aufgegeben werden. Ihre Zahl dürfte durch die Erfahrungen des Weltkrieges bedeutend vermindert sein. Wen die Erscheinungen der beiden Kriegsjahre nach dieser Richtung nicht gelehrt haben, der muß als unbelehrbar aufgegeben und aus allen Erwägungen volksbildnerischer Natur ausgeschaltet werden. Die Erfahrungen

Digitized by Google

des Krieges haben die Voraussetzungen, unter denen die freie deutsch Volksbildung seit Jahrzehnten ihre schwere, verantwortungsvolle und nicht immer dankbare Arbeit betrieb, so sehr nach jeder Richtung gestützt bestätigt und befestigt, daß sie heute auch für skeptischere Geister eine axiomatische Bedeutung erlangt haben, und als selbstverständlich betrachtet und dementsprechend vernachlässigt werden dürfen. Es ist vielleicht notwendig, diesen Umstand grundsätzlich und ein für allemal zu betonen, damit nicht der Verdacht entstehe, daß die schwerwiegenden und bedeutsamen Gründe für die Notwendigkeit der außerschulmäßigen Volksbildungsarbeit, die uns durch den Krieg erst recht zum Bewußtsein gekommen sind und für unsere Zeit eine besondere Geltung beanspruchen, an die Stelle der allgemeinen Grundsätze, welche für alle Zeiten Gültigkeit haben, treten, oder diese in irgendeiner Form beeinträchtigen könnten.

Als unverrückbare und durch keinerlei Ereignisse zu beseitigende Begründung jeder Volksbildungsarbeit bleibt also der Gedanke, daß die Volksbildung eine notwendige und durch kein anderes Mittel ersetzbare Grundlage der Volkswohlfahrt ist und daß insbesondere jeder geistige, künstlerische, wissenschaftliche oder technische Fortschritt, mag er auch von der allergrößten Bedeutung sein, der Volkswohlfahrt dauernd nur durch das Mittel der Volksbildung dienstbar gemacht werden kann. Dem Volke ist auf die Dauer nicht dadurch gedient, daß man es die Wohltaten fortschreitender Kulturentwicklung schlechtweg mitgenießen läßt, sondern diese Wohltaten werden ihm nur dann zum wirklichen Segen gereichen, wenn man ihm Gelegenheit gibt, ihre Bedingungen kennen zu lernen, ihre Wurzeln zu begreifen und sie sich geistig zu erarbeiten, indem es sie genießt.

Das steht für alle Zeiten fest. Ebenso fest steht aber, daß die Zeit, welche wir jetzt bewundernd und schaudernd durchleben, wie allen Gebieten öffentlicher und privater Betätigung, so auch der Volksbildungsarbeit neue Antriebe, Ziele und Richtlinien gegeben hat, die sub specie aeternitatis nur für einen beschränkteren Zeitraum Gültigkeit haben mögen, immerhin aber unsere Generation und wohl auch die nächstfolgenden stark beeinflussen werden.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die bisherigen Kriegserfolge,

Digitized by Google

die uns gestatteten, eine vielfache, mit ähnlichen technischen Hilfsmitteln, wie unsere eigene Armee, ausgerüstete Übermacht von Feinden, siegreich von unseren Grenzen fernzuhalten, zu einem wesentlichen Teil dem hohen Stand unserer Volksbildung zuzuschreiben sind. Keines der uns im Kriege gegenüberstehenden Völker, auch die Westvölker nicht, mag man nun ihren geistigen Zustand „Kultur" oder „Zivilisation" nennen, mögen ihre geistigen Führer auch den unseren gleich stehen, ja sie auf einzelnen Gebieten übertreffen, — keines dieser Völker verfügt über so gleichmäßig und hoch durchgebildete Massen, wie wir, bei keinem ist der Grad der Durchschnittsbildung von gleicher Höhe. Unsere Kriegserfolge wurden aber aus den gleichen Kraftquellen gespeist, wie die Erfolge der vorangegangenen nahezu 50jährigen Friedensarbeit. Die Erfolge dieser Friedensarbeit gehören also mit zu den Ursachen, die uns diesen Krieg gebracht haben. Es wäre Selbsttäuschung, wenn wir die Augen davor verschließen wollten, daß der Höhegrad, den unsere Volksbildung in den letzten 50 Jahren erreicht hat, eine der Ursachen dieses Krieges ist. Wie sie uns den Krieg bestehen hilft, haben wir täglich vor Augen. Die Tagesberichte unserer Heeresleitung bilden den monumentalen Ausdruck dafür.

Weniger in die Augen fallend und in der Hauptsache den Organen der Volksbildungsarbeit selber nur bekannt, ist die Tatsache, daß die Träger der deutschen Volksbildungsarbeit sich gleich allen anderen Gliedern des Volkskörpers in den Kriegsdienst selber gestellt und nicht wenig dazu beigetragen haben, in freiwilliger und hingebender Arbeit mit allen Mitteln den Geist unserer Truppen zu stärken, zu stählen und im Gleichgewicht zu halten, und die Schrecken und Wunden des Krieges zu lindern und zu heilen. Unsere deutschen Volksbildungsorganisationen haben sich von Anfang des Krieges an zu wichtigen und unentbehrlichen Gliedern der allgemeinen Kriegsfürsorge entwickelt, und ein reicher Strom geistiger Hilfsmittel ist aus ihren stillen Arbeitsstätten in die Lazarette und zu den kämpfenden Truppen geflossen; er trug aber auch dazu bei, den Zurückgebliebenen, besonders den Frauen und Kindern, die schweren Tage der Kriegszeit erträglicher zu gestalten. Die Massen von Büchern und Zeitschriften, die in die Lazarette und zu den Truppenteilen im besetzten Gebiete und an der Front gesandt wurden, zählen schon nach Millionen. Gewisse Verbände senden jedem einzelnen Soldaten in den Schützen-

Digitized by Google

graben die von ihm gewünschte geistige Nahrung. Die Soldatenheime hinter der Front und in den Etappen wurden mit Wandschmuck, Musikinstrumenten, Musikalien und Unterhaltungsmitteln versorgt, Vorträge wurden vor den Truppenteilen gehalten und den im Felde befindlichen dazu geeigneten Offizieren und Mannschaften wurden die Mittel zur Verfügung gestellt, selber vor ihren Kameraden Vorträge zu halten. Geeignete Literatur, diese Vorträge vorzubereiten, wanderte hinaus hinter die Schützengräben zusammen mit Projektions-Apparaten und Lichtbildern. Konzerte wurden vermittelt und Theater mobilisiert, welche sich ständig in den besetzten Gebieten aufhalten und vor den Truppen Vorstellungen geben. Welchen unendlichen Segen diese Arbeit in ihrem Gefolge hat, vermag nur der zu ermessen, der das Glück hatte, ihre unmittelbare Wirkung auf die seit Jahr und Tag von der Heimat getrennten Kämpfer draußen mit eigenen Augen beobachten zu dürfen. Unzählige Briefe, welche vom Kriegsgebiet nach der Heimat wandern, geben mit Danksagungen, Bitten, Wünschen und Anregungen einen schwachen Begriff von der Größe und der Notwendigkeit dieser Aufgabe.

Hinter der Front innerhalb der alten Grenzen mußte unterdessen die Friedensarbeit so viel wie möglich aufrecht erhalten und der Kriegslage angepaßt werden. Eine besondere Aufgabe erwuchs den Volksbildungsorganisationen aus der Notwendigkeit, weite Gebiete des flachen Landes, die durch Einberufungen zum Heer ihrer natürlich geistigen Führer beraubt waren, geistig zu versorgen, seelisch zu stärken und zu heben, und Künstlern und geistigen Arbeitern jeder Art, die durch den Krieg in ihrem Erwerbsleben gehemmt wurden, durch diese Tätigkeit Gelegenheit zum Broterwerb zu bieten. Manche Volksbildungsorganisationen nahmen sich auch der Verwundeten in besonderem Maße an, indem sie für diese Unterrichtskurse einrichteten, belehrende Vorträge, Konzerte, Theatervorstellungen in den Lazaretten halten ließen und für die kriegsuntauglich gewordenen den Übergang in die Friedensarbeit vermittelten, und wo ein Berufswechsel notwendig wurde, diesen durch Rat und Tat vorbereiteten. Auch die kriegswirtschaftliche Arbeit stellte den Volksbildungsverbänden mancherlei neue Aufgaben. Viele von ihnen nahmen die kriegswirtschaftliche Belehrung der Bevölkerung in weitestem Umfange in die Hand und sorgten durch mündliche Belehrung, durch Veranstaltung von Vorträgen,

Digitized by Google

durch Verbreitung von Druckschriften, durch Einrichtung von Lehrkursen dafür, daß für die durch die Kriegslage notwendigen Maßnahmen in der Bevölkerung das nötige Verständnis bereitet wurde.

So steht es außer jedem Zweifel, daß unsere freie deutsche Volksbildung auch während des Krieges fest an ihrem Platze stand, daß sie in mancherlei Hinsicht ein wichtiger Faktor des Durchhaltens und des Sieges geworden ist, und daß sie alles, was in ihren Kräften lag, dazu tat, die von ihr in langen Friedensjahren geschaffenen Werte während des Krieges zu erhalten und neue dazu zu gewinnen. Heute können wir sagen, daß ihr diese Aufgabe in unerwartet hohem Maße gelang, und daß alle Befürchtungen, das Gebäude der deutschen Volksbildung könne durch den Krieg zu Schaden kommen, gegenstandslos geworden sind.

Gestützt auf diese Erkenntnis sehen wir, indem wir unsere Blicke über den Krieg hinauswenden, unter allen Kräften, welche dazu berufen sein werden, die Wunden des Krieges zu heilen und das deutsche Volk einer glücklichen Zukunft entgegen zu führen, kein Mittel, das geeigneter zur Erreichung dieses Zieles scheint, als die Bemühungen, die seelische und geistige Durchbildung des Volkskörpers zu fördern. Ganz besonders auch im Hinblick auf den friedliebenden Sinn und die Friedensideale des deutschen Volkes selber, das bei aller angestammter Wehrhaftigkeit und selbstverständlicher Kampfbereitschaft nicht den Krieg, sondern den Frieden als Ziel und Leitstern seines Strebens tief im Herzen verankert trägt!

Es wäre aber falsch, anzunehmen, daß zur Erreichung dieses Zieles besondere Methoden angewendet werden dürften. Wie jede wahre Bildungsarbeit, muß auch die freie Volksbildungsarbeit „voraussetzungslos" betrieben werden. Jede Verquickung mit einer Tendenz kann auf die Dauer nur schädlich wirken. Dabei wird freilich angenommen, daß die deutsche Volksbildungsarbeit nur aus nationalen Wurzeln ihre Kraft schöpfen kann und bewußt sich als Teil unseres deutschen Wesens und Wirkens empfindet. Ebensowenig als wir uns eine Volksschule denken können, welche nicht mit allen Wurzeln in nationalem Boden verankert ist, können wir uns eine außerschulmäßige Volksbildung vorstellen, welche aus anderen Quellen schöpft. Gesunde Einflüsse, die uns von fremden Ländern kommen, werden deshalb um so williger aufgenommen werden. Die Geschichte des deutschen Volksbildungswesens zeigt, daß mancher befruch-

Digitized by Google

tende Gedanke, der von anderen Völkern, besonders von den Angelsachsen, zu uns getragen wurde, willig aufgenommen und verarbeitet wurde. Das wird und soll auch in Zukunft so bleiben. Je fester unser Volksbildungswesen in deutschem Wesen wurzelt, desto sicherer dürfen wir sein, daß die Kenntnis fremder Art, die Probleme unserer Beziehungen zu anderen Völkern und die Beschäftigung mit internationalen Fragen nicht vernachlässigt werden wird. Denn gerade unsere deutsche Eigenart neigt ja mehr, als es in früheren Zeiten manchmal gut war, dazu, sich mit diesen Problemen zu beschäftigen, ihren Gegenstand zu verarbeiten und ihren Stoff zu beherrschen. Aber die internationalen Probleme müssen Gegenstand der Volksbildung bleiben. Sie dürfen nicht richtunggebend auftreten oder beherrschend wirken wollen.

Die Kultur unseres Volkes unterscheidet sich von der Kultur anderer Völker in zwei Hauptrichtungen, von denen je nach dem Vergleichsobjekt eine stärker hervorzutreten pflegt. Eine dieser Beziehungen ist rein quantitativ. Sie wird gegeben durch den Unterschied der Durchschnittsbildung unseres und des in Vergleich gebrachten Volkes. Sie ist zahlenmäßig zu erfassen und statistisch auszudrücken. Wir können sie als „Bildungsgefälle" bezeichnen. Sie tritt besonders den Ostvölkern gegenüber in Erscheinung. Das Bildungsgefälle zwischen dem deutschen und dem russischen Volk ist ein weit größeres, als das zwischen dem deutschen und beispielsweise dem amerikanischen Volk. Die zweite Beziehung ist qualitativer Natur. Sie ist schwieriger zu erfassen. Wir können sie als „Bildungsordnung" bezeichnen. Sie gewinnt Bedeutung den Westvölkern gegenüber und überhaupt da, wo das Bildungsgefälle klein geworden ist. Unsere Bildungsordnung ist als ein Teil unserer nationalen Eigenart zu betrachten. Sie unterscheidet sich von der Bildungsordnung beispielsweise des französischen Volkes nach ganz bestimmter Richtung, welche als Ausdruck der gesamten geistigen Beschaffenheit beider Völker zu betrachten ist.

Als eines der bekanntesten Ergebnisse unserer spezifisch deutschen Bildungsordnung kann die Tatsache angesehen werden, daß unser Volk in seiner großen Masse besser durchgebildet ist, als irgendein anderes Volk und daß der Bildungswille unseres Volkes mehr als bei irgendeinem anderen Volke auf den Inhalt der Dinge gerichtet ist. Die Bedeutung

Digitized by Google

dieser Tatsache mag dadurch beleuchtet werden, daß die Bildungsordnung anderer, z. B. der romanischen Völker, mehr dadurch gekennzeichnet scheint, daß sie bei verhältnismäßig geringer Massenbildung doch hohe Einzelleistungen aufweist und daß der Bildungswille dieser Völker mehr nach formaler Richtung Befriedigung sucht.

Das Streben unserer Volksbildungsarbeit muß nun vor allen Dingen dahin gehen, unsere nationale Bildungsordnung zu erhalten und weiter zu befestigen. Die große Masse des Volkes muß in immer tieferen Schichten erfaßt und möglichst gleichmäßig einer immer höheren Bildungsstufe zugeführt werden. Der Wille zum Inhalt, zu des „Wesens Tiefe" muß stark und kräftig erhalten und, wo das nötig scheint, noch mehr gestärkt werden. Daß diese spezifisch deutsche Bildungsordnung manches Element einer vollkommenen Bildung bis jetzt vernachlässigt hat, soll nicht bestritten werden. Es ist der natürliche Schatten der deutschen Inhaltskultur, daß sie häufig mehr als notwendig oder gut ist, die Form vernächlässigt. Indem wir uns dieses Fehlers bewußt sind, haben wir schon begonnen, ihn zu beheben. Die neudeutsche Volksbildungsarbeit wird die Frage der Form nicht vernächlässigen.

Als nächstliegendes Ziel muß aber die Forderung aufgestellt werden, darüber zu wachen, daß das Bildungsgefälle, welches uns von anderen Völkern trennt, nicht geringer wird, daß wir mit allen Mitteln danach streben, unseren Vorsprung zu wahren und unsere Eigenart zu kräftigen. Das muß geschehen ohne jede chauvinistische oder nationalistische Tendenz (welche als in sich bildungsfeindlich abzulehnen ist), einfach aus der Erkenntnis heraus, daß es sich dabei um eine Lebensbedingung des deutschen Volkes handelt. Noch wissen wir nicht, wie die Welt nach diesem Kriege aussehen wird. Wir erwarten mit Sicherheit, daß unser Kolonialreich in der alten oder in neuer Form wieder hergestellt wird. Aber wie es auch kommen mag, immer wird unser Volk darauf angewiesen sein, Güter zu exportieren, um seinen Lebensunterhalt in der vor dem Kriege gewohnten Reichhaltigkeit finden zu können. Um unser wachsendes Volk dauernd zu ernähren, müssen diese Güter hochwertig sein. Die Hochwertigkeit erzielen wir, indem wir die Materie nicht nur durch unserer Hände Arbeit, sondern auch durch die Arbeit unseres Geistes veredeln, oder mit anderen Worten, indem wir in immer steigendem Maße Qualitätsarbeit und Präzisions-

Digitized by Google

arbeit leisten und diese den andern Völkern verkaufen. Das werden wir aber nur können, wenn wir die jetzt bestehende Spannung zwischen dem Bildungsgrade des deutschen Volkes und der Völker, die unsere Abnehmer sind, dauernd erhalten und wenn irgend möglich, vergrößern. Da aber diese Völker — nicht zum wenigsten durch den gegenwärtigen Krieg belehrt und dazu getrieben — mit allen Kräften danach streben werden, diese Spannung zu vermindern, wird die Aufgabe nicht leicht sein.

Die Lehren des Krieges weisen aber auch den deutschen Volksbildner noch nach anderer Richtung: Mögen auch die Schrecken des Krieges und seine lange Dauer bei allen Völkern den Willen stärken, Mittel zu finden, um Kriege immer seltener und zuletzt unmöglich zu machen: — Unsere nächstliegende Sorge wird doch sein müssen, uns auf alle Fälle vorzubereiten. So wird es eine der ersten und selbstverständlichsten Forderungen unseres nationalen Selbsterhaltungstriebes sein, den Platz, auf den Gott das deutsche Volk gestellt hat, so gut wie irgend möglich, auszunutzen. Eine der wichtigsten Friedensaufgaben wird es werden, unsere wirtschaftliche Kriegsbereitschaft vorzubereiten. Wir müssen die Hilfsquellen unseres Vaterlandes in den kommenden Friedensjahren so ausbauen, verbessern und vermehren, daß keine feindliche Koalition, welcher Art sie auch sein möge, nur entfernt daran denken darf, den Hunger als Bundesgenossen gegen uns zu erhalten. Mit aller Bewußtheit müssen wir die Folgerungen aus unserer geographischen Lage ziehen. Unsere Wirtschaft wird so eingestellt werden müssen, daß wir Weltwirtschaft treiben, so ausgedehnt wie nur möglich, jederzeit aber auch, wenn es not tut, als „geschlossener Handelsstaat" ohne Schädigung unserer Wirtschaft unser Existenzminimum finden und unser Leben fristen können. Das deutsche Volk wird sich nach dem Kriege zu einem wirtschaftlichen Amphibium entwickeln müssen, wenn es nicht Gefahr laufen will, eines Tages wiederum in dieselbe Lage versetzt zu werden, in der es der Beginn dieses Krieges gefunden hat. Die Natur hat einer ganzen Reihe von Arten die Gabe amphoterer Lebensweise verliehen. Auch Staatengebilde können sich in ähnlichem Sinne den Notwendigkeiten ihrer Existenz anpassen. Intensive Volksbildungsarbeit wird diesen Prozeß, der unserem Volke kaum erspart bleiben wird, außerordentlich erleichtern und beschleunigen können. Die Mittel dazu liegen in der gleichen Richtung wie die, die wir zur Aufrechterhaltung der

Digitized by Google

Bildungsspannung zwischen uns und anderen Völkern anzuwenden haben. Die Umwandlung wird einer bedeutenden Anstrengung bedürfen, die nicht von den Regierungen und der Gesetzgebung, nicht von der Verwaltung und der Volksvertretung geleistet werden kann, sondern an der das Volk in seiner Gesamtheit mitbeteiligt werden muß in allen seinen Gliedern vom Fürsten bis zum Arbeitsmann, wenn sie fruchtbringend werden soll. Die große Masse des Volkes muß durch die Volksbildungsarbeit dafür reif gemacht werden.

Dabei kann es nur von Vorteil sein, wenn dem Volke klar wird, daß die Volksbildungsarbeit eines der wichtigsten und vornehmsten Mittel darstellt in seinem Daseinskampfe und in seinen Bemühungen im Wettbewerb mit anderen Völkern. Die naheliegende Gefahr, daß die notwendige Rücksicht auf das materielle Gedeihen des Volkskörpers in Mammonismus, die berechtigte Betonung der nationalen Grundlagen in Chauvinismus ausarten könnte, wird sich gerade von Volksbildungsorganen am leichtesten vermeiden lassen.

Die Volksbildungsarbeit muß sich als vollwertiges und unentbehrliches Glied einordnen in die Reihen von Organen, welche dazu berufen sein werden, das neue Deutschland zu bauen und zu festigen. Sie wird unser Volk mit dem geistigen Rüstzeug zu versehen haben, das es in den Stand setzt, den gigantischen Wirtschaftskampf, den die Völker der Erde nach diesem Kriege miteinander ausfechten werden, siegreich zu bestehen. Zur Mitarbeit an diesem Werk müssen unsere besten Geister mobil gemacht und die wirksamsten Mittel dafür aufgewendet werden. Die Kosten dürfen keine ausschlaggebende Rolle spielen; denn das deutsche Volk kann sein Kapital nicht besser anwenden, als wenn es es dazu benutzt, seine Glieder stark und lebenskräftig zu erhalten im Wettbewerb mit den anderen Völkern. *Geistige Werte zu pflegen, ist die denkbar beste Vermögensanlage, die sich ein Volk schaffen kann.*

Schon vor dem Kriege lagen in nicht wenigen großen Städten Deutschlands und auch Österreichs verheißungsvolle Anfänge vor. Für die Gesamtheit gedeihliche Arbeit wird aber erst dann geleistet werden können, wenn jede größere Stadt ihre eigene Volksbildungsanstalt besitzt und jeder zusammenhängende Landbezirk seine Organisation, welche ihn dauernd und reichlich mit Kulturgütern versorgt. An allen Orten muß

Digitized by Google

der städtische Arbeiter in die Lage versetzt werden, sich in seinen Mußestunden ohne wesentliche Kosten, ohne wesentliche Umstände und ohne Verlust an Zeit die geistigen und ethischen Werte zugänglich zu machen, die seinen persönlichen Bedürfnissen oder den Bedürfnissen seines Berufes entgegenkommen. Die Bewohner der ländlichen Gegenden unseres Vaterlandes dürfen in Zukunft nicht mehr das Gefühl haben, daß sie in seelischer und geistiger Beziehung so viel schlechter gestellt sind, als die Bewohner der großen Städte. Es müssen Wege geschaffen werden, auch ihnen die Kulturwerte zugänglich zu machen, die Gemeingut des ganzen Volkes sein sollen. Kein besseres Mittel ist denkbar, der Landflucht zu begegnen, deren Folgen nach dem Kriege noch verhängnisvoller werden können, als sie es in den letzten Jahrzehnten waren. Nicht nur der Wohlhabende und nicht nur der Bewohner der Städte darf ein Anrecht haben auf den Mitgenuß der geistigen und seelischen Güter dieser Welt. Jedem Kind unseres Volkes müssen sie zugänglich gemacht werden, unabhängig von Geburt oder Besitz, Herkunft oder Wohnort. Jeder Bürger und Bauer, jeder Handwerker und Arbeiter muß ihrer teilhaftig werden können.

Die Wege, die zu diesem Ziele führen, hier im einzelnen zu besprechen, würde den Zweck dieser Ausführungen überschreiten. Nur das mag gesagt werden: Es wird zunächst nicht notwendig, ja kaum wünschenswert sein, daß der Staat die Organisation oder Durchführung der deutschen Volksbildungsarbeit in die Hand nimmt. Die freiwillige Tätigkeit, die bisher der erfolgreiche Träger deutscher Volksbildungsarbeit war, wird auch in nahe absehbarer Zeit die sichersten Wirkungen erzielen. Freilich wird es nötig sein, daß viel weitere Kreise noch für die Mitarbeit gewonnen werden und daß es von den besitzenden und gebildeten Teilen unseres Volkes als eine unerläßliche soziale Pflicht betrachtet wird, durch materielle Unterstützung und durch freiwillige geistige Mitarbeit allen Volksgenossen den Mitgenuß der Kulturgüter zu ermöglichen. Die großen Städte und die Gemeindeverbände haben ja bisher schon in vielen Fällen die Volksbildungsarbeit ihres Bezirkes mit Geldmitteln in anerkennenswerter Weise unterstützt. Auf ihre Hilfe wird auch in der Zukunft gerechnet werden müssen. Vom Reiche und von den Einzelstaaten ist eines zu verlangen: die Regierungen müssen in Zukunft ihre bisherige Zurückhaltung, welche in einem

Digitized by Google

durch keinerlei Tatsachen begründeten Mißtrauen ihre Wurzel hat, den freien Volksbildungsorganisationen gegenüber aufgeben. Es muß erwartet werden, daß mit anderem geistigen Gerümpel, welches durch den Krieg beseitigt wurde, auch dieses Mißtrauen schwindet. Mehr wird vom Staat zunächst nicht erwartet, noch verlangt. Eine Folge des neuen Zustandes muß aber sein, daß der Staat den Volksbildungsorganisationen Aufgaben überläßt, die er bisher mehr theoretisch für sich in Anspruch nahm, und trotz großer dafür angewandter Mittel höchst unvollkommen durchführte. Eine derartige Aufgabe ist zum Beispiel die geistige Versorgung der schulentlassenen Jugend. Hätte der Staat die großen Mittel, die er dafür in den letzten Jahren bereitstellte, vertrauensvoll in die Hand der Volksbildungsorganisationen gelegt, so würde sicher auf diesem wichtigen Gebiete Größeres und Besseres geleistet worden sein, während so nur der Keim zu einer neuen Zersplitterung des Volksbildungswesens gelegt wurde. Eines der fruchtbarsten Gebiete volksbildnerischer Betätigung läßt sich innerhalb des Heeres finden. Einzelne vor dem Kriege gemachten Versuche, die freie Volksbildungsarbeit in die Kasernen zu tragen, scheiterten an der absoluten Unzugänglichkeit der dafür zuständigen Behörden. Nirgends aber könnten unsere Volksbildungsorganisationen ihre Mittel mit besserem Erfolge und mit größerem Segen zur Anwendung bringen, als in den Kreisen der im Frieden zum Heeresdienst einberufenen männlichen Jugend. Auch hier muß die feste Erwartung ausgesprochen werden, daß die Erfahrungen des Krieges an unserer Heeresverwaltung nicht spurlos vorübergegangen sind. Die vertrauensvolle Zusammenarbeit der Kommandobehörden mit den freien Volksbildungsorganisationen während des Krieges muß als ein unverlierbares Gut in die Friedenszeit hinüber gerettet werden. Wenn man den Volksbildungsorganisationen im Frieden erlaubte, ihre Arbeitsmittel unbeschränkt im Dienste der Heeresangehörigen zu verwenden, so könnte damit ein ungeheurer Schritt vorwärts getan werden auf dem Wege zur geistigen und sittlichen Gesunderhaltung unseres Volkskörpers. Die jetzt soviel beklagte Erscheinung, daß die jungen Landbewohner von ihrer Dienstzeit außer den rein militärischen Errungenschaften nichts mit nach Hause bringen, als einige Gassenhauer und entsprechende Kinoerfahrungen, und häufig einen verhängnisvollen Einfluß ausüben auf das sittliche und

Digitized by Google

geistige Leben ihrer Heimat, kann nur zum Verschwinden gebracht werden, wenn man den Volksbildungsorganisationen freien Zugang zu den Kasernen gibt.

Was die freie Volksbildungsarbeit nach dem Kriege auf dem Gebiete der öffentlichen Kunstpflege leisten kann, soll hier nur gestreift werden. Ihre Organe werden die berufenen Berater sein in den tausenden und abertausenden Fällen, in denen es sich darum handeln wird, dem Andenken unserer im Feindesland gefallenen Brüder ein würdiges Denkmal zu widmen. Man braucht nur einen Blick auf die Folgen zu werfen, in denen die berechtigte Pietät nach dem deutsch-französischen Kriege in den meisten Orten ihren Ausdruck fand, um zu begreifen, wieviel es nach diesem Kriege zu tun und wieviel mehr es zu verhüten geben wird.

Das Kino wurde schon kurz gestreift. Nur durch bewußte und einheitlich organisierte Volksbildungsarbeit sind seine schädlichen Wirkungen auszuschalten und seine — stark überschätzten — Vorteile dem Volke nutzbar zu machen. Die Einrichtung guter, billiger und volkstümlicher Theatervorstellungen muß als das wirksamste Kampfmittel gegen das Kino betrachtet werden. Die Errichtung und Erhaltung von Städtebundtheatern und volkstümlichen Wanderbühnen wird uns dieses Ziel erreichen lassen.

Neue Aufgaben erfordern neue Wege. Es wird notwendig sein, daß alle deutschen Volksbildungsorganisationen, soweit sie noch eine überwiegend patriarchalische Auffassung von ihren Aufgaben haben, diese jetzt verlassen und die Wege beschreiten, die einige jüngere Verbände in den letzten Jahrzehnten mit so großem Erfolge eingeschlagen haben. Das Vertrauen, welches die Volksbildungsverbände mit gutem Recht von dem Staat und den Regierungen verlangen, müssen sie selber dem Volke entgegenbringen. Das Volk selbst muß zur Organisation und zur Verwaltung der Volksbildungskörperschaften in weitestem Maße herangezogen werden. Als Grundlage aller Volksbildungsarbeit ist die soziale Heimatpflege festzuhalten und diese Grundlage muß mit allen Kräften ausgebaut werden. Zunächst zeigen sich zwei Richtungen besonderer Weiterbildung wert: überall wurde beobachtet und vielfach beklagt, daß die neuere Volksbildungsarbeit zu stark die rein intellektualistische Bildung fördere, während die ethischen Momente zu

Digitized by Google

sehr in den Hintergrund träten. Die ethische Seite der sozialen Heimatpflege bietet ein überaus günstiges Arbeitsfeld zur Pflege der seelischen und sittlichen Bildungswerte. Zum zweiten scheint es unumgänglich zu sein, auch die wirtschaftliche Heimatpflege viel stärker, als das bisher geschah, bei der Volksbildungsarbeit zu beachten. Berthold Auerbach sagt einmal: „Das Glück selbst ist nicht materieller Natur, aber es braucht eine materielle Basis und materielle Hebel." Das läßt sich auf alle geistigen Güter anwenden. Die geistigen Güter sind nicht materieller Natur, aber sie gedeihen nur auf der Grundlage eines gewissen allgemeinen Wohlstandes. Die Volksbildung hat Volkswohlstand im Gefolge, aber sie muß sich auch darum kümmern, daß das Volk sich wohl befinde, weil es sonst viel schwerer dazu gebracht werden kann, an sich zu arbeiten.

Eine der Hauptschwierigkeiten, die sich einer gedeihlichen Arbeit der deutschen Volksbildungorganisationen entgegenstellt, ist ihre außerordentliche Zersplitterung. Auch nach dieser Richtung echt deutsch, bietet sich das deutsche Volksbildungswesen dem Betrachter als ein buntes Gemenge einer überaus großen Anzahl verschiedener Verbände und Vereine dar, die unter sich nicht den geringsten Zusammenhang haben. Nach Schule und Lehrmeinung getrennt, konfessionell und politisch gespalten, bestehen eine Menge mehr oder weniger lebenskräftiger Körperschaften nebeneinander. Wir wissen, daß diese Buntheit auch ihre Vorzüge hat, und daß gar mancher befruchtende Gedanke aus dem Widerstreit der Interessen geboren wird. Es soll auch nicht der Versuch gemacht werden, diese historisch begründete Vielgestaltigkeit zu beheben. Wohl aber wäre es von außerordentlichem Werte, wenn es gelingen könnte, sämtliche deutschen Volksbildungsorganisationen zu einem gemeinsamen Ganzen zusammenzuschließen zum Zwecke ihrer Vertretung nach außen und zur Behandlung von Fragen, welche das gesamte deutsche Volksbildungswesen gemeinsam berühren. Seine mangelnde Geltung den Regierungen und staatlichen Behörden gegenüber findet vielleicht teilweise ihren Grund in seiner Zersplitterung und in der Tatsache, daß es keine gemeinsame Vertretung nach außen besitzt. Wenn eine Zusammenfassung der deutschen Volksbildungsorganisationen zur Wahrung ihrer gemeinsamen Interessen gelingen könnte, so würden dadurch auch eine Reihe anderer Wünsche ihrer Erfüllung zugeführt werden können, die für die Weiterentwicklung

Digitized by Google

der deutschen Volksbildungsarbeit von größter Wichtigkeit sind. Ein literarisches Organ zur Besprechung aller das deutsche Volksbildungswesen berührenden Fragen würde die Arbeit außerordentlich befruchten, und gemeinsame periodisch sich wiederholende Tagungen würden Gelegenheit zu mündlichem Meinungsaustausch und zur Besprechung aller wichtigen Probleme der Volksbildung bieten und so der gemeinsamen Sache wesentliche Dienste leisten können, ohne das besondere Interesse der einzelnen Verbände im geringsten zu schädigen. Für die im Jahre 1914 zu Leipzig stattgefundene Buchgewerbeausstellung war ein internationaler Volksbildungskongreß geplant, der des Kriegsausbruches wegen unterbleiben mußte. In absehbarer Zeit ist wohl kaum der Versuch einer Wiederaufnahme dieses Gedankens zu erwarten. Sehen wir zu, daß unterdessen unser deutsches Volksbildungswesen Gelegenheit zu gemeinsamer Aussprache findet!

Zum 20. Mai ds. Js. sind Vertreter aller deutschen Volksbildungskörperschaften von der Zentralstelle für Volkswohlfahrt in Berlin zu einer Besprechung nach Weimar eingeladen, bei der der Versuch gemacht werden soll, einen Zusammenschluß dieser Organisationen in dem oben angeführten Sinne herbeizuführen. Wenn dieser Versuch gelingt, so ist damit der Grundstein gelegt zu einer neuen Epoche des deutschen Volksbildungswesens. Möge der Versuch bei allen in Betracht kommenden Stellen einem großen, auf das Ganze gerichteten Sinne, einem weiten Blick und einem entschlossenen Willen begegnen.

Streiflichter zur Weltlage VIII

Von Professor Dr. Schiemann

Daß die amerikanische Note vom 20. April bei uns große Erbitterung in den weitesten Kreisen hervorrief und die Zuspitzung dieser Note zu einem Ultimatum als deutlicher Beweis der ohnehin verbreiteten Überzeugung angesehen wurde, daß die Vereinigten Staaten oder vielmehr die Regierung in Washington entschlossen sei, sich unter allen Umständen den Interessen der Ententemächte zur Verfügung zu stellen, das ist eine Tatsache, die zu bestreiten nicht möglich ist. Was man daraufhin bei uns erwartete, war eine entschlossene Ablehnung der amerikanischen Forderung,

Digitized by Google

so daß unsere Beantwortung der amerikanischen Note am 5. Mai zunächst eine Enttäuschung hervorrief. Wir haben Zeit gebraucht, um ein bitteres Gefühl niederzukämpfen: das Bewußtsein, daß der uns aufgezwungene Kampf um unsere Existenz uns auch das gute Recht gibt, die Waffen rücksichtslos auszunutzen, die unserer Verteidigung dienen, ist ein Gemeingut des gesamten deutschen Volkes. Es will nicht einsehen, daß der „Big stick" Amerikas so weit reicht und stark genug ist, uns die U-Bootwaffe aus der Hand zu schlagen. Aus unserer Note vom 5. Mai aber prägte sich zunächst die Tatsache ein, daß wir einen Rückzug antraten. Erst allmählich ist eine günstigere Beurteilung durchgedrungen. Daß, wenn irgendmöglich, ein Bruch mit den Vereinigten Staaten von Amerika vermieden werden muß, bestreitet niemand. Die Erbitterung, die aus den Kommentaren spricht, mit denen die englische und französische Presse unsere Note begleiten, kann als Beleg dafür dienen, daß unsere Feinde nichts sehnlicher wünschen, als einen Bruch zwischen uns und Amerika. Es kommt hinzu, daß, wie sich ergeben hat, das am 24. März von uns torpedierte Schiff in der Tat die „Sussex" ist, deren Schädigung den Anlaß zum amerikanischen Ultimatum gegeben hat; die daran geknüpften Behauptungen Amerikas, die einen verletzenden Charakter trugen, hat unsere Regierung in ihrer Antwort mit Entschiedenheit zurückgewiesen. Es kann ein Irrtum vorgelegen haben, was, wie unsere Antwortnote ebenfalls ausführt, bei den erlaubten und unerlaubten Listen, deren unsere Feinde sich bedienen, sehr wohl erklärlich ist. Wir weisen in diesem Zusammenhang darauf hin, daß die serbischen Truppen auf Lazarettschiffen nach Saloniki geschifft worden sind, was doch ein ganz flagranter Bruch primitivster völkerrechtlicher Bestimmungen ist und erkennen läßt, wozu selbst durch den Zweck, dem sie dienen, absolut geschützte Fahrzeuge mißbraucht werden. Die Erfahrung hat uns gelehrt, daß aber England vor keinerlei Mitteln zurückschreckt, die seinen Zwecken dienen. Auf Passagierdampfern Truppen zu transportieren hat es nie Bedenken getragen. Unsere Note hat die Regierung der Vereinigten Staaten an die Vorschläge erinnert, die bestimmt waren, die unvermeidlichen Gefahren des Seekriegs für amerikanische Reisende und Güter auf ein Mindestmaß herbeizuführen; Amerika hatte sie bekanntlich abgelehnt und ignoriert jetzt das wiederholte Angebot. Daran schließt unsere Antwort die nachdrückliche

Digitized by Google

Erklärung, daß es England gewesen ist, das durch seine rechtswidrige Kriegführung uns nötigte, zu dem harten Mittel des U-Bootkrieges zu greifen. Es ist daher wohl nützlich, hier zu bemerken, daß Deutschland die letzte der großen Mächte gewesen ist, die sich entschlossen hat, zum System des U-Bootkrieges zu greifen. Das erste deutsche U-Boot ist erst 1906 vom Stapel gelaufen, während Frankreich und England 1902 mit dem Bau von U-Booten begann, ersteres 1904 bereits 46 dieser Boote hatte und England in demselben Jahre bereits Unterseebootsmanöver veranstaltete. Die Vereinigten Staaten aber hatten schon 1897 mit dem Bau von U-Booten begonnen. Unseren Feinden hat lediglich das Objekt gefehlt, um diese Waffe gegen deutsche Handelsschiffe zu versuchen — an humanitäre Bedenken ihrerseits glaubt kein Mensch in Deutschland. Mit welchen Rechtsbrüchen England seinen Krieg zur See führt, weist unsere Antwortnote nach, und ebenso daß Amerika nur mit papiernen Protesten reagiert, die England bisher stets unter den Tisch geworfen hat. So ist unsere Verteidigung zu einem Angriff geworden, der noch weit schärfer hätte ausfallen müssen, wenn die Völkerrechtsbrüche unserer Feinde auch auf dem Gebiet ihrer Kriegführung überhaupt dargelegt worden wären: wir denken dabei an die Heranziehung barbarischer Nationen zum Kampf gegen europäische Gegner, an die ruchlose Vergewaltigung Griechenlands und an das System der Verleumdungen, mit dem die englische, französische und russische Presse unter offenkundiger Begünstigung der betreffenden Regierungen arbeitet. Endlich hat, wie der in San Franzisko erscheinende „American Independent“ vom 29. Januar zeigt, Amerika geduldet, daß Kanada auf dem Boden der Vereinigten Staaten Truppen zum Kampf gegen Deutschland wirbt. Ein Protest gegen diese gewiß nicht neutrale Politik ist von der „American independence Union“ dem Kongreß zugestellt worden.

Wenn wir trotzdem auf das amerikanische Ultimatum mit der Weisung an unsere Seestreitkräfte geantwortet haben „in Beobachtung der allgemeinen völkerrechtlichen Grundsätze über Anhaltung, Durchsuchung und Zerstörung von Handelsschiffen auch innerhalb des Seekriegsgebiets, Kauffahrteischiffe nicht ohne Warnung und Rettung der Menschenleben zu versenken, es sei denn, daß sie fliehen oder Widerstand leisten“, so ist

Digitized by Google

das ein sehr großes Zugeständnis, das in der Erwartung gemacht wurde, daß damit jedes Hindernis für die noch während des Krieges zu bewirkenden Herstellung der Freiheit der Meere aus dem Wege geräumt ist, und daß nunmehr Amerika von England Beobachtung der völkerrechtlichen Normen „mit allem Nachdruck verlangen und durchsetzen wird", wie es von Amerika selbst in zwei bestimmten Noten formuliert worden ist. Daß solche Schritte von der amerikanischen Regierung gemacht würden, setzte unsere Note als selbstverständlich voraus. Wir haben uns für den Fall, daß England bei seinem völkerrechtswidrigen Standpunkt beharren sollte, volle Freiheit der Entschließungen vorbehalten.

Die Differenz der Auffassungen lag bei uns vornehmlich darin, ob das Schaffen einer vollendeten Tatsache durch die unseren Seestreitkräften bereits zugegangene Weisung, bevor eine sichere Aussicht auf Nachgeben Englands vorhanden ist, nicht ein zu weitgehendes Zugeständnis war. Bei der eingehenden Prüfung aller in Betracht kommenden Möglichkeiten, das diese Frage im Großen Hauptquartier von den verantwortlichen Personen und Stellen unterzogen worden ist, darf nicht bezweifelt werden, daß die Fassung, welche unsere Antwort in der Note vom 5. Mai gefunden hat, unter den gegebenen Verhältnissen für die allein mögliche und daher auch notwendige gehalten wurde. Und damit wollen wir uns bescheiden.

Wir haben schon in unseren letzten „Streiflichtern" darauf hingewiesen, daß es kleine Kreise sind, die in Amerika auf einen Krieg mit Deutschland hinarbeiten, und daß die ungeheure Mehrheit der Nation keineswegs überseeischen Abenteuern zuneigt. Die Entwicklung, welche die Verhältnisse auf den Kriegsschauplätzen genommen haben, sind nicht dazu angetan, große Sympathien für England hervorzurufen, und wie behauptet worden ist, amerikanische Abenteurer zu Hunderttausenden nach Europa zu locken, um an Englands „ruhmvollen" Expeditionen teilzunehmen. Kanadier und Australier haben nach dieser Richtung sehr wenig erfreuliche Erfahrungen gesammelt. Auch was der Freund des Präsidenten Wilson, Colonel House, an Nachrichten heimgebracht hat, ist wenig anreizend. Er hatte bereits gekabelt, daß England auf keinerlei Friedensverhandlungen eingehen werde, und daß Frankreich den Ausgang des Sommerfeldzuges abwarten wolle, durch den es die Deutschen aus Frankreich hinauszudrängen hoffe. In Deutschland klage man über die Unaufrichtigkeit der

Digitized by Google

amerikanischen Politik und über die gar nicht zu rechtfertigende Zensur, der die drahtlosen Depeschen Deutschlands unterliegen, während die Kabel der Entente nicht belästigt würden. In England wie in Frankreich verstimme der ungeheure Gewinn, den Amerika vom Kriege ziehe, und das Fazit sei, daß beide, die Ententegruppe wie die Zentralmächte, sich durch die Form der „Neutralität", die Amerika vertritt, geschädigt fühlen. So etwa faßt „American Chicago" zusammen, was Oberst House an Eindrücken heimgebracht hat. Welche Schlüsse Präsident Wilson aus diesen Eindrücken zog, hat uns sein Ultimatum gezeigt, und wie wir es beantwortet haben, steht in frischem Gedächtnis und ist oben dargelegt worden. Nun ist jetzt, unerwartet schnell, die Antwort des Präsidenten auf unsere Note eingelaufen. Sie nimmt die Zugeständnisse, die wir gemacht haben, als bindende Verpflichtungen unsererseits entgegen und erklärt, daß diese Zugeständnisse geeignet seien, die hauptsächlichste Gefahr einer Unterbrechung der guten Beziehungen zwischen Deutschland und den Vereinigten Staaten zu beseitigen. Auf das von uns wiederholte Angebot, Vereinbarungen zum Schutz amerikanischer Bürger und Güter zu treffen, geht die Antwortnote gar nicht ein, dagegen weist sie auf das nachdrücklichste ab, was in unserer Note durch den Satz ausgedrückt war, „sie (die deutsche Regierung) zweifelt nicht daran, daß die Regierung der Vereinigten Staaten nunmehr bei der großbritannischen Regierung die alsbaldige Beobachtung derjenigen völkerrechtlichen Normen mit allem Nachdruck verlangen und durchsetzen wird, die vor dem Kriege meist anerkannt waren".

Ob Präsident Wilson auch die Wandlungen in der Weltlage vorausgesehen hat, welche die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht in England, die Revolution in Irland, die Niederlagen Englands bei Kut el Amara und am Suezkanal, die Erhebung des Sudan, die Niederlage Rußlands am Narocz-See und das fruchtlose Ringen Frankreichs an den Vorstellungen Verduns bedeutet, ist uns sehr fraglich.

Alle diese Tatsachen verdienen jedoch auch jenseits des Ozeans ernstlich erwogen zu werden und können, wie wir glauben, nicht anders als ernüchternd auf kriegslustige Amerikaner wirken.

Was zunächst den Übergang Englands zum System der allgemeinen Wehrpflicht betrifft, so ist der Entschluß dazu von außen her der englischen

Digitized by Google

Regierung aufgenötigt worden. Frankreich mahnte immer aufs neue, den Kampf gegen den deutschen, oder wie man vorzog zu sagen, gegen den preußischen Militarismus durch Nachahmung seiner Organisation zu führen. An sich ist aber die allgemeine Wehrpflicht eine Organisation, der ein Friedensgedanke zugrunde liegt und die einen defensiven Charakter trägt. Dadurch, daß alle waffenfähigen Staatsbürger, gleichviel ob verheiratet oder ledig, zum Kriegsdienst verpflichtet sind, kommen diejenigen Elemente, die an Erhaltung des Friedens meist interessiert sind, erst zu voller Geltung. Es ist ausgeschlossen, daß militärischer Ehrgeiz die Nation in Kriegsabenteuer stürzt, wenn nicht ihre Lebensinteressen in Frage gestellt werden. Die 40 Jahre Frieden, die das Deutsche Reich der allgemeinen Wehrpflicht dem europäischen Kontinent gesichert hat, können als schlüssiges Beispiel dafür angeführt werden. In England, wo es Kriegssport und Söldnermannschaften gab, so daß die Nation in ihrem Kern von der kriegerischen Tätigkeit des Staates nicht berührt wurde, hat es während dieses langen Zeitraums fast ohne Unterbrechung Kabinettskriege gegeben. Sie brachten dem Reich einen ungeheuren Gewinn an Territorien, bei geringem Verlust an Menschen und minimalen Kosten, und wurden von der großen Masse der ungestört ihren Geschäften nachgehenden und ihren Gewinn verdauenden Engländern hingenommen wie eine natürliche Huldigung. Die Segnungen der britischen Kultur waren die Gegenleistung für die verlorene Freiheit der unterworfenen kleineren Nationen. An einen großen Krieg — d. h. an einen Krieg mit europäischen Völkern, speziell mit Frankreich, hat man in London oft gedacht, den Gedanken aber stets wieder aufgegeben, weil er ohne Bundesgenossen, die bereit waren, für englische Interessen ihr Blut einzusetzen, durchaus unvorteilhaft schien. Der Krimkrieg und der indirekte Krieg gegen Rußland — denn so ist der japanische Krieg politisch und historisch aufzufassen — stellen nur scheinbare Ausnahmen dar. In Wirklichkeit ist England im 19. und 20. Jahrhundert die kriegerischste aller Nationen gewesen, allerdings stets mit der hochgeschwungenen Fahne großer und humaner Kulturaufgaben; dennoch läßt sich mit guten Gründen behaupten, daß England am jetzigen Kriege nicht teilgenommen hätte, wenn es schon vorher ein Menschenalter allgemeiner Wehrpflicht durchlebt hätte. Das ungeheure Risiko dieses Krieges wäre der Nation verständlicher gewesen als es 1914 der Fall war,

Digitized by Google

das Parlament wäre aller Wahrscheinlichkeit noch kritischer den Asquith und Grey entgegengetreten und der Einfluß der City, die sich lange Zeit dem Gedanken eines Kontinentalkrieges feindlich gegenüberstellte, nachdrücklicher zur Geltung gekommen, wenn wirklich die Pflicht an jeden einzelnen herangetreten wäre, das eigene Leben und das seiner Nächsten für die Politik eines Kabinetts einzusetzen, das keineswegs das volle Vertrauen der Nation genoß. Nun ist die Wehrpflicht mit ungeheuerer Majorität, 328 Stimmen gegen 36, angenommen, und so lange der Krieg dauert, wird sie, so gut es eben gehen will, auch durchgeführt werden. Ob dadurch die Tüchtigkeit der englischen Armee gewinnt, ist eine andere Frage. Die ungeheuren Verluste, die England an Offizieren erlitten hat, lassen sich nur durch minder tüchtige, flüchtig geschulte Elemente ersetzen, und wie die trotz allen Sträubens ins Feld geschickten Familienväter sich schlagen werden, wollen wir abwarten. Unter allen Umständen ist es in höchstem Grade charakteristisch, daß England die Veröffentlichung seiner Verlustlisten eingestellt hat!

Um die traurigen Verhältnisse zu verstehen, die sich auf irischem Boden abgespielt haben und weiter abspielen, muß man sich erinnern, daß diejenigen Männer, die jetzt am tätigsten für die Unterdrückung der irischen Erhebung eintreten, dieselben sind, die im März 1914 wegen der Frage der Ausdehnung von Home Rule auf Ulster selbst in offener Rebellion dem Parlament und der Regierung gegenüberstanden. Die um Carson gescharten englischen Ulsterleute auf der einen und die englischen Truppen der Regierung auf der anderen Seite, das waren die Gegner. Bekanntlich haben darüber der englische Kriegsminister und General French am 30. März demissionieren müssen. Neben den Ulsterleuten aber gab es damals 200000 bewaffnete irische Nationalisten, und der Ausgang der jetzigen Erhebung wäre leicht ein anderer gewesen, wenn Redmond nicht die Iren bewogen hätte, ihre Waffen niederzulegen und auszuliefern. Auch daran sollte erinnert werden, daß Sir Roger Casement damals das Programm vertrat: einen König von Irland in Dublin und einen Kaiser der Vereinigten Inseln in London! Das war jedenfalls auch vom englischen Standpunkt aus weit patriotischer gedacht, als die offene Rebellion Carsons — den man im März 1914 ebenso als Hochverräter hätte gefangen nehmen können, wie jetzt Casement geschehen ist — auch gewiß patrio-

Digitized by Google

tischer als jener Redmond handelt, der nach allen Seiten Verrat übt und nur an die eigene Eitelkeitsstellung als Führer einer großen Partei denkt. Sir Roger Casement ist in jeder Hinsicht ein besserer Mann als jene: großzügig, uneigennützig, ein glühender Patriot, der ohne Zweifel als ein irischer Nationalheiliger verehrt werden wird, wenn England ihn dem Haß von Grey und Findlay opfert, der beiden Männer, die von jedem Gerichtshof außerhalb Englands wegen Mordversuchs verurteilt werden würden.

Die Nummer der „Continental Times" vom 5. Mai ist zum großen Teil der irischen Frage und dem Schicksal Casements gewidmet. Als Titelzeichnung bringt sie ein offenbar von einem hervorragenden Künstler stammendes Bild: Irland eine an einem Pfahl, den die englische Königskrone ziert, gefesselte Frau, ihr gegenüber ein vermummter Henker, der in der Linken das Richtbeil hält und mit der Rechten zum Hiebe mit der Geißel gegen die Wehrlose ausholt. Ein Bild, das man nicht vergißt, so erschütternd wirkt es in seiner allegorischen Wahrheit. Edwin Emerson hat in derselben Nummer der „Continental Times", die hiermit unseren Lesern angelegentlich empfohlen sei, die Frage aufgeworfen, durch wessen Schuld Casement in die Hände der Engländer gefallen sei. Er beantwortet sie dahin, daß der englische Botschafter in Washington Sir Cecil Spring-Rice durch ein chiffriertes Telegramm die britische Regierung von der bevorstehenden Landung Casements unterrichtet habe. Sir Cecil wiederum sei durch ein Mitglied des Kabinetts des Präsidenten Wilson informiert worden. Emerson verfolgt diese Spur weiter bis nach Berlin, von wo die Nachricht am Tage der Abreise Casements nach Washington gekabelt worden sei, und gelangt dabei zu Vermutungen, auf die wir nicht weiter eingehen wollen.

Ein zweiter Artikel „The voice of Ireland" von Dr. Georges Chatterton Hill stellt die Gestalten von Redmond und Casement einander gegenüber. Redmond, der in der Geschichte Irlands als ein Kain und Judas Ischariot fortleben werde, und Casement, der alles, Stellung, Ehren, Vermögen, ja das Leben für ein Ideal geopfert habe und die lebendige Verkörperung alles dessen darstelle, was das größte, beste und edelste im irischen Charakter sei..... Aber dieser mit glühender Feder geschriebene Artikel muß im Original gelesen werden. Derselbe gilt von zwei weiteren Artikeln: Britische Fänge in Irlands Fleisch von R. L. Orchelle und der

Digitized by Google

„Todeskampf eines herrlichen Volkes" von Rev. M. Phelan S. J. aus Limerik (Irland).

Noch wissen wir nicht, welches der Ausgang Casements sein wird. Es scheint, daß England vor einer Hinrichtung zurückschreckt, sie soll beabsichtigen, ihn auf seinen Geisteszustand untersuchen zu lassen, und es ist sehr zweifelhaft, ob ihm die Möglichkeit geboten wird, sich vor Gericht zu verteidigen. Noch bewahrt man ihn im Tower. Inzwischen sind die gefangenen Führer der Dubliner Erhebung Pearce, Clark, Macdonagh, im ganzen zwölf, erschossen worden, und jeder Tag bringt jetzt die Kunde von neuen Hinrichtungen. Es wird, so hofft man in London, danach stille werden in Irland. Wir glauben es nicht. Auch nach Irland wird die Nemesis ihren Weg finden. Wir haben sie zuerst in Gallipoli am Werk gesehen, jetzt hat sie General Townshend nach Bagdad geführt, was ja sein Ziel war, das er aber in anderer Verfassung zu erreichen hoffte, und während die Russen sich nunmehr, ohne von englischer Eifersucht belästigt zu werden, häuslich in Persien einrichten, fliegt die Fama von der englischen Niederlage in den fernen Osten bis nach Indien hinein. Nördlich von Aden bringen ihnen die Araber Schlappen bei, bei El Katia werden vier englische Schwadronen von den Türken aufgerieben, der Sudan rückt nach Norden vor und in wilder Flucht weichen dort die Engländer zurück. Aus Saloniki haben sie einen Teil ihrer Truppen zurückgezogen, die Last ruht dort, wie überall, wo Engländer und Franzosen Schulter an Schulter kämpfen, auf Frankreich, bei Lowestoft aber haben sich die Engländer überzeugen müssen, daß es einen zuverlässigen Schutz gegen die Angriffe unserer Luftflotte für sie nicht gibt.

Nicht gerade besser sieht es trotz der renommistischen Bulletins, welche täglich von ihrer Heeresleitung veröffentlicht werden, in Frankreich aus. Die Franzosen bekämpfen uns mit der Wut, mit der man „einen Tiger bekämpft", so nämlich drückt sich geschmackvoll ein französisches Blatt aus, und es liegt uns fern, ihnen abzustreiten, daß sie mit außerordentlicher Tapferkeit und Zähigkeit sich schlagen. Aber sie vertreten mit ihrem aus dem Revanchegedanken geborenen Kriege eine schlechte Sache, die subjektiv für den einzelnen dadurch geadelt wird, daß es sich in der Tat für Frankreich um die Fortdauer seiner Stellung als europäische Großmacht handelt. Im Grunde ist diese Frage bereits zu ungunsten Frank-

Digitized by Google

reichs dadurch entschieden, daß es alles Vertrauen auf die Zulänglichkeit der eigenen Kraft verloren hat. Obgleich Frankreich nur mit dem linken Arm Deutschlands zu kämpfen hat, kann es sich nur durch fremde Hilfe in der Defensive behaupten. Zu den schwarzen und braunen Völkern, die es aus den eigenen Kolonien gezogen hat, sind die Hilfstruppen Englands aus den Kolonien und aus Indien, nebst dem Kern der weißen Armee Englands gekommen, neuerdings auch die (freilich unbewaffneten) Russen, die der Zar im Dezember vorigen Jahres Hern Paul Doumer versprochen hat, und nach denen er sich gerade jetzt, nach den ungeheueren Verlusten, die er in den Schlachten am Naroczsee erlitten hat, schmerzlich genug sehnen mag. Aber die Hauptlast im Westen trifft trotz allem die Franzosen selbst. Sie verbluten sich rascher, als selbst Pessimisten vorhersagten, und es ist ein Zeichen der tiefgesunkenen Zuversicht des Landes, daß in einem angesehenen Blatt, wie es das „Journal des Débats" ist, allen Ernstes die Frage erwogen werden konnte, ob es im Interesse der Zukunft Frankreichs nicht notwendig werden könnte, die Polygamie gesetzlich freizugeben. Dabei ist offenbar die Erfahrungstatsache übersehen worden, daß polygame Ehen meist geringe Nachkommenschaft erzielen, und eine niedrigere Bewertung des Familienlebens zur Voraussetzung haben, als die europäische Frau mit ihrem Selbstbewußtsein zu vereinigen geneigt sein dürfte. Daß nebenher eine hochmütige Verherrlichung Frankreichs auf Kosten Deutschlands hergeht, erschien uns gleichfalls als Symptom des Niederganges und ist uns an dem in Paris so lebhaft gefeierten Vortrage von Boutroux: „Civilisation classique et culture Allemands" besonders drastisch entgegengetreten.

Die französische Kammer ist am 23. April vertagt worden, nachdem sie die douzièmes provisoires bis Ende Juni bewilligt hat. Sie hat übrigens noch 5 Monate zu leben, da ihr Termin erst im September abläuft. Aber ihr Ansehen im Lande ist so tief gesunken, daß man sie schwerlich vermissen wird, wenn nicht etwa eine immer mögliche Krisis ihren Zusammentritt absolut notwendig macht. Daß die Verteidigung von Verdun dem General Nivelle übertragen wird und der vielgefeierte Pètain das Kommando der Zentralarmee übernimmt, kann gleichfalls als Symptom der zunehmenden Nervosität Frankreichs gebucht werden. Der große Kriegsrat, den am 30. April Poincaré mit Joffre und Castelnau in Paris ab-

Digitized by Google

hielt, mag diese Entscheidung herbeigeführt haben. Vielleicht hat er auch die Stellung der Franzosen in Saloniki zum Gegenstand gehabt; dort wird ihre Lage immer bedenklicher. Die zweifellos geplante Offensive wird von Woche zu Woche verschoben und die Bulgaren tun den Franzosen den Gefallen nicht, von ihren Höhen aus gegen die feindlichen Stellungen vorzugehen. Das Warten wird aber stetig peinlicher und infolge der klimatischen Verhältnisse verlustreicher. Auch die fortgesetzte Mißhandlung Griechenlands will nicht zum Ziele führen. Die Griechen bleiben neutral und verweigern den Durchzug der Serben durch ihr Territorium. Daß König Konstantin es abgelehnt hat, den General Mahon in Audienz zu empfangen, hat in London und Paris gleich peinlich berührt, so daß General Serrail allerdings den Kopf voll ernster Sorgen hat. Es ist infolgedessen, und im Hinblick auf die ernsten Mißerfolge, die Frankreich immer aufs neue an der Maas erleidet, keineswegs auszuschließen, daß die französischen Truppen in Saloniki einen ebenso ruhmvollen Rückzug antreten, wie die Engländer sich ihn in Gallipoli geleistet haben.

Nicht besser als in Frankreich, wahrscheinlich aber noch schlechter, liegen die Dinge in Rußland. Wir wollen heute auf Einzelheiten nicht eingehen, aber als Symptom der in Rußland herrschenden Unordnung mag erwähnt werden, daß in diesem klassischen Lande der Ledergewinnung das russische Rote Kreuz sich genötigt gesehen hat, 60000 Paar Bastschuhe zu bestellen, da Stiefel nicht mehr geliefert werden können. Menschikow leitartikelt über die drohende Hungersnot, der Pirogow-Kongreß hat die von dieser Versammlung russischer Ärzte gefaßten Resolutionen nicht veröffentlichen dürfen und bei Wiedergabe fast aller Reden finden wir weiße Zensurlücken. Aber was stehen geblieben ist, läßt keinen Zweifel darüber, daß die Erbitterung über die Politik der Regierung eine ungewöhnliche Höhe erreicht hat. Zu alledem kommt jetzt die abenteuerliche Wendung des Suchomlinow-Prozesses, der dahin geführt hat, daß der in Untersuchungshaft genommene ehemalige Kriegsminister freigelassen und der die Untersuchung leitende Senator festgenommen worden ist. Der allgemeine Eindruck ist, daß sich in Rußland eine neue innere Krisis vorbereitet. Das von der Liga der Fremdvölker Rußlands an den Präsidenten Wilson gerichtete Telegramm, das um Schutz vor Vernichtung um Hilfe ruft, verstärkt diesen Eindruck. Wir sind begierig zu hören, welche und ob

Digitized by Google

überhaupt eine Antwort auf ihre erschütternden Klagen erfolgen wird. Daß das Telegramm unterschlagen wird, ist wohl ausgeschlossen.

Die Ministerkrise in England

Von Professor Dr. Ferdinand Tönnies

Die Geschichte des britischen Kabinetts, das am 11. Dezember 1905 durch den Schotten Sir Henry Campbell-Bannerman gebildet wurde, ist eine Tragödie. Die Volksstimmung begrüßte es mit Jubel. Die Neuwahlen im folgenden Monat gaben ihm eine Mehrheit, wie sie niemals dagewesen war. Die damals noch nicht in eine Partei verschmolzenen, aber streng verbündeten Konservativen und liberalen Unionisten verloren 245 Sitze, von denen einer an die Iren, alle übrigen an die Partei der neuen Regierung übergingen, die daher mit 429 Mitgliedern ins Haus der Gemeinen einzog. Dazu kamen 83 Iren, also eine mögliche, für manche Fragen sichere Mehrheit von 512 Stimmen gegenüber einer Opposition, die nur 158 zählte. Unter den 429 waren freilich die 54 Angehörigen der sich Arbeiterpartei nennenden Fraktionsgemeinschaft, die sich im Jahre 1900 zusammengeschlossen hatte; unter dieser aber befanden sich nur 33, die aus der sozialistischen Parteigruppe ILP (unabhängige Arbeiterpartei) unter Führung des Schotten Keir Hardie gewählt waren. Charakteristisch für die neue Mehrheit waren zwei Stücke ihres Programms: sie bedeutete erstens die Erhaltung des Freihandels, zweitens die Verurteilung des Burenkrieges. C-B (spr. Si-Bi, mit dieser Abkürzung pflegte man den Ministerpräsidenten zu nennen) war ausgesprochener Pro-Boer. Obgleich er unter der Ächtung, die dieser Gruppe der „Klein-Engländer" zuteil geworden war, schwer zu leiden gehabt hatte, so bekundete er doch den Mut, während der Krieg noch tobte und Kitchener die holländischen Frauen und Kinder in Konzentrationslagern schmachten und sterben ließ, die „Methoden des Barbarismus" in South Africa öffentlich zu verdammen. Campbell war ein sehr entschiedener Friedensfreund. Er war auch ein Mann von unanfechtbarer Redlichkeit, von gutem, klarem Verstande, von schlichtem, herzgewinnendem Wesen. Ein Staatsmann war der treffliche Schotte nicht. Auch fehlte ihm schon die Gesundheit und Jugendkraft (er war 67 Jahr alt), um das Haus der Gemeinen

Digitized by Google

zu leiten und zugleich dem Kabinett zu präsidieren. Bei Zusammensetzung des Kabinetts beging er einen verhängnisvollen Fehler. Er besetzte die wichtigsten Posten mit Anhängern des von ihm so stark und unerschrocken bekämpften Räuberkrieges. An der Spitze der liberalen (imperialistischen) Liga (die von Chamberlain im Jahre 1901 wegen des „Imperialismus in Klammern" bitter verspottet wurde) stand Lord Rosebery. Manche fürchteten, daß der König ihn zur Bildung des Ministeriums berufen werde. Eduard VII. war klug genug, das nicht zu tun; er hätte sich bei der damaligen Mehrheit unmöglich gemacht. Aber die Liga hatte drei Vizepräsidenten und diese waren — Herr Asquith, Sir Edward Grey und Herr Haldane, alle drei einflußreiche Führer der siegreichen Partei, die in leitenden Zeitungen ihrer Gegner nur als die „radikale" bezeichnet wurde. Wenn Campbell verstanden hätte, seinen Zwecken die Mittel anzupassen, so hätte er diese Imperialisten nicht in sein Kabinett aufgenommen, zumal da er wußte, daß sein etwaiger Nachfolger kein anderer als Asquith werden konnte. Eine so entschiedene Politik durchzuführen, hätte er wohl — im Vertrauen auf ihre innere Richtigkeit — die Rücksichtslosigkeit besessen; aber die Nervenkraft dafür mochte er sich nicht zutrauen. Wahrscheinlich hat auch der König seinen Einfluß für die drei Männer geltend gemacht, sie waren ihm eine Entschädigung für den Verzicht auf Rosebery. Dazu kam ein anderes. In der höheren Gesellschaft genoß die neue Mehrheit sehr schwache Sympathien: Zeichen dafür die verschwindende Minderheit im Oberhause und die Tatsache, daß kein einziges großes (Penny-) Morgenblatt Londons auf ihrer Seite stand, geschweige die „Times", die schon in die Hände des berüchtigten Harmsworth geriet. Durch die drei Männer, von denen Grey einer der angesehensten Familien des Landes angehörte, wurde diese gesellschaftliche Stellung wenigstens nicht verschlechtert.

Campbell starb am 22. April 1908 an Herzlähmung. Asquith wurde Premier. Manche Eigenschaften des politischen Führers besitzt er. Vor allem Energie und Entschlossenheit. Er stammt aus Yorkshire; einer seiner bäuerlichen Vorfahren hatte an der Spitze eines kleinen Aufruhrs gestanden, der sich 1662 gegen die wiederhergestellte Stuart-Dynastie erhob. Asquith ist auch ein Mann von scharfem Verstande, aber von dem Verstande des Geschäftsmannes; das Wollen überwiegt bei ihm, ver-

Digitized by Google

stärkt durch unbedingtes Selbstvertrauen. Als Student in Oxford war er ein Freund leichter, ja lustiger Geselligkeit, obschon nicht dem Sport ergeben; im politischen Verein („Debattier-Klub") stand er seinen Mann. Klar und schlagfertig machte er sich gefürchtet; seine „Unversöhnlichkeit" wurde getadelt und er galt für hochmütig. Einer seiner Lehrer sagte von ihm, einen „unberechnenden Idealismus" habe er nicht besessen. Niemand kann leugnen, daß er mit Kraft seine Partei und sein Ministerium durch schwere Krisen hindurch geleitet hat. Im zweiten Jahre seiner Administration ergab sich der lange erwartete Konflikt zwischen den beiden Häusern des Parlaments, durch Lloyd Georges Budget. Lloyd George ist ein Welscher, ein Emporkömmling von großer Gewandtheit und außerordentlicher Arbeitskraft, von brennendem Ehrgeiz und nicht geringer Verschlagenheit. Ihm fehlt es an guter Erziehung und an Takt — beide wird man seltener bei echten Engländern —, an Besonnenheit — diese fast nie bei echten Schotten vermissen. Durch das bodenreformerische Budget wurde er der wildgehaßte Feind der Oligarchie, die heute ihren bewunderten Vorkämpfer in ihm gefunden hat. Die unerhörte Verwerfung des Budgets durch die Peers führte zur Auflösung des Parlaments und zu Neuwahlen im Januar 1910, die eine Verminderung der liberalen Gesamtmehrheit (ohne die Iren) von 429 auf 315 erbrachten. Die wirtschaftliche Krise der vorhergehenden Jahre hatte einen großen Teil der Wähler den Versprechungen der Schutzzöllner (beständigere Arbeit, höhere Löhne) wiederum zugänglicher gemacht; das eigentliche England (ohne Wales) gewann seine alte antiliberale Mehrheit (239 gegen 226) wieder. Der Konflikt mit den Lords dauerte fort. Er führte zu einer zweiten Auflösung und — was nie gewesen war — zweiten Neuwahlen im Dezember des gleichen Jahres, die aber den Stand der Parteien nur unbedeutend veränderten. Die Mehrheit blieb eine Mehrheit von Schotten, Wallisern und Iren gegen das Hauptland. Diese Mehrheit führte im Sommer 1911 die Parliament Bill durch, welche die Rechte des Oberhauses scharf beschnitt. Die Hochburg des großen Grundbesitzes, der sozialen Herrscherfamilien, die seit 1688 das Regiment zuerst von England, später des Vereinigten Königreichs getragen hatten, lag, wenn nicht in Trümmern, so doch ihres hohen Wartturmes beraubt. Zu gleicher Zeit tobten die Riesenausstände der Hafenarbeiter und der Eisenbahnarbeiter,

Digitized by Google

die ihrer Führer spotteten und das Land mit Entziehung der Kohle, mit Stillegung des inneren Verkehrs bedrohten. Zu gleicher Zeit die zweite Marokko-Krise. Hier trat zum erstenmal offen zutage, daß die imperialistische, antideutsche Strömung in diesem Kabinett, wie in dem konservativen, das zur Zeit der ersten Krise (1905) noch am Ruder war, das Übergewicht hatte. Asquith schickte Lloyd George vor — sehr charakteristisch: einen laut bellenden Hofhund, der die Tories und anderen Plutokraten überzeugen sollte, daß wenigstens ihre Interessen über See und somit der entschiedene Widerstand gegen alle deutschen Ansprüche auf bessere Plätze an der Sonne, auch bei dem plebejischen, „kommunistischen" und sonst durchaus verruchten Ministerium gut verwahrt seien. Von nun an wußte man, was die Glocke geschlagen hatte, und konnte die scheinbaren Aussöhnungs-Manöver mit mehr Ruhe betrachten, als es bei Lebzeiten Campbell-Bannermans geschehen war.

Eine letzte große Aufgabe blieb dem Kabinett: Home Rule. Der Gang der Dinge ist noch in frischem Gedächtnis. Beinahe war der Bürgerkrieg erklärt — da kam der auswärtige Krieg. Ob Herr Asquith ihn ebenso aufgefaßt hat, wie Sir Edward Grey, ist nicht bekannt. Prinzipiell geben sich beide als demokratisch gesinnte Freunde des Friedens. Beide haben bewiesen, daß ihnen die staatsmännische Ader fehlt. Beide sind unwissend in bezug auf Deutschland, in bezug auf den Willen wie die Kräfte unseres Reiches. Beide werden eines Tages sang- und klanglos untergehen.

Seitdem das Kabinett genötigt war, seine ärgsten Feinde, darunter das Haupt der Ulster-Rebellen, den ungekrönten König von Belfast Sir Edward Carson, in sich aufzunehmen, lebt es nur noch unter dem Maschinengewehrfeuer der Harmsworth-Presse ein bejammernswürdiges Leben. Bedrängt von Frankreich, von Italien, von Rußland, von den eigenen Chauvinisten, von Belgiern, Serben, Griechen, Iren — gezwungen, zu tun, was es nicht wollte, was es oft angeklagt und verschworen hatte —, ein Ministerium von Pazifisten, unablässigen Krieg verkündend und befördernd, ein Ministerium, das im strahlenden Glanze der Volksgunst begonnen hatte, nur noch fortvegetierend durch die scheelsüchtige Gunst seiner tiefgekränkten, rachsüchtigen Gegner, jedes moralischen Gewichtes beraubt, das Bewußtsein schwerer kriegerischer Niederlagen überschreiend

Digitized by Google

durch unablässiges Werben um Hilfe, die dreifache numerische Übermacht noch zu verstärken, und durch Aufpeitschen einer Siegeszuversicht, die im günstigsten Falle noch jahrelangen Krieg den erschöpften Bundesgenossen und dem schwer ermüdeten eigenen Lande in Aussicht stellt. Was kann daraus werden? Kann dieser Zustand dauern? Oder werden die inneren Unruhen sich vermehren und stärker werden? Wird das seiner Einbildung nach so „freie" Land seine Unfreiheit, als deren deutlichstes Merkmal immer die „Konskription" gegolten hat, sich dauernd gefallen lassen? — Nur ein oder zwei Dinge kann man mit einiger Sicherheit sagen. In einem ungeheuern Nachteil befindet sich England gegen uns. Was für uns Beschränkung, Schwierigkeit, Unbequemlichkeit bedeutet — Abschneiden der Zufuhr — bedeutet für Großbritannien Tod und Verderben. Nicht nur das Abschneiden — das wir ertragen — sogar schon eine wesentliche Verminderung der eingeführten Lebensmittel würde die stolze Herrscherin der Meere zur Bettlerin machen. Einstweilen mag sie sich getrösten, daß dies sehr unwahrscheinlich sei. Aber die Engländer als Volk würden auch das Maß von Entbehrungen, das wir einig und willig auf uns genommen haben, sich nicht gefallen lassen. Sie wären auch unfähig — besonders ihre Gemeindeverwaltungen wären unfähig — eine wirksame Organisation der Verteilung von Lebensmitteln ins Leben zu rufen. Wenn es bei uns damit hapert, dort würde sie einfach scheitern. Und wenn sie es vermöchten, die Oberschicht würde einen solchen „Kommunismus" verschmähen. Sie würde mit Fauchen und Zetern dagegen sich empören. Gesetze und Verordnungen dieser Art würden nur mangelhaft durchgeführt werden. Und ferner: einer anderen Bedrohung seiner Pulsadern muß das mächtige Land entgegensehen durch den Stillstand seiner Export-Industrien. Die Entziehung der Arbeitskräfte würden diese vielleicht durch Einstellung von alten Leuten, Frauen und Kindern einigermaßen wettmachen können. Eine Verminderung oder zu schwere Verteuerung ihrer Rohstoffe würden sie nicht überleben.

Herrn Asquiths, des Advokaten, Wahlspruch ist „Warten und Sehen". Das dürfen auch wir sagen, angesichts des Verfalles seines Kabinetts und vielleicht der ganzen britischen Herrlichkeit. Herr Asquith will der preußischen Kriegerkaste, wie er sie nennt, den Garaus machen. Wir können die Desorganisation des britischen Staates getrost sich selber überlassen.

Digitized by Google

Sie wird ihren Fortgang nehmen, auch nachdem die Tragödie dieses Ministeriums ausgespielt sein wird.

Notizen

England

Der Fall von Kut el Amara wird von der feindlichen Presse im allgemeinen als politisch bedeutungslos hingestellt, obwohl besonders die englische Presse vor dem Fall sehr nachdrücklich die Ansicht vertrat, das Englands Prestige im Osten von dem Schicksal Kut el Amaras abhänge. Bezeichnend sind die Äußerungen der französischen Monatsschrift „La Revue bleue": „Der Feldzug in Mesopatamien, der beträchtliche englisch-indische Streitkräfte dort festhält, ist ein rein kolonialer Eroberungszug. Er hat in den europäischen Kämpfen keine andere Bedeutung." Die Zeitschrift fügt übrigens hinzu: „Es ist zu bedauern, daß ein Offizier von den Fähigkeiten des Generals Townshend in einem Kolonialfeldzug verloren geht. Dieser so bedeutende Offizier hatte sein ganzes Leben lang die Schlachtfelder Frankreichs und Belgiens studiert in Hinsicht auf einen kommenden europäischen Krieg." Aus diesen letzten Worten redet ebenso die Stimmung desjenigen Teils Frankreichs, der sich die Freiheit des Worts gegenüber den mächtigen Bundesgenossen gewahrt hat, wie die französische Lust an Revanche, die, mitten in ihrer Auslösung nach der nächsten Gelegenheit dazu späht. Wer in dem „angriffswütigen" Deutschland hat während dieses furchtbaren Krieges schon von dem kommenden gesprochen oder an ihn nur gedacht?

Englisches Urteil über v. d. Goltz. „Trotz einiger Irrtümmer in seinem Urteil gehören die Bücher, die von der Goltz geschrieben hat, zu der faszinierendsten Militärliteratur der Welt. Er hatte einen gewissen persönlichen Reiz, und dieser ist auf seine Werke übergangen." („Nation".)

Aus den Gewinnen der englischen Schiffahrtsgesellschaften:

Cunard Line 10 Proz. bonus	10	Proz.	Ulster Co.	21,11	Proz.
Pool Shipping Co.	30	„	Mercantic Co.	23,29	„
Thompson Shipping Co.	29,65	„	Rederoft	20	„
Dunedin Co.	30	„	Court Line	16	„
International Line	27,40	„	King Line	15	„
Cairn Line	30	„	Neptin Steam Navigation Co.	20	„
Trechman	25	„	Houlder Bros. 12 sh 6 d per az	12,50	„
Field Line	25	„	Lamport and Holt China Mutual	10	„
Eskside Co.	25	„	Steam Navig	106	„
Moor Line	20	„	France Fenwich and Co.	20	„
Rochdale Co.	20	„	Orders and Handford Co.	20	„
Woodfield	20	„	Ariadne	40	„
Turnbull, Shipping Co.	25	„			

Eine spanische Stimme über England. „Herrschte in Europa der gesunde Menschenverstand, so würde sich der ganze Weltteil gegen England verbünden. Die Engländer tyrannisieren alles, auch ihre Verbündeten, die Russen, Franzosen und Italiener und die Neutralen." („Correo Espagnol".)

Digitized by Google

Rußland

Der Kronprinz und General Emmich. Wie einer schwedischen Zeitung aus Basel telegraphiert wird, ist zwischen dem deutschen Kronprinzen und dem „eigentlichen Leiter der Belagerung Verduns", General Emmich, eine derart schwere Unstimmigkeit entstanden, daß letzterer den Kaiser telegraphisch um Enthebung von seinem Kommando der am linken Ufer der Maas vor Verdun operierenden Armee gebeten hat. Die Unstimmigkeit beruht darauf, daß Emmich auf einer Einstellung der gewaltsamen Attacken bestand und eine regelrechte Belagerung nach dem Muster von Ossowiez empfahl. Der Kaiser eilte auf das Telegramm hin nach dem Westen, und es gelang ihm, eine Verständigung zwischen dem Kronprinzen und Emmich herzustellen. — Daß die russische Zeitung, die Vorstehendes meldete, gerade Emmich für ihre Fabel aussuchte, dessen Tod wir schon so lange beklagen!

Ein russisches Märchen. Ein Zollbeamter erzählte einem Mitarbeiter der „Nowoje Wremja": „Kürzlich kam eine größere Sendung von Konserven über die Grenze. Die Büchsen sahen verdächtig aus, augenscheinlich waren sie geöffnet und wieder zugelötet worden. Die Untersuchung ergab, daß sie deutschen Ursprungs waren, und daß man ihnen nachträglich ein skandinavisches Aussehen gegeben hatte; in den faulen deutschen Konserven aber fand man winzig kleine Stahlhäkchen, die so geschickt mit dem Inhalt vermengt worden waren, daß man sie ohne Untersuchung nicht gefunden hätte. Natürlich ist diese Sendung vernichtet worden. Ob aber frühere Sendungen nicht doch auf den Markt gelangt sind, darüber weiß ich nichts."

Frankreich

Die Meinung Frankreichs über England schildert eine spanische Zeitung so: „Frankreich ruft, nach so schweren Opfern, um Beistand, um Hilfstruppen; aber wer von den in Paris zur Konferenz versammelten acht Völkern (von Montenegro schweigen alle Blätter) soll sie stellen? England schont seine Kräfte. — Wenn es ernst ist mit der Behauptung, daß die deutschen U-Boote keinen wesentlichen Schaden verursacht haben, wie will man die hohen Frachten erklären? Beruhen sie nicht auf einer riesenhaften Ausbeutung der Verbündeten seitens Englands? Das ist die französische Meinung, namentlich seit man weiß, daß die englischen Dampfergesellschaften 45% Dividende verteilen." — Das klingt wesentlich anders, als das, was man gemeinhin aus Frankreich hört!

Der Handelskrieg in französischer Beleuchtung. In französischen Interessentenkreisen wie auch unter Politikern herrscht trotz der tiefen Abneigung gegen die deutsche Hinterlist, der ein gut Teil der Ausbreitung des deutschen Handels zu danken ist, die Empfindung vor, daß die französischen Fabrikanten gut tun, das Gute und Wirksame der deutschen Handelsmethoden nachzuahmen, und so die Verbesserung ihrer eigenen anzustreben. Es wird mehr Unterstützung seitens der Regierung und der Banken, mehr Unternehmungsgeist von den Fabrikanten, sowie eine bessere Leistung von den Arbeitern verlangt.

Digitized by Google

Italien

Zur Frachtenfrage zwischen England und Italien. Die Ausführungen von Houston über die italienischen Kohlenfrachten unterzieht „Tribuna" einer scharfen Kritik. „Die Majorität der Kohlenschiffe in Newcastle und Swansea, die so unerhörte Frachten fordern, ist britisch. Es geht aus der langen Liste der britischen Schiffahrtsgesellschaften mit ihren enorm gestiegenen Werten und den hohen Dividenden klar hervor, daß die in der Presse und im Parlament von den britischen Reedern geführte Kampagne zur Verteidigung ihrer persönlichen Interessen gegen die der Allgemeinheit vollständig ungerechtfertigt ist. Man versteht in Italien nicht, warum die britische Regierung, welche Eisenbahnen und Munitionsfabriken beschlagnahmt, das gleiche nicht mit Schiffen getan hat, so daß der unbedingt notwendige Bedarf an Getreide und Kohlen für England und seine Alliierten sichergestellt werden kann."

Die Neutralen

Wie Neutrale über die Absichten der Entente denken. „Berner Tagblatt" schreibt: „Man spürt in Rußland keine Lust, an der Pariser Wirtschaftskonferenz teilzunehmen, da man die Handelsbeziehungen mit Deutschland nach dem Krieg wieder aufzunehmen wünscht und kein besonderes Interesse an der allgemeinen Schädigung Deutschlands besitzt."

„Die Entente" ist nicht zum Zweck der Verteidigung, sondern zum Angriff auf Deutschland gebildet. Wer zweifelt noch an der revolutionären, zerstörenden Tätigkeit Englands? An seiner Tränenschuld so vieler Völker? — sagt die spanische Zeitung „Correo Espagnol".

Ein Schwede über die Stimmung in Deutschland. Ein schwedischer Journalist meldet aus Leipzig der „Nya Dagligt Allehanda" nach Stockholm: „Alle Menschen, mit denen ich gesprochen habe, hegen ein absolutes Zutrauen zu der Führung (in der Angelegenheit mit Amerika); über den Erfolg der militärischen Operationen ist auch nicht der leiseste Zweifel vorhanden; kein ungeduldiges Wort angesichts des relativen Stillstandes der Operationen habe ich vernommen."

Hallströms Wirkung auf die Neutralen. Die „Neue Zürcher Zeitung" schreibt im Anschluß an das Buch von Hallström: „Zweifellos hat der Schwede ganz richtig einen der wirksamsten Faktoren der deutschfeindlichen Kampagne berührt. Wer Gelegenheit hatte, Deutschland nicht nur durch Studienfahrten kennen zu lernen, und sich Jahre hindurch auch im anderen Ausland umgesehen hat, der weiß, daß Deutschland in seinen sozialen, wirtschaftlichen und auch manchen politischen Einrichtungen den demokratischen Gedanken vielleicht besser zur Geltung bringt als Länder mit sogenanntem demokratisch-parlamentarischem Regime. Aber es hat auf die demokratische Phrase verzichtet, deren glänzender Schein anderwärts so gern für die Sache selbst genommen wird — und dieser Verzicht wird ihm als verbrecherische Rückständigkeit angerechnet."

Digitized by Google

Literatur

F. Zweybrück, Österreichische Essays. Gebr. Paetel, Berlin.

Der jüngst von Friedrich Naumann in seinem zukunftsgewissen Gegenwartsbuche „Mitteleuropa" erhobene Vorwurf, daß der Durchschnittsdeutsche von Österreichs innerer Geschichte „meist nur die Lärmszenen und parlamentarischen Maschinendefekte" kenne, besitzt nur allzuviel Berechtigung. Leider hat es auch die reichsdeutsche Geschichtswissenschaft bei der Darstellung österreichischer Verhältnisse bislang nur allzuoft an unbefangener Sachlichkeit und richtiger Einsicht in das Wesen des Donaustaates und in die Bedingungen seines geschichtlichen Werdens fehlen lassen. Auch hier muß der Krieg eine Wandlung bringen, wenn anders Mitteleuropa, das wir alle ersehnen, ins Dasein treten und eine schöpferisch wirksame Macht werden soll. Für jeden, der die Aufgaben unserer nächsten Zukunft verstehen will, gilt es darum, „das wahre Österreich kennen zu lernen, wie es bisher gewesen, und wie es aus diesem größten aller Kriege hervorgegangen sein wird". Diese notwendige Aufklärungsarbeit zu fördern, erscheinen die vorliegenden, zumeist schon vor Kriegsbeginn verfaßten und in Zeitschriften veröffentlichten politischen Aufsätze vortrefflich geeignet. Sie behandeln in der Mehrzahl Vorgänge und Probleme der neuesten innerösterreichischen Geschichte (Zur österreichischen Polenpolitik, Die Begründung des modernen Ungarn, Julius Andrassy als Minister des Äußern, Graf Aehrenthal u. a.); einige Deutsch-Österreichisches und Deutsches (Bismarck und Österreich, Kaiser Wilhelm I. und Bismarck u. a.), den Beschluß machen historische Rückblicke (Der historische Don Carlos, Maria Theresia und ihre preußischen Beurteiler, Österreichische Staatspolitik und literarische Stimmungen vor 100 Jahren). Ausgebreitete Sachkenntnis und ruhig abwägendes Urteil kennzeichnen alle Darlegungen Zweybrücks und verleihen ihnen ein wohlbegründetes Anrecht, von allen, denen die Erhaltung und Vertiefung des deutsch-österreichischen Bündnisses am Herzen liegt, gelesen und erwogen zu werden.

W. St.

Die Kriegsgefangenen in Deutschland. Montanus-Bücher, Band 7. Hermann Montanus Verlag, Siegen.

In der Reihe der Bilderhefte wird hier ein Band geboten, der die Zustände und das Leben in den deutschen Gefangenlagern veranschaulicht. Was man von den Einrichtungen der Lager und an Genrebildern sieht, zeugt von der Ordnung und Gewissenhaftigkeit, mit der sich Deutschland selbst seinen Gefangenen gewidmet hat und widmet. Man sollte dieses Heft in möglichst vielen Exemplaren ins Ausland schicken, man würde damit allein alle Vorwürfe entkräften, die die feindliche Lügentaktik gegen die Zustände in deutschen Gefangenlagern erhoben hat.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50, Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer Weimar
Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 26. Mai 1916 • Heft 22

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Die Kapitulation der „Kapitulationen"

Von Professor Dr. E. Jäckh

Das hat der Sultan Mohammed, der Eroberer von Konstantinopel, wohl nicht bedacht, daß er selbst den Keim zur inneren Erkrankung der Türkei legte — im gleichen Jahr, als er sie auf den Höhepunkt ihrer äußeren Macht führte. Und auch daran hat er wohl nicht denken können, daß volle viereinhalb Jahrhunderte durch die Weltgeschichte sich hinwälzen müssen, bis die „Kapitulationen", die er 1453 begründet hat, im Weltkrieg 1914 endlich kapitulieren müssen, jetzt erst beseitigt werden können. Das verderblichste Gift kann jetzt endlich den Körper des „kranken Mannes" verlassen; der ganzen Türkei Weh und Ach ist fast aus diesem einen Punkt zu kurieren.

Mohammed der Eroberer hat hochmütig und großmächtig die erste „Kapitulation" den Griechen von Konstantinopel geschenkt: inhaltlich — Privilegien (des Kultus, der Gerichtsbarkeit und des Handels), formell — als Gnadenbrief (im Sinn entweder eines nach Kapiteln geordneten Vertrages oder eines Waffenstillstands der ecclesia militans). Diese „Kapitulationen", diese Privilegien und Sonderrechte, die von Anfang an einen bevorrechteten Staat im Staat ließen und entwickelten, wurden dann der Reihe nach auch fremden Staaten gewährt, die von Europa her in wirtschaftliche und politische Beziehungen zur Türkei traten: Venedig und Frankreich, England und Rußland, Österreich und Italien, Holland und Polen, zuletzt auch Preußen (1761 im allerersten preußisch-türkischen Meistbegünstigungsvertrag Friedrichs des Großen). Die erste „Kapitulation" war (wie gesagt) ein einseitiger, eigenwilliger Gnadenbrief, diktiert — religiös von der großmütigen „Tole-

Digitized by Google

ranz" des Mohammedaners, der in den beiden andern geoffenbarten Religionen des Christen und des Juden die beiden „Bücher" achtet und anerkennt; wirtschaftlich von der hochmütigen Verachtung des Kriegers und Siegers gegenüber dem Krämer und Händler; und politisch vom berechnenden Interesse des Herrschers an einem guten und geduldigen Steuerzahler. So gutartig und gutwillig begonnen, haben die „Kapitulationen" langsam ihren Charakter verändert — schließlich bis zum bösartigsten, feindseligsten Mittel der Mächte gegenüber der Türkei. Noch im 16. und 17. Jahrhundert atmen die „Kapitulationen" den Geist „d'une large tolérance", die Gesinnung „de condescendance, non de faiblesse", die Bekundung eines „libéralisme à l'excès" (wie französische Geschichtschreiber die weitherzige Toleranz, das kraftbewußte Entgegenkommen, den außerordentlichen Liberalismus anerkennen). Aber im 18. und 19. Jahrhundert, seit und mit dem Rückgang des türkischen Reichs, werden schließlich die „Kapitulationen" etwas — „was die türkische Herrschaft mehr schädigt und schwächt, als der Verlust der wichtigsten Gebiete" (sagt wiederum ein französischer Geschichtschreiber). Und von diesem Weltkrieg kann und muß jetzt ein türkischer Minister bekennen, daß er für die Türkei verloren wäre — „selbst wenn die Türken ganz Ägypten und halb Rußland erobern würden — — wenn die Kapitulationen bestehen blieben!"

Nun — sie bleiben nicht bestehen: die „Kapitulationen" kapitulieren, haben kapituliert. Das ist der Inhalt des deutsch-türkischen Vertrags, der in diesen Tagen fertig geworden ist. Die Türkei wird befreit von den „Kapitulationen", von den Interventionsrechten der fremden Mächte; sie wird Herr im eigenen Haus, sie wird türkisch. Deutschland hat von Anfang an seine Bereitwilligkeit ausgesprochen, auf die „Kapitulationen" zu verzichten (schon vor dreißig Jahren). Aber da zur gültigen Abschaffung die Einstimmigkeit der Großmächte gehörte, so hat diese einzelne Stimme Deutschlands nichts ändern können. Österreich-Ungarn hat sich der deutschen Auffassung zwar angeschlossen (1909 im bosnischen Vertrag) und ebenso Italien (1912 im tripolitanischen Friedensschluß). Aber der Dreiverband Englands, Rußlands und Frankreichs blieb antitürkisch — bis die drohende Gefahr der türkischen Kriegserklärung ihn so klein und furchsam machte, daß er der Türkei für eine Neutralität flugs die Abschaffung der „Kapi-

Digitized by Google

tulationen" anbot und dazu die „Garantie der Integrität". Wenn man's so hört, mag's leidlich scheinen! Aber die europäische „Garantie der Integrität" klingt für den Kenner der türkischen Geschichte so gefahrvoll wie das Vorrecht der „Kapitulationen": jene „Garantierung" war immer wieder der Anlaß für jede europäische Macht (außer Deutschland), in der Türkei zu intervenieren — angeblich gegen eine andere Macht, in Wirklichkeit mit der Wirkung gegen die Türkei selbst. So bedeutete das Danaergeschenk des Dreiverbandes immer noch die alte Bevormundung, während die Türkei zielklar und willensstark einsah, daß nur die Gelegenheit eines solchen Weltkriegs die erste und letzte Möglichkeit bieten konnte, die Fessel der „Kapitulationen" aller Mächte abzuwerfen, um sich die Freiheit zu verdienen und das Leben. „Und setzet ihr nicht das Leben ein, nie wird euch das Leben gewonnen sein!" So wurde es gewonnen — und Deutschland besiegelt die geleistete Kriegsgemeinschaft durch einen förmlichen Friedensvertrag, der alle mittelalterlichen Privilegien beseitigt und einen gleichberechtigten Bundesgenossen anerkennt — mit gleichen Rechten und Pflichten hüben wie drüben; ein Erfolg der Waffenbrüderschaft mit Deutschland und des Siegs über den Dreiverband, der in seinem Friedensvertrag aus dieser Tatsache die Folgerungen auch seinerseits bestätigen muß.

Das ist die Leidensgeschichte der „Kapitulationen" von 1453 bis zu ihrer Kapitulation 1916; was war nun ihre Wesenswirkung? Für die Türken nur Nachteile und Ungerechtigkeit, für die Fremden nur Vorteile und Vorrechte, für die Türkei nur Schwächung und Schädigung! Das gilt juristisch und privatwirtschaftlich ebenso wie staatswirtschaftlich und politisch. Die Türkei hatte bisher dem Fremden gegenüber keine Gerichtsbarkeit und kein Polizeirecht, kein Steuerrecht, und sie hatte den Mächten gegenüber kein Zollrecht und kein Verkehrsrecht.

Der Fremde bleibt „exterritorial", er bleibt „Ausländer": nur heimisch in seinem eigenen Staat, mit allen Rechten seines Heimatstaates, mit allen Rechten auch der gastlichen Türkei — aber ohne alle Pflichten dieser Türkei gegenüber. Das fremde Konsulargericht hat die Gerichtsbarkeit in Streitigkeiten — nicht nur in Streitigkeiten zwischen den eigenen Konnationalen, sondern auch zwischen türkischen Untertanen und fremden Staatsangehörigen. Die türkische Staatspolizei darf keinen Ausländer

Digitized by Google

fassen, auch keinen einheimischen „Türken", der dem Schutzkreis eines Konsulats oder einer Gesandtschaft sich verschrieben hat. Die russischen Konsulate haben mit der Ausstellung solcher „Schutzbriefe" einen finanziell und politisch einträglichen Handel getrieben. Das krasseste Beispiel (auf das ich wiederholt schon hingewiesen habe) ist das, daß der türkische Bürgermeister von Konstantinopel, der die Bevölkerung vor der „Zivilisation der Syphilisation" schützen will, nicht das Recht hatte, ausländische Dirnen, wie Französinnen oder Russinnen, sanitätspolizeilich kontrollieren zu lassen, und daß er, als er sich ein solches Recht doch nehmen wollte, die fremden Botschafter als die Schutzengel jener kranken Dirnen wie eine Phalanx gegen sich fand, die ihn an der Sanierung der Großstadt hinderte....

Noch gewichtiger und gefährlicher als solche juristischen „Kapitulationen" waren die wirtschaftlichen Machtminderungen. Der Fremde bringt mit sich alle Vorteile seiner Ausbildung, Kapitalkraft, Erfahrung und Verbindung und zahlt nicht einen Pfennig Steuer. Der Einheimische hat auf sich alle entgegengesetzten Nachteile und zahlt dazu alle Steuern. Die gleiche Fähigkeit des Fremden und des Einheimischen kann jenen zum Gewinn und muß diesen zum Verlust führen. Fremde Erwerbstätigkeit muß blühen; einheimische Fabrikversuche müssen stillstehen. Ein türkischer Finanzminister hat ausgerechnet, daß eine Besteuerung des Fremden nach deutschem Maß (zusammen mit der Beseitigung des fremden Postrechts) genüge, das türkische Budgetdefizit zu decken.

Die staatswirtschaftliche Schädigung ist nicht geringer. Alle fremden Staaten hatten das Recht eigener Postbetriebe; das heißt: alle Briefe und Pakete aus Europa und alle Postsendungen zwischen Europäern in der Türkei bedienten sich der nichttürkischen Postverwaltungen und entzogen so dem türkischen Staat alle Posteinnahmen in einem Betrag von vielen Millionen jährlich. Noch schlimmer wirkte die türkische Rechtlosigkeit in ihren Zollbedürfnissen: nur ein einheitlicher Wertzoll durfte erhoben werden, nicht ein Zoll entsprechend den Bedürfnissen des Landes, etwa eigene Produkte schützend, fremde Waren nach Bedarf behandelnd. Auch wenn je einmal eine Steigerung des Wertzolls erreicht werden sollte, so war auch das von der einmütigen Zustimmung aller Mächte abhängig — und jede ließ sich dafür andere politische Vorrechte bezahlen und alle

Digitized by Google

schrieben der Türkei die Verwendung der Mehreinnahmen vor. So befahl der Dreiverband, solche Einnahmen „für die mazedonische Polizei" zu gebrauchen, also sie im Guerillakrieg der balkanischen Unruhen zu vergeuden, und so verbot der Dreiverband, sie in vorderasiatischen Bahnbauten wie der Bagdadbahn fruchtbringend und wertschaffend anzulegen. Desgleichen mußte eine Bahnkonzession an die eine Macht bei den rivalisierenden Mächten durch andere Konzessionen erkauft werden: so brauchte die Bagdadbahn bald eine Generation — und noch verbindet sie nicht Konstantinopel mit Bagdad. So verhinderte Rußland jeden Bahnbau im Osten von Anatolien zum Kaukasus (nach Erserum), um die Türkei als widerstandsunfähig niederzuhalten, während es selbst seine eigenen Bahnen gegen die türkische Grenze konzentrierte. So verhinderte England jeden Bahnbau im Süden von Arabien nach Ägypten hin (selbst einmal mit Androhung von Waffengewalt im Maan-Akaba-Zwischenfall), um die Türkei als angriffsunfähig niederzuhalten. So verhinderte Frankreich in ganz Syrien jeden Bahnbau, der nicht französischen Interessen diente. Und so fort, und so fort!

Man kann alle diese Tatsachen nicht oft und nicht deutlich genug sagen, um ein bleibendes Verständnis dafür zu erwecken und zu erhalten, daß die „Kapitulationen" die Türkei politisch und wirtschaftlich in ein solches Netz verstrickten und fesselten, daß keine Bewegung, keine Entwicklung möglich war und daß ein Entrinnen nur durch ein Zerreißen im Weltkrieg erreicht werden konnte. Der Türke kann Herkules sein: dann ist Europa die Deianeira gewesen, die ihm das vergiftende Nessusgewand der „Kapitulationen" umgeworfen hat; nun hat's der „kranke Mann" gerade zeitig genug noch von sich stoßen können ... Das Mißtrauen der Türkei gegenüber einem solchen Europa wird und ist verständlich nach solchen Erfahrungen.

Daß die europäische Haltung lediglich einem antitürkischen Machtwillen entsprach, das bezeugt das Schicksal aller der Gebiete, die — kaum getrennt von der Türkei — sogleich von den „Kapitulationen" losgesprochen wurden, ehe sie auch nur einen Tag erst einen Befähigungsnachweis erbringen konnten. So ging es im Balkan mit Griechenland und Serbien, Rumänien und Bulgarien; so ging es auch mit Cypern und Nordafrika. Der politische Wille, jene Staaten zu stärken, war ebenso lebendig, wie

Digitized by Google

der politische Wille, die Türkei zu schwächen. Das bezeugt auch ein Vergleich z. B. mit jedem amerikanischen Staat: kein Mexiko und kein Kolumbien hat je eine solche Fessel gefühlt wie die Türkei. Nun hat sie der Weltkrieg gelöst — und der Weg ist frei zum mutigen Schritt willensstarker und zielbewußter Arbeit einer selbständigen, gleichberechtigten Türkei an der Seite Deutschlands, Österreich-Ungarns und Bulgariens.

Deutsche und französische Sozialdemokratie während des Weltkrieges[1]

Von Professor Dr. Gustaf F. Steffen (Stockholm)

Den zum Kriege notwendigen Staatskredit haben die Sozialdemokraten sowohl im deutschen Reichstage wie im französischen Parlamente bewilligt. Aber Unterschiede sind vorhanden, und sie sind in hohem Grade charakteristisch.

Bei der Abstimmung des deutschen Reichstages an 4. August 1914 über den ersten, fünf Milliarden Mark betragenden Kriegskredit gab die sozialdemokratische Parteigruppe nach Verabredung nur Jastimmen ab. Aber bei der vorbereitenden Besprechung der Frage in der Gruppe waren ein Sechstel bis ein Siebentel der Mitglieder entgegengesetzter Meinung gewesen und hatten erklärt, daß die Bewilligung der Mittel zu einem solchen Kriege „die Sozialdemokratie mit sich selbst in Widerspruch setzen" heiße und „auf die Arbeiter anderer Länder den schlechtesten Eindruck machen, in der Internationale der Arbeiter die größte Verwirrung stiften" werde[2].

Im „Social-Demokraten" (Stockholm) von 17. Oktober 1914 wurde über die Auffassung dieser Minderheit in folgender Weise ausführlich berichtet.

„Zuerst muß vielleicht, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, als selbstverständlich betont werden: daß das Recht und die Verpflich-

[1] Dieser Artikel, welcher dem demnächst im Verlage von Eugen Diederichs in Jena erscheinenden Werke „Demokratie und Weltkrieg" entnommen ist, wurde uns freundlichst vom Verfasser zum Vorabdruck zur Verfügung gestellt. Der Verlag hat den Vorabdruck in entgegenkommender Weise genehmigt.

[2] Eduard Bernstein, Die Internationale der Arbeiterklasse und der europäische Krieg, Tübingen 1915, S. 20.

Digitized by Google

tung zu nationaler Selbstverteidigung und Selbstbehauptung auch von seiten der Minderheit keinen Augenblick in Frage gestellt worden ist. — Hierüber hat also vollständige Einigkeit geherrscht. Dagegen hat die Minderheit es als Pflicht der deutschen Reichstagsfraktion angesehen, in schärfster Form jede Verantwortung für diesen Krieg abzulehnen, der durch eine von uns stets bekämpfte Politik hervorgerufen ist, eine Politik, woran Deutschlands herrschende Klassen mitschuldig sind und die, allgemein gesehen, die Folge der kapitalistisch-imperialistischen Entwicklung, welche wir grundsätzlich bekämpfen, ist. — Nur die schärfste Form des Protestierens konnte hier nützen. Aber durch die Bewilligung des Kriegskredites hat die deutsche sozialdemokratische Reichstagsfraktion, trotz aller Vorbehalte, die in ihrer Erklärung stehen, auch ihren Anteil an der Verantwortlichkeit übernommen. — Dieser Fehler war um so größer, je weniger die deutsche offizielle Darstellung dessen, was den Krieg unmittelbar veranlaßt hat, die ganze Wirklichkeit enthält und je mehr es sich um einen Präventivkrieg von deutscher Seite hat handeln können, ja um einen Krieg, der sogar nach Ansicht gewisser Kreise ein Eroberungskrieg, ein kapitalistischer Expansionskrieg, werden soll. Es ist überflüssig, hier auseinanderzusetzen, daß jede Annexion eine fortdauernde Friedensgefahr für die Zukunft und keineswegs eine Friedensgarantie sein würde."

„Aber auch unter rein nationalen Gesichtspunkten bedeutet der Beschluß der Reichstagsfraktion einen verhängnisvollen Mißgriff. Er hat Deutschlands militärische Stellung nur scheinbar gestärkt. Dieser Schritt riß alle Dämme nieder, die im Auslande noch dem Krieg und der äußeren und inneren Solidarität der Massen mit dem Kriege widerstanden. — Hätte die deutsche Reichstagsfraktion sich anders verhalten, so wäre der Krieg niemals so populär geworden, wie er jetzt ist. In Frankreich, in Rußland und in England hätte eine andere Stimmung geherrscht. Sembat und Guesde wären nicht in die französische Regierung eingetreten, Englands Fachgenossenschaften ständen nicht billigend hinter den englischen Anwerbungen Freiwilliger. Mit einem Worte: es ergibt sich daraus, daß dies Auftreten der deutschen Sozialdemokratie in seinen Rückwirkungen die Feinde Deutschlands in höchst erheblichem Grade gestärkt haben muß. — Man hegt jetzt nur noch die einzige Hoff-

Digitized by Google

nung, daß es gelingen möge, während des Krieges die internationalen Kräfte heraufzubeschwören, die dem Kriege entgegenwirken und die Lust, ihn fortzusetzen, schwächen können. Nach dieser Richtung hin müssen alle Bestrebungen gehen, zum Frommen jedes einzelnen Volkes und der ganzen Menschheit."

Von seiten der Mehrheit der Parteigruppe (nominell der ganzen Gruppe) gab der Sprecher der Gruppe, Hugo Haase, folgende Erklärung ab:

„Wir stehen vor einer Schicksalsstunde. Die Folgen der imperialistischen Politik, durch die eine Ära des Wettrüstens herbeigeführt wurde und die Gegensätze zwischen den Völkern sich verschärften, sind wie eine Sturmflut über Europa hereingebrochen. Die Verantwortung hierfür fällt den Trägern dieser Politik zu, wir lehnen sie ab. Die Sozialdemokratie hat diese verhängnisvolle Entwicklung mit allen Kräften bekämpft, und noch bis in die letzten Stunden hinein hat sie durch machtvolle Kundgebungen in allen Ländern, namentlich in innigem Einvernehmen mit den französischen Brüdern" (Beifall der Sozialdemokraten) „für Aufrechterhaltung des Friedens gewirkt. Ihre Anstrengungen sind vergeblich gewesen. Jetzt stehen wir vor der ehernen Tatsache des Krieges. Uns drohen die Schrecknisse feindlicher Invasionen. Nicht für oder gegen den Krieg haben wir heute zu entscheiden, sondern über die für die Verteidigung des Landes erforderlichen Mittel. Nun haben wir zu denken an die Millionen Volksgenossen, die ohne ihre Schuld in dieses Verhängnis hineingerissen sind. Sie werden von den Verheerungen des Krieges am schwersten getroffen. Unsere heißen Wünsche begleiten unsere zu den Fahnen gerufenen Brüder ohne Unterschied der Parteien." (Lebhafter Beifall von allen Seiten.) „Wir denken auch an die Mütter, die ihre Söhne hergeben müssen, an die Frauen und Kinder, die ihres Ernährers beraubt sind, denen zu der Angst um ihre Lieben die Schrecken des Hungers drohen. Zu ihnen werden sich bald Zehntausende verwundeter und verstümmelter Kämpfer gesellen. Ihnen allen beizustehen, ihr Schicksal zu erleichtern, diese unermeßliche Not zu lindern, erachten wir als zwingende Pflicht." (Stürmischer Beifall aller Parteien.) „Für unser Volk und seine freiheitliche Zukunft steht bei einem Siege des russischen Despotismus, der sich mit dem

Digitized by Google

Blute der Besten des eigenen Volkes befleckt hat, viel, wenn nicht alles auf dem Spiel." (Stürmischer Beifall bei den Sozialdemokraten.) „Es gilt, diese Gefahr abzuwehren, die Kultur und die Unabhängigkeit unseres eigenen Landes sicherzustellen." (Lebhafter Beifall.) „Da machen wir wahr, was wir immer betont haben: wir lassen in der Stunde der Gefahr das Vaterland nicht im Stich!" (Stürmische Beifallskundgebunden aller Parteien.) „Wir fühlen uns dabei im Einklang mit der Internationale, die das Recht jedes Volkes auf nationale Selbständigkeit und Selbstverteidigung jederzeit anerkannt hat, wie wir in Übereinstimmung mit ihr jeden Eroberungskrieg verurteilen. Wir fordern, daß dem Kriege, sobald das Ziel der Sicherung erreicht ist und die Gegner zum Frieden geneigt sind, ein Ende gemacht wird durch einen Frieden, der die Freundschaft mit den Nachbarvölkern ermöglicht. Wir fordern dies nicht nur im Interesse der von uns stets verfochtenen internationalen Solidarität, sondern auch im Interesse des deutschen Volkes. Wir hoffen, daß die grausame Schule der Kriegsleiden in neuen Millionen den Abscheu vor dem Kriege wecken und sie für das Ideal des Sozialismus und des Völkerfriedens gewinnen wird. Von diesen Grundsätzen geleitet, bewilligen wir die geforderten Kredite." (Lebhafter Beifall.)

*

Die hier, teils von mir, gesperrt wiedergegebenen Ausdrücke und Sätze scheinen mir besondere Beachtung zu verdienen — und zwar sowohl unter allgemeinen politischen Gesichtspunkten wie im Lichte der späteren Begebenheiten des Weltkrieges.

Die Minderheit der deutschen sozialdemokratischen Reichstagsgruppe, die den Kriegskredit nicht bewilligen wollte, war von der Anschauung beseelt, daß der ausbrechende Krieg ein Kapitalisten- und Imperialistenkrieg sei, den das deutsche sozialdemokratische Proletariat mit einem „Protest in schärfster Form" abfertigen könne, und daß die Machthaber Deutschlands, ihrer brutalen Gesellschaftsauffassung gemäß und zur Förderung ihrer wirtschaftlichen und politischen Sonder- und Klasseninteressen, den Krieg herbeiintrigiert und provoziert hätten, nachdem sie ihn durch ihre Kolonial- und Ausdehnungspolitik und ihre Kriegsrüstungen seit langem gründlich vorbereitet.

Digitized by Google

Daher hätte das Bewilligen der Kredite die deutsche Sozialdemokratie „mit sich selbst in Widerspruch" gebracht. Echt deutsch und sehr rührend ist überdies in einem solchen Augenblicke die Besorgnis wegen des „Eindruckes auf die Arbeiter anderer Länder" und der befürchteten „Verwirrung der Internationale". Irgendein starkes, waches vaterländisches Empfinden spricht wahrlich nicht aus der Auffassung dieser sozialdemokratischen Minderheit; um so deutlicher aber ein verknöcherter, wirklichkeitsfremder Doktrinarismus und ein an Fanatismus grenzendes Vorurteil gegen die Machthaber im eigenen Lande — als die am meisten, wenn nicht geradezu allein am Ausbrechen des Krieges Schuldigen.

Geradezu entsetzlich naiv, oder leichtgläubig, und wirklichkeitsfremd wirkt die Anschauung, die in dem ausführlichen Berichte über die Ansicht der Minderheit z. B. in den Worten Ausdruck erhält: „Hätte die deutsche Reichstagsfraktion sich anders benommen, so wäre der Krieg niemals so populär geworden, wie er jetzt ist", und „es ergibt sich daraus, daß dies Auftreten der deutschen Sozialdemokratie die Feinde Deutschlands in höchst erheblichem Grade gestärkt haben muß".

*

Weniger wirklichkeitsfremd, aber dennoch lange nicht sachlich genug scheint mir Haases Kundgebung im Auftrage der Mehrheit zu sein.

Hierin wird ganz harmlos eingestanden, daß die Sozialdemokratie gegen „die imperialistische Politik" und eine „verhängnisvolle Entwicklung" der Berührung des deutschen Staates mit anderen Staaten „gekämpft" und „manifestiert" habe — ohne daß an die naheliegende Frage gedacht wird, ob eine Sozialdemokratie auf wissenschaftlicher marxistischer Grundlage einen unabänderlichen Hauptzug der Entwicklung der kapitalistischen Gesellschaft „ankämpfen" könne, „ohne sich mit sich selbst in Widerspruch zu bringen". Es müßte ja die Aufgabe des Marxisten sein, eine derartige Entwicklung zu verstehen und das Proletariat mit möglichst heiler Haut und in intellektueller Hinsicht möglichst gut vorbereitet durch sie hindurchzulotsen, um nachher selbst die politische nnd wirtschaftliche Führung zu übernehmen.

Dies wäre ja etwas anderes, als unter sorgfältig bewahrter Unkenntnis gegen Kolonialpolitik und Imperialismus zu manifestieren". Weshalb denn nicht ebenso gern die ganze sozialdemokratische Politik auf das „Manifestieren" gegen den Kapitalismus überhaupt beschränken?

Digitized by Google

Indessen sah die Mehrheit der Parteigruppe doch ein, daß „der Sieg des russischen Despotismus" die „Freiheit und Zukunft" des deutschen Volkes aufs ernstliche bedrohen würde. Hiermit war es aber auch mit der realpolitischen Klarheit zu Ende.

„Jedes Volk hat das Recht auf nationale Selbständigkeit und Selbstverteidigung". Doch „jeder Eroberungskrieg wird verurteilt". Also auch dann, wenn er die einzigmögliche Art und Weise, auf welche sich die Selbständigkeit einer Nation erringen oder sichern läßt, die einzigmögliche Art und Weise ihrer wirksamen „Selbstverteidigung" und die einzige Art und Weise, den dauerhaftesten Friedenszustand für die Zukunft zu erreichen, sein sollte!

Die Oberflächlichkeit, mit welcher auch die deutsche Parteimehrheit argumentiert, tritt gerade hier besonders hervor. Man wagt nicht, der naheliegenden Wahrheit ins Gesicht zu sehen, daß gewisse Umänderungen auf der politischen Karte Europas — Umänderungen, die von der Parteiminderheit, von der Schriftleitung des „Vorwärts", von Dr. Liebknecht und von Herrn Branting als deutsche „Eroberungen" abgestempelt werden — sich unerläßlich notwendig erweisen können, um gewissen Völkern, z. B. den Polen und den Finnen, „nationale Selbständigkeit" wiederzugeben, anderen aber, z. B. dem deutschen selbst, die „nationale Selbständigkeit" zu sichern und um z. B. eine Koalition wie die russisch-französisch-englische von künftigen Friedensverletzungen abzuschrecken.

Welches Prinzip soll nun den Vortritt haben? Das Prinzip „Keine Eroberungen" — hinter welchem wohl das Prinzip liegen müßte, daß die Karte Europas vor dem Weltkriege das Ideal des Rechtes in vollendeter Weise verwirklicht habe? Oder das Nationalitätsprinzip? Oder das Prinzip des künftigen Garantierens des Friedens?

*

Die kriegerischen „Friedenstöne" der Entente um die Weihnachtszeit 1915 und zur Jahreswende 1916 beweisen ja nunmehr, daß Deutschlands „Gegner" nicht „zum Frieden geneigt" waren, nachdem Deutschland sein Kriegsziel die „eigene Sicherung" erreicht hatte. Und wie soll Deutschland einen Frieden, „der die Freundschaft mit den Nachbarvölkern ermöglicht", schließen können, wenn es diesen beliebt, als unerläßliche Friedensbedingungen Forderungen aufzustellen, welche mit der „Selb-

Digitized by Google

ständigkeit" des deutschen Volkes, „seiner Freiheit", „seiner Zukunft" und der Möglichkeit künftiger „Selbstverteidigung" absolut unvereinbar sind?

Also — auch bei der Mehrheit der deutschen sozialdemokratischen Parteigruppe schimmert die vorgefaßte Meinung hervor, daß von Deutschlands Feinden nie ein „Eroberungskrieg" zu befürchten sei, geschweige denn das Aufstellen derartiger Friedensforderungen, welche mit Deutschlands „Sicherung" unvereinbar seien oder die Freundschaft mit den Nachbarvölkern nicht ermöglichten. Wiederum gewahren wir die für Deutschland jetzt erwiesenermaßen lebensgefährliche Geneigtheit, die politischen Naturen und Bestrebungen der „Nachbarvölker" in rosigem Lichte zu sehen, den politischen Charakter des eigenen Landes und sein Streben mit schwarzem Mißtrauen zu betrachten. Und das tut man, wenn man von solchen „Nachbarvölkern", wie England, Frankreich und Rußland, umgeben ist — und obgleich man von den Vätern der Partei, Marx und Engels, wenigstens über die politische Natur und die politischen Bestrebungen Rußlands warnende Aufklärungen erhalten hat!

Eine Phrase wie diese — „nicht für oder gegen den Krieg haben wir heute zu entscheiden, sondern über die Frage der für die Verteidigung des Landes erforderlichen Mittel" — charakterisiert einen von einer großen politischen Partei auf die Dauer unhaltbaren Standpunkt des doktrinären Negativismus, prinzipieller Unkenntnis und einer teilweise selbstverschuldeten Einflußlosigkeit im Verhältnis zur auswärtigen Politik des Landes. Ich meine damit einen Standpunkt in der Vergangenheit, deren Folgen man am 4. August 1914 leider zu tragen hatte.

Mehr oder weniger ist dies der Standpunkt all und jeder Sozialdemokratie gewesen. Man glaubte, daß er zum wahren Internationalismus und Proletarismus gehöre.

*

In der französischen Sozialdemokratie ließen sich jedoch schon beim Kriegsausbruche wesentlich andere Töne vernehmen. Doch erst noch ein paar Worte zur vorbereitenden Orientierung.

Diejenigen, welche Jean Jaurès und seine einzig dastehende Tätigkeit als Politiker in Frankreich am besten gekannt haben, betonen auch am stärksten, daß sein am 31. Juli 1914 in Paris durch Mörderhand erfolgter

Digitized by Google

Tod den alles Deutsche hassenden Revanchepolitikern Frankreichs ebensosehr in höchstem Grade gelegen gekommen sei wie der russischen Kriegspartei mit ihren Ansprüchen auf Frankreichs Beteiligung an dem Kriege gegen Deutschland, der über Berlin und Wien zu einer gründlichen „panslawistischen" Umorganisation Österreichs und des Balkans und zum Einzuge des Zaren in das von allen rechtgläubigen Russen solange vergeblich ersehnte Konstantinopel führen sollte.

Jaurès hat nämlich mit der ganzen Macht seiner gewaltigen Persönlichkeit an der Sicherung des Weltfriedens auf die einzige Weise gearbeitet die einem französischen Politiker, dem es wirklich ernst mit seiner Sache war, offen stand — also dadurch, daß er ein ehrliches Eingehen von französischer Seite auf Deutschlands Versuche zur endgültigen Aussöhnung der beiden Nationen energisch anstrebte. Mit anderen Worten: er wollte die Revanche und das Russenbündnis auf immer aufgegeben wissen. Während der kritischen Tage unmittelbar vor seinem Tode scheint Jaurès von der französischen Regierung gefordert zu haben, daß sie auf die bei Rußland einzig und allein wirksame Art und Weise für den Frieden eintreten solle — d. h. durch die Drohung den Bündnisvertrag aufzukündigen und neutral zu bleiben[1].

Ich muß jedoch gestehen, daß die Berichte, die ich über die Äußerungen Jaurès' während der Krisis vor dem Ausbrechen des Krieges gelesen habe, auf mich einen gemischten Eindruck machen. Sie atmen ein so unbedingtes Vertrauen zu der felsenfesten Friedensliebe und erhabenen politischen Weisheit der französischen sowohl wie der englischen Regierung, daß es mir schwer wird, in ihnen eine völlig getreue Wiedergabe der wirklichen Äußerungen eines Politikers seiner Charakteranlage und Erfahrung zu sehen. War er jedoch wirklich so naiv und oberflächlich, wie jene Zeitungsberichte aus Belgien und Paris[2] ihn darstellen, so hatte er den wirklichen Charakter des Krieges, den die allgemeine Mobilmachung Rußlands an demselben Tage, als er ermordet wurde, unvermeidlich machte, ganz gewiß nicht durchschaut.

Jaurès gestand indessen in seinem letzten Artikel in der Zeitung „l'Humanité" ein, daß Deutschland bis zum 31. Juli eine für

[1] Bernstein, op. cit., S. 24—25.

[2] Einige dieser Berichte gibt Bernstein, op. cit., andere Humphrey wied.r.

Digitized by Google

Deutschlands Absichten in dem Zweifrontenkriege außerordentlich wertvolle Zeit habe verlorengehen lassen, und daß diese Zeit sowohl von Rußland wie von Frankreich benutzt worden sei.

*

Nachdem Frankreich das Neutralitätsgesuch Deutschlands am 1. August abgelehnt und am 3. Deutschlands Kriegserklärung erhalten hatte, und nachdem es den englisch-französisch-russischen Heeren Ende August gänzlich mißlungen war, die Deutschen am Eindringen in Nordfrankreich zu verhindern, so daß sich der französisch-russisch-englische Krieg gegen Deutschland also, allen Berechnungen zuwider, in einen Krieg auf Frankreichs eigenem Boden verwandelt hatte, wurde das französische Parteiministerium in ein „nationales Verteidigungsministerium" umgestaltet. Die Sozialdemokraten Jules Guesde und Marcel Sembat traten nun ins Ministerium ein.

Beide waren alte Gegner eines französischen Revanchekrieges. Sembat hatte in seinem Buche Faites la paix, sinon faites un roi nachgewiesen, daß Frankreich sich noch nicht zu einem wirklichen Frieden mit Deutschland verstanden habe und sich gerade deshalb auf der schiefen Ebene immer drückender werdender Militärlasten befinde — die unmittelbar vor dem Weltkriege denn auch ganz richtig mit der kulturell und wirtschaftlich unhaltbaren Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit ihren Gipfel erreichten. Man habe, meinte Sembat, nur die Wahl zwischen wirklicher Versöhnung mit Deutschland oder einem Militarismus, der die logische Forderung einer Monarchie anstatt der Republik stelle — sowie auch die des fortfahrenden engsten Zusammenarbeitens mit dem zaristischen Militarismus des heiligen Rußlands!

Im französischen Ministerium befanden sich schon zwei Sozialisten, aber ehemalige, die bis vor kurzem noch von den rechtgläubigen bitterlich gehaßt worden sind — nämlich Millerand und Briand, letzterer berühmt wegen seiner drakonischen Maßnahmen gegen den Streik der französischen Eisenbahner im Jahre 1910.

Auf Grund des gemeinsamen Arbeitens der großen Revolutionäre Guesde und Sembat in dem „kapitalistischen" Ministerium Viviani mit den jetzt

[1] Bernstein, op. cit., S. 27.

Digitized by Google

sehr „gemäßigten" ehemaligen Sozialisten Millerand und Briand, sowie mit einer Reihe unbestreitbarer „Kapitalisten" und „Bourgeois" wurde am 28. August 1914 ein ausführliches sozialistisches Parteimanifest erlassen, woraus folgendes angeführt sei:

„Das Oberhaupt der Regierung war der Ansicht, daß für die Organisation eines Kampfes, der mit größter Hartnäckigkeit geführt werden muß, die Zusammenarbeit aller notwendig sei, und vor allem auch die Mitwirkung jener, die zur Entwicklung des Proletariats die Unterdrückung des Despotismus für notwendig halten. — — Da ist die Anwesenheit unserer Freunde im Schoße unserer Regierung für alle eine Gewähr, daß die republikanische Demokratie bereit ist, bis zum letzten Blutstropfen zu kämpfen.

Die ersten Prüfungen und der Enthusiasmus der Mobilmachungstage geben uns die Gewißheit, daß wir nicht nur für die Größe Frankreichs, sondern für die Freiheit, für die Republik — für die Zivilisation kämpfen. Wir kämpfen, damit die Welt, befreit von der erstickenden Umarmung des Imperialismus und allen Kriegsgreueln, endlich den Frieden in der Achtung vor den Rechten aller genieße. Diese Überzeugung werden die sozialistischen Minister der ganzen Regierung einflößen. — — — Und durch ihre Ausdauer, durch ihren Schwung der Begeisterung werden sie zugleich das Heil des Vaterlandes, den Fortschritt der Menschheit sichern."

*

So klingt es, wenn revolutionäre französische Sozialdemokraten offiziell sich und ihre Partei zur Beteiligung an einem unbestreitbar kapitalistischen Kriege verpflichten, zur Beteiligung an einem unzweideutig imperialistischem Kriege, einem Revanchekriege (zur Wiederherstellung des „Rechtes in Elsaß-Lothringen") auf seiten Rußlands! Sie halten „zur Entwicklung des Proletariats die Unterdrückung des Despotismus für notwendig". Natürlich nicht die Unterdrückung des zarischen Despotismus in Rußland oder auch nur die des Despotismus des Kapitales in Frankreich — sondern nur die des Despotismus des „Kaisers" in dem tief unglücklichen, herabgewürdigten Deutschland!

Die Anwesenheit der revolutionären (annehmbarerweise einstmals auch kriegsstreikagitierenden) Sozialdemokraten im bürgerlichen Ministerium

Digitized by Google

bietet „eine Gewähr, daß die (kapitalistische) Republik bereit ist", „bis zum letzten Blutstropfen" ihrer Proletarier „zu kämpfen" — und zwar auf seiten des Zaren und mit glühender Hoffnung auch auf seinen möglichst gründlichen Sieg.

Und dieser Kampf, nach einer Deutschland verweigerten Neutralität, mit dem Zarismus gemeinsam, ist ein Kampf „nicht nur für Frankreichs Größe" (also auch für „Frankreichs Größe"!), sondern für die (kapitalistische) „Freiheit", für die (kapitalistische) „Republik", für die (kapitalistische) „Zivilisation"!

„Die Welt" soll durch die notorisch imperialistischsten Imperien — Rußland, England und Frankreich — „von der erstickenden Umarmung des Imperialismus befreit" werden. „Diese Überzeugung werden die sozialistischen Minister dem ganzen Ministerium einflößen"!

*

Dies, wenigstens unter sozialdemokratischem Gesichtspunkte, außerordentlich sonderbare französische sozialdemokratische Parteimanifest, wurde von Herrn Branting in seiner Zeitung „Social-Demokraten" (Jahrgang 1914, Nr. 207) äußerst kurz und unklar wiedergegeben, dagegen aber auf sehr interessante und dem damaligen Herrn Branting, meiner Ansicht nach, zur Ehre gereichende Weise besprochen. Ich gebe daher seinen Kommentar mit besonderem Vergnügen in extenso wieder:

„Schwedischen Lesern des französischen Standpunktes", schreibt Herr Branting, „fällt dabei auf, daß man dort Deutschland viel zu wenig kennt, obgleich guter Wille zum Verstehen vorhanden ist, und daß die Kraft der Hilfe, auf welche man rechnet, uns wie eine unglückliche Illusion erscheinen muß. Doch — wir haben uns nicht als anspruchsvolle Schiedsrichter aufzublähen. — Das Verzweifelte aber ist, gegen die Hoffnung, die unsere deutschen Parteigenossen auf schnelle Verständigung im Westen unter anständigen Bedingungen gehegt haben, um dann alle Kraft gegen das Zarentum vereinigen zu können, jetzt feststellen zu müssen, daß diese Taktik gegenwärtig entschieden keine energischeren Gegner hat, als gerade die französische Sozialdemokratie. — Brecht die Offensivkraft des gefährlichen Bundesgenossen des Zarenreiches, aber keine Eroberungspolitik, kein Volkskrieg zwischen Deutschland und Frankreich, schließt an-

Digitized by Google

statt dessen einen Sonderfrieden — so hat das taktische Programm der deutschen Sozialdemokratie gelautet, und hierin hat es vielleicht bis zu einem gewissen Grade auch die deutsche Regierung auf seiner Seite gehabt, obwohl die letzten Äußerungen der Berliner Presse nach einer anderen Richtung gehen.

Eben trifft nun die Nachricht ein, daß die drei Mächte der Entente sich fester denn je verbunden haben, nämlich durch das Versprechen, daß keine von ihnen für sich und vorzeitig Frieden schließen werde. Und für diese Taktik des Durchhaltens, für diesen Kampf bis aufs äußerste, tritt in Frankreich hauptsächlich die Sozialdemokratie ein, die darin nur alle revolutionären Überlieferungen ihres Landes fortsetzt. — So folgen denn die Arbeitermillionen auf beiden Seiten der Kampffront ihren respektiven Linien, die nie zusammentreffen, in der tiefsten Überzeugung, ihre Pflicht nicht nur gegen ihr Vaterland, sondern auch gegen die künftige Freiheit der Welt und den Frieden der Zukunft zu erfüllen. Und keiner versteht den Blick des anderen auf die Dinge, aber beide spannen ihre Kräfte bis aufs äußerste an, um einander ganz zu vernichten!

Niemals hat die Welt ein verhängnisvolleres Einschlagen einer verkehrten Richtung durch Kräfte gesehen, die vereinigt und miteinander im Einverständnisse eine neue Zeit geschaffen hätten, nun aber anstatt dessen anscheinend auf Frankreichs künftigen Schlachtfeldern verbluten werden."

*

So schrieb der Führer der schwedischen sozialdemokratischen Arbeiterpartei Ende August oder Anfang September 1914 — ehe er sich die haßerfüllten, demagogisch verzerrten Darstellungen der Entente über deutsche Kriegführung, deutsche Kriegsziele und den deutschen politischen Charakter überhaupt hatte aneignen können.

Ich will mir bloß erlauben, hinter Herrn Brantings Behauptung, daß die französischen Sozialdemokraten jetzt „nur alle revolutionären Überlieferungen ihres Landes" fortsetzten, ein Fragezeichen zu machen.

Diese Äußerung läßt den *späteren* Herrn Branting durchblicken. „*Revolutionäre* Überlieferungen", dadurch „fortgesetzt", daß Sozialdemokraten ihr Vaterland verteidigen, *trotzdem* es eine chauvinistische, imperialistische, der sozialrevolutionären Arbeiterbewegung todfeindliche Kapitalistenrepublik ist, die vermittelst finanzieller und diplomatischer

Digitized by Google

Machenschaften ihren derb aggressiven Imperialismus auf den kultur- und freiheitsfeindlichen zaristischen Imperalismus in Osteuropa stützt! Nein — einen solchen Entschluß kann man verstehen, aber nur als ein Aufopfern „revolutionärer Überlieferungen", ein trotz allem aus alter guter Vaterlandsliebe gebrachtes Opfer — das aber ist zum wenigsten das gerade Gegenteil eines „Fortsetzens" der „revolutionären Überlieferungen" der Sozialdemokratie, die ja auch in Frankreich Ahnen hat.

Diese Worte hat der bürgerlich radikale Herr Branting gesprochen — der im Laufe des Weltkrieges auch immer mehr zu Worte kommen sollte. Der französische Republikanismus wird verherrlicht — obwohl dies allen „revolutionären Überlieferungen" der Sozialdemokratie geradezu widerstreitet.

*

So waren, mit ihren charakteristischen Verschiedenheiten, die Kundgebungen der französischen und der deutschen Sozialdemokratie im ersten Abschnitte des Weltkrieges.

In Deutschland verhehlte man sich die grundsätzliche Schwierigkeit, einen nationalen Standpunkt in einer kapitalistischen Gesellschaft überhaupt mit dem sozialdemokratisch-internationalistischen in Einklang zu bringen, nicht. Eine deutsche Parteiminderheit — die sich später vergrößert hat — versuchte sogar die internationalistische, rein sozialdemokratische Forderung kräftig hervorzuheben.

In Frankreich war es anders. Der sozialdemokratische Internationalismus wurde sofort mit Haut und Haar von der Flut des französischen Nationalgefühls verschlungen — von einer Flut, die mit den Wassern der heißen Quellen des französischen „Nationalismus" stark vermischt war. Frankreichs Sache ist die Sache der Internationale — sowie auch die Sache der „Menschheit", die Sache der „Zivilisation", die Sache der „Freiheit", die Sache des „Rechtes", die Sache der „Kultur", die Sache der „Humanität" usw.

So hat es in der Folge mit ständig zunehmender nationalistischer Betonung bei der französischen Sozialdemokratie geheißen. Wenn ich hier auf weitere Beispiele verzichte, so geschieht es nur aus Raummangel und weil ich schon im sechsten Kapitel zureichend sprechende Beweise vorgelegt habe.

Digitized by Google

In Deutschland hat sich die Spaltung zwischen einer „gemäßigten" Mehrheit und einer wachsenden „radikalen" Minderheit immer mehr vertieft. Führer der realpolitischen Seite sind Männer wie Eduard David, Wolfgang Heine, Albert Südekum, Max Schippel, Paul Lensch, Heinrich Cunow, Karl Leuthner, Edmund Fischer und Paul Kampffmeyer gewesen. Auf der „radikalen" Seite haben Karl Kautsky, Eduard Bernstein, Karl Liebknecht, Clara Zetkin, Rosa Luxemburg, Hugo Haase, Franz Mehring, Ledebour und der Schriftleiter des „Vorwärts" die Hauptrolle gespielt. Wenn der Verfasser des Buches J'accuse — von einem Deutschen ein Sozialdemokrat ist, so muß er natürlich ebenfalls auf der „radikalen" Liste stehen.

*

Zur noch besseren Charakterisierung der realpolitischen sozialdemokratischen Auffassung genügt es, folgende Zeilen aus einem Artikel des Dr. Albert Südekum anzuführen, der im August 1914 im „Social-Demokraten" veröffentlicht wurde und teilweise auch die Eindrücke wiedergab, die Südekum bei einem seiner Besuche in Stockholm von den führenden schwedischen Sozialdemokraten erhalten hatte.

„Den ersten und tiefsten Eindruck, den ich bei der Unterhaltung mit schwedischen Parteigenossen erhielt," schreibt Dr. Südekum, „war der, daß sie, ehe wir miteinander gesprochen, die Bedeutung dieses Krieges für Deutschland nicht voll erkannt hatten. Ihnen erschien dieser Krieg wie ein anderer, vielleicht wie der deutsch-französische von 1870—71, oder der russisch-japanische. Doch nichts, was früher in der Geschichte vorgegangen, läßt sich mit diesem Kriege in Parallele bringen, alle Vergleiche sind vielmehr irreführend und gefährlich. Denn hier handelt es sich nicht um Kämpfe mit einem Anflug von Sport, hier haben wir's nicht mit einem Ritterturniere zu tun, um lange betriebene Rüstungen auszuproben.

Nein, hier handelt es sich um einen Versuch der drei verbündeten Mächte Rußland, Frankreich und England, Deutschland zu vernichten und aus dem Kreise der Großmächte hinauszudrängen. Es gilt einer Entscheidung über die Zukunft Deutschlands, vielleicht über Deutschlands Existenz überhaupt. Sein oder Nichtsein, das ist hier die Frage."

„Hat man dies erst klar erfaßt, dann ergibt sich alles andere von selbst.

Digitized by Google

Man versteht dann die Haltung des deutschen Volkes, gleichwie das Verhalten der deutschen Sozialdemokratie. Solange aber, wie man sich über die Hauptsache nicht klar ist und nicht begriffen hat, um was es sich jetzt handelt, solange man noch von der verkehrten Ansicht ausgeht, daß dieser gewaltige Krieg keine ernste Gefahr für Deutschland sei, solange muß auch das Urteil über die Einzelheiten schwankend und voller Widersprüche sein."

„Darum kann ich nicht stark genug unterstreichen, daß wir in Deutschland in allen Parteien und allen Schichten der Bevölkerung tief von der Überzeugung durchdrungen sind, daß wir jetzt siegen oder untergehen müssen. Nur hierdurch erklärt sich der furchtbar entschlossene Ernst, der die ganze Nation durchglüht, und die Tatsache, daß jetzt jeder als etwas Selbstverständliches seine Pflicht und mehr als seine Pflicht tut — — — —."

In seiner Besprechung dieses Aktenstückes erklärt Herr Branting, gar nicht imstande zu sein, die Lage anders zu verstehen, als daß Deutschland beim Ausbrechen des Krieges „der Stärkste, nicht aber der am meisten Bedrohte" gewesen sei. Von irgendwelchem Rechte der Notwehr konnte also, nach Herrn Branting, bei Deutschland durchaus keine Rede sein. Später hat er ja seiner streng ententehaften Überzeugung, daß der Krieg Deutschlands Angriffs- und Welteroberungskrieg gegen Nachbarn sei, die mit größter Ehrlichkeit und Nachgiebigkeit bis zuletzt nach Erhaltung des Friedens gestrebt hätten, unzählige Male Ausdruck verliehen.

Panrussismus

Von Axel Schmidt

Lang bevor es ein Parlament gab, hat es in Rußland politische Parteien gegeben. Zwar konnten sie sich anfänglich nicht auf die breiten Volksmassen stützen, sondern blieben auf die Kreise des Hofes und der Selbstverwaltungsorgane beschränkt. Wie überall ist auch in Rußland die Unzufriedenheit dabei parteibildend gewesen. Alle diejenigen Elemente, die mit der Selbstherrschaft unzufrieden waren, traten für eine Annäherung an westeuropäische Zustände ein. Bis weit in die hohe Bureaukratie und das Militär, bis zu den führenden Männern im Adel, Großgrundbesitz und Wissenschaft war die Ansicht vertreten,

Digitized by Google

daß die Selbſtherrſchaft die Wurzel alles Übels ſei. Auch von der ſchönen Literatur wurde der Kampf gegen die beſtehenden Zuſtände mit Leidenſchaftlichkeit geführt. So berechtigt ein ſolches Beſtreben nach Modernisierung der verrotteten Verhältniſſe auch war, ſo barg es doch eine Gefahr für die ruſſiſche Entwickelung in ſich: weil dieſe Richtung, die zuerſt Sapadniki (Weſtlinge), ſpäter Liberale genannt wurde, ſich innerlich immer mehr von der ruſſiſchen Unterſchicht ablöſte. Der einzelne gebildete Ruſſe konnte ſich reſtlos in die weſteuropäiſche, auf Rom fußende Kultur einleben, nicht ſo das ruſſiſche Volk, das ſeine geiſtige Nahrung aus Byzanz ſog. Es ſetzte daher eine Gegenbewegung ein, die vom „faulen Weſten“ nichts wiſſen wollte und das Heil in einer ſpeziellen, byzantiniſch beeinflußten ſlawiſchen Kultur ſah: Orthodoxie, Selbſtherrſchaft und Volkstum ſtand auf ihrer Fahne. Dieſe Kreiſe redeten dem ruſſiſchen Volke ein, daß es ſein gottgeſandter Beruf ſei, von Byzanz aus die ganze Welt zu regieren.

Als typiſche Vertreter der Sapadniki ſeien der Philoſoph Sſolowjow, der nicht zufälligerweiſe katholiſche Neigungen beſaß und als literariſcher Vertreter Turgeniew genannt, der den größten Teil ſeines Lebens in Weſteuropa zubrachte. Ihre Antipoden waren Katkow, der in den „Moskowskija Wjedomosti“ in den 60er und 70er Jahren eine ſo große Rolle ſpielte, und als literariſche Größen Tolſtoi und Doſtojewſki. Tolſtoi war nicht, wie in Deutſchland angenommen wird, ein kritikloſer Gegner weſteuropäiſcher Kultur, ſondern er predigte den gebildeten Ruſſen die Notwendigkeit, die weſteuropäiſche Kultur fahren zu laſſen, weil der ruſſiſche Bauer nicht imſtande ſei, ſie anzunehmen, ohne ſein Beſtes, ſeine Religioſität, zu verlieren. Und bei Doſtojewſki ſteigerte ſich dieſe Idee direkt zu religiöſen Extaſen. Er ſah das Heil nicht nur Rußlands, ſondern der Welt in der Wiedereroberung Konſtantinopels durch die Ruſſen, die dort das dritte Rom aufzurichten hätten.

Während die Sapadniki innerpolitiſche Entwicklungen anſtrebten, waren ihre Gegner, die zuerſt Slawophilen, ſpäter Panſlawiſten genannt wurden, Anhänger einer kriegeriſchen Politik. Sie wollten die unzweifelhaft vorhandene innere Unzufriedenheit nach außen explodieren laſſen. So iſt der ruſſiſch-türkiſche Krieg vom Jahre 1877/78 ihr eigenſtes Werk. Wie leidenſchaftlich die Sapadniki die Expan-

Digitized by Google

sionspolitik der Panslawisten bekämpften, zeigt folgende Stelle aus einer Sfolowjowschen Schrift:

„Warum liebt uns Europa nicht? Europa schaut auf uns mit Befürchtung und mit Unwillen, da die elementare Kraft des russischen Volkes dunkel und rätselhaft, seine geistigen und kulturellen Kräfte minderwertig, seine Ansprüche dagegen deutlich, bestimmt und groß sind. Laut ertönt in Europa das Geschrei unseres Nationalismus, der die Türkei und Österreich vernichten, die Deutschen schlagen, Konstantinopel und, wenn es gelänge, auch Indien an sich reißen möchte. Wollte man uns aber fragen, womit wir nach Einnahme und Vernichtung alles dessen die Menschheit beglücken werden, so könnten wir nur schweigen oder sinnlose Phrasen herplappern....."

Die leidenschaftliche Gegnerschaft der Sapadniki gegen die Expansionspolitik speziell nach dem Balkan beruhte auf der berechtigten Furcht, daß durch eine Ausbreitung nach Süden die Hauptstütze der Selbstherrschaft, die Orthodoxie, gestärkt würde.

Diese Parteigegensätze haben sich gerade jetzt in ihr Gegenteil verwandelt und daran hat auch die Duma mit ihrem Dutzend von Parteien nichts geändert. Die Nachfolger der alten Sapadniki — die Kadetten und Oktobristen — sind die Hauptrufer zum Kriege geworden, während die russische Reaktion — die Tochter des Panslawismus — gegen den Krieg agitiert. Der Grund dieses politischen chassez-croisez ist wirtschaftlicher Natur. Als mit dem Bau der Bahnen nach dem Schwarzen Meere die südrussische Steppe in Ackerland verwandelt wurde und Wittes Industriepolitik dort eine kapitalistische Großindustrie schuf, wurde die Notwendigkeit eines ungehinderten Ausganges zum Meere immer dringender. Die Träger des russischen Expansionsgedankens wurden damit die Industrie- und Handelskreise. Da sie zudem am stärksten die deutsche Konkurrenz zu spüren hatten, so bekam ihre Expansionspolitik eine ausgesprochen deutschfeindliche Note. Die Notwendigkeit des Besitzes von Konstantinopel wurde seitdem nicht mehr kirchlich, sondern rein wirtschaftlich motiviert.

Wie früh schon die Kadetten in auswärtigen Fragen eine aggressive Politik vertraten, geht aus einem Artikel Prof. Kotlaerewskis in der

Digitized by Google

„Poljar. Sw.“ im Jahre 1905 hervor. In ihm entwickelte er kühne Zukunftspläne für die Haltung der Partei in auswärtigen Fragen, wobei ein Bündnis mit England zur Vertreibung der Türken eine große Rolle ſpielte. Auf dem zweiten Kongreß der Kadettenpartei im April 1905 wurde denn auch ſchon dem engliſchen Premier Campbell-Bannermann ein Begrüßungstelegramm geſandt. Mit Recht bemerkt Prof. M. Weber dazu:

Da für den angegebenen Zweck ein Bündnis mit England für Rußland militäriſch durchaus bedeutungslos und keine Steigerung ſeiner Macht wäre, ſo iſt daran nur der von der ganzen ruſſiſchen Geſellſchaft geteilte mißtrauiſche Haß gegen Deutſchland bemerkenswert, welches ja — trotz Kotlaerewkſkis Verwahrung — natürlich der ins Auge gefaßte Gegner ſein würde.

Sobald die alten Panſlawiſten ſahen, daß die Liberalen für die Expanſion nach dem Mittelmeer eintraten, wurden ſie zu Gegnern dieſer Politik. Sie ſagten ſich, daß ein ruſſiſcher Sieg über die Türkei nicht mehr die Reaktion ſtärken, ſondern die Reformbeſtrebungen fördern würde. Seitdem hatte für ſie der Krieg ſeinen Reiz verloren, zumal ſie erlebt hatten, daß die japaniſche Niederlage Rußland den „parlamentariſchen Jammer“ beſchert hatte. Dazu kam, daß der türkiſche Krieg nur mit den Demokratien England und Frankreich und gegen den Hort der Monarchie Deutſchland geführt werden konnte. Sie ſagten ſich alſo von ihrer bisherigen Kriegspolitik los, weil ſie von ihr keine Förderung ihres Endzieles — die Stärkung der Selbſtherrſchaft — erwarteten.

Die Liberalen dagegen erhoffen, ſowohl von dem gemeinſam mit Frankreich und England geführten Krieg eine Förderung ihrer innerpolitiſchen Wünſche, als auch ein Entgegenkommen der eigenen Regierung, wenn ſie den Krieg mit aller Kraft unterſtützen. Wie ſtark innerpolitiſche Ideen und Ideale mitſpielen, geht deutlich aus der Fehde hervor, die neulich ruſſiſche Journaliſten in England ausgefochten haben. Um die ruſſiſch-engliſchen Beziehungen enger zu knüpfen, ſind bekanntlich Vertreter ruſſiſcher Blätter nach England zum Beſuch gereiſt. Bei dieſer Gelegenheit betonte nämlich der Vertreter des „Nowoje Wremja“, Jegorow, in der „Times“, daß die ruſſiſch-engliſche Freundſchaft nur

Digitized by Google

bestehen bleiben könne, wenn jedes Volk sich nicht in die innerpolitischen Verhältnisse des anderen einmische. Damit wird deutlich auf Campbell-Bannermanns Wort: „Die Duma ist tot, es lebe die Duma", angespielt, das in Rußland bei Regierung und Reaktion seinerzeit sehr übel vermerkt wurde. Zugleich soll natürlich jedem Versuch, für Polen bessere Lebensbedingungen zu verschaffen, vorgebaut werden. Der Vertreter der „Rjetsch", Nabokow, dagegen nennt die Nichteinmischung in die innerpolitischen Verhältnisse des anderen Staates einen „Gemeinplatz, aber man muß anerkennen, daß ein intimes Rapportement notwendigerweise zu einem gegenseitigen Einfluß führt — und wenn als Resultat einer solchen Beeinflussung die politischen und sozialen Ideale, welche die Basis der Größe und der Macht Großbritanniens bilden, in Rußland in weiterm Umfange anerkannt und angenommen werden, dann können alle wahren Freunde des Fortschrittes, des Rechts und der Freiheit hoffen und beten, daß dieser Einfluß sich verbreiten möge."

Aus dieser Polemik geht deutlich hervor, daß innerpolitische Dinge stark die Haltung der Parteien in außerpolitischen Fragen beeinflussen. Das „Utro Rossii", das Blat der Moskauer Großindustrie, begrüßt denn auch Miljukows letzte Rede über die Notwendigkeit der Eroberung der Meerengen mit großer Genugtuung:

„Diese Rede ist nicht nur auf den politischen, sondern auch auf den psychologischen Effekt berechnet; sie ist für den Redner sehr charakteristisch, der aus dem alten Ideenkreise der Sapadniki hervorgegangen ist und sich jetzt zum Satz: Ex Oriente Lux bekannt hat. Man könnte noch manches über die Gedankenrevolution bei Miljukow schreiben, doch ist das für die junge Generation weniger interessant und wichtig, bedeutsamer ist, daß die in der Rede geprägten Losungen bestimmt und national ausdrucksvoll sind."

Diese vollständige Umkehr der politischen Gedanken in der auswärtigen Politik Rußlands ist bei uns fast unbemerkt geblieben, weil inzwischen die Duma mit ihrer verwirrenden Fülle der politischen Parteien auf dem Plan erschienen ist. Für die auswärtige Politik kommt aber im Grunde genommen nur die alte Zweiteilung in Betracht. Die

Digitized by Google

alten Panslawisten werden jetzt Reaktion — äußerste Rechte oder Nationalisten — genannt und treten für eine friedliche Politik ein, weil ein Krieg nur die Revolution befördern könnte. Die alten Sapadniki nennen sich jetzt Neoslawisten — Oktobristen bis Kadetten — und treiben Expansionspolitik, die sie aber nicht kirchlich, sondern wirtschaftlich motivieren. Den alten Panslawismus mit seiner groben Russifizierungspolitik den Polen und Ukrainern gegenüber konnten sie dazu nicht gebrauchen. Sie erfanden dazu die feinere Methode des Neoslawismus, der die slawische Kultur- und Wirtschaftsgemeinschaft in den Vordergrund rückte. Einen Teil der Polen — die sogenannten Allpolen und die National-Demokraten unter Dmowski haben sie richtig mit dieser neuen Leimrute eingefangen. Die Stellungnahme der Bulgaren freilich hat ihnen ihr Konzept gründlich verdorben. Denn ob Panslawisten oder Neoslawisten, alle beiden Richtungen benutzten doch nur die übrigen slawischen Völker, um politische Vorspanndienste für die russische Expansionspolitik zu erhalten. Für beide Richtungen gilt noch heutzutage Puschkins Wort, daß alle slawischen Flüsse ins russische Meer münden müssen. All die schönen Phrasen vom slawischen Gemeinschaftsgefühl, die Panslawisten, wie Neoslawisten meisterlich zu gebrauchen verstehen, erweisen sich beim näheren Hinschauen als Phrasenweihrauch, der den nackten Panrussismus, wie er von allen Großrussen betrieben wird, verdecken soll, damit die wahre Natur der russischen Expansionspolitik nicht zu früh erkannt werde.

Irland

Von Dr. Georges Chatterton-Hill

Kein Ereignis des Weltkrieges ist tragischer gewesen, als die irische Erhebung während der Osterwoche 1916. Tragisch, weil sie so plötzlich und so unerwartet kam, — tragisch, weil sich in ihr der Schrei eines Jahrhunderte hindurch gemarterten Volkes zum ergreifenden Ausdruck gelangte, und so laut, daß selbst die tauben Ohren einer bis dahin gleichgültigen Welt ihn notgedrungen vernehmen mußten, — tragisch, weil sie der ganzen Menschheit von neuem bewies, daß die alte irische Tapferkeit, die alte irische Treue, die alte unausrottbare irische Heimatliebe, die

Digitized by Google

alten unzerstörbaren irischen Hoffnungen sich trotz Massenmord und Verelendung, trotz schmählichstem Verrat, von abtrünnigen Söhnen Erins begangen, durch die lange, schier unendlich scheinende Leidenszeit unversehrt erhalten haben, — tragisch, endlich, des entsetzlichen Blutbades wegen, in dem der englische Henker sie erstickte.

Nichts seit dem Ausbruche des Krieges hat mich so gepackt und gefesselt, aber gleichzeitig so erschüttert, wie die Lektüre der „Proklamation der provisorischen Regierung der irischen Republik an das irische Volk". Fast ohne Waffen, von der äußeren Welt gänzlich abgeschnitten, ohne auf Hilfe von außerhalb rechnen zu können, mit der Gewißheit, daß sich die irische Republik, auf ihre eigenen Kräfte angewiesen, nicht dauernd gegen das mächtige britische Reich erhalten konnte, haben Tausende von Iren zu den Waffen gegriffen, haben mit ruhigen Augen und frohem Mut dem Tod ins Angesicht geschaut, haben den Tod aufgesucht, sich freudigen Herzens in seine ausgestreckten Arme geworfen. Und sie haben es getan, um eines Ideals willen. Sie haben es getan, weil sie der Stimme derjenigen lauschten, welche im Laufe der Jahrhunderte, um die Verwirklichung desselben Ideals, ihnen in den Tod vorangegangen sind. Der Tod ist eben den Iren kein Fremder. Weit davon entfernt. Während Jahrhunderte ist er ihr täglicher, intimster, vertrautester Begleiter gewesen. Folglich fürchten sie ihn nicht. Im Gegenteil, man kann sagen, daß sie ihn lieben. Er hat so unendlich viele Wunden geheilt, so unendlich viele Tränen getrocknet, so unendlich vielem Leid ein sanftes Ende bereitet, er hat so unendlich vielen gequälten, zugrunde gerichteten Menschenkindern das gegeben, was sie nie und nimmer in den grünen Tälern Erins hätten finden können, nämlich: Friede. Wie sollte man ihn da nicht lieben? Und er hat so vielen die unsterbliche Märtyrerkrone aufgesetzt, daß immer die neuen Generationen die Taten der Väter nachzuahmen angefeuert waren, um auch für sich jene Krone zu gewinnen, welche stets jedem Iren als das Höchste, Erhabenste, Wertvollste, das einzig Erstrebenswerte erschienen ist.

In der Erhebung der Iren ist nicht nur der Schrei des Leidens eines Volkes zum Ausdruck gelangt, sie hat nicht nur den unausrottbaren Hoffnungen eines Volkes eine Stimme verliehen, welche der Wind in alle Teile der Erde hineintrug und welche sogar das furchtbare Getöse des

Digitized by Google

Weltkrieges zu übertönen vermochte. Sie hat in sich auch die Psychologie eines Volkes resümiert — eines Volkes, das den Tod nicht fürchtet, sondern liebt, nicht pour la gloire, nicht des leeren Ruhmes wegen, sondern weil durch ihn allein sein Ideal zu verwirklichen ist. Dieses Ideal ist die Freiheit Irlands, und nur durch Kampf, harten und erbitterten und unaufhörlichen Kampf kann es in die Tat umgesetzt werden. Für Irland leben, aber auch für Irland sterben: das ist des Iren Begriff höchsten Glückes.

In Sir Roger Casement findet dieser Begriff seine vollendete Verkörperung. Aber auch in all denjenigen, welche jetzt und früher für Irland des Märtyrertodes gestorben sind — und ihre Zahl ist Legion. Die englischen Blätter spotten über die Sieben, welche die Proklamation der provisorischen Regierung der irischen Republik mit der Feder unterzeichneten und mit ihrem Blut besiegelten. „Von den Unterzeichnern", sagte „Daily Mail", „sind Sean Mac Diarmada ein früherer Straßenbahnführer; Pearse ein bankrotter Kaufmann; Connolly Organisator von Larkins Transportarbeiter-Union; Mac Donagh ein Schulmeister und Dichter." Jawohl, bescheidene Menschen waren sie, die sich für die Ehre schön bedankt hätten, an dem Tisch des Parvenüs Harmsworth sitzen zu dürfen. Aber sie besaßen Eigenschaften, welche einem Mitarbeiter der „Daily Mail" stets unbekannt und unverständlich bleiben werden: leidenschaftliche Liebe zur Heimat, Ehrgefühl, Hingabe an ein großes Ideal, Opferfreudigkeit, Selbstverleugnung, Wahrhaftigkeit, Unerschrockenheit vor dem Tode.

In jenen bescheidenen Männern, die heute zum zahllosen Heer der irischen Märtyrer gehören, offenbart sich die Seele Erins. Jene Seele, welche immer für die Engländer ein ungelöstes Rätsel bleiben wird und muß, weil deren Grundlage aus Tugenden besteht, wovon niemals ein Engländer nur die leiseste Ahnung haben könnte. Die innerliche Verdorbenheit des Engländers, welche der Verlogenheit entspringt, führt ihn zur Anerkennung einer Moral, deren Urgrundsatz darin besteht, daß das Leben das höchste Gut darstellt. Folglich sind rücksichtsloseste Genußsucht und skrupellosester Egoismus die hauptsächlichsten Eigenschaften des Engländers. Eben weil er das Leben voll und ganz genießen will, ist er prinzipiell jedem Opfer, das die materiellen Freuden des Lebens zu reduzieren droht, abgeneigt. Er fürchtet sich vor dem Tode in demselben

Digitized by Google

Maße, wie er die Selbstverleugnung haßt. Ein Abgrund trennt ihn von dem Iren, für welchen das Leben nur insoweit Wert besitzt, als es dem Menschen gestattet, sich der Verwirklichung eines allbeherrschenden Ideals zu nähern, und welcher den Tod dem Leben vorzieht, wenn er ersteren für günstiger für eine derartige Verwirklichung hält. Die völlige Gleichgültigkeit, die der Ire dem Tode gegenüber zur Schau trägt, erscheint dem genußsüchtigen Engländer eine Verrücktheit. Daß ein Mann, der intelligent genug war, es vom einfachen Straßenbahnführer bis zum Volksführer zu bringen, seine Zeit damit verbringen könnte, auf Gefahr seines Lebens hin eine von vornherein aussichtslose Erhebung zu organisieren, anstatt seine unbestreitbare Intelligenz dazu zu verwenden, seine eigene Karriere zu machen und sich selbst zu bereichern, bleibt für den Engländer der Gipfel der Torheit. In England wäre aus Sean Mac Diarmada, dem einstigen Straßenbahnführer, ein berufsmäßiger Lügner und Verleumder wie Harmsworth, oder ein übelriechender politischer Drahtzieher wie Lloyd George, oder ein gerissener Advokat wie Asquith, oder ein dunkler Ehrenmann wie Winston Churchill geworden. Aber Sean Mac Diarmada war kein Engländer; das Leben und dessen Genuß stellten nicht für ihn das Höchste dar; und englische Kugeln machten im Gefängnis zu Dublin seiner Laufbahn ein frühzeitiges Ende.

Auf der einen Seite ein Volk von verschlagenen Rechnern, die aber auch genußsüchtige Egoisten sind und deren Rechnerkunst stets im Dienste der Befriedigung eines rein materialistischen Willens zur Macht steht; auf der anderen ein Volk von Idealisten, deren Idealismus niemals einen starken Hauch von Mystizismus entbehrt. Ein Volk, welches das Leben um dessenwillen liebt, für welches das Leben einen Endzweck bildet; und ein Volk, welches den Tod dem Leben vorzieht, wenn der Tod als notwendig für die Verwirklichung eines, über das individuelle Dasein weit hinausragenden Zieles erscheint. Hier haben wir den ganzen Unterschied zwischen dem englischen und dem irischen Volk.

Dieser grundliegende psychologische Unterschied würde genügen, um den völligen Mangel an Verständnis zwischen Iren und Engländern zu rechtfertigen. Er genügt aber nicht, um den tödlichen Haß zu erklären, mit welchem letztere die Bewohner der Insel der Heiligen seit 400 Jahren immer verfolgt haben. Hier wird es nötig, nach politischen und wirt-

Digitized by Google

schaftlichen Ursachen zu forschen. Die Besitznahme Irlands war für England im Interesse seiner Machtausdehnung und seiner Weltgeltung durchaus unentbehrlich. Nachdem Spanier und Portugiesen, Genueser und Venezianer alle Vorarbeiten beendet und der Menschheit neue, ungeahnte Möglichkeiten erschlossen hatten, indem sie die Grenzen der Welt nach allen Seiten hin erweiterten, trat das englische Rechnervolk auf die Schaubühne der Weltgeschichte. Es konnte unmöglich der Verschlagenheit der englischen Staatsleiter des XVI. und XVII. Jahrhunderts entgehen, daß die Eroberung Irlands eine conditio sine qua non englischer Weltpolitik war. Dem Grünen Eiland, dem Tor des Weltmeeres, seine Unabhängigkeit lassen, hieße England auf jene normale Machtsphäre begrenzen, welche ihm naturgemäß, seiner geographischen Größe und der Zahl sowie den Fähigkeiten seiner Bevölkerung entsprechend, zukommt. Mit einem unabhängigen Irland im Rücken, hätte England unmöglich die See beherrschen und sein kolossales Überseereich erobern können, es hätte unmöglich das Welthandelsmonopol an sich gerissen und sich, einem ungeheueren Vampyr ähnlich, auf Kosten aller anderen Staaten bereichert. Aber Irland ist nicht nur das Tor des Weltmeeres, die Eingangspforte zum Atlantischen Ozean, es ist auch, um das Wort Hoches zu gebrauchen, „le chemin de Londres". Durch ein unabhängiges Irland wäre England immer von Europa aus bedroht, die Londoner Regierung hätte nicht vermocht, jene Politik des sog. „Gleichgewichts" einzuführen, welche die letzte Ursache unermeßlichen Elends auf dem europäischen Festland gewesen ist. Deswegen wurde in London das Lösungswort von der „Kolonisierung Irlands" (Settlement of Ireland) geprägt, deswegen wurde jene Kolonisierung mit solcher unerbittlichen Härte und solcher beispiellosen Grausamkeit durchgeführt.

Außer dem politischen, gab es aber auch ein wirtschaftliches Motiv. Irland ist nicht nur als Schlüssel zum Weltmeer einem britischen Weltreich und einem britischen Welthandelsmonopol unentbehrlich, sondern es ist an und für sich ein reiches Land, von einem Volke bewohnt, das von den frühesten Zeiten her, als die Ahnen der Engländer noch in der Finsternis tiefster Barbarei schmachteten, einen hohen Ruf für Unternehmungsgeist, Arbeitsamkeit, Kühnheit, Energie genossen hat. Der Reichtum des Grünen Eilands hat früh die Gier der habsüchtigen, genußsüchtigen, kühl berech-

Digitized by Google

nenden Engländer erregt. Irland war nicht nur ein unentbehrliches Mittel, um andere Beute fangen zu können, sondern war an sich eine Beute allerhöchsten Wertes. Vom positiven und auch vom negativen Standpunkte aus. An seinem Boden, an dem Fleiß und an der Misere seiner Bewohner sollten die Engländer sich bereichern; dadurch, daß sich letztere einen hochgefährlichen wirtschaftlichen Konkurrenten aus dem Wege räumten, gewannen sie eine Sicherheit für die zukünftige ruhige und unbehinderte Entwickelung ihrer eigenen Industrie und ihres eigenen Handels. Niemals hat die Eroberung einer Kolonie einem Lande auch nur annähernd so viele Vorteile geboten, wie es die Eroberung Irlands England tat.

Von Anfang an war also Englands Politik in Irland auf der Befriedigung des stärksten individuellen Instinktes basiert — des Machtinstinktes. Der Haß der Engländer gegen die Iren ist dadurch erregt und ins Grenzenlose gesteigert worden, daß sich letztere der englischen Politik der Enteignung und der Ausrottung widersetzten und diese Politik schließlich zum Scheitern gebracht haben. Die Iren bildeten, und bilden noch immer, so viele Hindernisse im Wege der politischen und wirtschaftlichen Expansion Englands. England weiß, daß die Iren nur gezwungen innerhalb des britischen Weltreichs bleiben, und andererseits, daß ihr Austritt den Zusammenbruch dieses Reiches bedeuten würde. Der Haß Englands gegen Irland ist dem Haß gleich, den ein Mensch für einen anderen, welcher ihn an der Befriedigung unsauberer Gelüste hindert, empfindet. Er ist etwas Elementares, der aus der Natur der Dinge hervorgeht.

Jetzt, in der Stunde des britischen Reiches größter Gefahr, bricht in Irland die Empörung aus und England sieht sich infolge der irischen Unruhen gezwungen, fortan 150000 Truppen in dem Grünen Eiland zu halten. Dies, gerade in dem Augenblick, wo der Ruf der betrogenen Franzosen nach der versprochenen englischen Hilfe immer lauter ertönt, wo sich der Mangel an Mannschaften, und besonders an Offizieren, der Londoner Regierung stets fühlbarer macht.

Gerade in dem Augenblick, wo England bestrebt ist, der Welt einzureden, daß es zu den Waffen gegriffen hat, um die Rechte und Freiheiten der kleinen Staaten gegen Deutschlands Machtgelüste zu verteidigen, wird ihm von den Iren die Maske vom Gesicht gerissen. Und die ganze Welt sieht, wie England, die verlogene „Beschützerin" kleiner Völker, einen

Digitized by Google

Totentanz in der Grünen Insel aufführt. Vor der ganzen Welt ist England von den Iren gezwungen, Farbe zu bekennen. Der ganzen Welt muß der englische Mörder seine Hände zeigen, befleckt mit dem Blut der Märtyrer, die für Irlands Freiheit gegen englische Barbarei kämpften.

Vom militärischen Standpunkt aus bewertet, ist der Schlag, den die Iren England versetzt haben, ein erheblicher. Vom moralischen, ein vernichtender.

Die Saat, welche England seit 400 Jahren in Irland gesät, geht mitten im furchtbarsten aller Kriege auf, und der englische Haß gegen die Iren gibt sich kund in der Organisierung des schrecklichen Blutbades, gegen das sogar John Redmond und seine Genossen im Londoner Parlament protestiert haben.

Die Engländer haben nicht allein ihren Haß, sondern auch ihre Verachtung für die irische Nation stets zur Schau getragen. Der Haß ist echt, die Verachtung eine bloße Maske. Man haßt nicht denjenigen, den man verachtet. Die Engländer fürchten die Iren. Sie haben jede Ursache dazu. Die Geschichte lehrt sie, daß es ihnen während vier Jahrhunderten nicht gelang, trotz tausendfacher Übermacht, das irische Volk niederzuringen. Sie haben weder Irland kolonisieren können, noch die Anhänglichkeit der Iren zu gewinnen vermocht. Die Kolonisierung Irlands ist endgültig fehlgeschlagen, der Boden des Grünen Eilands ist wieder zum weitaus größten Teil in die Hände des irischen Volkes zurückgekommen. Die katholische Kirche in Irland ist heute stärker denn je, trotz Jahrhunderte grausamster und hartnäckigster Verfolgung. Die nationale Sprache kehrt wieder aus der fast völligen Zerstörung heim, sie feiert überall ihren Einzug in die Schulen, in die Universität, in die Literatur, in die Presse, in die Familie. Der Ackerbau und die Industrie fangen wieder an sich zu entwickeln, das nationale Vermögen vermehrt sich, die Auswanderung hat aufgehört, die Bevölkerung nimmt endlich langsam zu. Es gibt in der ganzen Weltgeschichte kein Beispiel von einem Staat, der sich einem anderen Staat gegenüber so im Vorteil befand, wie England gegenüber Irland, noch von einer Politik, die so elendiglich Bankrott gemacht hat, wie die Politik des allmächtigen Englands in dem schutz- und machtlosen Grünen Eiland[1].

[1] Ich habe auch auf diese Tatsache in meinem soeben erschienenen Buche „Irland und seine Bedeutung für Europa" (Verlag Karl Curtius, Berlin) hingewiesen. Kap. V., S. 98 bis 123.

Digitized by Google

Die ganze blutige Arbeit von vier Jahrhunderten ist für England vollständig umsonst gewesen. Von seinem ganzen Kolonisierungswerk in Irland ist nichts übriggeblieben — nichts außer dem Haß, aber unserem Haß, der nie und nimmer erlöschen wird, den das irische Kind von der Mutterbrust einsaugt, der in der gewaltigen Erhebung von 1916 wieder zum Himmel emporloderte, der seine unerforschlich tiefen Wurzeln in den Gräbern unserer Toten hat, und der durch das heiße Blut jedes neuen Märtyrers frische Nahrung erhält. Dieser Haß, dieser unsterbliche, unzerstörbare, heilige Haß, welchen Englands Blutschuld in Irland erzeugt hat, wird eines Tages dem britischen Weltreich zum Verhängnis. Diesen Haß fürchten die Engländer. Sie ahnen, daß der Tag kommen wird und kommen muß, wo er für ihre, gegen das irische Volk begangenen Verbrechen unerbittliche, unbarmherzige Rache nehmen wird. In Irland ist das Piratenreich Englands begründet worden. Aber über Erins Berge und Täler stehen, mit dem Blut irischer Märtyrer geschrieben, in Buchstaben, die jeder Engländer lesen kann, jene omindsen Worte: Mene, Tekel, Eupharsin.

Die Einführung der Goldwährung in der Türkei

Von Gustav Herlt

Konstantinopel, 17. April 1916

Durch Notgesetz vom 15. April hat die türkische Regierung die Goldwährung eingeführt und hofft der Schwierigkeiten Herr zu werden, die seit Mitte Dezember 1915 das türkische Geldwesen bietet. Bis um diese Zeit hatte das Goldpfund (und die ihm gleichwertigen neuen Goldnoten) 100 Goldpiaster oder 108 Silberpiaster, während es die Regierung an ihren Kassen zu 102,6 gab und nahm. Es gab also dreierlei Piaster: Gold- (oder gute), Silber- (oder schlechte) und Regierungspiaster. Das Pfund hatte nicht überall die gleiche Anzahl Piaster, in der Provinz wurde viel nach „Piastern tschuruk" d. i. Rechnungspiastern gerechnet. In Smyrna gingen 178 Piaster tschuruk auf ein Pfund, in Jerusalem 254, im Hedschas gar 292. Dementsprechend hatte auch der Medschidien, das Hauptzahlungsmittel hauptsächlich in der Provinz, eine andere Anzahl Piaster. In Konstantinopel 20, in Smyrna 33, in Jerusalem 47, im

Digitized by Google

Hedschas 54 Piaster tschuruk. Immer aber war die Anzahl der Piaster eines Medschidiens mal 5,4 gleich der Anzahl der Piaster eines Pfunds. Aber nicht nur die einzelnen größeren Städte hatten andere Piaster, sondern auch die einzelnen Geschäftszweige. In Smyrna hat, wie soeben erwähnt, der Medschidien im gewöhnlichen Verkehr 33 Piaster tschuruk, bei Opium, Fellen, Kokons, Tabak aber 20, bei Baumwolle, Rosinen, Galläpfeln, Wallonen 23,15, bei Sultaninen und Feigen 23,90, bei Manufakturwaren, Garn 25,05, bei Öl und Mais 33, bei Weizen, Mehl, frischen Kokons 33,7 Piaster tschuruk. Diese verwirrende Fülle von Piasterberechnungen zwang die Kaufleute in Smyrna, eine neue Rechnungseinheit, den „Piaster change" einzuführen, wovon 125 auf das Pfund gehen. Im ganzen sollen in der Türkei nicht weniger als 88 solche verschiedene Pfundkurse bestehen.

In Konstantinopel hatte, wie bereits erwähnt, das Pfund 108 Silberpiaster, wenn man aber eins wechseln ließ, bekam man in der Regel nur 107 1/2—3/4 Piaster, 20 oder 10 Para mußte man für das Wechseln zahlen. Mitte Dezember v. J. begann das Wechselgeld plötzlich zu steigen, auf 1, 2, 3 bis 7 1/2 Piaster, so daß man für das Pfund nur 5 Medschidien erhielt. Die Silberpiaster hatten den Wert der Goldpiaster erreicht, ein schon lang gewünschter Zustand hatte sich ganz von selbst eingestellt, allerdings nicht zur besonderen Freude derjenigen, die Pfunde wechseln lassen mußten. Die Regierung ergriff sofort Gegenmaßregeln gegen des Steigen des Wechselgeldes, oder was hier auf das gleiche herauskommt, gegen die Entwertung der neuen Goldnoten. Sie ließ Noten zu einem und zu fünf Pfunden halbieren, Noten zu einem Viertel und einem halben Pfunde drucken, neue Medschidien schlagen und durch die Ottomanbank alle in der Provinz verfügbaren Medschidien hierher bringen und setzte das bereits eingezogene alte Scheidegeld aus Kupfer und Bronze wieder in Umlauf. Durch diese Maßregeln hob sich der Kurs der Goldnoten wieder auf 105 und verharrte darauf bis zum Monat Februar, wo er abermals zu sinken begann und diesmal sogar unter 100 bis auf 96 hinunterging.

Auf diese Entwertung der Goldnoten und den damit zusammenhängenden Mangel an Kleingeld antwortete die Regierung am 15. April mit dem neuen Währungsgesetze. Die Reform des türkischen Geldwesens ist schon seit langem eine Notwendigkeit, daß sie aber die Regierung gerade

Digitized by Google

jetzt mitten im Kriege durchführen will, zeugt von ihrem Mute und ihrer großen Zuversicht auf das Gelingen der Reform. Die neue Geldeinheit bildet der Piaster zu 40 Para. 100 Piaster bilden ein Pfund. Ein Pfund wird immer und überall nur 100 Piaster haben, alle andern Bewertungsweisen, alle Münzspekulationen und alle Versuche, den einzelnen Geldsorten Kurse zu geben, werden mit schwerer Strafe bedroht. Aus Nickel werden geprägt Scheidemünzen zu 5, 10, 20 und 40 Para (1 Piaster) aus Silber Scheidemünzen zu 2, 5, 10 und 20 Piastern und Goldmünzen zu 25, 50, 100, 250 und 500 Piastern. Die Goldmünzen sind 916⅔ und die Silbermünzen 830 fein. Niemand braucht für mehr als 50 Piaster Nickelgeld und für mehr als 300 Piaster Silbergeld anzunehmen. Die Höchstgrenze für Nickelgeld gilt auch für die wiederausgegebenen alten Kupfer- und Bronzescheidemünzen. Schuldverpflichtungen in Piastern, die vor dem 15. April bestanden haben, werden nach den damaligen Kursen bezahlt, also wenn Silberpiaster verstanden sind, kann der Schuldner mit einem Pfunde 108 Piaster zurückzahlen. Lautet die Schuldverpflichtung auf eine bestimmte Geldsorte, so ist sie in dieser zu erfüllen. Bei Zahlungen an die Staatskasse und bei deren Zahlungen wird das Pfund immer zu 100 Piastern gerechnet. Zu diesen gesetzlichen Bestimmungen wird das Finanzministerium noch Ausführungsbestimmungen erlassen. Seit dem 16. wechseln die Steuerämter und die Brückenmauten Goldnoten gegen das alte Scheidegeld um. Es werden auch neue Scheidemünzen für 60000 Pfund geprägt und überdies sollen Scheine zu 5 und 20 Piastern ausgegeben werden. Damit hofft die Regierung dem Verkehr genügend Kleingeld zuzuführen. Wenn von jetzt an die einzelnen Geldsorten gegeneinander keinen Kurs mehr haben, dürfte die künstliche Zurückhaltung des Kleingeldes ganz von selbst aufhören. Wer jetzt dem Sarrafen 100 oder 102 einzelne Piasterstücke bringt, bekommt dafür ein Pfund, obwohl ein solches 108 Silberpiaster haben sollte. Wer für 98 Piaster 10 und 20-Parastücke brachte, bekam gleichfalls ein Pfund. Da jetzt diese Kursgewinne wegfallen, dürfte auch die künstliche Zurückhaltung des Kleingeldes aufhören. Durch die Händler und Bettler verfügten die Sarrafen über den größten Teil des Kleingeldes, wer solches brauchte, mußte es sich bei ihnen einwechseln. Das hat jetzt aufgehört, und damit sind die Sarrafen ihres Einkommens beraubt, ihnen bleibt nur das Umwechseln fremder

Digitized by Google

Geldsorten gegen türkisches Geld. Am 16. d. M. wechselten die Sarrafen überhaupt keine Goldnoten, gleichfalls als stumme Verwarnung gegen das neue Gesetz, das sie überflüssig macht. Seit Christi Zeiten treiben sie im Morgenlande ihr Unwesen, nun wird diesen wirtschaftlichen Schmarotzern hoffentlich der Garaus für immer gemacht. Die Behörden werden aber die Augen sehr offen halten müssen, damit das neue Währungsgesetz nicht umgangen werde. Diese Gefahr besteht für den Anfang, bis sich die neuen Bestimmungen eingelebt haben. Der Regierung gebührt wirklich Dank, daß sie diese schwierige Währungsreform mit kühnem und geschicktem Griffe in Angriff genommen hat, jetzt heißt es nur nicht locker lassen, bis das neue Gesetz in allen seinen Bestimmungen durchgeführt ist.

Notizen

England

Eine englische Bestätigung der Richtigkeit unserer deutschen Islampolitik. Das September-Oktoberheft der „Revue Politique Internationale" (Herausgeber Felix Valyi, Lausanne) bringt an erster Stelle unter dem Titel „Islam et Chretienté" einen hochinteressanten Aufsatz aus der Feder eines Engländers: Marmaduke Pikthall (Burted, Susser). Der Aufsatz ist für uns besonders deshalb interessant, weil er neben einer höchst beachtenswerten Gegenüberstellung des Christentums und der islamitischen Religion eine vollkommene Bestätigung der Richtigkeit unserer deutschen Islampolitik enthält.

Pikthall, der anscheinend ein vorzüglicher Kenner der Verhältnisse des Orients ist, beklagt aufs tiefste die von England in den letzten Jahren dem Islam und besonders der Türkei gegenüber befolgte Politik. Auch er ist davon überzeugt, daß die Mächte des Dreiverbandes grundsätzlich schon vor Ausbruch der türkischen Revolution zur Teilung der Türkei entschlossen waren, und daß lediglich das Verhalten Deutschlands (der Verfasser schreibt „die unbegrenzten Ansprüche Deutschlands im Orient") eine Einigung über die Aufteilung der Türkei verhindert hätte. Die englischen Orientkenner seien stets dafür eingetreten, daß die englische Politik dem Wunsche der Jungtürken entsprechen und der neuen Türkei ihre Unterstützung leihen sollte, aber „unglücklicherweise wurde die englische Orientpolitik nicht von den Orientkennern, sondern von den Diplomaten gemacht."

Obwohl Verfasser davon überzeugt ist, daß auch Deutschland bei seinem Bestreben, die Türkei zu unterstützen, sich lediglich von eigennützigen Beweggründen leiten läßt, erklärt es Pikthall unter den gegenwärtigen Verhältnissen für ein Glück, daß eine christliche Macht die Türkei in ihrer gegenwärtigen Lage unterstützt: ihr Bündnis mit der Türkei nehme dem gegenwärtigen Kriege den Charakter des reinen Fanatismus, des Kampfes von Islam gegen Christentum. Wenn alle

Digitized by Google

Mächte Europas sich über die Teilung der Türkei geeinigt hätten, so wäre es viel schlimmer, da es dann zu einem wirklichen Heiligen Kriege, zum Ende der gegenseitigen Toleranz zwischen Orient und Okzident gekommen wäre.

Dann aber fährt der Verfasser wörtlich fort:

„Wenn Deutschland seine wahre Freundschaft für die Türkei nicht nur während des Krieges beweist, sondern auch noch später im Verlaufe der Friedensverhandlungen, dann wird sein Einfluß im Orient endgültig besiegelt sein. Wenn im Falle eines Sieges der Zentralmächte Deutschland die Souveränitätsrechte der Türkei respektiert und dieses Land aus der ökonomischen Knechtschaft befreit, an deren Auferlegung es bis dahin selber durch seinen unersättlichen Kommerzialismus beitrug; wenn, im entgegengesetzten Falle eines Sieges des Vierverbandes, Deutschland für die türkischen Interessen kämpft, als ob es seine eigenen wären und sich dem entgegensetzt, daß die Türkei wie eine deutsche Kolonie behandelt wird (eine Idee, die, wie ich habe sagen hören, in dem Teilungsprojekten des Vierverbandes wiederkehrt), dann wird Deutschland, gleichgültig ob es in dem europäischen Kriege besiegt wird oder siegreich bleibt, England für immer im Orient geschlagen haben. Der Einfluß, den wir auf die Mohammedaner hatten, wird in Deutschlands Hände übergegangen sein und es wird diesen Einfluß in einem selbstgewählten Momente gegen uns benutzen, ganz gleichgültig, ob dies in 10, 50 oder 100 Jahren geschieht. Der Islam ist seinen loyalen Freunden treu."

Der Verfasser tröstet sich zwar damit, daß an eine derartige Politik Deutschlands nicht zu denken sei. Er zeigt hiermit aber nur, daß er zwar die Verhältnisse im Orient durchaus richtig beurteilt, von der deutschen Orientpolitik und deren Beweggründen aber keine Ahnung hat. Schon hat Deutschland durch seine Anerkennung und Anregung zur Abschaffung der Kapitulationen der Türkei einen großen Dienst erwiesen und ihr den Weg gezeigt, wie sie sich wirtschaftlich entwickeln kann. In gleichem Sinne arbeitet die Deutsch-Türkische Vereinigung und andere Gesellschaften in Deutschland. Wer sich ein richtiges Bild machen will von dem Geiste, von welchem Deutschland der Türkei gegenüber beseelt ist, dem empfehlen wir das Studium des „Archivs für Wirtschaftsforschung im Orient", insbesondere die Aufsätze von: Professor Reinhard Junge, „Das Wirtschaftsproblem des Näheren Orients", und Professor Dr. C. H. Becker, Bonn, über „Islam und Wirtschaft".

So schreibt z. B. Reinhard Junge a. a. O. „Aus diesen Gründen führt .... die rein händlerische Einwirkung auf den Orient unfehlbar zu Falschentwicklungen im wirtschaftlichen Denken und der ganzen Wirtschaft, zu dauernden Wirtschaftskatastrophen, die dem Orient in hohem Maße schaden. Diese Fehlgänge aber geben gleichzeitig dem Forscher stets die Lehre, daß auch Europa nicht, ohne selbst zu leiden, mit einem derartig wirtschaftlich kranken Orient verknüpft werden kann, daß sein Wirtschaftsinteresse in den Grundlagen mit

Digitized by Google

dem des Orients stets eins, d. h. auf möglichste wirtschaftliche Stärkung zunächst erst einmal des Orients selbst gerichtet sein muß. Europa selbst besitzt damit das größte eigene wirtschaftliche Interesse daran, eine händlerische Ausbeutung des Orients zu vermeiden."

F. Ko.

Rußland

Die echtrussischen Leute gegen England. Die liberale russische Presse verzeichnet folgende Stimmen einiger Führer echtrussischer Leute:

„Es ist höchst bedauerlich, daß, statt aus den politischen gegenseitigen Beziehungen Nutzen zu ziehen, Ssasonow immer nur den Empfang von englischen Ultimatums bestätigt und noch niemals mit England Fraktur gesprochen hat, wie es die heiligen Rechte des russischen Volkes verlangen . . ."

. . . „Unsere Staatsschulden und auswärtigen Anleihen, die für auswärtige Munitionslieferung aufgenommen worden sind, müssen einfach gestrichen werden. Möge England und Frankreich auf diese unsere Anleihen von Deutschland auf irgendwelche Weise Zahlung erhalten, das russische Volk muß aber unter allen Umständen von diesen Milliardenprozenten befreit werden."

Einfluß des Krieges auf das wirtschaftliche Leben Rußlands. Das Finanzministerium hat seinen Bericht über den Einfluß des Krieges auf das wirtschaftliche Leben Rußlands nunmehr vervollständigt. Die Verminderung der Anbaufläche im Jahre 1915 wird mit 1,6% gegen das Vorjahr angegeben. Die Getreidepreise erhöhten sich von Juli 1914 bis März 1915 für Hafer um 52,2%, für Gerste um 37,2%, für Roggen um 34,4% und für Weizen um 24,6% im europäischen Rußland.

Frankreich

Die Schuld am Kriege. „Wenn wir auch alle Sympathien auf französischer Seite verscherzen sollten, es muß gesagt werden, daß Frankreich nicht unschuldig ist an der Katastrophe. Wir dürfen nie das Wühlen Delcassés im Jahre 1905 vergessen, das den Grund zum Mißtrauen in Deutschland legte, zur fixen Idee der Einkreisung, welche vielleicht zu mehr als 50% den gegenwärtigen Krieg verursachte. Und ebensowenig dürfen wir vergessen, daß alle französischen Regierungen, auch nach der Entente mit England, das französisch-russische Bündnis bestehen ließen, zum größeren Ansehen von Frankreichs Stellung in der Welt, aber auch als dauernd ernste Kriegsgefahr. Nur das Fortbestehen dieses Bündnisses machte es unvermeidlich, daß ein osteuropäischer Krieg sozusagen automatisch ein westeuropäischer wurde." („Nieuws v. d. Dag" vom 4. Mai.)

Italien

Italien und seine Verbündeten. Fabio Ranzi schreibt im „Carlino" vom 6. 5.:

England muß sich davon überzeugen, von welcher Tragweite die Gefahr ist, die es läuft für den Fall, daß eine der Nationen der Entente, die wirtschaftlich weniger auf den Krieg vorbereitet war, von einem Gefühle der Schwäche

Digitized by Google

ergriffen werden sollte, ehe die Stunde des Sieges geschlagen hat. Ebenso sollte Frankreich endlich begreifen, daß es des Bündnisses mit Italien bedarf, nicht nur während des Krieges, sondern auch während der Friedensverhandlungen, und noch mehr vielleicht nach dem Friedensschluß. Würde solches bedacht, so müßte man Diskussionen, wie sie in Paris geführt worden sind, auf einen anderen und gerechteren Ton einstellen, damit endlich einmal klar hervorträte, daß die Unterstützung, welche die stärkeren Nationen den weniger starken zuteil werden lassen, nicht nur ein Gnadengeschenk bedeutet, sondern einfach der Notwendigkeit entspricht, ihr eigenes Interesse wahrzunehmen.

Italien als Verehrer Helfferichs. „Idea Nazionale" schreibt: „Der finanzielle Alpdruck dauert an und bedroht die Zukunft der Nation in der entscheidendsten Stunde ihrer Geschichte. Die Regierung muß dagegen Abhilfe schaffen. Man ersetze den augenblicklichen ungeeigneten Leiter der Staatsfinanzen durch eine in der Finanztechnik geschulte Persönlichkeit, wie sie Deutschland in Helfferich besitzt."

Zur Reichsbuchwoche

„Für den Wert eines Volkes wird es keine bessere Probe geben, als sein Verhalten in den großen Entscheidungszeiten seiner Geschichte." Mit diesen Worten eröffnet Professor Walter Götz eine kleine Schrift: „Deutschlands geistiges Leben im Weltkrieg", die als Nummer 11 in der vortrefflichen Reihe der Perthes' Schriften zum Weltkrieg erschienen ist. „Wir müssen uns damit abfinden, daß in normalen Zeiten die Summe von Gut und Böse sich überall im wesentlichen gleich bleibt, und daß es gute und schlechte Völker in der Weltgeschichte nicht gibt. Die innersten Kräfte eines Volkes können sich nicht tagtäglich entfalten, aber gewiß ist, daß sie hervortreten, wenn ein Volk vor große Schicksalsfragen gestellt wird."

Wie 1813, so ist für Deutschland die Auseinandersetzung mit der Welt, die dieser Krieg bedeutet, kriegerisch und geistig zugleich gewesen: „In der Auseinandersetzung mit uns, dem Deutschtum und seiner Kultur, besteht ein großer Teil unserer geistigen Arbeit seit dem August 1914."

Götz weist dies in seiner Schrift im einzelnen nach: für die Presse, die vor allem in der täglichen Abwehr der feindlichen Lügentaktik einen schweren Stand hatte, wenn zu ihrer „würdevollen und inhaltsreichen Haltung" auch der Umstand beitrug, daß sich „stärker als in Friedenszeiten die wissenschaftlichen und politischen Kenner der einzelnen Gebiete ihr als Mitarbeiter zur Seite stellten"; für die deutsche Wissenschaft, die überall mitzuarbeiten suchte, wo sich Aufgaben für die Durchdringung eines Arbeitsgebietes mit den Ergebnissen ihrer geistigen Arbeit boten; für das Bildungsstreben, das auch außerhalb der Schule nicht nachließ und so grundlegende neue Werte schuf, wie die volkstümliche Schriftenreihe des Rhein-Mainischen Volksbildungsvereins, die Teubners Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt" einfachstem Verstehen und zu billigstem Preis zugänglich macht; für die Soldatenlektüre, in der Goethe und Homer die geistigen Werte am besten

Digitized by Google

kennzeichnen, „wohin sich das innerste Bedürfnis deutscher Bildung neigt". Was die Fürsorge der Nation für den Lesehunger der im Felde Stehenden erstrebt hat, findet jetzt neuen Anlaß zur Betätigung in der Reichsbuchwoche, zu der die weitausholende Organisation aufruft, die sich die Verteilung geeigneten Lesestoffs angelegen sein läßt.

Den Daheimgebliebenen ist damit Gelegenheit gegeben, an einer der großen geistigen Aufgaben mitzuwirken, die der Krieg uns gestellt hat: den deutschen Heeren Mittel in die Hand zu geben, in ihrem entsagungsvollen Dienst mit dem Geiste des Landes in lebendiger Fühlung zu bleiben, das sie schützen und für dessen Eigenart und Wert sie dadurch besonders empfänglich werden, daß sie Zeugen der schweren Opfer sind, die dafür gebracht werden.

Man spende im Hinblick darauf, reichlich und gut, keinen weggeworfenen Schund und nichts, was dem deutschen Namen zur Unehre ist. Wer nicht aus naher Kenntnis für den persönlichen Geschmack des einzelnen wählt, greife, sofern er nach schöner Literatur sucht, zu den Sammlungen, deren Name und Herausgeber Gewähr für Reinlichkeit und geistigen Wert ihrer Schriften bieten: zur Kriegsausgabe der Inselbücherei und der Bibliothek der Romane desselben Verlags; zu Fischers Bibliothek zeitgenössischer Romane und zu Kiepenheuers Liebhaberbibliothek; zu Langewiesches Bücherreihe; zu den neuen Eine-Mark-Bändchen Albert Langens (und Eugen Salzers, Heilbronn); den Wiesbadener Volksbüchern; den Büchern der Deutschen Dichter-Gedächtnisstiftung in Hamburg. Alle diese Sammlungen nehmen die Mühe der Auswahl auf sich. Man darf sich darauf verlassen, daß man sich ihr anvertrauen kann. Wer selber wählen kann, mag dazu Reclam heranziehen, der, vor allem in älteren Sachen, selten im Stich läßt. Alles, was man in diesen Sammlungen bekommt, ist billig und dabei gut, teilweise ausgezeichnet ausgestattet.

Auch an volksbildenden Schriften ist kein Mangel und für die Wahl kein Grund zur Verlegenheit. Wir brauchen nur an Teubners „Aus Natur und Geisteswelt" zu denken, die ja jetzt auch in einer besonders wohlfeilen erleichterten Ausgabe (das Heft für 40 Pfg.) vorliegt. Die wichtigsten Gebiete der Geschichte, Technik, Naturwissenschaft, Philosophie sind da zusammenfassend, allgemein verständlich dargestellt. Quelle-Meyers „Wissenschaft und Bildung" tritt ergänzend hinzu.

Die Kriegsliteratur lasse man den Daheimgebliebenen (selbst Ganghofer!). Wer den Krieg selbst mitkämpft, erlebt ihn auf seine Weise selbst so tief, als er es vermag. Da soll sich keiner von außen hereinmischen.

Die geistige und seelische Haltung der Kämpfer frisch und empfänglich halten, das ist die Aufgabe. Dazu aber haben die Dichter und Denker von jeher am besten geholfen. H.

Digitized by Google

Literatur

Volkswirtschaftliche Lehren des Weltkrieges. Professor Dr. W. Ed. Biermann. Verlag von Dr. Walther Rothschild, Berlin.

Der Leipziger Universitäts-Professor Ed. Biermann hat in der vorliegenden Broschüre seinen Vortrag abgedruckt, den er über die wirtschaftlichen Lehren des Krieges gehalten hat.

Die handelspolitische Lehre besteht seiner Meinung nach darin, daß wir die Fäden der weltwirtschaftlichen Zusammenhänge jetzt klarer sehen, als früher und daß wir vor allem die Folgerungen aus der jetzigen Isolierung Deutschlands auf dem Weltmarkt ziehen. Er zeigt uns die Vorteile, die die Mischung von Agrar- und Industrie-Staat in Deutschland bietet. Der Anschluß Deutschlands an die Weltwirtschaft war nur dann unbedenklich, wenn er unter der Voraussetzung geschah, daß die heimische Landwirtschaft erhalten bleibt, was in England nicht der Fall war. Unterstützt wurde die Widerstandsfähigkeit Deutschlands durch die Anpassungsfähigkeit der deutschen Industrie. Sozialpolitisch ergeben sich aus dem jetzigen Kriege sehr wertvolle Lehren. Man hat eingesehen, daß man jetzt auf sozialem Gebiet ganz anders urteilen muß, als es vor dem Kriege der Fall war, was namentlich auch der ausgezeichneten Schulung und Disziplinierung der Arbeiter in den Gewerkschaften zu verdanken ist. Die Haltung gegenüber der sozialdemokratischen Partei muß nach dem Kriege eine ganz andere werden, als früher. Auch parteipolitisch müssen wir uns zum Teil von Grund auf neu orientieren. Selbstverständlich wird der Kampf auch ferner bleiben. Aber man wird in Zukunft das Gemeinwohl noch höher stellen müssen, als es bisher der Fall war. Weltwirtschaftlich ergibt sich für uns die Notwendigkeit, daß wir uns von der geschäftlichen Vorherrschaft Englands zu befreien haben, die ja nicht so sehr auf der geschäftlichen Überlegenheit, als auf Tradition beruht. Dabei dürfen wir uns nicht auf kleine Maßregeln beschränken, sondern wir müssen großzügig vorgehen, um unsere Unabhängigkeit von der englischen Vermittlung durchzusetzen. Hand in Hand damit muß eine Verbesserung des Nachrichtendienstes und unserer Konsularvertretungen gehen, die notwendig sind, um unsere Stellung auf dem Weltmarkt zu befestigen. Dem muß sich anschließen der mitteleuropäische Zollverein, der die Stellung Deutschlands in Europa befestigt. Das außerordentlich umfangreiche Literatur-Verzeichnis, das fast alle einigermaßen brauchbaren wirtschaftlichen Neuerscheinungen aufführt, verleiht dem Buch einen besonderen Wert.

Otto Jöhlinger

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Oberleutnant a. D. Franz Kolbe, Berlin W 50 Augsburgerstr. 74 II. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang * 2. Juni 1916 * Heft 23

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh * Paul Rohrbach * Philipp Stein

Das große Friedenshindernis in England

Von Dr. Paul Rohrbach

Wir haben in diesen Tagen etwas so Unbegreifliches von der englischen Seite her erlebt, daß wir uns zweifelnd fragen: wenn so etwas bei einem leitenden englischen Staatsmanne möglich ist — wie soll man überhaupt je erwarten, daß in England ein geistiger Zustand eintritt, bei dem die Engländer imstande sind, unsere Auffassung von den Ursachen des Weltkrieges auch ihrerseits sich klarzumachen? Das mag unter englischen Gesichtspunkten und noch so kritisch geschehen; dagegen haben wir nichts. Nur muß ein gewisses Mindestmaß von objektivem Willen dasein, den Gegner zu begreifen. Wenn es das gibt, dann kann man anfangen, von „Sichvertragen" nach dem Kampfe zu reden. Wenn es das aber so ganz und gar nicht gibt wie in England, dann bleibt allerdings nur übrig, daß wir den Kampf so lange fortsetzen — mag er auch noch so große Opfer ins Unabsehbare kosten — bis England vor unsrer überlegnen Stärke weich wird, und den Frieden nimmt, wie es ihn bekommt.

Der deutsche Reichskanzler hat in einer Unterredung mit einem amerikanischen Zeitungsmann u. a. gesagt:

1. es wäre für Deutschland zu gefährlich gewesen, auf den englischen Vorschlag einzugehen, der österreichisch-serbische Konflikt möge durch eine europäische Konferenz geschlichtet werden;

2. England sei schon bei dem ersten serbisch-österreichischen Konflikt 1908/09, als Rußland sich gleichfalls zugunsten Serbiens einmischte, nichts am Frieden gelegen gewesen.

Digitized by Google

Wir werden auf den ersteren Punkt noch weiter unten zurückkommen. Zum zweiten hat sich Sir Edward Grey in Beantwortung von Anfragen der Abgeordneten Ponsonby und Ramsay Macdonald folgendermaßen ausgedrückt:

„Ich kann in dieser Unterredung des Reichskanzlers nichts Neues hinsichtlich der Friedensbedingungen sehen. Ich finde eine Sache darin neu, nämlich die Äußerung, daß unsere Haltung in den Verhandlungen betreffend Bosnien damals, als Österreich-Ungarn Bosnien annektierte, kriegerisch gewesen sei. Das ist neu, und es ist eine Lüge erster Klasse. Der Gedanke, daß wir versucht hätten, Rußland zum Kriege zu drängen, daß wir gesagt hätten, unser Land würde bereit sein, in einen Krieg wegen Bosnien einzutreten, daß dies unsere Haltung gewesen sei, das ist das gerade Gegenteil der Wahrheit. (Beifall.) Wenn Sie davon reden, die Vernunft reden zu lassen oder davon, die Vernunft zum Siege über die Macht zu bringen, und davon, dem deutschen Volke Vernunft zu predigen — Sie können mit dem deutschen Volke nicht vernünftig reden, solange es mit Lügen gefüttert wird und nichts von der Wahrheit weiß."

Das ist zunächst nicht mehr die Ausdrucksweise eines Staatsmannes, der noch Wert auf Noblesse des Benehmens und auf etwas Anstand im Verkehrston mit dem Gegner legt. Wenn Grey dem Reichskanzler ins Gesicht vorwirft, er rede Lügen erster Klasse und füttere das deutsche Volk mit Lügen, so verliert er damit entweder die Selbstbeherrschung ganz, oder er will im voraus mit Bewußtsein jede Brücke zu irgendwelchen Friedensverhandlungen abbrechen und den Krieg unversöhnlich bis zum bittern Ende für den einen oder andern Teil machen. Im ersteren Fall, d. h. wenn Grey das gewöhnliche Gleichgewicht des gebildeten Mannes so eingebüßt haben sollte, daß er nur noch schimpfen kann, geht er uns nichts weiter an. Man kann mit Männern und mit Politikern reden, aber nicht mit Marktweibern, und vielleicht kann man alsdann auch annehmen, daß Grey bald verschwinden wird. Leute, die imstande sind, derart aus der Form zu gehen, können offensichtlich nicht mehr die Geschäfte eines großen Landes in einem Weltkriege führen.

Man sagt ja aber, daß Grey eine vollkommen kühle, korrekte und die äußeren Lebensformen stets beherrschende Persönlichkeit sei. Dann hat er also gewußt, was er tat, als er sagte: Der Kanzler lügt und füttert das Volk mit Lügen. Wie aber? Ist denn Grey von gestern? Leitet er nicht selber die auswärtige Politik Englands schon seit Jahren? War er nicht

Digitized by Google

selber Minister, als sich 1908 der Streit über Bosnien erhob und als 1909 Rußland friedlich nachgab und der Orientkonflikt, aus dem so sicher wie heute der Weltkrieg geworden wäre, vermieden wurde? Wir haben die amtlichen Dokumente in der „Nordd. Allgem. Ztg." gelesen, in denen unser Botschafter Graf Pourtalès berichtet, wie übel sein englischer Kollege Nicolson die friedliche Beilegung der Krisis durch die direkten Verhandlungen zwischen Deutschland und Rußland aufgenommen, wie er Unfrieden zwischen Deutschland und Rußland zu säen versucht und wie Grey selber seine Verstimmung über den friedlichen Ausgang geäußert hat. Es ist nötig, daß wir uns die wichtigsten Stücke aus den Pourtalèsschen Berichten unmittelbar vor Augen halten. Da heißt es u. a.:

„Vor einigen Tagen, kurz nachdem die russische Regierung unseren Vermittelungsvorschlag angenommen hatte und die Nachricht über die friedliche Beilegung des Konfliktes bekannt geworden war, hatte ich ein größeres Diner auf der Botschaft, an dem unter anderen auch Sir Arthur Nicolson teilnahm. Nach dem Essen unterhielt sich eine Gruppe der Gesellschaft über die politische Lage, und eine der anwesenden Damen äußerte ihre Freude darüber, daß die Kriegsgefahr abgewendet sei. Mein englischer Kollege, welcher sich während dieses Gespräches der Gruppe genähert hatte, warf darauf die Bemerkung ein, das sei alles sehr schön, die nationale Ehre sei aber doch noch mehr wert als der Friede. Einer der Anwesenden, ein Mitglied der Umgebung des Zaren, bemerkte darauf, es sähe ja beinahe so aus, als ob Sir Arthur die friedliche Lösung des Konfliktes bedauere. Am selben Abend äußerte auch ich dem englischen Botschafter meine lebhafte Genugtuung darüber, daß es gelungen sei, eine für Rußland annehmbare Formel zu finden, durch die eine friedliche Beilegung der russisch-österreichischen Differenz ermöglicht werde. Sir Arthur antwortete darauf kühl, er sei noch keineswegs sicher, daß seine Regierung sich mit dieser Lösung einverstanden erklären werde."

Hiernach an anderer Stelle:

„Es ist deutlich zu erkennen, daß Sir Arthur Nicolson, verstimmt über die durch unsere Aktion erfolgte Lösung der bosnischen Krisis, nunmehr auf das eifrigste bemüht ist, die Legende von der deutschen Drohung zu verbreiten und dadurch die deutsch-russischen Beziehungen zu vergiften. Er hofft auf diese Weise zu erreichen, daß die überstandene bosnische Krisis bei Rußland wenigstens einen tiefen Groll gegen Deutschland hinterlasse."

Und endlich: „Wie ich von unterrichteter Seite ganz vertraulich erfahre, hat Sir Arthur Nicolson Herrn Iswolsky ernste Vorwürfe darüber gemacht, daß er unseren Vermittlungsvorschlag zur friedlichen Lösung der Annexionsfrage ange-

Digitized by Google

nommen hat, ohne sich vorher mit dem französischen Verbündeten oder der englischen Regierung ins Einvernehmen zu setzen. Der Botschafter hat den Minister gebeten, seine Antwort an mich aufzuschieben, bis die englische Regierung Gelegenheit gehabt habe, dazu Stellung zu nehmen. Herr Iswolsky hat das abgelehnt. Auch Sir Edward Grey hat, wie mir mein Gewährsmann erzählt, seine Verstimmung über die Nachgiebigkeit der russischen Politik dem russischen Geschäftsträger gegenüber zum Ausdruck gebracht und das Vorgehen Herrn Iswolskys als übereilt bezeichnet. Der englische Minister des Äußeren ist sogar soweit gegangen, in eine Erörterung der Frage einzutreten, welche Haltung England eingenommen haben würde, falls es zu einem Kriege zwischen Rußland und Österreich-Ungarn sowie Deutschland gekommen wäre. Auf eine dahingehende Frage Herrn Poklewskis hat Sir E. Grey geantwortet, die Entscheidung über Krieg und Frieden hänge in England nicht von der Regierung, sondern ausschließlich von der öffentlichen Meinung ab. Er habe aber das Gefühl gehabt, daß die öffentliche Meinung in England genügend vorbereitet gewesen sei, um der Regierung ein Eingreifen Englands an der Seite Rußlands in den Krieg zu ermöglichen."

Natürlich wird es auch hiernach allerlei böswillige Leute geben, die imstande sind, die durchaus überzeugende Klarheit dieser Stellen zu trüben. Auf die lassen wir uns nicht weiter ein, weil es keinen Zweck hat. Was aber denkt sich ein englischer Minister des Auswärtigen dabei, wenn er erstens weiß, welche Haltung dem englischen Botschafter in Petersburg in der bosnischen Krise vorgeschrieben war, zweitens weiß, was der Botschafter berichtet und was er selber, Grey, gewollt und geredet hat, und drittens sagt, der deutsche Reichskanzler lüge, wenn er von einer friedensgegnerischen Haltung Englands im Jahre 1909 spricht. Wer ist es denn nun, der da lügt?

Wiederum aber fragt man sich: ist denn Grey von aller Überlegung so ganz verlassen, daß er sich einbildet, man wüßte im Auswärtigen Amt in Berlin nicht, was Nicolson in Petersburg und er selbst in London getan und gesagt haben? Sich das einzubilden, wäre ein derartiges Zeugnis von Diplomatenunfähigkeit, wie man es sich kaum vorstellen kann, denn schließlich sind doch die Botschafter aller Staaten dazu da, sich über die gegenseitigen Bemühungen zu informieren, und kann man in der Politik törichter handeln, als, um den Volksausdruck zu brauchen, den Gegner oder Konkurrenten grundsätzlich für dumm kaufen zu wollen?

Wir schließen also diese unbefriedigende Untersuchung über den Charakter und das politische Talent Greys mit dem Eingeständnis, daß wir nicht

Digitized by Google

imstande sind, den Mann zu verstehen. Für reine Torheit müssen wir bei ihm mindestens zuviel politische Routine voraussetzen, und für reine verlogene Bosheit scheint uns ein zu starkes Element von Torheit oder Unwissenheit in ihm zu sein. Nur das eine scheint uns sicher: mit solch einem Manne über den Frieden zu reden, ist vermutlich zwecklos!

Soviel von Grey in der Rolle eines Anklägers auf Lüge, der selber mit Unwahrhaftigkeit und Torheit umgeht. Aber auch dann, wenn wir uns seiner Ewiderung auf den ersten Punkt zuwenden, in dem er die Worte des Reichskanzlers anzugreifen versucht, gelangen wir zu keiner anderen Möglichkeit des Urteils, als zu der Alternative: Entweder höchst unaufrichtig oder höchst unwissend über europäische Politik und europäische Verhältnisse außerhalb der Insel Großbritannien. Wir hören von Grey:

„Wenn der Reichskanzler sagt, daß eine zweite Konferenz gegen Deutschland ausgenutzt und daß dieser Vorteil zur Vorbereitung auf den Krieg angewandt worden sein würde und so fort (Dinge, von denen wir zu jener Zeit nicht geredet haben), so sage ich, daß die Haltung, welche wir während der damals gerade beendigten Konferenz beobachtet hatten, uns berechtigt zu sagen, daß eine Konferenz, wie sie am Vorabend des Krieges vorgeschlagen wurde, so geartet gewesen wäre, daß diejenigen, welche die Erfahrung der vorhergegangenen hatten, sie mit Vertrauen und gutem Willen hätten annehmen sollen."

Mit der „gerade beendigten" Konferenz meint Grey diejenige, die zum Abschluß des Balkanfriedens gedient hatte, und er behauptet, Deutschland hätte sich geradeso vertrauensvoll auf eine „zweite" Konferenz begeben können, auf der die Sache zwischen Serbien, Österreich-Ungarn und Rußland „geschlichtet" werden sollte, wie auf jene erste. Hierüber habe ich gerade in einer kleinen Broschüre gehandelt, die soeben als erstes Heft der „Schriften der Deutschen Politik" im Verlage dieser Zeitschrift erschienen ist. Sie führt den Titel: „Woher kam der Krieg? Wohin führt er?", und ich benutze die Gelegenheit, diese Arbeit unseren Lesern gleichzeitig anzuzeigen, indem ich im folgenden die Abschnitte, die dort von der Konferenzfrage handeln, unmittelbar hier anschließend wiedergebe, Seite 16 ff.:

„Die Erörterung über die Schuld am Kriege wird durch politische Dilettanten gern dahin gelenkt, ob nicht eine europäische Konferenz den ganzen Weltbrand verhütet hätte. Das ist kindlich gedacht, sobald man weiß

Digitized by Google

und bedenkt, daß Rußland den Krieg ja wollte, weil es fürchtete, die Gelegenheit könnte vorübergehen, England noch mitzureißen. Sir Edward Grey hat am 26. August 1915 in der „Times" in einer Art von offenem Briefe an das deutsche Volk gefragt ob es in Deutschland „eine aufrichtige Seele" gebe, die nicht bedauerte, daß der Reichskanzler den englischen Konferenzvorschlag zwischen dem Ultimatum an Serbien und dem Ausbruch des Krieges abgelehnt habe. Aus dieser Frage spricht die Unbeirrtheit des ahnungslosen Inselmenschen, der sein Vaterland als die große, unverletzbare und unberührbare Macht proklamiert und von den festländischen Verhältnissen keine Vorstellung hat.

Die Abfertigung, die das deutsche Volk Herrn Grey auf seine unwissende und anmaßende Herausforderung zu erteilen hat, kann nicht besser als in jenen zwei Zitaten aus der „Nowoje Wremja" kurz vor dem Kriege gegeben werden, die in der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 26. Februar 1916 zu lesen stehen:

1. Die Stunde naht; es ist notwendig, an der Armee von oben bis unten, Tag und Nacht, zu arbeiten!

2. Die Superiorität der Entente zu Wasser und zu Lande rechtfertigt eine energischere Sprache in den Ratsversammlungen Europas.

Dies ist die Formel, auf die sich in dem Augenblick das kriegerische Rußland, die französische Kriegspartei und die Kriegsfreunde in England, die auch fürchteten, der Mechanismus der Entente könne versagen, wenn seine Erprobung noch länger verzögert würde, geeinigt hatten. Diese „energischere Sprache" hätten wir also auf der europäischen Konferenz zu hören bekommen! Wäre wirklich der Austrag der Beschwerden Österreich-Ungarns gegen Serbien einer solchen Konferenz anvertraut worden, so hätte eben, um mit der „Nowoje Wremja" zu reden, die russische Kriegspartei dafür gesorgt, daß in Anbetracht der „nahenden Stunde" von oben bis unten Tag und Nacht für die russische Kriegsbereitschaft gearbeitet wurde, und mit dem entsprechend wachsenden Vertrauen in die Superiorität der Entente wäre auf der europäischen Konferenz die Sprache Rußlands täglich energischer und die russisch-österreichische „Verständigung" täglich schwieriger geworden.

Digitized by Google

Man hat mit Recht die Frage aufgeworfen, wie wohl England einen russischen Vorschlag aufgenommen hätte, es solle der Schiedsspruch einer internationalen Konferenz angerufen werden, falls Afghanistan zur Beförderung seines auswärtigen nationalpolitischen Ehrgeizes den Prinzen von Wales an der indisch-afghanischen Grenze hätte ermorden lassen? England hätte ebensowenig wie Österreich-Ungarn auf eine Strafexpedition verzichten können und wollen, und außerdem hätte es sich im Unterschied zu Österreich-Ungarn schwerlich jemals dazu bereit erklärt, von einem Landerwerb bei dieser Gelegenheit abzusehen.

Mit der törichten Frage Greys an die „aufrichtigen Seelen" in Deutschland ist es also nichts. Wohl aber hätte der Weltkrieg vermieden werden können, wenn Grey den englischen Botschafter in St. Petersburg angewiesen hätte, seine am 25. Juli abgegebene Warnung an Ssasonow, man möge Deutschland nicht durch eine überstürzte Mobilisierung zur sofortigen Kriegserklärung zwingen, als Bedingung zu formulieren, und zwar als eine Bedingung, deren Nichtbeachtung im Kriegsfalle die Neutralität Englands zur Folge haben werde. Kurz gesagt: Der Weltkrieg hätte vermieden werden können, wenn Grey in Petersburg diejenigen Worte hätte sprechen lassen, die der deutsche Reichskanzler am 30. Juli 1914 in Wien tatsächlich sprechen ließ: „Wir weigern uns, in einen Weltbrand hineingerissen zu werden, dadurch, daß unser Verbündeter unsern Rat mißachtet."

„Man könnte, dem Beispiele Greys folgend, statt an die aufrichtige Seele Deutschlands an die aufrichtige Seele des Botschafters Buchanan in St. Petersburg zwei Fragen richten, indem man davon ausgeht, daß Buchanan am 30. Juli an Grey depeschierte, Rußland werde sofort die Mobilmachung vorbereiten, falls Österreich den letzten deutsch-englischen Vorschlag ablehne. Dieser Vorschlag lautete: „Wenn der österreichische Vormarsch in Belgrad (d. h. nach Besetzung Belgrads) angehalten wird, werden die Mächte prüfen, wie Serbien Österreich zufriedenstellen kann, ohne seine souveränen Rechte und seine Unabhängigkeit zu beeinträchtigen." Hat die aufrichtige Seele des Botschafters damals gewußt, daß es sich für Rußland damals schon lange nicht mehr darum handelte, „die Mobilmachung vorzubereiten", sondern daß die Stadien der Vorbereitung lange vorüber waren

Digitized by Google

und der Mobilmachungsbefehl in wenigen Stunden erfolgen sollte? Und weiter, als der Botschafter am 31. Juli telegraphierte, Rußland habe mobilisiert, weil Österreich jene deutsch-englische Formel für eine vorläufige Verständigung abgelehnt habe — hat seine aufrichtige Seele da gewußt, daß Österreich die Formel keineswegs abgelehnt hatte, die russische Regierung aber die Mobilmachung befohlen hatte, bevor überhaupt die Antwort aus Wien eingetroffen war und eingetroffen sein konnte?"

„Rußland wußte nicht nur, daß ein entscheidendes Zugeständnis Österreich-Ungarns in betreff des Ultimatums an Serbien und des Vormarsches in Serbien bevorstand, sondern es hat dieses Zugeständnis tatsächlich noch vor Kriegsausbruch erhalten, denn am 31. Juli, demselben Datum, an dem Buchanan nach London meldete, man habe in Wien entgegenzukommen abgelehnt, drahtete Ssasonow an Grey, Österreich gehe auf Besprechung der Substanz seines Ultimatums ein. Gleichzeitig machte er den Vorschlag, die Besprechungen mögen in London stattfinden. Dieser Schritt war ebenso unaufrichtig gemeint, wie die übrigen zum Kriege drängenden Maßnahmen der russischen Politik. Ssasonow hatte die bejahende Antwort Österreich-Ungarns bereits am 31. Juli in Händen und konnte nach Lage der Dinge unmöglich früher auf sie gerechnet haben. Der russische Mobilmachungsbefehl war bereits in der Nacht vorher ergangen, bevor die Antwort, deren Nachgiebigkeit man offenbar fürchtete, aus Wien eintreffen konnte. Bezeichnenderweise ist das in dem englischen Blaubuch mitgeteilte Telegramm Ssasonows an Grey vom 31. Juli in dem russischen Orangebuch an der entsprechenden Stelle unterdrückt."

Diese Ausführungen, die wie gesagt aus meiner Broschüre hierher übernommen sind, werden wohl genügen, um auch für den ersten Punkt der Antwort Greys auf die Worte des Reichskanzlers die Charakteristik: entweder Unwissenheit oder Unaufrichtigkeit — als zutreffend zu erweisen. Zu alledem haben wir noch das Zeugnis der 1915 in Brüssel gefundenen belgischen Berichte. Sechs Wochen bevor der Botschafter Nicolson und bevor Grey selber ihr Mißvergnügen über den friedlichen Ausgang der serbisch-bosnischen Krisis äußerten, schrieb der belgische Gesandte in Berlin, Baron Greindl, an seine Regierung: „Der König von England versichert, daß die Erhaltung des Friedens immer das Ziel seiner

Digitized by Google

Bemühungen gewesen sei; das hat er seit Beginn des erfolgreichen diplomatischen Feldzuges immer gesagt, den er durchgeführt hat, um Deutschland zu isolieren; aber es kann einem nicht entgehen, daß der Weltfrieden niemals ernstlicher bedroht war, als seitdem der König von England sich damit befaßt, ihn zu festigen." Nicht wahr, die Politik Greys wird im Sinne der Politik Eduards VII. abgestimmt gewesen sein? Endlich, was den Konferenzschwindel 1914 betrifft; so wissen wir, daß am 30. Juli der belgische Gesandte in St. Petersburg berichtet hat, durch das Vertrauen auf die englische Hilfe sei der russische Kriegsentschluß unwiderruflich geworden. Also noch einmal: Wer ist es, der da lügt und der sein Volk mit Lügen füttert?

Das englische Selbstgefühl

Von Prof. Dr. Otto Baumgarten, Kiel

Das Charakteristische des englischen Selbstgefühls ist ein Doppeltes: die Selbstverständlichkeit ungeheurer Ansprüche, die nur alles oder nichts kennen, keinen zweiten oder geteilten ersten Platz und die völlige Gleichgültigkeit gegen die Kräfte und Rechte anderer Völker, denen gegenüber sie getrost Mittel anwenden, die sie unter sich verwerfen. Deshalb scheint mir das in einem flott geschriebenen Vortrag von Heinrich Tilemann (31 S., 75 Pfg., Hahnsche Buchhandlung, Hannover) behandelte Thema: „Woher das Selbstgefühl der Engländer?" sehr zeitgemäß. Ich möchte seine Sachlichkeit und Objektivität, die uns allein vor Selbsttäuschung bewahren kann, nur bis auf das heutige England ausdehnen, dem zuzubilligen, was er Cromwell gegenüber zur Geltung bringt, dem warmherzigen Patrioten nicht möglich war.

1.

Das englische Selbstgefühl erklärt sich sicher nicht aus der eigentümlichen Blutmischung des englischen Volkes. Gewiß gibt es jetzt ein spezifisch-angelsächsisches Selbstgefühl; es ist aber nicht ein Produkt der Natur, sondern der geographischen Lage und der Geschichte. Die geographische Lage hat A. Hettner in seinem Buche: „Englands Weltherrschaft und der Krieg" vortrefflich durchleuchtet. So zeigt auch Tilemann, wie die Seeluft frei macht, der natürliche Schutz eines Seegürtels unabhängig,

Digitized by Google

wie eine Insel sich auch geistig und gemütlich ganz anders umfassen läßt wie ein Binnenland. Wie das leibliche und geistige Auge sich gewöhnt in weite Ferne zu sehen, so erstarkt das Sonderbewußtsein der Insulaner. Mit der insularen Lage hängt nun auch die politische Entwickelung zusammen: von außen wenig gestört, sehr früh konsolidiert, führte sie zu der frühesten Verfassung in der Magna charta, dieser Verankerung germanischer Freiheiten im Gesetz, dem nötigenfalls Achtung zu erzwingen ist. Man kann die Bedeutung dieser frühen Verfassung und der Bewunderung des Auslandes dafür nicht leicht überschätzen: der freie Mann im Vollsinn — das ward der Inhalt des englischen Selbstgefühls. Wie hat dann das Zeitalter der Elisabeth, die Niederwerfung der spanischen Weltmacht, weiterhin die Überflügelung der holländischen Seemacht, die sicher, unaufhaltsam aufsteigende Handelsmacht dies Selbstgefühl steigern müssen! Aber es wird doch erst vollendet durch das Zeitalter der Revolution. Mit Recht betont Tilemann, daß erst der Puritanismus dem nationalen Unabhängigkeitsdrang seine religiöse Begründung und dauernde Fundamentierung verliehen hat: wer einem Menschen, sei's auch ein König, übermenschliche Ehre erweist, entzieht sie Gottes Majestät. Dazu kam die Prädestinationslehre: die Erwählten konnten sich Gewißheit ihrer Erwählung nur durch die Bewährung in einem Leben nach Gottes Gesetz erwerben. Daher die stete Selbstkontrolle und Selbstzucht, die das ganze, auch geschäftliche Leben rationalisiert. Zweifellos geht viel von der großartigen politischen Entwicklung Englands auf die in der Schule des Puritanismus gelernte Selbstdisziplin zurück. Aber damit verband sich alsbald die Selbsteinschätzung. Auch bei subjektiv ehrlichem Gnaden- und sehr ernstem Verpflichtungsgefühl entsteht die verhängnisvolle Selbstüberhebung. „Ein Handeln," urteilt Tilemann vortrefflich, „das weniger spontan, aus Lust und Liebe, als vielmehr unter dem Zeichen der Pflichterfüllung und bewußten Korrektheit vor sich geht, ist sehr häufig der Gefahr der Überhebung und Selbstgerechtigkeit ausgesetzt." Zum Beweis dafür führt er uns John Milton vor, in dessen Areopagitikon sich die an Nichtkenntnis deutscher wie an Überschätzung eigener Verdienste gleich reiche Selbsteinschätzung findet: „Gott hat diese vor allen anderen Nationen auserwählt, daß von ihr aus wie aus Zion die erste Zeitung und Posaune der Reformation dem

Digitized by Google

ganzen Europa verkündet werde." Weiter spricht er die Erwartung aus, daß „Gott sich, wie es so seine Weise ist, unter allen Knechten zuerst seinen Engländern offenbaren werde." Ja, die Hinrichtung des Königs begeistert ihn zu jener charakteristischen Verbindung des Gedankens der Erwählung mit dem der Verpflichtung: die erste Nation, die ruhmvoll von Tyrannei und Aberglauben erlöst sei, deren Geistesgröße nicht vor dem Todesspruch über einen König zurückbebt, dürfe nach einer so glorreichen Tat nichts Kleines und Gemeines mehr denken. Noch stärker war die Nachwirkung Cromwells. Wir wollen es Carlyle glauben: nicht bloß wildes Temperament, wahrhaft religiöse Überzeugung ward in Cromwell der Ausgangspunkt der ganzen verhängnisvollen Entwicklung des englischen Selbstgefühls. Gefühl der Nähe Gottes und religiöses Freiheitsgefühl verbanden sich zu prophetischem Verpflichtungsgefühl weit über England hinaus, Werkzeug in Gottes Hand für alle Völker, Führer der Völker zu Gerechtigkeit und Freiheit zu sein. Unmittelbar daneben lag die unsagbare Grausamkeit und Härte, wie gegen Irland, so gegen Holland, später gegen Ostindien. In diesem Willensmenschen stärkster Prägung entstand der Plan einer großen Allianz der nordeuropäischen Länder zum Schutz des Protestantismus. Die Vormachtstellung Englands war ihm zweifellos, eben weil es göttliches Werkzeug war. Hier findet sich bereits die Selbstverständlichkeit wie die Unbedenklichkeit der tradionellen englischen Machtpolitik in der Wahl der Mittel. Wenn man sich nun auch hütet vor dem billigen Vorwurf der Heuchelei, kann man sich doch nicht die Gefahr der Unwahrhaftigkeit verbergen, die in solcher Verquickung von Politik und Religion, von Selbstgefühl und Machtdrang liegt. „Die beständige Anstrengung," urteilt auch ein englischer Historiker, „sich selbst zu überzeugen, daß er höheren Beweggründen folge, wenn in Wirklichkeit materielle Erwägungen Ausschlag gaben", verdarb Cromwells Charakter. Das ist eben die eigentümliche englische Form der politischen Unwahrhaftigkeit.

Um nun aber dies Selbstgefühl ganz zu verstehen, muß man noch den ungeheuren Erfolg berücksichtigen: England in wenigen Jahrzehnten Vormacht auf dem Ozean, Schirmvogt der protestantischen Interessen in der Welt! Darauf gründet sich der selbstverständliche Anspruch auf Weltherrschaft. Man muß es bei Tileman nachlesen, wie, nachdem das puri-

Digitized by Google

taniſche Selbſtgefühl kräftigſter Hebel der politiſchen Expanſion geworden, dieſer tatſächliche Erfolg ſeinerſeits wieder zu einem Faktor wurde, der das Selbſtgefühl des auserwählten Volkes mächtig erhöhte. Und dieſer Erfolg blieb dann dem bis in die Gegenwart ungeſchwächten Anſpruch, dieſem Element politiſcher Stärke, faſt dauernd treu. Wir wollen nicht von unverdientem Glück reden, wo ſo viel Kraft, Selbſtkontrolle und Diſziplin mitwirkte! Freilich auch der unvermeidliche Rückſchlag des großen Erfolges blieb nicht aus: die ungemeſſene Steigerung des Tätigkeitsdranges auf Koſten der Reinheit der Motive, des heftigen Drängens zu weiteren Erfolgen und ſtärkeren Wirkungen ohne Fragen nach den Rechten anderer, am Ende auch Selbſtüberſchätzung, als ob alles Verdienſt, nichts Gunſt wäre. Durch den ſo alles überwuchernden Praktizismus ging, wie wieder Tileman überzeugend ausführt, Anteilnahme und Mitarbeit an tiefen, ſchwierigen Problemen, deren Löſung keine greifbaren Erfolge beanſprucht, verloren. Grundſatzloſer Utilitarismus läßt Prüfung der Beweggründe und Berückſichtigung der Rechte anderer unpraktiſch erſcheinen. So erklärt ſich naturgemäß die gemütloſe Willensſtarrheit und zähe, in der Wahl der Mittel unbedenkliche Energie der engliſchen Staatsmänner, ebenſo die Anſpruchsfülle der an Weltherrſchaft gewöhnten engliſchen Reiſenden, die ohne weiteres erwarten, daß alles ſich nach ihrer Gewohnheit und Sprache modle und außerordentlich wenig Bereitwilligkeit und Fähigkeit zeigen, in andere Eigenart mit ſuchender Seele und ehrlichem Willen einzudringen.

2.

Wir dürften nun die Elemente des engliſchen Selbſtgefühls beiſammen haben: die auf große und bewußte Leiſtung geſtützten Anſprüche auf Geltung, ja Vorherrſchaft, genährt durch ungeheuren Erfolg, ideell geſtützt durch das religiöſe Bewußtſein des auserwählten Volkes, und die völlige Gleichgültigkeit gegen fremdes Weſen und Leben, Recht und Anſpruch, von dem man keine Ergänzung oder gar Korrektur der eigenen Vortrefflichkeit erwartet.

Schauen wir nun in die Gegenwart! Da finden wir dieſe ſelben Elemente nur verſtärkt und zumeiſt abgelöſt von der religiöſen Wurzel des Puritismus. Zwar dürfen wir nicht verkennen, daß in breiten Schichten

Digitized by Google

des englischen Volkes, in viel breiteren als bei uns, besonders auch des arbeitenden Volks, die religiöse Orientierung, zumal an den alttestamentlichen Helden, noch stark mitspricht; aber sie befestigt nur durch den beliebten Vergleich mit den vermeintlich ungläubigen, missionsschwachen Nationen das Gefühl der Auserwähltheit. Wo aber von diesem Bewußtsein der religiösen Erwähltheit nichts geblieben — und gerade an einer George Eliot, auch an der Humphrey Ward und an George Meredith kann man sehen, wie weit der französische, skeptische Geist in Englands Intellektuelle eingedrungen ist —, ist um so brutaler, ungehemmt durch Demut vor Gottes Gnade, das Bewußtsein, einem Volk anzugehören, das zum Schiedsrichter und Führer der Völker, zur Welt- und Handelsherrschaft vom Schicksal berufen sei. Gesteigert durch die ununterbrochene Kette von Erfolgen: Aufstieg zur See-, Kolonial-, Weltherrschaft in etwa 100 Jahren: man lese nur Capitain Mahans Influence of see power in history, kondensiert in seinem Leben Nelsons! Die rücksichtsloseste, den Fremden gegenüber völlig andere Maßstäbe anwendende Macht- und Realpolitik ist so traditionell geworden. Seeley hat in seiner Geschichte der englischen Kolonisation ganz aufrichtig die brutalen Anfänge aller Landerwerbungen Englands aufwiesen. Diese grausame Brutalität verband sich aber ganz leicht mit der Gewißheit der rechten Methode: Gott krönte doch sein auserwähltes Volk mit Erfolg um Erfolg, und die grausam und listig erorberten Länder befanden sich — das durften sie sich tatsächlich sagen — weit wohler unter englischer als unter eigener Herrschaft. Man verkenne doch nicht die ungeheure Versuchung des englischen Volkes zur Selbsttäuschung über seine Motive! Die unleugbar großen Erfolge der englischen Kolonialpolitik wie der wesentlich angelsächsischen Weltmission — wie gering erscheint mit ihr verglichen unsere deutsche! —, die sicher fortschreitende Zivilisation der Welt unter Englands Ägide — trotz Opiumhandel! —, die immer steigende Bewunderung aller Welt wie für die parlamentarische Freiheit so für den unermeßlichen Reichtum und gesättigten Lebensstil des alten Herrenvolkes, die tausendfache Erfahrung der raschen Anpassung aller Fremden an die englische Kultur — das mußte die abgeschlossene, auf ihrer Insel lebende und im Wechselverkehr mit den eigenen Kolonien saturierte Nation mit dem naiven Selbstgefühl

Digitized by Google

erfüllen, zur Weltherrschaft berufen zu sein. Die relative Berechtigung dieses Herrschaftsgefühls sollten wir nicht leugnen, nachdem wir in diesem endlosen Krieg die schier unerschöpflichen Hilfsmittel Englands, seine tatsächliche, anerkannte Vorherrschaft, die fast selbstverständliche, faszinierende Macht seiner Gelder wie seiner Lügen über die Neutralen, vor allem auch das Ausbleiben ernsthafter Revolten gegen seine „Tyrannei", die innige, opferbereite Verbundenheit der Kolonien und weitest entfernter Kronländer mit dem Mutterland erfahren haben. Die englische Weltherrschaft steht wahrlich nicht auf tönernen Füßen! Auch die Opferwilligkeit des Volkes für sein Reich steht, wenn sie auch längere Zeit braucht, um sich zu entfalten, auf der Höhe seiner Ansprüche.

So verstehen wir auch die alle anderen Gefühle überbietende Besorgnis, die aus der steigenden, bald der englischen gleichen Höhe der deutschen Handelsbilanz erwuchs — man sollte sich abgewöhnen, von Krämer- oder Händlergeist zu reden, da doch auch Bismarck Kulturkampf und alles hintangestellt hat der Sicherung der nationalen Produktion und Handelsmacht, diesem festen Rückgrat der Staatsgewalt — und an der Vermehrung der deutschen Flotte einen ängstlich beobachteten Gradmesser fand; wir verstehen die Besorgnis, von Deutschland aus seiner Weltherrherrschaft verdrängt zu werden. Wie nun aus solcher Besorgnis, die erste Stelle in Welthandel und Seegewalt einzubüßen — und zwei Völker können sie nicht mit einander einnehmen! —, zu einem leidenschaftlichen Sichaufbäumen der vererbten, geheiligten Ansprüche gegen die Ursurpatoren führen mußte, bedarf keiner weiteren Ausführung.

Aber freilich alle Gerechtigkeit und Objektivität kann nicht zur Anerkennung der Berechtigung dieses eigentümlichen Selbstgefühls führen, das darin gipfelt, daß nur einer in der Welt herrschen darf, alle andern dienen müssen. Es ist ja nicht bloß dem modernen Engländer, es ist dem Engländer seit Cromwells Tagen ein geistiger Hochmut, wie Tilemann richtig sagt, eine greisenhafte Abgeschlossenheit eigen, die das gute Daseinsrecht anderer Wesensart nicht mehr zu fassen vermag. Die englische Borniertheit ist, nachdem sie Carlyle vergebens zu kurieren gesucht, immer stärker ausgewachsen. Der Utilitarismus, der über den Mangel an intellektueller Kraft und Schulung hinwegtäuscht, die Armseligkeit der ideellen Schulung, welche Vertiefung in schwere, lastende Probleme,

Digitized by Google

aber auch in die Grundlagen der Naturvorgänge verschmäht, ist am Ende der Totengräber dieser kurzsichtigen Form der Weltbeherrschung. Die noch immer ungenügende Schul-, insbesondere länderkundliche Bildung, die Verwöhnung durch die englische Größe und Reichtum umschmeichelnde Welt, die Vernarrtheit in die eigene, stil- und formvolle Lebensart, die Unbedürftigkeit jeder Ergänzung und Erweiterung des Horizonts — lauter Wirkungen des eigenartig gesteigerten Selbstgefühls — lassen keine Erkenntnis fremden Wesens und Rechts aufkommen. Es ist mir fraglich, ob das englische Volk, von wenigen Staatsmännern abgesehen — ich wage nicht einmal die Minister hier alle einzuschließen — so verlogen und heuchlerisch ist in seinen Verleumdungen deutscher Art in Krieg und Frieden, wie wir leicht annehmen; es ist viel zu selbstgefällig und einsichtslos für fremdes Wesen, um irgend zweifeln zu können an den übelsten, sinnlosesten Nachreden. Der selbstverständliche Anspruch auf ewige Fortdauer der Vorzugsstellung — das ist die letzte Quelle der Eifersucht, die England in diesem Vernichtungskrieg gegen deutsches Wesen getrieben hat. Man soll aber nicht sagen: nur die politischen Führer seien für diese verruchte, skrupellose Politik verantwortlich; auch die breiten Schichten des Volkes, von wenigen Carlyleschen Seelen und organisierten Arbeitern abgesehen, haben das Schicksal mit zu verantworten, weil sie eben teilnahmen an jener gefährlichen Überhebung eines in sich vernarrten Wesens.

3.

Es ist in der Tat geographisch, geschichtlich und psychologisch nur zu erklärlich, dies ungemessene Selbstgefühl Englands. Aber was es so unerträglich gemacht hat für andere, zumal aufstrebende Nationen, was ihm jene brutale Ausnutzung aller berechtigten und unberechtigten Mittel im Konkurrenzkampf und dies völlige Unvermögen zum Verständnis der Rechte und Kräfte anderer Nationen eingepflanzt hat, die Verwöhnung durch einen ungeheuren Erfolg und ein gesättigtes Dasein, das dürfte dieser Krieg, wenn nicht alle Zeichen trügen, ihm nehmen. Ich möchte einen bleibenden Gewinn dieses scheinbar sinnlosen Mordens auch darin finden, daß dem großen und starken Volk zum eigenen und der ganzen Welt Segen das Rückgrat seines hochmütigen und sich abschließenden Selbstgefühls gebrochen und die Augen gewaltsam geöffnet werden

Digitized by Google

sollen für die gleichen Ansprüche gleichwertiger Kräfte auf Anteil an der Weltherrschaft. Dann erst wird der verderbliche Wahn des „auserwählten Volkes" weichen und statt der naiven Ansprüche an eine Vorzugsstellung unter allen Nationen eine wirkliche Anspannung aller Kräfte, auch der intellektuellen, ja auch der philosophischen im freien Wettbewerb um die ersten Plätze an der Sonne eintreten. Es ist ein schöner Traum, den man freilich kaum mehr zu träumen wagt, daß wir nach dem Kriege mit einem zur Einsicht in seine Schranken und in unsere gleichen Rechte gebrachten englischen Volk in friedlichem Wettbewerb die Interessen der höheren Kultur fördern können. Dazu bedarf es aber gerade um seines eigentümlichen Selbstgefühls willen zunächst eines großen Aderlasses, eines unbestreitbaren Mißerfolges seiner bisherigen Weltherrschaftsmethoden. Solchen Mißerfolg durch unsere Waffen zur See und zu Lande gönnen wir England wie uns selbst von Herzen.

Der Zusammenbruch der französischen Linken

Einer meiner Freunde, ein neutraler Politiker, der sich längere Zeit in Paris aufhielt und dort mit mehreren Parlamentariern und Journalisten zusammentraf, sandte mir folgenden Brief, der eine wertvolle Schilderung der innerpolitischen Verhältnisse Frankreichs darstellt. Sie dürfte unsere Leser um so mehr interessieren, als sie sich mit den allgemein verbreiteten Anschauungen über die innere Lage des gegenwärtigen Frankreichs nicht decken. Wer aber kürzlich in Paris war, verdient sicher allgemein gehört zu werden. Paul Rohrbach

* * *

.... „In gewisser Beziehung darf man auch in Kriegszeiten die Presse eines Landes als Barometer der Volksstimmung ansehen. Da ist für Frankreich zunächst festzustellen, daß dank der energischen und zielbewußten Propaganda der „Action française", der „Libre parole" und neuerdings des „Œuvre" alle Zeitungen, die irgendwelche Beziehungen zu Deutschland gehabt haben, wie der „Gil Blas", entweder verschwunden sind, oder, wie das „Journal", den Besitzer gewechselt haben. Heute gibt es keine französische Tageszeitung oder Zeitschrift mehr, die persönlich oder journalistisch mit den Interessen deutscher, österreichisch-unga-

Digitized by Google

rischer oder deutsch-schweizer Kapitalisten oder Politiker direkt oder indirekt verknüpft ist. Weiter ist hervorzuheben, daß diejenigen Zeitungen, die sich rühmen dürfen, diesen Triumph erzielt zu haben — „L'action française" und „Libre Parole" — während des Krieges an Absatz und Bedeutung gewonnen haben. Wenn es den Deutschen auch vielleicht zu hören nicht angenehm sein wird, so läßt sich die Wahrheit doch leider nicht verschweigen, daß die Leiter dieses Blattes Léon Daudet, Charles Maurras und J. Dimier zu den hervorragendsten Köpfen der Pariser Journalistik gehören. Man vergißt die Vergangenheit Léon Daudets als schlüpfrigen Romanschriftsteller; denn als Politiker entwickelt er Geist, Zähigkeit und Willenskraft; ihm steht der hochgebildete Charles Maurras, der die jüngste politische Geschichte Frankreichs wie kaum ein Zweiter beherrscht, zur Seite. Diesen beiden vor allem dankt die „Action française" ihren für uns Demokraten bedauernswerten Aufstieg während des Krieges. Natürlich fühlt sich das altfranzösische Volksblatt der „Petit Parisien" nicht bedroht, das gegenwärtig seinen Absatz auf 2 129 940 Exemplare gebracht hat. Daß aber „Action française" und Blätter ähnlicher Richtung wie „Libre parole" und „Gaulois" während des Krieges einen im demokratischen Frankreich ganz unerwarteten Aufschwung genommen haben, hat darin eine Parallele, daß Blätter ähnlicher Richtung aus der Westschweiz einen großen Absatz finden. Wie mir Philippe Landrieux, der Verwaltungsdirektor der sozialistischen „Humanité", klagte, werden die „Tribune de Genève" und die „Gazette de Lausanne" seit Kriegsausbruch in Paris in 50- bis 60 000 Exemplaren abgesetzt. Diese Tatsache sei um so beklagenswerter, als diese beiden ursprünglich demokratischen, bürgerlichen Zeitungen eines Landes, das niemals eine andere Regierungsform als die republikanische gekannt habe, sich seit dem September 1914 mit den Reaktionären Frankreichs gegen die parlamentarische Demokratie verbunden habe.

Es ist in der Tat einer der glänzendsten Schachzüge der französischen Regierung, daß sie zwei ursprünglich demokratisch gesinnte Schweizer Tageszeitungen ihren Zwecken dienstbar zu machen verstand, und durch sie das französische Volk in dem erwünschten Sinne beeinflussen ließ. Das Mittel, welches diesen beiden Zeitungen in Frankreich Verbreitung sicherte, war dies, daß sie fortfuhren, die deutschen Tagesberichte zu veröffentlichen. Darin lag zwar eine gewisse Gefahr für die Stimmung

Digitized by Google

des französischen Volkes; aber sie wurde dadurch beschränkt, daß die deutschen Tagesberichte, je größere Siege sie meldeten, um so stärker verstümmelt wurden.

Immerhin, meinte Landrieux, habe auch die „Humanité" im letzten Jahre an Absatz gewonnen. Er überreichte mir eine graphische Darstellung des Absatzes der „Humanité" im Jahre 1915. „Die größere Verbreitung" des Blattes vermag aber nur ein wohlwollendes Auge zu finden; denn der Absatz der „Humanité" ist in den Pariser Kiosken von 23 150 im September 1914 auf 17 745 im Dezember 1915, in den Vororten von 15 502 im September 1914 auf 8767 im Dezember 1915 gesunken. Die Abonnements sind ebenfalls von 10 963 im Januar 1915 auf 9921 im Dezember 1915 gesunken. Der Verkauf in den Metrostationen dagegen ist von 1310 im September 1914 auf 3172 gestiegen, und in den Departements hat sich der Absatz der Zeitung verdoppelt."

Tatsächlich fällt die leichte Zunahme im Absatz der „Humanité" nicht ins Gewicht; und den 70000 Exemplaren täglicher Verbreitung, die die sozialistische „Humanité" findet, stehen schon je 50000—60000 der „Tribune de Genève" und der „Gazette de Lausanne" in Frankreich gegenüber, ferner die „Action française" mit 60000 Auflage, „Libre parole" mit 50000, „Gaulois" mit 50000, „Echo de Paris" mit 700000, „Croix" mit etwa 30000, „Liberté" mit etwa 70000, „Figaro" mit etwa 50000, „Temps" mit 30000, „Journal des Débats" mit 20000, „La Victoire" mit etwa 200000, „Journal" mit 300000, „Matin" mit 200000 und der „Nouvelliste de Lyon" mit einer Auflage von 150000 Exemplaren, die alle der Verbreitung sozialistischer Anschauungen entgegenarbeiten.

Gegenüber diesen 2 Millionen Lesern der rechtsstehenden Presse fallen die 70000 Leser der „Humanité", die nicht einmal 10000 Leser der „Bataille", die je 20000 des „Radical" und des „Rappel" — im ganzen 120000 — überhaupt nicht ins Gewicht, weil ihre geringe Zahl hinter derjenigen der reaktionär-klerikalen Presse völlig verschwindet.

Der Mißerfolg der linksstehenden Presse hat zwei äußerliche Gründe. Erstens ist diesen Zeitungen — vermutlich aus Mangel an finanzieller Kraft — die kriegsgemäße Aktualität nicht geglückt; zweitens fehlen ihnen nach der Ermordung von Jaurès zielbewußte, sichere, klarsichtige

Digitized by Google

Führer. Sie schwankten, vor allem im ersten Jahr, zwischen einem gemäßigten Nationalismus und dem widerspruchsvollen absolutistischen Sozialismus hin und her und befriedigten dadurch weder die überzeugten Nationalisten noch die überzeugten Sozialisten.

Dieser Mangel an Persönlichkeiten und Charakteren in der radikalen und radikalsozialistischen Partei ist auch schuld daran, daß der „Temps", der diesen Mangel kennt und in geschickter Weise auszunutzen versteht, in allen preßpolitischen Streitfragen, die zwischen ihm und der „Humanité" häufig auftreten, leichte Triumphe erzielt. Aristide Jobert bedauerte mir gegenüber, daß den Radikalen und den Sozialisten ebenso Entschlossenheit und ein klar umrissener Standpunkt fehlt, als auch vor allen Dingen der persönliche Mut der Überzeugung. Die tastende Unsicherheit, die Schwäche und persönliche Feigheit der Renaudel, Longuet, Compère-Morel haben den Sozialismus bis zur Bedeutungslosigkeit herabgedrückt. —

Eugène Hollande hat kürzlich im „Radical" geschrieben: „Der relative Mißerfolg unserer Offensive in der Champagne, die etwas beunruhigende Verfassung unseres Expeditionskorps in Mazedonien, die für uns recht zweifelhaften Verfügungen Griechenlands, die dunkle Politik Bratianus, das tragische Abenteuer des erdrosselten und vergewaltigten Serbiens — kurzum, alle diese Fehler zusammen haben im Lande unleugbar einen Geisteszustand geschaffen, der weit von Zufriedenheit entfernt ist. Der Volksausdruck sagt: Es geht nicht wie es gehen sollte. Heute handelt es sich nur um eine Mißstimmung, morgen wird es Zorn sein. Wird das Volk darin unrecht haben? Keineswegs. Das Volk konstatiert, daß seine materiellen und moralischen Kräfte, die es einsetzte, nicht zum besten verwertet worden sind. Kann man das leugnen?" Alexandre Bérard hat an der gleichen Stelle mit kühner Feder behauptet, die vollziehende Gewalt sei wie in einem monarchisch regierten Staate verfahren, die kriegerischen Unternehmungen würden ohne Einwilligung des Parlamentes eingeleitet usw.

Auf diese und ähnliche papierne Kühnheiten der Radikalen wurde an einem kleinen Verschwörerabend in der Rue Croissant hingewiesen, an dem ich teilnahm, und wo ich einige der letzten aufrechten Demokraten Frankreichs, Bourderon, Meerheimb, Cornelissen, Adrien Violette, A. W.

Digitized by Google

Appleton, A. de Marmande traf. „Haben Alexandre Bérard im Palais Bourbon und Senator Debierre im Luxemburg ihre papierenen Proteste mit offener Stirn vor der Volksvertretung wiederholt?“ war dort zu hören. „Nein, der blonde Schnurrbart des kleinen beleibten, ewig lächelnden Bérard würde in derselben Minute ergrauen, wenn man soviel Mut von ihm gegenüber seiner Wählerschaft von Bordeaux verlangen würde.“ Aber lassen wir die Radikalen. Zeigten unsere Genossen Brizon und Reboul mehr Mut? Ja, sie taten es. Reboul hat seiner Zeit in der Kammer Chappedelaine gegenüber wahrhaftig den „überaus kühnen Zwischenruf“ gewagt: „Laßt den Krieg aufhören, dann brauchen wir keine solchen Maßnahmen.“ Brizon ließ der Ruhm seines Kollegen Reboul nicht schlafen. Fünf Minuten darauf hat auch er einen ähnlichen, ebenso kühnen Zwischenruf gewagt. Aber mehr wagten sie nicht. So wurde an diesem Abend teils in gallischem Spott, teils in schwermütiger Trauer über die offiziellen Vertreter des französischen Sozialismus in einer kleinen, aber gänzlich machtlosen Gruppe gesprochen.

Aus dem engeren Kreise der „Humanité“ beweist Sixte-Quenin sein Demokratentum dadurch, daß er täglich gegen die Pfaffen eifert, ganz in der Art, wie die übrige Presse täglich Deutsche frißt. Renaudel, der sich täglich vom „Temps“ schuhriegeln läßt, hat sich zwischen zwei Stühle gesetzt, seitdem er im November von den beiden Sozialisten, die den unschuldigen Ausflug nach Zimmerwald unternommen hatten, abgerückt ist. Als ich gelegentlich auch nach du Longuets, des dritten Hauptredakteurs der „Humanité“, Haltung fragte, zuckte man nur die Achseln: „Un griffonneur de babillards“ (Pariser Spottname für Journalisten).

Gewisse Hoffnungen setzte jener Kreis, in dem ich hin und wieder verkehrte, auf Accambray und Raffin-Dugens. Als ich eines Nachmittags in meinem kleinen Zimmer im Hotel de l'Université gegenüber dem Hause der „Revue des deux mondes“ saß, brachte mir ein Huissier vom Palais Bourbon einen Zettel: Venez — vite ça y est. Brizon. Da ich am Tage vorher lange mit Brizon über die innerpolitischen Verhältnisse Frankreichs debattiert hatte und er mir seine Hoffnungen auf Accambray, den er als einen aufrechten Mann von idealer, demokratischer Weltanschauung und revolutionärem Temperament geschildert hatte, wußte ich, was er meinte; und ich eilte schnell in die Kammer. Es war der

Digitized by Google

16. März; an diesem Tage fand jene tumultuarische Sitzung statt, über die gewiß auch die deutschen Zeitungen ausführlich berichtet haben. Als ich auf der Galerie anlangte, hörte ich gerade Raffin-Dugens laut „très, très bien!“ rufen. (Ich konnte ihn nicht sehen, erkannte aber seine Stimme.) Ich wohnte dem Schluß der Sitzung bei und erinnere mich lebhaft, daß ich von Accambrays mutigem Auftreten, soweit man seine Worte in dem Tumult verstehen konnte, im allgemeinen wohl den Eindruck einer mutigen Tat gewann; aber mit Schrecken sah ich gleichzeitig, wie dieser Mut die übrigen Radikalsozialisten erbleichen machte, wie sie von ihm abrückten, ihn im Stich ließen. Der südfranzösische Advokat Joseph Noulens, Vorsitzender der Gruppe, welcher Accambray angehört, erklärte endlich unter dem Beifall der Radikalsozialisten, daß Accambray kein Recht hat, im Namen der Partei zu sprechen. Die Radikalsozialisten klatschen lebhaft Beifall; denn sie fühlten sich im Gedanken an ihre Wähler wie von einem Alp erlöst. Accambray hat gegen das gesündigt, was Robert de Jouvenel so formulierte: Man darf im französischen Parlament gegen die Kameradschaftlichkeit nicht einmal Parteifeinden, geschweige denn Freunden gegenüber verstoßen.

Die Eintags-Oppositionellen vom Schlage Dalbiez, Accambray, Abel Ferry, Raffin-Dugens und Violette, die sich während des Krieges vor ihren Wählern wenigstens einmal als Demokraten rechtfertigen wollten, flößen mir alle vorläufig ein gewisses Mißtrauen ein, da sie nach der einen von ihnen gehaltenen Oppositionsrede, die ein schnell verklingendes Geräusch macht, stets wieder von der Bildfläche in den Schutz der Partei verschwanden. „Solche Vorgänge haben nichts zu bedeuten und werden in Ihrem Lande leicht überschätzt.

Aber ich höre Sie fragen: Und Clémenceau? Seine Artikel werden in der deutschen Presse täglich zitiert, gewiß weil sie annimmt daß er der Sprecher einer gewichtigen, oppositionellen Gruppe sei. In Wahrheit hat er nichts dergleichen hinter sich und ist doch auch nur ein Mann der Feder. Seine Bedeutung während des Krieges wird am schlagendsten dadurch charakterisiert, daß er, der Präsident der Armeekommission des Senats ist und in dieser Stellung die Schäden und Fehler des Generalstabs und der Regierung am gründlichsten übersieht, seit 20 Monaten im Senat überhaupt noch nicht gesprochen hat; dafür schreibt er täglich

Digitized by Google

in seinem Blättchen einen Leitartikel, aus dem er sich alle Schärfen und Angriffe fortzensurieren läßt. „Si sa cornemuse est pleine de jalousie, il en chante mieux.“ Er ist sicherlich der schreibseligste, aber auch der ungefährlichste und feigste Held der Opposition. Glaubte die Regierung anfangs mit ihm als einen bedrohlichen Gegner rechnen zu müssen, so haben Poincaré und Briand lange verlernt, ihn ernst zu nehmen; selbst Daudet und Maurras sollen ihn, wie mir in Paris wiederholt versichert wurde, keineswegs mehr tragisch ansehen. Die wandelbare Pariser Bevölkerung aber hat durch den Gegensatz zwischen Clémenceaus Artikeln und seiner Schweigsamkeit im Parlament schon seit Monaten alles Interesse an seinen papierenen Protesten, die immer schwächer, immer matter geworden sind, verloren und hat sich seinem Einfluß ganz entzogen. Er hat ausgespielt, ebenso ausgespielt wie Caillaux, von dem die Deutschen allein aus dem Grunde nichts mehr erwarten dürfen, weil er im Parlament und in seiner Partei keinerlei Rückhalt hat.

„Ich komme zum Schluß. Entsinnen Sie sich, verehrter Herr Doktor, wie ich Ihnen vor Jahren einmal einen der schönsten Teile des Berner Oberlandes zeigte und wir hoch oben in den Bergen in einer Unterkunftshütte über Krieg und Frieden, Monarchie und Demokratie sprachen? Damals hielt ich, der Bürger eines, wenn auch kleinen, so doch alten demokratischen Staates Ihren von echt deutschem Idealismus getragenen imperialistischen Erwägungen entgegen: „Sie kennen uns nicht genug, weder Frankreich, noch die Schweiz und auch nicht die italienische Demokratie Ich aber, der ich 20 Jahre alte Beziehungen zu Parlamentariern. Politikern, zu den Arbeitermassen und zu der Bauernbevölkerung nicht nur in meiner Heimat, sondern auch in Italien und Frankreich unterhalte, ich sage Ihnen, der demokratische Geist ist in Europa stärker und zukunftsreicher als der vom Militarismus gestützte Imperialismus. Durch die Demokratie Frankreichs wird Europa, wird auch Rußland gesunden.“ Sie lächelten damals und rieten zum Abbruch unseres Gespräches. Heute, verehrter Herr Doktor, muß ich Ihnen gestehen — aus schwerem und bedrücktem Herzen; denn Sie wissen, ich bin ein eingefleischter Demokrat — daß ich jene Hoffnungen eingebüßt habe. Solange man keine anderen Bundesgenossen hat, muß man seufzend verzichten. Die von mir so hoch geschätzte, und wie ich jetzt einsehe, weit über-

Digitized by Google

schätzte französische Demokratie ist auseinandergesprengt bis auf jenen kleinen machtlosen Verschwörerzirkel, von denen ich einen in der Rue Croissant, einen im Café d'Alma fand. Den ersteren habe ich Ihnen schon gekennzeichnet; der letztere setzt sich vorwiegend aus Malern und Literaten, unter denen sich allerdings interessante, erst kürzlich in Frankreich naturalisierte Ausländer finden, zusammen. „Die „Action française" hat im Anfang des Krieges dem Präsidenten, das wissen Sie, das Prokonsulat angeboten. Er hat es nicht angenommen; aber er hat es auch nicht ausdrücklich zurückgewiesen. Die Exsozialisten Briand, Viviani, Millerand Sembat und Thomas haben sich über eine derartige Verhöhnung des demokratischen Geistes nicht empört; sie sind „Temps"-fromm geworden. Sie haben sich von dem reaktionären, klerikalen, absolutistischen, plutokratischen Frankreich einfangen lassen, wie Gustave Hervé, der vor etwa 6 Monaten mit fliegenden Fahnen in das Lager der Mehrheit übergegangen ist. Wie schrieb doch dieser?: „Seien wir so rechtschaffen, klug und mutig, den Zusammenbruch der sozialistischen Auffassung einzugestehen, welche, besonders seit dem internationalen Kongreß von Amsterdam im Jahre 1904, in den Kreisen der französischen Sozialisten triumphiert hatte ... Es gibt zu wählen zwischen dem alten deutschen Sozialismus, der auf der abstrakten Idee des Klassenkampfes beruhte, und einer neuen Auffassung des Sozialismus, den ich gern den nationalen Sozialismus nennen möchte."

In diesen und in ähnlichen Worten beteuert Hervé seit Monaten immer von neuem seine Abkehr vom Sozialismus und seinen Übertritt zum Nationalismus, dem er aus taktischen Gründen, nicht aus Überzeugung, vorläufig noch das Wort „sozialistisch" anhängt. Er hat eine Reihe heftiger Angriffe gegen Clémenceau gerichtet, die sozialistischen Interpellanten Brizon, Raffin-Dugens verleumdet und die Zimmerwaldisten wütend als vaterlandslose Gesellen beschimpft. Sein Nationalismus und seine Deutschenhetze stehen demjenigen der „Action française" und des „Figaro" um nichts mehr nach: „Wenn wir jetzt Frieden machen, werde ich zu unseren Nationalisten gehen und ihnen demütig sagen: Ihr habt recht gehabt, als ihr sagtet, daß der Militarismus die einzige Rettung der Völker ist, und daß die Republik unfähig war, die Völkerverteidigung zu organisieren," schrieb er am 22. Februar. Er kämpft für die wirt-

Digitized by Google

schaftliche und politische Vernichtung Deutschlands, und es ist bezeichnend, daß sein Sozialistenblatt 200 000 Leser hat und damit alle Blätter, die wenigstens den Schein des Sozialismus wahren, um das Dreifache übertrumpft hat. Deutschland muß wissen, daß es nicht mehr ein demokratisch-sozialistisches Frankreich zum Nachbar hat, sondern daß das demokratisch-sozialistische Frankreich mit parlamentarischer Regierung und parlamentarischer Kontrolle und Preßfreiheit sich in ein absolutistisches Frankreich verwandelt hat. In der Kirche hat dieser Absolutismus einen gewaltigen Bundesgenossen. Der Klerikalismus hat von neuem Frankreich erobert und wird es in absehbarer Zeit zwingen, die Verbindung mit dem Vatikan wieder aufzunehmen.

„Will man heute Zeitungen als Barometer der politischen Stimmung gelten lassen, so greife man zur „Action française", zum „Eclair", zur „Liberté", zum „Gaulois", zum „Figaro", zur „Victoire" (die sich vorläufig noch nationalistisch-sozialistisch, bald aber wohl klerikal-nationalistisch nennen wird) — nicht nur weil in den Redaktionen dieser Blätter die klügsten, zielbewußtesten und stärksten Männer sitzen, sondern weil infolgedessen diese Zeitungen die weiteste Verbreitung haben. Wer diese Blätter und die klerikale Zeitschrift „Correspondant" regelmäßig liest, und dann hin und wieder den „Petit Parisien", das „Petit Journal" und den „Matin" zur Hand nimmt, wird mit traurigem Befremden wahrnehmen, daß nicht wie vor dem Kriege die sozialistische Presse und sozialistische Anschauungen auf die seichten Tageszeitungen, die das Volk liest, abfärben, sondern daß die klerikale Presse das Erbe der sozialistischen Parteipresse angetreten hat, d. h. daß die großen Volkszeitungen jetzt ebenso klerikal orientiert sind, wie sie früher sozialistisch orientiert waren.

„Die klerikale Presse weiß, daß sie preßpolitisch die Friedensdiskussionen zu führen und zu leiten hat. Aber wer die Macht und die Verantwortung trägt, läßt mit sich reden. Daher findet man auch in den klerikalen Blättern offene Versuche zur Annäherung an den Feind und zur Aussprache mit Deutschland. Arthur Meyer hat kürzlich im „Gaulois" ein Geständnis gemacht, das eine Diskussion zwischen Deutschland und Frankreich ermöglicht. Er schrieb am 10. Mai: „1875 erlaubte Rußland nicht, daß

Digitized by Google

Deutschland uns zertrümmerte. 1914, als keine Lebensfrage für uns auf dem Spiel stand, bezahlten wir diese Schuld indem wir unsere Geschicke an diejenigen Rußlands ketteten." Charles Maurras von der „Action française" ist ein ausgesprochener Verächter Englands, denn von ihm stammt das geflügelte Wort: „Die englischen Ideen haben Frankreich erniedrigt" — und: „Der Brite ist Pirat geblieben." Wenn er auch im Kriege diesen Haß gegen England meistens verschwiegen hat, so ist er doch vielleicht denen zuzuzählen, mit denen Deutschland für später rechnen kann. Der „Eclair" hat sich ausdrücklich auch während des Krieges die Mitarbeiterschaft Victor Cambons gesichert, der bekanntlich eine sehr hohe Meinung von Deutschlands Wirtschaftskraft hat. Die „Libre parole" vom 31. März kämpfte in einem ausgezeichneten Artikel gegen Annektionen auf allen Seiten und schrieb am 20. Februar sogar: „Die Deutschen glauben ebenso fest, daß das Recht auf ihrer Seite ist. Wir überlegen und sprechen in Frankreich immer, als ob die Deutschen nicht das geringste Recht hätten und ihre Ansprüche nur auf die Gewalt stützten. Es gibt keine irrtümlichere und gefährlichere Legende." Im „Figaro" hat Maeterlinck kürzlich zum ersten Male einen leisen Versuch gemacht, um Achtung für Deutschland zu werben.

Sind das Zeichen für eine langsam einsetzende Annäherungspolitik? Wenn sie es wirklich sein sollten, so würden diese, weil sie von der überwiegend großen Mehrheit ausgehen, wesentlich mehr ins Gewicht fallen, als die Eintagsoppositionsreden einiger ruhmsüchtiger Sozialisten, die in ihrer Opposition doch nicht durchhalten, die durch ihre Charakterschwäche und durch ihre politische Kurzsichtigkeit im französischen Volke jedes Zutrauen verloren haben und als erledigt gelten dürfen. „Als ich einmal in La Villette unter Arbeitern saß, sagte einer von ihnen, ein stämmiger Normanne: Je ne marche pas avec M. Barrès; mais tout de même, il est encore quelqu'un tandisque les truqueurs comme Renaudel et Longuet nous ont trompé. D'abord ils ont fait descendre notre Jaurès par Monsieur Poincaré et sa compagnie et après ils nous ont foutu — merde alors pour ce socialisme!

„Solche harte Urteile über den Sozialismus habe ich nicht nur in Paris, ich habe sie auch in Chartres und in Nantes gehört. Das hat mir die Überzeugung eingegeben, daß Frankreich sich völlig erneuert hat. Aber

Digitized by Google

ich kann in meinem Alter meine Überzeugungen nicht mehr ändern. Die Zukunft Europas erscheint mir düster, und ich glaube heute, unsere kleine Schweiz wird die letzte demokratische Insel im neuen Europa sein. Sie aber wird demokratisch bleiben; das kann ich Ihnen auch heute versichern."

* * *

Diese Ausführungen meines Schweizer Gewährsmannes gewinnen dadurch besondere Bedeutung, daß, wie ich eben lese, unabhängig von ihm der Pariser Korrespondent des „Maasbode" seine Pariser Eindrücke kürzlich in einer ähnlichen Schilderung zusammenfaßte. Er schrieb Anfang Mai:

„Unter dem Einfluß des Krieges findet eine tiefe Umwälzung in den Gemütern statt... Die Katholiken bilden, soweit bekannt, keine besondere, fest zusammengeschlossene Partei. Sie sind entweder Royalisten, und deren Anzahl ist unter ihnen ziemlich ansehnlich und nimmt stets zu, oder sie gehören zu der nationalistischen Gruppe, die die Republik zu einer christlichen, zu einer katholischen umformen will. ... Es gibt viele Franzosen, die aus Vaterlandsliebe Royalisten geworden sind... Sie behaupten, daß ein militärisch starkes Frankreich innerhalb seiner natürlichen Grenze, des Rheines, die einzige Gewährleistung für einen dauernden europäischen Frieden sei... Es würde jedoch verkehrt sein, diesen politischen Streit, in dem sich die Gegenparteien sehr unhöflich anreden, als ein Zeichen dafür zu betrachten, daß die „Union sacrée" krank und diese beißende Polemik ein Symptom von Schwäche sei. Vorläufig bleibt der einzige alles beherrschende Gedanke: der Sieg."

Paul Rohrbach

Streiflichter zur Weltlage IX

Von Professor Dr. Schiemann

Man kann wohl die Frage aufwerfen, ob die Kriegsberichte unserer Gegner mehr geschrieben werden, um die eigenen Landsleute zu täuschen oder um einen Eindruck auf die Bundesgenossen zu machen.

Verhältnismäßig am meisten Wahrheit findet man noch in Berichten der Engländer. Sie geben eigene Mißerfolge meist zu. Ihren Lesern auch die deutschen, österreichischen, türkischen und bulgarischen Berichte regelmäßig wiederzugeben, haben aber auch sie nicht wagen dürfen. Die

Digitized by Google

Berichte des Gegners sind verarbeitet und zugeschnitten in zusammenfassenden Betrachtungen zu finden, welche fremde Erfolge auf das möglichste Mindestmaß von Bedeutung zusammenschrumpfen lassen. Frankreich und Rußland ignorieren fremde Erfolge prinzipiell und wissen stets von eigenen Vorteilen zu erzählen. Die Methode die dabei erfolgt wird, besteht im Verschweigen der Hauptaktion unter Aufbauschung eines episodenhaften Vorfalls, der für die überlegene Tapferkeit der eigenen Leute Zeugnis ablegen soll. Dasselbe gilt von den italienischen Berichten. Dazu kommt bei den einen die romanische Rhetorik, bei den anderen angelsächsische Verbissenheit, bei den Russen jenes „nitschewo", das einer Kombination von Leichtfertigkeit und Zuversicht entspringt und mit Möglichkeiten rechnet, die vielleicht, trotz allem, eintreten könnten. So wurde, um einige Beispiele anzuführen, über die Schlacht bei Tannenberg mit den Worten referiert: „Ein Unglück ist geschehen", dann aber hieß es, der Rückzug des Großfürsten bedeute jedoch nicht mehr als eine Episode im Vormarsch nach Preußen. Über die Masurenschlacht aber ist bis zur Stunde noch nichts in Rußland bekannt gegeben worden. Für dieses Jahr war die große russische Offensive im Februar geplant, wie sie ja allerdings südlich von Dünaburg auch versucht worden ist, eine zweite Offensive war für Ende Mai oder Anfang Juni (russischen Stils) angekündigt, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß die Anwesenheit von Viviani und Thomas in Rußland bestimmt ist, ein Übriges für ihre sachkundige Vorbereitung zu tun. Nun, sie mögen kommen und sich neue Erfahrungen zu einem neuen nitschewo! holen. Es ist doch immer der erneute Versuch, die so lange vorher beratene und angekündigte gemeinsame gleichzeitige Offensive zu verwirklichen, die trotz allem sich in Einzelaktionen zersplittert. Inzwischen aber zermürbt Frankreich was es noch an Truppen aufzubringen vermag, vor Verdun, während Herr Poincaré, einer der Meistschuldigen an dem Krieg, für den Frankreich jetzt so schwer zu büßen hat, immer frische Floskeln einer Rhetorik aufwendet die stets aufs neue von den Tatsachen widerlegt wird. So hat er am 14. Mai die Stadt Nancy wiederum in wahrhaft unerhörter Weise umschmeichelt als diejenige Stadt die mehr als jede andere Provinz Frankreichs vor Ausbruch des Krieges friedlich gesinnt gewesen sei.

Wir aber erinnern uns, wie schon am 13. April 1913 die Stimmung in

Digitized by Google

Nancy so feindselig war, daß friedliche deutsche Reisende, darunter Damen, auf das gröblichste durch Anspeien, Beschimpfen und tätliche Angriffe insultiert wurden und wie Francis Charmes „de l'Academie française" damals in der „Revue des deux mondes" dieses schamlose Verhalten zynisch verherrlichte. Jetzt „schwört" (je vous jure) Herr Poincaré im Namen Frankreichs, er werde Lothringen befreien und Nancy rächen, und gleich danach in einer zweiten Rede leistet er sich eine weitere Blütenlese an Phrasen die wir wiedergeben, weil sie einen politischen Beigeschmack haben: „Die Mittelmächte, geplagt von Gewissensbissen, weil sie den Krieg entfesselt haben, und erschreckt durch den Haß, den sie im Menschengeschlecht erregt haben, versuchen heute der Welt glaubhaft zu machen, daß nur die Alliierten an der Fortdauer des Krieges Schuld trügen. Das ist schwerfällige Ironie die niemanden täuscht. Weder direkt noch indirekt haben uns unsere Feinde Frieden angeboten. Wir wollen aber nicht, daß sie ihn uns anbieten, sie sollen uns darum bitten; wir wollen nicht ihre Bedingungen, wir wollen ihnen unsere Bedingungen aufzwingen; wir wollen keinen Frieden, der dem kaiserlichen Deutschland die Möglichkeit ließe, den Krieg wieder aufzunehmen und ihn als ewige Drohung über Europa hängen zu lassen; wir wollen einen Frieden, der von dem wieder hergestellten Recht ernste Bürgschaften für Gleichgewicht und Dauer erhält.

„So lange dieser Frieden uns nicht gesichert sein wird, solange unsere Feinde nicht anerkennen, daß sie besiegt sind, werden wir nicht aufhören zu kämpfen."

Wirklich nicht, Herr Poincaré? Es könnte leicht geschehen, daß Ihre eigenen Landsleute, und vielleicht Nancy vor anderen, Ihrer klingenden Worte früher müde wird, als Ihnen lieb ist, weil die Wirklichkeit den unerreichbaren Hoffnungen, die Sie lebendig zu erhalten suchen, so völlig widerspricht! Aber einem im Kultus der Phrase groß gewordenen Franzosen kann man wohl das Zugeständnis machen, daß im Augenblick, da er spricht und schwört, er wirklich selbst den eigenen Worten Glauben schenkt. Unmöglich aber wird diese Voraussetzung einer subjektiven bona fides, wenn man Sir Edward Grey sprechen hört. Ebenso wie Asquith stellt er sich auf den Boden, Vertreter eines allezeit friedfertigen, gutmütigen, alle Schwachen schützenden Englands zu sein. Das Interview, zu

Digitized by Google

dem er sich den Londoner Vertreter der „Chicago Daily News“ bestellt hat, konstruiert diesem friedliebenden England gegenüber das ruchlos auf Weltherrschaft ausgehende Deutschland, und gipfelt in dem Satz: „England wird eher sterben, als sich von Deutschland den Frieden diktieren lassen“, was sich so ziemlich mit dem Gedanken Poincarés und mit den Stimmen deckt, die wir hören, wenn Rußland offiziell, sei es als Regierung, sei es als Duma, redet. Das alles ist leichter gesagt, als ausgeführt, und wenn wir auch annehmen wollten, daß Grey, Asquith und Poincaré, sowie ihre Kollegen in Petersburg und Rom eher bereit wären zu sterben, als einen Frieden zu schließen, wie wir ihn schließen wollen und schließen werden, d. h. einen Frieden, der in richtigem Verhältnis zu unseren Erfolgen steht, so steht hinter jenen Staatsmännern das Volk, in dessen Namen sie reden, und das wird sich in Tatsachen, die nicht mehr zu ändern sind, wohl eher finden, als sie. Dazu kommt, daß überall in den Reihen unserer Feinde die Anzeichen sich mehren, daß das Volk seiner Führer müde zu werden beginnt. In England wird zurzeit die Frage von Neuwahlen ernstlich erwogen, Frankreich ist bereits todmüde und in Rußland wird die Lage, man kann wohl sagen von Tag zu Tag, kritischer. Sie feiern dort jetzt den zehnten Jahrestag der Eröffnung der ersten Duma (27. April russ. Stils), die bekanntlich wegen ihrer ausgesprochen revolutionären Tendenzen aufgelöst wurde, was Sir Edward Grey bekanntlich mit dem unsterblichen Wort begrüßte: La Douma est morte, vive la Douma! So wenigstens wurde der Wortlaut in die Welt hinein telegraphiert, er wird es wohl auf englisch gesagt haben. Von den damaligen Revolutionären haben sich noch 45 in Petersburg zusammengefunden, und die Reden, die sie gehalten haben, sind doch recht charakteristisch. Sie feierten die Antwort auf die Thronrede, die die Auflösung zur Folge hatte, so wie den Aufruf, der von den versprengten Dumamitgliedern in Wyborg erlassen wurde, und die Erhebung des Volkes zu offenem Widerstande gegen die Regierung, d. h. zur Revolution aufrief. Diese erste Duma, so sagte jetzt ein Bauer aus dem Gouvernement Kostroma mit Namen Samyslowksi, lebt noch fort im Gedächtnis des Volkes, es hat die Namen der damaligen Volksvertreter behalten. Überhaupt ist die Stimmung in Rußland keineswegs zuversichtlich und die Richtung der Geister für die Regierung nichts weniger als erfreulich.

Digitized by Google

Man sieht einer ganz ungenügenden Ernte entgegen, da ein sehr beträchtlicher Prozentsatz des Ackerbodens unbestellt geblieben ist, teils wegen des Mangels an Arbeitskräften, teils wegen der ebenso barbarischen wie unsinnigen Verweisung der deutschen Kolonisten nach Sibirien. Der Glaube an die Möglichkeit eines siegreichen Ausgangs des Krieges ist den Russen bis in die höchsten Chargen hinein fast völlig geschwunden und die Ostseeprovinzen sind im Prinzip bereits aufgegeben. Die „Nowoje Wremja" zerbricht sich den Kopf darüber, weshalb noch keine weitere deutsche Offensive erfolgt sei und sucht die Tatsache ihren Lesern damit zu erklären, daß es zurzeit noch nicht möglich sei, deutsche Truppen von der Westfront abzuziehen. Die Blicke richten sich immer mehr nach Osten. Man hofft, mit Hilfe der japanischen Bundesgenossenschaft in Asien zu Kompensationen für die erlittenen Verluste zu gelangen und beginnt bereits mit scheelen Augen auf den sich immer mehr ausbreitenden Einfluß der englischen Unternehmer zu blicken, die namentlich im Ural sich zu Ausbeutern der wichtigsten Bergwerke, wie z. B. der Platinawerke, gemacht haben. Zu alledem kommt, daß die Zeit der begeisterten Zustimmung der Nation zu der von der Regierung durchgesetzten Enthaltsamkeit vom Alkohol längst verflogen ist. In den wohlhabenden Klassen ist sie überhaupt nur wenig beachtet worden. Jetzt ist auch bei den Bauern der Alkohol wieder Herr. Nur daß man heute statt des leichten Monopolschnapses den überaus schädlichen denaturierten Spiritus trinkt. Im Zusammenhang damit ist auch das Unwesen der Huligans in den Dörfern wieder an der Tagesordnung. Der alte Menschikow erzählt darüber in der letzten uns vorliegenden Nummer der „Nowoje Wremja" geradezu haarsträubende Beispiele. In Summa, es geht reißend bergab in Rußland und ein größerer Kontrast, als ihn die Reden der russischen Parlamentarier in London und Paris und die an sie gerichteten Ansprachen und jene russische Wirklichkeit bieten, läßt sich kaum ausmalen.

Von Professor Rudolf Kjellén, den wir bereits aus seinem schönen Buch „Die Großmächte der Gegenwart" als einen hervorragenden politischen Denker kennen gelernt haben, ist soeben in guter deutscher Übersetzung eine zum Buch herangewachsene Studie über „die politischen Probleme des Weltkrieges" (bei Teubner in Leipzig und Berlin 1916) erschienen, das dieses vielerörterte Thema in origineller und geistvoller

Digitized by Google

Weise uns näher zu bringen verstanden hat. Es sucht sich und uns sein Urteil über die Ursachen des Krieges, in welchem heute die Völker Europas um ihre Zukunft kämpfen, dadurch gegenständlich zu machen, daß es uns auf die Weltkarte verweist und im Zusammenhang mit diesem „geopolitischen" Problem in die Probleme der Nationalität und Rasse (ethnopolitische Probleme), der Staaten in ihrer Eigenschaft als Gesellschaften (soziopolitische Probleme) und endlich der Verfassungs- und kulturpolitischen Probleme führt.

Wir wollen gleich hier, um später nicht darauf zurückzukommen, einen Einwand erheben. Es fehlt die Rolle, welche den handelnden Personen zukommt, deren Willensrichtung auch in dem jetzigen Kriege eine so überaus bedeutsame Rolle gespielt hat. Daß die vier Kategorien von Problemen, die er uns vorführt, für sich allein nur wenig bedeuten, wenn nicht ein starker Wille ihnen Leben einhaucht, wird an der Geschichte keines Staates nachdrücklicher erwiesen als an der Schwedens, das geopolitisch und ethnopolitisch in historischer Zeit fast dasselbe geblieben ist, aber eine europäische Großmacht war, als Gustav Adolf, Karl X. und Karl XII. seine Geschicke lenkten. Geopolitisch und ethnopolitisch wäre Schweden auch heute berufen, eine große Rolle in diesem Kriege zu spielen — es sei denn, daß Herr Kjellén der Ansicht ist, daß sozialpolitische und Verfassungsprobleme dem lähmend entgegenwirken.

Da der Raum dieser Streiflichter es verbietet, nach den von Kjellén aufgestellten Gesichtspunkten alle in den Krieg hineingezogenen Staaten zu verfolgen, wollen wir an einem von ihnen, Rußland, den Ergebnissen nachgehen, zu denen seine Betrachtung führt. Kjellén geht von dem Satz aus, daß es ein kategorischer Imperativ sei, der Rußland nötige an einen Welthafen zu gelangen, und sieht darin einen geopolitischen Faktor erster Ordnung, wie auch die eigene Geschichte Rußlands bewiesen habe. Das aber gerade ist mehr als fraglich. Die russischen Slawen sind niemals Seefahrer gewesen, sondern Ackerbauer und Steppenreiter. Seefahrer waren ihre warägischen Fürsten bis zu dem Zeitpunkt, da sie slawisiert wurden und damit auch den Trieb zum Meere verloren. Von Iwan IV., der den ersten Versuch machte, die Ostküste des Baltischen Meeres zu erreichen, ist kein Anlauf zur Begründung einer Seemacht zu berichten. Das hat als Erster Peter der Große gegen alle Instinkte seines Volkes

Digitized by Google

versucht, und nur so weit erreicht, als es ihm „glückte", fremde Seefahrer für seine „Schiffskarawanen" zu gewinnen. Mit seinem Tode verfiel, was er geschaffen hatte, und erst die deutsche Katharina II. hat wieder eine Flotte begründet, sie aber von Ausländern führen und mit Matrosen bemannen müssen, deren brauchbare Teile fremdländischer Herkunft waren, Esten und Letten. Was später geschehen ist, hat ebenfalls die deutsche Dynastie geleistet, und die Reihen der russischen Seefahrer großen Stils zeigen fast ausschließlich baltische Namen, d. h. Namen einer von altersher dem Meere vertrauten Nationalität.

Geopolitisch war der Drang nach Osten und nach Südosten auf dem Landwege geboten, das Verlangen zum Schwarzen Meere wiederum ein politischer Gedanke der deutschen Dynastie, der als Tradition von der russischen Intelligenz aufgenommen und dem Volke als religiöse Pflicht plausibel gemacht wurde. Nur als solche lebt der Drang Herrn Mitrofanows nach Konstantinopel im russischen Volke fort.

Die Russen sind zudem allezeit Krämer und Handelsleute, nicht Kaufleute großen Stils gewesen. Die Entdeckung, daß Archangelsk eine Verbindung Rußlands zum Abendlande und des Abendlandes zu Rußland biete, hat erst Chanceler Mitte des 16. Jahrhunderts gemacht, ohne daß Rußland mehr daraus zu machen gewußt hätte als einen Stapelplatz für Einfuhr und Ausfuhr der Fremden.

Was aber die Nationalitätenfrage in Rußland betrifft, so läßt sich das historische Axiom aufstellen, daß Rußland unterworfene fremde Nationalitäten etwa 100 bis 150 Jahre paritätisch zu behandeln pflegt und dann, soweit sie nicht bereitwillig sich der russischen Nationalität anschlossen, sie mit allen Mitteln des Zwanges entnationalisierte oder wie es mit zahlreichen Volkssplittern in Sibirien geschehen ist, ausrottete. In Rußland hat niemals mehr als der falsche Schein einer nationalen Einheit bestanden, das gilt sowohl von der Ukraine wie von Littauern und Weißrussen, während die Polen ihre Nationalität auch da bewahrt haben, wo es scheinen konnte, sie seien in das Großrussentum aufgegangen. Was aber das Rassenproblem in Rußland betrifft, so läßt Rußland es für die zurzeit noch nicht dem Reich angegliederten slawischen Völker und Stämme nur so weit gelten, als es sie sich für künftige Russifizierung aufspart. Der Panslawismus ist nie echt gewesen, um so

Digitized by Google

echter aber der Gedanke des Panrussismus. Es ist daher ganz richtig, wenn Kjellén sagt: „Hinter der Maske des Vorkämpfers für die Sache grinst schließlich das Gesicht des Welteroberers hervor und zwar diesmal ohne jede zierende Verhüllung." Aber wir halten hier mit unserem Kommentar inne und wollen es nicht tun, ohne das Buch von Kjellén auf das dringendste zu empfehlen. Es ist aus einem Guß gearbeitet und lehrreich für jeden, der politische Fragen ernst zu erwägen Neigung und Fähigkeit hat. Was der Verfasser über England sagt, gehört wohl zum besten, was im Zusammenhang mit dem Weltkriege überhaupt über England geschrieben worden ist. Aber wir erlauben uns zum Schluß die Bitte, daß, wenn Professor Kjellén sich zu einer Neubearbeitung seines Buches entschließen sollte, auch Amerika, das eine so bedeutsame Rolle in diesem Kriege spielt, mit in die Darstellung hineingezogen wird.

Gerade jetzt ist Präsident Wilson in einer der zahllosen Reden, die er im Hinblick auf seine bevorstehende Nomination als Kandidat für eine zweite Präsidentschaftsperiode hält, in Nordkarolina mit der Erklärung hervorgetreten, „die Zeit sei für die Vereinigten Staaten gekommen, ihre Dienste zur Herbeiführung des Friedens zwischen den kriegführenden Ländern Europas anzubieten". Er hat dabei den Gedanken entwickelt, daß die kriegerischen Operationen zu einem Stillstand gekommen seien und daraus den Schluß gezogen: wenn ihr nicht überwältigen könnt, so müßt ihr beratschlagen.

Wenn Präsident Wilson diesen letzteren Gedanken weiter ausgeführt hätte, wäre es interessant gewesen, von ihm zu hören, welche Vorstellung er mit dem Begriffe „überwältigen" verbindet. Deutschland hat Frankreich so weit überwältigt, daß es einen der reichsten Teile Nordfrankreichs in festen Händen hält. In noch höherem Maße gilt das von Rußland und eben jetzt hat Österreich-Ungarn, nach dem völligen Scheitern der italienischen Offensive, den vierten der Entente-Verschworenen so gründlich geschlagen, daß die Italiener auf die alten Schlachtfelder zurückgeworfen sind, deren säkulare Geschichte uns von italienischen Niederlagen erzählt. Was aber England betrifft, so hat es den glorreichen Rückzug von Gallipoli und die noch glorreichere Kapitulation von Kut el Amara, die Gefährdung seiner Stellung in Ägypten und als weiteren Erfolg die fortgesetzte Bedrängung des Handels der neutralen Kleinstaaten, die Ver-

Digitized by Google

gewaltigung Griechenlands und die Bewältigung der kleinen Mannschaftsverbände aufzuweisen, die so heldenmütig unsere Kolonien verteidigt haben. Daß der barbarische Plan der Aushungerung Deutschlands kläglich gescheitert ist, wird auch den amerikanischen Staatsmännern nicht entgangen sein und ebenso nicht, daß England seine Schlachtflotte nach wie vor sorgfältig verborgen hält und es nicht wagen darf, sie in den Bereich unserer Gewässer vorzuschicken. Ebensowenig läßt sich verkennen, daß England diese Flotte konserviert, um nach geschlossenem Frieden seine Beherrschung der Meere zu behaupten und die Tyrannis fortzusetzen, die ihm bisher erlaubt hat, alle den Weltverkehr beherrschenden Punkte in seine Hände zu spielen. Offenbar geht die Rechnung dahin, trotz aller Niederlagen und Fehlgriffe als das alte Großbritannien aus dem Weltkonflikt hervorzugehen.

Was als Friedensziel von allen Ententemächten vertreten wird, ist für Deutschland unannehmbar und wird uns, um ein Wort des Reichskanzlers zu wiederholen, nur veranlassen, zu stärkeren Schlägen auszuholen. Wir werden also vor allem die Wirkung der angekündigten Note Wilsons über die englischen Verletzungen des Völkerrechts abzuwarten haben, bevor es möglich sein wird, ein nur einigermaßen sicheres Urteil über die Aussichten der angekündigten Vermittelungsaktion Amerikas zu gewinnen. Nach den Erfahrungen, die wir bisher über die Tendenz der Washingtoner Politik gemacht haben, liegt die Mutmaßung nicht fern, daß es sich auch im vorliegenden Fall darum handelt, England in kritischer Zeit als Sekundant beizuspringen. Auch läßt sich nicht verkennen, daß die irische Revolution und die Methode ihrer Bewältigung, oder vielmehr des Versuchs, sie zu bewältigen, auch für die Regierung des Präsidenten eine sehr schwere Verlegenheit bedeutet. Irland bietet das klassische Beispiel für die Nichtachtung aller jener Humanitätsideen, von denen jede offizielle Kundgebung Amerikas überfließt. In dem kürzlich bei Curtius in Berlin erschienenen Buch von Dr. G. Chatterton-Hill „Irland und seine Bedeutung für Europa", dem Eduard Meyer ein Vorwort gesetzt hat, finden wir in der glühenden Sprache eines Irländers, dem die Wunden seiner Heimat am eigenen Herzen bluten, alle die Mißhandlungen, Rechtsbrüche und Vergewaltigungen aufgezählt und kommentiert, durch die England bemüht gewesen ist, den Irländern alles zu

Digitized by Google

rauben, was das Leben lebenswert macht: Vaterland, Sprache, Glauben, Familientradition und durch Korruption einzelner, soweit das überhaupt möglich ist, die Ehre. Daß der Versuch, Irland zu befreien, als gescheitert gelten muß, ist leider nicht mehr zweifelhaft, aber über den Charakter, den die versuchte Erhebung trug und über ihre Ziele sind wir bis jetzt noch auf Mutmaßungen angewiesen. An eine Eroberung Irlands für Rechnung Deutschlands ist natürlich nicht zu denken. Dem stehen allerdings geopolitische Hindernisse im Wege, die eine Form politischen Zusammenhanges zwischen England und Irland ebenso zur politischen Notwendigkeit machen, wie eine Verbindung Englands und Schottlands. Keineswegs aber steht fest, daß die Verbindung zwischen der kleineren und der größeren Insel dieselbe bleiben muß, die sie gewesen ist. Die Engländer haben Irland stets als die zu milchende Kuh angesehen, und die verschiedenen Anläufe, die in den letzten 50 Jahren gemacht wurden, um den Iren ein Home Rule und damit Recht und Gerechtigkeit zu sichern, sind bisher noch immer gescheitert. Was geboten worden ist, waren Zugeständnisse auf agrarpolitischem Gebiet, die aber an der Tatsache nichts ändern konnten, daß die ungeheure Mehrzahl der Iren auf der Insel in Armut oder mindestens in Dürftigkeit leben muß, während England nach wie vor einen direkten Handel Irlands verhindert und sich an den Erträgen der Arbeit Irlands mästet. Nun haben liberale Engländer und Schotten allerdings das Schlagwort vom „Home Rule all round" aufgebracht und das würde, durchgeführt, ohne Zweifel einen Fortschritt bedeuten, der freilich dadurch beeinträchtigt wird, daß die Majorität der Iren heute nicht mehr in Irland, sondern in Amerika lebt. Die beste Lösung der irischen Frage, die zugleich für England, sobald es sich auf eine höhere Warte zu stellen vermag, die heilsamste wäre, hat Sir Roger Casement formuliert, über den sie jetzt als über einen Hochverräter zu Gericht sitzen. Wir haben auf sein Programm bereits vor vierzehn Tagen hingewiesen. Es lautet: „Einen König von Irland in Dublin und einen Kaiser der Vereinigten Inseln in London!" Aber es ist das Verhängnis der staatsrechtlichen Entwicklung Englands, daß es nur noch Institutionen zu schaffen vermag, deren Inhalt dem Namen nicht entspricht, den sie ihnen beilegen. Jener Kaiser der Vereinigten Inseln würde ein Scheinkaiser sein, wie ihr König ein Scheinkönig ist.

Digitized by Google

Sidney Low hat eine drastische Kritik dieses Scheinwesens der geltenden englischen Verfassung in seinem schon 1904 erschienenen Buch „The Governance of England" gegeben, freilich, ohne daß ihm selber zum Bewußtsein gekommen wäre, daß die große Lüge des englischen Verfassungslebens als notwendige Folge auch die tiefe Unwahrhaftigkeit der englischen Politik in all ihren Äußerungen nach sich zieht und ziehen muß. Als schlagendes Beispiel dafür kann die Stellung des englischen Parlaments zum Kabinett gelten. Nicht das in der Therorie allmächtige Parlament regiert Großbritannien, sondern das Kabinett, das in Wirklichkeit seinerseits wiederum autokratisch von dem sogenannten inneren Kreise des Kabinetts beherrscht wird, d. h. von den 3 oder 4 Männern, die heute tatsächlich ganz unverantwortlich über die Geschicke Englands bestimmen. Bei Ausbruch des Krieges waren es drei Männer: Asquith, Grey und Haldane. Auf ihnen ruht die Blutschuld der Jahre, die seit dem August 1914 hingegangen sind.

Was aber den König betrifft, so gilt von ihm, was Sidney Low treffend folgendermaßen ausdrückt: „Die englische Monarchie, wie sie durch Statuten, in den Gerichten, Proklamationen, Befehlen in council und überhaupt in formellen Dokumenten erscheint, existiert nicht." Der König ist zu einem Symbol geworden, und wenn Eduard VII. mehr war, so ist es wohl nur geschehen, weil er sich freiwillig und aus Neigung zur Intrige und zum Werkzeug der bereits feststehenden Ziele seines allmächtigen Kabinetts gemacht hat. Das Buch über König Eduard und sein Kabinett muß noch geschrieben werden.

Notizen

Der Kampf gegen den deutschen Handel in Südafrika. Die Botharegierung hat, dem Winke des Londoner Kabinetts gehorsam, im südafrikanischen Parlament nun auch ihrerseits ein Gesetz gegen den feindlichen Handel (Enemy Trading Bill) eingebracht. Die Vorlage geht nicht so weit, wie sie von der Unionisten-Partei und namentlich von dem in Südafrika gegründeten britischen Bürgerbunde zur Bekämpfung der Deutschen (British Citizen Movement) erstrebt wurde, der in weniger großen als lauten Versammlungen unaufhörlich die Enteignung des deutschen Besitzes, die Ausstoßung und bürgerliche Entrechtung aller aus Deutschland stammenden Personen aus dem britischen Untertanenverbande fordert. Sie ist aber in dem Versuche einer Wirkung über den Krieg hinaus

Digitized by Google

schmachvoll genug und hat außer der Ablehnung durch die Nationalisten eine herbe und bemerkenswerte Kritik durch den langjährigen früheren Minister und Ministerpräsidenten Merriman erfahren. Herr Merriman sagte: „Ich für mein Teil möchte den Plan, gleichsam am einzelnen Deutschen Rache zu nehmen, kräftig zurückweisen. Mein Vorredner (einer der Führer der Unionisten) scheint mir selbst ein Schüler Treitschkes und Nietzsches geworden zu sein, weil er solche Wünsche hegt. Wenn wir uns auf eine Konkurrenz in Heimzahlungen einrichten, tun wir uns selbst mehr Schaden als dem Feinde, denn der Feind, unser gegenwärtiger Feind, kennt unzweifelhaft keine Grenze bei seiner Wiedervergeltung. Der Krieg darf nicht ausgedehnt werden auf die Handelsbeziehungen. Wir haben unsere Söhne nicht hingeschickt die Schlachten des Mutterlandes zu schlagen, weil wir etwa hier den deutschen Handel austreiben wollten. Wenn der Feind auch ein böses Spiel treibt, sollten wir nach der Regel spielen. Wenn mein Vorredner bei Golf oder Bridge bemerkt, daß sein Gegenspieler falsch spielt, macht er es dann nach? ... Ich für mein Teil bedaure, daß im verflossenen Jahrhundert der Nationalgedanke unter den Völkern sich so sehr verschärft hat. Fast alles Schlimme wurde hierdurch verursacht. Auf Haßgefühlen gegenüber den Nachbarn läßt sich keine Nationalität aufbauen. Bei solcher Entwicklung muß jede Zivilisation in Trümmer gehen. Das bringt mich zur Frage: Wie sollen unsere Beziehungen zu Deutschland nach dem Kriege sein? Wollen wir ein befreundetes Deutschland? Warum nicht? Denn sonst liegt die Gefahr sehr nahe, daß sich unser Geldmarkt nach Amerika verschiebt und daß wir Asien an Stelle Europas zum Zentrum der Industrie machen. Das Gesetz scheint den eigentümlichen Erfordernissen Südafrikas nicht angepaßt. Unsere Pflicht wäre wohl getan, wenn wir die Sicherheit schaffen, daß der Feind durch uns keine Hilfe erhält. Wenn Sie das Gesetz in Südafrika in seiner ganzen Reichweite anwenden, kann es leicht rebellische Stimmung erzeugen. Sie tun viel mehr, wenn Sie einen deutschen Spion hier aufhängen, als wenn Sie hundert deutsche Geschäfte kaput machen. Es liegt doch ein Treppenwitz darin, daß wir heute über ein Gesetz zur Unterdrückung des deutschen Handels beraten, und daß dann am Montag die Universitätsvorlage zur Besprechung kommt, die ihren Ursprung in der großzügigen Freigiebigkeit zweier Deutscher (Breit und Wernher) hat ... Ich wende mich gegen die irrsinnige Torheit jenes Geschreis, das die deutsche Nation zerschmettert und den deutschen Handel zerstört wissen will. Im Jahre 1806 versuchte Napoleon einmal Preußen zu zerschmettern. Wer sich auf den Weg begibt, eine Nation zu zerschmettern, findet am Ende sich selbst zerschmettert. Wir müssen die Deutschen schlagen, so nachdrücklich wie wir können. Wir müssen Deutschland lehren und müssen dabei selbst lernen, daß Militarismus und Materialismus die beiden Feinde menschlichen Fortschritts sind. Diese Aufgabe wird unerfüllbar, wenn wir entweder auf die ewige Feindschaft oder auf die dauernde Erniedrigung abzielen." —

Friedensstimmung in Frankreich. „Nouvelliste" vom 6. 5.: Es ist hervor-

Digitized by Google

heben, daß man niemals so viel vom Frieden gesprochen hat, wie seit einiger Zeit in Zeitungen und sozialistischen Zusammenkünften. Und es ist ein schlechtes Beispiel, daß die Anwesenheit der drei sozialistischen Minister Guesde, Sembat und Thomas ihnen einen kleinen offiziösen, wenn nicht offiziellen Anstrich gibt.

„Humanité" v. 1. 5.: Der Friede wird wieder erblühen, die Freiheit und die Arbeit. Der gerechte Friede, die reine und ernste Freiheit, die friedliche Arbeit rüsten sich schon in den Gedanken der Soldaten und wecken alle Hoffnungen.

Der englische Schiffsmangel. Lord Beresford machte im Oberhause auf die sehr ernste Verminderung an Handelsschiffen aufmerksam. Sofern dem nicht schleunigst abgeholfen werde, ginge Englands Vorherrschaft verloren und wäre Nahrungsmangel unvermeidlich.

Die Kriegsverluste durch U-Boote, Minen usw. betrügen 860 Schiffe, darunter 400 Frachtschiffe. 340 Schiffe seien ferner durch Feuersbrünste usw. verloren gegangen, im ganzen ergäbe sich ein Abgang von 14½%. Nur durch Bau neuer Schiffe könne Abhilfe geschaffen werden, denn das Land müsse ebenso für kommerzielle wie für militärische Zwecke mobilisiert werden. Lord Curzon erklärt, daß über 43% der verfügbaren Schiffe von der Regierung requiriert wurden, ca. 14% beförderten Nahrungsmittel, Rohmaterial usw. für die Regierungen der alliierten Staaten, die noch verbleibenden 43% verblieben den britischen Reedern, und zwar unter Staatsaufsicht, um ihre geeignete Verwendung sicherzustellen. Über 500 britische Schiffe wurden ausschließlich im Dienst Frankreichs, Rußlands und Italiens verwendet. Seit Kriegsbeginn seien von den Alliierten 450 feindliche Schiffe gekapert worden. Die Anzahl der durch U-Boote, feindliche Kreuzer, Minen usw. vernichteten Schiffe sei durch Neubauten in bezug auf Zahl und Tonnengehalt ersetzt worden.

Augenblicklich schwebten Verhandlungen mit der Admiralität wegen Freigabe einer Anzahl Schiffswerften für den Bau von Handelsschiffen. 1500 kanadische Baumfäller seien herübergebracht worden, um in England das für Schiffszwecke nötige Holz zu fällen; man erhoffe von dieser Maßnahme befriedigende Ergebnisse, ebenso von der Abkommandierung von Dockarbeitern von der Front, um die Hafenüberfüllung abzustellen und Eisenbahngeleise frei zu machen, auch strebe man eine sparsame Verwendung der vorhandenen Schiffe an. („Daily Chronicle".)

Aus den Darstellungen von Lord Beresford erhellt, daß nicht weniger als 1200 Schiffe oder 14% des Friedensbestandes von 8853 Schiffen seit dem Kriege verloren gingen, und daß die Schiffswerften mit den schottischen Eisen- und Stahlmagnaten sich über die Materialpreise nicht einigen können. („Daily Mail".)

Wie England Italien beruhigt: „In Italien ist wegen der enormen Frachten eine starke Erbitterung gegen England aufgekommen, die den Bund der beiden Staaten bedroht. Aber dafür liegt doch kein Grund vor. Unsere italienischen Freunde müssen sich klarmachen, daß viele englische Schiffe zu Frachtsätzen, die wenig oder gar keinen Verdienst bringen, von der Admiralität requiriert sind. Ich selbst muß andere Schiffe chartern, um die mir requirierten zu ersetzen. Eines

Digitized by Google

davon transportiert — und nicht zum Kriegssatze — australischen Weizen nach Italien. 70 Dampfer — 13 britische, 35 italienische, 22 andere — haben im Februar Kohle nach Italien gebracht. Natürlich vermochten die 13 britischen Dampfer nicht die Frachtsätze der anderen 57 zu beeinflussen," schreibt ein englischer Reeder. Die „italienischen Freunde" zahlen nun hoffentlich ruhig diese unbeeinflußten Preise weiter.

Literatur

Dr. A. Mi-Baschan, Der arabische Orient und der Krieg. Zürich, Art. Institut Orell & Füßli 1915, 40 S. kl. 8°.

Das Büchlein will im wesentlichen eine Anklageschrift gegen Dschemal Pascha sein, zugleich der Versuch, durch eine Neukonstruktion der staatsrechtlichen Verhältnisse in Syrien die Sache des Zionismus zu fördern. Es schildert die Reformtätigkeit Dschemal Paschas, der auf allen Gebieten mit Erfolg Ordnung zu schaffen suchte. Die Kehrseite soll Kap. 3 bieten: „Militärische Operationen; Lage im Innern". Aber die militär-technisch völlig ungenügende Darstellung läßt soviel erkennen, daß die Feinde sich in Syrien nicht haben festsetzen können und daß ein feindlicher Vorstoß von Ägypten her verhindert wurde. Die nun folgende Darstellung der türkisch-arabischen Reibungen ist im ganzen richtig: Die Türken waren über den Geheimbund von Syrern und Ägyptern mit Zentrum in Kairo (Leiter: Reschid Rida aus Tripolis, Herausgeber des „Menar") völlig unterrichtet, und als Dschemal im Besitze zahlreicher bloßstellender Urkunden war, packte er zu: das Kriegsgericht in Alaih (Libanon) verurteilte 65 Syrer zum Tode, die meisten in Abwesenheit; an 11 Verurteilten, sämtlich Muslimen, wurde am 21. August 1915 in Beirut (nicht in Alaih, wie S. 30) das Todesurteil durch Hängen vollstreckt. Was S. 30 ff. von dem Spitzel- und Delatoren-Wesen in Syrien erzählt wird, mag im allgemeinen richtig sein; wenn, so ist es das schlechteste Zeichen für diese zur Selbstregierung unfähige Bevölkerung. S. 31 ff. sind den Judenverfolgungen gewidmet, und es mögen von untergeordneten Beamten Übergriffe begangen worden sein; aber daß diese „Verfolgungen" „ganz gut an die Seite der russischen Judenverfolgungen gestellt werden können" (S. 31), ist gänzlich ausgeschlossen. Eine böse Entgleisung ist die Aufnahme der Reuter-Meldungen von der Rebellion Dschemals (S. 32). Diese elenden Verleumdungen waren gar nicht zu erwähnen oder mußten als solche gekennzeichnet werden.

In Kapitel 4 „Die Zukunft des Morgenlandes" schenkt uns der Verfasser die Panacee: Es wird eine fürchterliche Zeit anbrechen durch die Kämpfe zwischen der zentralistischen und nationalistischen Regierung in Stambul und den unterworfenen Stämmen; da könnte geholfen werden durch eine Verteilung der Provinzen unter die Mächte; der Verfasser erwärmt sich aber mehr für ein anderes Mittel: „die Schaffung einer aus allen in Betracht kommenden Völkern zu-

Digitized by Google

sammengesetzten orientalischen Eidgenossenschaft mit vollständiger, verbürgter Selbständigkeit nach außen hin, etwa nach dem Muster der Schweiz oder der Vereinigten Staaten; eine Vereinigung der verschiedenen auf dem weiten Raum zwischen dem Mittelmeer und dem iranischen Hochland lebenden Völkerschaften, geleitet von den Vertretern aller vorhandenen Nationen, mit einer entsprechenden allgemeinen Gesetzgebung, bei Wahrung aller nationalen Interessen der einzelnen Gruppen (S. 38). Die wörtliche Wiedergabe dieses Gedankens genügt. Der Verfasser führt als Beweis der Möglichkeit solcher Entwicklung den herrlichen Zustand an, der im „autonomen" Libanon herrscht. Er beweist damit, daß er ihn nicht kennt. Allerdings ist dieser Teil des Reiches der wirtschaftlich blühendste; die Ursache ist aber nicht die Autonomie, sondern die Schlauheit und Energie der Bewohner, die in den letzten Jahrzehnten den in manchen Beziehungen unerfreulichen Zuständen in großer Zahl durch Auswanderung sich entzogen, im Auslande erhebliche Vermögen gewannen und diese zum großen Teil in die Heimat zurücksandten, so daß in dieser eine kapitalistische Wirtschaft mit Erfolg getrieben werden konnte. Der Friede zwischen den verschiedenen Bevölkerungselementen war nicht immer leicht aufrecht zu erhalten, und aus meiner Tätigkeit in Beirut erinnere ich mich gut der Zeit (um 1880), in welcher die Hetzarbeit maronitischer Bischöfe durch den damaligen ausgezeichneten Statthalter Rustem Pascha, einen ergebenen Diener der Regierung, zum Glücke für das Land, mit Gewalt unterdrückt werden konnte. Jüngst hat die Zentralregierung in Stambul die Organisation von 1861 zerbrochen, und der Libanon ist ein Sandschak (oder Liwa, d. h. Regierungsbezirk) wie jedes andere auch. Wir dürfen hoffen, daß er dabei nicht schlechter fährt. Wie die Libanesen werden auch die Zionisten, deren Sache der Verfasser mit Wärme vertritt, ihren Interessen am besten dienen, wenn sie in die guten Elemente der Regierung, die gegenwärtig die Oberhand haben, Vertrauen setzen und ihnen willig Dienst leisten. Sie werden reichlich dafür belohnt werden. Bedingung ist allerdings, daß die Juden, wie in anderen Ländern, so in der Türkei in das herrschende Volkstum aufgehen. Die Verfolgung des spezifisch nationalen Gedankens, wie er sich in der Wiederbelebung der hebräischen Sprache äußert, ist sehr wohl damit zu vereinigen.

Martin Hartmann

Reichsbuchwoche. Zu unserer Notiz in der letzten Nummer sei berichtigend bemerkt, daß die Schriftenreihe des Rhein-Mainischen Verbandes für Volksbildung sich mit der ebenfalls erwähnten Sammlung aus Natur und Geisteswelt des Verlags B. G. Teubner, Leipzig, nicht berührt, die beiden Sammlungen vielmehr unabhängig voneinander bestehen. Zu den deutschen Feld- und Heimatbüchern sei angemerkt, daß sie bei größeren Bezügen zu ermäßigten Preisen zu beziehen sind.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Prof. Dr. Karl Hönn, Berlin-Wilmersdorf, Jenaer Str. 9. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 9. Juni 1916 • Heft 24

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Kriegsernährungsamt und Kriegsgesellschaften

Von Prof. Philipp Stein

Der Ruf nach einem Lebensmitteldiktator hat seine Erfüllung gefunden in zwei Verordnungen vom 22. Mai 1916. Die eine, vom Bundesrat ausgehend, ermächtigt den Reichskanzler, „die im deutschen Reich vorhandenen Lebensmittel sowie Rohstoffe und andere Gegenstände, die zur Lebensmittelversorgung erforderlich sind, für die Ernährung des Volkes in Anspruch zu nehmen"; „in gleicher Weise auch über Futtermittel und Rohstoffe, die zur Viehversorgung erforderlich sind, zur Ernährung von Nutztieren zu verfügen". Der Reichskanzler kann „die erforderlichen Bestimmungen treffen, den Verkehr wie den Verbrauch regeln, Bestimmungen über Preise treffen". „In dringenden Fällen kann er die Landesbehörden unmittelbar mit Anweisungen versehen." Die vom Bundesrat erlassenen Verordnungen bleiben in Kraft, jedoch kann der Reichskanzler „in dringenden Fällen Abänderungen treffen", hat sie aber „unverzüglich dem Bundesrat vorzulegen". Der Reichskanzler kann die ihm übertragenen Befugnisse zur Sicherung der Volksernährung im ganzen Umfange oder teilweise durch eine ihm unterstellte Behörde ausüben lassen. Von diesem Recht Gebrauch machend, hat der Reichskanzler in der zweiten Verordnung die Wahrnehmung der ihm zur Sicherung der Volksernährung zustehenden Befugnisse einer neuen Behörde, dem Kriegsernährungsamt übertragen.

Das Kriegsernährungsamt besteht aus dem Vorsitzenden und 6—8 Vorstandsmitgliedern. Der Vorsitzende mit der Amtsbezeichnung Präsident ist der verantwortliche Leiter und Vertreter des Kriegsernährungsamtes.

Digitized by Google

Die anderen Vorstandsmitglieder sind seine Berater, die er bei „wichtigen Fragen" vorher zu hören hat. Dem Kriegsernährungsamt soll ein Beirat von Vertretern der Reichs- und Landesregierungen, der Kriegsstellen und Kriegsgesellschaften und andere Sachverständige, männlichen und weiblichen Geschlechts, beigegeben sein. In „grundsätzlichen Fragen" ist der Beirat zu hören.

Übersetzt man den Inhalt der Bekanntmachung aus der Sprache der Verordnungen in einfaches Deutsch, so hat der Bundesrat dem Reichskanzler in einer Zusammenfassung und Erweiterung der ihm in den vielen seit Kriegsbeginn erlassenen Verordnungen zugewiesenen Befugnisse die Exekutive zur Sicherung der Volksernährung übertragen, ihm weiter die grundsätzlich außerordentlich wichtige und neue Befugnis zuerteilt, unmittelbar die Landesbehörden anzuweisen. Der Bundesrat hat sich aber nach wie vor die „Gesetzgebung" in Lebensmittelsachen vorbehalten.

Der Reichskanzler übt die Kommandogewalt in Lebensmitteldingen aber nicht selbst aus, sondern hat sie dem Präsidenten des Lebensmittelamtes übertragen.

Alles Sehnen und Fühlen des Volkes in staatlichen Dingen findet letztlich in einer Verordnung oder einem Gesetz seine juristische Form und Vollendung und verliert dabei nicht selten an Wucht und Geschlossenheit. So ist in der Bundesratsverordnung, so sehr sie auch die Macht des Reichskanzlers erhöht, ihn in Dingen, die zu den eifersüchtig gewahrten Befugnissen der einzelnen Bundesstaaten gehören, in gewissem Sinn über die Landesregierungen stellt, weder das Wort noch der Inhalt einer Lebensmitteldiktatur zu finden. Ist schon der Kompromiß die Erscheinungsform parlamentarischer Entscheidungen, so ist er es erst recht für die Abmachungen zwischen bundesstaatlichen Regierungen, namentlich wenn es sich um Machterweiterungen der Zentralgewalt handelt.

Ob eine Lebensmitteldiktatur möglich, ob sie erwünscht gewesen wäre? Das sind Doktorfragen, die zu behandeln einmal Gegenstand einer der vielen Dissertationen sein wird, die die wissenschaftliche Nachernte des Krieges bilden werden. Im Krieg gelten allein Tatsachen, mit ihnen hat man sich abzufinden oder zu arbeiten. Wir haben es hier mit der Tatsache zu tun, daß das Kriegsernährungsamt weder eine Diktatur be-

Digitized by Google

deutet noch entwickeln kann. Mit klugem Bedacht hat deshalb auch der Präsident des Kriegsernährungsamtes die Krone des Diktators abgelehnt, er hat ebenso nachdrücklich von einer Überschätzung seiner und seines Amtes Macht, sowohl nach Tempo als auch nach Umfang, gewarnt. Mit Fug und Recht. Wenn der Präsident des Kriegsernährungsamtes sich als Diktator betätigte, das neue Amt als Lebensmittelwohlfahrtsausschuß wirken wollte und in freier Selbstherrlichkeit nach Art des aufgeklärten Absolutismus das Füllhorn der Segnungen auf das deutsche Volk ausschüttelte, so würde sich, so sehr ich auch in dem aufgeklärten Absolutismus die beste und billigste Verwaltungsform erblicke, unsere Lebensmittelversorgung nicht besser, sondern wahrscheinlich noch sprunghafter und stockender vollziehen als heute. Der Konflikte mit den anderen Ämtern, mit den bundesstaatlichen Regierungen und ihrer politischen Nebenwirkungen ganz zu geschweigen.

Das neue Amt hat ohne Diktatur, auch in seinem aus dem Kompromiß geborenen, mit Klauseln umgebenen Amtsinhalt ein weites Feld der Betätigung. Um so wirksamer wird es arbeiten, je mehr es, namentlich zunächst sich abseits der Sonne der öffentlichen Gunst und Neugierde halten und unbeobachtet und ungestört von den Wünschen und Anregungen des Tags in sein Arbeitsgebiet einarbeiten, den ganzen Verwaltungsapparat einrichten und einspielen kann. Wenn ein neues Amt eine Schonzeit verlangen darf, so das Kriegsernährungsamt, denn noch größer als das ihm zugeschriebene Maß der Verantwortung ist der ihm von der Öffentlichkeit zuerteilte Kredit, und bitter wäre der Rückschlag einer Enttäuschung. Das neue Amt kann um so mehr zunächst sich auf das sachliche stille Einarbeiten und planvolle Vorbereiten beschränken, als wir über den schwierigsten Zeitpunkt hinüber sind, als für es die beiden besten Bundesgenossen: das Wetter und die Zeit arbeiten. Alle Erfahrungen früherer Jahre, alle Zeichen der letzten Wochen und Tage weisen darauf hin, daß, so knapp es auch noch mit einzelnen Lebensmitteln bestellt ist, trotz mancher Pressungen und Störungen der Lebensmittelzufuhr vornehmlich in den Industriegegenden, wir die härteste Zeit überwunden haben. Wir müssen noch sparsam mit der Verwertung der Reste unseres letzten Erntejahres insbesondere mit Kartoffeln sein, aber jeder weitere Tag vermehrt die Anfuhr der Ernte des neuen Jahres und bringt uns — was nicht un-

Digitized by Google

wesentlich ist — dem Ende der Übergangszeit und der Kinderkrankheiten, den in den letzten Monaten geschaffenen neuen Reichsstellen und Zentralisationen näher.

Als Delegierten des Deutschen Städtetags bei der Zentral-Einkaufs-Gesellschaft führen mich seit November vorigen Jahres meine Wege immer wieder durch Deutschland, erlebe ich die Sorgen und Beschwernisse der vielen deutschen Groß- und Kleinstädte, vieler Landkreise und Landgemeinden mit, kann ich die Nerven anspannende Arbeit unserer Bürgermeister und Landräte, dieser Feldoffiziere der „Heimarmee", häufig aus unmittelbarer Nähe verfolgen — alle Erfahrungen im Wechsel des Neben- und Nacheinander von gutem, mäßigem und schlechtem Versorgtsein der einzelnen Gemeinden und Kreise haben bei nüchterner Bewertung des Notwendigen und Möglichen, auch in den schlimmsten Wochen des April und Mai, die Gewißheit verstärkt, wir kommen, auch mit den knappesten Lebensmitteln, durch. Einer unserer schlimmsten Gegner ist Angst — und zwar oben sowohl wie unten. Der Gegenstand der Angst hat gewechselt — den Schweinen folgte die Kartoffel, ihnen wieder die Schweine, dann kam das Getreide an die Reihe, schließlich das Fleisch — wieder die Kartoffel, — wir haben uns unsere Lebensmittelversorgung zu einem beträchtlichen Teil so schwer gemacht, weil wir sie zu schwer genommen haben. Eine der wichtigsten Aufgaben des Kriegsernährungsamtes wird sein, diese Stimmungsentlastung anzubahnen, sie zu verstärken durch Zusammenfassung, Abgleichung und Vereinfachung der behördlichen Maßnahmen wie durch Aufklärung über Stand, Umfang und Wirkung unserer Lebensmittelversorgung. Kriegszeiten sind gleich den Revolutionszeiten Perioden höchster Fruchtbarkeit behördlicher Verordnungstätigkeit. Allein schon eine Kodifikation der sämtlichen Verordnungen wäre ein Verdienst und ein Erfolg, wichtiger und wesentlicher freilich noch die Abgleichung und Vereinheitlichung und Vereinfachung der Verordnungen.

Die Aufklärungsarbeit ist eine der heikelsten und schwierigsten Kapitel unserer Kriegswirtschaftsgeschichte. Von Anfang an hat es im großen und ganzen an dem rechten Zusammenarbeiten zwischen Presse, Behörden und Kriegsgesellschaften gefehlt. Die Schuldfrage zu erörtern ist hier nicht der Platz. Es ist aber ein schwerer Schaden für unsere Lebensmittelversorgung

Digitized by Google

gewesen, daß die Fühlung zwischen Behörden, Kriegszentralen und der Presse so gering war und noch ist, und dieser Umstand fällt um so mehr ins Gewicht, als die Ernährungsfrage nahezu das einzige zensurfreie Gebiet ist. Kunst und Gabe, mit der Presse zusammen zu arbeiten, ist in Deutschland noch selten — nicht nur bei den Beamten. Auch viele unserer Kaufleute und Industriellen stehen der Presse hilf- und ratlos gegenüber. Im Krieg kam die Sorge und die Scheu hinzu, durch Nachrichten und Aufsätze in der Presse uns im feindlichen und neutralen Ausland zu schaden. Der Schaden ist aber sicherlich viel größer gewesen, daß in den Erörterungen und Schlüssen der Presse das Tatsachenmaterial der Kriegszentralen gefehlt hat. Die Scheu ist zudem um so weniger begründet, als das feindliche Ausland unsere Verhältnisse merkwürdig gut kennt, und als wir — auch in den knappen Zeiten — nichts zu verbergen brauchten. Wie in militärischen Dingen, so konnten und können wir in unserer Kriegswirtschaft die Tatsachen öffentlich reden lassen, was nicht nur eine männlichere, sondern meist auch eine klügere Methode ist.

Bei allen Fehlern und Mängeln, bei allen Menschlichkeiten stellen Arbeit und Leistung unserer meisten kriegswirtschaftlichen Organisationen — Ausnahmen zugegeben — einen Ruhmestitel unseres Volkes dar, das *kann* ich aussprechen, da ich den Betrieb einer der meistbefehdeten Kriegsgesellschaften aus nächster Nähe kenne, und das *darf* ich aussprechen, da ich als Außenstehender und Unverantwortlicher keinen Anteil an dem Lob oder an dem Tadel habe.

Für die wichtigsten Massennahrungsmittel ist die Organisation der Kriegszentralen — zum Teil ist freilich dieser Fortschritt erst in dem letzten Halbjahr erzielt worden — dezentralistisch ausgebaut worden. Landeszentralen oder provinzielle Stellen oder Gesellschaften stehen neben oder unter den Reichszentralen. Auch hier tritt das Kriegsernährungsamt in einer Zeit des vollendeten oder des sich vollziehenden Ausbaues der Organisation ins Leben. Bereits hat sich für einzelne Landesteile die Zusammenfassung der Aufgaben der verschiedenen Reichszentralen in den Landeszentralen oder Provinzialgesellschaften angebahnt, und damit sind der Entwickelung neue Ziele gesetzt, die Landeszentralen oder die Provinzialgesellschaften zu Vermittlern zwischen den sämtlichen Reichszentralen und den örtlichen Behörden der Kreise und der Gemeinden zu entwickeln.

Digitized by Google

Der organisatorische Bau unserer Lebensmittelversorgung ist in seinen grundsätzlichen Formen bereits entweder vollzogen oder wenigstens klar vorgezeichnet, doch vom Organisieren allein ist noch kein Mensch satt geworden. Die Organisation ist nur Mittel zum Zweck der reichlichen, zum mindesten aber der gerechteren Lebensmittelversorgung. Wie steht es damit? Wir müssen hier unterscheiden zwischen den Zentralen, die einheimische Lebensmittel bewirtschaften, wie der Reichsgetreidestelle, der Reichskartoffelstelle, der Reichszuckerstelle und, wenigstens für den größten Teil ihrer Mengen, der Reichsfleischstelle und denen, die Auslandgut einführen und bewirtschaften. Hier steht die Zentral-Einkaufs-Gesellschaft an erster Stelle, neben ihr der Kriegsausschuß für Kaffee, Tee und deren Ersatzstoffe, die Kriegskakaogesellschaft und, mit Teilen seiner Mengen, der Kriegsausschuß für tierische und pflanzliche Öle und Fette.

Die einheimische Produktion zu regeln, haben wir nur zu einem geringeren Teil in der Hand; Zwangsmittel, an die manche denken, versagen in der Praxis. Durch Rat und Tat, durch Förderung und Preisgestaltung kann mittelbar eingewirkt werden, im wesentlichen müssen wir und können wir, wie unsere Feldbestellung zeigt, unseren Landwirten, den Großgrundbesitzern wie den Bauern, vertrauen.

Das Ernteerträgnis hängt von der Düngung, der Bestellung und von dem großen Unbekannten, dem Wetter, ab. Im Frieden konnten wir unser Brotgetreide nahezu vollständig erzeugen. Abhängig vom Ausland waren wir in Futtermitteln. Eine Veröffentlichung der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung" vom 24. Mai hat auch dem Außenstehenden verkündet, daß das Jahr 1915 eine schlimme Mißernte uns gebracht hatte, die vor allem unsere schwächste Stelle, die Futtermittel, Hafer und Gerste, Heu, betraf. Nur zum Teil wurde der Verlust ausgeglichen durch die überreiche Kartoffelernte. Trotz der schlechten Futtermittelernte haben unsere Bauern, was für jeden Kenner der bäuerlichen Psyche feststand, ihr Vieh zum erheblichsten Teil durch den Winter durchgehalten. Den starken Rückgang in der Zahl der Schweine verdanken wir dem stillen Schweinemord, den wir uns im letzten Winter durch falsche Festsetzung der Höchstpreise und andere Maßregeln geleistet haben, weniger der Futterknappheit. Wie die neue Ernte ausfallen wird, wissen wir nicht. Daß sie schlechter werden wird als die von 1915, ist unwahrscheinlich. Sind wir also im Erntejahr

Digitized by Google

1915/16 trotz der Erhöhung der Brotration bei Mißernte durchgekommen, so werden wir und unser Vieh im Erntejahr 1916/17 erst recht durchkommen. Hinzu kommt die Einfuhr. Die Zentralisation der Einfuhr durch die Zentral-Einkaufs-Gesellschaft hat entgegen der Befürchtungen keinen Rückgang gebracht. Die Getreideabteilung hat, nachdem erst einmal durch die Siege unserer Truppen in Serbien die Balkanstraßen und die Donau frei, durch die glänzende Leistung unserer technischen Truppen die Transportwege ausgebaut worden waren, die Einfuhr weit über Erwarten der Sachverständigen und weit über die Leistungen des Handels in früheren Jahren gesteigert. In den Monaten September—Dezember 1915 betrug die Gesamteinfuhr an rumänischem Getreide nach Deutschland 150 000 Tonnen. Diese Ziffer wurde bereits als Monatsleistung im Februar erreicht, in den folgenden Monaten wesentlich gesteigert, bis Ende März betrug die Gesamtleistung bereits 3/4 Millionen Tonnen.

In bezug auf Kartoffeln werden wir, da die straffe Zentralisation der gesamten Kartoffelversorgung viel zu spät eingesetzt hat, noch bis in die Tage der neuen Ernte mit örtlichen Schwierigkeiten im einzelnen zu tun haben; das wird für einzelne Stadt- und Kreisverwaltungen Mühen, Sorgen und Ärger kosten; eine Gefahr ist aber nicht vorhanden. Der Zucker bietet das gleiche Bild. Trotzdem wir Haupterzeugungsland sind, haben uns verfehlte Maßnahmen und zu spätes Eingreifen in Schwierigkeiten gebracht, ist namentlich bei Zucker die Verzettelung der Vorräte in unkontrollierbaren privaten Lagern soweit gekommen, daß wir an Zuckerknappheit, aber nicht an Zuckernot leiden.

Bei Fleisch sind wir nicht ausschließlich auf die einheimische Erzeugung angewiesen, aber bei dem starken Bedarf des Heeres müssen wir an sich schon eine sparsame Wirtschaft führen. Wichtiger noch ist, daß unser Vieh durchweg geringer gewichtig ist, daß weniger schlachtreife Tiere vorhanden sind. Zum andern haben die Viehhandelsverbände nur zu einem Teil richtig funktioniert. Für die nächsten Monate ist mit einer Besserung der Fleischversorgung nicht zu rechnen, angesichts der Wahrscheinlichkeit einer guten Futtermittelernte wäre es eine Kapitalverschwendung, wenn man jetzt über die Schlachtreife hinaus Vieh schlachten wollte. Wir müssen uns für die nächsten Monate auf vegetarische Nahrung einrichten. Denn was

Digitized by Google

wir an Vorräten an Gefrierfleisch und Konserven besitzen, ist eine nicht unwichtige Erleichterung, aber auch nicht mehr.

Es bleibt nur noch das weite Gebiet der Lebensmittel, die wir entweder ganz oder zum wesentlichen Teile aus dem Ausland einführen.

An erster Stelle stehen hier die Fette und Öle, die wir im Frieden in großen Mengen zum unmittelbaren Gebrauch oder zur Herstellung von Margarine und Pflanzenfetten eingeführt hatten. Die Einfuhr der meisten von ihnen hat ganz aufgehört oder macht nur noch geringe Mengen aus. Butter ist heute das Fett geworden. Im Frieden betrug unsere einheimische Buttererzeugung nicht ganz das Siebenfache der Einfuhr, im Krieg ist die Einfuhr, auch nach der Zentralisation, stetig gestiegen, die einheimische Erzeugung zurückgegangen. Die ungleichmäßige Verteilung der Butter, die geringe zur Verteilung stehende Menge rührt zum wesentlichen Teil daher, daß mit der Festsetzung der Höchstpreise die einheimische Butter aus dem geregelten Marktverkehr verschwunden ist, daß den öffentlichen Verteilungsstellen an einheimischer Butter nur ganz geringe Mengen zur Verfügung stehen. Wohl sind 15 Prozent der Buttererzeugung der Molkereien von 500 000 l Milch Jahresumsatz der Beschlagnahme unterworfen, doch steht diese Menge erheblich hinter der für die Zivilbevölkerung zur Verfügung stehenden Auslandbutter zurück. Die Butterfrage verlangt, allein schon wegen der Bedeutung der Fettknappheit, dringende und umfassende Regelung, um so dringender, weil die jetzige Zeit höchster Buttererzeugung den Umbau des Systems wie die Anlegung von Reserven für die Wintermonate begünstigt.

Wir haben heute in einzelnen Gegenden im Verhältnis zu anderen Butterüberfluß, wir haben heute bereits in einzelnen Teilen und werden im allgemeinen in den nächsten Wochen reichlicher Milch haben. Diese Zeit müssen wir nützen, die Überschüsse an Butter und Milch, wenn möglich, in die öffentliche Hand, zum mindesten aber unter öffentliche Kontrolle zu bringen, um gleichzeitig unsere Butterverteilung einheitlich zu organisieren und für den Winter vorzusorgen. Für die Butter weist das Bodensystem den Weg: Zusammenfassung der Buttererzeugung innerhalb größerer, leistungsfähiger Bezirke im Weg der Ablieferungspflicht und des Aufkaufs zugunsten der öffentlichen Verteilungsstellen. Wir müssen zum anderen, soweit es mit den Interessen der Kinder und Kranken verträg-

Digitized by Google

lich ist, Vollmilch als Trinkmilch ausschließen und müssen letzten Endes sorgen, daß die Neuproduktion an kondensierter und Trockenmilch zur Vorratansammlung für den Winter benutzt wird. Die Kontingentierung der Milchindustrie ist durch die Belieferung von Zucker und Blechen auf Grund behördlicher Zuteilung möglich und leicht durchzuführen. Mit Käse steht es wie mit der Butter. Mit der Festsetzung der Höchstpreise ist der einheimische Käse aus dem geregelten Markt verschwunden. Der Auslandkäse ist an seine Stelle getreten und ist zugleich im weitesten Umfang Ersatznahrungsmittel für Fleisch und Wurst geworden. Auch bei Käse hat die Zentralisierung der ausländischen Einfuhr die Zufuhren nicht eingeschränkt. Nach vorübergehenden Stockungen ist zurzeit Käse in ausreichenden Mengen vorhanden.

Ungünstiger steht es mit der Eierversorgung. Die Erzeugung des neutralen Auslandes reicht nicht aus, den Ausfall der Friedenszufuhren aus Rußland und die Minderung der Zufuhren aus Österreich-Ungarn auszugleichen; trotz starker Steigerung der ausländischen Zufuhr, die auch bei Eiern durch die Zentralisierung nicht unterbrochen worden ist, ist eine einigermaßen volle Befriedigung des durch die Fleischrationierung weiter angewachsenen und sich noch weiter vergrößernden Bedarfs zu decken. Die Zusammenfassung der inländischen Eiererzeugung, die Rationierung des Eierverbrauchs, für die beides süddeutsche Staaten die noch entwickelungsfähige Muster zeigen, sind Aufgaben der nächsten Zukunft.

Bei Überschauen des Gesamtbildes unserer Lebensmittelversorgung: Einheimische Erzeugung, ausländische Zufuhr, Organisation des Einkaufs und der Verteilung, komme ich bei nüchternem Vergleich der ungünstigen und günstigen Momente zu dem Ergebnis, daß wir, wenn wir auch jetzt im Vergleich zu dem Vorjahr knapper und noch teurer leben, wir über den schlimmsten Punkt der Übergangszeit der Vorräte wie der Organisationen hinüber sind und daß wir im Winter in einigen der wichtigsten Nahrungsmittel besser, in den anderen voraussichtlich nicht schlechter versorgt sein werden wie im Vorjahr. Sollte noch ein dritter Kriegswinter kommen, so wird er uns besser ausgerüstet finden.

Digitized by Google

Drei Fragen an Sir Edward Grey

Von Dr. Paul Rohrbach

Zu den unmanierlichen Angriffen, die Grey am 24. Mai gegen den Reichskanzler gerichtet hat, liegt jetzt der englische Text der Greyschen Rede in der „Times" vor, und außerdem die Antwort des früheren englischen Botschafters in Petersburg Nicolson.

Grey hat im Originaltext folgendes gesagt:

„Die Anklage, daß unsere Haltung bei den Verhandlungen über Bosnien kriegerisch gewesen sei, ist eine Lüge erster Klasse .... Ich nehme an, daß diese neue Lüge dem deutschen Kanzler aus dem Laboratorium geliefert worden ist, das irgendwo in der deutschen Diplomatie ständig an der Arbeit ist, solche Dinge hervorzubringen."

Wir wissen jetzt, daß der deutsche Kanzler u. a. seine Auffassung der englischen Haltung auf die Berichte des deutschen Botschafters in Petersburg stützte. Die Anklage Greys richtet sich demnach nicht mehr gegen irgendein dunkles Laboratorium, sondern direkt gegen den Grafen Pourtalès; und hier, wo sie gepackt werden kann, ist sie nachweislich falsch.

Das schlagendste Zeugnis gegen die Greysche Beschuldigung hat Sir Arthur Nicolson geliefert: Der damalige englische Botschafter in Petersburg hat selbst zugegeben, daß er in Petersburg in dem Rufe stand, zur Verschärfung der Krisis in antideutschem Sinne beigetragen zu haben. Das ist ein indirektes Eingeständnis, daß dieser Ruf nicht unbegründet war; denn was hätte dem Botschafter wohl leichter werden können, als die Auffassung, er hätte Öl ins Feuer gegossen, gründlich zu zerstören?

Grey könnte einwenden, daß er von seinem Botschafter düpiert worden sei, und er könnte diesen Einwand vielleicht damit stützen, daß er ja auch in den „kritischen 12 Tagen" im Juli—August 1914 die allermangelhaftesten Vorstellungen davon hatte, was in Petersburg vorging. Das alles ist aber für diesen Fall gleichgültig. Grey muß nach dem Geständnis Nicolsons heute wissen, daß unser Botschafter in gutem Glauben berichtet hat, und durchaus dazu berechtigt und verpflichtet war. Selbst also, wenn Grey noch weiter die Fiktion aufrecht erhalten will, als sei Nicolson während der bosnischen Krisis als Freund des Friedens tätig gewesen, so müßte es ihm jetzt doch klar sein, daß er dem Grafen Pourtalès unrecht getan hat. Also, erste Frage:

Digitized by Google

Wird er daraus die Konsequenz ziehen, die für einen Gentleman selbstverständlich ist, und sich bei dem deutschen Botschafter entschuldigen?

Wir haben noch eine zweite schwerwiegende Frage, die schon seit längerer Zeit und in verschiedenen Ländern immer wieder an Grey gerichtet worden ist, auf die er aber bisher noch keine Antwort gefunden zu haben scheint. Er weiß nur auf seinen alten Ladenhüter zurückzukommen: warum Deutschland vor Ausbruch des Krieges nicht auf die vorgeschlagene Konferenz gegangen sei! Darauf ist von deutscher und österreichischer Seite wiederholt ausgeführt worden, daß es für uns unmöglich war, während die russische Mobilmachung fortdauerte und uns lebensgefährlich bedrohte, an einem Konferenztisch Platz zu nehmen. Vielleicht hindert die insulare Befangenheit Grey auch heute noch an der Erkenntnis der Konsequenzen, die Deutschland in solchen Augenblicken aus seiner geographischen Lage ziehen muß, und auf die sein eigener Botschafter in Petersburg am 25. Juli 1915 Ssasonow hingewiesen hatte. Mindestens aber konnte er sich doch sagen, daß der Ausgang der Konferenz zweifelhaft war, und daß sich während der Konferenz die Chancen Deutschlands und Österreich-Ungarns verschlechtert, diejenigen der Gegner aber verbessert haben würden. Wenn er ehrlich und entschieden den Frieden wollte, so besaß er ein vollkommen unfehlbares Mittel, ihn zu erhalten. Er brauchte nur in Petersburg diejenigen Worte sprechen zu lassen, die der deutsche Reichskanzler am 30. Juli 1914 in Wien tatsächlich sprechen ließ: ‚Wir weigern uns, in einen Weltbrand hineingerissen zu werden, dadurch daß unser Verbündeter unseren Rat mißachtet.‘ Der damalige englische Botschafter hätte nur seine deutliche Warnung vor unvermeidlichen Folgen der russischen Mobilisation als Bedingung zu formulieren und zu sagen nötig gehabt: ‚Wenn Ihr mit dem Mobilmachen fortfahrt, so werden wir neutral bleiben.‘ Also zweite Frage:

Warum hat Grey das unfehlbare Machtmittel zur Erhaltung des Friedens, das in seiner Hand lag, kein einziges Mal während der kritischen Zeit gebraucht?

Warum hat er nicht ein einziges Mal Rußland mit der englischen Neutralität bedroht, falls es Englands Rat mißachtete, sowie er uns tatsächlich mit dem Kriege bedroht hat?

Digitized by Google

Warum hat er geschwiegen, als ein Wort von ihm der Welt die zweite Sintflut ersparen konnte?

Für die dritte Frage müssen wir weiter ausholen und auf ein Interview unseres Staatssekretärs des Auswärtigen mit dem amerikanischen Journalisten Raymond Swing von der „Chicago Daily News" zurückkommen. Dieses Interview, obwohl es schon am 19. Mai in der englischen Presse bekannt wurde, ist seitdem noch mehrfach in England erörtert worden, weil es in der Tat die englische Politik an einem höchst empfindlichen Punkte trifft. Dies geht schon aus dem einleitenden Satz hervor, mit dem „Manchester Guardian" das Interview bringt:

„Die deutsche Regierung hat ihre zweite Karte in dem Spiel aufgedeckt, das die Blockade der Alliierten niederzureißen bezweckt."

Hiernach fährt der „Manchester Guardian" fort:

„Die deutsche Regierung hat eine frische Fährte aufgenommen. Sie macht geltend, daß die britische Blockade als Repressalie gegen den Unterseehandelskrieg eingeführt worden sei. Dieser, erklärt sie, habe in der beanstandeten Form aufgehört. Müßte nicht die britische Blockade ebenfalls aufhören?"

Da das Swingsche Interview in der deutschen Presse nur recht meist unvollständig bekannt geworden ist und wir uns noch weiterhin mit Englands moralischen Verlegenheiten in der Blockadefrage zu beschäftigen gedenken, so geben wir es zunächst im Wortlaut wieder:

Frage: Sollte man in Amerika den Unterseekrieg in seiner früheren Handhabung als Repressalie gegen die Blockade betrachten oder die Blockade als Repressalienkrieg gegen das Unterseeboot, wie die Engländer es geltend machen?

Antwort: Es gibt eine Methode, um zu bestimmen, ob Maßnahmen beanspruchen dürfen, als Repressalie angesehen zu werden, und diese besteht darin, den Prüfstein der Priorität anzuwenden. („Wer hat angefangen?") Doch wird diese Methode durch die Frage kompliziert, ob die Ankündigung durch Minister schon als der Beginn einer neuen Art der Kriegführung gelten soll oder nicht. Es ist eine Untersuchung, die ich vorläufig beiseite lassen will: Ich vertraue dem Urteilsspruch der Geschichte, wenn einmal alles Beweismaterial gesammelt und geprüft worden ist.

Aber es gibt eine zweite Methode. Das Wort ‚Repressalie' ist hier der Prüfstein. Es enthält implizite ein Versprechen, daß mit der Abstellung des Übels, gegen das die Repressalie ergriffen worden ist, die Repressalie sofort aufhört. Diese unausgesprochene Zusage hat im militärischen Verhalten während des Krieges unbestrittene Geltung. Z. B. hatte man in Morbihan in Frankreich die deutschen Gefangenen in ungeheizten und nicht beleuchteten Räumen untergebracht. Als Repressalie wurde bestimmt, daß die französischen Gefangenen in Friedrichs-

Digitized by Google

felde bei Wesel derselben Behandlung drei Wochen lang unterworfen wurden. Ich freue mich, sagen zu können, daß die Zustände in Morbihan nach drei Wochen in Ordnung gebracht wurden und die Gefangenen in Wesel wieder ihre Wärme und ihr Licht erhielten ...

Diese Beispiele stellen das Axiom klar heraus: Wenn Repressalien, nachdem das Übel abgestellt ist, gegen das sie gerichtet waren, fortgesetzt werden, so hören sie auf, Repressalien zu sein, und werden Greueltaten. Gilt dieser Grundsatz als selbstverständlich in Fällen, wo es sich nur um Angehörige der organisierten militärischen Macht handelt, wie einleuchtend ist dann erst seine Wahrheit, wenn durch die Repressalien Nichtkämpfer und Neutrale in Mitleidenschaft gezogen werden!

Aber außer der unausgesprochenen Zusage, die im Worte ‚Repressalien' enthalten ist, besitzen wir glücklicherweise ausdrückliche Versprechungen, nicht nur von unserer Regierung, sondern ebensowohl von der britischen. In seinem Memorandum an die Vereinigten Staaten im Zusammenhang mit dem Wilhelmina-Fall, vom 19. Februar 1915 datiert, sagt Sir Edward Grey:

„Angesichts dieser Lage betrachtet es die Regierung Sr. Majestät für gänzlich unvernünftig, von Großbritannien und seinen Alliierten zu verlangen, sich auf unbestimmte Zeit zu ihrem ernstlichen Schaden an Grundsätze gebunden zu halten, deren Gerechtigkeit sie anerkennen, wenn sie unparteiisch zwischen den Kriegführenden beobachtet werden, die aber im jetzigen Augenblick von ihrem Feinde offen mißachtet werden. Sollte sich deshalb im weiteren Verlauf Sr. Majestät Regierung genötigt sehen, Nahrungsmittel als absolute Konterbande zu erklären oder andere Maßregeln zur Störung des deutschen Handels als Repressalie eintreten zu lassen, so vertraut sie darauf, daß eine solche Handlungsweise seitens der neutralen Staaten nicht durch Berufung auf die Gesetze und Gebräuche des Krieges angegriffen werden wird, deren Gültigkeit darauf beruht, daß sie einen integrierenden Bestandteil des Systems internationalen Rechts bilden, das als Ganzes mißachten zu dürfen der Feind sich offen rühmt — solange die neutralen Staaten die deutsche Regierung nicht zwingen können, Methoden der Kriegführung aufzugeben, die man in der jüngsten Geschichte nicht als durch Gesetz oder durch Menschlichkeitsgründe sanktioniert angesehen hat."

Drei Tage zuvor, am 16. Februar 1915, bei Gelegenheit der deutschen Note an die Vereinigten Staaten, die von der Erklärung der Kriegszone rund um England handelte, hatte ich gesagt:

„Sollte es der amerikanischen Regierung vermöge des Gewichts, das sie in die Wagschale der Geschicke der Völker zu legen berechtigt und imstande ist, in letzter Stunde noch gelingen, die Gründe zu beseitigen, die der deutschen Regierung jenes Vorgehen zur gebieterischen Pflicht machen, — sollte die amerikanische Regierung insbesondere einen Weg finden, die Beachtung der Londoner Seekriegsrechtserklärung auch von seiten der mit Deutschland kriegführenden Mächte zu erreichen und Deutschland dadurch die legitime Zufuhr von Lebensmitteln

Digitized by Google

und industriellen Rohstoffen zu ermöglichen, so würde die deutsche Regierung hierin ein nicht hoch genug anzuschlagendes Verdienst um die humanere Gestaltung der Kriegführung anerkennen und auf der also geschaffenen neuen Sachlage gern die Folgerungen ziehen."

Diese beiden Erklärungen kommen Bürgschaften gleich seitens Sir Edward Greys und meinerseits, daß unsere beiden Regierungen die Handlungsweise befolgen würden, die sich logisch ergeben müßte, wenn das Wort Repressalien im guten Glauben angewendet wird.

Die Regierung der Vereinigten Staaten machte sofort die Probe auf die bona fides durch gleichlautende Noten an Großbritannien und Deutschland, vom 22. Februar 1915 datiert. Sie schlug vor, daß Nahrungsmittel nicht zur absoluten Konterbande gemacht werden sollten, daß die britischen Behörden Schiffsladungen solcher Waren weder zerstören noch anhalten sollten, und daß die Unterseeboote keiner Regierung Handelsschiffe irgendeiner Nationalität zu anderen Zwecken angreifen dürften, als zu dem der Anhaltung und Durchsuchung. Ich muß zugeben, daß ich damals Hoffnung hatte, dieser amerikanische Vorschlag würde den Knoten der Repressalien zerhauen, der die unvermeidliche Tendenz hat, immer fester und unlöslicher zu werden. Die Annahme des amerikanischen Vorschlages wäre ein großer Schritt vorwärts auf dem Wege zur Verwirklichung der Freiheit der Meere gewesen. Es ist wahr, daß unsere gemeinsamen Bemühungen auf der Haager Konferenz in der Theorie weiter gingen, als die amerikanische Note vom 22. Februar, aber die Annahme dieser Vorschläge hätte den praktischen Vorteil erzielt, Kriegführende mitten während des Krieges zu zwingen, militärischen Nutzen der Rücksicht auf Grundsätze der Menschlichkeit zum Opfer zu bringen.

Deutschland nahm im Prinzip diese Vorschläge am 28. Februar 1915 an, Großbritannien lehnte am 15. März ab. Die Vereinigten Staaten hatten die Probe auf den guten Glauben angestellt, und Deutschlands Stellung einwandfrei gefunden. Die Stellung der Briten enthüllte sich vielleicht in den aufrichtigen Darlegungen des „Manchester Guardian" (Kriegsgeschichte vom 22. Dezember 1915), in der es heißt:

„Hätte sich Deutschland in seiner Führung innerhalb der gesetzlichen Grenzen gehalten, so wäre unsere Lage eine sehr schwierige geblieben, und es ist zweifelhaft, ob wir uns je aus der Verstrickung durch jene Deklarationen (London, Paris, der Haag) hätten lösen können. Zum Glück für uns, im ganzen gesehen, war Deutschland nicht damit zufrieden, die Dinge so zu lassen, wie sie waren, sondern beschenkte uns durch die Unterseeblockade und durch die Begehung von hunderten von gesetzlosen Akten der Tyrannei mit einer Gelegenheit des Entschlüpfens. Die Kabinettsorders vom März, die den ganzen Ein- und Ausfuhrhandel Deutschlands untersagten, waren der Form nach eine Repressalienmaßnahme gegen Deutschland wegen seiner ungesetzlichen Handlungen. Repressalien sind nicht an gesetzliche Formen gebunden, und die Absicht Mr. Asquiths, als er sie in der ge-

Digitized by Google

wählten Form einführte, war die, unser Land aus den (rechtlichen) Bindungen herauszuschneiden, die den Gebrauch unserer Flottenmacht behinderten. Es war eine kühne Maßregel, und sie gab unserer Marine eine Macht gegenüber dem feindlichen Handel, vergleichbar nur mit unserer Seemacht zur Zeit der napoleonischen Kriege, ehe die Eisenbahnen ganz Europa in ökonomischem Sinne eins machten und Unterseeboote erfunden waren, um eine enge Blockade unmöglich zu machen."

Daß Großbritannien sich nicht im Zweifel befand über den gesetzlichen Status von Nahrungsmitteln in Kriegszeiten, das ist nicht nur von Lord Salisbury während des Burenkrieges klargestellt worden, sondern auch von Sir Edward Grey in der Note an die amerikanische Regierung vom 17. Januar 1915, welche erklärt:

„Was die Beschlagnahme von Nahrungsmitteln angeht, so ist Sr. Majestät Regierung bereit zuzugeben, daß Nahrungsmittel nicht angehalten oder vor ein Prisengericht gebracht werden sollten, ohne die Präsumption, daß sie für kämpfende Streitkräfte oder für eine feindliche Regierung bestimmt sind. Es ist unsere gegenwärtige Absicht, uns an diese Regel zu halten."

Das war vor 14 Monaten. Heute sehen wir uns einer vollständig geklärten Situation gegenüber. Sie weist gewisse Ähnlichkeiten mit der Situation von damals auf, aber mit dem ausschlaggebenden Unterschied: Die deutsche Regierung wünschte zu jener Zeit nicht, ihre damalige Unterseebootpolitik aufzugeben, es sei denn, daß die britische Regierung gleichzeitig darein willigte, sich nach den internationalen Gesetzen zu richten, die vor dem Kriege anerkannt waren. Heute hat der U-Bootkrieg in der Form, die nur Repressalie war, aufgehört zu existieren. Die britische Blockade muß nun vor der ganzen Welt die Probe der Ehrlichkeit und des guten Glaubens bestehen. War es eine Repressalie, als Großbritannien es unternahm, die Leiden des Krieges auf die gesamte nichtkombattante Bevölkerung Deutschlands auszudehnen? War es nichts weiter als eine Repressalie? War Sir Edward Greys in dem Worte Repressalie implizite enthaltene Zusage, sie abzustellen, in gutem Glauben abgegeben? Wenn dem so war, so bedeutet das, daß auch heute noch die Ermächtigung zu Recht besteht, die vor 14 Monaten von der britischen und der deutschen Regierung den Neutralen erteilt worden war, die tatsächliche Beachtung des internationalen Rechts seitens aller Kriegführenden durchzusetzen.

Frage: Ob das Aufgeben des Unterseebootskrieges, soweit die Antwortnote an Amerika es in Aussicht stellt, schließlich als davon abhängig betrachtet werden sollte, daß eine wirksame Aktion unternommen würde, die Beobachtung des internationalen Rechts seitens Großbritanniens durchzusetzen?

Antwort: „Wir haben die Unterseepolitik in dem erwähnten Umfange eingestellt, aber Sie können nicht von uns erwarten, daß wir britische Ungesetzlichkeiten dadurch ermutigen und anregen, daß wir unseren Feinden schriftliche Garantien einer dauernden und unbegrenzten Straflosigkeit geben."

Digitized by Google

In dieser Unterhaltung ist die dritte Frage, die an Grey zu richten ist und auf die er bisher, ebenso wie auf die zweite, die Antwort schuldig geblieben ist, mit allem Nachdruck enthalten. Sie kann so zusammengefaßt werden:

Hatte Grey zu Anfang des Krieges den ernsten Willen, die britische Seemacht in Übereinstimmung mit dem Völkerrecht handhaben zu lassen?

Hat er in gutem Glauben sein ausdrückliches Versprechen an Amerika gegeben, die Ungesetzlichkeiten des britischen Handelskrieges, die er als bloße Vergeltungsmaßregeln begründete, in dem Augenblick abzustellen wo Deutschland den Unterseebootkrieg in der beanstandeten Form einstellte?

Wir erwarten mit Spannung, ob Sir Edward Grey unsere drei Fragen beantworten wird. Gewiß ist es heute schwer, in der Atmosphäre „patriotischer" Unbilligkeit, die heute über der grünen Insel liegt, gerechte und anständige Worte dem Feinde gegenüber zu finden. Vielleicht aber hat die Seeschlacht luftreinigend gewirkt. Man soll nicht eine Beschleunigung des Friedens von unserem weltgeschichtlich bedeutsamen Siege erwarten, vielleicht aber eine Reinigung des Krieges: Man kann sich schwer vorstellen, daß das englische Volk unter der Leitung von Lord Northcliffe aufs neue jubeln würde, sollte wieder einmal ein feiger englischer Handelskapitän wie der Kapitän des „King Stephen", höhnend an ertrinkenden deutschen Seeleuten vorüber fahren und die Hilflosen ihrem Schicksal überlassen; die beiden Kriegsflotten haben nach der furchtbarsten Schlacht der Weltgeschichte sicher erhöhte Achtung für einander gefühlt. Von beiden Seiten wurde den Schiffbrüchigen nach Kräften Hilfe gespendet. Unser amtlicher Bericht hob ausdrücklich die außerordentliche Tapferkeit der Engländer hervor. Vielleicht werden die heimkehrenden Offiziere und Matrosen der englischen Flotte es nicht gern sehen, daß die „Westminster Gazette", das Organ des Auswärtigen Amts, in jeder Nummer von „Hunnen" spricht, und vielleicht werden sie etwas mehr fair play in der geistigen Haltung gegenüber ihrem Gegner haben wollen.

Dann kann vielleicht auch Sir Edward Grey ruhig, sachlich und manier-

Digitized by Google

lich auf unsere drei Fragen antworten, ohne daß er den Mob zu fürchten braucht, den Lord Northcliffe sich rühmt, sprungbereit an der Leine zu führen.

Französische Volksart

Von Dr. Eduard Wechßler, Marburg a. L.

Der große Geschichtschreiber Graf Tocqueville ließ die berühmte Schilderung seines Volkes in den Worten ausklingen: „Diese glänzendste und gefährlichste unter den Nationen Europas und vor andern dazu geschaffen, nacheinander Bewunderung und Haß, Mitleid und Schrecken hervorzurufen, aber niemals bloße Teilnahmslosigkeit."

Mit wachsendem Erstaunen, ja mit Entsetzen gewahren wir jetzt eben wieder die Ausbrüche des Massenwahns und der Grausamkeit an einem Volke, das sich so gern als echten Erben der griechisch-römischen Geistesbildung fühlt und bezeichnet. Wohin ist die gefeierte Ritterlichkeit gekommen, die jedermann eigene Artigkeit und Höflichkeit, wohin die Klarheit des Denkens, die gepriesene Verstandesschärfe und der überlegene Witz? Hier scheint ein unermeßlicher Abgrund zu gähnen zwischen Bildung und Stimmung, Erziehung und Naturanlagen, Kultur und Temperament.

Die französische Gesittung, deren unersetzlichen Wert kein verständiger Deutscher leugnen wird, ist das Ergebnis eines mehr als zweitausendjährigen Bildungsganges. Viele Völker und deren geistige Führer haben daran mitgewirkt: seit dem 6. Jahrhundert vor Christus, vielleicht schon früher, die gewandten und kunstsinnigen Griechen der Landstriche an der Rhonemündung, dann die zweckvollen, menschenkundigen Römer, hernach Franken und Normannen, beide stark durch staatliche und kriegerische Schöpferkraft; bis zuletzt die zusammenfassende Königsgewalt aus diesen Bildungsstoffen verschiedener Herkunft das Urbild des neueren Franzosen gestaltet hat, auf welches die allerjüngste Generation dort mit Jugendeifer zurücklenken will.

Dagegen hat das französische Temperament dem Wandel der Zeiten und Völker Trotz geboten. Die eigentümlich französische Art des Auffassens und Erlebens ist seit den ältesten Zeugnissen bis heute im Grunde dieselbe geblieben. Hier jedenfalls wirkt ein uraltes Erbe nach, das in Zeit-

Digitized by Google

läuften allgemeiner tiefer Erregung und gemeinsamer Gefahr mit ungeminderter Urkraft wieder emporbricht. Was Julius Cäsar in seinem Gallischen Krieg, was die Griechen Strabon und Diodor in ihren geschichtlich-geographischen Darstellungen von den Galliern erzählen, das gilt in wesentlichen Zügen noch von der überwiegenden und maßgebenden Zahl der heutigen Franzosen. Graf Tocqueville und Alfred Fouillée in Frankreich, Karl Hillebrand und Theodor Mommsen in Deutschland mit andern haben das festgestellt. In der Tat haben wir Grund, die Sehergabe eines Julius Cäsar zu bewundern. Doch wäre es voreilig, gerade die Gallier für dieses Temperament verantwortlich zu machen. Denn wir wissen heute, daß diese keltischen Völkerschaften, als sie im 5. Jahrhundert vor Christus einwanderten und nach ihnen das Land seinen neuen Namen empfing, in der Minderheit waren und mit älteren, dort einheimischen Bevölkerungen leicht und schnell verschmolzen sind. Östlich des Rhoneflusses, vom Meere bis gegen die Schweiz, wohnten die Ligurer, südlich der Garonne die Iberer, von da nordwärts andere Völker; von jenen beiden wissen wir wenig, von den anderen nichts. Überdies ist jenes Temperament, das wir nun einmal gallisch-französisch nennen, weit entfernt, sich mit dem der übrigen Kelten in Irland, Wales und der festländischen Bretagne irgend zu decken. So erscheint denn jene eigentümliche Gemütsanlage als das Erzeugnis uralter Blut- und Völkermischung und muß von der Forschung als eine gegebene Größe hingenommen werden. Indem aber jene Grundeigenschaften sich in der Geschichte des französischen Staats- und Geisteslebens geoffenbart haben, erläutern sie die Vergangenheit dieses früh zur Einheit verwachsenen Volkes, machen seine Gegenwart verständlich und erlauben vielleicht gar den Geschichtschreibern und Staatsmännern einen Ausblick auf seine künftige Entwicklung nach innen und außen.

Seit alters zeichnet sich dieses Volk aus durch die Fähigkeit leichten Auffassens und lebhaften Zufassens. Diese Geschicklichkeit erwies es schon in den Kriegen mit Cäsar durch gewandte Nachahmung römischer Kriegsmittel. Seine Bildungsfähigkeit bewährte sich darin, daß schneller als irgendeine andere Provinz die von Cäsar soeben unterworfene Gallia comata nach zwei Menschenaltern schon sich der griechisch-römischen Bildung bemächtigt hatte. Wo diese aufgeweckte Art in hohem Grade vor-

Digitized by Google

handen ist und in Pflege genommen wird, da erhebt sie sich zu dem Scharfsinn, zu der intelligence und facilité, die der Franzose so gern als erste Gabe seines Volkes rühmt. Ein Scharfsinn freilich, der als wirklich nur anerkennt, was er wahrnehmen kann, und darum das poetische Schauen so gut wie das religiöse Erlebnis als nebelhafte Mystik schmäht und verschmäht. Und da dieses flinke Erfassen in starker Erregbarkeit wurzelt und oft mehr aus einer Art Neugierde als aus sachlicher Teilnahme seine Nahrung zieht, so verführt es oft zum oberflächlichen Urteil oder, wo die Leidenschaft des Gedankens Mutter wird, zur Wahnvorstellung und zur Selbsttäuschung. Kein Zufall wahrlich, daß Frankreichs größter Komiker, Molière, so viele närrische Einbildung auf die Bühne gebracht hat: Sganarelle oder den eingebildeten Hahnrei; Arnolphe oder den eingebildeten Erzieher; Herrn von Pourceaugnac, den eingebildeten Bräutigam; Herrn Jourdain, den eingebildeten Edelmann; Harpagon, den eingebildeten Bettelmann; und endlich Argan, den eingebildeten Kranken. Und wir ahnen jetzt einen tieferen Grund dafür, daß die ältere Kunstlehre in Frankreich die Einbildungskraft hat in Fesseln legen wollen.

Beweglich und vorschnell war dieses Volk von jeher: im Auffassen und Verwerfen, im Anbeten neuer Götter wie im Verbrennen der alten. Nichts ist einem Julius Cäsar so sehr an ihnen aufgefallen wie ihre Sucht nach Neuem (novarum rerum cupidi). Auf nichts tun sie sich heute noch so eifrig etwas zugute, wie auf ihre Eindrucks- und Begeisterungsfähigkeit, ihren élan und essor, ihre fougue und fièvre. Nur in Frankreich konnte der Impressionismus als eine Lehre in Leben und Kunst entdeckt werden; nur hier konnte der Pole Bergson zum Modephilosophen emporsteigen, der die Spannkraft, den élan vital, zu einem festen Grundgedanken aller Lebensweisheit erheben wollte. Des Deutschen Ausdauer und Beharrlichkeit, sein treues Festhalten am Liebgewordenen, seine stæte, erscheinen dem Franzosen mit Notwendigkeit als schwerfällige, dickköpfige, rückständige Geistesart, ja als Beweis seiner Dummheit. Zugleich übersieht er meist mit Willen die Kehrseiten des jähen Stimmungswechsels und der Wandlungsfähigkeit, als da sind die schnelle geistige Ermüdung, der Wankelmut, und die Willkür der Entschließungen; was alles seit den alten Galliern in ihrer Geschichte mehr als *einen* unheilvollen Bruch mit der Vergangenheit ermöglicht hat.

Digitized by Google

Sobald ihre lebhafte Art etwas als gut und richtig erfaßt hat, vertreten die Franzosen es mit all der Leidenschaftlichkeit, deren sie fähig sind, und verfolgen das Entgegenstehende als Irrlehre und die Andersgesinnten als Irrlehrer, unduldsam bis zum äußersten. Dabei vermögen sie Person und Sache nicht zu trennen, und sind darin die geborenen Parteimenschen. Diesen Bekehrungseifer, den sie gern als esprit de prosélytisme rühmen, steigern sie wohl auch zum Fanatismus und politischen Wahnwitz. Und mit Gewalt drängen sie den Widerstrebenden die Segnungen ihrer Glaubenssätze auf. Seit der Vertreibung der Engländer 1453 bis zu den napoleonischen Kriegen hat ihre Heimat kein stärkeres Feindesheer mehr gesehen. Aber staunend findet der Reisende allenthalben im inneren Frankreich die Trümmer von Kirchen und Klöstern, Burgen, Lustschlössern und staatlichen Gebäuden, oder aber sucht er vergebens nach ihrer Spur. Das Reisebuch bekennt es beschämt oder verschweigt es verschämt, daß während der großen Revolution oder später bei ähnlicher Gelegenheit dieses alles in Flammen aufgegangen ist. Nie hat in einem Volk Europas die Parteiwut solche Opfer gefordert, nirgends ist ein Massenmord unter Mitbürgern und Blutsverwandten angerichtet worden wie während der Bartholomäusnacht und unter der Schreckensherrschaft. Wo eine Einbildung, wo ein falscher Verdacht ihren Parteigeist narrt, da wird aus den sonst so gefälligen und umgänglichen Menschen ein Volk von Tigern: Voltaire hat dieses Wort im Prozesse Calas geprägt. Ein Meuchelmord, den Katharina von Medici gegen den ihr verhaßten Admiral Coligny angestiftet hatte, war mißlungen; entrüstet forderten die Hugenotten die Bestrafung des Schuldigen; das Gerücht ging in Paris, daß die Hugenotten eine Empörung wagen wollten; da befahl Katharina, die tückische Italienerin, die Führer zu beseitigen; aber die Parteiwut der verblendeten Pariser Bürger entbrannte, und allein in der Hauptstadt wurden über 2000 adlige Hugenotten im Schlaf überfallen und ihre Leichen entkleidet auf die Gasse geworfen. Schlimmer noch war's unter der Schreckensherrschaft: Greise und kleine Kinder bestiegen das Schafott. Und aus der jüngsten Gegenwart ist uns die Ermordung von Jaurès noch in frischem Gedenken.

Dieser Bekehrungseifer nährt sich an einer Eigenliebe, die ebenso gegen den eigenen Volksgenossen wie gegen fremde Völker sich behaupten will.

Digitized by Google

Von alters vererbt, vielleicht noch durch Franken- und Normannenblut verstärkt, ist ein starkes Selbstgefühl, das leicht in Zügellosigkeit ausschlägt; eine Selbstgefälligkeit, die sich zur Eitelkeit steigert; ein Ehrgeiz, der in Abenteuerlust mündet; und ein Ehrgefühl, das zur Duellwut entartet. Wie schon der Gallier, fügt sich auch der Franzose nur widerwillig in die Zucht und Ordnung staatlicher Disziplin. Er stürzt jede nachgiebige Regierung, und fügt sich zufrieden nur in die Herrschaft der starken Hand, wo er bewundern und gehorchen muß: dann, wenn sie ihm neuen kriegerischen Ruhm erwirbt. Graf Tocqueville hat es richtig erkannt und zugestanden, daß seine Landsleute im Grunde nicht kriegerisch sind, aber den Krieg als Schaubühne ihrer guten und schlechten Eigenschaften nicht glauben entbehren zu können. À toutes les gloires de la France steht über dem Eingang in das Schlachtenmuseum in Versailles. La Renaissance de l'orgueil français nannte sich eine vor dem Krieg erschienene Kampfschrift, worin als Ruhmestaten des neuesten Frankreich die eigene Kriegslehre und der neue strategische Angriffsplan gegen Deutschland gepriesen werden. Und der in Deutschland geschulte Geschichtschreiber Gabriel Monod konnte es nach dem vorigen Krieg von uns Deutschen lächerlich finden, daß wir den französischen Francs-tireurs aus ihrer Teilnahme am Krieg ein Verbrechen gemacht hatten.

Nichts war dem echten Franzosen von jeher so lästig wie die Ernsthaftigkeit, die Menschen und Dinge stündlich von uns fordern. Unermüdlich setzt seine heitere Laune, seine Lust am Spiel und Spielerischen sich gegen die Langeweile der Umwelt zur Wehr. Seine immer geschliffene Waffe ist ein Spott, der auch am Heiligsten noch etwas zu verlachen findet, aber harmlos nur auf Belustigung ausgeht. Wo wir Deutsche uns sittlich entrüsten, vermag der Franzose zu lachen: Molière zeigt lächerliche Narrheit sogar an einem Tartuffe und einem Don Juan. Wer französische Geistesfreiheit in ihrer Größe schätzen lernen will, der lasse alle ihre Tragödien und Lehrgedichte liegen und vertiefe sich in die kleinen komischen Geschichten und Scherze eines La Fontaine und Voltaire, eines Diderot und Anatole France. Der romantische Weltschmerz eines Chateaubriand war eine völlig unfranzösische Zeitmode, und der kerngesunde Victor Hugo als echter Franzose ganz davon frei. Wir Deutsche mit unserem Ernst, unserer heiligen Sachlichkeit, sind dem Franzosen ganz unverständlich:

Digitized by Google

er spottet über la morgue allemande und schilt uns Pedanten. Aber auch wo er durchaus ernsthaft denkt und handelt, wahrt er sich seine Überlegenheit, indem er die Dinge leichter nimmt als sie sind, und ein heimliches Lächeln, wenn nicht sichtbar die Lippen, so doch unsichtbar seine Gedanken umspielen läßt. Und er empfindet dabei noch nicht etwa das Gefühl des Komischen. Hierin allerdings vermögen wir Deutsche ihm nur mit Anstrengung zu folgen. Seine Verskunst, zu geselligen Zwecken geschaffen, hält sich frei von dem sittlichen Ernst und der Heiligkeit der tiefsten deutschen Dichtung. So bedeutete ihm das Minnelied an die Fürstin eine anmutige Huldigung und feinsinnige Unterhaltung, ohne darum den besseren Dichtern bloßes Getändel zu werden. Zum höfischen Schauspiel wurde sogar der ritterliche Kampf der Waffen in der echt französischen Erfindung des Turniers. Und ein Nachklang aus der Zeit der Turniere mit ihren Kampfregeln hallt uns noch entgegen aus dem Worte revanche. Jener Ruf, der drüben zuerst nach Waterloo und stärker nach Sadowa ertönte, forderte nicht Rache, vielmehr Genugtuung für die verletzte Ehre in einem neuen Waffengang vor den Augen der Welt.

Die Sehnsucht nach Zerstreuung und Belustigung hat den Franzosen zum vollkommensten Gesellschaftsmenschen vorherbestimmt. Erst bei ihm erblühte der aus Rom eingeführte Salon mit seiner aus Spanien entlehnten Etikette zu dem bewunderten Brennpunkt feinsten geistigen Lebens, wo zur Zeit der Renaissance und der Aufklärung die neue Menschheitsbildung zuerst zur Tat geworden ist. Seit Heldensage und Minnesang war alles Schrifttum der Franzosen, wo nicht zur Belehrung, zur geselligen Unterhaltung bestimmt. Der gute französische Schriftsteller führt uns in den geschmackvollen Kreis weltmännischer Frauen und Männer, indes der deutsche Dichter den lehrhaft trockenen Ton des Pastors oder Professors nicht immer ganz verleugnet und uns vom Staube seiner Bücherei zu schlucken gibt. So ungern der einzelne Franzose sich in Zucht und Ordnung des Staates einreiht, so lebhaft verlangt ihn darnach, sich einer Geselligkeit einzugliedern, wo jeder nur sich zu zerstreuen und andern zu gefallen sucht. So konnten sich hier seit dem Mittelalter die großen Hoffeste zur bedeutsamen Staatsangelegenheit erhöhen. Freilich haben schweigsame Denker, wie Alfred de Vigny oder Ernest Renan, unter diesem Zwang zur Geselligkeit oft schwer gelitten und sich wohl gar zu den Trappisten hinweggesehnt.

Digitized by Google

Tief wurzelt im französischen Wesen auch der Hang zum Weibe, der Drang, sich mit ihm zu unterhalten und zu belustigen. Wenn ihn kein Schriftsteller der Alten an den Galliern bemerkt hat, wird das daran liegen, daß solche Dinge erst bei höherer Gesittung, wenn sie die rohesten Äußerungsformen verlassen, auffällig werden. Jedenfalls zeigt sich schon im Minnesang, hernach im Salon, und daneben im Maitressenwesen der Könige und der Großen ein Versuch, in diesem Bedürfnis veredelte Befriedigung zu schaffen.

Der scharfsichtige Stendhal freilich fand die Liebe als große Leidenschaft nur bei den Italienern und spottete über die französische Liebe aus Eitelkeit. Und Gabriel Monod konnte sich 1870 nicht genug über den Anstand wundern, mit dem die deutschen Soldaten den Frauen und Mädchen im eroberten Lande begegneten: „wir hätten es anders gemacht," sagten ihm mehr als einmal die Soldaten seines Volks. Dabei ist es begreiflich, daß diese Umwerbung der Frau durchaus nicht zu einer rechtlichen Höherstellung geführt hat. Davon legt Zeugnis ab der sonst so treffliche Code Napoléon; und die droits de l'homme, die in der Revolution verkündigt wurden, waren nur als die Rechte des Mannes gemeint. Wohl aber hat sich die französische Frau durch ihren gesellschaftlichen Rang oft höhere und gründlichere Bildung erwerben können. Der heutige Durchschnitt französischer Frauen übertrifft den der Männer an Kenntnissen und oft sogar an geschäftlicher Tüchtigkeit. Und eine Wirkung anderer Art gewann weltgeschichtliche Bedeutung. Wo der Sinn für das Neue und ein beweglicher Geschmack sich mit persönlichem Ehrgeiz und Gefallsucht vereinigt, da entstand wie mit Naturnotwendigkeit die Schöpfung der Mode als eine echt französische Entdeckung: der Mode in Kleidung und Haltung, Gebärden und Verkehr, ja im politischen und religiösen Verhalten.

Geselligkeit und Umwerbung der Frau fordern die Pflege des Worts. Schon der Gallier, so wird uns mehrfach bezeugt, schätzte und handhabte das treffende Wort und den zwingenden Satz. Mit Feuer erlernte er alsbald die Künste des griechischen Vortragsmeisters. In Scharen strömten die Druiden, als ihr alter Glaube unterging, in die Schulen des Rhetors. Gallien wurde schnell die vielbesuchte Heimat der Redekunst und berühmter Redekünstler. Und noch heute ist für jeden echten Franzosen das Wort mehr als ein bloßes Zeichen, weit mehr als Schall und Rauch. Ein

Digitized by Google

Victor Hugo glaubt fest an die Zaubergewalt des Wortes: die höchsten Lebenswerte festgebannt und verwirklicht im kraftvollen Wort. Darum ist dort dem Rhetor der Alten als Erzieher der Menge heute der Advokat nachgefolgt, die meisten in Südfrankreich, der alten Griechenheimat, geboren. Ein Advokat konnte den sachkundigen Fachmann sogar aus der Leitung der Heeresverwaltung und des Flugwesens verdrängen. Und mit einem häßlichen Schimpfwort wähnt der Franzose in diesen Tagen den Gegner niederzukämpfen. Nichts davon bei dem deutschen Soldaten: vielleicht das wunderbarste Zeugnis, das deutsche Ruhe und deutsche Sachlichkeit in diesem Kriege abgelegt haben. Der deutsche Arzt, der den französischen Verwundeten rettet, wird bei aller Dankbarkeit doch wortkarg gescholten. Und dabei vergessen diese Meister des Worts, wie leicht und oft sie selber von ihres Wortes Zauberkraft gemeistert werden.

Damit schließt sich eng zusammen ein letzter Wesenszug französischer Art, der Freimut. Von jeher haben französische Geschichtschreiber ihrem Volke nachrühmen können, daß diesem als Gesamtheit gemeine Tücke und Arglist niemals nachgesagt worden ist. Dieser Freimut bewährt sich als Redlichkeit im Handel und Wandel, und als Ehrlichkeit im Schrifttum. Sobald aber Selbsttäuschung oder Bekehrungseifer oder Prahlerei dem Franzosen die Seele verwirren, wird er bewußt oder unbewußt unwahr. Ein anderes Mal versteckt er das, was er meint, witzig hinter einem vorgetäuschten Sinn. In beiden Fällen bedarf der arglose Deutsche gründlicher Sachkunde und Menschenkenntnis, um die Täuschung zu durchschauen und nicht ein Opfer französischer Redegewandtheit zu werden. Hinwiederum kann sich die Tugend des Freimuts auch in ihren Fehler verwandeln, so wenn die Eigenliebe ins Spiel kommt und etwa einen Verliebten seine Erfolge unbedacht ausplaudern läßt; wie denn Molière, dieser scharfsinnige Beurteiler seiner Volksgenossen, eine kleine Reihe köstlicher Jünglinge und Mädchen dieser Art auf die Bühne gestellt hat. Wie dem aber sei, jedenfalls weiß sich der Schreiber dieser Zeilen des Dankes schuldig dafür, daß er alles hier ausgeführte mit den freimütigen Bekenntnissen zuverlässiger und urteilsfähiger Franzosen zu belegen vermag.

So erscheint er vor uns, der echte Franzose, in dieser bunten und doch festgefügten Mannigfaltigkeit seines Wesens: gefällig und gewinnend in seiner Spannkraft und Schlagfertigkeit, solange harmonischer Ausgleich

Digitized by Google

seine Leidenschaften glättet; unheimlich und gefährlich, sobald die Kräfte seiner Seele aus dem Gleichgewicht geraten. Und wie er selber ein ungeteiltes, bald abgeklärtes, bald widerspruchsvolles Ganzes darstellt, so kann und will er nichts trennen in allem, was ihm entgegenkommt: Sache und Person, Lehre und Ausführung, Arbeit und Vergnügen, Kampf und Spiel, Belehrung und Unterhaltung, Kindlichkeit und Reife: alles muß ihm dienen, für das, was er bedeuten will. Aber indem er sich selber zum farbenreichen Ganzen bildet, bleibt ihm der letzte Tiefblick in die Geheimnisse der Welt und des Lebens versagt. Wer selber als eine kleine Welt sich fühlt und gebärdet, wird nie als Glied der großen Allheit ein neues und reicheres Leben gewinnen.

Die völkerrechtliche Lage der Alandsinseln

Von Geh. Justizrat Prof. Dr. Th. Niemeyer, Kiel

Die vertragsmäßige Grundlage der sogenannten Alandsinsel-Servitut („servitude relative aux îles d'Aland"), welche augenblicklich eine Rolle von einstweilen unübersehbarer politischer Bedeutung spielt, ist der Pariser Friedensvertrag vom 30. März 1856. Der den Krimkrieg abschließende Friedenstraktat wurde nicht nur von den Teilnehmern des Krimkrieges (Rußland, Türkei, Frankreich, England), sondern auch von Österreich, Sardinien und Preußen gezeichnet — nicht von Schweden, obwohl dieses an den Ergebnissen des Krimkrieges weit unmittelbarer beteiligt war, als Österreich, Italien und Preußen. Dem Friedensinstrument wurden mehrere Zusatzverträge hinzugefügt, von denen einer die Alandsinseln betrifft und in Übersetzung lautet: „Seine Majestät der Kaiser aller Reußen erklärt, um dem ihm von Ihrer Majestät der Königin von Großbritannien und Irland, sowie von dem Kaiser der Franzosen geäußerten Wunsch zu entsprechen, daß die Alandsinseln nicht befestigt werden sollen und daß auf ihnen keine militärischen oder Marineanlagen aufrechterhalten oder neugeschaffen werden sollen." In dem Friedensvertrag selbst (Artikel XXXIII) ist dazu bestimmt: „Der heute zwischen Ihren Majestäten dem Kaiser der Franzosen, der Königin von Großbritannien und Irland einerseits, dem Kaiser von Rußland andererseits hinsichtlich der Alandsinseln geschlossene Vertrag ist und bleibt dem gegen-

Digitized by Google

wärtigen Traktat angeschlossen und hat dieselbe Kraft und Bedeutung, als wenn er einen Teil desselben bildete."

Es unterliegt hiernach keinem Zweifel, daß Rußland ebensowenig auf Grund einer lediglich mit England und Frankreich getroffenen Verständigung als Kraft einseitiger eigener Willensentscheidung von dem Inhalt des Vertrages absehen und die Alandsinseln befestigen darf. Ohne die — bisher begreiflicherweise nicht nachgesuchte — Zustimmung Österreichs und des Deutschen Reiches, als Rechtsnachfolgers Preußens, ist die, wie man weiß, fieberhaft und im größten Maßstabe betriebene russische Befestigung der Alandsinseln eine frevelhafte Verletzung des Völkerrechts, eine Verhöhnung der von der Entente immer, wenn es ihr paßte, hochgepriesenen Vertragstreue. Oder wollte man im Ernste den Standpunkt vertreten, durch den jetzigen Krieg sei die Alandskonvention aufgehoben? Unmöglich. Auch die extremsten Vertreter der Ansicht, daß der Krieg die Verträge grundsätzlich zerstöre, nehmen doch diejenigen Staatsverträge aus, welche gerade für den Fall des Krieges bestimmt sind. Und auch die Entente-Mächte sind bisher weit davon entfernt gewesen, einer anderen Auffassung zu huldigen. Denn sonst wäre ihre Anklage wegen der Verletzung der belgischen Neutralitätskonvention gar nicht denkbar gewesen. Daß aber der Alandsvertrag gerade für den Kriegsfall geschlossen ist, für den allein er Bedeutung hat, ist darum nicht weniger einleuchtend, weil er auch schon im Frieden verletzt werden konnte. Das Befestigungsverbot für den Krieg schließt eben ohne weiteres das für den Frieden in sich.

Daß die Alands-Servitut für Rußland sehr unbequem ist, liegt auf der Hand. Als Besiegter mußte es in sie willigen, ebenso wie in die gleichzeitig vereinbarte Abschließung des Schwarzen Meeres. Von der letzteren ist es zum Teil im Pontusvertrag 1871 unter dem Schutz der deutschen Waffen und mit deutscher diplomatischer Hilfe befreit worden. Von der Alands-Servitut frei zu werden, ist es seit langem eifrig, aber vergeblich bemüht gewesen. Namentlich seit 1906, nach der Trennung Norwegens und Schwedens, hat Rußland es nicht an Versuchen fehlen lassen, teils im Wege tatsächlicher Vorbereitungen für die Befestigung, teils durch diplomatische Verhandlungen die Fortifikation der Alandsinseln zu betreiben. Es wird behauptet, daß die am 29. April 1908 abgeschlossene

Digitized by Google

schwedisch-dänisch-deutsch-russische Konvention, welche den Ostseestaaten ihren Besitzstand gewährleistet, auf den russischen Wunsch zurückzuführen sei, Schweden in bezug auf die Alandsinselfrage willfährig zu machen, zu „desinteressieren", um dann wegen der Beseitigung der Servitut mit seinen Freunden England und Frankreich leichtes Spiel zu haben. Wie schon 1906 die Befestigungsgerüchte, so riefen die 1908 von Iswolsky in Stockholm unternommenen diplomatischen Schritte zur Aufhebung des Befestigungsverbotes in Schweden große Erregung des ganzen Volkes hervor. Aber auch in England erhob sich eine lebhafte Bewegung. Drei Interpellationen im englischen Unterhause gaben der Besorgnis Ausdruck, daß Rußland sich anschicke, die Alands-Stipulationen von 1856 mit Füßen zu treten, worauf Sir Eduard Grey und Runciman bezeichnenderweise lediglich ausweichend antworteten. Die „Nowoje Wremja" machte nach Abschluß des Ostseevertrages von 1908 einen plumpen Versuch, darzulegen, daß durch diesen Vertrag die Alands-Konvention von 1856 sachlich aufgehoben sei, mußte sich aber von der russischen Presse selbst sagen lassen, daß solche haltlosen Behauptungen nur geeignet seien, Schweden in die Arme Deutschlands zu treiben („Retsch" und „Slovo"). Auch in Frankreich wurde in Fachzeitschriften ebenso auf die politische Gefährlichkeit wie auf die Völkerrechtswidrigkeit der russischen Absichten in der Alands-Angelegenheit hingewiesen.

Augenblicklich aber haben offenbar die kriegerischen Verlegenheiten der Alliierten alle Bedenken dieser Art aus dem Felde geschlagen und Rußland richtet in politischem und militärischem Einvernehmen mit England und Frankreich auf den Alandsinseln eine Flottenbasis her, mittelst derer es den Bottnischen Meerbusen zu schließen und die Ostsee unter englischer Hilfe zu beherrschen gedenkt.

Eine nicht ernst zu nehmende Ausflucht ist die, wie es heißt, an Schweden gegebene Versicherung, die Befestigungen seien nur für die Dauer des gegenwärtigen Krieges bestimmt und sollten nachher beseitigt werden.

Schwedens Regierung und Volk hat einmütig protestiert und durch Bereitstellung von 52 Millionen Kronen für neue Heeres- und Küstenverteidigungs-Ausgaben den ersten Schritt in der Richtung energischer Gegenmaßnahmen getan. In der Tat handelt es sich, wie Professor Steffen und General Rappe, der erstere im schwedischen Reichstag, der

Digitized by Google

letztere in seiner Schrift „Schweden vor der Entscheidung", geleitet von heißer Vaterlandsliebe, der Nation vor Augen gehalten haben, um Schwedens Schicksalsstunde.

Ein von der „Nowoje Wremja" anläßlich der Interpellation Steffen beliebter rabulistischer Winkelzug, den allerdings auch einzelne Völkerrechtsschriftsteller schon vertreten haben, ist es, zu behaupten, Schweden habe kein Recht des Einspruches, weil es die Konvention von 1856 nicht unterzeichnet habe.

Zu den elementaren Lehren der modernen europäischen Jurisprudenz und des Völkerrechts gehört der Begriff der Verträge zugunsten Dritter. Seine Geltung und Unentbehrlichkeit ist im Privatrecht und im internationalen Recht gleichermaßen anerkannt. Freilich muß vor einer falschen Übertragung privatrechtlicher Gesichtspunkte auf das Völkerrecht gewarnt werden. Aber der Unterschied gereicht zum Vorteil der Wirksamkeit von Verträgen zugunsten Dritter im Völkerrecht. Denn bei völkerrechtlichen Verträgen fallen die die Vertragsfreiheit beengenden Vorschriften des Privatrechts fort, und nur der souveräne Konsens der Staaten, nur das, was vernünftiger- und ehrlicherweise als Wille der Vertragschließenden aus einem Vertrage als dessen Sinn herauszulesen ist, ist entscheidend. Was aber als Sinn eines Abkommens nach diesem Maßstab gemessen sich ergibt, das ist hinwiederum bestimmt durch die Geschichte, durch die Politik und durch die realen Interessen der Staaten.

Untersucht man nach diesen Gesichtspunkten das dem schwedischen Staat aus dem Alandsvertrage erwachsene Recht, verfolgt man insbesondere die historische Entwicklung der Alandsfrage, so muß man zu dem Ergebnis gelangen, daß England und Frankreich mit dem Alandsvertrage die Stärkung Schwedens, dessen Sicherung gegen russische Eroberungsgelüste, die Freiheit der schwedischen Küsten und Küstengewässer beabsichtigten und daß in diesem Sinn auch die übrigen Vertragsstaaten den Vertrag abgeschlossen haben. Man rechnete und vertraute darauf, daß die Alands-Servitut kraft der Dynamik der durch sie zwischen Rußland und Schweden geschaffenen Sach- und Rechtslage Übergriffe Rußlands hintanhalten werde. Juristisch ausgedrückt: Schweden sollte nicht nur Destinatur der Servitut sein, sondern das selbständige Recht und die Pflicht haben, die Durchführung des Befestigungsverbotes zu

Digitized by Google

überwachen und zu fordern. So und nicht anders haben auch Rußland und Schweden das Verhältnis bei jeder vorkommenden Gelegenheit bisher behandelt. Ihr Konsens hat den Alandsvertrag konsolidiert. Wie man dieses rechtliche Verhältnis technisch konstruieren will, ist von um so untergeordneterer Bedeutung, je unentwickelter und unsicherer bis heute die diplomatisch-juristische Technik überhaupt und insbesondere auf dem Gebiete der Staatsverträge ist. Die politische Natur der Sache muß hier entscheiden, die juristische Technik sich ihr unterordnen.

Die Natur der Sache aber in der Frage der Alandsinseln ergibt sich aus deren geographischen, ethnologischen und ihren historischen Umständen.

Ein Blick auf die Landkarte sagt über die strategische Bedeutung der Alandsinseln mehr, als wortreiche Darstellungen es vermögen. Die ungefähr 300 von dem russischen Abo aus gegen die schwedische Küste hingestreckten Inseln, deren größte am nächsten gegen die schwedische Küste liegt und nur 40 Kilometer von dieser, 115 Kilometer von Stockholm entfernt ist, bilden eine geographische Phalanx gegen Schweden, deren taktischer Wert durch die günstige Eisverbindung erhöht wird, während die strategische Bedeutung durch die Nähe Stockholms und in für Rußland unvergleichlich günstiger Weise durch den Umstand bedingt wird, daß die durch jene Phalanx bewirkte Abschnürung des Bottnischen Busens etwa die zwei nördlichen Drittel der schwedischen Ostküste einbegreift. Man hat gesagt, daß die Alandsinseln für Schweden dasselbe sind, was Helgoland für Deutschland ist. Wahrscheinlich aber ist ihre Bedeutung erheblich größer als diejenige Helgolands. Als durch den Vertrag von Frederikshamm, 11. Sept. 1809, Finnland und die Alandsinseln von Schweden an Rußland übergegangen waren, schrieb Napoleon an den Zaren: „Il n'y a plus de Suède puisque Stockholm est aux avant-postes du Royaume."

Die schwedische Diplomatie hatte schon bei den Verhandlungen von 1809 das Befestigungsverbot durchzusetzen versucht, als sie sah, daß die Inseln selbst für Schweden nicht zu retten waren. Seitdem ließ Schweden nicht nach, die Rückgabe der Inseln oder das Befestigungsverbot zu betreiben. In eben dieser Linie der Entwicklung liegt das Alands-Abkommen von 1856. Die Politik Schwedens hatte allerdings inzwischen insofern einen anderen Kurs genommen, als ihr das Befestigungsverbot er-

Digitized by Google

wünschter erschien als der Besitz der Inseln. Während des Krimkrieges versagte Schweden seine Bundesgenossenschaft den Westmächten, obwohl ihm als Lohn die Alandsinseln angeboten waren. Auch nachdem die Inseln von den Verbündeten genommen waren, verzichtete es auf den Besitz der Inseln und begnügte sich, durch Frankreich seinen Wunsch des Befestigungsverbotes anmelden und durchsetzen zu lassen. Die Motive dieser Politik näher zu verfolgen, soll hier nicht unternommen werden. Sie hängen auf das engste zusammen mit der finnischen Frage. Auch in der gegenwärtigen Krisis der schwedischen Politik muß diese Frage eine Rolle spielen, während auf der anderen Seite das Verhältnis zu Norwegen schwierige Probleme erster Ordnung darbietet.

Notizen

Sir Roger Casement

In einem Aufsatz, den ich in Nr. 22 dieser Zeitschrift veröffentlichte, habe ich die ganze furchtbare Tragik jener Episode des Weltkrieges hervorgehoben, welche die irische Erhebung während der Osterwoche 1916 darstellt. Die Erzählung von der abenteuerlichen Heimfahrt Sir Roger Casements, von seiner Landung an der malerischen Tralee-Bucht im Südwesten Irlands, von seiner Verhaftung und Überführung nach London, wo er demnächst unter der Anklage des Hochverrats vor dem Schwurgericht erscheinen soll, bildet einen unzertrennlichen Bestandteil der großen Tragödie, mit der Casements Name für alle Zeiten ebenso eng verknüpft bleiben wird wie die Namen von Thomas Clarke und Eamonn Ceannt, von Sean Mac Diarmada und James Connolly, von P. H. Pearse und Thomas Mac Donagh, von Joseph Plunkett und seiner heldenhaften Braut Grace Gifford, von O'Rahilly und Gräfin Markiewicz, von John Mac Neill. Sie alle haben auf dem Altar des irischen Vaterlandes Leben oder Freiheit oder zum mindesten Glück geopfert, die Namen aller stehen in goldenen Buchstaben in Irlands Acta Sanctorum geschrieben, sie alle haben wesentlich dazu beigetragen, die unvergänglichen Ideale und die unzerstörbaren Hoffnungen Irlands der Verwirklichung näherzubringen.

Unter allen jenen Helden und Heldinnen nimmt Sir Roger Casement eine Stelle sui generis ein. Seit Robert Emmet 1803 das Schafott in Dublin bestieg, um für dieselben Ideale und Hoffnungen des Märtyrertodes zu sterben, ist der irischen Nation kein Führer entstanden, um dessen Haupt ein solcher Schleier des Romantischen, fast des Sagenhaften gewoben worden ist. Alles, sowohl in Casements Persönlichkeit wie in seinem Auftreten seit Ausbruch des Weltkrieges, erscheint romantisch, rätselhaft, geheimnisvoll. Seine gefahrvolle Reise nach Deutschland im Herbst 1914, und der von Sir Edward Grey und Manfred de

Digitized by Google

Cardonel Findlay, britischem bevollmächtigten Gesandten in Christiania geplante, nur durch die Treue des Dieners Sir Roger Casements vereitelte Mordanschlag, dessen erstaunliche Geschichte uns moderne Menschen wieder in das epische Jahrhundert der italienischen Renaissance zurückversetzte, genügten, um die öffentliche Meinung zu fesseln, um Casement zum Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit zu machen, um ihn zur romantischsten Persönlichkeit unserer Zeit zu stempeln, um den Mann und sein Werk in eine Atmosphäre der Legende einzuhüllen. Gerade weil die Zeit, in der wir leben, eine so prosaische ist, mußte das Romantische in dem Auftreten Casements ihn als die eigenartigste Figur unserer Tage erscheinen lassen.

Und zudem kam er aus Erin, aus jenem entfernten, sagenumwobenen Land, dessen Stimme seit einem Jahrhundert in die weite Welt nicht hineinzudringen vermochte, als ob das ewig rastlose Meer, das Erins Küsten umspült, sie geflissentlich zu übertönen bestrebt wäre. Gerade in dem Moment größten Zweifels, höchster Anspannung aller Kräfte, heißesten und blutigsten Ringens, als der Donner der Kanonen am lautesten krachte, als die Anerkennung des Krieges bitteren Ernstes sich jedem unwiderstehlich aufdrang, trat auf die Bühne ein Mann, der als Botschafter der Insel der Heiligen nach Deutschland kam. Mitten im Getöse der Schlachten hörte das deutsche Volk plötzlich die Stimme Erins ertönen. Und diese Stimme sprach keine Worte des Hasses und des Neids, sondern Worte des Vertrauens und der Freundschaft. Während man ringsum, in der Alten und der Neuen Welt, nur Stimmen vernahm, welche den heldenmütigen und uneigennützigen Kampf Englands zur Verteidigung der Rechte und Freiheiten kleiner Nationen sangen, und welche Deutschland als den skrupellosen und grausamen Feind der Zivilisation verfluchten, erklang mit einemmal die Stimme eines kleines Landes, das um Deutschlands Beistand bat gegen englische Tyrannei und englische Aussaugung.

Es war freilich nicht die erste Überraschung, welche der Weltkrieg Deutschland brachte. Für Deutschland bestand jene erste Überraschung in der Offenbarung der ganzen grenzenlosen Gemeinheit und Niedertracht Englands, das bis dahin beim deutschen Volke als ein gesittetes Land galt. Aber es war der erste Trost. Zum erstenmal erhob sich eine kleine Nation, um öffentlich die ungeheuerliche Verlogenheit Englands zu brandmarken, um öffentlich gegen Albion Anklage zu führen, um öffentlich die Maske vom Gesichte John Bulls zu reißen.

Kein Schlag hätte für die Londoner Regierung empfindlicher sein können. Sir Roger Casement verdarb das ganze englische Spiel. Verdarb es gründlich. Die „Beschützerin kleiner Völker" hatte seit Kriegsausbruch alle Maßnahmen getroffen, die geeignet waren, Irland von der äußeren Welt abzuschneiden. Unter keinen Umständen sollte die Stimme Erins durch die Welt schallen, um die unausrottbare Schande Englands zu verkünden, um die ungeheure, infame, nie dagewesene Lüge niedriger zu hängen, derzufolge Albion für die Freiheit der kleinen Staaten kämpft. Die Welt sollte, wenn sie überhaupt noch an Irland dächte,

Digitized by Google

glauben, daß alle irischen Hoffnungen durch das erbärmliche Homerule-Gesetz befriedigt waren, daß allem Elend auf der Grünen Insel durch jene Komödie ein Ende bereitet wurde.

Und da erschien plötzlich Sir Roger Casement in Berlin als Botschafter des irischen Volkes.

Er kam aus Amerika, wohin er sich kurz vor Ausbruch des Krieges begeben hatte, um Geld für die Bewaffnung der Freiwilligen daheim zu sammeln. Nicht ohne Schwierigkeit war er gekommen. Damals entging er dem Schicksal, das ihm von den englischer Machthabern bereitet wurde. Es gelang ihm, dem deutschen Volke von Erin zu erzählen, von jener weitentlegenen Insel jenseits der schäumenden Wogen, von ihrer großen Vergangenheit und von der furchtbaren Tragödie, welche sie ereilte, als die goldene Krone der Tage des Ruhmes und des Reichtums in die Dornenkrone einer ungeahnten Leidenszeit verwandelt wurde. Und das deutsche Volk hörte ein Lied singen, das von unermeßlichen Tiefen des Elends und des Leidens, der Grausamkeit und der Niedertracht erzählte, aber auch von unerschütterlichem Vertrauen und felsenfester Zuversicht. Es lauschte einer Stimme, die ihm von einem irdischen Paradis sprach, wo die Menschen froh waren und voll freudiger Schaffenskraft, wo Kunst und Wissenschaft eifriger als in irgendeinem anderen Lande betrieben wurden, wo sich Geschmack mit Gelehrsamkeit, Herzensgüte mit hohem sittlichen Streben paarten, wo die Vollendung der Form der Erweiterung des Wissens und der Vertiefung des seelischen Lebens diente, wo im Laufe der Zeit ein solcher Reichtum an geistigen Gütern sich anhäufte, daß das Land ohne zu zählen an die Welt davon abgeben konnte. Und dann sprach die Stimme von einer irdischen Hölle, wo Millionen von Leichen auf den Straßen und in den brachliegenden Feldern verwesen, wo grüne Wiesen und lachende Fluren unter einem Meer von Menschenblut verschwinden, wo Tag und Nacht der Schrei des Jammers zum Himmel aufsteigt, wo nur verzerrte und verweinte Gesichter zu sehen sind, wo nichts ist als Mord und Hungersnot und unbeschreibliches Elend und grenzenloser Haß, wo selbst die Mütter, wenn sie für die Kinder beten, nur Vergeltung erflehen und sich nach Rache sehnen.

Erst durch Sir Roger Casement erfuhr das deutsche Volk von dem wirklichen Irland, das unbeschreiblich gelitten hat, das aber die Probe zu überstehen vermochte dank unwandelbarer Treue zur Heimat und unbesiegbarer Zuversicht. Nicht mehr durch die Zerrbilder der unversöhnlichen Feinde Irlands erfuhr Deutschland von jenem entlegenen, abgeschnittenen Land, sondern durch den Mund eines Mannes, in dessen feinem, aristokratischem, von tiefem Ernst durchdrungenem Gesicht die ganze Tragödie des Volkes, das ihn zum Dolmetscher seines Leidens und seiner Hoffnungen auserkoren hatte, sich widerspiegelte.

Aber gleichzeitig erfuhr das irische Volk durch Sir Roger Casement von dem wirklichen Deutschland. Es gelang Casement, dem irischen Volk jene, von Unterstaatssekretär Dr. Zimmermann unterfertigte Enunziation der deutschen Regierung zu verkünden, worin letztere feierlich versprach, nach Irland nur als Befreier

Digitized by Google

zu kommen. Hierdurch gelang es ihm auch, Englands Versuche, die Söhne Erins in sein Söldnerheer zu locken, um sie als Kanonenfutter in Flandern und den Dardanellen zu gebrauchen, so vollständig zu vereiteln, daß das englische Kabinett es später nicht wagte, die Wehrpflicht auf der Grünen Insel einzuführen.

Also errang Sir Roger Casement durch seine Fahrt nach Deutschland einen doppelten Sieg. Er zerstörte die englische Lüge vom „Befreiungskriege", indem er auf ein Land zeigte, sein eigenes, das England in eine blutgetränkte Wüste umgewandelt hat und dessen Bevölkerung es ruchlos und planmäßig auszurotten trachtete. Und er machte die englischen Hoffnungen auf irische Hilfe in dem jetzigen, aus Neid und Rachsucht unternommenen Raubzug gegen den gefürchteten deutschen Konkurrenten zuschanden.

Wegen dieses doppelten Sieges erscheint er vor dem englischen Schwurgericht, das sich höchst wahrscheinlich zu einem bloßen Blutgericht herabsetzen wird. Er hat aber auch jenes dritte Verbrechen begangen, welches in den Augen der Londoner Machthaber noch viel lauter um Rache schreit, als selbst die anderen: das Verbrechen nämlich, das darin besteht, daß er in die Falle, die ihm damals von Manfred de Cardonel Findlay, britischem Gesandten in Christiania, gestellt wurde, nicht hineinging. Er hat nicht gescheut, das Komplott eines englischen Ministers und eines englischen Diplomaten der ganzen Welt zu offenbaren. Er hat den Mut gehabt, Sir Edward Grey und Manfred de Cardonel Findlay für ewige Zeiten zu brandmarken, nicht nur als gemeine Schurken, sondern — was womöglich noch schlimmer ist — als unheilbare Narren. Es ist dies ein Verbrechen, das nie und nimmer auf Verzeihung rechnen darf.

Unerschrocken fuhr er seinem Schicksal entgegen. Nicht für einen Augenblick hegte er Zweifel an dem, was seiner harrte, wenn er in die Hände seiner Feinde fiele. Aber sein ganzes Leben war im Dienste eines erhabenen Ideals gestellt, sein ganzes Schaffen galt stets nur der Erreichung eines hehren Ziels. Nicht für sich selber lebte und wirkte er, sondern für seine Mitmenschen und zwar in erster Linie immer für solche, die keinen anderen Beschützer hatten, als ihn. Ich habe bereits gesagt, daß sich in ihm die ganze erschütternde Tragödie Erins widerspiegelt. Aber auch alle edlen Regungen der irischen Seele, die Tapferkeit, die Ritterlichkeit, die unwandelbare Treue zur Heimat und zu den Freunden, die vollkommene Vornehmheit der Gesinnung, die begeisterte Hingabe der ganzen Persönlichkeit an die Hoffnnng eines Volkes, welches trotz aller Schicksalsschläge immer weiter hofft, das tiefempfundene Mitleid mit allen Leidenden, der leidenschaftliche Haß gegen jegliche Ungerechtigkeit und Unterdrückung: dies alles findet in Sir Roger Casement seine vollendetste Verkörperung.

Als er Beamter der britischen Krone war, kannte er nur einen Ehrgeiz: für diejenigen mit Leib und Seele einzutreten, welche auf der weiten Welt keinen Freund besaßen, welche der Willkür grausamer und gieriger, aber auch mächtiger und einflußreicher Gewalthaber ausgeliefert waren, und welche niemals ihrem Befreier das Gefühl ihrer Dankbarkeit ausdrücken könnten.

Digitized by Google

Und als er dann später sich zur Ruhe begeben wollte, da erklang in seinen Ohren der Ruf Irlands, an dessen Horizont sich die schweren Gewitterwolken des Bürgerkrieges zusammenzogen. Diesem Ruf ist er, obwohl bereits leidend, gefolgt. Und er ist ihm bis zum Ende gefolgt, bis in die Zelle im Londoner Tower und bis auf die Anklagebank des Londoner Schwurgerichts. Und er ist bereit, ihm noch weiter zu folgen, bis in den Märtyrertod hinein.

Als größter Idealist unserer Zeit bleibt er. Dank oder Belohnung erwarten Männer, wie er, nie und nimmer. Aber er hat nichtsdestoweniger seine Belohnung gefunden — eine Belohnung, die ihm besonders in der jetzigen tragischen Stunde unermeßlichen Trost einflößen muß. Dieser Trost besteht in dem Bewußtsein, seine Pflicht voll und ganz erfüllt zu haben — in der Gewißheit, die Gesamtsumme von Schmerz und Elend, von Leiden und Ungerechtigkeit in der Welt um ein Erhebliches vermindert zu haben. Nur den wenigen ist es vergönnt, zu sagen, daß die Welt, welche sie verlassen, besser ist als diejenige, welche sie vorfanden, und daß diese Besserung ihren eigenen Bestrebungen zuzuschreien ist: aber Sir Roger Casement ist einer dieser wenigen. Ein verachtetes und hilfloses Volk in Zentralafrika, ein anderes im fernen Amazonengebiet hat er aus einem Zustand gerettet, der schlimmer war, als die Einbildungskraft des Menschen sich vorzustellen wagte. Und für ein verachtetes, verarmtes, hilfloses Land ist er bereit, sein Leben hinzugeben, nachdem er seine Laufbahn und sein Vermögen für es geopfert, und sich selber zum Exil verurteilt hatte.

Welches Schicksal seiner harrt, vermögen wir nicht zu sagen. Die Engländer mögen von ihm den höchsten Preis fordern. Sie mögen versuchen, ihn unter einer Flut von Verleumdungen und Lügen zu begraben. Die Zukunft wird ihn rächen. Das freie Irland wird sein Denkmal werden. In einer Welt voll Blut und Tränen schlägt die Nachtigall, und es ist uns, als ob wir dem unsterblichen Liede der Menschen Hoffnungen lauschen. Aus der Zerstörung erwacht das Leben zu neuer Kraft. In den Gräbern seiner Toten wurzelt Irlands Unbesiegbarkeit. Und wenn wieder das frohe Lachen in den grünen Tälern Erins nach langem Schweigen ertönt, so wird die letzte Heimfahrt Sir Roger Casements nicht umsonst gewesen sein. Dr. Georges Chatterton-Hill

Professor Miljukow über russische Kriegsziele

Prof. Miljukow, einer der führenden Mitglieder der russischen Parlaments-Deputation in England, hat sich dort von einem Korrespondenten des „Manchester Guardian“ interviewen lassen. Der russische Parlamentarier gehört bekanntlich der Kadetten-Partei an und gilt im öffentlichen Leben Rußlands als der beste Kenner der auswärtigen Politik. Das Interview ist nicht nur wegen der Miljukowschen Antworten interessant, auch die Fragen des Korrespondenten regen zum Nachdenken an.

Frage: Wie steht es mit Konstantinopel und den Dardanellen?

Digitized by Google

Antwort: Unser oberstes Ziel in diesem Kriege ist, von Konstantinopel Besitz zu ergreifen. Wir zweifeln jetzt nicht mehr daran, daß das Dardanellen-Problem zwischen der britischen und russischen Regierung in russischem Sinne entschieden worden ist. Rußlands nationale Ziele wären ohne den Besitz Konstantinopels nicht vollständig verwirklicht. Angesichts der deutschen Ambition „Berlin—Bagdad" lautet die Frage nicht mehr wie vor dem Eingreifen der Türkei, ob Konstantinopel türkisch bleiben oder russisch werden soll. Wir erklären, daß Konstantinopel vollständig und ohne jeden Vorbehalt den Russen gehören muß.

Frage: Würde Rußland auch den vollständigen Besitz der Meerenge beanspruchen oder würde es einer Internationalisierung derselben beistimmen?

Antwort: Nein, wir würden niemals auf eine Internationalisierung eingehen. Rußland muß das Recht erhalten, Befestigungen zu bauen und die Durchfahrt von Kriegsschiffen nach Belieben zu verbieten. Die Meerengen könnten für Handelszwecke neutralisiert werden, und mit der fortschreitenden internationalen Gesetzgebung, die nach dem Kriege zu erwarten ist, könnte diese Neutralisierung der Meerengen für Handelsschiffe auch auf Kriegszeiten ausgedehnt werden. Ist das erreichbar? Ich glaube wohl. Man denke z. B. an den Panamakanal.

Frage: Was werden aber die Balkanstaaten zu diesem Plane sagen?

Antwort: Die Türkei wird in ihren ethnographischen Grenzen erhalten bleiben. Sie wird die Rechte der meistbegünstigten Nationen haben, ebenso wie Rumänien und Bulgarien. Diese Rechte werden gewöhnlich, nach dem internationalen Recht, allen Küstenstaaten eingeräumt. Da sie gleichermaßen für alle gelten, so wird kein Grund für russische Befürchtungen vorhanden sein. Nachdem wir einmal den Seeweg durch die Dardanellen uns gesichert haben, werden wir es nicht nötig haben, einen Landausweg zu suchen. Wir würden imstande sein, ausreichende Garantien für die territoriale Integrität der Balkanstaaten zu geben.

Frage: Wie denken Sie über die Zukunft Bulgariens?

Antwort: In diesem Augenblick würde es kaum zeitgemäß oder weise sein, die Einzelheiten dieser Frage zu diskutieren. Aber eins kann ich sagen: ist Konstantinopel einmal in russischen Händen, so würden die Balkanstaaten kein sehr schwieriges Problem mehr aufgeben.

Frage: Was denken Sie über die Zukunft Polens?

Antwort: Meine Partei und ich glauben, daß Polen zwar mit Rußland vereint bleiben, wohl aber eine vollständige Autonomie erhalten muß, wahrscheinlich nach dem Grundsatz der irischen Homerule. Diese Autonomie jedoch muß von den russischen gesetzgebenden Kammern zugestanden werden und nicht durch irgendwelche Faktoren außerhalb der russischen Gesetzgebung. (Professor Miljukow schien besonderes Gewicht auf diese Methode zu legen, um die polnische Frage zu erledigen.)

Frage: Manche glauben, daß ein Plebiszit unter den Polen über ihre eigene Zukunft stattfinden sollte und daß die polnische Frage auf Grund der Ergebnisse eines solchen Plebiszit erledigt werden müßte.

Digitized by Google

Antwort: Ich halte das für recht töricht. Übrigens, wie kann man ein Plebiszit organisieren? Man kann keine unabhängige Meinungsäußerung der Einwohner erhalten, solange die russische oder die deutsche Armee das Territorium besetzt hält. Aber wir sind zwei große slawische Brüder und man kann kaum daran zweifeln, daß wir imstande sein werden, eine Lösung zu finden, die für beide Länder befriedigend ist.

Frage: Ziehen Sie in Rußland den möglichen Verlust Ihres westlichen vom Feinde okkupierten Territoriums in Betracht, wie die Kanzlerrede es andeutet?

Antwort: Niemals. Darin sind wir mit unseren Alliierten vollständig einig, daß von Frieden keine Rede sein kann, solange eine solche Drohung existiert. Diese Drohung zeigt nur, daß der Krieg nicht bald enden wird. Wir wollen den deutschen Militarismus zertrümmern und eine internationale Lage schaffen, die sich auf Recht und Gerechtigkeit gründet. Wir müssen die deutsche Psychologie, die deutsche Verfassung vollständig verändern. Wir werden bis zum äußersten kämpfen. Das ist der feste Entschluß aller Gesellschaftsklassen und aller politischen Parteien, die sich dem fortschrittlichen Dumablock angeschlossen haben. Wir glauben fest daran, daß es keine Garantien für einen europäischen Frieden geben kann, wenn Deutschland nicht zerschmettert wird. Deutschland wird unablässig daran arbeiten, seinen Platz in der Sonne wieder zu gewinnen und das wird zu der Bedrückung anderer führen. Wir haben nicht deshalb unsere Söhne verloren, wir haben nicht deshalb unser Bestes hingegeben, um einen Frieden zu schließen, der kein endgültiger Friede sein würde. Bis zum äußersten zu kämpfen, das ist eine Pflicht, die wir unseren geliebten Toten schulden. Wir in Rußland, jedenfalls die Majorität unter uns, sehen optimistisch in die Zukunft. Wir können es uns leisten. Unsere Armee ist nie seit dem Beginn des Krieges so stark gewesen, so enthusiasmiert und so wohl ausgerüstet wie jetzt.

Frage: Aber wie lange glauben Sie, wird es dauern, daß diese Ziele erreicht sind? Sie nehmen doch nicht an, daß wir einen 30jährigen Krieg haben werden?

Antwort: Das kann ich nicht sagen. Lassen Sie mich Ihnen gegenüber die Worte Lincolns zitieren, auf die Lloyd George sich bezogen hat: wenn wir glauben, daß die Ziele, für die wir kämpfen, würdige Ziele sind, dann werden wir sicherlich so lange kämpfen, wie es notwendig ist, um diese Ziele zu erreichen.

Diese Ausführungen Professor Miljukows sind um so interessanter, weil sein innerpolitischer Antipode Menschikow in dem „Nowoje Wremja“ kürzlich in längeren historischen Ausführungen ebenfalls die Ansicht vertreten hat, daß Rußlands Endziele in diesem Kriege der Besitz Konstantinopels und die Ausbreitung in Asien ist:

„Zweimal standen wir in den letzten hundert Jahren vor Konstantinopel, ohne es zu nehmen. Wir bemächtigten uns auch nicht Mesopotamiens, nach welchem jetzt Deutschland seine gierigen Hände ausstreckt. Wir haben unsere Position an den Toren des Südmeeres nicht befestigt, haben das zu uns tendierende Mittel-

Digitized by Google

asien nicht erobert. Unseren Heeren, die eben Trapezunt genommen haben, liegt es jetzt ob, dasjenige zu tun, was, dem natürlichen Gang der Ereignisse zufolge, schon vor hundert bis hundertfünfzig Jahren hätte geschehen müssen. Wie oft hatten wir schon Kars, Erzerum, Anapa erobert und den Türken wieder zurückerstattet. Das darf nicht mehr sein. Eine große Aufgabe haben wir in Asien zu vollbringen. Wir müssen bei ihrer Bewältigung uns der für Asien einzig möglichen Methoden bedienen, der Angriffsmethoden.

Miljukows Wandlung

Die „Rjetsch", das Parteiblatt der Kadetten, dessen Herausgeber ihr Führer Professor Miljukow ist, erhielt nach dem Empfang der Duma-Deputation durch den Präsidenten Poincaré von ihm folgende Depesche:

„Unsere Deputierten besprechen lebhaft die Stelle der Rede des Präsidenten, in welcher dieser die Perfidie Kaiser Wilhelms festnagelte, der im Juni 1914 die Abreise Poincarés aus Petersburg abwartete, um erst dann mit seinen Drohungen hervorzutreten; darin lag eine große Schlauheit, indem die Bundesgenossen verhindert wurden, sich persönlich über gemeinsame Aktionen zu besprechen."

Wir wollen hier ganz davon absehen, daß wirklich viel Naivität dazu gehört, zu verlangen, daß Deutschland darauf hätte Rücksicht nehmen sollen, daß es Poincaré und Zar Nikolaus bequemer gewesen wäre, sich über die Antwort auf die „Drohungen" Kaiser Wilhelms mündlich zu besprechen. Viel bedeutsamer aber ist es, daß derselbe Miljukow, der jetzt der Hauptrufer im Streite gegen Deutschland ist, 1914 Poincarés Tätigkeit wesentlich anders beurteilte. Noch im Mai 1914 verurteilte er in einer Kritik die Rede Sfasonows, der die politische Lage sehr optimistisch besprochen hatte, nicht minder scharf wie die Altdeutschen die Panslawisten und die französischen Chauvinisten. Er beklagte sich dabei bitter über den ewigen Druck der französischen Kriegstreiber, die mit immer neuen Forderungen an Rußland herantreten. Und sein Blatt, die obengenannte „Rjetsch", nagelte zudem noch fest, daß die letzte Rüstungswelle, die über alle europäischen Staaten hinweggerollt war, von Poincarés erstem Besuche in Petersburg als Minister des Äußern herstamme.

Diese Haltung Miljukows wird erklärlich, wenn man sich daran erinnert daß er seiner politischen Entwicklung nach von dem politischen Philosophen Ssolowjew abstammt, der ein ausgesprochener Gegner jeder Kriegspolitik war, weil er davon eine Beeinflussung des russischen Staatswesens in reaktionärem Sinne befürchtete. Miljukow selbst ist dieser Tradition bis kurz vor dem Kriege treu geblieben, während die Mehrzahl seiner Parteigenossen unter dem Drucke der Industrie- und Handelskreise, die ja die jetzigen Träger der russischen Expansionsidee nach Konstantinopel sind, schon lange neoslawistischen Kriegsidealen nachhingen. Seitdem freilich hat Miljukow diese seine Versäumnis eifrig nachgeholt,

Digitized by Google

und er gehört jetzt zu den fanatischsten Anhängern des Gedankens, Deutschland zu vernichten. Wie gründlich er in außerpolitischen Fragen umgelernt hat, geht daraus hervor, daß das Blatt der Industrie „Utro Ross." neulich das Zeugnis ausstellte, daß Miljukow, der seiner ganzen politischen Entwicklung nach zu den sogenannten „Westlingen" — Anhängern einer friedlichen Annäherung Rußlands an Westeuropa — gehöre, diesen verderblichen Aberglauben abgeschworen und sich zu der Erkenntnis durchgerungen habe, daß es für Rußland nur heißen könne: Ex oriente lux.

A. Schmidt

Literatur

Dr. Leon Schulman, Zur türkischen Agrarfrage. 1916. Zweite außerordentliche Veröffentlichung des „Archivs für Wirtschaftsforschung im Orient". Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Preis M. 4.50.

Unter den dringendsten Wirtschaftsreformen in der Türkei, deren ganzer Wirtschaftsaufbau auf dem Ergebnis der Ernte beruht, steht die Agrarreform an erster Stelle. Dr. Schulman aus Jaffa, Schüler des Berliner Nationalökonomen Professor Herkner, hat sein engeres Heimatland Palästina zur Grundlage seiner Betrachtungen gewählt. Gleichwohl haben die Ergebnisse seiner Untersuchungen allgemeine Bedeutung für die Beurteilung der türkischen Agrarfrage. Die gleichen Ursachen, die die Entwicklung der Fellachenwirtschaft in Palästina gehemmt haben, sind auch die Ursachen des wirtschaftlichen Rückstandes der agraren Türkei überhaupt. Schulman glaubt nachweisen zu können, daß weder der Volkscharakter noch die mohammedanische Religion irgendwie für den trostlosen Zustand der Fellachen (Bauern) verantwortlich zu machen ist. Auch der Gewaltherrschaft Abdul Hamids und seiner Vorgänger schreibt er nicht eine so große Bedeutung für die Ursachen der Rückständigkeit zu, als vielmehr den Kapitulationen, in denen er die eigentliche Ursache der türkischen Rückständigkeit sieht. In der Abschaffung der Kapitulationen sieht er daher mit Recht die erste Voraussetzung für den Aufschwung des Landes. Im einzelnen behandelt er vor allem die Frage der Besitzverteilung und der Pachtverhältnisse, den Wirtschaftsbetrieb des arabischen Dorfbewohners, sowie die Steuer- und Zollpolitik. Auf letztere sei hier kritisch etwas näher eingegangen:

Schulman weist darauf hin, daß in dem sogenannten Ponsonby-Vertrag von 1838, dessen Verfasser übrigens tatsächlich nicht Ponsonby, sondern der spätere englische Gesandte in Konstantinopel, Sir Henry Bulwer, war, der Einfuhrzoll auf 3 % ad valorem, der Ausfuhrzoll dagegen für die im Einschiffungshafen gekauften Waren auf 3 %, für die im Innern des Landes gekauften sogar auf 9 % festgesetzt wurde. So sehr dies auch den Gipfel einer verkehrten Zollpolitik darstellt, wie Schulman betont, so ist doch darauf hinzuweisen, daß die Festsetzung des hohen Ausfuhrzolles auf die türkische

Digitized by Google

Regierung selbst zurückzuführen war, die sich bei ihrer Zollpolitik lediglich von fiskalischen Gesichtspunkten leiten ließ. Es geht also nicht an, alle Fehler der türkischen Handelspolitik nur dem Auslande in die Schuhe zu schieben. Wenn ferner Schulman behauptet, daß der Binnenzoll mit 2 % im Jahre 1900 ganz verschwand, so trifft das nicht zu. Tatsächlich wurde im Jahre 1900 der Binnenzoll für Seetransporte in Höhe von 8 % aufgehoben und durch eine andere Abgabe von 2 %, Heeresschenkung genannt, ersetzt, die erst 1909 abgeschafft wurde. Auch wurde der Einfuhrzoll nicht 1909, sondern bereits 1907 von 8 % auf 11 % erhöht. Die auf Seite 137 angeführten Einnahmen von Zehnten im Gebiete der Anatolischen Eisenbahn sind irrtümlich in englischen Pfunden statt in türkischen Pfunden angeführt (10 £ = 11 Lt.).

Die von Schulman auf Seite 155/156 gemachten Vorschläge zur Zollreform können nur gebilligt werden.

Dr. rer. pol. Carl Anton Schaefer

Dr. jur. Karl Strupp, Diplomatische Aktenstücke zur orientalischen Frage. Preis M. 4.—. Perthes' Schriften zum Weltkrieg, Heft 10. Verlag F. A. Perthes, A.-G., Gotha 1916.

In sorgfältiger Auswahl und genau durchgesehenem Text werden die wichtigsten diplomatischen Aktenstücke vom Friedensvertrag von Carlowitz (1699) bis zur türkischen Note über die Aufhebung der Kapitulation gegeben, also schwer zugängliches und weit zerstreutes Material. Der Herausgeber, bekannt als Mitherausgeber des Jahrbuchs für Völkerrecht, hat die Aktenstücke mit geschichtlichem und juristischem Kommentar versehen, soweit sie es wünschenswert erscheinen ließen. Für die Kenntnis der orientalischen Fragen ist damit ein unentbehrliches Hilfsmittel geschaffen, das dankbar begrüßt werden muß.

Dr. Ludwig Herz, Kriegskosten und Deckung. Heft 74 der polit. Flugschriften „Der deutsche Krieg". Hrsg. v. Ernst Jäckh. Deutsche Verlagsanstalt. Preis 0,50 M.

Unter Gegenüberstellung der Finanz- und Wirtschaftsverhältnisse Deutschlands und Englands, als der Protagonisten des Weltkrieges, erörtert der Verfasser, ohne sich in Einzelheiten zu verlieren, die Beziehungen zwischen den Kriegskosten — der Finanzgebahrung während des Krieges und den Möglichkeiten des Kostenabbaues nach dem Kriege — und der Leistungsfähigkeit der Volkswirtschaft der beiden Länder. In übersichtlicher und gedrängter Form sind die Finanzverhältnisse vor dem Kriege — Volksvermögen, Staatsschulden und -Vermögen, Steuerverhältnisse — und die Aussichten, die die beiden Länder für eine schnelle und gründliche finanzielle Gesundung nach dem Kriege besitzen, dargestellt. Das auf objektivem Zahlenmaterial sich aufbauende Bild zeigt, daß Deutschland in jeder Beziehung dem englischen Rivalen im Wirtschaftskampfe jetzt, wie später, durchaus ebenbürtig an Kraft ist, ja daß Deutschland durch die bessere Verteilung des Vermögens vielleicht sogar günstiger gestellt sein wird, gegenüber England, dessen Hauptverlust durch die Erschütterung seiner Monopolstellung

Digitized by Google

im internationalen Geld- und Warenverkehr und den Zusammenbruch seiner Vormachtstellung und seines Ansehens im nahen und fernen Osten noch gar nicht abzusehen ist. —

Von der völligen Verschiebung der Bedürfnisse, die die Kriegslasten zwischen Reich und Bundesstaaten herbeigeführt haben, erhofft der Verfasser auch eine Wandlung in der parlamentarischen Behandlung der Steuerfragen, die bei uns regelmäßig zu monatelangen erbitterten Kämpfen führt, denen gegenüber er auf England hinweist, wo diese Schwierigkeiten unbekannt sind und Steuervorschläge fast immer schnell unter Dach und Fach gebracht werden.

Dr. Pr.

Tirol in Waffen. Kriegsberichte von der Tiroler Front. Von Alice Schalek. Mit 36 Abbildungen. Hugo Schmidt Verlag, München.

Alice Schalek hat als Gast des österreichisch-ungarischen Kriegspressequartiers die Front in Tirol bereist. Das Buch, das sie aus ihrem Erleben gemacht hat, unterscheidet sich gleich ganz fühlbar von den Aufzeichnungen anderer Kriegswanderer und Berichterstatter — eben durch das Frauenhafte. Überall empfindet sie zuerst das Reinmenschliche, und alles sieht sie mit seelischer Anschmiegsamkeit. Sie hat keine scharfen Gefechte und bittere Schlachten erlebt, nur hie und da einmal eine episodische Kanonade; das Schaurige blieb ihr erspart — und sie hat dennoch ein hübsches, anmutiges Kriegsbuch geschrieben. Und zu uns allen, denen das friedliche Tirol von den Ferienwanderschaften her vertraut ist, spricht das Buch noch besonders herzlich. Wie die gutherzigen, braven Männer dieses Volkes im Kriege stehen — etwas Ergreifenderes gibt es kaum. Einige sehr gute photographische Aufnahmen der Verfasserin sind dem Texte beigegeben.

Dr. E. Borkowsky

Eine Kriegsautographenmappe. Unter dem Titel „Kriegsmappe des SDS." gibt der „Schutzverband Deutscher Schriftsteller E. V." soeben einen 80 Seiten starken Band heraus, dessen Eigenart darin besteht, daß nicht eine einzige Zeile in ihm Setzerarbeit ist. Über 100 Dichter, Schriftsteller, bildende Künstler und Musiker haben ihre Autogramme beigetragen, und so stehen denn in bunter Reihe nebeneinander Verse, Sprüche, Zitate, Auszüge aus eigenen Schriften, Radierungen, musikalische Skizzen. Der reiche Gehalt des einzigartigen Buches, das mehr als nur einen Liebhaberwert darstellt, macht einem jeden die Anschaffung empfehlenswert, besonders da der gesamte Ertrag dem Schutzverbande Deutscher Schriftsteller zugute kommt, um, wie es im Vorwort heißt, die große Not, die über Nacht auf die geistigen Arbeiter fiel, nach Möglichkeit zu lindern. (Preis M. 4.50.)

M. A. J.

Zur gefl. Beachtung! Hierdurch möchten wir unseren Lesern nochmals besonders den unserem heutigen Heft beiliegenden Prospekt des Verlages von Felix Meiner in Leipzig über den „Europäischen Krieg in aktenmäßiger Darstellung" zur gefl. Durchsicht empfehlen.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Prof. Dr. Karl Hönn, Berlin W, Wilhelmstraße 62. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 16. Juni 1916 • Heft 25

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

„Mitteleuropa" als Organismus

Von Professor Dr. E. Jäckh

Nicht vom kleineren Mitteleuropa im Sinn Friedrich Naumanns soll diesmal die Rede sein (also von der Gemeinschaft zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn); sondern vom größeren „Mitteleuropa": der Bundeseinheit der vier Völker von Deutschland, Österreich-Ungarn, Bulgarien und Türkei. Aber auch da nicht vom wirtschaftlichen Problem der Zollzwischengrenzen; auch nicht von der politischen Bedeutung der Druckmöglichkeit dieses Blocks gegenüber Rußland und gar England; sondern vielmehr von der organischen Notwendigkeit dieses Zusammenhangs und von der naturmäßigen Bedingtheit der einzelnen Organe.

Dieses Mitteleuropa — die neue Einheit des alten Habsburgischen Reichs deutscher Nation und des alten Osmanischen Reichs türkischer Nation, einst durch die Donau in diese beiden Reiche und Teile getrennt, dann nördlich und südlich je in einzelne Volksteile aufgelöst, jetzt endlich und innerlich als ein Weltteil zusammengefügt, in dem die Völker als verschiedene Organe zum einheitlichen Organismus einer Welt zusammenwachsen; dieses Mitteleuropa — die neue Synthese der Thesis des alten Okzidents und der Antithesis des alten Orients: ist es so wirklich sicher und so fest, so einheitlich und so organisch? — ist es wirklich „ein gewachsener Boden", der tragen kann? — also daß es sich lohnt, sich darauf einzustellen — mit geistigen Kräften, mit politischer Zuversicht, mit wirtschaftlicher Rechnung? Wie ist dieses „Mitteleuropa" entstanden — herangewachsen, zusammengewachsen?

Es ist gewachsen — bodenständig; und es mußte so wachsen — erd-

Digitized by Google

mäßig, nach den Gesetzen der Erdkunde. Denn — was sagt uns die Geographie, auf die Bismarck immer wieder verwiesen hat als die Grundlage aller politischen Betrachtung? Diese Erdkunde stellt geographisch das gleiche fest, was der deutsche Kaiser politisch so formuliert hat — in der Neujahrsnacht 1908/09 zu seinen Generälen im Schloß zu Berlin, angesichts der ersten serbischen Kriegsdrohung gegen Österreich-Ungarn, damals schon ausgeführt im Auftrag Rußlands und Englands: „Nun will uns die englische Einkreisungspolitik den letzten und einzigen Landweg Deutschlands in die Welt sperren!" — Der einzige und letzte Landweg in die Welt: dieses kurze, klassische Wort ist der Zwang für Mitteleuropa. Das heißt — Deutschland hat ringsum fertige Völker, längst fertige — und allmählich feindliche. Im Westen Frankreich: in Revanchefeindschaft verbleibend; im Osten Rußland: in Orientfeindschaft verfallend; im Norden England: in Weltfeindschaft sich steigernd und die Genossen gewinnend und führend. Alles ringsum: fertige Staaten, feindliche Völker! Nur südostwärts — hinter dem österreichisch-ungarischen Bundesgenossen, für den bereits Bismarck sich entschieden hat gegen Rußland — öffnet sich ein Weg zu Völkern, die noch nicht fertig sind in ihrer Staatenbildung, auch noch nicht feindlich gegen uns. Die geographische Frage prägt sich politisch so: werden jene Völker südostwärts fertig als Staaten — durch uns, oder durch andere? — freundschaftlich mit uns, oder feindschaftlich gegen uns? — sich uns aufschließend und gar uns anschließend? — oder sich uns verschließend und sogar uns abschließend? — vom „letzten, einzigen Weg Deutschlands in die Welt"! Der Wille, diese Frage im deutschen Sinn vorzubereiten, führt den jungen Kaiser im ersten Jahr seiner Regierung schon nach Konstantinopel (1889) — mit dem klaren bewußten Ziel: die geographische Dreieinigkeit „Deutschland, Österreich-Ungarn, Türkei", die Bismarck schon geschaffen und erhalten hat, als politische Einheitlichkeit zu entwickeln — das heutige Mitteleuropa. Das gleiche Jahr, das diese Kaiserreise nach Konstantinopel bringt — mit dem Ergebnis der anatolischen Grundlagen für die spätere Bagdadbahn, bringt auch den Gewinn von Helgoland (1890): beide (Helgoland und Bagdad) gehören innerlich zusammen, so fern sie äußerlich einander liegen — als die beiden Marksteine, die die deutsche Entwicklung braucht und setzt, über die sich durch die deutsche Arbeit einer Generation das Gewölbe

Digitized by Google

fügen soll — das heutige Mitteleuropa. Nochmals drückt sich der gleiche Wille in einem gleichen Jahr mit parallelen Entscheidungen aus: 1898 — das Flottenprogramm Tirpitz setzt die Flottendeckung Helgolands fort und will die Seesicherung; und der Bagdadbahnvertrag setzt die Anatolische Bahn fort und will die Landverbindung. Auch dieses Nebeneinander ist mehr als eine äußerliche Parallele; es ist eine wesentliche Ergänzung. In dem Sinn und mit dem Ziel: kann unserer Marine der Feind die Nordsee und die weite Welt schließen, so muß unserem Kontinent ein Bundesgenosse das Mittelmeer öffnen — durch den nahen Weltteil Mitteleuropa ans Mittelmeer heran und zum Indischen Ozean hin. Der Landweg über Mitteleuropa wird so der Umweg zur Übersee. Das ist die Bedeutung des „einzigen und letzten Wegs in die Welt": ob wir wollen oder nicht — wir müssen diesen Weg gehen, suchen, sichern. Nicht die Laune noch die Willkür irgendeines Staatsmannes führt, verführt dorthin, zu Mitteleuropa hin; sondern die Not unserer geographischen Lage. So kann auch der schwedische Politiker Rudolf Kjellén („Die politischen Probleme des Weltkrieges" ganz richtig es aussprechen: „daß das levantinische Programm als der wirkliche Königs- oder Kaisergedanke des neuen Deutschland, als Lösung der geopolitischen Heimatsprobleme und als der einzig natürliche Weg zur Weltmacht in jedem deutschen Zukunftstraum enthalten sein muß". Also: die geographische Not, diese „gottgewollte Abhängigkeit", führt zur politischen Notwendigkeit, wird zum geopolitischen Zwang — für Deutschland und Österreich-Ungarn — — wie für Balkan und Orient.

Zwingt die deutsche Not und Notwendigkeit südostwärts, so weist die balkanisch-orientalische Notwendigkeit oder (um gleich die bestimmten Völker beim Namen zu nennen) die bulgarisch-türkische Not nordwestwärts — und ebenso die rumänisch-griechische Notwendigkeit. Was hat in der Geschichte der Türkei das paradiesische Vorderasien dem Verfall geweiht? Die Ausschaltung des Orients aus dem mitteleuropäischen Zusammenhang — durch die Entdeckung des Seewegs nach Indien (1498). Europa verläßt die Landverbindung mit dem Orient und wendet sich

Digitized by Google

zur See: das Haus Fugger geht in Augsburg zurück und muß in Venedig sich auftun; und das türkische Vorderasien verfällt in den Schneewittchenschlaf der Unberührtheit und Unfruchtbarkeit — durch die Jahrhunderte hin, bis Orientbahn und Bagdadbahn jetzt den Orient wieder aufschließen, an den Okzident endlich anschließen, Orient und Okzident sicher zusammenschließen: .... „sind nicht mehr zu trennen!" Das ahnte und fühlte der Balkanfürst aus dem Coburgergeschlecht, Ferdinand von Bulgarien, bereits 1888, als der erste „Balkanzug" der Orientbahn Berlin und Wien mit Konstantinopel verband — da begleitete er ihn von Sofia aus, sehend schon und ersehnend die Erfüllung, die der neue Balkanzug im Kriegsjahr 1915 brachte — wiederum mit ihm als dem ersten Insassen. Das weiß und will auch ein anderer Balkanfürst, König Konstantin von Griechenland, und darum auch vor wenigen Wochen der griechische Jubel über die endliche Bahnverbindung von Athen über Saloniki mit Wien und Berlin, d. h. die Zusammenfügung des Inselstaates mit dem Festland, seine Sicherung durch das Festland. Denn wie Deutschland durch und über Mitteleuropa Seemacht im Mittelmeer wird, so gewinnen die Mittelmeermächte Türkei, Bulgarien und Griechenland über und durch Mitteleuropa festes Land, werden Festland — unabhängig von der dann ohnmächtigen Seegeltung der insularen Beschränktheit selbst eines Großbritannien. Wenn irgendein „Mittelweg", so ist dieser Weg von Mitteleuropa „golden" — für die kontinentale Mitte wie für die maritimen Ränder. Unser Mitteleuropa weitet und sichert die Nordländer maritim, und sichert und weitet die Südländer kontinental, und fügt beide Teile, „Orient und Okzident", zu einem lebensvollen, vielgestaltigen, einheitlichen Organismus zusammen — dank der Gesetzmäßigkeit der Geopolitik.

Auch die Gegnerschaft hat ihre inneren Gesetze. Wird der Zwang zum „Landweg nach Indien" (wie englische Besorgnis den deutschen Orientweg heißt) für Deutschland wie für den Orient zum Willen für ein Mitteleuropa, so ist die Tatsache des „Seewegs nach Indien" für

Digitized by Google

England der Anlaß zum Willen für ein englisches „Mittelasien" geworden. In dem Augenblick, da England nach Indien geht, muß und will es den Weg nach Indien decken und sichern: in Ägypten, dem „Genick des britischen Weltreichs", und dann zwischen Ägypten und der Heimatinsel, und dann auch zwischen Ägypten und Indien. Das heißt: über die arabische Türkei und über das mohammedanische Persien; und auf Kosten der Türkei und Persiens. Das ist der geopolitische Zwang zum englischen Mittelasien, durch die Jahrhunderte hin.

Ebenso will Rußland ein russisches Mittelasien vorschieben: über die Türkei hin: durch die Dardanellen zum Mittelmeer oder über Armenien nach Alexandrette zum Mittelmeer; ebenso über den Balkan hin durch Rumänien und Bulgarien zum Mittelmeer oder gar noch weiter über Serbien zur Adria hin; gleichfalls durch die Jahrhunderte hin. Rassenpolitische Schlagworte, religiöse Vorstellungen, wirtschaftliche Berechnungen, machtpolitische Instinkte mischen sich in diesem russischen Drang und Druck.

Diese drei weltgeschichtlichen Willen strömen im balkanisch-türkischen „Reich der Mitte" zusammen und stoßen gegeneinander: der deutsche Gedanke eines Mitteleuropa, die englische Absicht eines Mittelasien und die russische Laune eines Mittelasien. Ein weltgeschichtliches Schicksal spricht aus solchem Widereinander: die Unentrinnbarkeit dieses Weltkriegs (auch mit einem Bismarck), aber auch die Unerschütterlichkeit des Organismus Mitteleuropa — aber nur, wenn er organisch verstanden und gestaltet wird.

Für Deutschland stellte sich die Frage doch so: durch Verzicht auf den Orient ausgeschlossen zu werden aus den nächst gelegenen und sicherst erreichbaren Gebieten mit ihren wirtschaftlich „unbegrenzten Möglichkeiten", und abgeschlossen zu werden von der Weltverbindung durch einen russischen Balkanwall und durch einen englischen Orientring; weiterhin: über die diplomatische Einkreisung durch England hinaus eine geographische Einkreisung durch Rußland quer durch den Balkan ertragen zu müssen, d. h. eben nicht ertragen zu können, weil eine solche geographische Einkeilung Österreich-Ungarn und Deutschland der Gnade und Ungnade eines übermächtigen, erdrückenden Rußlands ausgeliefert hätte — vom Schwarzen Meer des Kaukasus bis zu den Schwarzen Bergen an der

Digitized by Google

Adria. Für die Völker in jenen Gebieten stellte sich die Frage aber so: ob sie zu einem russischen Gemäuer eines solchen „Mittelasien" sich als Trümmer und Mörtel benützen lassen sollen, oder ob sie selbst eigene, selbständige Baumeister werden wollen — am politischen und kulturellen Gebäude von Mitteleuropa; ob sie niedergetretene Vasallen oder aufgerichtete Genossen sein können; niedergehaltene Hörige oder aufbauende Herren; gebrauchte, verpflichtete Objekte oder selbstbestimmende, gleichberechtigte Subjekte; kurzum: leblose Instrumente oder lebensvolle Organe. Das ist die Frage für Mitteleuropa geworden: zuerst für die Türkei, dann für Bulgarien, langsam für Griechenland, spät für Rumänien. Die Staatsmänner dieser Völker verkörpern das organische Prinzip und kämpfen für das organische Prinzip gegen das menschliche Prinzip — (bewußt, wie ich auf Grund wiederholter Besprechungen mit solchen Staatsmännern versichern kann).

Rußland kommt und predigt: „Ein Gott, ein Zar, ein Reich!" — und erdrückt so die Völker auf seinem Weg. England zieht aus: „Der Welt eine englische Seele zu geben," — und entseelt so die Völker auf seinem Weg (in Ägypten wie in Indien). Frankreich unterwirft seinem „Empire" und verlangt „Imitation" — und entwurzelt so die nationale Kultur, so daß der türkische Großwesir mit Recht mir erklären konnte: „L'esprit français nous a abîmé!" Der Orient will aber nicht „russisch" werden, noch „englisch", noch „französisch" — weder politisch noch kulturell; der Orient kämpft diesen Krieg um seiner Erhaltung und Entwicklung willen — sowohl politisch als kulturell. Die Türkei will türkisch werden — das ist das türkische Kriegsziel. Bulgarien will bulgarisch werden — das ist das bulgarische Kriegsziel. Das heißt auch uns gegenüber: Die Türkei will nicht „deutsch" werden; und Bulgarien will nicht „deutsch" werden! Trotzdem — oder vielmehr: gerade deshalb kommen wir zusammen, gehören wir zusammen, und bleiben wir zusammen; nicht nur nach dem Gesetz der Geopolitik, auch nach dem Gesetz der Biologie, der Lehre von der gegenseitigen Bedingtheit der Organe.

Die russische Methode und die englische Tendenz der Mechanisierung hat ihre inneren wie äußeren Gründe. Rußland und England sind mit dem starken Druckmittel der geographischen Nachbarschaft dem Orient gegenüber ausgerüstet; beide finden bei ihrem Streben

Digitized by Google

nach panrussischem oder großbritischem Zusammenschluß ihn im Weg, können ihn also von außen anstoßen und bedrücken und müssen ihn von innen aushöhlen und auflösen — um dieses Hindernis langsam zu schwächen und allmählich zu beseitigen, um darüber hinweg je ihr „Mittelasien" erzwingen zu können. Umgekehrt wiederum Deutschland: wir können geographisch dem uns fernen Orient nichts anhaben, selbst wenn wir wollten; wir dürfen politisch ihn nicht schwächen, weil er sonst die Beute seiner lauernden, beglückten Nachbarn würde. Darum müssen wir — im Gegensatz zur tödlichen Mechanisierung durch unsere gemeinsamen Feinde — eine lebendige Organisierung der Organe innerhalb des Organismus von Mitteleuropa wollen. Wir wollen das organische Prinzip — aus der Not unserer geographisch begründeten Unfähigkeit, die uns nur eine solche Entschließung möglich macht; und wir wollen das organische Prinzip aus der Notwendigkeit unserer geschichtlich gewordenen Fähigkeit, die nur uns eine solche Entscheidung möglich macht. Die deutsche Politik kann nur ein solches Mitteleuropa von bodenständigen, selbst starken Organen wollen; und nur der deutsche Sinn kann einen solchen Organismus von Mitteleuropa wollen — und weiterhin: nicht nur organisieren, sondern auch organisch gestalten.

Wirtschaftsimperium und Nationalstaat

Von Prof. Dr. Wygodzinski, Bonn

Seit die neuere wirtschaftliche Entwicklung den allein auf seinen eigenen Hilfsquellen aufgebauten Staat fast zu einer Unmöglichkeit, jedenfalls aber zu einem politischen Gebilde zweiten oder dritten Ranges gemacht hat, ist das Problem des Staates überhaupt aus einem rein politischen zu einem mindestens so stark wirtschaftlichen bedingten geworden. Die Lebenskraft und die Entwicklungsmöglichkeiten eines Staates beruhen nicht mehr allein auf der Sicherheit seines inneren Gefüges, auf der Standfestigkeit seines Regierungssystems, dem Ausgleich zwischen den Anforderungen seiner Stände, der Schlagfertigkeit seines Heeres, selbst nicht seinem Reichtum an Naturschätzen und Kapital, als vielmehr auf der unbedingten Verfügung über alle für sein materielles Leben erforder-

Digitized by Google

lichen Rohstoffe und umgekehrt auf der Gewißheit, seine Produktionsüberschüsse nutzbringend in anderen Ländern verwerten zu können. Einen äußeren Anhalt hierfür geben die Zahlen der Außenhandelsstatistik. Diese sind freilich, wegen der technischen Mängel der Statistik selbst, namentlich in der weiter zurückliegenden Zeit, auch wegen der Verschiedenheit der Erhebungsmethoden in den einzelnen Ländern, nur als ungefähre Annäherungswerte zu bezeichnen; für größere Zeiträume jedoch geben sie ein hinreichendes Bild der Entwicklung. Der Wert des zwischenstaatlichen Handelsverkehrs wird berechnet auf

2½	Milliarden	für	das	Jahr	1700
6	"	"	"	"	1800
94	"	"	"	"	1900
169	"	"	"	"	1912

Nicht nur die Höhe dieser Ziffern, sondern auch das Tempo des Anstiegs ist ein eindrucksvoller Beleg für die Bedeutung der weltwirtschaftlichen Verflechtung der Völker der Erde.

Diese Bewegung fällt fast ganz in das 19. und 20. Jahrhundert; sie war nicht früher möglich, weil die Technik der Gütererzeugung wie des Transports nicht reif dafür waren. Welches aber auch der Grund sei, die Tatsache dieser wirtschaftlichen Annäherung der Länder, dieses Beginnes einer „Weltwirtschaft" ist so überaus in die Augen springend, daß es nicht erst des Krieges bedurfte, um sie auch dem oberflächlichsten Beobachter deutlich zu machen. Man mag den Begriff der „Weltwirtschaft" theoretisch fassen, wie man will, insbesondere darauf hinweisen, daß ein oberster Träger noch fehlt — die paar Verträge über Postverkehr und Literaturschutz, die internationalen Kartelle usw. sind alle nur Vereinbarungen zwischen gleichberechtigten Parteien, nicht Unterordnung unter eine Zentralgewalt —; ob man von einem weltwirtschaftlichen oder in strengerer logischer Fassung des Vorgangs nur von einem internationalen Güteraustausch spricht, die Fundierung der nationalen Wirtschaft auf übernationalem Boden besteht und macht sich auch im Frieden in jedem Augenblicke geltend. Wir sind wirtschaftlich trotz aller Schutzzölle Kosmopoliten; ja, die Schutzzölle sollen ja in vielen Fällen eine Industrie erziehen, die nicht nur für den Inlands-, sondern auch für den Auslandsmarkt arbeitet.

Digitized by Google

Im schärfsten Gegensatze zu dieser „Kosmopolitisierung" der Wirtschaft steht die politische Ideologie der gleichen Zeit. Die weltbürgerlichen Stimmungen des 18. Jahrhunderts sind dahingeschwunden; der Nationalstaat ist die Formel geworden, unter der der politische Neuaufbau der Welt seit den napoleonischen Kriegen erfolgt ist. Es soll hier nicht die Genesis dieses Gedankens verfolgt werden, die Meinecke in seinem meisterhaften Werke über „Weltbürgertum und Nationalstaat" für Deutschland dargestellt hat; auch hier sind wieder die Tatsachen so deutlich, daß es nur eines Hindeutens bedarf. Von der Erklärung Monroes bis zur Aufhebung der türkischen Kapitulation ist es stets die gleiche Formel, unter der sich Bildung und Konsolidierung der neuen Staaten vollzieht. Das Ideal des Nationalstaates erweist sich von einer Stärke und Lebenskraft, die seine Bedeutung weit über das Gebiet der Politik hinaushebt. Die Vertiefung in das eigene Volkstum hebt Schätze, weckt Kräfte, die zu einer kaum abzuschätzenden Bereicherung unserer seelischen Existenz führen. Der Gedanke der nationalen Entfaltung ist nur die Konsequenz jener großen Bewegung, die mit der „Entdeckung des Individuums", um mit Jakob Burckhardt zu reden, begann. Die Fülle und der Reichtum der menschlichen Natur kann sich erst auswirken, wenn auch die Nationen ihre Individualität ausreifen lassen können. So fruchtbar Kulturüberschneidungen sind und bleiben werden, sie haben zur Grundlage ein in sich gefestetes Volkstum, das imstande ist, fremde Einflüsse seiner eigenen Natur gemäß umzubilden und anzupassen. Eine Kultur von der Bedeutung des Hellenismus konnte nur durch das Zusammentreffen alter Kulturen, der orientalischen und der griechischen, entstehen, die beide gleichstark waren. Drängt sich ein stärkeres Volk einem schwächeren auf, wie England Indien oder Ägypten, so entsteht die Gefahr einer charakterlosen Halbkultur, wie sie in den Sprößlingen aus englisch-indischen Mischehen, den Eurasiern, charakteristisch zur Erscheinung gekommen ist.

Nationalstaat darf aber nicht mit Rassestaat verwechselt werden. Aus dem noch recht ungeklärten Streit der Rassetheoriker können wir das eine wenigstens mit Sicherheit entnehmen, daß zum mindesten von den größeren Völkern der Gegenwart kein einziges reinrassig ist. Wie Rassen im politischen Sinne entstehen, können wir an dem großen Schmelz-

Digitized by Google

tiegel der Vereinigten Staaten beobachten, wo aus den Völkern der halben Welt der Yankee immer wieder der Yankee wird, nachdem erst einmal in einigen Generationen die ursprüngliche Herkunft vergessen ist. Gerade das Deutschtum hat — trotz einiger entgegengesetzter Beispiele (Brasilien, Südrußland) — eine verhängnisvolle Fähigkeit zur Verschmelzung gezeigt, und auch in den Vereinigten Staaten ist das von Wilson beklagte Bindestrich-Amerikanertum der Deutschen gerade durch seine eigene Politik erst gestärkt worden.

Deutschland selbst ist das Schulbeispiel für das Entstehen einer eigenen kraftvollen Nation aus dem Connubium verschiedener Rassen. Es sind zum mindesten drei Rassen, die im Deutschen zusammengewachsen sind: das Slawentum östlich der Elbe, das Germanentum zwischen Elbe und Weser, das Keltentum im Süden und Westen, ganz zu schweigen von römischen, französischen, jüdischen und anderen gelegentlichen Einschlägen, deren Einfluß deutlich genug zu spüren ist. Es soll hier nicht untersucht werden, inwieweit die blühende Mannigfaltigkeit der deutschen Stammescharaktere der Unterschied zwischen Pommern und Bayern, Sachsen und Franken auf solche rassemäßigen Unterschiede oder auf solche der historischen Entwicklung zurückzuführen ist; sie besteht und ist für Deutschlands Leben unentbehrlich. Dennoch ist der einheitliche Charakter der deutschen Nation als solcher offenkundig und nicht zu bestreiten.

Man hat bisher vergeblich versucht, eine von allen anerkannte Begriffsbestimmung der Nation zu geben. Am treffendsten scheint mir die Definition, die Max Weber auf dem zweiten Deutschen Soziologentage 1912 gab: eine gefühlsmäßige Gemeinschaft, deren adäquater Ausdruck ein eigener Staat wäre. Damit ist für die Nation eine subjektive und eine objektive Voraussetzung gegeben: das Gefühl der Zusammengehörigkeit und die äußere Verwirklichung dieser Zusammengehörigkeit in einem konkreten Staate, der nur diese gemeinsam fühlenden und keine anderen Elemente umfaßt. So sind die Eifeler Wallonen, die im täglichen Verkehr französisch sprechen, nicht nur rechtlich, sondern auch im „nationalen" Sinne Deutsche, da sie sich als solche fühlen; so sind die „unerlösten" italienisch sprechenden Südtiroler, wie der Krieg erwiesen hat, eben nicht Italiener, sondern Österreicher. So sind, um noch ein drittes Beispiel anzuführen, die Iren, obgleich sie seit mehreren

Digitized by Google

Jahrhunderten zu „Großbritannien" gehören und wenigsten zum Teil englisch sprechen, keine Engländer, sondern Iren.

Wir sehen also auf der einen Seite einen wirtschaftlichen Kosmopolitismus, auf der anderen einen gefühlsmäßigen Nationalismus als Signatur unserer Zeit. Das ist ein zweifelloser Widerspruch, der nur solange nicht in Erscheinung tritt, als Frieden auf Erden bewahrt bleibt. Die internationale Arbeitsteilung, das Ideal des Liberalismus, setzt diesen Frieden voraus; jedes Volk kann seine spezifischen, seine „nationalen" wirtschaftlichen Fähigkeiten zur höchsten Steigerung bringen, solange es sicher ist, für seine Rohstoffe Waren, für seine Waren Rohstoffe von anderen Völkern eintauschen zu können. Der dauernde Frieden ist jedoch eine Hoffnung, die nach den Erfahrungen des jungen 20. Jahrhunderts nach menschlichem Ermessen keine Aussicht auf baldige Erfüllung hat. Die Lösung des Zwiespaltes mußte also auf anderem Wege gesucht werden. Ein solcher Schritt war nach zwei Richtungen denkbar: kosmopolitische Ausdehnung des bisherigen Nationalstaates oder Rückbildung des weltwirtschaftlichen Zusammenhanges durch autarkische Ausbildung der Wirtschaft des Nationalstaats. Anders ausgedrückt: Weltherrschaft oder geschlossener Handelsstaat. Da aber kein Ideal sich restlos durchsetzen kann, sehen wir denn auch nur Annäherungen an diese Zielpunkte, nirgends ihre Erreichung. Wir können dabei sagen, daß der erste der beiden Wege die Beherrschung der See als des Bindegliedes zwischen den Kontinenten voraussetzt, während umgekehrt ein „geschlossener Handelsstaat", sofern er nicht die absolute militärische Überlegenheit gegenüber jedem anderen Gegner von vornherein besitzt, ein kontinentales Gebilde sein müßte.

Man könnte von einem „nassen" und einem „trockenen" Imperialismus sprechen. Typus für den ersteren ist die Politik des britischen Reichs, für den zweiten die der Vereinigten Staaten von Amerika (mit einigen Inkonsequenzen) und Rußlands.

Ein Blick auf die Erdkarte zeigt die ganz verschiedene Formation dieser beiden Typen aufs deutlichste. Rußland ist vollständig massiert, die Vereinigten Staaten in der Hauptsache (Alaska, Hawai und die Philippinen sind Außenposten). Wie ganz anders dagegen ist das Bild Englands. Ein kleines europäisches Land (die englisch-schottische

Digitized by Google

Hauptinsel ohne Irland umfaßt nur 220000 qkm, d. h. nur etwa $^2/_3$ des Umfanges des Königreichs Preußen) ist sein ungeheures Reich, das größte, das die Erde je sah, buchstäblich über die ganze Erde verstreut. Beaconsfield hat davon gesprochen, daß England kein europäischer, sondern ein asiatischer Staat sei; man könnte es auch einen afrikanischen, einen amerikanischen Staat nennen, ganz zu schweigen von dem völlig englischen Australien. Der Zusammenhang zwischen diesen Reichsteilen, die vielfach erst in den letzten Jahrzehnten erworben sind, ist naturgemäß nicht überall ein gleich enger. Wir können dabei, abgesehen von den vielen kleinen Flottenstützpunkten, Kohlenstationen usw., drei Hauptgruppen unterscheiden: reine Kolonialländer mit Eingeborenenvölkern niederer Kultur (Mittelafrika, australische Inselwelt), unterworfene alte Kulturländer (Indien, Ägypten) und Neuländer, die sich zur Kolonisation durch europäische Völker eignen (Kanada, Südafrika, Australien). In den ersteren ist Englands Herrschaft am sichersten begründet, solange nicht etwa andere Großmächte den gleichen Besitz erstreben. Anders liegt es mit der zweiten und dritten Gruppe. Bei beiden ist ein Element der Auflösung der Verbindung mit England gegeben, das früher oder später wirksam werden muß, der Nationalitätsgedanke. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Nationalitätenbewegung in all diese Ländern erst sehr viel später zur Entwicklung kommen kann als in Europa. Die Neuländer haben eine zu junge Geschichte, als daß das Individualitätsbewußtsein als Nation in ihnen schon lebendig sein könnte oder vielmehr, daß es schon so stark wäre, um Gegentendenzen zu überwinden. Solche Gegentendenzen sind aber vorhanden. In Kanada und in Südafrika ist die Völkermischung sowohl aus der Zeit der ersten Besiedelung (Franzosen in Kanada, Holländer in Südafrika) als aus den letzten Jahren einer verstärkten Zuwanderung noch zu groß, die Staaten selbst noch zu sehr im Werden. Der australische Commonwealth ist zwar — dank der Abschließungspolitik der seit einem halben Jahrhundert herrschenden Arbeiterpartei — einheitlicher angelsächsisch; aber dieselbe Abschließungspolitik hat die Bevölkerungsvermehrung so gehemmt, daß Australien gegenüber den Ausdehnungsbestrebungen Japans notgedrungen noch Schutz unter der Flagge des Reichs suchen muß. Mit Naturnotwendigkeit muß aber einmal die Stunde kommen, wo diese Staatspersönlichkeiten

Digitized by Google

reif werden und sich, wie einstmals die Vereinigten Staaten und im 19. Jahrhundert die Länder Südamerikas, vom Mutterland loslösen müssen.

Viel komplizierter liegen die Verhältnisse in den beiden Ländern alter Kultur, Indien und Ägypten, die zurzeit noch unter Englands Herrschaft stehen. Über Ägyptens nächste Zukunft etwas zu sagen, ist nicht angängig; die Wiedergeburt der Türkei muß jedoch den ägyptischen Nationalismus unter allen Umständen zu einem Stachel in Englands Fleische machen, der auf die Dauer — wenigstens ohne eine tiefgreifende Änderung des Verhältnisses zwischen beiden Länder — nicht zu ertragen ist. Das bunte Völkergemisch Indiens scheint zu einer Emanzipation noch nicht reif; nur meldet sich hier schon immer deutlicher ein anderer Vormund, Japan, der seine Ansprüche auch wieder nationalistisch zu begründen liebt. „Asien den Asiaten", unter Japans Führung natürlich. Seit England, um Deutschland in Kiautschou zu treffen, Japans Waffenhilfe annahm, hat es sein eigenes Prestige im fernen Osten untergraben; daß dies für immer ist, dafür wird Japan sorgen.

So sind auf dem weiten Gebiete, das Englands Imperium umfaßt, soviel Sprengstoffe politischer Art an allen möglichen Punkten aufgehäuft, daß mit Mitteln positiver Politik dagegen vorzugehen aussichtslos erscheint. Negativ wird allerdings die Furcht vor anderen, vor Japan, vor Deutschland, vielleicht demnächst vor Rußland oder den Vereinigten Staaten ein Band bilden. Aber was die einen verbindet, entfremdet die anderen: die Hinneigung indischer Kreise zu Japan, kanadischer zu den Vereinigten Staaten wiegt diese gefühlmäßigen Momente vollkommen auf. Es wird zu fragen sein, ob das englische Imperium nicht andere Mittel des Zusammenhanges hat.

Der Zusammenhang des „trockenen" Imperiums Rußlands ist ein noch viel deutlicherer: die Gewalt. Die Waffen Rußlands haben im Laufe der beiden letzten Jahrhunderte ein politisch zusammenhängendes Reich in einem Umfange geschaffen, gegenüber dem das alte Römerreich klein erscheint; aber es sind eben auch nur die Waffen und nichts anderes. Die russische Politik der Brutalisirung der „Fremdvölker" hat während des Krieges sich nur verschärft, der Versuch einer Kulturvereinheitlichung (nicht einer bloßen „Russifizierung") ist nicht gemacht worden

Digitized by Google

und ist gegenüber der unübersehbaren Verschiedenheit dieser Völker aussichtslos. Das Nationalitätsbewußtsein wird das Sprengmittel auch für das russische Riesenreich sein; stets hat sich auf die Dauer der Geist überlegen über die bloße rohe Gewalt gezeigt.

Vielleicht klingt es phantastisch, auch von einer dereinstigen Auflösung der Vereinigten Staaten zu sprechen, in einer Zeit, wo diese vielmehr noch ungeahnt sich auszudehnen beginnen. In der Tat ist von einer nationalen Differenzierung noch nicht allzuviel zu spüren, solange Einwandererscharen aus Europa und Asien immer wieder das Bild verändern. Immerhin kann man jetzt schon zum mindesten von einem Gegensatz der Weststaaten gegen den Osten sprechen, der sich am deutlichsten in der gegen Asien gerichteten Politik der letzteren zeigt. Es wäre wider die Natur, wenn ein Reich von 8 Millionen qkm (Alaska und den Außenbesitz nicht mitgerechnet) auf die Dauer einen einheitlichen Charakter tragen sollte. Dafür sind schon die klimatischen Unterschiede zwischen Ost und West, Nord und Süd zu groß, als daß nicht der Mann von New York und von Los Angeles, von Seattle und von New Orleans, wenn einmal die Bevölkerung bodenständig geworden ist, einen verschiedenen Typus darstellen müßte.

Man liebt es, die Geschichte so zu deuten, als wenn auch die Staaten den Weg des „Großbetriebs", der „Konzentration" gehen müßten, wie Eisenwerke und Warenhäuser. Darin liegt in der Tat insofern etwas Richtiges, als zur runden Staatspersönlichkeit eine Basis gehört, die über den Kleinstaat der früheren Zeit weit hinausgeht. Wie es aber in der Wirtschaft ein „Optimum" der Betriebsgröße gibt, über das hinaus der Ertrag nicht mehr wächst, so dürfte das gleiche von den Staaten gelten. Dieses Optimum scheint mir politisch in der „gefühlsmäßigen Gemeinschaft" zu liegen; fehlt diese Gemeinschaft des Gefühls, so werden die Widerstände und Reibungen zu groß, um den Zusammenhang dauernd zu sichern. Diese Gemeinschaft muß nicht, wie schon angedeutet, eine solche der Rasse oder der Sprache sein, wenn dies auch Momente von starker Tragkraft sind; sonst wären die kleinsten Rassen ja überhaupt nicht existenzberechtigt. Es ist vielmehr das Bewußtsein der gemeinsamen Geschichte, der gemeinsamen Aufgabe, wie es beispielsweise in der Donaumonarchie die Österreicher und die Ungarn, im heutigen Kanada Franzosen und Engländer zusammenhält.

Digitized by Google

Danach ist die kosmopolitische Ausdehnung des „Nationalstaates" in der Geschichte jedenfalls nur eine vorübergehende Erscheinung. Sicherlich ist die Bewegung des Wirtschaftsimperialismus noch nicht auf ihrem Höhepunkte angelangt; namentlich müssen die Länder des „nassen" Imperialismus, England und Japan, die geistige Vertiefung des Imperialgedankens erstreben, weil für sie die Verbindung mit ihren gegenwärtigen oder künftigen Teilreichen viel schwieriger, politischen Gefahren viel mehr ausgesetzt ist als für die Länder des „trockenen" Imperialismus wie Rußland oder die Vereinigten Staaten. Sie sind viel stärker auf den guten Willen, auf die freiwillige Gefolgschaft dieser Vasallenländer angewiesen, weil sie sie mit Gewalt zu halten einfach nicht imstande wären. Treffen sie auf einem Felde zusammen, wie das England von heute und das Japan von morgen in Indien, so sehen wir sie denn auch mit allen Mitteln der Beeinflussung um die Seele der Gefolgsvölker streiten. Aber wer auch, um bei diesem Falle zu bleiben, der Herr Indiens im 20. Jahrhundert sein wird, England oder Japan oder ein Dritter wie Rußland, im 21. Jahrhundert werden die Völker Indiens ihre eigenen Herren sein.

Wenn die Erweiterung des Nationalitätenstaates zum kosmopolitischen auf die Dauer nicht möglich erscheint, wäre zu fragen, ob nicht der umgekehrte Weg gangbar ist, nämlich die Übertragung des Nationalitätsgedankens von dem politisch-kulturellen Felde auf das der Wirtschaft, also die *wirtschaftliche Autarkie*. Dieser Gedanke ist durch die Vorgänge während des Krieges außerordentlich populär geworden; seit uns Englands Wirtschaftskrieg, der Versuch uns von allen Zufuhren abzuschneiden, zu einer uns selbst überraschenden Selbständigkeit geführt hat, liegt es nahe, gegenüber kommenden Angriffen diese Selbständigkeit zu erhalten und weiter auszubauen. Darauf wird auch nicht verzichtet werden können und die „Nationalisierung" unserer Volkswirtschaft bleibt ein wichtiger Gesichtspunkt unserer gegenwärtigen wie künftigen Wirtschaftspolitik. Aber, wie schon eingangs ausgeführt, *eine solche völlige Nationalisierung ist auf die Dauer ein Ding der Unmöglichkeit*. Wir sind im Rohstoffbezug wie im Absatz so sehr auf das Ausland angewiesen — wie dieses auch auf uns —, daß unsere Entfaltung ohne eine solche Wechselwirkung wirtschaftlicher Art mit den

Digitized by Google

anderen Ländern der Erde nicht wohl denkbar ist. Das sieht man jetzt auch allmählich selbst in den feindlichen Ländern ein, die ihre Parole des Wirtschaftskrieges gegen Deutschland nach dem Kriege denn auch schon immer seltener und mit immer mehr Klauseln aussprechen. Allerdings ist eine Entwicklung in der Richtung der weltwirtschaftlichen Verflechtung nur dann ohne Bedenken, wenn die Gefahr einer neuen katastrophalen Abschneidung wenn auch nicht gänzlich beseitigt, so doch stark vermindert werden kann.

Es wird dazu nötig sein, die weltwirtschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu analysieren und das Ergebnis in Beziehung zu der jetzigen und künftigen Mächteverteilung auf der Erde zu bringen. Dabei wird zwischen der Bedeutung der Ein- und der Ausfuhr, bei beiden wieder nach ihren hauptsächlichsten Posten, geschieden werden müssen; während die Aufrechterhaltung der Ausfuhr hauptsächlich wirtschaftliches Interesse im weitesten Sinne hat, betrifft die Erhaltung der Einfuhr unsere Lebensmöglichkeiten im engeren Sinne. Rund drei Viertel des Wertes unserer gesamten Einfuhr entfielen bisher auf Rohstoffe und Lebensmittel, rund drei Viertel unserer Ausfuhr auf Industrieerzeugnisse. Sicherlich ist durch die fortschreitende planmäßig durchzuführende Nationalisierung unserer Wirtschaft eine Steigerung der eigenen Rohstoff- und Nahrungsmittelgewinnung, eine Steigerung auch des eigenen Verbrauchs an Industrieerzeugnissen möglich; aber ganz abgesehen von den wachsenden Bedürfnissen der zunehmenden Bevölkerung ist ein völliger Ausgleich zwischen beiden Posten unmöglich. Wie bisher und in Zukunft Rohstoffgebiete und Absatzmärkte in der Welt politisch verteilt sind, das ist ausschlaggebend auch für unsere eigene wirtschaftliche Weiterentwicklung.

Streiflichter zur Weltlage X

Von Professor Dr. Schiemann

Vom ersten Juni an haben wir eine neue Weltlage zu datieren. Die Schlacht am Skagerrak hat den Nimbus der Unüberwindlichkeit der englischen Armada ebenso getrübt, fast könnte man sagen verlöscht, wie einst den der unüberwindlichen Armada Philipps II. Aber nicht Wind

Digitized by Google

und Wetter haben sie zerstreut, sondern deutsche Willenskraft und der überlegene Genius der deutschen Nation. Sie waren ihrer Sache so sicher. Admiral Beatty führte seine Kampfschiffe von Südwesten heran, Admiral Jellicoe von Nordwesten, und der Plan ging dahin, uns die Rückkehr abzuschneiden und an die englische Küste zu drängen, wo sie dank ihrer überlegenen Zahl der deutschen Seemacht den Todesstoß zu versetzen hofften. Denn darüber kann kein Zweifel sein, sie rechneten darauf, ein Ende zu machen. Und nun nahmen die Dinge eine so ganz andere Wendung. Unsere Torpedoboote sprengten den Ring der englischen Kriegsflotte rechts sowohl wie links auseinander, und in den Einzelkämpfen, die folgten, zeigte sich Strategie, Taktik, Treffsicherheit und Feuerkraft unserer Schlachtflotte der englischen so überlegen, daß die Verluste des übermütigen Gegners außer allem Verhältnis zu den Opfern stehen, die auch wir haben bringen müssen. Es war ein Ruhmestag für unseren Kaiser, dessen weitblickender Initiative wir es zu danken haben, daß wir neben unserem Heer mit Stolz und Zuversicht auch auf unsere Flotte blicken durften.

Kaiser Wilhelm hat vier Männern vor anderen seine Anerkennung aus diesem Anlaß kundgetan, den Großadmiralen von Tirpitz und von Köster, dem Chef der Hochseestreitkräfte, dem nunmehrigen Admiral Scheer, und dem Befehlshaber der Aufklärungsstreitkräfte Vizeadmiral Hipper, und gewiß werden diese Namen für alle Zeiten mit dem glorreichen 1. Juni verbunden bleiben. Die beiden Organisatoren und die beiden Helden der Schlacht, die vor all den andern Helden jener furchtbaren Stunden eines Kampfes auf Leben und Tod, in welchem die Zukunft Deutschlands der Einsatz war, die schwerste Verantwortung getragen und die höchstgespannten Erwartungen übertroffen haben.

Die Engländer nennen ihre Schlachtflotte „the Grand Fleet“ und haben sie erst kürzlich von den russischen Parlamentariern besichtigen lassen, damit diese sich aus dem Anblick der gewaltigen Kraft Albions die Zuversicht am Ausgang des für sie so kläglich ausfallenden Krieges auffrischten. Es ist ja kein Wunder, daß diese Herren, denen der Eindruck von dem Zustande ihrer eigenen stets versagenden Flotte wohl noch in wenig erfreulicher Erinnerung sein mußte, staunend vor den englischen Schiffsriesen stand. Es übertraf alles, was ich für möglich hielt — erklärte der Vizepräsident der Duma, Protopopow, und ich bin überzeugt,

Digitized by Google

„daß die deutsche Flotte sich niemals in die hohe See hinauswagen wird, denn sie würde zermalmt werden".

Das ist das Leitmotiv zahlloser Korrespondenzen gewesen, die aus London nach Petersburg und Moskau gegangen sind, und jene Gäste Englands mögen heute ein lebhaftes Bild von den englischen Überdreadnoughts, Kreuzern und Zerstörern machen können, die zwischen Hores Riff und dem Skagerrak „on the bottom of the sea" ihren Ruhepunkt gefunden haben. Eine Ironie des Schicksals will, daß die „Times" ihren Leitartikel am 1. Juni mit den Worten einleitet: Heute ist der ruhmvolle Tag des 1. Juni. „To-day is the Glorious First of June." „Vor hundertzweiundzwanzig Jahren machte die englische Flotte unter Lord Howe zum Kampf ihre Decks klar. Die Geschütze wurden frei gemacht, das Pulver von unten heraufgebracht und die bis zu den Hüften nackten Kanoniere reichten sich die Kugeln von Hand zu Hand, vom „Lazarett" zu den Batterien. Der Tag endete mit einem Siege." Gemeint ist die Schlacht bei Ouessant, in der 26 französische Schiffe unter Kommando des Konteradmirals Villaret-Joyeuse von der englischen Flotte unter Howe, die 27 Schiffe zählte, in der Tat geschlagen wurde. Aber es ist charakteristisch, daß selbst jetzt noch die „Times" es nicht wagt, mit der englischen Legende zu brechen, die sich an diese Schlacht knüpft. Die französische Flotte hatte den Hafen von Brest verlassen, um einem Geschwader, das aus San Domingo Korn und Mehl brachte und vom Konteradmiral Van Stabel geleitet wurde, den Zugang nach Brest offen zu halten. Es kam darüber zu einer Schlacht, die vom 9. bis zum 13. Prairial (28. Mai bis 1. Juni) 1794 währte und in welcher die Engländer sechs französische Schiffe erbeuteten und eins versenkten. Sie selbst aber mußten, um ihre Havarien auszubessern, abziehen, und die 200 Segel, die den heißersehnten Proviant brachten, konnten unbehindert ihren Einzug in den Hafen von Brest halten.

Es war für die, an Qualität der Schiffe wie der Bemannung, weit schwächeren Franzosen keineswegs eine ruhmlose Niederlage, und sie könnten mit gleichem Recht wie die Engländer den 1. Juni 1794 als einen Tag feiern, der ihrer Marine zur Ehre gereicht.

Aber Übertreibung der eigenen Erfolge und Verkleinerung der erlittenen Schlappen ist von jeher englische Praxis gewesen, und so wundern wir uns

Digitized by Google

nicht darüber, daß ihre Zeitungen und ihre Staatsmänner sich jetzt bereits so weit gesteigert haben, daß sie die Schlacht am Skagerrak einen Sieg Englands nennen. Es ist von besonderem Interesse, daß gerade in den Tagen, die der Entscheidung vorausgegangen sind, führende englische Zeitungen, wie der „Manchester Guardian" (24. Mai) und die „Times" (27. Mai), in ihren Spalten begeisterte Artikel über die englische Flottenpolitik und über die Lähmung der deutschen Kriegsmarine veröffentlicht haben. Für die Leistungen unserer Hilfskreuzer, speziell der „Emden", und für die glorreiche Schlacht bei den Falklandsinseln haben sie mitleidig herablassende Anerkennung, unsere Unterseeboote und Minen aber hätten ebenso geringen Erfolg gehabt „wie der Raubzug gegen den Seehandel". Nur dank der „Grand Fleet", welche die deutsche Hochseeflotte gefangen hielt, sei es möglich gewesen, den deutschen Handel von den Weltmeeren zu verjagen, die deutschen Hilfskreuzer zu vernichten und die ökonomische Kraft Deutschlands zu „erwürgen"; nur ihr sei der Transport britischer Truppen Tausende von Meilen über See zu danken.

Man kann wohl fragen, ob die Engländer heute noch dieselbe Zuversicht in ihre große Flotte setzen. Es ist jetzt eben die folgende Zusammenstellung der Verluste, die England seit Beginn des Ringens um die Freiheit der Meere an Kriegsschiffen erlitten hat, in einer Chemnitzer Zeitung, offenbar von kundiger Hand, veröffentlicht worden: Verloren, d. h. versenkt sind: 11 Linienschiffe, 15 Panzerkreuzer, 11 geschützte Kreuzer, etwa 30 Torpedoboote, 20 Kanonenboote und Linienfahrzeuge und 20 Unterseeboote, was mit den, in der letzten Seeschlacht hinzugekommenen Verlusten in Summa über 130 Gefechtseinheiten und über 600000 Tonnen Wasserverdrängung ergibt. Die ungeheueren Verluste, die England an Marineoffizieren und Mannschaft zu beklagen hat, werden wir aber wahrscheinlich erst kennen lernen, wenn der Krieg sein Ende gefunden hat. Die „N. A. Z.", die diese Angaben nachdruckt, bemerkt dazu mit Recht, „solche Verluste kann selbst der hochentwickelte englische Kriegsschiffsbau während des Krieges nicht ersetzen; die englische Flotte ist also sehr geschwächt." Um so interessanter ist es, daß die „Times", in dem schon erwähnten Artikel ihres Marinekorrespondenten vom 27. Mai, der von der Wahrscheinlichkeit einer bevorstehenden deutschen Expedition in das Baltische Meer ausgeht, nicht ohne Sorge die Frage erwägt, ob nicht trotz

Digitized by Google

allem die Deutschen sich mit dem Plane trügen, es mit einer Invasion zu versuchen? Sie könne entweder gegen die englische Küste gerichtet sein, was wegen des großen Risikos nicht wahrscheinlich wäre, oder aber der Gedanke verfolgt werden, durch Landung von Truppen in Nieuport die Alliierten zu überflügeln. Truppen könnten dahin zum Teil durch neutrale Gewässer, teils durch die Gewässer geführt werden, die unter dem Feuer der deutschen Geschütze an der belgischen Küste stehen. Seien die Transportschiffe von geringem Tiefgang, so seien sie einigermaßen vor Unterseebooten geschützt, wenn sie zwischen Untiefen und Sandbänken fahren. Die Entfernung sei verhältnismäßig gering, der Erfolg ein Risiko wert, selbst wenn einige ältere Schiffe dabei geopfert werden müßten. Es sei nicht notwendig, daß sich daraus ein Kampf zwischen Schlachtschiffen ergäbe, den die englischen Seeleute nur allzugern aufnehmen möchten, weil ein sorgfältig angelegtes Minenfeld es den Deutschen immer möglich machen werde, unbeschädigt heimzufahren! Diesen Ausführungen liegt noch der hochmütige Gedanke zugrunde, daß die deutsche Flotte sich vor einem Zusammenstoß mit der Grand Fleet fürchte. Daß das nicht der Fall ist, wußten die Engländer schon lange, da unsere Vorstöße die Nordsee hinauf ihnen ja nicht verborgen blieben, auch bevor sie jetzt praktische Belehrung über diese Frage erhalten haben. Ein entscheidender Grund für die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht, trotz der Unpopularität dieser „militaristischen" Maßregel, war aber die nie geschwundene Beängstigung, welche der Gedanke an eine mögliche Invasion Englands hervorruft, gewiß. In einer Polemik mit Churchill, der mehr Truppen an die französische Front schicken wollte, hat Asquith noch am 1. Juni sich dahin geäußert, daß er persönlich zwar nicht glaube, daß ein Einfall in England bevorstehe (this country would be invaded), die Gefahr einer Invasion aber auch in Rechnung stellen und daher das Minimum von Truppen im Lande zurückhalten müsse, das die militärischen Berater der Regierung für unerläßlich hielten.

Wir zweifeln nicht daran, daß diese Auffassung der Lage, seit die Nachrichten von der Seeschlacht in England bekannt geworden sind, an Anhängern gewonnen hat, denn — wie der Abgeordnete Spahn am 6. Juni treffend sagte, „der Satz von Englands Unangreifbarkeit ist widerlegt".

Wenn, um England niederzuzwingen, Maßregeln notwendig werden

Digitized by Google

sollten, welche die englischen Befürchtungen rechtfertigen, werden sie gewiß weder aus Scheu vor der englischen Flotte, noch aus Sentimentalität unterlassen werden. Mr. Asquith ist übrigens in derselben Sitzung genötigt gewesen, das beschämende Zugeständnis zu machen, daß, als er jüngst von dem Fünfmillionen-Heer Englands gesprochen habe, viele dieser Männer unglücklicherweise gefallen und eine ansehnliche Zahl anderer infolge ihrer Verwundungen dauernd unfähig zum Kriegsdienst geworden seien. Die 5 000 000 bedeuteten, was als Gesamtleistung des Empire, also Großbritanniens mit den Kolonien und Indien, im Verlauf des Krieges geleistet worden sei. Dabei hat er aber noch vergessen, neben den Toten und Verwundeten die Gefangenen mit in Anschlag zu bringen! Auch ist dem Parlament — das sich übrigens bis zum 20. Juni vertagt hat — nicht gesagt worden, welche Mittel jetzt angewendet werden müssen, um die englischen und französischen Truppen an ihrer deutschen Front zusammenzuhalten. Die „Continental Times" vom 5. Juni veröffentlicht dazu das Faksimile zweier interessanter Dokumente. Das eine, vom Major Teacher unterzeichnete, datiert vom 19. September 1915 und verordnet, daß im Rücken der Brigade „Argyle and Seaforth Highlanders" je vier Regiments-Polizisten von jedem Bataillon benutzt werden sollen, eine Barriere zu bilden um Desertionen zu verhindern, „to prevent straggling", das zweite, datiert vom 3. März 1916 und geht vom General Bazelaire aus, der über die geringe Widerstandskraft seiner Truppen in Forges zürnt und ankündigt, daß in Zukunft Artillerie und Mitrailleusen gegen Fliehende gerichtet werden würden. „L'Artillerie et les mitrailleuses agiront sur touts defaillance constatée". Daß in Rußland mit denselben Mitteln gearbeitet wird, nur die Truppen vorwärts zu bringen, ist längst bekannt. Auch dafür bringt die „Continental Times" jetzt einen neuen Beleg. In einem geheimen Telegramm an den Kommandierenden des 27. Armeekorps (vom 3. März 1916) heißt es in den drei letzten Punkten:

4. Die angreifenden Truppen sollen von der Tatsache überzeugt werden, daß unsere Reserven und unsere Artillerie Feuer gegen sie eröffnen werden, falls sie schwanken oder sich ergeben.

5. Alle diejenigen, die an den Händen verwundet sind, oder von denen angenommen wird, daß sie sich selbst verwundet haben, werden in die Schlacht zurückgetrieben werden.

Digitized by Google

6. Die Polizei hat alle Rückzugstraßen sorgfältig zu bewachen und alle kampffähigen Leute zu verhaften, die auf die Nachhut zugehen.

Gezeichnet vom Stabskaptän Malschemko.

Hier tritt uns die „einheitliche Aktion" der Ententemächte, die sonst versagt, allerdings handgreiflich entgegen.

Da wir diese Zeilen schreiben, trifft die Nachricht vom Untergang des Kreuzers „Hampshire" ein, auf dem Kitchener mit seinem Stabe nach Rußland unterwegs war. Westlich der Orkney-Inseln hat das Verhängnis sie getroffen, und es heißt, daß keine Hoffnung vorhanden sei, daß irgend jemand mit dem Leben davongekommen sei. Offenbar war Kitchener unterwegs, um den Russen Ratschläge für ihre Kriegführung zu erteilen und die letzten Beschlüsse des Kriegsrats der Ententemächte zu überbringen. Da sein Stab und 300 Offiziere ihn begleiteten, war wohl auch beabsichtigt, bei dem ungeheuren Verlust, den die Russen an Offizieren erlitten haben, und bei der notorischen Unfähigkeit ihrer Generäle ihnen englischen Ersatz zu überweisen. Es drängen sich dabei die folgenden Vermutungen auf: Offenbar sind in der Nordseeschlacht zwei Offensiven einander begegnet: die suchende Offensive unserer Flotte, die wie so häufig schon nach Westen dampfte, um dem Feinde die Stirn zu bieten, wenn er sich zeigen sollte, und eine beabsichtigte Offensive der Engländer, die die Durchfahrt durch den Skagerrak zu erzwingen beabsichtigte, um den Russen Hilfe, Rat und neues Kriegsmaterial zu bringen. Kitchener als Organisator der einheitlichen Aktion der Ententemächte ist wahrscheinlich bestimmt gewesen, der „siegreichen" englischen Flotte zu folgen, um die Leitung der neuen russischen Offensive zu übernehmen. Man hat ihn in Petersburg erwartet und ein Extrazug war bestimmt, ihn nach Kiew zu führen. Die Niederlage der Engländer vereitelte den Plan. Es blieb Kitchener nichts übrig, als zu versuchen, sein Ziel über Archangelsk zu erreichen, und unterwegs hat ihn dann sein Verhängnis erreicht.

Aber die Enttäuschung und Bestürzung in Rußland ist danach in Petersburg fast noch größer gewesen als in London.

Man nimmt heute in Rußland, was irgend zu haben ist. Daß Japaner in Zivil mit ihrem Rat die große russische Offensive an der österreichischen Front unterstützten, ist offiziell gemeldet worden. Auf privatem Wege erfahren wir, daß zwei japanische Divisionen an der nordöstlichen Front,

Digitized by Google

russisch uniformiert, eingetroffen sind, was offenbar eine japanische Gegenleistung für die Entfestigung Wladiwostoks und für die Zugeständnisse ist, die Rußland ihnen in der Mandschurei und in China gemacht hat. Vorausgegangen war der Aufenthalt von Viviani und Albert Thomas in Rußland, deren Mission dahin ging, die Geschütz- und Munitionsfabrikation der Russen, die offenbar als der kranke Mann der Entente behandelt werden, zu kontrollieren und zu reformieren. Thomas hat seine Ratschläge wie die „Nowoje Wremja" berichtet, schließlich folgendermaßen zusammengefaßt: „Des canons, des obus, des fusils — Toujours plus de canons, toujours plus d'obus, toujours plus de fusils. Tel est le mot d'ordre commun des alliés." Das klingt sehr eindringlich und wird verstanden worden sein, aber schließlich kommt es auf die Menschen an, die die Waffen führen. Aus den Mitteilungen, die beide Herren nach ihrer Rückkehr in Paris machten, ergibt sich übrigens, daß Frankreich den Russen auch geschulte Arbeiter für ihre Kriegsfabriken gestellt hat. Viviani faßte seine Eindrücke folgendermaßen zusammen: „Alles, was wir in Rußland gesehen haben, steigert noch, wenn das möglich wäre, unser Vertrauen auf die Gewißheit des Erfolges. Wir haben die fruchtbare Tätigkeit und die völlige Einmütigkeit der Nation und der Armee festgestellt. Beide sind vom Wunsche beseelt, bis ans Ende zu kämpfen." Bis zu welchem Ende? ist man geneigt zu fragen. Wenn die Herren Thomas und Viviani ein einmütiges Rußland gesehen haben, sind ihnen entweder potemkinsche Dörfer vorgeführt worden, oder sie sind bemüht, ihre Landsleute wissentlich zu täuschen. In Rußland herrscht nichts weniger als Eintracht. Das Land ist in einem Zustande der Auflösung und das Heer kämpft einen letzten Verzweiflungskampf. Bricht auch der, wie wir hoffen, zusammen und findet dann unsere Offensive nach Norden statt, so folgt, das läßt sich aus sicherer Kenntnis der Tatsachen behaupten, der Zusammenbruch.

Im Ausland ist in letzter Zeit viel über den inneren Hader in Deutschland geschrieben worden, und es läßt sich nicht verkennen, daß sowohl die Gruppe um Liebknecht mit ihrem Internationalismus und die Erregung, die in weiten Kreisen durch den Streit über den Unterseebootkrieg und die ganz unverbürgten Gerüchte über einen Frieden um jeden Preis, hervorgerufen wurden, sofort, wie er stets zu geschehen pflegt, einen

Digitized by Google

Widerhall im Lager unserer Feinde fanden, der falsche Vorstellungen über die bei uns herrschende Geistesrichtung erwecken konnte. In Wirklichkeit ist die Zuversicht auf einen Ausgang des Krieges, der unsere Hoffnungen verwirklicht, niemals größer gewesen als jetzt, und die beiden Reden des Reichskanzlers, die den Stier — wenn das Bild erlaubt ist — an den Hörnern faßten, haben ohne Zweifel dahin geführt, diese Besorgnisse zu zerstreuen. Wir glauben auch, daß das Ausland sich diesem Eindruck nicht wird entziehen können, und das ist um so wichtiger, als es bei uns mehr Schein tiefgreifender Gegensätze war als Wirklichkeit, weil jedermann weiß, daß, wenn uns auch vieles vorenthalten wird, was wir gern wissen möchten, falsche Tatsachen uns nicht vorgespiegelt werden. Wir stehen mit vollem Vertrauen den Nachrichten gegenüber, die uns von den Kriegsschauplätzen zugehen, und das ist das Wesentliche, das, worauf es ankommt und wozu wir ein Recht haben. Ganz anders sieht es bei unseren Gegnern aus. In England ist es die geheime Politik des Kabinetts, die herrscht und alles unterdrückt, was die Stellung der Männer gefährden könnte, die diesen Krieg heraufbeschworen haben. In Frankreich, wo gleichfalls die Männer, die heute an der Spitze stehen, zu der großen Verschwörung gehören, die den Krieg gegen den Willen der Nation erzwang, bereitet sich jetzt eine Entwickelung vor, die, wenn sie sich ausreift, zu den Zuständen führen muß, die der Konvent in den Tagen der großen Revolution brachte. Schon hat das Parlament Kommissare zur Armee gesandt. Jetzt ist trotz des verzweifelten Widerstandes, den Herr Poincaré leistete, der „comité secret" durchgesetzt worden; das Parlament wird sich in geheimen Sitzungen versammeln und die Regierung gebunden sein, ihm alle Auskünfte zu geben, die es verlangt, speziell soweit es sich um die militärischen Operationen handelt. „Temps" und „Débats" haben das möglichste getan, um den Widerstand der Regierung gegen diese geheimen Sitzungen, die allerdings als Institut gefährlich werden können, zu unterstützen. So schreibt der „Temps": „Es ist befremdend zu sehen, daß diejenigen Mitglieder der Linken, die am dringendsten häufige Berufung des geheimen Komitees verlangen, zugleich die glühendsten Anhänger des Konvents sind. Sie stützen sich auf das Vorbild des Konvents, eine Ernennung von Kommissaren für die Armeen zu verlangen" . . .

Digitized by Google

Aber „Temps“ und „Débats“ haben mit der Regierung eine Niederlage erlitten. Was dieses comité secret bedeutet, wird wohl erst zutage treten, wenn die Schlachten bei Verdun mit der völligen Niederlage der Franzosen ihren Abschluß gefunden haben werden. Daß dieser Zeitpunkt nicht mehr fern ist, sehen sie selbst ein. Die „Débats“ meinen, erst die Einnahme von Charny werde für uns entscheiden, und trösten sich damit, daß wir, um vor Verdun stark zu sein, unsere Nordwestfront den Engländern gegenüber entblößt und unsere Ostfront geschwächt hätten. Aber seither haben wir gerade den Engländern die schlimmsten Schläge beigebracht und nichts ist weniger wahrscheinlich, als daß die Engländer gerade jetzt bereit sein sollten, neue Truppen von ihrer gefährdeten Insel auf den Kontinent zu schicken. Die Franzosen rechneten zudem damit, daß nach der schweren Schlacht, die vom 18. bis zum 30. Mai dauerte, eine Kampfpause eintreten werde, und müssen sich jetzt überzeugen, daß es nur die Einleitung zu neuen schweren Kämpfen und zu neuen Terrainverlusten war, deren strategische Bedeutung auch sie, bei all ihrem Optimismus, nach dem Fall von Fort Vaux nicht verkennen können. Es geht mit der französischen Offensivkraft abwärts, und wenn sie zusammenbricht, bricht auch das Regime nieder, das heute noch die Zügel in bereits zitternden Händen hält.

Nun ist die glückliche Offensive der Österreicher in Italien als unliebsame Überraschung zu all den übrigen Enttäuschungen gekommen. Es ist keineswegs unmöglich, daß sie unsere Bundesgenossen zur Wiedergewinnung Venetiens führt, und daß dann auch in Italien die Regierung, die den Treubruch am Dreibunde verschuldet hat, kläglich zusammenbricht. Daß dann auch der an den Namen Valona geknüpfte Traum in Nichts zergeht, ist mehr als wahrscheinlich. Es kracht in allen Fugen Italias. Aber, wie jüngst die „Daily Mail“ sagte: „bei jedem unserer (2c. der englichen) Bundesgenossen gibt es erregte innere Lagen, die die anderen Bundesgenossen nicht zu neugierig ergründen sollen“. Das Blatt meint damit die Beziehungen Italiens zu Deutschland und tröstet sich damit, daß, da Italien sich der Erklärung vom September 1914 angeschlossen habe, es keinen Sonderfrieden schließen dürfe. Italien kenne zudem die allgemeinen Friedensbedingungen der anderen Verbündeten, und die seien derart, daß Deutschland zu ihrer Annahme nur durch das Schwert gezwungen werden könne.

Digitized by Google

Von diesem Bekenntnis nehmen wir Akt und ziehen daraus den Schluß, daß, da der Zwang durch das Schwert versagt hat, an die Stelle der Friedensbedingungen der Entente, die Bedingungen Deutschlands und seiner Bundesgenossen treten werden.

Wir konnten mit dem gleichen für uns günstigen Ausblick auf die Lage in Saloniki, in Armenien, Mesopotamien und am Suezkanal hinweisen. Ist auch dort wie an der Westfront noch keine endgültige Entscheidung gefallen, so werden alle Vorteile je länger, je mehr, trotz der letzten Erfolge der Russen an der bessarabischen Front, sich uns zuwenden. Nur in Persien behauptet sich der russisch-englische Einfluß. Russische Nachrichten beginnen aber mit höchster Besorgnis auf Afghanistan hinzuweisen, wo der Emir, wie es scheint, im Begriff ist, die Gunst der Lage zu benutzen, um, sei es nach Osten auf indischem Boden, oder nach Westen auf Persiens Kosten seine Herrschaft auszudehnen. Auch die turkmenischen Vasallenschaften Rußlands beginnen unsicher zu werden. Trotz aller optimistischen Berichte, die in England veröffentlicht werden, läßt sich nicht verkennen, daß es in Indien gärt. In China hat Juanshikai sterben müssen, wahrscheinlich denselben Tod, wie die letzte Kaiserin Chinas. Jedenfalls kommt sein Tod den Russen und Japanern genehm. Er war ein Mann von starkem Willen und ohne Zweifel ein aufrichtiger Patriot. Sein Tod bedroht China mit einer neuen Periode blutiger Wirren. Auch in Amerika wird Juanshikais Ende Sorgen bringen. Chinas Niedergang bedeutet ein Steigen der Macht Japans, und daß Japan Amerikas Freund nicht ist, darüber täuscht sich wohl niemand mehr in den Vereinigten Staaten. Heute (den 7. Juni) findet die Nomination des republikanischen Präsidentschaftskandidaten statt, die des demokratischen Kandidaten folgt 14 Tage später. Erst danach wird sich mit größerer Sicherheit auch über die neue Orientierung der amerikanischen Auslandspolitik reden lassen. Eine Friedensvermittelung Wilsons ist, wie der Reichskanzler festgestellt hat, tatsächlich nicht vorhanden, wir sehen auch nicht, auf welcher Grundlage sie möglich wäre.

Digitized by Google

Partei und Beruf

Vorfragen der Neuordnung unseres Parteiwesens

Von Dr. Max Hildebert Boehm, Straßburg

Die Annahme vorausgesetzt, daß im modernen politischen Leben den Parteien wirklich ein bestimmender Einfluß auf die staatlichen Geschicke zukommt, wäre es eine Bestätigung der von der orthodoxen Sozialdemokratie vertretenen sog. materialistischen Geschichtsauffassung, wenn geradezu eine Entsprechung von Partei und Beruf anerkannt würde, insofern Beruf und Erwerb sich immer mehr zur Deckung zu bringen scheinen. In der Tat scheint für zwei Berufsgruppen, den ländlichen Großgrundbesitz und die industrielle Arbeiterschaft, die Parteizugehörigkeit ohne weiteres gegeben. Und die im Wesen der liberalen Partei begründete geringe Geschlossenheit könnte darauf zurückgehen, daß eben auch hier sich die vielfältige Menge der übrigen Berufsgruppen zusammenfasse, soweit sie nicht durch außerberuflich-konfessionelle Entscheidungen in das Zentrum gedrängt werden. Gerade in dieser mächtigen Partei aber scheint das Berufsprinzip so entschieden durchbrochen, daß es da vollends scheitert, nachdem es schon für den Liberalismus als Erklärungsgrund nicht genügte.

Daß die berufsfreudige Ethik des Protestantismus der religiöse Ausdruck einer über die konfessionellen Grenzen weit hinausreichenden neuzeitlichen Tendenz ist, wird allgemein anerkannt sein. Die gesamte Formung des neuzeitlichen Lebens hat nicht nur die Einschätzung der Einzelperson ungeheuer einseitig auf ihre Leistungsfähigkeit und Tüchtigkeit innerhalb der Gesellschaft gegründet, sondern sie hat überhaupt durch die zunehmende Schärfe des wirtschaftlichen Existenzkampfes den Menschen viel ausschließlicher zum Berufsmenschen gemacht. Wo die berufliche Betätigung mit solch unerhörter Ausschließlichkeit wie heutzutage das gesamte Sinnen und Trachten des Menschen bestimmt, all seine seelischen Kräfte auffaugt, da müssen die dort erworbenen Gewöhnungen mit natürlicher Notwendigkeit auch auf die außerberuflichen seelischen Provinzen übergreifen. Dabei braucht der Weg nicht direkt zur Politik zu führen. Es würde genügen, daß die je nachdem mehr religiös oder philosophisch begründete Weltanschauung wesentlich durch die berufliche Spezialisierung

Digitized by Google

bestimmt ist, damit von da aus der Einfluß auf die politische Haltung weitergriffe. Dann aber können Weltanschauungsentscheidungen überhaupt die Wahl des Berufes bestimmen, sei es daß sie zu bestimmten Berufen hindrängen, sei es, daß sie andere von vornherein ausschließen. So bedeutet die Weltanschauung entweder die Brücke oder — ihrem eigentlichen Sinne gemäß — den gemeinsamen Untergrund für Beruf und Politik.

Schon indem das anerkannt wird, entfernen wir uns allerdings von der ökonomistischen Lehre. Denn ihr zufolge ist der Beruf lediglich eine Erscheinungsform ökonomischer Notwendigkeiten, die als die eigentlichen Grundlagen aller sozialen Gebilde gelten. Und alle Entscheidungen in Religion und Weltanschauung vollends sind dieser Anschauung nichts als ein Überbau, der unbewußt von ökonomischen Beweggründen getragen wird. Auch der moderne Berufsgedanke, der in der Idee der gottgewollten Sonderbegabung jedes Individuums eine hohe Weihe finden kann, wird hier also bereits entstellt und zersetzt; Weltanschauung und Religion erscheinen hier vollends als gänzlich abgeleitete Oberflächenerscheinungen des Bewußtseins, denen eine tiefere Motivationskraft nicht zukommt. Mit der Aufhebung aller Besitzunterschiede müßten dann folgerichtig auch alle Sondermeinungen in Weltanschauung, Religion und Politik aufhören.

Von einer so langweiligen Ordnung der Dinge fühlen wir uns heute weiter entfernt denn je. Aber als eine Gefahr muß es auch heute noch gelten, daß ökonomische Gründe ein allzu großes Gewicht in der Berufsentscheidung erlangen. Es gilt die bewußten Kräfte wachzurufen, die dem zunehmenden Wirklichwerden dieser Theorie vom alles beherrschenden Geldbeutel sich entgegenstemmen — nicht durch einfache Verneinung, sondern durch positive Betonung anderer, die ökonomischen Interessen durchquerender Tendenzen. Einige in dieser Richtung liegende Arbeit hat der Krieg zweifellos geleistet, indem er die nationale Gliederung und die staatliche Organisation der Gesellschaft zu entscheidenderen Faktoren machte. Während der theoretische Internationalismus der Sozialdemokratie und des Ultramontanismus so etwas wie eine antipolitische Richtung in die Politik hineingebracht hatte, hat die Wirklichkeit des Krieges die meisten Anhänger dieser Parteien von einer politischen Überschätzung

Digitized by Google

der von ihnen gepflegten Solidaritätsgefühle zurückgebracht. Es wird die große und ungemein schwierige Aufgabe vor allem der Sozialdemokratie sein, ihr praktisches Umlernen nun nachträglich wenigstens auch theoretisch zu deuten und die Parteidoktrin den geklärten politischen Instinkten ihrer Anhänger anzupassen. Ob das ohne eine Sprengung bisheriger organisatorischer Einheiten abgehen wird, bleibt gegenwärtig noch eine offene Frage.

Umgruppierungen von weittragender Bedeutung liegen jedenfalls schon heute in der Luft, wenn sie sich auch erst im Frieden zu politischen Gebilden verfestigen werden. Darum ist schon heute die Überlegung zeitgemäß, welche Prinzipien letztlich für die politische Parteibildung ausschlaggebend sind und sein sollen. Die parteipolitische Bedeutsamkeit des Berufs ergibt sich dann mit Selbstverständlichkeit. Als erster Grundsatz sollte dabei die Selbstgenügsamkeit der politischen Sphäre gelten. Die Politik soll zu allererst auf sich selbst, nicht auf wirtschaftliche oder berufliche Tendenzen gebaut sein. Und innerhalb der politischen Sphäre soll wiederum die konkrete Gegenwart auf sich selbst stehen und nicht durch eine unendlich ferne Zukunft oder eine längst verklungene Vergangenheit verwirrt werden. Die Stellungnahme zu realen politischen Mächten, zu bestimmten Formen des modernen Staatslebens soll in erster Linie die Parteigruppierung bestimmen, wenn das Parteiwesen überhaupt staatsaufbauend wirken will, nicht aber der selten ganz ehrliche Kultus lediglich agitatorisch verwendeter Zukunftsutopien oder historischer Erinnerungen. Nur ein gesunder Realismus, der dem recht verstandenen Idealismus keineswegs entgegensteht, wenn man wie billig auch Ideen, ja gerade sie als wirksame Mächte nimmt, kann den Boden abgeben, auf dem allein der Widerspruch sich politisch zeugungskräftig erweisen kann.

Wenn es dann gilt, ein praktisches Programm im Rahmen parlamentarischer oder politisch-literarischer Aussprache zu vertreten, dann sollte das allgemeine Urteil es zur immer selbstverständlicheren Forderung machen, daß das mit Gründen geschieht, die das nötige Gewicht nicht nur durch dahinterstehende Macht, sondern auch durch ihr inneres ideelles Licht erhalten. Auch politische Tendenzen können und sollen durch Ideen getragen sein, und mit solchen, nicht mit heuchlerischen phrasenhaften

Digitized by Google

Surrogaten soll der politische Kampf geführt werden. Ganz von selbst wird ihm damit die persönliche Spitze abgebrochen, er wird sachlich und damit edel, er gewinnt eine neue Tiefe in sich selbst. Man wird erst dann jedes Ding beim richtigen Namen nennen, wenn man auch beim Gegner die gleiche Ehrlichkeit voraussetzen darf. Wenn irgendwo, wird hier die politisch-läuternde Wirkung des Krieges zu erhoffen sein, die freilich selber schon zur Phrase zu entarten droht. Gewiß werden dann in diesen Motivationen positiver politischer Programme die wirtschaftlichen Notwendigkeiten eine bedeutsame Rolle spielen, und zugleich mit ihnen, wenn auch durchaus nicht mit ihnen zusammenfallend werden auch die beruflichen Gliederungen ihren Einfluß geltend machen. Als tragender Grund auch der politischen Parteiung sollten aber immer mehr, wenn auch nicht nackt herausgestellt, so doch als bewegende Kraft spürbar, die wesenhaften Grundhaltungen der Weltanschauung und Religion sichtbar werden. Gerade wenn anerkannt ist, daß hier die Grenze der Willkür aufhört und das Gebiet tiefster individueller Notwendigkeiten beginnt, kann das auch im politischen Leben glaubhaft durchklingende: Hier stehe ich, ich kann nicht anders — dem politischen Widerstreit die Würde und Wahrhaftigkeit geben, die die ernsteren Geister unserer Nation bislang so schmerzlich in seinen modernen Formen vermißten.

Notizen

Der neue russisch-japanische Vertrag

Über folgende Punkte des neuen Vertrages ist zwischen Rußland und Japan eine Einigung erzielt worden:

1. Rußland tritt an Japan das nach dem russisch-japanischen Kriege der Ostchinesischen Eisenbahngesellschaft verbliebene, schon in Portsmouth von Japan geforderte Reststück der von Charbin nach Port Arthur bezw. Dalny führenden mandschurischen Zweigbahn ab, und zwar von der Endstation Changchun der südmandschurischen Bahn bis zu einer Endstation kurz vor Charbin.

2. Japan verpflichtet sich für die Dauer des gegenwärtigen Krieges, Rußland mit Waffen und sonstigem Kriegsmaterial zu versehen, soweit es die Interessen seiner Landesverteidigung zulassen und im Rahmen der Produktionsfähigkeit des eigenen Landes. Über die zu liefernden Mengen schweben noch Verhandlungen, nach deren Abschluß das Abkommen in Petersburg unterzeichnet werden wird.

3. Rußland gesteht ackerbau-, handel- oder gewerbetreibenden Japanern in Ostsibirien, Nordsachalin und in der mandschurischen Eisenbahnzone der Ost-

Digitized by Google

chinesischen Eisenbahngesellschaft die gleichen Rechte zu wie den russischen Untertanen.

4. Rußland verzichtet auf den weiteren Ausbau seiner militärischen Position in Ostasien Japan gegenüber. Es beschränkt sich in der Hauptsache auf die Aufrechterhaltung Wladiwostoks als Handelshafens.

5. Japan und Rußland erkennen sich gegenseitig ihre Interessen in der Mandschurei und Mongolei an. Sollte das russische Interessengebiet während des gegenwärtigen Krieges durch innere Unruhen bedroht werden, so wird Japan auf Rußlands Wunsch diesem zur Beseitigung derselben beistehen.

6. Sollte Japan sich gezwungen sehen, gegen China Schritte einzuleiten, welche die Aufrechterhaltung des Friedens im fernen Osten auf der Grundlage der territorialen Integrität und der offenen Tür zum Zweck haben, so wird Rußland Japans Maßnahmen anerkennen. Sollte eine dritte Macht Japan dabei hindernd in den Weg treten und dieses gezwungen sein, gegen dieselbe entsprechende Maßnahmen zu ergreifen, so wird Rußland auf Japans Wunsch sich diesen Maßnahmen anschließen.

Die Grundprinzipien dieses Abkommens sind ebenso klar, wie die darin getroffenen Vorkehrungen gegen eine störende Einmischung Englands in die von Japan in China verfolgten Pläne. Es bleibt abzuwarten, ob nicht unter dem Einfluß des nach Okumas Rücktritt von neuem die äußere Politik Japans leitenden Englandfreundes Kato die so unverhüllt gegen England gerichtete Spitze abgebogen wird. Inzwischen sind schon wesentliche Erfolge der im Laufe des Krieges immer intimer gewordenen Verständigungspolitik sowohl für Rußland wie Japan zu verzeichnen. Als Erstlingsfrüchte des russisch-japanischen Abkommens über die beiderseitige Haltung Chinas und einer etwa mit dieser Haltung nicht einverstandenen dritten Macht gegenüber dürfen zwei Eisenbahnkonzessionen und die darauf bezüglichen Anleihe-Verträge bezeichnet werden, die zwischen Rußland und China einerseits und Japan und China andererseits zum Abschluß gelangt sind. Das russische Projekt betrifft eine Verbindungsbahn, die Aigun am Amur über Mergen und Tsitsikay mit der ostchinesischen Strecke der transsibirischen Bahn verbinden soll, während auf dem Nordufer des Amur eine Stichbahn von Blagowestchensk am Amur nach der in einigem Abstand vom Amur durchs Gebirge führenden, kürzlich fertiggestellten russischen Grenzbahn den Anschluß herstellen wird. Nach Süden zu findet die Bahn Aigun—Tsitsikay eine Fortsetzung bis Bodunó am Sungari, einem Amur-Nebenfluß, der bis Kirin oberhalb Bodunó schiffbar ist. Die kurze Strecke von Bodunó südwestwärts bis zur mandschurischen Bahn scheint zwar in diesem Projekt nicht enthalten zu sein, ihre Ausführung ist aber nur eine Frage der Zeit. Außerdem soll Bodunó in nordöstlicher Richtung direkt mit Charbin, dem Knotenpunkt der ostchinesischen und mandschurischen Bahnen, verbunden werden. Die Gesamtlänge der in Frage stehenden Bahnstrecken beläuft sich auf etwa 1000 Werst.

Zum Zweck der Durchführung dieser Bahnbauten nimmt die chinesische Regie-

Digitized by Google

aung durch Vermittlung der Russisch-asiatischen Bank eine Anleihe von 50 Mill. Rubel auf, die nach Beendigung des europäischen Krieges begeben werden soll. Der Zinsfuß für die Anleihe ist auf 5 % festgesetzt. Als Sicherheit dient die ganze Bahnstrecke nebst allem zugehörigen Bahneigentum. Die Durchführung des Projektes wird unter russischer Oberleitung erfolgen.

Mit dieser Konzession gelangt ein Teil des viel umstrittenen Projektes Fakumön—Bodunö—Tsitsikay—Mergen—Aigun zur Verwirklichung, das seit 1907 unter den verschiedensten Gestalten eine große Rolle in der ostasiatischen Politik gespielt hat. Es hat seinen Ursprung in der von englischer Seite geplanten Verlängerung der chinesischen Nordbahn von Hsinmingtun nach dem Handelsplatz Fakumön. Einen diesbezüglichen Anleihevertrag schloß die chinesische Regierung 1907 mit einem englischen Syndikat unter Führung der Honkong and Shanghai Banking Corporation ab; sie war dabei von der Absicht geleitet, diese Bahn später über Taonanfu in der Mongolei nach Tsitsikay und Aigun weiterzuführen. Die Bahn konnte aber nicht gebaut werden, da Japan trotz leidenschaftlichen Protestes der interessierten englischen Kreise im Sommer 1909 ältere Rechte geltend zu machen wußte, die der Führung einer Parallelstrecke zur südmandschurischen Eisenbahn im Wege standen. Bei den Neutralisierungs-Bestrebungen des amerikanischen Staatssekretärs Knox tauchte jedoch das Projekt 1910 wieder auf, in Form eines Eventual-Vorschlages, der dahin ging, einem englisch-amerikanischen Syndikat (es waren in der Hauptsache immer die gleichen Interessenten) den Bau einer Nord-Süd-Bahn vom Hafen Kinchou am Golf von Liaotung über Taonanfu und Tsitsikay nach Aigun zu gestatten.

Gegen dieses Projekt, das die ostchinesische Bahn nahe bei Tsitsikay kreuzte, nahm insbesondere Rußland Stellung, während Japan Kompensationen in Form einer Eisenbahnkonzession verlangte, welche die Durchquerung der südlichen Mandschurei in ostwestlicher Richtung, senkrecht zur südmandschurischen Bahn und als Zweiglinie derselben gedacht, zum Gegenstand hatte. Diese Ansprüche Japans hatten bereits in der japanisch-chinesischen Zweigbahn Changchun—Kirin mit ihrer eventuellen Verlängerung bis zum japanischen Meer über Hunchun an der koreanischen Grenze wenigstens teilweise Berücksichtigung gefunden. Nun scheint Japan etwa gleichzeitig mit der Rußland in der mandschurischen Amur-Provinz gewährten Konzession von China auch den Auftrag zum Bahn einer Bahnlinie erhalten zu haben, die zwischen Mukden und Changchun von der südmandschurischen Bahn abzweigend nach Westen bis Chengshiatun in der Ostmongolei führt. Zum Zweck dieses Bahnbaues hat die chinesische Regierung bei der Yokohama Specie Bank eine Anleihe von 5 Mill. Yen aufgenommen, die im April 1916 begeben wurde. Der Bahnbau wird unter japanischer Oberaufsicht durchgeführt. Die Verwaltung soll wie die der Chanchun—Kirin-Bahn von Japanern und Chinesen gemeinsam besorgt werden.

Dr. oec. public. Arthur Heber, Hamburg

Digitized by Google

Russischer Militarismus

Die Staatsmänner und Schriftsteller des Verbandes sprechen gern und ausgiebig vom „Militarismus" der Deutschen: er habe es bewirkt, daß sich die Deutschen aus dem Volk der Dichter und Denker in Barbaren und brutale Machtanbeter verwandelt hätten. Das Schlagwort vom barbarischen Militarismus war gut gewählt: es wirkte auf die gedankenlosen Wortfetischisten der ganzen Welt.

Es ist deshalb recht pikant, wenn Vertreter der feindlichen Staaten sich jetzt immer entschiedener ebenfalls auf einen militaristischen Standpunkt stellen. Allerdings tun sie das meistens nur als „Vorkämpfer für die zukünftige Völkerverbrüderung". Mitunter kommt es aber immer wieder dazu, daß einer von ihnen ein wenig zu aufrichtig wird und die Geheimnisse der ganzen Gilde unvorsichtig preisgibt.

Das ist kürzlich mit einem Mitarbeiter der „Birschewyja Wjedomosti" geschehen, — jenes Blattes, das kurze Zeit vor dem Kriege die Äußerungen des russischen Exkriegsministers Suchomlinow über die „Erzbereitschaft" Rußlands brachte. In einer der letzten Nummern wird offen der russische Militarismus als solcher verherrlicht. Der Artikel ist so charakteristisch, daß er hier in seinem Hauptteil wörtlich wiedergegeben sei:

„Es besteht kein Zweifel, daß in Rußland eine grundlegende Veränderung in naher Zukunft vor sich gehen wird, richtiger gesagt, daß sie schon jetzt vor sich geht, denn ihre Notwendigkeit ist soziologisch bedingt — durch die Lebensberechtigung des von Peter dem Großen geschaffenen russischen Reiches.

Das russische Reich ist, sogar im Vergleich zu seinen Nachbarn, ein kriegerisches Reich. Seine Rechtfertigung findet es darin, daß es der zarischen Machtsphäre immer neue Gebiete angliedert, ehrenvoll und drohend den russischen Namen gegen fremde Angriffe verteidigt und alles Erworbene fest bewahrt.

Diese grundsätzlichen Aufgaben haben schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts eine Einbuße erlitten, als der kriegerische Geist der katharinischen Adler sich in Marsomanie verwandelte und aus den Paradeplätzen die widersinnige Maxime emporwuchs: „Der Krieg verdirbt den Soldaten", — verdirbt seine Uniform, seine Gamaschen, seine Schnüre, seine Litzen.

Ein ganzes Zeitalter hindurch haben wir von angesammelter Macht und Prestige gelebt, nur gelegentlich von kriegerischen Erfolgen, aber auch von diesen Erfolgen wandelte sich die russische Offensivstellung in eine Defensivstellung, Rußland wurde immer mehr zu einem friedliebenden Staat, was seinen Traditionen widerspricht, überließ den Nachbarn die Hegemonie, wurde sozusagen vom Frontgeneral zum bureaukratischen Staatsrat degradiert. Dreiviertel der gewaltigen Kräfte Rußlands wurden durch innere Reibungen in Anspruch genommen. Und jetzt hat es sich als offenkundig herausgestellt, daß die alte Organisation nicht zur Durchführung der wesentlichen Aufgaben eines Militärstaates ausreicht.

Gegen das Schicksal ist nichts auszurichten. Der alte Aphorismus: „Es ist unmöglich auf Bajonetten zu sitzen", hat eine bettlerhafte, zugleich aber auch taktische Nuance.

Digitized by Google

Jetzt drängt sich uns ein neuer, ziemlich überraschender Kommentar zu ihm auf: „Es ist unmöglich, auf nicht vorhandenen Bajonetten zu sitzen."

Die neue Organisation Rußlands wird, ungeachtet aller Pazifisten, eine Stärkung der russischen Wehrkraft zum Ziele haben, damit das Reich seine historischen Aufgaben verwirklichen kann, einerlei, ob es nun wirkliche oder nur eingebildete Aufgaben sind, — es ist schwer Wirklichkeit und Einbildung voneinander abzugrenzen. Und man kann schon jetzt voraussagen, daß zwei Kräfte die bestimmenden sein werden: Die organisierte Industrie und der reorganisierte Militarismus. Die Formel für diese neue Herrschaft wird von der Intelligenz geschaffen werden — herrschen wird aber das Eisen, das Eisen der Fabrikmaschinen und das Eisen ungeheuerlicher Kanonen. Das kommende Zeitalter wird ein eisernes sein und wird das jetzige russische Zeitalter, das ein hölzernes ist, ablösen.

Ich weiß nicht zu sagen, ob das gut oder schlecht ist. Es wird aber unausbleiblich so kommen. Nur durch ein eisernes Korsett kann Rußland von seinem historischen Staatsrheumatismus geheilt werden, keine Mixturen, keine Sympathiemittel können ihm helfen. Rußland muß wieder jung werden, muß seiner Weichlichkeit, seiner gewohnten Willenlosigkeit, die bequem wie ein alter Schlafrock ist, entsagen, muß handeln, leben und arbeiten, muß „für einen guten Frieden von neuem einen Krieg vorbereiten". Der große Krieg ist die Anwendung einer organisierten Kraft. Die Emanation dieser Kraft ist Wille. Dieser organisierte Wille wird Gesetz werden. A. Schmidt

Halboffiziöses über die neue deutsche Schule. Die tätige Förderung, die die Schulbehörden einer wahrhaft zeitgemäßen, freiheitlichen Gestaltung des Bildungs- und Erziehungswesens vor dem Kriege zuteil werden ließen, stand im allgemeinen in umgekehrtem Verhältnis zu der Wichtigkeit der Sache. Die Geschichte der offiziellen Pädagogik der letzten Jahrzehnte weist wenig kräftige Entschlüsse, wenig mutige Schöpfungen auf; üppig wucherte freilich das dichte Gerank verwaltungstechnischer und schulrechtlicher Wichtigkeiten. Erst im Zusammenhang mit den Eindrücken des Krieges mehren sich die Anzeichen dafür, daß auch innerhalb der Schulbehörden die Erziehungsreform mindestens als erwägenswert angesehen wird. Norrenbergs Sammelwerk ist in der „Deutschen Politik" bereits besprochen worden; daneben bereitet der Lübecker Stadtschulrat Wychgram ein ähnliches Unternehmen vor; hierin ist in gewissem Sinne auch die von K. Muthesius herausgegebene 37. Nummer der Politischen Flugschriften von E. Jäckh „Das Bildungswesen im neuen Deutschland" zu rechnen. Besonders bemerkenswert sind die knappen Aufsätze, die der hessische Oberschulrat R. Block unter dem Titel „Schulfragen der Gegenwart" herausgegeben hat (Quelle & Meyer, Leipzig, M. 1.20). Sie sollten wegen ihrer Gesinnung nicht nur von Fachleuten gelesen werden und bieten genug, was auch Eltern und Freunde der Schule interessieren kann. Abgesehen von klugen und überlegenswerten Einwänden gegen eine vorschnell vereinheitlichende Mechanisierung des

Digitized by Google

gesamten Schulwesens (Gerechtigkeit ist nicht gleichbedeutend mit Gleichmacherei) enthält die Schrift, sinnvolle Vorschläge zu einer ausdrücklich als notwendig hingestellten Schulreform. Was im Hinblick auf den Lehrplan wichtig ist: Die Kulturwissenschaften und — freilich in sehr bescheidenem Umfange — die Künste sollen im Mittelpunkt des Unterrichts stehen; die erziehliche Bedeutung des Unterrichts in den „ethischen Fächern" wird gehörig gewürdigt.

Nicht ohne einen gewissen Reiz ist der Hinweis darauf, daß, natürlich unabhängig von R. Block, dessen Forderungen an den Lehrplan inzwischen Wirklichkeit geworden sind; wie das unschwer geschehen kann, habe ich aus der Praxis einer Reformschule heraus an verschiedenen Beispielen nachgewiesen in meinen „Büchern der Dürerschule" (B. G. Teubner, Leipzig).

G. H. Neuendorf, Hochwaldhausen

Italienische Gedenktage Die italienischen Zeitungen begehen den Jahrestag des Kriegsbeginns mit Aufsätzen, die kaum mehr etwas von dem Optimismus des Wortes an sich haben mit dem man schon vor dem Krieg den Weg nach Wien antrat. „Der Optimismus, der auf ein rasches Ergebnis rechnete, hat keine Bestätigung gefunden, sagt die „Tribuna", das Unternehmen, in das Italien eintrat, erschien Schritt für Schritt, hartnäckiger, langwieriger, schwieriger, so daß es an die Nation immer größere Anforderung an moralischen und materiellen Energien stellte und ihre Widerstandskraft und ihre Opferfreudigkeit für den Sieg und für ihr Geschick einer immer schwereren Prüfung aussetzte. Die Ereignisse der letzten Tage stellen die schwerste von diesen Prüfungen dar."

Französisches Werben um Rußland. Auf Anregung der französisch-russischen Handelskammer sollen französische Handelshäuser sich zusammentun, um auf gemeinsame Kosten Reisende und Warenproben nach Rußland zu schicken, damit sie sich bis Kriegsende mit den Bedürfnissen des russischen Handels vertraut machen und eine feste Kundschaft erwerben könnten.

Maeterlinck: Gertrud Bäumer schreibt in der „Hilfe": „Ein Aufsatz Maeterlincks im „Figaro" wird von den deutschen Zeitungen mit Befriedigung, aber nicht ohne einen Beigeschmack ironischer Genugtuung, wiedergegeben: eine Mahnung gegen den Haß und zur gerechten Anerkennung des Feindes. Man kann den Spott darüber nicht recht vertragen; ist nicht jeder Versuch, aus dieser entsetzlich vergifteten geistigen Atmosphäre über Europa sich heraus zu arbeiten, eine sehr ernste Sache?"

Eindrücke eines Neutralen in Belgien. Unter diesem Titel schildert ein Schweizer Architekt in einem bei Orell Füßli erschienenen Buch eine Fahrt nach Belgien. Er sagt darin:

„Mein erster Besuch galt Löwen. Das in den Jahren 1447—1463 von Math. de Layens, in unmittelbarem Anschluß an das Brüsseler Rathaus hergestellte Gebäude, das in den letzten Jahren erneuert wurde, hat in der Schreckensnacht vom 22. August der deutsche Kommandant durch Sprengen der brennenden Nachbarhäuser, die das Bauwerk bedrohten, und durch Spritzen gerettet, so daß es heute

Digitized by Google

unversehrt dasteht und auch durch die Hitze nicht im geringsten gelitten hat. Es wurde vielfach behauptet, der Hauptturm der Kathedrale sei bei dem Brande zusammengestürzt und „die große, schöne Vorhalle" vor dem Eingang verbrannt. Beides ist unrichtig: der Hauptturm hat schon 1606 bei einem Sturme seinen Helm eingebüßt und wurde seither nicht wieder ausgebaut, und eine „große, schöne Vorhalle" hat schon vor dem Krieg nicht mehr bestanden, was vorhandene Photographien zur Genüge beweisen. Das fatale, höchst unbeständige Steinmaterial, wie es fast an allen Kirchen und öffentlichen Gebäuden Belgiens sich findet, und die verhältnismäßig rasche Verwitternng desselben, die an einzelnen Teilen der Peterskirche besonders stark zutage tritt, mag zu der unrichtigen Meldung Anlaß gegeben haben, das Feuer in der Nacht des 22. August habe das äußere Mauerwerk stark angegriffen und zum Teil zerstört. Im übrigen liegt etwa ein Sechstel der Stadt, namentlich das neue Viertel zwischen Markt und Bahnhof, mit dem Theater in Trümmern, wobei jedoch künstlerische Werte nicht, oder doch nicht in nennenswertem Umfange verloren gingen. Die hübschen alten Häuser in der Rue de Bruxelles, der Rue de Namur und der Rue de Dieft und alle weitern Kirchen und Kapellen sind völlig intakt."

Literatur

Die Textil-Industrie Deutschlands im Welthandel. Von A. Kertesz. Verlag von Friedrich Vieweg & Sohn, Braunschweig.

Der Verfasser ermöglicht einen interessanten Überblick über die Stellung der deutschen Textil-Industrie auf dem Weltmarkt. In Deutschland nimmt sie, was die Zahl der Arbeiter betrifft, den dritten Rang in der Industrie ein. Verglichen mit anderen Industrien gehört sie nicht zu den rentabelsten, da der durchschnittliche Dividendensatz in der Textil-Industrie verhältnismäßig recht niedrig ist und die Zahl der dividendenlosen Aktien-Gesellschaften einen ziemlich großen Umfang annimmt. Bei der Ein- und Ausfuhr ist sie mit 15 % beteiligt. Bei einem Vergleich mit England ergibt sich, daß unser Export an Baumwollwaren in den letzten 20 Jahren fast um das Dreifache, der englische dagegen kaum um das Zweifache gestiegen ist. Freilich ist der englische Export ganz wesentlich höher, als der deutsche. Aber vor dem Kriege waren der Ausdehnung des englischen Exportes Grenzen gesetzt, während die deutsche Textil-Industrie sich mehr dem Geschmack ihrer Abnehmer anzupassen imstande war.

Der Wert der Produktion der Textil-Industrie stellt sich nach Berechnungen des Verf. auf 3 Milliarden Mark, also ungefähr soviel wie die deutsche Ernte an Roggen und Weizen zusammen. Wenn auch absolut die Ausfuhrzahl der Textil-Industrie in Deutschland gestiegen ist, so zeigt doch der Prozentsatz im Vergleich mit dem Außenhandel eine sinkende Tendenz, was u. a. mit der starken Einfuhr und Ausfuhr von Lebensmitteln zusammenhängen dürfte.

Digitized by Google

Ferner wird gezeigt, daß der durchschnittliche Wert der ausgeführten Baumwollwaren in Deutschland sich auf 6440 M. pro Tonne stellt, derjenige Englands dagegen auf 3840 M. pro Tonne. Daraus geht hervor, daß Deutschland viel mehr Qualitätsware ausführt als England, wo die Stapelware eine größere Rolle spielt als bei uns. Andererseits hat England den Vorteil einer sehr guten Organisation des Exporthandels, der dort viel mehr zentralisiert ist als bei uns. Gibt es doch in England nicht weniger als 700 bis 800 Handelshäuser, die nur Baumwolle exportieren. Interessant ist die Übersicht über die russische Baumwoll-Industrie, die bereits die Hälfte der erforderlichen Rohstoffe im Inlande gewinnt. Rußland hat es also verstanden, sich in einem recht erheblichen Umfang von dem Monopol Nordamerikas in bezug auf Baumwolle unabhängig zu machen. Otto Jöhlinger

Frank, Das Seekriegsrecht in gemeinverständlichen Vorträgen. J. C. B. Mohr, Tübingen 1916.

In dankenswerter Weise hat es der Ordinarius für Völkerrecht an der Universität München unternommen, einem weiteren Leserpublikum in Buchform eine Sammlung von Vorträgen vorzulegen, die er im Herbst vorigen Jahres im Rahmen des Münchener Volkshochschulvereins gehalten hat. Die Broschüre, die es sich als Ziel gesetzt hat, „weitere Kreise in das Verständnis der großen Fragen einzuführen, die auf dem Gebiete des Seekriegsrechts bestehen und in der Gegenwart eine weltgeschichtliche Bedeutung erlangt haben", erfüllt in vollstem Maße den erstrebten Zweck. Sie ist um so dankbarer zu begrüßen, als ein derartiges Buch bei uns bislang völlig gefehlt hat. Ein Mangel, der sich bei der bodenlosen Ignoranz und um so schärfer zu verurteilender Abneigung weiter Kreise gegenüber dem Völkerrecht, ganz besonders in seekriegsrechtlichen Fragen fühlbar gemacht hat. Es gibt wohl keine einschlägige Frage, die Frank nicht behandelt oder doch wenigstens anschneidet. Ganz besonders freut es mich, daß ich beinahe in allen derselben Ansicht bin — so insbesondere, wenn er die Rechtsnatur des Völkerrechts nachdrücklichst betont, in der Beurteilung der Beziehungen zwischen Kultur und Völkerrecht (S. 4, 5), in der Lusitaniafrage wie bei der Frage der Zulässigkeit der amerikanischen Munitionslieferungen, bei der es höchst willkürlich ist, eine quantitative Unterscheidung zu machen, wie es (nicht von Frank) aber von vielen geschieht. Mit einem Fragezeichen versehen möchte der Völkerrechtstheoretiker die Ausführungen über Repressalie und Retorsion (S. 11, 12), auch das (auf S. 100) geforderte Feststellungsurteil eines internationalen Gerichtshofs scheint mir, trotz meiner warmen, in zahlreichen Aufsätzen von mir betonten Sympathie für die internationale Schiedsgerichtsbarkeit, etwas problematisch. Aber — das ist Fachkritik — nichts anderes: der Wert des Buches wird durch abweichende Meinungen in wissenschaftlichen Fragen natürlich nicht berührt; der Wert des Buches aber ist ein größerer als der einer Belehrung des gebildeten Publikums — auch der Völkerrechtsgelehrte wird mit lebhaftem In-

Digitized by Google

tereſſe die Meinung einer Autorität vom Range Franks über ſeekriegsrechtliche Fragen vernehmen. Möge das Buch in raſcher Folge neue Auflagen erleben!

Dr. Karl Strupp

J. Lohmann, Deutſches Weſen in gegenſätzlicher Berührung mit dem Ausland. Chr. Kaiſer, München.

Dieſes Büchlein iſt ein ſchönes Zeugnis für die Redlichkeit, mit der deutſcher Ernſt auch in dieſen Zeiten vaterländiſchen Hochgefühls ſich bemüht, über die Eigentümlichkeiten unſeres Weſens ſich Rechenſchaft zu geben. Wir bedürfen dringend ſolcher nüchternen Würdigungen. Denn den Gefahren für unſere nationale Entwicklung, die das gegenwärtige an ſich berechtigte Wohlgefallen an unſeren Vorzügen in ſich birgt, läßt ſich nur wirkſam begegnen, wenn wir uns immer wieder die Mängel vor Augen halten, die unſer Anſehen in der Welt bisher geſchmälert und, durch die Mißgunſt unſerer Feinde vergrößert, den Haß mitverſchuldet haben, der heute wie eine Sturmwelle gegen unſere Kultur anbrandet. Als ſolche Wertminderungen deutſcher Art betrachtet L. Schwerfälligkeit, Kritikſucht, Rechthaberei, Vertrauensſeligkeit. Ob es uns gelingt, durch ſtrenge Selbſtzucht dieſer Fehler Herr zu werden und ein achtunggebietendes, unſerer Kraft ſich bewußtes Nationalgefühl uns anzueignen, davon hängt letzten Endes die Entſcheidung über unſere künftige Weltgeltung ab. Den Weg zu dieſem Ziel aber bahnt nur ehrliche Selbſterkenntnis, wie ſie dieſes Schriftchen zu vermitteln vermag. W. St.

Tommys Tagebuch. Aufzeichnungen eines gefallenen Engländers. — **Paſſiſnels Tagebuch.** Aufzeichnungen eines gefallenen franzöſiſchen Landwehrmannes. Herausgegeben von W. Norbert. Vita Deutſches Verlagshaus, Berlin-Charlottenburg.

Dieſe Originalkriegstagebücher geben einen lebendigen Eindruck von der Sonderart und Gegenſätzlichkeit der durch ſie vertretenen Nationen. Tommy iſt der typiſche engliſche Söldner, naiv ſelbſtſüchtig, kühl berechnend, ein brauchbarer Soldat und guter Welt- und Menſchenkenner, aber ohne eigentlichen militäriſchen Ehrgeiz und jeder höherer Lebensauffaſſung abgeneigt. Mit 16 Jahren hat er ſich in einer Anwandlung von übler Laune anwerben laſſen, was er ſelbſt ſpäter als einen Dummenjungenſtreich bezeichnet. Nach ſieben ſchlecht und recht zurückgelegten Dienſtjahren wird er Anfang 1914 wieder frei. Die Kneipe und derbe Liebſchaften ſind nun ſeine bevorzugte Erholung von der gleichförmigen Arbeit des Alltages. Der Kriegsausbruch erweckt in ihm ſtatt Begeiſterung nur dumpfe Verdroſſenheit. Ganz offen geſteht er unter Zuſtimmung ſeiner Kameraden, daß er nie zur Armee gegangen wäre, wenn er gewußt hätte, daß er einmal in einen ſolchen Krieg ziehen müßte. Über die Kriegsurſache ſind ſie ſich völlig im klaren, er ſei eine „kaufmänniſche Affäre" und „die engliſche Regierung habe Schuld daran, daß ſie ihre Haut zu Markte tragen müßten, denn die Deutſchen würden England immer in Ruhe gelaſſen haben." Keine Siegeszuverſicht ſtärkt dieſen nüchtern denkenden Engländer in den furchtbaren

Digitized by Google

Kämpfen, nicht einmal Haß gegen den unbekannten, heimlich bewunderten Feind vermag er zu empfinden, und die Ahnung, daß die Deutschen ihr Ziel erreichen werden, ist ihm allmählich zur Gewißheit geworden, als ihn im April 1915 bei Ypern die tödliche Kugel ereilt.

Von ganz anderem Schlage ist Michel Passionel. Er gehörte zu jenen chauvinistischen Pariser Journalisten, die jahrelang leidenschaftlich zum Kriege gegen Deutschland gehetzt haben. Stürmisch begrüßt er den Krieg als die Erfüllung seiner heißesten Wünsche und zieht ohne Bedenken sofort freiwillig ins Feld. Allen Gerüchten von Niederlagen und Schandtaten der Deutschen schenkt er gleich seinen Landsleuten willig Glauben. Wie sie erblickt er trotz aller Mißerfolge in dem Bündnis mit England die sicherste Bürgschaft für den endlichen Sieg. Von dieser aufrichtigen Bewunderung für Albion stechen Tommys verächtliche Bemerkungen über die französischen Truppen und über französisches Wesen im allgemeinen recht grell ab. Aber als Passionel schwer verwundet in einem deutschen Lazarett zum Bewußtsein erwacht, als er die unermüdliche Sorgfalt und aufopfernde Pflege wahrnimmt, die ihm, dem todgeweihten Feinde, zuteil wird, als sich ihm mit fast romanhafter Tragik der ganze Irrwahn seines bisherigen Daseins enthüllt, da zerbricht sein Trotz, mit seiner letzten Kraft schreibt er das Bekenntnis seiner schweren Schuld als ein Vermächtnis für sein unglückliches verblendetes Volk und verscheidet mit einem Segenswunsch für den einst so gehaßten Gegner. Daß diese erschütternde Lebensbeichte in Frankreich Verständnis findet, liegt heute leider außerhalb jeder Möglichkeit. Gleichwohl bleibt sie eine tapfere Tat, daran wir uns aufrichtig freuen dürfen.

Über die Kriegführung unserer Feinde enthalten diese Tagebücher manchen wertvollen Aufschluß; so wird z. B. von dem Engländer die Verwendung von Dum-Dum-Geschossen offen zugegeben.

W. St.

Ernst Vollbehr, Kriegsbildertagebuch. F. Bruckmann A. G., München 1915.

Ernst Vollbehr, kurz vor Kriegsausbruch von einer Togo-Hinterlandreise zurückgekommen, hat die Kriegsschauplätze als Kriegsmaler gesehen und besonders typische Szenen im Wort und im Bilde festgehalten. Wie es natürlich ist, interessiert vor allem das letztere, teils ausgezeichnete Kodakbilder, die mit dem geschulten Auge des Malers aufgenommen sind, teils Zeichnungen und Farbenskizzen, in denen die Frische und die Lebendigkeit des Eindrucks lebt, aus dem heraus sie hingeworfen sind. Daß so der Geist des Kampfes, die Stimmung der Schlachtbilder vor und nach der Schlacht in die Skizzen übergegangen ist, verleiht dem Werk die Bedeutung, ein sehr wesentlicher Beitrag zu der Literatur zu sein, die dem Zurückgebliebenen eine Schilderung des Lebens und des Geistes draußen auf den Schlachtfeldern zu vermitteln sucht, und für die Wiederkehrenden ein Erinnerungsbuch an die Ereignisse wird, die sie miterlebt haben.

Das Buch ist gut gedruckt, die Bilder von vorzüglicher Klarheit.

Vom jüngsten Tag. Ein Almanach neuer Dichtung. Leipzig bei Kurt Wolff 1916. 278. S. 0.60 M.

Digitized by Google

Der Almanach hat eine verhältnismäßige einheitliche Prägung. Er hat im wesentlichen die gleichen Mitarbeiter, wie die „Weißen Blätter". Zwischen drei Teilstücken aus größeren Werken stehen Gedichte und Novellen, die fast ausschließlich der Generation zwischen 20 und 35 Jahren angehören. Die ganze Zwitterhaftigkeit dieser an der Zeitwende stehenden Generation kommt hier zum Ausklang. Aus Ernst Blaß' müden Versen, aus der psychologisch zersetzenden Novelle von Arnold Zweig klingt der letzte Ton einer kraftlosen Nervenkunst. Carl Sternheim und Franz Kafka sind interessante Talente, keine dichterischen Potenzen. Reicher, selbständiger und in vermessenere Höhen lodern die Gesichte aus Johannes B. Bechers unerhörter Vitalität empor. Doch noch fehlt ihm Zucht, Haltung und Reinheit. In Zucht gefaßte und zu innerer Form gewonnene Vitalität aber ist in den Novellen Kasimir Edschmids, der mir neben Schickelé als der stärkste Dichter unter den Mitarbeitern dieses Almanachs erscheint. Mit gutem Geschick wurde für den Almanach die Novelle „Yousouf" ausgewählt, ein monumentales Meisterstück deutscher Prosadichtung.

Ansätze und erste Erfüllungen einer neuen Form deutscher Dichtung sind in diesem Almanach irrationales Erleben, expressionistische Schau, hämmernde Worte. Wann wird dieser Sturm und Drang, der noch tastet, sich steigern zu organischer Kunst von klassischer Kraft? Ich glaube dann, wenn er sich zur Einheit findet mit jenem neu erwachenden religiösem Empfinden, das heute die Besten Europas ergreift. Es ist kein Zufall, daß die stärksten deutschen Gedichtwerke unserer Zeit gezeugt sind aus religiösem Erleben: Momberts „Schöpfung", Rilkes „Stundenbuch", Schaukals „Buch der Seele", Georges „Stern des Bundes". Das 19. Jahrhundert war eine Zeit fast ausschließlich weltlicher Dichtung; das 20. Jahrhundert wird erfüllt sein von religiöser Kunst.

Max Fischer

H. Neupke, Gefangen in Frankreich — nach Spanien geflüchtet. Straßburger Verlagsanstalt, vorm. R. Schultz & Co., Straßburg.

Ein kriegsfreiwilliger Student, der, im Spätherbst 1914 in französische Gefangenschaft geraten, nach fünf Monaten von dem Hafen St. Nizaire aus glücklich seine Flucht zu bewerkstelligen wußte, gibt hier eine schlichte, rückhaltlos offene, jeder Übertreibung bare Schilderung seiner Erlebnisse. Obwohl seine persönlichen Erfahrungen noch nicht zu den schlimmsten zählen, bezeugen auch sie mit erschreckender Deutlichkeit, welches Übermaßes von Gefühlsroheit und Niedertracht diese angeblich erste Kulturnation fähig ist, und wie wenig sie den einfachsten Pflichten der von ihr so hochgepriesenen Humanität gerecht zu werden vermag oder vielmehr sie zu beachten gewillt ist. Neben dem wertvollen Geschichtsbericht enthält die Schrift auch gute psychologische Beobachtungen über die Wirkungen der Gefangenschaft auf den Gemütszustand, die Kameradschaft u. a. Von kleinen „Menschlichkeiten" abgesehen hat sich die deutsche Art auch unter diesen schwierigen Verhältnissen trefflich bewährt und sich zu weilen recht wirksam zur Geltung gebracht. W. St.

Nachdruck aus dem Inhalt unter genauer Quellenangabe gestattet.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Prof. Dr. Karl Hönn, Berlin W, Wilhelmstraße 62. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

1. Jahrgang • 23. Juni 1916 • Heft 26

Deutsche Politik

Wochenschrift für deutsche Welt- und Kulturpolitik

Herausgeber:

Ernst Jäckh • Paul Rohrbach • Philipp Stein

Vor der letzten Höhe

Von Dr. Paul Rohrbach

Nur noch eine kurze Spanne Zeit, wenige Tage, trennen uns von der zweiten Jahreswiederkehr des Ereignisses, mit dem die Weltkrisis ihre letzte, nach außen hin sichtbare Zuspitzung vor dem Kriege erhielt: der Ermordung des Thronfolgers von Österreich-Ungarn. Allerdings, wie wir schon oft gesagt haben, wäre es falsch, zu glauben, daß ohne dieses Verbrechen der Weltkrieg im Sommer 1914 nicht ausgebrochen wäre. Ob der Mord von Serajewo im Verhältnis zum Krieg ein vorbedachtes oder ein zufälliges Ereignis war, das läßt sich heute noch nicht sagen. Sicher ist aber, daß eine der Mächte, die heute im Kriege stehen, Rußland, schon seit dem Frühjahr entschlossen war, nicht länger zu warten, um ihrer auf das Ziel Konstantinopel hin gerichteten Politik durch den Entschluß zum Kriege entscheidenden Nachdruck zu geben. Es kam für Rußland nur darauf an, England und Frankreich mitzureißen, und das glückte der russischen Regierung vollkommen, da sie mit der englischen wie mit der französischen Kriegspartei im Bunde war und weder in England noch in Frankreich die Kräfte des Friedens soviel Einfluß auf die Staatsgeschäfte besaßen, um die Kriegsmacher zu hindern.

Alle drei Verbündete gegen uns, auch Frankreich, waren überzeugt, der Krieg werde kurz sein. Vor allen Dingen glaubte man in England an die russische und in Rußland an die englische überwältigende Stärke. Rußland sollte es mit der Dampfwalze seiner zahlenmäßig überlegenen Heereszahlen schaffen, und England mit seiner noch überlegeneren Flotte. Es war eine Hauptvoraussetzung dafür, die englische Regierung unter

Digitized by Google

Grey und Asquith mit zum Kriege zu bringen, daß es den russischen Kriegshetzern gelang, die Vertretung Englands in St. Petersburg von der überwältigenden Stärke der Rüstung Rußlands zu überzeugen. Die Russen sind so stark für den Krieg, daß es keinen Zweck hat, selbst wenn man wollte, ihnen in den Arm zu fallen! Sie wollen nun einmal ihre Abrechnung mit Deutschland und Österreich-Ungarn machen, und da ist es am besten, wir sorgen durch unsere Beteiligung dafür, daß die Sache in der Tat so kurz, so gründlich und (für die Verbündeten natürlich!) so schmerzlos wie möglich abgemacht wird! So sah die Stimmung im englischen Kabinett aus. Wie vollkommen siegesgewiß man dort beim Kriegsausbruch war, geht ja sowohl aus der bekannten Parlamentrede Greys hervor, auf jeden Fall werde die Beteiligung Englands die Dauer der verlustbringenden Geschäftsstörung abkürzen, als auch aus der vergeblich geleugneten tröstenden Abschiedsversicherung an den deutschen Botschafter: Ihr zürnt uns zwar jetzt, aber bald genug werdet ihr Gelegenheit finden, uns zu danken — nämlich wenn wir euch vor den äußersten Folgen eurer sichern Niederlage retten!

Das zweite Hauptelement der Rechnung neben dem Glauben an die russische Dampfwalze war der Glaube an die Unfähigkeit Deutschlands, sich wirtschaftlich zu erhalten, sobald ihm alle überseeischen Zufuhren abgesperrt wären. Die Dampfwalze hörte, seitdem sie in Galizien, Polen, Litauen und Kurland so nachhaltig zum Rückwärtsrollen gebracht war, allmählich auf, die Hoffnungen unserer Gegner auf der Höhe zu erhalten. An die Aushungerung Deutschlands aber wollten sie durchaus nicht zu glauben aufhören. Mit unwandelbarer Zähigkeit wurde dem Mutlosen und Ungeduldigen das Evangelium des Trostes vom Hunger der Frauen, der Kinder und der Alten, der doch über Deutschland von Gottes, von Rechts und von aller Vernunft wegen kommen müsse, gepredigt. Während des ersten Jahres aber waren überhaupt kaum Anzeichen von Mangel in Deutschland zu bemerken, und während des zweiten hielt sich die Knappheit, obwohl sie sich fortdauernd verschärfte, auch noch in den Grenzen des Erträglichen. Der Grund dafür, daß sie immer merklicher hervortrat, war die Mißernte an Getreide und Futtermitteln im Jahre 1915.

Jetzt, wo der Mangel zu drücken anfängt, ist die Sorge doch auch zugleich schon vorüber. Wir sind auf dem Tiefstand unserer Vorräte

Digitized by Google

angelangt; wir sind jetzt da, wo wir nach der ursprünglichen Annahme unserer Feinde schon spätestens ein halbes Jahr nach der Kriegserklärung sein mußten — nur mit dem Unterschied, daß wir gleichzeitig das Ende, das zuverlässige Ende der Schwierigkeiten in nächster Nähe sehen. Noch einige Wochen, und wir werden wieder genügend zu leben haben. Wir sind wie eine belagerte Festung, in der man zwar die Rationen hat immer knapper machen müssen, aber ein Restbestand, um das Leben zu sichern, ist noch da, und der Entsatz mit reichlicher Zufuhr ist auf dem Marsche, ohne daß ihn der Feind aufhalten kann. Nur Narren und Kümmerlinge könnten da von Kapitulation sprechen.

Es ist merkwürdig zu sehen, wie jetzt, wo in der Tat für eine Zeit in Deutschland Mangel herrscht, die Frohbotschaft vom deutschen Hunger keine rechten Gläubigen in der Welt mehr findet, weder bei unseren Feinden, noch bei den eigentlichen und bei den uneigentlichen Neutralen. In Amerika sagen die Leute zu den englischen Zeitungen, die ihnen von den Hungerrevolten in Deutschland erzählen: Ihr habt so oft geschrieen „der Wolf kommt", und kein Wolf kam, daß wir nicht wissen, weshalb wir euch gerade diesmal glauben sollen, daß der Hungerwolf nun wirklich in Deutschland umgeht! Aus andern englischen Blättern aber klingt es enttäuscht und wütend zu uns herüber: Deutschland hat schon mehrmals sich so geschickt und erfolgreich tot zu stellen verstanden, um dann mit einem Male zu ganz gesunden Schlägen auszuholen, daß wir zweifeln müssen, ob es tatsächlich so schlimm mit ihm steht! Uns können solche Ausbrüche nur recht sein. Wer in England, Rußland und Frankreich einigermaßen vernünftig ist, der sagt sich natürlich selbst, daß die Deutschen, wenn sie so lange durchgekommen sind, ohne zu verhungern, und das nach der schlechtesten Ernte innerhalb 15 Jahren, nicht an den wenigen Wochen zugrunde gehen werden, die sie noch von der neuen Ernte trennen. Erst recht gilt das für unsere Bundesgenossen, in deren südlicherer Lage die Ernte noch früher kommt, als bei uns.

Ein anderes beliebtes Rezept, neben dem Hungerthema, war es bisher, alle im Angriff erreichten deutschen und bundesgenössischen Erfolge dadurch herabzusetzen, daß man sagte, es seien Ausbrüche der Verzweiflung; im letzten Paroxysmus vor dem Ende schlügen die Deutschen rasend um sich. Dies Schema wird man in Wirklichkeit eher auf die große rus-

Digitized by Google

sische Offensive in Galizien, Wolhynien und der Bukowina anwenden können. Die Russen haben während der Monate, da um Verdun gekämpft worden ist, die Zeit benutzt, um große Mengen von Munition aufzuhäufen, die ihnen Amerika und Japan lieferten, und um ihren massenhaften rohen Menschenersatz soweit militärisch abzurichten, daß er sich, nach dem japanischen Ausdruck, als „lebendige Geschosse" zu Hunderttausenden opfern läßt, damit ein Rest schließlich vordringt. Wir haben gehört, wie ein russischer Feldherr ganz kaltblütig die Definition abgegeben hat, was „schwere" und was „normale" Verluste seien. Fünfzig Prozent seien normal, und erst bei fünfundsiebzig Prozent dürfe man von schweren sprechen! Diese russische Offensive hat uns von Anfang an kalt gelassen. Mit solch einem System und mit solchen Truppen kann man zwar diese und jene Verteidigungsstellung eindrücken, ein und den andern Tagemarsch weit Fortschritte machen, aber man kann damit keinen Feldzug und noch weniger einen Krieg gewinnen. Es versteht sich von selbst, daß Truppen wie die russischen nach Stürmen mit fünfzig bis fünfundsiebzig Prozent Einbuße und nach entsprechend schweren Offiziersverlusten nicht mehr durchstoßen können, sobald auf der Gegenseite frische Verstärkungen und Reserven erscheinen. Der einstige russische Oberbefehlshaber hat bei einem Bankett in Tiflis geäußert, am Jahrestage der Räumung Lembergs von 1915 würden die russischen Truppen von neuem in Lemberg stehen. Daß die Wiedergewinnung von Ostgalizien und unsere Verdrängung aus Wolhynien das Ziel war, geht auch aus den russischen Tagesbefehlen hervor. Das hat man offenbar von vornherein in Rom, London und Paris gewußt, namentlich aber in Rom, wo doch die Erleichterung durch den russischen Angriff am glühendsten hätte ersehnt und begrüßt werden sollen. Die Zeitungen haben auch etwas in dem Stil geredet, aber es war unverkennbar daß die italienischen Organe im ganzen die geringste Begeisterung und Hoffnung wegen des großen Russensturmes äußerten. Die russische Regierung lebt in Todesangst davor, daß der Tag des Zwanges zum Frieden kommen und der Gegner dann noch im Besitze des ukrainischen Gebiets sein könnte, das er vom Mai bis September 1915 in seine Gewalt gebracht hat. Das war erstens der wiedereroberte östliche Teil von Galizien und zweitens ein Stück von Wolhynien und dem östlichen Polen. Gewinnt Rußland diese Landstriche nicht zurück,

Digitized by Google

bleibt vollends noch weiteres ukrainiſches Territorium außer Oſtgalizien in der Hand der Öſterreicher, ſo ſieht man in St. Petersburg nur zu klar, daß damit die ukrainiſche Frage eine für das moskowitiſche Reich verhängnisvolle Erweiterung und dauernde Verſchärfung erhält. Von einer öſterreichiſchen Ukraine aus müſſen auch die ruſſiſch bleibenden Ukrainer je länger deſto mehr im gegneriſchen Sinne gegen Moskau beeinflußt werden. Daher der Verzweiflungsſturm auf die öſterreichiſche Front und daher das plumpe Vabanque-Spiel um die Mitreißung Rumäniens. In dem Augenblick, wo Rußland die ukrainiſche Sorge ſich verringern ſähe, drohte es der heiligen Eintracht der Entente mit dem Abſchied. Das iſt die Sorge, die bei ſeinen Bundesgenoſſen hinter aller offiziellen Begeiſterung über die ruſſiſchen Erfolge lauert: Siegen die Ruſſen wirklich, ſo iſt die Gefahr dringlich, daß ſie ſich überhaupt herauszuziehen ſuchen — ſiegen ſie nicht, ſo kommt das Unglück vom andern Ende!

Daß die Entente nicht mehr im Beſitz der vollen Nervenruhe iſt, dafür bildet auch die Ausfahrt der engliſchen Hochſeeflotte nach dem Skagerrak einen Beweis. Das hat die publiziſtiſche Kritik in England ſofort, nachdem der ſchwere Mißerfolg geſchehen war, ausgeſprochen. Ganz ſicher wäre es klüger geweſen, wenn die Schiffe noch weiter in ihrem Schlupfwinkel blieben und den Kampf nicht herausforderten, zumal im öſtlichen Teil der Nordſee, der den deutſchen Küſten näher liegt als den engliſchen. Die fortdauernden Mißerfolge der Entente auf den andern Gebieten ſchwächten aber ſchließlich die ſolange geübte kluge Selbſtüberwindung, im Rattenloch liegen zu bleiben, und nötigten zu einem Verſuch, wenn es nicht anders ging, doch die Seemacht für die Stärkung des ſchwindenden Preſtiges einzuſetzen. Die Niederlage der engliſchen Flotte im Kampf war alſo noch eine Unterſtreichung des Bekenntniſſes zu dem ſchon vorher erlittenen durchgreifenden moraliſchen Mißerfolg der Entente.

Heute, wo ſich wohl mit einiger Sicherheit die Bilanz der Seeſchlacht mit einem zwei- bis dreifachen Überwiegen der engliſchen Verluſte über die deutſchen ziehen läßt (bisher waren über das Ausmaß hier wie dort Zweifel möglich), möchten wir auch nicht länger mit dem Bekenntnis des tiefen Dankes zurückhalten, den wir wie unſer ganzes Volk über alle ſonſt vielleicht trennenden Meinungsverſchiedenheiten hinweg dem eigentlichen Organiſator unſerer Seemacht ſchulden: Tirpitz. Er war es, der unbeirrt

Digitized by Google

an dem Gedanken der Hochseeflotte und des Angriffsgeistes für die Marine festhielt. Wir finden in der „Deutschen Tageszeitung" aus der Feder des Grafen Reventlow hierüber folgende Sätze:

Das ist der Gedanke, aus welchem heraus die deutsche Hochseeflotte geschaffen worden ist: der Gedanke des Großadmirals von Tirpitz, des Mannes, dessen heute jeder Deutsche mit Dank und Anerkennung und mit Stolz darüber, daß solch ein Mann unser ist, gedenken müßte. Als Fürst Bülow vor reichlich anderthalb Jahrzehnten das Bismarckdenkmal am Reichstage einweihte, sagte er unter anderm von Bismarck: „In jeder Hinsicht stehen wir auf seinen Schultern." Das gleiche gilt für die Marine in bezug auf Tirpitz. Sie steht ganz auf seinen Schultern.

Dies ist nicht nur das Bekenntnis des Schreibers dieser Sätze, sondern es ist, soviel wir wissen, das Geständnis der Marine im ganzen. Auf jeden Fall ist es ein Bekenntnis zu einem Manne, ohne den die deutsche Seemacht heute nicht wäre, was sie ist, ohne dessen Lebensarbeit sie den Sieg am Skagerrak nicht gewonnen hätte. Soviel wird ohne Anmaßung wohl auch einer sagen dürfen, der in marinetechnischen und marinepolitischen Dingen kein eigenes, sondern nur ein abgeleitetes Urteil besitzt. Im ganzen aber: mögen wir auf die Russen sehen, die den Boden, den sie gewinnen wollen, mit Leichen zu bedecken bereit sind, auf die Engländer, die es nicht mehr im Rattenloch hielt, auf die Franzosen, deren Volkskraft auf Generationen hinaus vor Verdun verblutet: wir sind auf dem Berge, der große schwere Anstieg ist geschafft, nur noch die letzte Höhe ist zu nehmen, von der aus sich das Land der siegreich erkämpften Friedenszukunft unseren Blicken zeigen wird!

Yuanshikai

Von Wilhelm Schüler

An dem gleichen Tag, an dem Lord Kitchener in den Fluten der Nordsee unterging, ward hinter den stillen Mauern des alten Kaiserpalastes in Peking der Laufbahn des Mannes ein unerwartetes Ende gesetzt, in dessen Geschichte sich seit fast 20 Jahren mehr und mehr die politische Geschichte ganz Chinas zusammenfaßte. Wenn uns die erste Nachricht wie ein Blitz- und Donnerschlag aus nächster Nähe berührte, so kann unser Auge doch auch das Wetterleuchten aus dem fernen Osten nicht übersehen. Für die „Deutsche Politik", die mit vollem Recht im Interesse deutscher Zukunft von Anfang an trotz des europäischen Krieges den Er-

Digitized by Google

eignissen in China ihre Aufmerksamkeit zugewandt hat, ist es selbstverständlich, daß sie den Tod Yuanshikais nicht unbeachtet kann vorübergehen lassen. Ist es doch im Ausland das seit Jahren feststehende Urteil, daß Yuanshikai der einzige Mann sei, der die Fähigkeit besitze, China zu regieren; beruhte doch ganz überwiegend auf seiner Person der Kredit, den China bei den europäischen Mächten genoß. Indes verbietet es schon der mir gesetzte Raum, auf die Laufbahn des Toten in chronologischer Folge einzugehen, sondern ich muß mich darauf beschränken, zu versuchen, die Persönlichkeit Yuanshikais[1] aus der Entwicklung der letzten Jahre verständlich zu machen.

Die Kraft der Persönlichkeit Yuanshikais trat nie eindrucksvoller zutage, als bei dem Chaos, in das China durch den Ausbruch der Revolution

[1] An die wichtigsten früheren Ereignisse seines Lebens sei kurz erinnert: Y. ist 1859 in Hsiang-ch'eng in Honan geboren; sein Vater war zuletzt Generalgouverneur in Yunnan. Er machte den altchinesischen Bildungsgang durch und erwarb sich den literarischen Grad eines Fu-sheng. Er begleitete den General, einen Freund seines Vaters, der mit Truppen nach Korea geschickt wurde, und die Gunst Li-hung-changs erhob ihn zum Ministerresidenten in Seoul, wo er bis zum japanischen Kriege 1894 blieb. Danach schuf er bei Tientsin mit Hilfe deutscher Offiziere und Lehrer den Kern einer modern ausgebildeten Armee. In dem großen Gegensatz der neunziger Jahre, zwischen Konservativen und Reformern, stand er auf Seite der letzteren, verriet aber im entscheidenden Augenblick die Pläne des Reform-Kaisers Kuanghsü an die Kaiserinwitwe (Staatsstreich von 1898). Als Gouverneur von Schantung 1900 stemmte er sich in Widerspruch zu dem Verhalten seiner Herrin gegen die Boxerbewegung und verhinderte dadurch deren Übergreifen auf den Süden. Seit seiner Beförderung zum Generalgouverneur von Chili, 1901, gewann er von Jahr zu Jahr mehr den entscheidenden Einfluß in China. In dieser Zeit unterstützte er aufs kräftigste die Reformbewegung; er spielte die wichtigste Rolle bei der Ausarbeitung der Verfassung; die etwas übereilte radikale Abschaffung des alten Prüfungssystems 1905 ging auf ihn zurück. Vor allem förderte er die Zentralisierung der Regierungsgewalt, wobei die wichtigsten Fäden in seiner eigenen Hand zusammenliefen, besonders auf militärischem und wirtschaftlichem Gebiet; die gesamte Nordarmee stand unter seinem Befehl; die Gründung der Reichsbank ist sein Werk. Seine große Macht erregte schon damals Neid und Verdacht. Die Folge davon war, daß er 1907 den Posten als Generalgouverneur und damit die militärische Macht abgeben mußte; indes blieb ihm als Mitglied des Staatsrats immer noch ein starker Einfluß. Aber mit dem Tod der Kaiserinwitwe 1908 war seine Rolle einstweilen ausgespielt. Der Prinzregent entließ den Mann, den sein Bruder Kuanghsü stets als den Zerstörer seines Lebens betrachtet hatte, aus allen Ämtern. Yuanshikai zog sich in seine Heimat zurück und suchte die Welt glauben zu machen, daß er nur noch an dem beschaulichen Dasein des Landlebens Vergnügen habe.

Digitized by Google

1911 gestürzt wurde; wie da die Mandschudynastie, den gleich Wallenstein Geächteten als den einzig möglichen Retter in der Not herbeirief und ihm allein ihre und des Staates Geschicke anvertraute; wie andererseits die Revolutionäre ebenso davon überzeugt, daß ohne Yuanshikai ihre Sache nicht durchdringen könne, schmeichelnd und drohend ihn auf ihre Seite zu bringen suchten und ihn bald einstimmig zum Präsidenten der neuen Republik ausriefen. Aus dem Kampf der Parteien im Revolutionsjahr ging Yuanshikai, der zu keiner von ihnen gehörte, als der eigentliche Sieger hervor. Er war der einzige, der gleich vom Beginn des Streites an die Notwendigkeit einer die Gegensätze versöhnenden Politik erkannte und zugleich die Kraft besaß, diesen Ausgleich durchzuführen. Nur für kurze Zeit konnten sich die ursprünglichen Wortführer der Revolution, Sunyatsen und Genossen dem Wahne hingeben, als ob Yuanshikai als ihr Präsident der Ausführer ihrer verworrenen Ideale und gierigen Wünsche werden würde. Vielmehr ist das vielleicht das größte Verdienst, das sich Yuanshikai um sein Vaterland erworben hat, daß er diese in Wahrheit ganz unchinesischen Elemente daran verhinderte, ihren schädlichen Einfluß auszuüben, und sein politisches Geschick hat sich wohl zu keiner Zeit glänzender bewährt, als damals, da er Zug um Zug — in aller Höflichkeit — jene Elemente matt setzte und sie schließlich, kräftig zufassend, im Sommer 1913 aus dem Land hinauswarf. Die ursprüngliche revolutionäre Partei, die Komingtang, verschwand, und die Chinbutang (Fortschrittspartei) kam zur Herrschaft, d. h. jene Gruppe von Männern, die im Gegensatz zu Sunyatsen und seinen amerikanisierten Freunden in ihrer geistigen Bildung wirklich im Chinesentum wurzelten, zugleich aber an die Nützlichkeit eines konstitutionellen, und zwar republikanischen, Regiments glaubten, durch das natürlich auch auf anderen Gebieten die Verhältnisse Chinas den westlichen Erkenntnissen und Mitteln angepaßt werden sollten.

Der Weg aber, auf dem Yuanshikai seine Politik zur nationalen Wohlfahrt und Stärkung der Zentralgewalt glaubte durchführen zu müssen, war der der Diktatur, zwar nicht dem Namen, aber der Sache nach[1].

[1] Möglich bleibt, daß er diese Dittatur nur als eine vorläufige Notwendigkeit für China betrachtet hat. Das neue Kaisertum stellte er unter den Namen Hung-hsien, d. h. „die Verfassung groß machen"! War das ein wirkliches Programm für die Zukunft, oder sollte nur wieder, wie in so manchen andern Fällen in China, der schöne Name über das Fehlen der Sache hinwegtäuschen?

Digitized by Google

Nicht nur wurde das allerdings höchst unwürdige Parlament aufgelöst, sondern auch die schon seit der Mandschuzeit bestehenden Organe der Selbstverwaltung in den Provinzen und Städten, die Yuanshikai nicht als Generalgouverneur von Chili aufs eifrigste gefordert hatte, wurden zum Stillstand gebracht. Als der Schatten einer Volksvertretung blieb nur das Tsanchengyuan, der Beratungshof, bestehend aus etwa sechzig Mitgliedern, meist Vertretern des alten Beamtentums. In den Provinzen aber sicherte Yuanshikai die Staatsautorität und den Zusammenhalt des Südens mit dem Norden dadurch, daß er die Posten der Generalgouverneure und Generale nur mit Männern seines persönlichen Anhangs besetzte. Und schließlich sahen wir ihn den kühnen Versuch machen, in seiner Person von neuem das Kaisertum in China aufzurichten. Aber eben das was die Krönung seines Lebenswerkes werden sollte, wurde die erste große Unternehmung, bei der er scheiterte.

Es war eine tragische Situation, in der wir China und Yuanshikai in den letzten Wochen sahen. Nichts brauchte China in seinen vielen inneren und äußeren Wirrnissen mehr als eine feste Hand am Steuer, und doch hatten die Gegensätze im Zusammenhang mit der monarchischen Bewegung eine solche Form angenommen, daß selbst alte Freunde Yuanshikais ihm aussprachen, daß nur durch seinen völligen Rücktritt von der Regierung der Friede im Land wieder hergestellt werden könne. Es würde uns nicht wundern, wenn der durch die ununterbrochene Arbeit der letzten Jahre gewiß stark angestrengte Körper des Präsidenten unter dem seelischen Druck dieser Situation einer Krankheit erlegen wäre; das Wahrscheinliche ist, daß Gift ihn erreicht hat — wie schon so manchen andern hinter jenen geheimnisvollen Mauern. Tragisch auch da wieder, daß man die Mörder mit größerer Berechtigung auf der Seite bisheriger „Freunde" als bei den Rebellen vermuten kann.

Daß die monarchische Bewegung, wenn nicht auf direkte Veranlassung Yuanshikais, so doch jedenfalls von Anfang an mit seiner Billigung in Szene gesetzt wurde, scheint mir nicht bezweifelt werden zu können. Zeugnis dafür sind vor allem die geheimen Telegramme und Anweisungen, durch welche von den Männern um Yuanshikai den Provinzialbehörden Programme in die Hand gegeben wurden, wie es gemacht werden solle. Ihre Echtheit scheint mir durch die amtliche Entgegnung durch-

Digitized by Google

aus nicht entkräftet zu sein. Wie hoch man immer den Prozentsatz derer annehmen mag, die mit voller Überzeugung die Rückkehr Chinas zur Monarchie guthießen, so muß der wirkliche Verlauf dieser Bewegung doch zu dem Schluß nötigen, daß der so kluge Realpolitiker hinter den Mauern der alten verbotenen Stadt die Fühlung mit den vorhandenen Stimmungen und Strömungen nicht mehr genügend besaß, als er die Hand nach dem Kaiserthron ausstreckte. Denn wenn auch China im Jahre 1911 wie durch eine Wandlung sich plötzlich als Republik vorfand und die Bedeutung dieses neuen Ausdrucks nur wenigen verständlich war, so hatte doch ohne Zweifel seitdem der republikanische Gedanke starke Fortschritte gemacht und viele, die in ihrer Gesinnung im ganzen noch dem alten China angehören, finden trotzdem den Weg zur Monarchie nicht mehr zurück.

Und vor allem nicht zu einer Dynastie Yuanshikais. Denn das ist der andere Punkt, der das Scheitern der geplanten neuen Monarchie erklärt: die geringe moralische Schätzung, welche Yuanshikai im allgemeinen bei den Gebildeten genießt. Man bewundert seine Klugheit und Schlauheit, sein Regierungstalent, aber man schätzt ihn nicht als einen „Edlen" im konfuzianischen Sinne. Dazu hat er zu oft die Parteien gewechselt, ist in seinen innersten Motiven zu undurchsichtig, arbeitet zu stark mit Geld, Titeln und Ehrenstellungen, um sich persönliche Anhänger zu sichern und hat anderseits zu viel schlimme Nachrede, daß der Dolch und das Gift, das gewisse sehr tüchtige, aber seinen Zielen hinderliche und zu viel wissende Männer erreichte, von ihm selbst stammte.

Der Widerspruch gegen Yuanshikai, der sich in der von Yunnan ausgehenden Revolution entladen hat, wird womöglich noch übertroffen durch die Feindschaft, die gegen ihn in Japan besteht. Er wird dort — wie kürzlich die „Peking Daily News" schrieb — mit der Kraft des Haßgesangs gefaßt. Politische Massenversammlungen fanden zu Beginn des Jahres in Tokio statt, die auf den einen Ton gestimmt waren: fort mit Yuanshikai![1] Der Haß der Japaner gegen Yuanshikai ist alt. Er datiert aus den Jahren seiner ersten amtlichen Tätigkeit, als er in Seoul ein

[1] Man könnte auf die Vermutung kommen, daß die Revolution in Yunnan überhaupt erst von den Japanern entfacht sei. Aber obwohl die japanische Presse unverhohlen ihre Billigung der Revolution aussprach, so ist doch daran festzuhalten, daß diese in den chinesischen Verhältnissen selbst ihre Erklärung findet.

Digitized by Google

wachsames Auge auf die japanischen Machenschaften am koreanischen Hof hatte und ihnen nach Kräften entgegenarbeitete. Der jetzige Haß der Japaner gegen Yuanshikai kann kaum einen andern Grund haben als damals; nur daß es sich jetzt nicht bloß um Korea handelte. Indes ist es ganz besonders schwer, über die innerste Stellung Yuanshikais den Japanern gegenüber eine zutreffende Anschauung zu gewinnen. Denn in seinem Verhalten gegen sie ist äußerlich wenigstens von schroffer Ablehnung nichts zu finden. Er gerade war es, der als nächster Vertrauter des Hofes während der Reformära der Mandschudynastie die Japaner in erster Linie als Ratgeber und Instrukteure herangeholt und nach japanischem Muster reformiert hat. Ja, man sprach auch in der neuesten Zeit von einem geheimen Einverständnisse des Präsidenten mit Japan, das zum Ziel habe, den politischen Einfluß der europäischen Mächte aus China zu verdrängen und China die Möglichkeit geben sollte, in der Anlehnung an Japan zu erstarken. Soviel darf man wohl annehmen, daß der kluge Politiker hier den Japanern, dort den Europäern gegenüber von dem altchinesischen Grundsatz sich leiten ließ: „mit Hilfe der Barbaren die Barbaren im Zaum halten". Vielleicht aber hat es den Japanern nicht genügt, was Yuanshikai ihnen für ihre Hilfe z. B. bei der Aufrichtung der Monarchie geboten hat. Oder ob sie herausfühlten, daß „der listigste und unzuverlässigste aller Chinesen" (wie er in einer japanischen Protestversammlung in Peking kürzlich genannt wurde) in der Anwendung seines Grundsatzes sie selbst zuweilen auch als Barbaren im Objekt dachte.

Wie stand Yuanshikai zu Deutschland? Was er an den Deutschen schätzte, trat darin zutage, daß er wesentlich in die Hand deutscher Offiziere und Lehrer die Ausbildung des Offizierkorps legte, das er sich nach dem japanisch-chinesischen Kriege in Hsiau-chan bei Tientsin heranzog. Danach lernte er als Gouverneur von Schantung während des Boxerjahres 1900 die Deutschen auch in ihrer politischen Haltung näher kennen und, wie man gewiß annehmen muß, schätzen. Denn die besonnene Haltung des damaligen Gouverneurs Jaeschke erleichterte ihm außerordentlich seine kühne und für China unschätzbare Haltung der Boxerbewegung gegenüber. Ich glaube nicht, daß man zu irgendeiner Zeit Yuanshikai einer unfreundlichen Haltung gegen Deutschland beschuldigen könnte. Aber man darf ihn andererseits schwerlich als einen Freund Deutschlands

Digitized by Google

bezeichnen. Er hat seinen ältesten Sohn zur Erholung nach Deutschland geschickt, aber zum Studium sandte er mehrere seiner Söhne nach England. Sein nächster Vertrauter, der Kantonese Liang-shi-i, der es verstanden hat, von der Mandschuzeit her durch alle Phasen der Entwicklung sich an höchster Stelle zu erhalten, ist als ein „Engländerfreund" in China bekannt. Und die in einem Teil der chinesischen Presse gegebene Darstellung, wonach jener Plan eines englisch-japanischen Bündnisses, dem die Deutschen in China zum Opfer gefallen wären, eben von diesem Liang-shi-i selbst ausging (um mit Englands Hilfe Japan zum Trotz die Monarchie durchzusetzen), hat manche Wahrscheinlichkeit für sich; es dürfte uns jedenfalls nicht verwundern, wenn es so gekommen wäre. Die Schätzung, welche von deutscher Seite aus Yuanshikai immer entgegengebracht worden ist, behält aber trotzdem ihr gutes Recht. Denn wir schätzten Yuanshikai aus dem Zutrauen heraus, daß er der fähigste Mann Chinas sei, um die Kraft Chinas nach innen und außen zu fördern; darf man es doch als einen Leitsatz unserer Beziehungen zu China aussprechen, daß wir nicht ein schwaches und zerstückeltes, sondern ein auf seiner alten Basis fest gegründetes, sich neu entwickelndes China wünschen, mit dem ein fruchtbarer Wechselverkehr im Geben und Nehmen möglich ist. Und wir bedauern es um Chinas willen, daß Yuanshikais letztes kühnes Unternehmen, das eine Stärkung der Regierungsgewalt garantieren sollte, in Wahrheit zur entgegengesetzten Wirkung führte. Aber es ist eine unberechtigte trübe Auffassung, wie sie zum Teil jetzt in der Presse ausgesprochen worden ist, als ob Yuanshikais Tod einen schweren Verlust für die deutsche Sache und Zukunft in China bedeute. Denn diese hängt gerade in China bei weitem in erster Linie von der einfachen Tüchtigkeit der deutschen Leistungen auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet ab.

Was wird nun in China werden? Es muß sich zunächst herausstellen, ob nunmehr, nachdem die republikanische Staatsform wieder gesichert und der Anstoß an der Person Yuanshikais beseitigt ist, die Einheit zwischen dem Süden und Norden sich wiederherstellt. Wenn nicht, so wäre es ein trauriges Zeichen, daß die auf jeden Fall bei den Revolutionären auch vorhandenen selbstsüchtigen und partikularistischen Interessen nur zu sehr die Oberhand gewonnen hätten. An Yuanshikais Platz wird zunächst der bisherige Vizepräsident Liyuanhung treten, der als

Digitized by Google

General in Wutschang durch die Revolution von 1911 mehr zufällig zu seinem hohen Posten gekommen ist. Er gilt als schlicht und ehrlich, aber irgendwelche Proben politischer Fähigkeit hat er bisher nicht abgelegt.

Mehr als er wird vielleicht der Kriegsminister Tuan-ch'i-jui hervortreten. Er legte sein Amt nieder, als die monarchische Bewegung begann, nahm dann aber, als Yuanshikai den Forderungen nach Beibehaltung der Republik und der Berufung eines verantwortlichen Kabinetts nachgegeben hatte, das Amt des Ministerpräsidenten an. Er gehört zu jenem ersten Kreis von Offizieren, mit deren Hilfe Yuanshikai noch in den neunziger Jahren sich seine modernen Divisionen schuf. Bei der Krisis, die im vorigen Jahre anläßlich der japanischen Forderungen entstand, empfahl er ein Losschlagen.

Von Japan selbst aber, das durch diesen Krieg einen so übermächtigen Einfluß im fernen Osten davongetragen hat, daß ihm auch England widerwillig sich fügen muß, wird es vor allem abhängen, was nun aus China werden soll, nachdem die gehaßte Persönlichkeit Yuanshikais ihre Rolle ausgespielt hat.

Das Vorspiel zur Reichsfinanzreform nach dem Kriege

Von Dr. jur. G. Strutz, Wirkl. Geh. Oberregierungsrat und Senatspräsidenten des Preußischen Oberverwaltungsgerichts

Selten wohl hat die Neubesetzung oberster Reichs- oder Staatsämter so große Überraschung hervorgerufen wie die jüngst vollzogene. Hat doch einer der hervorragendsten Kenner des Geld- und Finanzwesens, dem auch auf jenen Gebieten bereits glänzende Erfolge beschieden waren, in einem Zeitpunkte, wo der Reichsfinanzverwaltung Aufgaben von einer Größe und Schwere wie noch nie einem Finanzminister gestellt sind oder doch bevorstehen, das Reichsschatzamt mit dem Reichsamt des Innern vertauscht, und ist er ersetzt durch einen umgekehrt in der innern Verwaltung glänzend bewährten, vor große Aufgaben auf dem Gebiete des Finanz- und namentlich des Steuerwesens, auf welch letzterem seiner die schwierigsten Probleme warten, noch nicht gestellt gewesenen Manne. Der Personenwechsel mußte die in die Beweggründe nicht ganz Eingeweihten um so mehr

Digitized by Google

überraschen, als man sich erinnerte, daß, als Herr Helfferich das Reichsschatzamt von Herrn Kühn übernahm, dessen Rücktritt damit begründet wurde, man halte es für geboten, schon jetzt an die Spitze der Reichsfinanzverwaltung diejenige junge und frische Kraft zu stellen, von der man hoffen könne, daß sie die Riesenarbeit der Neuordnung der Reichsfinanzen nach dem Kriege leisten werde. Die Aussichten für das Gelingen von Reichssteuerreformen, namentlich die Aussichten für ihr Gelingen einigermaßen nach den Wünschen der verbündeten Regierungen, werden kaum verbessert, wenn alle paar Jahr ein anderer Schatzsekretär vor dem Reichstage erscheint. Seit dem Rücktritt des Freiherrn von Stengel sind acht Jahre verflossen, und Graf Rödern ist seitdem der fünfte Schatzsekretär; die durchschnittliche Amtsdauer seiner vier Vorgänger beträgt also ganze zwei Jahre. Preußen hat vor dem Amtsantritt Herrn Lentzes in 31 Jahren soviel Finanzminister verbraucht wie das Reich Schatzsekretäre in 8 Jahren, obgleich in jene 31 Jahre die dreijährige Episode Bitter fiel! Durch ein derartiges Kommen und Gehen der Schatzsekretäre, demgegenüber die Steuerprogramme der politischen Parteien als feste Pole in der Erscheinungen Flucht sich darstellen, wird eine konsequente, feste Reichsfinanz- und namentlich Reichssteuerpolitik und die Stellung der Reichsfinanzverwaltung gegenüber dem Reichstage nicht erleichtert.

Allerdings mag der bisherige Schatzsekretär für seine jetzt verabschiedeten Steuervorlagen eine andre Aufnahme im Reichstag erwartet haben, als sie dort gefunden haben. Zwei von ihnen haben das Parlament in ganz anderer Gestalt verlassen, als in der sie hineingekommen sind. Das gilt zuvörderst gerade von derjenigen Vorlage, die sich von den übrigen nicht bloß dadurch, daß sie nicht zur Deckung eines laufenden Defizits im Reichshaushalte bestimmt ist, sondern auch durch die weitverbreitete Volkstümlichkeit ihres Grundgedankens — vor deren Überbewertung ich freilich seit Auftauchen dieses Grundgedankens stets eindringlich gewarnt habe — unterschied, von dem im Reichstag in „Kriegssteuergesetz" umgetauften „Kriegsgewinnsteuergesetz". Was dieser Entwurf vorschlug, war im Grunde eine Kombination folgender Steuern: für Einzelpersonen einer einmaligen nach der absoluten Höhe gestaffelten Vermögenszuwachssteuer mit einer solchen von dem ersparten, d. h. zur Vermögensbildung

Digitized by Google

oder -vermehrung verwandten Teile des während des Krieges gegenüber dem letzten Friedenseinkommen erzielten Mehreinkommens, für Erwerbsgesellschaften einer nach dem Verhältnisse zum Stammkapital plus Reserven progressiven Steuer von dem gegen die letzten Friedensjahre prozentual erzielten *Mehrgewinne* — der weder gleichbedeutend mit Vermögenszuwachs noch mit Einkommensvermehrung bei Einzelpersonen ist (vergl. meinen Aufsatz in der „Deutschen Juristen-Zeitung" vom 1. April 1915) — mit einer in die Form eines Zuschlags zu dieser gekleideten, nach dem Prozentsatze des Gesamtgewinnes progressiven Vorbelastung derjenigen Gesellschaften, deren Gesamtgewinn in den Kriegsgeschäftsjahren durchschnittlich 10 v. H. des Stammkapitals und der Reserven übersteigt, für ausländische Gesellschaften endlich eine nach der absoluten Höhe des Mehrgewinns gestaffelte Steuer.

Allerdings hatte ich selbst, als ich als erster in der „Juristen-Zeitung" vom 15. Juli 1915 auf die Anknüpfung der Kriegsgewinnsteuer an die in der Besitzsteuer bereits bestehende Vermögenszuwachssteuer als den gangbarsten Weg hinwies, und ebenso noch im „Staatsbedarf" vom 1. Januar 1916 die Mitberücksichtigung der Einkommensvermehrung als erwägenswert bezeichnet. Dabei hatte ich aber nur eine Ergänzung einer selbst schon nicht bis zu so hohen Sätzen wie die demnächstige Regierungsvorlage gehenden Steuer auf den Vermögenszuwachs durch eine noch weit mäßigere auf das im *Durchschnitte* der Kriegsjahre gegen den Durchschnitt einer entsprechenden Zahl der letzten Friedensjahre erzielte Mehreinkommen im Auge, und ich wollte dadurch den der Vermögenszuwachssteuer zu machenden Vorwurf einer Benachteiligung des Sparsamen gegenüber dem Minder-sparsamen abschwächen. Aber schon vor Bekanntgabe der Regierungsvorlage kamen mir gegen meine eigene Anregung je länger je mehr Bedenken, die ich schon in meiner im Februar 1915 erschienenen Einzelschrift „Die Besteuerung der Kriegsgewinne" und anfangs März in einem Vortrage in der „Deutschen Gesellschaft 1914" zum Ausdruck brachte. Gegenüber der Vorlage selbst tat ich es dann ausführlicher in der „Deutschen Juristen-Zeitung" vom 1. April, wobei ich besonders betonte, daß die Verdoppelung der Steuersätze für den der *Summe* des Mehreinkommens der Kriegsjahre entsprechenden Vermögenszuwachs den Vorwurf der Benachteiligung

Digitized by Google

des Sparsamen nicht, was ich durch Mitberücksichtigung des Einkommens erreichen wollte, abschwäche, sondern verschärfe, daß der erarbeitete Vermögenszuwachs gegenüber dem müheloſen benachteiligt werde, und daß bei einer solchen Höhe der Belastung des Mehreinkommens die Verschiedenheiten der bei dessen Berechnung anzuwendenden Landeseinkommensteuergesetze zu unerträglichen Verschiedenheiten der Belastung führen müßten. Der Reichstagsausschuß trug dem ersten Einwande in der ersten Lesung dadurch Rechnung, daß er an die Stelle der Verdoppelung der Steuersätze für den einer Einkommensvermehrung entsprechenden Vermögenszuwachs eine Steuer auf das gesamte, gleichviel, ob ersparte oder verbrauchte, Mehreinkommen mit einer gleichen Skala wie der für den Vermögenszuwachs setzte. Damit wurde jedoch, zumal gleichzeitig die schon nach der Vorlage zu niedrigen unteren Grenzen der Steuerpflicht noch weiter herabgesetzt wurden, für die Mehrzahl der Steuerpflichtigen das Einkommen als Bemessungsgrundlage tatsächlich an die erste Stelle geschoben, und dadurch gewannen die andern von mir gegen seine Berücksichtigung erhobenen Bedenken, insbesondere diejenigen aus der Verschiedenheit der Landeseinkommensteuergesetze, noch erhöhte Bedeutung[1].

An der noch stärkeren Betonung des Einkommens nahmen aber auch die verbündeten Regierungen, deren einzelstaatlichen Finanzverwaltungen schon die Mitberücksichtigung des Einkommens nach der Vorlage nicht sehr sympathisch gewesen zu sein scheint, ernstlichen Anstoß, weil sie darin einen ersten Einbruch des Reiches in das Gebiet der Einkommensbesteuerung sahen, was sie freilich schon hätte von der Zustimmung zu der Vorlage abhalten sollen. Die Einigung zwischen verbündeten Regierungen und Reichstag ist auf der von mir („Vossische Zeitung" a. a. O.) empfohlenen Plattform zustande gekommen: völlige Ausscheidung des Einkommens als Bemessungsgrundlage unter Verdoppelung der Sätze für die somit allein übrig bleibende Vermögenszuwachssteuer der Einzelpersonen und unter Wiederheraufrückung der Freigrenzen der Steuerpflicht. Die Besteuerung der Gesellschaften ist schließlich, nachdem der Reichstagsausschuß auch hier in erster Lesung grundsätzliche Umgestaltungen vorgenommen hatte, in den Grundzügen nach der Regierungsvorlage geregelt worden.

[1] Vgl. meine Aufsätze in Nr. 216, 217 und 218 der „Vossischen Zeitung".

Digitized by Google

Der zweite Hauptstreitpunkt zwischen den gesetzgebenden Faktoren neben dem vom Bundesrat durch seine Vorlage selbst verschuldeten der Mitberücksichtigung des Einkommens war die vom Ausschuß in erster Lesung beschlossene Erhebung einer nachträglichen, vierten Rate des Wehrbeitrags auf Grund einer neuen Veranlagung. Man hat auch mit diesem Gedanken mich in Verbindung gebracht und mich von der einen Seite gegen Herrn Helfferich ausgespielt, von anderer Seite als Verächter 1913 gegebener Zusicherungen der Nichtwiederholung des Wehrbeitrags angegriffen. Der letztere Angriff ist schon deshalb haltlos, weil der Krieg Verhältnisse geschaffen hat, an die bei jenen Zusagen niemand gedacht hat. Man hat aber hüben und drüben überhaupt übersehen, daß ich — in meiner erwähnten Einzelschrift — nur ausgeführt habe, wenn wegen Fortdauer des Krieges 1917 die erstmalige Veranlagung der Besitzsteuer steuertechnisch unmöglich sei, würde die Erhebung einer Nachtragsrate des Wehrbeitrags als Notbehelf zur Deckung des Ausfalls in Betracht kommen. Dagegen hatte ich allerdings in jener Schrift wie auch in meinem erwähnten Vortrag darauf hingewiesen, daß es dem Grundgedanken der Kriegsgewinnsteuer, einen steuerlichen Ausgleich dafür zu schaffen, daß während des Kriegs eine Minderzahl steuerlich leistungsfähiger geworden ist, während die Leistungsfähigkeit der Mehrheit gesunken ist, entsprechen würde, auch die zwar nicht gestiegenen, aber auch nicht gesunkenen Vermögen zu einer Vorbelastung nach Art der Kriegsgewinnsteuer, aber in weit geringerem Ausmaße heranzuziehen, weil eben schon in der Erhaltung der bisherigen Vermögen ein überdurchschnittlich günstiges Ergebnis der Kriegszeit liege. Diesem Gesichtspunkte trägt nunmehr das Gesetz in der Weisung Rechnung, daß es die nicht gestiegenen, aber um nicht mehr als 10 v. H. zurückgegangenen Vermögen mit einer Steuer von 1 v. H. des 90 % des früheren Vermögens übersteigenden Betrages belegt. Man hat diese Regelung, die freilich erhebliche steuertechnische Schwierigkeiten enthält, als willkürlich und gekünstelt bezeichnet. Ich kann das nach dem Vorhergesagten nicht zugeben; sie entspricht, wie gesagt, dem Grundgedanken der Kriegsgewinnsteuer, und die Grenze von 90 v. H. ist nicht willkürlicher wie andere unvermeidliche Zahlengrenzen in Steuergesetzen. Ich hätte sogar nichts dagegen gehabt, wenn der Satz dieser Steuer von nicht gewachsenen Vermögen höher gegriffen,

Digitized by Google

etwa verdoppelt oder auf 2 oder 3 v. H. festgesetzt worden wäre, je nachdem das Vermögen nach dem Kriege mehr als 90, aber nicht mehr als 95 oder aber mehr als 95, aber nicht mehr als 100 % seines Betrages vor dem Kriege ausmacht. Allerdings bedeutet auch schon der gleiche Satz für den 90 v. H. das frühere übersteigenden Teil des Vermögens für dieses im ganzen eine progressive Belastung.

Noch eigenartiger wie die Behandlung der Kriegsgewinnsteuervorlage der verbündeten Regierungen durch den Reichstag war die ihrer Quittungssteuervorlage; deren Behandlung erinnert an unerfreuliche Seiten der Finanzreformverhandlungen in den Jahren 1908/09, 1910/11 und 1913. Nicht einmal die Elektrizitäts- und Gas- und die Anzeigensteuer, übrigens keineswegs dies verdienende steuergesetzliche Scheusäler, hat der Reichstag 1909 so beinahe unbesehen in die Wolfsschlucht befördert und durch reichlich improvisierte Steuern ersetzt, wie jetzt den Quittungsstempel. Und als 1910 die Reichszuwachssteuer vom Regierungstisch als eine Großtat gepriesen und die Behauptung aufgestellt wurde, die verbündeten Regierungen stünden einmütig und mit voller Überzeugung hinter der Steuer, von der sie 1909 nichts hatten wissen wollen, da war doch der Lobredner ein anderer Schatzsekretär als derjenige, der im Jahre zuvor die sich gegen sie aussprechende Denkschrift vorgelegt hatte. 1913 aber machte der Reichstag immerhin doch nur die von den verbündeten Regierungen als Eventualsteuer vorgeschlagene Besitzsteuer zur obligatorischen allgemeinen. Jetzt aber hat der Reichsschatzsekretär sein eigenes Kind zugunsten eines fremden vom ersten Augenblick an preisgegeben und das Lob dieses fremden gesungen.

Tatsächlich ist das, was der Reichstag unter Zustimmung des Schatzsekretärs — die Einzelregierungen scheinen sich für die Umgestaltung weniger erwärmt zu haben — aus dem Quittungsstempel gemacht hat, etwas völlig wesensverschiedenes. Der vorgeschlagene Quittungsstempel war wirklich eine Aufwandsteuer — „Aufwand" im Sinne von Aufwendung von Geld und Geldeswert verstanden, nicht in dem von entbehrlichem, Luxusaufwand —, die vermöge der Freigrenzen den sozialpolitischen Vorzug hatte, den weitaus größten Teil des Aufwands der Wenigbemittelten freizulassen, freilich auch den, indes leicht zu beseitigenden Mangel, daß sie nur zwei Feststempel, für Beträge bis 100 Mark und

Digitized by Google

über 100 Mark vorsah. Die Form des Stempels gewährleistete die Abwälzung vom Zahlungsempfänger auf den Zahlenden, also den Verbraucher, sicherte diesen aber auch vor Abwälzung eines höhern, als des Stempelbetrags. Der — abgesehen von Warenlieferungen über 100 M. außerhalb des Betriebes inländischer Gewerbe, wofür der Quittungsstempel mit Quittungszwang angenommen ist — statt dessen beschlossene Warenumsatzstempel ist und bleibt eine Gewerbesteuer, nach dem Absatz in Höhe von 1 vom Tausend desselben, also eine in das bisher den Einzelstaaten bezw. deren Kommunalverbänden vorbehaltene Steuergebiet eingreifende direkte, nämlich Real(Objekt-)steuer. Daran ändert der Umstand, daß sie nicht alle Gewerbebetriebe ergreift, nicht das mindeste; denn es gehört keineswegs zum Wesen einer Gewerbesteuer, daß sie alle Arten oder Umfangsklassen der Gewerbe erfaßt, wie denn noch niemand bezweifelt hat, daß die preußische Warenhaussteuer und die nur gewisse Gewerbearten treffenden Gemeindegewerbesteuern eben Gewerbesteuern sind. Daran ändert auch weder die Erhebung in Stempelform, noch die Wahrscheinlichkeit der Abwälzung auf die Käufer etwas; denn in die Form des Stempels kann man so ziemlich jede Steuer kleiden, ohne daß dadurch ihr materieller Charakter berührt wird, wie z. B. die sog. Tantiemesteuer der Aufsichtsräte durch die Stempelform nicht aufhört, eine direkte, Ertrags- oder, wie man sich ungenau ausdrückt, partielle Einkommensteuer zu sein. Der Gewerbetreibende aber wird den Umsatzstempel ebenso unter den Handlungsunkosten kalkulieren, wie jede andere Gewerbesteuer, und er wird sie ebenso wie diese abzuwälzen suchen, nur mit dem Unterschiede vom Quittungsstempel, daß diese Abwälzung auf den einzelnen Kunden sich nicht genau im Verhältnisse der Warenentnahme vollziehen und die Wenigbemittelten nicht verschonen, vielleicht sogar durch höhere Preisaufschläge auf kleinere Warenentnahmen diese verhältnismäßig stärker treffen wird. Denn an die Stelle der Steuerfreiheit kleiner Zahlungen ist eine solche ganz kleiner Betriebe — mit einem Umsatze von nicht mehr als 3000 Mark — getreten, worin sich auch der andere Charakter der Umsatzsteuer als des Quittungsstempels ausprägt. Davon, daß die Minderbemittelten absolut überbürdet würden, kann allerdings bei der geringen Höhe des Umsatzstempels keine Rede sein; das ist m. W. auch von keiner wirklich sachverständigen und

Digitized by Google

darum ernst zu nehmenden Seite behauptet worden. All das berührt aber die Tatsache der Schaffung einer mit einem dürftigen Feigenblatt verhüllten Reichsgewerbesteuer nicht. Die Frage, ob nicht in der Tat eine Reichsgewerbesteuer, freilich in ganz anderer, vorzugsweise die Großbetriebe treffender Gestalt gerechtfertigt wäre, worauf ich bereits vor 28 oder 29 Jahren in den „Preußischen Jahrbüchern" hingewiesen habe, steht auf einen andern Blatt. Daß der Umsatzstempel den Quittungszwang entbehrlich macht, ist gegenüber den großen Schwierigkeiten der Veranlagung von recht fragwürdigem Werte.

Glimpflicher sind die andern Regierungsvorlagen weggekommen, von denen das Frachturkundenstempelgesetz die Stempelpflicht für Stückgut bringt und den Stempel für Wagenladungen, von 0,2 und 0,5 auf 1,5 und 3 Mk., erhöht, das Tabakabgabengesetz starke Erhöhungen der Tabak-, Zigarren- und Zigarettenzölle, des Wertzollzuschlags und der inländischen Gewichts- und Flächensteuer, sowie einen Kriegsaufschlag für zigarettensteuerpflichtige Gegenstände, das dritte Gesetz eine mit den Post- und Telegraphengebühren zu erhebende Kriegsabgabe, also einen Zuschlag zu jenen Gebühren bringt. Allerdings hat der Reichstag die vorgeschlagenen Sätze teilweise ermäßigt, das Inkrafttreten der Erhöhung des Tabakwertzollzuschlags bis zum Eintritt normalerer Tabakpreise hinausgeschoben und auch andere Änderungen an den Entwürfen vorgenommen. Aber diese Änderungen berühren das Wesen der Abgaben nicht. Nicht unbedenklich als Präzedenzfall für den etwaigen Übergang zu Reichsmonopolen der einen oder andern Art ist die nach dem Vorgang des Tabaksteuergesetzes vom 15. Juli 1913 wiederum vorgesehene Entschädigung durch das neue Gesetz geschädigter Hausgewerbetreibenden und Arbeiter. Noch bedenklicher ist es, daß man im Ausschuß den Schatzsekretär zu der Erklärung veranlaßt hat, die verbündeten Regierungen „hofften bestimmt", sie würden „die jetzt geplante Erhöhung als Definitivum in die endgültige Finanzreform übernehmen können". Derartige, wenn auch nicht strikt bindende Zusagen für eine Zukunft, deren Bedürfnisse noch so wenig vorauszusehen sind, sind nie ratsam und haben sich schon oft in der Zukunft als recht unbequeme Hemmnisse erwiesen, deren Beseitigung oder Umgehung dann manchmal, wenn überhaupt, so doch nicht ohne ideelle Einbuße für die

Digitized by Google

Regierung möglich gewesen ist. Sie sind um so weniger ratsam nach den Erfahrungen mit den raschen Personenwechseln im Reichsschatzamt.

Rein *finanziell* ist das Ergebnis der abgeschlossenen Steuerdebatten ein wahrhaft glänzendes. Was noch nie dagewesen ist, der Reichstag hat den verbündeten Regierungen mehr als 150 Millionen Mark jährlicher Steuern mehr bewilligt, als sie verlangten. Dem normalen Verhältnisse zwischen Regierung und Parlament im konstitutionellen Staat entspricht das allerdings ebensowenig wie das seit langem üblich gewordene Drängen der Parlamente auf Vermehrung der Ausgaben, demgegenüber umgekehrt, wie man sich die Rollenverteilung früher dachte, die Regierung zu dem Faktor geworden ist, der den Daumen auf den Beutel hält. Aber dieses Gegenteil von der früheren Sprödigkeit des Reichstages im Steuerbewilligen eröffnet doch *insofern* gute Aussichten für die große Finanzreform.

Es gibt ja nun freilich sehr sachverständige Stimmen, die der Ansicht sind, dieses ganze Vorspiel der großen Finanzreform sei, abgesehen von der Kriegsgewinnsteuer, nicht notwendig gewesen und könne jene mehr hemmen, als es nutze. Indes wenn es sich auch nach dem Kriege vielleicht um beinahe ebensoviel Milliarden Jahresmehrbedarf handeln wird, als jetzt — abgesehen von der Kriegssteuer — Hunderte von Millionen bewilligt sind, so soll man es doch nicht unterschätzen, daß wir bis dahin uns neue Einnahmen erschlossen haben, die immerhin die Verzinsung von 13 Milliarden Kriegsanleihe decken. Eine Hinderung der Bewegungsfreiheit bei der kommenden großen Steuerreform durch die jetzige kleine ist bei der Wahl der jetzt beschlossenen Steuern nur bezüglich des Tabaks zu besorgen. Allerdings kann sie gerade hier sehr unbequem werden. Die größte Schwierigkeit wird aber immer die grundsätzliche Verständigung zwischen verbündeten Regierungen und Reichstag über die Abgrenzung der Steuergebiete zwischen Reich und Einzelstaaten bieten. Die in dieser Richtung nach den bisherigen Erfahrungen zu hegenden, mit jeder Mehranspannung der Steuerschraube schwerer gewordenen Besorgnisse hat allerdings der Verlauf der jetzigen Steueraktion nicht zu zerstreuen vermocht.

Digitized by Google

Religionspsychologisches aus dem Schützengraben

Von Paul Göhre, M. d. R.

1. Tatsachen

Zunächst eine Vorbemerkung. Die nachstehenden Ausführungen sind die verkürzte Niederschrift eines Vortrags, den ich im April d. J. in der Deutschen Gesellschaft von 1914 hielt. Sie berichten nur, was ich selbst draußen erlebte, und versuchen alsdann, diese Erlebnisse in einen allgemeinen Rahmen hineinzustellen. Ich weiß, daß manche ganz ähnliche, andere aber auch sehr entgegengesetzte Erfahrungen gemacht haben wie ich. Es muß eine spätere Aufgabe bleiben, auf Grund des gesamten vorliegenden Materials zu einem zusammenfassenden Urteil über die Religion im Kriege zu gelangen.

Sodann eine rein theoretische Definition. Sie ist unerläßlich, um von vornherein Mißverständnisse auszuschalten. Über das Wesen der Religion war gerade in den letzten Jahren vor dem Kriege eine lebhafte Diskussion im Gange. Der Monismus machte viel von sich reden, empfahl sich als eine neue Religion für alle wahrhaft modernen Menschen. Eine andere Strömung proklamierte den Ästhetizismus als Religion: die Erhebung zu einer von Kunst durchtränkten Lebenskultur sei der beste und völligste Ersatz alter längst überwundener Konfessionen. Arthur Bonus verkündigte die Religion als Wille und Schöpfung. Die freireligiöse Bewegung erklärte den Kampf gegen alle Religion zur Religion, feierte den Kultus der Vernunft als den einzig möglichen religiösen Kultus für den Menschen unserer Zeit. Und ein Teil der Arbeiterschaft sah schon lange in dem politischen und wirtschaftlichen Programm der Sozialdemokratie den einzigen noch lebensfähigen Rest der religiösen Verkündigung Jesu, huldigte ihm als seiner Religion, die ihm völlig genügte: von allen diesen und ähnlichen Strömungen und Auffassungen wird in meinen weiteren Darlegungen keine Rede sein. Ich sehe in ihnen allen nur höchst unzureichende und höchst vergängliche Surrogate von Religion, nicht Religion selbst. Religion war und ist nach meiner Meinung immer nur da, aber auch immer da, wo ein Mensch sich einer letzten, ewigen, göttlichen Macht gegenüberstehend weiß, mit der er sich in irgendwelchen enge-

Digitized by Google

ren oder loseren, primitiveren oder vergeistigteren Beziehungen und Berührungen empfindet. Das Objekt der Religion ist die Gottheit, nicht eine Weltanschauung, nicht eine Ethik, erst recht nicht ein Parteiprogramm. Alle Religion ist Gottreligion. Außer ihr ist keine. Die ganze Geschichte der Religion ist Beweis dafür. Nur eins könnte als Beweis dagegen vorgebracht werden: der Buddhismus. Aber durchaus mit Unrecht. Auch der Buddhismus gehört unter die religiösen Surrogaterscheinungen, allerdings von allergrößten Dimensionen. Auch er ist nicht Religion, sondern Ethik auf dem Hintergrunde einer an Wert noch dazu sehr zweifelhaften Weltanschauung. Es ist die Ethik der Passivität in Verbindung mit einer Weltanschauung vollkommenen Pessimismus. So bleibt es dabei: alle Religion ist Gottreligion; und nur in diesem Sinne soll im weiteren von Religion die Rede sein.

Endlich noch eine dritte Feststellung. Fast alles, was ich über religiöse Äußerungen unserer Soldaten berichten oder auch nicht berichten kann, bezieht sich auf alten gedienten sächsischen Landsturm, also auf Leute im Alter von 39 bis 45 Jahren. Mit einem sächsischen Landsturmbataillon war ich monatelang in einem großen Gefangenlager nicht weit hinter der Front; bei einem Landsturm-Infanterie-Regiment habe ich dann den Feldzug im Sommer vorigen Jahres mitgemacht; schließlich steckte ich wieder in einem sächsischen Landsturm-Ersatz-Bataillon. Ich habe ferner ausschließlich im Osten gestanden. Der Feldzug, an dem ich teilnahm, war vorwiegend Bewegungs-, nicht Stellungskrieg, wenn wir natürlich dabei auch wochenlang in Schützengräben vorderster Linie gelegen haben.

Und nun zu den Tatsachen selbst, die ich mitzuteilen habe.

Ich führte draußen stets nur einen Zug. In diesem meinem Zuge habe ich nur einen einzigen wirklich frommen Menschen getroffen, der ein Beter war. Er war von Beruf Straßenarbeiter aus dem Erzgebirge. Still, pflichttreu, unauffällig, ein ordentlicher Soldat. Er gehörte zu den Frommen alten, patriarchalischen Schlages. Vor und nach jeder Mahlzeit faltete er ohne Scheu die Hände zum Gebet. Er wird früh und abends, vor allem vor jedem Gefechte das Gleiche getan, sich Gottes Schutze empfohlen haben. Wo er es vor aller Augen tat, blieb er, was in Friedenszeiten kaum möglich gewesen wäre, gänzlich unbehelligt, aber auch ohne den geringsten vorbildlichen Einfluß auf die Kameraden. Ich habe nirgends

Digitized by Google

gesehen, daß es ihm auch nur einer nachgetan. Dabei habe ich stets in engster Fühlung mit meinen Leuten gelebt. Ich schlief im Biwak neben ihnen auf demselben Stroh; wir lagen in den Scheunen der Panjes eng aneinander gepfercht; und im Schützengraben hatte ich in meinem Unterstand stets eine Gruppe meines Zuges bei mir. Wenn wir dort, im Unterstand, zusammenhockten, ohne zu schlafen, wurde natürlich immer erzählt, Heimatgedanken ausgetauscht, Familiensorgen gebeichtet, Klagen über augenblickliche Beschwerden vorgebracht, kameradschaftliche Scherze gemacht. Das religiöse Gebiet wurde dabei nie, nicht einmal von weitem berührt. Selbst dann nicht, wenn die Nachricht von irgendeiner neuen Verwundung oder gar dem Tode eines Kameraden durch den Graben lief. Manchmal wurden Briefe von daheim vorgelesen: auch aus ihnen habe ich nie ein Wort religiöser Ermahnung oder Tröstung gehört. Einen Feldgeistlichen, der etwa schlummernde religiöse Empfindungen hätte wecken können, haben wir nie zu sehen bekommen, einen Feldgottesdienst nie erlebt. Nur im Gefangenlager fanden ihrer regelmäßig statt; ich habe dabei die Leute scharf beobachtet und hatte den Eindruck, daß sie stellenweise starkes Interesses für die Predigt zeigten; aber das war deutlich immer nur da, wo der Geistliche mehr allgemeine Fragen erörterte, Ethik, nicht Theologie vortrug. So oft wir im Gefecht lagen, oder auch nur in Reserve, aber dabei noch in der Feuer- und Gefahrzone, nie, weder bei Tag noch in der Nacht, habe ich ein Wort von Gott, ein Gebet, geschweige einen Ewigkeitsgedanken von meinen Leuten äußern hören. Dabei tat jeder von ihnen im Gefecht seine volle Pflicht; ich hatte nie Drückeberger. Die unter ihnen, die verwundet wurden, riefen regelmäßig um Hilfe, immer aber nur die Kameraden, nie Gott um diese Hilfe an. Die gleichen Beobachtungen habe ich im Lazarett gemacht. Ich erkrankte im September, bei Olita, während dort gekämpft wurde, an einem Ruhranfall, und wurde zunächst in dem dortigen eben etablierten Feldlazarett untergebracht. Ich geriet in eine große Synagoge, die mit zum Teil noch unverbundenen Verwundeten überfüllt war. Wieder waren unter ihnen zufällig überraschend viel Sachsen. Soweit ich noch bewegungsfähig war, bin ich von einem zum andern gegangen: auch hier ist kein Wort gefallen, das entfernt mit Gebetsstimmung, mit religiöser Gesinnung zusammenhing. Man schwieg, man jammerte, man half und tröstete sich

Digitized by Google

ganz menschlich: aber ein Gottesbewußtsein brach nie dabei durch. Schmutz, Blut, Läuse, Hunger, Erschöpfung, die nackten Dielen — das alles drückte wohl jeden Aufschwung der Seele nieder, selbst da, wo die innere Disposition dafür etwa noch in irgend Einem vorhanden gewesen sein konnte.

Diese Erfahrungen, die ich hier machte, sind mir von Kameraden meines Regiments als richtig und typisch bestätigt worden. Wo immer ich herumfragte, hörte ich nichts dem meinigen Entgegengesetztes. In jeder Kompanie steckten einige Fromme ähnlicher Art wie mein erzgebirgischer Straßenarbeiter. Sonst dieselbe religiöse Gleichgültigkeit, wenigstens dieselbe Abwesenheit irgendwelcher Anzeichen irgendwelchen religiösen Innenlebens. Ein älterer Leutnant sagte mir einmal, daß er für sich selbst das unerschütterliche Gefühl habe, daß Gott ihn beschütze und daß er unverwundbar sei. Ein Offizierstellvertreter führte ein Neues Testament mit und bekannte, daß er bete. Derselbe erzählte mir, daß er, als er mit seinem Zuge zur Unterstützung schon im Feuer befindlicher Abteilungen vorging, im Vorrücken in einer geschützten Mulde fünf Leute der vorderen Abteilungen getroffen habe, die laut zusammen beteten. In einer der anderen Kompanien erhielt ein Mann öfter von seinem Pastor ein religiöses Flugblatt geschickt. Er mußte allerlei Witze der Kameraden über sich ergehen lassen, nicht weil er überhaupt solch ein Flugblatt erhielt, sondern weil dieser sein geistlicher Freund ihm immer nur solche geistliche und nicht gleichzeitig auch einmal eine leibliche Liebesgabe zusandte. Gelegentlich habe ich auch einige Leute, die aus meinem Wahlkreise und mir von daher lange als zuverlässige Beobachter bekannt waren, nach der religiösen Gesinnung ihrer Kameraden gefragt: auch sie hatten von ihr so gut wie nichts gespürt.

Ein ganz entgegengesetztes, überraschendes Erlebnis hatten wir aber, als wir nach der Einnahme von Warschau in Stellung vor Grodno kamen. In den Schützengräben, die wir dort bezogen, lösten wir rheinisch-westfälische Landwehr ab: hier fanden wir Gräben wie Unterstände mit allerlei Heiligenbildern geschmückt. Der Unterstand, den ich von einem jungen Leutnant übernahm, war an den Wänden bedeckt mit frommen Sprüchen und Bildern. Kruzifix und Weihwasserkesselchen über dem Tisch fehlten nicht. Auf der dem Feind abgekehrten Grabenwand standen in nicht allzugroßen Abständen Heiligenbilder derart, wie man sie in katholischen Ka-

Digitized by Google

pellen oft sieht: unter Glas und Rahmen, in einem überdachten Kasten ein Kruzifix oder das bunte Bild eines Heiligen oder einer heiligen Szene. Mitunter trugen sie griechisch-orthodoxen Stempel: sie waren wohl aus den zerstörten Häusern der umliegenden Bauerndörfer zusammengelesen worden. Wenn ich mich recht erinnere, erzählten uns die abziehenden Kameraden, daß sie ca. 8—10 Wochen lang dort gelegen hatten: so hatten sie Muße gehabt, die kirchlichen Sitten der Heimat in diesen Gräben neu aufleben zu lassen, und ihr Feldgeistlicher wird ein Hauptverdienst daran gehabt haben. Wie freilich diese Situation auf die religiöse Gesinnung der Leute gewirkt, das konnte ich während der halben Stunde der Ablösung natürlich nicht feststellen. Ich enthalte mich daher jedes Urteils darüber, will aber in diesem Zusammenhang bemerken, daß man mir gesagt hat, daß, wo immer katholische Soldaten, namentlich jüngeren Alters, in größerer Zahl zusammenliegen, unter ihnen noch viel gebetet werde. Auf meine Leute machte auch dieser katholisch-kirchliche Schützengraben sichtlich keinerlei Eindruck: sie beschauten sich zuerst die Sache, ließen sie unberührt, aber gingen alsbald gleichgültig an ihnen vorüber.

Und nun ein Bekenntnis über meine eigenen persönlichen religiösen Erlebnisse draußen im Felde. Ich muß da, um diese in das rechte Licht zu setzen, einiges Wenige über meine frühere religiöse Entwicklung vorausschicken. Ein Teil der Leser weiß, daß ich früher Geistlicher war; in meinen besten Jahren, zwischen 20 und 30, war ich sogar leidenschaftlichster religiöser Enthusiast und Asket. Ich habe damals in einem inbrünstigen Gebetsleben geradezu geschwelgt. Ich hielt es zeitweise für eine Sünde, besser zu leben, als die Armen in unserem Volke, und lebte selbst danach. Ich verdammte die Musik, solange noch jemand vor Hunger schreie. Ich wollte einst als junger Hilfsgeistlicher mein ganzes Leben lang Fabrikarbeiter werden, mit den Massen ihr Los teilen und arbeitend wie sie das Evangelium Jesu verkündigen. Ich bin später zu einem gut Teil aus Christentum Sozialdemokrat geworden: ich war also ganz voll von ehrlichst gemeinter Religion. Seitdem hat freilich die intensive Berührung mit den Massen, die Beschäftigung mit der Politik und den wirtschaftlichen Problemen und Aufgaben unserer Zeit eine tiefe Wandlung in mir hervorbracht: mein religiöser Enthusiasmus ist gedämpft; Askese halte ich längst für eine sehr unwirksame Art menschlicher Nächstenliebe; ein

Digitized by Google

Gebetsleben wage ich nicht mehr zu haben, und der Gedanke an ein ewiges Leben ist mir nicht nur problematisch, sondern im Grunde auch gleichgültig geworden. Was mir aber über allem unerschütterlich festgeblieben ist, ist der Glaube an eine letzte, ewige, allwaltende, göttliche Macht. Ich vermag mir weder, noch wage ich mir von ihr irgendwelche Vorstellung zu machen. Das unmittelbare Bewußtsein, daß sie ist, weil sie sein muß, genügt mir. Ohne dies Bewußtsein erscheint mir alles Leben, alle Menschenentwicklung völlig sinnlos. Mit ihm ist mir mein Leben eine selbstverständliche Aufgabe, reich an Inhalten. Ich wage auch nicht mehr, über die Gottheit das geringste auszusagen. Ich habe nicht den geringsten Anhalt oder Mut, anzunehmen, daß ich mit ihr in irgendeiner kontrollierbaren Verbindung bin. Ich wage nicht, mich ihr zu nähern, sie auch nur von ferne zu ertasten; mir genügt, überzeugt zu sein, daß sie ist, und daß auch ich irgendwie in ihren Händen ruhe. Mit dieser einfachen, mich aber tief beglückenden Religion bin ich hinaus ins Feld gegangen, und als ich dann zuerst ins Feuer kam, was erlebte ich da? Mein ganzer Mensch wurde wie von einem Donnerschlag zusammengerissen; es durchzuckte mich: jetzt geht's um dein Leben und deinen Tod; nur ganz blitzartig dachte ich dabei an Frau und Kinder; und dann kam plötzlich, fast aufdringlich, ein sekundenlanger Wunsch: Beten! Sofort aber darauf das Echo: Nein; es ist sinnlos. Und von da an bin ich absolut ruhig und innerlich unerschüttert gewesen. Die Aufgabe, die uns gestellt war, erfüllte mich ganz; ich dachte nur noch daran, mit meinen Leuten meine Pflicht zu tun. Als dann unser Vorgehen zum Stillstand kam, Feuerpausen eintraten, wir eingegraben in Deckung lagen, Zeit ward, über das Erlebte und das Gegenwärtige nachzudenken, fand ich mich erfüllt von ruhigster Sachlichkeit; ich bewunderte, wie alles so prachtvoll ineinander griff, aber an Gott dachte ich nicht mehr, weder in diesen ersten noch in den späteren Gefechten. Mir kam es einfach unmöglich vor, diese Kämpfe mit der Gottheit in irgendwelche Beziehung zu bringen. Ich selbst fühlte mich in ihnen immer ganz diesseitig, ganz nur innerweltlich erfüllt und bestimmt. Und nie, während meiner ganzen Fronteristenz, hat sich an diesem Zustande auch nur das geringste geändert. Ich war, wohl wie die allermeisten meiner Kameraden, zwar nicht gottlos, aber ganz gottfern.

Damit habe ich alles erzählt, was ich an Beobachtungen und Erfah-

Digitized by Google

rungen religions-psychologischer Art im Felde erlebt habe. Es ist also unsäglich dürftig. Und seine Bedeutung liegt wohl gerade darin, daß es so dürftig ist.

2. Erwägungen

Es entsteht nunmehr die Frage, ob der Mangel an religiöser Gesinnung, den ich draußen vorfand, eine vereinzelte oder allgemeine Erscheinung ist. Darauf will ich eine Antwort aus allgemeineren Erwägungen heraus zu finden suchen.

Ich gehe dabei nochmals aus von der religiösen Lage unseres Volkes kurz vor dem Kriege. Wie war es da? Auf der einen Seite die katholische Kirche und Frömmigkeit, fest umhegt durch eine starke Organisation, Tradition und Theologie. Auch in ihrem Bereiche machten sich schon, namentlich in den mehr gemischt-konfessionellen Gegenden, allerhand innere Zerbröckelungen, mancherlei innere Gesinnungslosigkeit bemerkbar; immerhin war im großen und ganzen katholische Religiosität noch unerschüttert, wenig verringert. Anders im Bereich der protestantischen Kirchen. Hier war eine rasch zunehmende Abkehr immer wachsender Massen von ihrer Kirche festzustellen. Die bekannte Bewegung zum Austritt aus der Landeskirche war ein charakteristisches Symptom dafür. Hundertmal, tausendfach größer an Umfang als diese Austrittsbewegung aber war die reine religiöse Indifferenz derer, die in der Kirche blieben, die aber so gleichgültig gegen sie und alles, was Religion heißt, geworden waren, daß sie es gar nicht mehr für der Mühe wert hielten, aus ihr noch formell auszuscheiden. Es wäre falsch, diese Erscheinung, die nicht abzuleugnen ist, nur zu verurteilen. Es kam vielmehr in ihr die große, weltgeschichtlich bedeutsame Auseinandersetzung zum Ausdruck, die sich schon lange heimlich aber deutlich vollzieht zwischen der mit der antiken Weltanschauung auf das allerengste verwachsenen überlieferten christlichen Religion einerseits, und der neuen ausschließlich naturwissenschaftlich und darum ganz diesseitig bestimmten sogenannten modernen Weltanschauung anderseits. Und da immer größere Massen immer völliger und konsequenter unter die Herrschaft der letzteren gelangen mußten, da ihr ganzes Leben, Denken und Handeln schließlich in ihren Netzen hing, so mußten sie, religiös unproduktiv wie die Mehrzahl der Menschen ist, endlich mit der alten Weltanschauung auch die überlieferte Religion über

Digitized by Google

Bord werfen, in deren Mantel allein sie jene kennen gelernt hatten. Je weniger religiös veranlagt einer war und ist, desto schneller und skrupelloser vollzog sich und vollzieht sich noch dieser seelische Prozeß. Denn das ist eine meiner stärksten und wie mir scheint geradezu unwiderleglichen Lebenserfahrungen, daß Religiosität genau so eine Sache der Veranlagung bei uns Menschen ist, wie Kunst, Handfertigkeit, Mathematik, Beredsamkeit und anderes. Wer also von Natur religiös unbegabt ist, muß sich notwendig unter den geistig freieren Lebensbedingungen unserer Zeit leicht von ihr als einem Ballast lösen. Schließlich wurden an diesem Loslösungsprozeß auch solche beteiligt, die sehr tief religiös begabt sind, die aber ebenfalls dem Druck der neuen Weltanschauung, sich zu verschließen, nicht den Mut hatten. Und auch sie brachen entweder wie jene in eine religiöse Leere hinab, aber sie gingen auf die Suche nach neuer Religion und gerieten dabei in das Gehege jener Surrogatreligionen, von denen ich vorhin einige kurz erwähnte. Das also, um es nun zusammenzufassen, war die religiöse Situation unseres Volkes kurz vor dem Kriege: eine große Scheidung der Geister war im Gange; die religiös Unbegabten hatten sich in ungezählten Massen auf das Gebiet vollkommener religiöser Indifferenz zurückgezogen, und fühlten sich hier unleugbar wohl, weil von etwas Aufgezwungenem befreit; andere, kleinere Kreise waren auf der Suche nach neuer Religion; ein großer Rest unseres Volkes aber hing nach wie vor treu und innig ihrer Kirche, vor allem der katholischen Kirche, an.

Und nun kam der Krieg und riß in wenig Tagen, Wochen, Monaten Millionen und Abermillionen Männer mit sich fort, ballte und bündelte sie landschafts- und bezirksweise in Bataillone und Regimenter zusammen und trieb sie in Eilzügen über unsere Grenzen hinaus — ist es da nicht in der Tat ganz selbstverständlich, daß alle diese Männer ihr ganzes Ich, ihr ganzes Empfinden, auch ihre ganzen bisherigen religiösen Kämpfe, Erfahrungen, Entwicklungen mit hinaus nahmen, daß, je nach den Landschaften unseres Vaterlandes, aus denen sie zusammengestellt waren, auch der ganze religiöse oder nicht mehr religiöse Zuschnitt, in dem sie sich bis dahin befunden hatten, wie eine Selbstverständlichkeit mit ihnen ging? Ist es nicht nach unser aller Erfahrung mit den sittlichen Faktoren genau so gegangen? Sind die großen Erfolge unserer Nation in den 20 Mo-

Digitized by Google

naten dieses Kriegs nicht zu einem guten Teil die Wirkung und Anwendung der vielerlei und vielartigen sittlichen Kräfte und Veranlagungen, die wir aus dem Frieden, aus unserer Heimat und Arbeit in den Heeresorganismus mit hineinbrachten? Sollte es da also mit den religiösen Dingen anders sein? Unmöglich: unser Heer sieht religiös so aus, wie unser Volk vor dem Kriege religiös ausgesehen hat: und dies Aussehen war eben dies: zur Hälfte religiös, zur andern Volkshälfte religiös indifferent oder gar feindlich. Und in der Mitte beider Hälften eine nicht kleine Gruppe von nach neuer Religion Suchenden.

Dazu kommt noch ein Anderes, noch Wichtigeres. Der jetzige Krieg ist — ich spreche damit eigentlich schon eine Banalität aus — in den allerverschiedensten fundamentalen Beziehungen eine völlig neue Erscheinung im Vergleich zu allen früheren Kriegen, auch zu dem von 1870/71. Er ist sie besonders insofern, als er in ganz anderem Umfange als früher nicht bloß Kampf und Gefahr ist, sondern zugleich auch schaffende, produktive Arbeit darstellt. Die Formen und Arten der schöpferischen und zivilen Arbeit, die nicht nur hinter der Front, sondern bis in die Front hinein, die in der Front selbst täglich und stündlich geleistet werden, sind fast ebenso zahlreich wie diejenigen der Friedensarbeit des Volkes daheim. Der Krieg ist industrialisiert. Der Krieg ist zuerst Arbeit, dann erst Kampf. Jeder Arbeiter ist Soldat, aber auch jeder Soldat ist zugleich Arbeiter. Nicht bloß in dem Sinne, daß Hunderttausende von Schlossern, Zimmerleuten, Mechanikern, Schustern, Schneidern, Köchen im Kriege, ja in der Schlacht ruhig und wie ganz selbstverständlich fast genau dieselbe Art Arbeit leisten, wie daheim in Zivil, nein — auch jeder andere muß ganz anders wie in früheren Kriegen nicht bloß gelegentlich, sondern beinahe regelmäßig ähnliche Arbeit leisten: muß graben, mauern, rammen, Holz fällen, Baracken bauen, Landarbeit leisten usw. So bringt auch in diesem Sinne das ganze Volk sich selbst, seine Berufe, seine Arbeit, seine mehr oder weniger geübte und gewohnte Tätigkeit mit in die Gemeinschaft dieses Kriegs hinein. Es war Clausewitz, der den Krieg definiert hat als eine Fortsetzung der Politik mit anderen Mitteln. Unter den von mir eben ausgeführten Gesichtspunkten kann man beinahe mit dem gleichen Rechte den heutigen Krieg als eine Fortsetzung des Lebens und der Arbeit unseres ganzen Volkes nur unter anderen äußeren Umständen bezeichnen. Ist

Digitized by Google

dem aber so, so ist schlechterdings nicht zu bestreiten, daß auch die ganze innere, geistige, seelische und also auch die ganze religiöse und nicht religiöse Disposition unserer Kämpfer, die zugleich Arbeiter sind, etwa die gleiche im Kriege wie im Frieden sein muß.

Nun ist natürlich auch dieser Krieg zugleich Kampf und Gefahr, sogar schwerster Kampf, blutigste Gefahr, und übt als solcher seine besonderen, erschütternden, fast revolutionierenden Wirkungen aus. Aber auch diese Wirkungen sind nicht gänzlich anders, nur gesteigerter, als die der Arbeit vieler Arbeitenden in ihrer Friedensbeschäftigung. Auch diese ist bekanntlich für Millionen vielfältigst von Gefahren für Leib und Leben umdroht. Sie haben alle von den hohen Ziffern derjenigen gehört, die alljährlich im Frieden auf dem Felde der Arbeit ihre Gesundheit oder gar ihr Leben verlieren. Und wie Ungezählte dieser Lebensgefahr im Frieden innerlich Herr werden trotz der religiösen Entwicklung, die sie durchmachten, ja die sie zu einem guten Teile gerade wegen der ständigen Lebensgefahr durchmachten, so ist nunmehr erst recht verständlich, daß auch die Existenz draußen an der Front, im Schützengraben und im Granatfeuer eher die bisherige religiöse oder nichtreligiöse Disposition stärkt und fortentwickelt, als revolutioniert und in neue Bahnen leitet. Gewiß ist richtig, daß der Krieg souverän über die Menschen verfügt; aber ebenso richtig ist auch, daß der Mensch, sein Wille, sein inneres, geistiges Wesen den Krieg, seine Schrecknisse und Erlebnisse bändigt und geistig meistert. Und diesen seinen Willen, seine innere, geistige Kraft, die Fähigkeit und die Art, das alles zu meistern, bringt der heutige Soldat eben aus seiner Friedensexistenz mit. Auch die religiöse Stimmung des Soldaten im Felde kann daher nichts anderes als die Fortsetzung dieser seiner Stimmung aus der Friedenszeit sein.

Aber auch abgesehen von dieser besondern religiösen oder nicht religiösen Disposition, die der einzelne Soldat aus seiner Friedensexistenz in die Kriegsexistenz mit hineinbringt, und die der eigenartige Arbeitscharakter des modernen Kriegs eher verstärkt als abschwächt, — auch die sonstigen ganz allgemeinen Umstände, unter denen jeder draußen existiert, existieren muß, wirken nicht religionsfördernd, eher religionshemmend. Sie tragen jedenfalls alle zusammen dazu bei, daß sich das ganze Innenleben draußen unendlich vereinfacht. Alles Psychologische wird „auf einige letzte große

Digitized by Google

Linien reduziert"; die rein animalische Existenz nimmt schnell den allerbreitesten Raum ein. Essen und Trinken, Hungern und Dursten, Frieren und Schwitzen, Wachen und Schlafen sind Kardinalfragen draußen im Felde. Gewiß, geht es in solchen Dingen nicht nach Wunsch und Erwartung, so ergibt man sich selbstverständlich darein. Aber ein großer Teil alles Denkens und Tuns konzentriert sich vorher und nachher doch um solche Wünsche und Erwartungen. Essen holen und Essen austeilen, und zwar nicht bloß das Mittagessen, sondern die vielerlei andern Dinge, wie Brot, Marmelade, Kaffee, Zigarren, Butter, Wurst; das Kochen, das Holz- und Strohbesorgen; das Wäschewaschen; der Austausch verbrauchter Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke nimmt im Schützengraben und auch hinter ihm den allergrößten Teil der Tagesstunden in Anspruch. Und alles zusammen drückt das Innenleben herab, unterdrückt es, macht die Seele unbeschwingt, wirkt auf aufsteigende seelische Erregungen ausgleichend, kalmierend. Ist die Truppe im Marsch, schwerbepackt, so sind vielen diese unendlichen Marschbeschwerden unübersteigliche Hindernisse für innere Erhebungsversuche. Gleiche Mühen kostet das nächtliche Postenstehen im Schützengraben; jede seelische Kraft ist dann gegen den Feind angespannt. Ist aber Marsch, Postenstehn und Patrouillegehn vorbei, dann löst ein unendliches Ruhebedürfnis Körper und Geist in Schlaf auf. So wechselt höchste Anstrengung mit stärkstem Ruhebedürfnis — und da dieser Wechsel der Normalzustand ist, so ist auch aus diesem Grunde das Normale eben das Animalische, psychologisch Vereinfachte, religiös Indifferente. Dazu kommt eine Engigkeit der Existenz, von der sich der gebildete Zivilist im Inland keinen Begriff macht. Außer auf Horchposten ist der Soldat eigentlich niemals allein. Auf dem Marsch, im Schützengraben, im Unterstand, im Gefecht, im Biwak, im Lazarett — immer ist er mit seinen Kameraden zusammen, oft wie der Hering mit Heringen zusammengepfercht: da entsteht in jedem (denn keiner, weil er ein Glied dieser Masse ist, kann sich ihr entziehn) eine Massenstimmung, die der Durchschnittsmensch, der ja stets in der Mehrheit ist, souverän beherrscht und bestimmt. Diese Durchschnittsmassenstimmung, die schließlich zum durchschnittlichen geistigen Habitus aller, auch der Stärkeren, Abgesonderteren wird, wird alsbald auch Dauerstimmung: auch sie ist aber jedem starken seelischen, erst recht religiösen Aufschwung feindlich. Man kommt

Digitized by Google

einfach schießlich gar nicht mehr auf den Gedanken, solchen Aufschwung zu suchen oder auch nur zu wollen. Schließlich wirkt auch die Abgeschlossenheit von der heimischen Kultur in derselben Richtung. Gewiß, während des langen Stellungskriegs im Westen mag es mit dieser Abgeschlossenheit nicht gar so schlimm bestellt sein. Doch auch hier fanden und finden oft Translokationen der Truppen und in Verbindung damit Brief- und Postsperren statt. Auch hier hält das Vielerlei, das Kleinliche und das Alltägliche der Schützengrabenexistenz von einer einigermaßen geregelten geistigen Existenz ab; — noch schlimmer aber war es bei uns im Osten, wo der Bewegungs- und Stellungskrieg fortwährend wechselte: da trafen die geistigen Anregungen von daheim schon sehr viel spärlicher und nur ganz ruckweise und gewöhnlich dann ein, wo wenig oder keine Zeit war, sich ihnen hinzugeben: wo aber keine Anregung von außen ist, da ist auch für den durchschnittlichen Menschen kein rechtes, entwicklungsfähiges Innenleben vorhanden, geschweige ein religiöses. Auch Religiosität lebt nicht von sich selbst, sondern von den Beziehungen des Menschen zu der Fülle des ihn umgebenden Lebens.

Ein ganz entscheidender Beweis für die Richtigkeit dieser Gesichtspunkte ist der Wandel, der in den Kämpfenden in bezug auf sein Verhältnis zu seiner Familie vor sich zu gehn pflegt. Diese inneren Beziehungen blassen sich allmählich stark ab. Nicht als ob man die Seinigen nicht weiter inbrünstig liebte. Aber auf diese Liebe legt sich ein eigenartiges Ferngefühl. Bei aller Sehnsucht nach ihnen fühlt man sich wie abgeschieden von ihnen; man weiß, daß man sie vielleicht nie wieder sieht. Eine ganze Fülle von Dingen, die daheim an ihnen wichtig erschienen, interessieren gar nicht mehr, da man ja doch nichts mehr zu ihnen dazu tun kann; schließlich schwinden sie gar zeitweise ganz aus dem Gedächtnis. Auch hier also dieselbe psychologische Erscheinung: das ganze Innenleben vereinfacht sich, reduziert sich, schwächt sich ab.

In derselben Richtung wirkt der Zwang zur Aktivität, die Pflicht zum Handeln, auf den einzelnen Mann. Wobei ich auch das monatelange passive Aushalten im Schützengraben einbegreife, das mir eine sehr aufreibende Handlung und Tat besonderer Art zu sein scheint. Der Mann steht draußen stets unter einem ehernen Muß; und dieser Druck macht gleichmütig, stetig, innerlich unbewegt. Jedes Handeln selbst aber lenkt

Digitized by Google

stets vom Sinnieren und Grübeln ab. Der gesunde, auf das Praktische gerichtete Menschenverstand, nicht das Spekulieren in die Himmel hinein, gilt draußen im Felde etwas.

Das alles zusammen aber ist einem irgendwie stärkeren religiösen Innenleben wahrlich nicht förderlich. So kommt es denn auch, daß der innere Gleichmut selbst der fortwährenden Todesgefahr gegenüber, die man doch sonst als die stärkste Anregerin zur Frömmigkeit bezeichnet, gewahrt bleibt. Auch vor der Möglichkeit des Todes, der wie eine Selbstverständlichkeit einem jeden täglich ganz nahe ins Auge sieht, bleibt man schließlich unbewegt; vielmehr paßt man sich auch ihr innerlich geradezu an, ohne Erregung, ohne Erhebung, ohne Depression. Auch ist Tod und erst recht Verwundung so häufig, ist etwas so Alltägliches, daß man beim besten Willen kein Aufhebens davon mehr machen kann.

So darf man denn schließlich zusammenfassend sagen: Den Allermeisten bringt der Krieg und seine Erlebnisse keine sonderliche Veränderung ihrer religiösen Gesinnung, wie sie sie vor dem Kriege allmählich gewonnen hatten. Höchstens insoweit, als er ihnen das Bewußtsein einer unentrinnbaren Notwendigkeit für unser Leben im ganzen, des einfachen Zufalls im einzelnen erweckt. Viele von denen, die mit der alten patriarchalischen christlichen Frömmigkeit hinausgingen, werden draußen an ihr eine stille, starke Stütze gefunden und behalten haben, aber eine bestimmte Anzahl unter ihnen wird an ihr draußen irre geworden sein. Diejenigen aber, die ohne Gott und religiöses Leben ins Feld zogen, sind auch im Felde gewißlich ohne Gott geblieben. Unter ihnen wird es nur eine kleine Gruppe sein, die sich während des Kriegs und durch den Krieg zu neuem religiösem Leben durchrangen. Wer aber als religiöser Grübler und Suchender hinauszog, kommt auch gewiß als solcher wieder zurück. Gerade religiös gesehn ist der Krieg der allerungeeignetste Problemelöser, nicht einmal ein Problemesteller.

Digitized by Google

Notizen

Die Gefahren des Wirtschaftskrieges

Man beginnt in Frankreich einzusehen, daß der geplante Zollbund der Alliierten nicht ohne Gefahren für das Wirtschaftsleben der heute verbündeten Länder ist. In der angesehenen Zeitschrift „La Revue de Paris“ am 15. Mai wird ein Artikel Max Hoschillers veröffentlicht, der eine ruhige, den Tatsachen entsprechende Bewertung der zollpolitischen Möglichkeiten gibt und dessen Tendenz von Tageszeitungen wie dem „Eclair“ unterstützt wird.

„Auf den ersten Blick könnte es scheinen, als ob durch den geplanten Wirtschaftsbund der Alliierten Deutschland zu Tode getroffen würde, aber wenn man etwas genauer prüft, so zeigt es sich, daß der Vorschlag die Beziehungen der Alliierten kühler gestalten, Reibungen, ja sogar schwere Interessenkonflikte beraufbeschwörend wird.“

Hoschiller zeigt das im einzelnen an Hand des vierfach gestaffelten Tarifs (1. wechselseitige Vorschußzölle für England und seine Kolonien, 2. weniger günstige Vorzugszölle zwischen dem britischen Weltreich und den Alliierten, 3. günstige Behandlung der Neutralen, 4. hohe Abwehrzölle gegen die jetzigen Feinde).

Zu Punkt 1 des Tarifs bemerkt Hoschiller, daß durch den modernen Krieg, der hauptsächlich mit industrieller Hilfe geführt wird, die Stellung der Dominions als Rohstofflieferanten stark gefestigt wurde. Sie halten den Augenblick für gekommen, die Weltreichsverfassung, die sie schon immer angestrebt haben, durchzuführen. Soweit durch diesen Plan die Interessen der Alliierten nicht verletzt werden, ist ihm nichts entgegenzuhalten. Aber durch eine völlige wechselseitige Zollbegünstigung des britischen Weltreichs werden die russischen Interessen sehr stark berührt.

„Seit einigen Jahren ist der gefährlichste Konkurrent für die russischen Agrarerzeugnisse auf dem englischen Markt Kanada geworden, wie nachfolgende Tabelle beweist.

Mittlerer Jahresdurchschnitt	Getreideeinfuhr nach England: Anteil Rußlands	Anteil Kanadas, Australiens, Indiens und Argentiniens
1882—1891	15,8 %	21,0 %
1892—1901	10,6 %	24,2 %
1902—1911	15,7 %	54,6 %

„Wenn Mr. Hughes für kanadisches, australisches und indisches Getreide einerseits, russisches andererseits, verschiedene Zölle aufstellt, wird das russische Getreide den englischen Markt völlig verlieren. Die Russen wollen ja gewiß dem Wirtschaftsblock der Alliierten sich anschließen, aber sie erklären, daß sie, um sich den Luxus eines deutschen Boykotts — Deutschland war vor dem Krieg Rußlands bester Kunde — leisten zu können, von den Alliierten die Erschließung ihrer Märkte in weit größerem Maße wie bisher verlangen müssen. Wenn England seine

Digitized by Google

Kolonien zum Schaden Rußlands begünstigen würde, würde letzteres anstatt sich dem Wirtschaftsbunde der Alliierten anzuschließen, in Konflikt mit England geraten. Dieses Beispiel dürfte genügen. Für alle Rohstoffe, für alle Produkte, die aus Rußland oder Frankreich kommen, muß man dieselben Fragen stellen, dieselben Befürchtungen haben. Wieweit sind wir von der wirtschaftlichen Zusammenarbeit der Alliierten!"

Hoschiller weist sodann nach, daß für Kanada die enge Verbindung mit dem Mutterland sehr ungünstig sei, da sie die Beziehungen zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten störe. „Man darf sich nicht einbilden, daß Kanada sich in einen Wirtschaftskampf mit seinem mächtigen Nachbarn einlassen wird."

„Auch andere Kolonien, wie z. B. Neuseeland, werden nicht bereit sein, der geplanten engen Verbindung beizutreten, im Gegenteil, Neuseeland erklärt, daß es bald imstande sein wird, für sich selbst zu sorgen."

Es ist also klar, daß England kein Interesse daran hat, seine Handelspolitik in schutzzöllnerischem Sinne zu ändern. Es würde dadurch nichts gewinnen, könnte aber viel verlieren. Vor allem würde es seine Beziehungen zu den Alliierten stark schädigen" — insbesondere zu Frankreich, dessen Haupteinfuhr nach England, nicht einmal durch fiskalische Zölle verteuert, erfolge.

„Was würde sich ereignen, wenn man den gestaffelten Schutzzoll einführen würde? Wie groß auch immer der Unterschied sein mag, den Frankreich in der Zollbehandlung den Waren aus feindlichen Ländern im Gegensatz zu den Waren aus neutralen oder verbündeten Ländern zuteil werden läßt; immer würde sich der französische Export an einer Zollschranke stoßen, die vorher nicht bestand."

Zudem liefere Frankreich Waren, die überhaupt nicht oder doch nur in sehr geringem Maße aus Deutschland kommen. „Rechtfertigt der Kampf gegen Deutschland den Zoll auf Waren, die ein Monopol Frankreichs darstellen? Es genügt, die sich täglich verlängernde Liste der französischen Handelskammern zu durchlesen, die Proteste gegen die Einführung des Schutzzolls in England enthalten, um zu verstehen, wie gefährlich das geplante Projekt ist."

Gefährlich — wegen der schon während des Krieges hervortretenden englischen Bemühungen, „entbehrliche" Waren von der Einfuhr auszuschließen. „Wenn am Tage nach Kriegsende die Schutzzölle diese heutigen Versuche sanktionieren, wird die französisch-englische Entente in den Grundfesten ihrer Handelsbeziehungen erschüttert sein."

Darum solle man es wohl überlegen, ehe man Entschlüsse fasse, die nicht mehr gut zu machen seien. „Kein Mensch diesseits oder jenseits des Kanals wünscht, daß die Jahre der Entente cordiale von einem französisch-englischen Zollkrieg gefolgt werden! Im Gegenteil, die richtigste Folge der Entente cordiale wäre ein auf gegenseitigen Zugeständnissen basierender französisch-englischer Handelsvertrag."

Hoschiller wendet sich schließlich noch den französisch-deutschen Beziehungen zu.

Digitized by Google

„Frankreich bezieht von Deutschland hauptsächlich Kohle. Hier läßt sich schwer eine Änderung treffen. Andererseits ist Deutschland einer der besten Käufer französischer Landwirtschaftsprodukte. In den zwanzig Jahren von 1889 bis 1909 hat Frankreich viel mehr an Deutschland verkauft, als es von ihm gekauft hat.

	Einfuhr aus Deutschland	Ausfuhr aus Frankreich
	In Millionen Francs	
1889	338 400	341 900
1892	337 400	356 400
1895	283 200	333 800
1898	334 000	394 000
1901	401 600	443 400
1904	436 400	564 200
1907	638 100	649 600
1909	661 100	725 800

Die Handelsbilanz von 1880 bis 1912 ist zugunsten Frankreichs und nicht zugunsten Deutschlands. „Wenn wir Deutschland boykottieren, so laufen wir Gefahr, uns eines ebenso schätzbaren wie notwendigen Kunden zu berauben."

„Man wird also aus der Verlegenheit nicht herauskommen: entweder werden die Mitglieder des Wirtschaftsbundes der Alliierten imstande sein, die Produkte, die sie nötig haben, selbst zu fabrizieren und sie zu ebenso billigen Preisen zu exportieren wie die Deutschen — dann sind antideutsche Abwehrzölle überflüssig. Oder aber die Mitglieder des Wirtschaftsbundes sind hierzu nicht imstande — dann werden die Abwehrzölle nur die Kosten der Lebenshaltung erhöhen und sehr unerfreuliche Rückwirkungen auf das ganze Wirtschaftsleben der verbündeten Länder haben."

„So stellt sich der Wirtschaftskrieg mit seinem drei- oder vierfach gestaffelten Schutzzollsystem als ein zweischneidiges Schwert dar, das sich schließlich gegen die Verbündeten selbst wenden wird."

Dr. Erich Noether

Friedrich Naumann über Mitteleuropa und Kolonialpolitik

Der Aktionsausschuß der Deutschen Kolonialgesellschaft hat kürzlich in Berlin eine öffentliche Versammlung veranstaltet, die von vielen tausend Personen besucht war und in der die Vertreter sämtlicher Reichstagsparteien unter großem Beifall ihren Standpunkt zur Kolonialpolitik darlegten. Von den Konservativen sprach Graf Westarp, vom Zentrum Amtsgerichtsrat Schwarze, von den Sozialdemokraten Dr. Lensch und von den Nationalliberalen Dr. Stresemann. Von den Freisinnigen war Friedrich Naumann erschienen, der zunächst eine kurze Übersicht über die historische Entwicklung der deutschen Kolonisation gab und im Anschluß daran auf das Thema „Mitteleuropa und Kolonialpolitik" zu sprechen kam.

Digitized by Google

Naumann betonte, daß man vielfach das Wort Mitteleuropa falsch aufgefaßt habe. Man habe darauf hingewiesen, daß durch die Schaffung eines mitteleuropäischen Blockes eine Kolonialpolitik überflüssig sei, oder daß ein Mitteleuropa einer überseeischen Betätigung im Wege stehe. Diese Auffassung sei ganz falsch. Gerade jetzt müssen wir uns besonders intensiv einer überseeischen Betätigung zuwenden, denn Mitteleuropa führt uns mitten hinein in Wirtschaftsaufgaben, die bis an die Tür einer Kolonialpolitik gehen. Nicht nur die Donau soll uns verbinden und nicht nur die Zwischenzölle. Darüber hinaus muß Deutschland zusammen mit Österreich-Ungarn eine Wirtschaft begründen auf neuer und gesunder Grundlage, neu in allen Gewerben. Mitteleuropa tritt dann nicht nur als geschlossener Wirtschaftsbund auf, sondern auch gemeinsam als Käufer und als Verkäufer. Durch eine gleiche Lage werden wir gedrängt, in die Politik der gemeinsamen Wirtschaft. Wir müssen zusammen mit unseren Bundesgenossen aus Acker, Feld und Flur das herausholen, was herauszuholen ist, und ein gemeinsamer Haushaltplan wird unsere Wirtschaft erleichtern. Aber wir können nicht alles in Mitteleuropa produzieren, was Mitteleuropa gebraucht. Das Quantum Baumwolle, das Deutschland und Österreich benötigen, können wir nicht im Böhmerwald bauen, Milliarden tropischer und subtropischer Güter sind uns nötig, daher heißt es für Mitteleuropa: die Augen auf für die Sicherheit des Bezuges überseeischer Waren.

Die Nachwirkungen des Krieges bleiben noch lange bestehen, der wirtschaftliche Boykott in der Weltwirtschaft wird anhalten. Jeder muß daher in seinem eigenen Garten soviel Stroh und Gemüse bauen, wie er kann, aber darüber hinaus muß uns Mitteleuropa zum kolonialen Gedanken führen. Hamburg, Bremen, Duisburg, Fiume, Triest sind eine Handelseinheit, über die wir in die Weltwirtschaft müssen, in die zweite Periode deutscher Kolonisation. — Nach diesen grundsätzlichen Erörterungen faßte Naumann seine kolonialen Wünsche dahin zusammen, daß Deutschland möglichst zusammenliegende Gebiete und nicht wie bisher zerstreute Flecken erhält. Ohne im einzelnen auf Kriegsziele einzugehen, betonte er, daß „wir Gebiete brauchen, in denen Hochöfen gebaut werden, Hochöfen, die Kohle und Eisen benötigen." Die Tatsache, daß alle Parteien zusammen am kolonialen Gedanken arbeiten, der nie eine Parteisache werden darf, bedeutet nach Naumann ein günstiges Omen für die kommende Kolonialperiode Mitteleuropas.

O. Jöhlinger

Literatur

„Ewigkeit", Weltkriegsgedanken über Leben und Tod, Religion und Entwicklungslehre. Von Ernst Haeckel. Berlin 1915. Verlag von Georg Reimer. 128 S. Preis M. 2.

Kulturwege und Erkenntnisse. Von Dr. F. Köhler. 2 Bde. Preis M. 12. Verlag von Johann Ambrosius Barth 1916. Bd. 1: 438 S., Bd. 2: 754 S.

Der greise Jenenser Forscher gibt in seinem neuen Buche „Ewigkeit" einen

Digitized by Google

Überblick über die Lehre, die er ein ganzes Forscherleben hindurch mit äußerster Festigkeit und seinem heißen Temperamente verfochten hat. Es scheint, als ob H. gewissermaßen prüfen wollte, ob seine Lehre auch den Stürmen des Weltkrieges gegenüber standhalten und den erschütterten, erregten Gemütern Halt, Festigkeit, Erbauung und Trost geben kann. Er wollte versuchen, den gegenwärtigen Weltkrieg nach den Gesetzen der natürlichen Entwicklung zu erklären. H. will keineswegs behaupten, daß die naturwissenschaftliche Erklärung die einzige Möglichkeit abgeben kann, die Ursachen des Weltkrieges festzustellen; er gibt nur als Lehrer der Naturwissenschaft seinen Beitrag, und sein Kapitel über die Bedeutung des Kampfes um das Dasein zeigt uns den Weltkrieg in der Beleuchtung, wie ihn die Naturwissenschaft sieht, sofern sie die Primatenabstammung des Menschen zumindest als unentbehrliche Hypothese, wenn nicht als eine durch die Ergebnisse der Forschung erwiesene Tatsache hinstellt.

H. hofft für die Zukunft, daß der unvermeidliche aber unblutige Konkurrenzkampf dereinst nicht mehr in den blutigen und mörderischen Existenzkampf ausarten werde.

Köhler gibt in seinem zweibändigen Werke die Arbeit einer hervorragenden und großzügigen Persönlichkeit. Dem Tuberkuloseforscher stehen die Tatsachen der Naturwissenschaft, wie die Lehren der Philosophie aller Zeiten und die Anschauungen der verschiedenen Religionsfolgen in gleicher Weise zur Verfügung. Die Erzeugnisse der modernen Theologie sind K. ebenso geläufig, wie die Religionslehren längst vergangener Jahrhunderte.

K. ist ein überzeugter Vertreter des spiritualistischen Monismus, den er in Anlehnung an Fechner und Mach vertritt. Wenngleich er sich auf den Boden des religiösen Individualismus stellt, so verkündet er doch gleichfalls die unbedingte Forderung einer streng sozial gerichteten Ethik. Er will die Religion aus dem Geiste der Kultur geboren werden lassen, das heißt, aus Natur und Geisteswelt die tiefgründige Realität und die Idee des Menschseins und des Menschentums mitten in dem unendlichen All loslösen und zum innersten geistigen Besitzstand machen, Menschen Menschen werden zu lassen mit dem lebendigen Triebe, mitzuarbeiten an dem Fortschritt der Kultur. —

K. vertritt den sittlichen Idealismus, den unsere Zeit und unsere Zukunft nötig haben. Im einzelnen wird man oft vom Verfasser der Kulturwege und Erkenntnisse abweichen. Doch darauf kommt es nicht an. Köhler hat ein Werk geschaffen, das überreich an Anregungen und weittragenden Gedanken ist. Der spiritualistische Monismus wird sicherlich den Grundstock der Weltanschauung abgeben, welche die Führung in die neue Zeit übernehmen wird.

Dr. Otto Juliusburger, Steglitz

Maximilian von Hagen, England und Ägypten. Materialien zur Geschichte der britischen Okkupation mit besonderer Rücksicht auf Bismarcks Ägyptenpolitik. Bonn 1915. A. Marcus und E. Weber (Deutsche Kriegsschriften, Heft 13. 82 S. 1.20 Mk.).

Digitized by Google

Der Verfasser geht von der rechtswidrigen, als Akt des Betruges und der Gewaltsamkeit geschilderten Besitzergreifung Ägyptens durch England aus. England setzt damit nur den Vertragsbruch fort, den es dem Konstantinopler Vertrage (29. Oktober 1888) gegenüber in betreff der Neutralität des Suezkanals begangen hat. Das Verfahren Englands in Ägypten von der „provisorischen" Okkupation bis zu Annexion wird treffend charakterisiert als ein „Schulbeispiel für die immanenten Machtinstinkte des britischen Imperialismus, der wie alle koloniale Expansion keineswegs aus Ländergier und Eroberungssucht, sondern aus wirtschaftlichem Aufschwungsbedürfnis, ein Weltreich auch auf schmalster staatlicher Basis zu begründen genötigt war". Die internationale Verflechtung der britischen Okkupation Ägyptens, zumal mit der Kolonialpolitik Bismarcks, sind hier meisterhaft an der Hand zahlreicher Quellennachweise dargestellt. Seit dem Siebenjährigen Kriege ringen England und Frankreich um den Besitz Ägyptens. Der nationalistische Aufstand unter Arabi Pascha in Alexandria, die für die Europäer bedrohliche Anarchie, gaben England 1882 den Anlaß, sich in Ägypten festzusetzen. Bismarck billigte diesen Schritt, weil er England „für das fähigste Land zur Lösung des ägyptischen Problems" hielt; aber er forderte von England Gegenleistungen, die mit der beginnenden Kolonialpolitik Deutschlands verknüpft waren. Es ist ein höchst bewegtes Spiel, das uns hier vorgeführt wird. Alle Fäden laufen in Bismarcks Hand zusammen. Er bringt es zustande, daß sich England auf der von ihm selbst einberufenen Londoner Konferenz (1884) Frankreich, Deutschland und Rußland gegenüber isoliert sieht. So mußte England 1884 denn die deutsche Herrschaft in Südwestafrika anerkennen und den englisch-portugiesischen Kongovertrag preisgeben. Ein weiterer Erfolg Bismarcks war das Zugeständnis Englands, daß in die ägyptische Schuldenkommission ein deutsches und ein russisches Mitglied eintreten, ferner mußte es die deutsche Kolonisierung in Neu-Guinea einräumen. Hier war Bismarck mit Jules Ferry zusammengegangen. Erst nach seinem Sturze führte die Revanchepolitik Frankreich auf die Seite Englands, im Vertrag vom 8. April 1904 verzichtete es auf seine ägyptischen Ansprüche. Man kann aus der kleinen, vortrefflichen Schrift viel lernen; vor allem gibt sie einen Einblick in das komplizierte Spiel der ringenden Kräfte und kann dadurch das Verständnis für äußere Politik und Weltmachtprobleme außerordentlich fördern. Als ein Musterbeispiel in dieser Richtung sei ihr Studium weiteren Kreisen dringend empfohlen.

Prof. Dr. R. Stübe

Nachdruck aus dem Inhalt unter genauer Quellenangabe gestattet.

Verantwortlich: Für den redaktionellen Teil Prof. Dr. Karl Hönn, Berlin W, Wilhelmstraße 67. Für Anzeigen Gustav Kiepenheuer, Weimar. Verlag Gustav Kiepenheuer, Weimar. Gedruckt in der Hof-Buch- und -Steindruckerei Dietsch & Brückner in Weimar.

Digitized by Google

Digitized by Google

RETURN TO ⟶ **CIRCULATION DEPARTMENT**
202 Main Library

LOAN PERIOD 1 **HOME USE**	2	3
4	5	6

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

Renewals and Recharges may be made 4 days prior to the due date.

Books may be Renewed by calling 642-3405

JUL 26 1992 **DUE AS STAMPED BELOW**

JUL 26 1992

AUTO. DISC.

JUN 30 1992

CIRCULATION

JUN 02 2001

AUG 24 2005

UNIVERSITY OF CALIFORNIA, BERKELEY
BERKELEY, CA 94720

FORM NO. DD6

Digitized by Google

U.C. BERKELEY LIBRARIES
C039979082

FR. PETERS
Buchbinderei
Buch- & Papierhandlung
RATZEBURG i/LBG

Digitized by Google

Digitized by Google